



№ 157.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.



Montag, 2. Juli 1832.

Oft adelt er, was uns gemein erschien,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.

Goethe.

J. J. Rousseaus häusliches Leben und Tod.

Zweiter Artikel.

Viel innere Aehnlichkeit mit dem Prinzen de Ligne, den wir am Schluß des vorigen Artikels haben sprechen hören, hat Bernardin de Saint Pierre, der edle, sanfte, zartfühlende Mann. Sehr anmuthig und vielsagend zugleich spricht er sich über Rousseaus häusliches Leben aus. „Im Junius 1772 schlug mir ein Freund vor, mich bei Jean-Jacques einzuführen, ich nahm dieß mit vieler Freude an; wir gingen in die Rue Plâtrière, fast dem Posthôtel gegenüber, und stiegen dann in einem Haus vier Treppen hoch. Da klopften wir an, Madame Rousseau öffnete uns und sagte: treten Sie ein, meine Herrn, mein Mann ist zu Haus. Wir gingen durch ein kleines Vorzimmer, wo Küchengeräth auf das Reinlichste geordnet war, in Rousseaus Stube, wo Jean-Jacques im Oberrock und weißer Mütze saß und Musik abschrieb. Er stand lächelnd und freundlich auf, gab uns Stühle zum Sitzen und ging dann wieder an seine Arbeit, was ihn jedoch nicht hinderte, mit uns zu reden. Er war mager und von mittlerer Statur, die eine seiner Schultern schien höher denn die andere, mochte dieß nun von seiner Haltung beim Schreiben, oder vom Alter kommen, denn Rousseau war damals sechzig Jahr alt. Uebrigens war er aber sehr gut und ebenmäßig gebaut. Seine Gesichtsfarbe war braun, mit einiger Röthe auf den Backenknochen, die Stirne rund und hoch, die Augen voll Feuer. Die scharfen Züge, die von den Nasenflügeln auf die Mundwinkel herabfallen und dem Gesicht seinen Ausdruck geben, deuteten in dem seinigen auf viele und tiefe Empfindung, sie gaben ihm aber auch etwas Schmerzliches. Auf seinem Gesicht waren durch die tiefe Lage der Augen und das Herabgehen der Augenbraunen drei oder vier melancholische Züge ganz verschiedener Art. Aus den Falten seiner Stirn sprach tiefe Trauer, dagegen Lebhaftigkeit und etwas kaustischer Frohsinn aus den vielen kleinen Falten an den äußern Augenwinkeln. Wenn er lachte, so wurden seine Augensterne ganz unsichtbar. Alle Leidenschaften drückten sich nach einander auf seinem Gesicht aus, je nachdem ihn das Gespräch ergriff. Blieb er aber ruhig, so sprachen sich alle Empfindungen nur leicht auf seinem Gesicht aus und es wurde dadurch ein Verein von Liebenswürdigkeit, von Feinheit, von Menschenfreundlichkeit und Achtung gebietender Würde. Neben ihm stand ein kleines Klavier, auf dem er von Zeit zu Zeit Stellen aus der Musik probirte, die er eben abschrieb; nicht weit davon zwei kleine Betten, mit weiß- und blaugestreiftem Baumwollenzeug überzogen, eine Kommode, ein Tisch und einige Stühle; das war sein ganzes Geräth. An der Wand war ein Plan von dem Montmorencywald, wo Rousseau eine Zeitlang gewohnt hatte, angeheftet, desgleichen ein Kupferstich des Königs von England, seines ehemaligen Wohlthäters. Seine Frau saß auch da und war mit Ausbessern der Wäsche beschäftigt; an der Decke hing ein

singender Kanarienvogel, die Fenster gingen nach der Straße heraus, und oft kamen Sperlinge, um da die für sie ausgestreuten Brodkrumen zu picken. Auf der andern Seite, nach dem Vorzimmer zu, standen Kasten und Töpfe, mit Erde angefüllt, und darin ganz einfache Pflanzen. Ueber all diesem herrschte eine Reinlichkeit, Einfachheit und ein Friede, die mich nicht ohne Rührung ließen. Er sprach mir von seinen Reisen, und von da kamen wir auf die Zeitereignisse und auf seinen sehnlichen Wunsch, an politischen und literarischen Streitigkeiten künftig keinen Antheil mehr zu nehmen. Als die Rede auf seine Schriften kam, sagte ich ihm ganz offen, ich ziehe seinen Devin du village und den dritten Theil seines Emile allen übrigen vor. Dieß schien ihn sehr zu freuen, und er erwiederte mir: „Es freut mich auch am meisten, dieß geschrieben zu haben; meine Feinde mögen sagen, was sie wollen, sie werden doch nie einen Devin du village zu Stand bringen." Hierauf zeigte er mir Sämereien aller Art, die er in einer Menge kleiner Schachteln aufbewahrte. Ich konnte mich der Bemerkung nicht enthalten: „Nie habe ich Jemanden gesehen, der so viel Sämereien und doch so wenig Land hat." Der Gedanke brachte ihn zum Lachen. Nach einigen Tagen kam er zu mir, um mir seinen Gegenbesuch zu machen. Er trug eine kleine, runde, wohl frisirte und gepuderte Perrücke und den Hut unter dem Arm, seine ganze Kleidung war aus Nankin, überhaupt sein ganzes Aeußere bescheiden, aber sehr reinlich, gerade wie Sokrates beschrieben wird; in der Hand trug er einen kleinen Stock. Ich bot ihm einen Seecokus mit seiner Frucht an, und er machte mir das Vergnügen, ihn anzunehmen. Als ich ihn durch die Tuilerien nach Haus begleitete, roch er, daß man wo Kaffee brenne, und bei dieser Gelegenheit sagte er: „ich liebe diesen Geruch ausnehmend; wenn man Kaffee auf der Treppe unseres Hauses brennt, so machen manche Hausbewohner schnell Thüren und Fenster zu, ich aber eile, sie zu öffnen." — „Sie trinken also wohl auch Kaffee, da Sie den Geruch gern haben?" — „Allerdings! Kaffee und Eis sind das Einzige, was ich von Luxusgenüssen liebe." Ich hatte von der Insel Bourbon einen Ballen Kaffee mitgebracht und für meine Freunde einige Pakete zugerichtet. Ich schickte ihm eins am folgenden Morgen mit einigen Zeilen, worin ich ihm sagte: da ich seinen Geschmack für ausländische Sämereien kenne, so bitte ich ihn, die beifolgenden gütig anzunehmen. Er antwortete mir auch gleich darauf durch ein sehr verbindliches Billet, worin er mir für meine Aufmerksamkeit dankte. Wie erstaunt war ich daher am folgenden Tag, als ich von ihm folgende ganz anders lautende Zuschrift erhielt: „Gestern, mein Herr, hatte ich Besuch, und war dadurch gehindert, das mir zugeschickte Paket zu eröffnen. Kaum kennen wir uns, und schon fangen Sie an, mir Geschenke anzubieten; dieß würde unsern Umgang zu ungleich machen; meine Vermögensumstände erlauben mir keine Geschenke. Sie haben die Wahl, entweder Ihren Kaffee zurückzunehmen, oder mich ferner nicht mehr zu sehen. Genehmigen Sie ꝛc." Hierauf antwortete ich ihm: ich sey selbst in dem Lande gewesen, wo Kaffee wachse, und da ich ihn selbst von da mitgebracht, so habe die geringe Quantität, welche ich ihm überschickt, durchaus weder Werth noch Wichtigkeit; indessen lasse ich ihm doch in der mir gestellten Alternative die Wahl. Dieser kleine Streit endigte damit, daß ich von ihm eine Ginsengwurzel und ein ichthyologisches Werk, das ihm von Montpellier zugeschickt worden war, als Erwiderung meines Geschenks annahm.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Väter Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration,

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Der Graf von Montfontaine hatte sich mit Mutter, Schwester und Gemahlin nach Toulouse begeben. Die übereilte Reise dahin war sein Werk; theils sollte man lästigen Erkundigungen und ärgerlichem Geschwätz aus dem Wege gehen, theils in Toulouse den vollständigen Beweis erhalten, daß er weder verläumdet, noch übertrieben habe. Er hielt Wort. Nach einiger Zeit brachte er aus den städtischen Gerichtsarchiven ein Dokument bei, nach welchem im Jahre 1790 der Kammerdiener seines Großvaters, des Grafen Hugues von Montfontaine, Namens Huganne, verehlicht mit Antoinette, einer gebornen Chambeau, wegen gewaltsamen Hausdiebstahls zu Brandmarkung und zehnjähriger Galeerenstrafe verurtheilt wurde. Madame Etienne hatte noch immer gehofft, ihre Tochter an dem Unheil gezweifelt. Furchtbar wirkte die starre, die unabänderliche Gewißheit. Doch war Emilie vielleicht die am meisten Bedauernswerthe, sie mußte ihren Schmerz vor dem argwöhnischen Gatten verbergen, sie durfte sich selbst nicht gestehen, wie heftig, wie tief er war. Die Folge dieser gewaltsam zerstörten Verhältnisse war eine Trennung. Graf Eduard und Emilie kehrten nach Paris, seine Mutter und Schwester nach Marseille zurück.

Madame Etienne, in ihrem Landhause angekommen, erfuhr bald und nicht ohne Genugthuung, daß Huganne sich nach Alexandria eingeschifft. Auch der ergebenen Marie schien es nicht unlieb. Sie hielt nun ihren frühern Hang zu klösterlicher Abgeschiedenheit für göttliche Eingebung, sie sah in der gewaltsamen Zerstörung ihres irdischen Glücks die waltende Hand, die den Ungehorsam straft und gnädig zugleich auf den rechten Weg zurückführt. Ihre Mutter

mußte endlich, nach langem Sträuben, nachgeben, und nachdem Marie versprochen hatte, ihr Gelübde nicht vor dem dritten Jahre abzulegen, nahm sie bei den barmherzigen Schwestern den Schleier.

Während dieses in Marseille geschah, waren, durch Eduards Schuld, auch die lezten Fäden zerrissen, die ihn noch an Emilie banden. Er betrübte sie durch Vernachlässigung, er folterte sie durch Eifersucht; was sie auch that, nichts war ihm recht; er ließ es sie fühlen, daß sie ihm lästig geworden.

Da, nach einem leidenvoll durchlebten Jahre, entschloß sie sich endlich. Sie überließ ihrem Gemahl denjenigen Theil des Vermögens, über den sie verfügen konnte, gewährte ihm überdieß noch die Hälfte ihres jährlichen Einkommens, und erhielt dagegen die Erlaubniß, zu ihrer Mutter zu reisen.

Die schmerzlichen Erinnerungen, die ihr dort entgegentraten, wurden noch durch die Anwesenheit eines alten Bekannten vermehrt, den sie nur in glücklichen Tagen gesehen und jezt weit, weit entfernt glaubte. Jerome hatte sich seit einiger Zeit eingefunden und war überall im Flecken und vorzüglich auf dem Schlosse wohlgelitten. Bei Madame La Javelle hatte er sich so eingeschmeichelt, daß er gewissermaßen ihr Factotum war, und da seine Treue zum Sprüchwort geworden, so brauchte sie ihn vorzugsweise zu ihren Gelderhebungen, bei welcher Gelegenheit sie ihn sogar einige Male nach Paris geschickt hatte. Er wußte sich überall, und späterhin auch der Gräfin von Montfontaine, unentbehrlich zu machen. Es war ihr ein schmerzlichsüßer Trost, wenn er von seinem guten, unglücklichen Herrn mit begeisterter Hingebung erzählte. Der Name ihres Gemahls kam nie über seine Lippen; war aber die Rede von ihm, dann horchte er mit gespannter Aufmerksamkeit, und ein widriges Lächeln verzog seinen Mund, so oft verdrießliche Briefe von ihm einliefen, was in lezter Zeit gar häufig geschah. Diese immer erneuten Sendschreiben enthielten nichts als ewige Geldanforderungen. Emilie hatte dem bodenlosen Verschwender, im Verlauf von funfzehn Monaten, nicht nur die versprochene Rente, sondern bei weitem den größten Theil ihres Einkommens hingegeben. Mit dem Baarvermögen, welches er erhalten, behauptete er, Schulden abgetragen zu haben, und verlangte jezt ein neues, bedeutendes Kapital. Auch dieses wollte Emilie ihm opfern, doch das Testament ihres Vaters war dagegen, und die Vollstrecker desselben hielten sich an den Buchstaben des Gesetzes. Dieß schrieb sie ihrem Gemahl mit aller nur möglichen Schonung und erhielt einen Brief zurück, in welchem der Unsinnige so weit ging, sie mit dem Tod zu bedrohen, wenn sie ihm nicht das Geforderte sende. Ein kalter Schauer durchrieselte die Geängstete, sie kannte die ganze Wuth des Leidenschaftlichen. Sie wollte dem Rasenden entfliehen; Pflichtgefühl band sie an den Gatten. Sie verabscheute den immer tiefer Sinkenden, und sie mußte um den Theuren weinen, der sie noch immer mit Zaubernetzen umstrickte. Haß und Liebe und Mitleid und Angst kämpften in ihrer Seele.

Madame La Javelle, welche schon seit einigen Tagen die Leiden der Schweigsamen sorgenvoll beobachtet hatte, fand eines Morgens, als sie unerwartet in Emiliens Zimmer trat, ihre Tochter mit verweinten Augen und im Begriff, einen Brief zu siegeln. Sie bat um Vertrauen, sie beklagte sich über die alte stumme Verschlossenheit, und Emilie, die sich hier nicht vorwurfsfrei fühlte, beeilte sich, die Mutter zu begütigen, indem sie ihr Eduards Drohbrief und ihre so eben vollendete Antwort hinreichte. „Nein," sagte Madame La Javelle, nachdem sie gelesen, „nein, meine arme Tochter, seinen Brief ihm zurückzusenden, wäre eine übel angebrachte Großmuth. Zwar schreibst Du, daß ein so trauriger Beweis gelöster ehelicher Bande nicht in der Hand einer geängsteten Gattin bleiben dürfe; ich aber, Deine Mutter, muß minder zart seyn: ich muß ihn behalten, diesen Brief, diesen Blutzeugen, um Dich, im äußersten Fall, von dem Wahnsinnigen zu erlösen." Thränen entstürzten ihren Augen; sie klagte sich selbst an, sie gedachte ihres verstorbenen Gatten, seiner warnenden Mahnung, und ergoß sich in Vorwürfen über Eduards gräuelvolle Aufführung. In höchster Seelenangst flehte Emilie, den Gefährlichen nicht zu reizen, ihr den Brief zurückzugeben — vergebens! „Ich werde diese einzige Waffe gegen den Rasenden nicht aus den Händen lassen," sagte die Eigenmächtige; „der Weg der Güte aber soll zuvor noch versucht werden." Emilie bat wiederholt um ihr Eigenthum; endlich, erschöpft, gab sie nach; die Mutter hielt sie für beruhigt, sie war es keineswegs.

An demselben Tage noch fuhr Madame La Javelle zur Stadt, um mit Eduards Tante Rath zu pflegen. Das Ergebniß ihrer Besprechung war folgendes: man müsse, erst in der Güte und dann durch Drohungen, Eduard dahin bringen, daß er verspreche, ein paar Jahre auf dem Lande zu leben, ohne in dieser Zeit nach Paris zurückzukehren. Oekonomische Beschäftigungen und die Liebe seiner Gemahlin würden — so meinte die Tante — sein von Natur gutes und jezt nur krankes Gemüth heilen, besonders, wenn dann ein ersehnter Erbe die Bande der Natur befestigte. Zu diesem Zwecke müsse man nun einen vertrauten Mann nach der Hauptstadt senden. Dieser solle mit dem bewußten Briefe und allenfalls auch mit einem der Testamentsexekutoren sich zu dem Grafen begeben und, durch Versprechungen und Drohungen, ihn zu unverzüglicher Herreise bewegen. Die Wahl des Abzusendenden fiel nach langem Umhersuchen auf Jerome, von dessen natürlichem Verstande, großem Geschick und

felsenfester Treue Madame La Javelle nicht genug erzählen konnte.

Am folgenden Tage wurde er zur Berathung gezogen, fand den Plan der alten Damen vortrefflich, zweifelte nicht an dessen Gelingen und meinte nur, daß man sich noch einige Zeit gedulden sollte, damit seine plötzliche Abreise der Frau Gräfin nicht auffiele, die er gar zu gern mit dem Ende ihrer Leiden überraschen möchte. In vierzehn Tagen aber wäre Semester, und da müsse er ja ohnedies nach Paris, um für seine Kommittenten Zinsen zu erheben, wo er dann auch die fälligen sechstausend Franken für Madame La Javelle in Empfang nehmen könnte. Dieser Vorschlag ward gut befunden und die Reise des Alten bis zum besagten Termin verschoben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Juni.

Die Marianer und Fannysten.

Ich bin zu wenig Diplomat, als daß ich über die Leistungen einer Tänzerin gründlich seyn könnte. Die Rechnung, die die Poesie aus den windigen Beinen der Dem. Marie Taglioni ziehen kann, hat in Paris schon ein Besserer aufgesezt; ja, ich würde es dennoch vielleicht wagen, das Thema des Enthusiasmus noch so oder so zu variiren, wenn mich nicht wiederum das Beispiel jenes Bessern (ich meine Börne) abschreckte. Denn er hat seine Begeisterung bald widerrufen müssen, und daran ist wohl weder er, noch Dem. Taglioni, sondern die Tanzkunst selbst schuld. Die Berliner verstehen freilich so etwas besser. In der That, sie haben sich diesmal selbst übertroffen. Unter wehenden Schnupftüchern, rinnenden Thränen und zärtlichen Kußfingern waren die Geschwister Elßler kaum entlassen. Alles trauerte über den Verlust dieser lieblichen Kinder Terpsichores, in allen Anforderungen, die wir nur an die zwei Füße einer Sylphe machen konnten, hatten wir uns erschöpft; da schwebte uns eine neue Gestalt entgegen, wieder ein zusammengehauchtes Wesen, wiederum zwei Füße, in denen des Mädchens Seele sizen muß; aber wir sind ein reiches Volk, und an Lorbeern hat es nicht gefehlt. Ich will mit meinem Bericht einmal recht in der Ordnung bleiben, will die Perioden avant, pendant, après recht genau unterscheiden und denken, ich schreibe Supplemente zum Tacitus.

Die Begeisterung für Therese und Fanny war wirklich sehr groß. Ich erzähle bei dieser Gelegenheit eine recht artig ersonnene Anekdote, die eines unserer spaßmachenden Tageblätter mittheilte. Es war die Rede von einem Enthusiasten, der die Kunst, noch mehr aber die Künstlerinnen liebte. Alfred sah die Schwestern aus der Kaiserstadt und war bezaubert: Alfred gehörte zum Militär. Einst sieht er den bloßen Arm seines Burschen und bemerkt daran mehrere eingebrannte Zeichen. Wie kann er sein artistisches Entzücken anders ausdrücken, als daß er sich die Namen der beiden Grazien unter unsäglichen Schmerzen einbrennen läßt? Er hat Gelegenheit, nach Paris zu reisen; mit seinem T. F. sezt er sich auf die Post und verlebt an der Seite die angenehmsten Tage. Eine Griselle, die einmal, ich habe vergessen bei welcher Gelegenheit, seinen Arm und die mystischen Blutzeichen darauf bemerkt hat, später aber Ursache findet, sich über ihn zu beklagen, sezt einen Diener des Herrn Gikanet von dem, was sie gesehen, rachedürstend in Kenntniß. Dieser besucht unsern Alfred, trifft ihn noch im Bette, überzeugt sich von der Richtigkeit der Aussage und reklamirt den Erschrockenen als einen entlaufenen Galeerensträfling. T. F. wird nämlich diesen Verbrechern eingebrannt und bezeichnet travaux forcés. Allerdings muß zulezt unser Gesandter in Paris sein helfendes Interventionsrecht gebrauchen. — Ich weiß nicht, war es Treue, die man den Abgehenden halten wollte, oder gar die Caprice einer paradoxen Meinung, genug, man konnte deutlich die Spuren einer weitverzweigten Verschwörung gegen Dem. Taglioni im Beginn ihres Auftretens bemerken. Man behauptete, sie habe schon auf dem Wiener Kongreß getanzt, ja ihre wärmsten Anhänger können heute noch nicht diese fatale Thatsache wegläugnen. Außerdem kizelte es unsere Eitelkeit, einer so allgemein Gehuldigten einmal die Huldigung unsers Kennerblicks zu versagen. Einige wollten sogar das nationale Interesse in Acht nehmen und dachten dabei an Wien. Bald hieß es, Dem. Taglioni habe keine Seele, sie tanze eben. Einer meiner Bekannten, ein gelehrter Kenner der Kunst, beliebte sich darüber so auszudrücken: sie gleiche einem jener schwebenden Marmorbilder, die im französischen Louis XIV.-Geschmack gemeißelt seyen, nur daß unsere gegenwärtig Ballettirende mit Quecksilber angefüllt sey. Verläumdung war das nicht. Bei Gott, der Kampf der Marianer und Fannysten entstand aus den edelsten Triebfedern. Ein Jeder brachte auf dem Altar der Kunst nur die Flamme seiner reinsten Begeisterung zum Opfer. Nicht ein Cadeau, kein Freibillet, keine verschmähte Audienz waren die unlautern Triebfedern eines mit so vieler Würde und so edler Aufopferung geführten Kampfes, sondern nur die Macht der eigenen Ueberzeugung, das ewig unbestreitbare Recht, seinen eigenen Augen trauen zu dürfen. Es waren wehmuthsvolle Tage, als sich bei uns die Partheien so schroff gegenüberstanden. Die heiligsten Bande der Natur, die süßesten Empfindungen des Herzens wurden hintangesezt, um nur der Wahrheit die Ehre zu geben. Ich hatte einen Freund, wir liebten uns, so weit unsere Erinnerung reicht, wir sprachen wenig mit dem Munde, aber viel mit den Augen, und drückten uns Tagelang die Hände — nun ist Alles vorbei: er hat sich zu den Marianern geschlagen und hält mich für einen Fannysten. Ich kann aber die Hoffnung der baldigen Versöhnung noch nicht aufgeben. Die Partheien sind billiger geworden, einige Unterhändler sind dazwischengetreten, unsere Aufmerksamkeit ist abgelenkt worden auf andere Gegenstände, auf Wettrennen, Wollmarkt, auf die neuangekommene englische Fregatte; man wird nicht nur duldsamer werden, sondern sich auch etwas sagen lassen und Belehrung annehmen. Es ist in der Weltgeschichte immer so gewesen. Je reiner die Triebfedern des Kampfes waren, desto näher stand jenes höhere Dritte, in dem wie in einem Heiligthum die heldenmüthigen Kämpfer sich ihre Panzer abschnallen und versöhnt in die offenen Arme sinken. Ich habe es am zweiten Tage des Wettrennens durch den Staub durch deutlich sehen und hören können, wie zwei junge Offiziere von der Kavallerie, deren beiden Hengste heute einen Sieg davongetragen hatten, ihre bestaubten, keuchenden, triumphirenden Reitknechte herbeirießen und beiden anbefahlen, Freundschaft zu schließen. Die Diener trugen nämlich die verschiedenen Farben der beiden feindseligen Partheien. Am dritten Tage versicherte mich ein Bekannter, er habe die beiden genannten Junker vertraulich miteinander reden und zulezt auch nach Hause reiten sehen, Ach! ich hoffe, meinen Freund auch wieder zu bekommen!

Beilage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 158.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 5. Juli 1832.

— Zarte Lady,
Ihr dürft nicht hören, was ich sagen kann;
Ein weiblich Ohr damit erfüllen, wär'
Ein Mord in jedem Worte.

Shakespeare.

Der Väter Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration,

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Ungefähr fünf Wochen nach dieser Verhandlung verbreitete sich im Flecken ein dumpfes Gemurmel. Es ging das Gerücht, der alte Jerome, der treue Kommissionär, sey mit einer ihm anvertrauten bedeutenden Summe von Paris entwichen. Bestimmtes wußte Niemand, desto mehr wurde gefabelt, und die Betheiligten kamen auf das Schloß, wollten Nachricht von dem Ausbleibenden und baten Madame La Javelle, Erkundigung einzuziehen und die nöthigen Anstalten zu treffen. Die gute Frau war selbst nicht wenig ängstlich und hatte viel Mühe, ihre Verlegenheit zu verbergen und die Andrängenden hinzuhalten.

Da, eines Mittags, fuhr ein leichter Reisewagen in das Schloß und ein fremder Mann mit unbekanntem Namen ließ sich bei der Besitzerin melden. Er entschuldigte seinen zudringlichen Besuch und bat um Erlaubniß, die Frau Gräfin von Montfontaine zu sehen, die er in wichtigen Angelegenheiten zu sprechen habe. Madame La Javelle ließ ihre Tochter rufen, und nachdem sie eingetreten war, redete sie der Unbekannte nach höflicher Begrüßung also an: „Um Sie, Frau Gräfin, in keine überraschende Verlegenheit zu setzen, hat man es vorgezogen, anstatt Sie schriftlich nach Paris einzuladen, mich hieherzusenden. Ich bin, was Sie jezt schon vermuthen werden, eine amtliche Person, und muß Sie daher bitten, meine Fragen aufrichtig zu beantworten.“ — Während die Frauen vor Schrecken erstarrt da saßen, holte der Fremde Eduards Drohbrief hervor und fragte Emilie, ob dieß die Hand ihres Gemahls, des Grafen von Montfontaine sey? — „Ich muß,“ erwiederte die Zitternde, „diese Schriftzüge dafür halten.“ — „Der Brief trägt das Postzeichen,“ fuhr der Inquirent fort; „war er bereits in Ihren Händen?“ Emilie bejahte es. „Haben Sie Vermuthung, wie er in meine Hände kam?“ — „Nein.“ — „Ist er Ihnen vielleicht entwendet worden?“ — „Nein.“ — „Haben Sie ihn Jemanden anvertraut?“ — „Ja.“ — „Und wem?“ Emilie zauderte. Da nahm Madame La Javelle beherzt das Wort, sprach: „mir, ihrer Mutter, hat sie den Brief anvertraut!“ und erzählte darauf, der Wahrheit gemäß, was sie, aus reinster Absicht, ohne Vorwissen ihrer Tochter gethan. „Nur noch Eine Frage,“ sagte der Inquirent; „wissen Sie mir über den Alten, über den sogenannten Jerome etwas Näheres zu sagen?“ — „Er kam,“ erwiederte Madame La Javelle, „während der Schreckenszeit, als ich noch Mädchen war, hier im Flecken an, trat in die Dienste des verstorbenen Pfarrers, und war immer als ein Muster eines treuen Dieners bekannt.“ — „Und sein Familiennamen?“ — „Man hat ihn nie anders als Jerome nennen hören.“ — „Ist sonst Niemand im Orte, der mir Auskunft über ihn geben

könnte?" — „Da der Herr Pfarrer Chambeau nicht mehr lebt, so muß ich daran zweifeln." — „Ich weiß jezt genug," versezte der Polizeibeamte, „um es den Damen gestatten zu dürfen, sich ohne meine Begleitung nach Paris zu begeben, auf welcher Reise ich jedoch bestehen muß, da Sie dort vor den Instruktionsrichtern zu erscheinen haben." — „Was ist denn geschehen?" fragte Emilie mit erloschener Stimme. „Es würde," erwiederte Jener, „Ihren leidenden Gemahl sehr trösten . . . . ." — „Er lebt!" rief sie, mit einem dankenden Blick zum Himmel, „und leidet? und ich helfe, ich tröste nicht? ich säume hier? Noch heute muß ich fort! was auch geschehe, noch heute!" Sie eilte hinaus, um Anstalten zur Reise zu treffen. „Emilie!" rief Madame La Javelle und wollte die Tochter zurückhalten. „Lassen Sie die Arme," sagte der Beamte; „bei ihrer Schuldlosigkeit hätte ich nicht den Muth, ihr das zu sagen, was eine zärtliche Mutter ihr schonender vorbringen wird. Denken Sie nur," fuhr er rasch fort, „dieser Jerome" — er hielt inne und sah die Matrone scharf an — „dieser Jerome ist von dem Grafen von Montfontaine ermordet worden."

Mit einem lauten Schrei sank die Entsezte zu Boden.

Zwei Monate waren seit diesem stürmischen Tage verflossen. Emilie und ihre Mutter hatten während dieser Zeit ununterbrochen in Paris gelebt, ohne daß es ihnen gestattet wurde, den Gefangenen zu sehen, wie oft auch die Gattin um diese Gunst, um dieses Recht gebeten. Der aufgefundene Brief und dann die Aussagen der Madame La Javelle hatten gleich Anfangs die Damen verdächtig gemacht. Im Laufe der Kriminaluntersuchung ergab sich späterhin Folgendes: „Der Graf Eduard von Montfontaine hatte schon längere Zeit, nicht nur unglücklich, sondern mit erborgtem Gelde gespielt. In der Nacht des Mordes ging er, nachdem er seine ganze Baarschaft verloren, in einem Nebenzimmer des Spielhauses gedankenvoll auf und ab. Dort gesellte sich Jerome zu ihm, den man schon seit mehreren Tagen im Spielsaal bemerkt hatte. Beide sprachen heimlich mit einander und gingen dann zusammen, und, wie es schien, friedlich fort. Ein Fiacre führte sie nach einem Hause, außerhalb der Barriere de l'Etoile, wo Jerome bei seiner Anwesenheit in Paris schon ein Paar Mal gewohnt hatte und als ein stiller, ordnungsliebender Mann bekannt war. Die Pförtnerin hatte beide eingelassen und Licht gegeben; es war nach Mitternacht. Eine Viertelstunde nachher hörte sie, und auch andere Bewohner des Hauses, einen ängstlichen Hülferuf, und zwar ganz deutlich die Worte: „Hülfe! Hülfe! Man mordet einen Greis!" Der Ruf kam aus einem Fenster, das nach dem Hof ging. Die Pförtnerin war die Erste, die herbeisprang. Auf der Treppe stürzte ihr der Graf entgegen und riß sie um. Er wurde aber unten von den Herbeieilenden ergriffen. In Jeromes Zimmer fand man diesen, nahe beim Fenster, am Boden ermordet; ein blutiger Dolch und der Brief des Grafen an seine Gemahlin lagen nicht weit davon; ein Koffer, worin sich gegen zwölftausend Franken baar befanden, war gewaltsam erbrochen und durchwühlt, die Scheiben des Fensters zerschlagen und die Hand des Ermordeten von Glas verwundet. Dennoch läugnete der Delinquent die That. Nach seiner Behauptung hätte ihn der Alte in jenes Haus verlockt, indem er den Namen einer gewissen Dame nannte und seine Leidenschaft glauben machte, daß diese ihm eine Zusammenkunft bereitet. In dem schlechten Zimmer angekommen, habe der Alte ihm einen Brief vorgehalten und ihm wüthende Worte zugerufen, von denen er aber nichts verstanden, denn der Rasende habe ihn zu gleicher Zeit mit Riesenstärke ergriffen und ihm den Hals so zusammengedrückt, daß ihm die Sinne geschwunden. Doch sey es ihm endlich gelungen, sich loszureißen und dem Wahnsinnigen zu entspringen. Von dem Hülferuf, von dem zerschlagenen Fenster, von dem erbrochenen Koffer wisse er nichts. Auch den Dolch, der von besonders zierlicher Arbeit war, wollte er anfänglich nicht erkennen, mußte aber dem ausgemittelten Waffenhändler zugeben, daß er denselben käuflich erstanden hatte, und behauptete dann, er sey ihm wenige Tage vor dem Morde abhanden gekommen.

(Die Fortsezung folgt.)

J. J. Rousseaus häusliches Leben und Tod.

(Fortsezung.)

Jean-Jacques lud mich für den folgenden Tag zu Tisch ein und ich ging um eilf Uhr zu ihm. Nach seinem sehr freundlichen Empfang sprachen wir bis um halb Eins, dann deckte seine Frau den Tisch, er nahm seine Flasche Wein, sezte sie auf den Tisch und fragte dabei, ob wir damit genug hätten, und ob ich gern trinke? — „Wie viel sind unserer?" war meine Frage. „Drei, Sie, meine Frau und ich." — „Wenn ich allein bin, so trinke ich gewöhnlich eine halbe Flasche, esse ich aber mit Freunden, so kömmt es gewöhnlich auf mehr." — „Wenn's so ist, so haben wir nicht alle genug an Einer Flasche und ich muß noch eine aus dem Keller holen." Als er damit zurückgekommen war, brachte seine Frau zwei Gerichte, eine Schüssel mit kleinen Pasteten und eine andere zugedeckte; dabei sagte Rousseau, indem er auf die offene Schüssel zeigte: „Sehen Sie, das ist Ihr Gericht, und unter dem Deckel steckt das meinige." — „Ich esse wenig Pasteten und Teigwerk, aber ich gedenke von Ihrem Gericht zu kosten." — „Ei freilich! sind sie uns doch beiden gemeinschaftlich; aber gar viele mögen mein Gericht nicht, es ist ein Essen aus der Schweiz, eine Mischung von

Speck, Schöpsenfleisch, Gemüse und Kastanien.“ Ich fand dieß Essen ganz vortrefflich. Hernach hatten wir dünne Schnitte von Rindfleisch als Salat, Bisquit und Käse, am Ende Kaffee, den Madame Rousseau einschenkte. — Bei Tisch sprachen wir über Indien, über Griechen und Römer. Nach Tisch suchte er mir einige noch handschriftliche Arbeiten. So las er mir eine Fortsetzung des Emile vor, deßgleichen einige Briefe über die Botanik und einige sehr hübsche Uebersetzungen aus Tasso. „Wollen Sie denn diese Schriften nicht durch den Druck bekannt machen?“ — „Gott behüte mich davor! Ich habe sie lediglich zu meinem Vergnügen geschrieben, und um Abends mit meiner Frau darüber zu sprechen.“ Da fiel Madame Rousseau ein: „Ach ja! wie rührend das ist! Die arme Sophronie! ich habe recht geweint, als mir mein Mann diese Stelle vorlas.“ Endlich erinnerte sie mich, daß es bereits neun Uhr Abends sey. So hatte ich denn zehn Stunden bei Rousseau zugebracht, und diese Zeit war mir wie ein Augenblick vergangen... Jean-Jacques sagte mir, er sey von einer Schwester seines Vaters erzogen worden. Nie hat er sein ganzes Leben hindurch einen Augenblick ihre Sorgfalt um ihn vergessen, als er noch klein war. Sie lebte noch vor einigen Jahren, was ich ganz zufällig erfahren habe. Ein alter Schulkamerad bat mich sehr, ihn doch bei Rousseau einzuführen; es war ein wackerer, feuriger junger Mann, voll Begeisterung für alles Gute, der mir erzählte, er habe Jean-Jacques schon einmal gesehen, als er das Schloß Trie bewohnte; hierauf sey er nach Genf gereist, um Voltaire zu sehen, und da habe man ihm gesagt, Rousseaus Muhme wohne in der Nähe in einem kleinen Dorf. Er suchte sie da auf, und als er der alten Frau (Madame Gonceru) erzählte, er habe ihren Neffen gesehen, so war sie außer sich vor Freude. „Wie, Herr, Sie haben ihn leibhaftig gesehen? Ist es denn wahr, daß er keine Religion hat? Unsere Geistlichen sagen, er sey ein gottloser Mensch. Wie ist dies aber möglich! er schickt mir die Unterstützung, von der ich allein lebe. Ich alte Frau von achtzig Jahren, allein, ohne Magd, in einer Dachkammer, wäre ohne ihn Hungers und vor Frost gestorben.“ Ich erzählte alles dies Rousseau. „Es war meine Pflicht,“ antwortete er mir hierauf, „denn sie hat mich erzogen, als meine Mutter todt war.“ Meinen Freund wollte er aber durchaus nicht bei sich sehen. „Bringen Sie mir ihn nicht,“ sagte er, „denn er hat mir Angst gemacht durch einen Brief, in dem er mich über Jesus Christus setzte.“

Das Vergnügen verschwand ihm aus Allem, wenn etwas irgend einer Tugend widerstritt. An einem sehr heißen Tage gingen wir auf der Wiese Saint-Gervais spazieren; er troff von Schweiß und wir setzten uns in den Schatten einiger Kirschbäume, vor denen sich eine Menge Johannisbeerstauden mit reichlichen, ganz rothen Früchten hinzogen. „Ich habe entsetzlichen Durst,“ sagte er zu mir; „ich möchte für mein Leben gern von den Johannisbeeren essen, die reif sind und nach denen mir der Mund wässert; man kann aber keine haben, denn der Besitzer ist nicht da.“ Er rührte auch keine an, und doch war kein Flurschütz da und der Besitzer nicht zu sehen. So sah er zwischen diesen Bäumen und Sträuchen das Bild der Gerechtigkeit stehen; aber nicht ihr Schwerdt achtete er, sondern ihre Wage.

Es drängten sich Menschen aller Art und Klassen zu ihm, um ihn zu besuchen, und mehrmals war ich Zeuge, wie kurz und trocken er sie abfertigte. Ich fragte ihn einmal: „Bin ich im Grund nicht zudringlich wie diese Leute?“ — „Welcher Unterschied!“ erwiederte er mir; „diese Herren kommen aus bloßer Kuriosität, um sagen zu können, daß sie mit mir gesprochen haben.“ — „Sie kommen wegen Ihres Ruhms.“ — „Ruhm! Ruhm!“ erwiederte er in übler Laune, und das Wort war ihm unangenehm. Der berühmte Mann hatte den gefühlvollen zu unglücklich gemacht.

Es waren fast drei Monate vergangen, ohne daß ich Rousseau gesehen, da begegnete ich ihm eines Nachmittags an einer Straßenecke. Er kam auf mich zu und fragte mich, warum ich nicht mehr zu ihm komme. „Sie wissen es.“ (Jean-Jacques hatte mich einmal kalt empfangen.) — „Ja, es gibt Tage, wo ich allein seyn will. Ich komme so ruhig, so zufrieden von meinen einsamen Spaziergängen nach Hause; da habe ich gegen Niemanden angestoßen und Niemand hat gegen mich angestoßen. Es wäre mir leid,“ sagte er gerührt, „Sie zu oft zu sehen, es wäre mir aber noch peinlicher, Sie gar nicht zu sehen. Die üble Laune ist oft stärker als ich, bemerken Sie es nicht? Ich unterdrücke sie einige Augenblicke, aber umsonst; sie überwältigt mich und kommt am Ende wider meinen Willen zum Ausbruch; ich habe meine Fehler; wenn man aber Jemanden lieb hat, so muß man den Vortheil mit den Lasten nehmen.“ Dieser Zug genügt, um Rousseaus edlen Freimuth zu beurtheilen.

Sehr lobenswerth an ihm war auch, daß er nie Uebles von den Männern sagte, über die er sich am meisten hätte beklagen können. Er sagte mir: wenn ich mich mit Jemanden überwerfe, so ist's beim erstenmale seine oder meine Schuld, das zweitemal aber gewiß die meinige. Rousseau war von Natur heiter und scherzte gern, was er mit Sokrates, Phocion und Cato gemein hat. Ich sagte ihm einmal, Montesquieu nenne Voltairen den Pantalon der Philosophie. „Nein,“ sagte er, „er ist der Harlekin der Philosophie.“ — Es ist bekannt, wie oft und bitter Voltaire ihn verfolgt hat, und doch sprach Jean-Jacques immer mit Achtung von ihm. „Voltaires erste Regung,“ sagte er, „ist immer gut und

schön, bös und bissig wird er nur durch die Ueberlegung.“ Er sprach gern von Voltaire und erzählte dann immer, daß sein Vater, der Jansenist war, heimlich der ersten Vorstellung des Oedipus beigewohnt und dabei oft voll Entzücken gesagt habe: „der Spitzbube, der verdammte Spitzbube!“ Rousseau fragte mich einmal, ob ich ihn nicht wie alle gens de lettres besuchen wolle? „Nein,“ erwiederte ich, „ich wäre in Verlegenheit, einen Mann anzureden, der wie ein römischer Konsul Völker zu Clienten und Könige zu Schmeichlern hat. Ich bin gar nichts, ich verstehe nicht einmal ein Kompliment zu sagen.“ — „Ach,“ erwiederte er, „Sie haben eine ganz unrichtige Vorstellung von Voltaire; er hat das Schmeicheln und Loben eben nicht sehr gern. Ein Advokat aus dem Bugey machte ihm einen Besuch und trat mit den Worten ins Zimmer: „Ich komme, das Licht der Welt zu begrüßen.“ Gleich rief Voltaire: „Madame Denys! bringen Sie eine Lichtputze.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

Die Akademie.

Käme der fanatische Abbé Guyon, der, wie ich in meinem lezten Briefe (Nr. 152) berichtet, neulich in Savoyen so heftig gegen J. J. Rousseau und die Philosophen loszog — käme er jezt zu uns nach Genf, so würde er sich gewiß nicht über unsere Philosophen und unsere Philosophie beschweren können, denn sie trüben kein Wässerchen; ja ich will es einem, dem es um das Wohlwollen der Akademie zu thun ist, nicht einmal rathen, laut von Philosophie zu sprechen, es würde ihm sonst gehen wie einem, der zu Napoleons Zeiten etwas von dem laut werden ließ, was der große Kapitän Ideologie nannte, bitter haßte und — um in seinem Bulletinsstyl zu reden — l'épée dans les reins verfolgte. Da vor einigen Monaten ein Sprecher der Akademie gegen meine Bemerkungen über sie im Morgenblatt aufgetreten ist, besonders um ihre Einseitigkeit und Lückenhaftigkeit zu läugnen, die ich seit Jahren behaupte und mit Beweisen darthue, so muß ich über diesen Gegenstand etwas ins Einzelne eingehen und neue Belege anführen. Die Genfer Akademiker können mir dies um so weniger übelnehmen, da sie keine Gelegenheit vorübergehen lassen, achselzuckend über die philosophischen Bestrebungen Deutschlands zu sprechen, ja über philosophische Bestrebungen überhaupt. Wer möchte hier an Ort und Stelle die ausschließende Vorliebe der Akademie für die naturhistorischen und mathematischen Studien läugnen? Ich tadle dies auch nicht einmal an einer Lehranstalt zweiten Ranges, die auf Allseitigkeit keinen Anspruch machen kann, deren pecuniäre Hülfsmittel nicht groß sind und deren Professoren nur in jenen Wissenschaften etwas geleistet haben. Ich tadle nur, daß man die nach Wissen strebende Jugend vor den Studien warnt, in denen man selbst nichts versucht und gethan hat, die von keinem Lehrer, nicht einmal von einem namhaften Privatdocenten vertreten sind, die aber doch blühend in einem Lande walten, wo alle Wissenschaften auf bedeutender Höhe stehen, und dessen höherer und niederer Unterricht neuerdings von Frankreich als Muster angesehen und zur Nachahmung gründlich erforscht worden ist, ja das in dieser Beziehung jezt auch von England wesentlich berücksichtigt wird. Durch diese Einseitigkeit sind die historischen und philosophischen Studien bei uns sehr in Verfall gerathen, mit ihnen auch der höhere poetische und literarische Sinn. Ein flüchtiger Blick auf das, was hier an der Akademie in der schönwissenschaftlichen und in der scientivischen Fakultät gelehrt wird, genügt, um diese Behauptung darzuthun. Die schönwissenschaftliche Fakultät (faculté des lettres) hat nur drei Professoren. Voran, als Leitstern und Tonangeber, steht ein Mann, ein Schöngeist in dem alten französischen Sinn, noch jezt Schöngeist vieler Salons, in dem noch alle Traditionen der ehemaligen Genfer Aristokratie fortleben. In Napoleons Zeiten, dem er sehr ergeben war, stand er als Rektor der Akademie vor, hielt aber keine bestimmten Vorlesungen; dafür nüzte er ihr wesentlich durch die würdige Repräsentation dieser Anstalt bei öffentlichen Gelegenheiten und Festen. Bei der Restauration der Republik bat er um den Lehrstuhl der allgemeinen Literatur, und hier liest er seit fünfzehn Jahren mit geringen Zusäzen nach einem Heft, worin die längst gestorbenen und begrabenen Grundsäze la Harpescher Kritik wundersam fortleben, und worin von Frankreichs mächtiger literarischer Umgestaltung in neuerer Zeit mit vornehmem Tadel gesprochen wird. Der zweite Professor in der schönwissenschaftlichen Fakultät wurde erst vor Kurzem für die lateinische Literatur und Sprache angestellt. In ihm ist Geist und Geschmack mit reichen Studien und Kenntnissen gepaart, und dadurch ist er einer der ausgezeichnetsten Männer Genfs. Darum wird es ihm auch in seinem Wirkungs- und Lebenskreis zu eng, und in jeder Schrift beklagt er sich bitterlich über den positiven, materiellen, scharf abgeschlossenen Geist, der hier herrscht und der alles philosophische Studium und alles Aufstreben der Poesie mit harter Hand im Keime zerstört oder niederhält. Der dritte Professor dieser Fakultät ist für die griechische Sprache und Literatur angestellt. Als kleinen Anhängsel davon liest er auch, zwei (!) Stunden in der Woche, Geschichte, und zwar nur alte Geschichte, denn mit der mittlern und neuen hat es mancherlei Bedenklichkeiten. Ich frage: wo außer Genf besteht in dem gebildeten Europa noch eine Akademie, welche so mit der Geschichte umgeht? wo kein eigener Lehrer dafür angestellt ist? — In der Fakultät der positiven Wissenschaften (faculté des sciences) sieht es dagegen ganz anders aus, wiewohl auch hier eine große Lücke auffällt. Wer sollte glauben, daß die Wissenschaft, die über allen andern stehen, sie leiten und durchdringen sollte, daß die Philosophie, die Wissenschaft und Weisheit des Weltalls, der Schlüssel und der Eckstein alles andern Wissens, auf unserer Akademie allem Andern untergeordnet, oder eigentlich gar nicht repräsentirt ist? Der Professor dieses Lehrstuhls ist Pastor, Schüler unsers großen Botanikers und ganz von dessen Ansichten durchdrungen. Daher gehört auch Alles, was er Gutes geschrieben hat, nicht in die Philosophie, sondern in die Naturkunde. Eigentliche Philosophie oder Metaphysik liest er gar nicht. Seine Vorlesungen über Psychologie sollen sich auch, nach der Versicherung seiner Zuhörer, auf die Beschreibung des Gehirns und des Auges beschränken, und dürften daher nur Vorlesungen über Physiologie heißen. Ich kann jedoch nicht durch eigene Ueberzeugung darüber urtheilen, da mir — wie ich schon früher einmal bemerkte — die höflich erbetene Erlaubniß, in seinen Vorlesungen manchmal hospitiren zu dürfen, vom Professor Choisy abgeschlagen worden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 159.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 4. Juli 1832.

Ewig stößt der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.

Schiller.

Hermes Psychopompos.

Schwärzlich ruhn des Sees Gewässer,
Unermeßlich, unbelebt,
Und der Sonne Gluth wird blässer,
Wenn sie diesen Kreis durchschwebt;
Und des Himmels Blau ist trüber
Und kein Vogel fliegt darüber,
Und es flöhen gern die Bäume,
Wenn sie könnten, diese Räume.

Selbst der unverzagt'ste Schwimmer,
Dem vor keiner Brandung graut,
Diesen Wassern hätt' er nimmer
Sich zum Wiegen anvertraut;
Grauser als der Sturmnacht Reigen
Ist das niegebrochne Schweigen,
Das zu diesen Gramgestaden
Scheint den Wahnsinn einzuladen.

Was dieß feuchte Grab verhehle?
Keinem Auge ward es kund;
Unerforscht, wie einer Seele
Haß und Liebe, ist sein Grund.
Keine Wasserlilien schwanken
Mit dem Haupt, dem silberblanken;
Nur in grünlichem Gespinnste
Tauchen auf verborgne Künste.

Jener Bach, aus Fels geboren,
Grüner Wiesen Silberzier,
Hat nun Kraft und Glanz verloren,
Seine Leiche modert hier.
Der Najaden Sarg umschweben
Nur noch Flüchtlinge vom Leben:
Seelen, die vom Leib entbunden,
Und noch nicht ihr Ziel gefunden.

Die in eines Tags Vollendung
Abgeschieden, harren dort,
Bis der Gott der lezten Sendung
Hin sie führt zum ew'gen Port;
Bis er mit dem goldnen Stabe,
Was nicht angehört dem Grabe,
Zu der stillen Insel lenket,
Welche keine Rückkehr schenket.

Schwankend, neblig sind die Züge
Ihres fahlen Angesichts,
Die Gestalt wird selbst zur Lüge,
Angerührt vom Pfeil des Lichts;
Aber die zerfloßnen, matten
Glieder sammeln sich im Schatten
Unter einer Wolke Schilde
Wieder zu des Leibs Gebilde.

Könnten sie noch Thränen weinen,
Höher schwöll' empor der See;
Könnt' ihr Leid im Wort erscheinen,
Stürme zeugt' ihr tiefes Weh.
Ach! im Leib mit bittrem Sehnen
Ließen Lächeln sie und Thränen,
Schmerzenslaut und Lustgeflöte,
Liebeskraft und Wangenröthe.

Seit dem grauen Morgen sammeln
Sich die Schaaren, alt und jung;
Aber kaum ein leises Stammeln
Flattert durch die Dämmerung;
Keines steht dem andern Rede,
Ausgelöscht sind Lieb' und Fehde;
Jedes in sich selbst versunken,
Halb vom Lebenswein noch trunken.

Und im stolzen Königskleide,
Mit der Sonne leztem Strahl,
Naht der Gott, von ird'schem Neide
Glühen sie zum leztenmal.
Aber Er, mit Götterschritte
Wandelt durch der Seelen Mitte,
Sie vom Ird'schen zu befreien
Und zur Ruhe einzuweihen.

Bilder möchten noch sich ringen
Aus der Trauer Einerlei;
Doch wie Wasserblasen springen
Im Entstehen sie entzwei;
Wie die Blum' im West sich bücket,
Trüb ihr Haupt zum Abschied nicket,
Aber willenlos dem Zuge
Folgen sie mit raschem Fluge.

Und nur aus dem dichten Drange
Flüstert's manchmal dumpf und hohl,
Wie ein Schatten von Gesange:
„Schöne Erde, lebewohl!“
Doch sie folgten ihrem Hirten,
Daß sie nicht vom Pfad verirrten,
Bis sie hinter schwarzen Thoren
Leise klagend sich verloren.

Und mit ungetrübter Wonne,
Von dem Nachtwerk unentstellt,
Schreitet mit der jungen Sonne
Hermes freudig in die Welt.
Ewig schön und ewig heiter,
Führt er die Geschlechter weiter
Mit dem Stab, den er am Morgen
Unter Blüthen hält verborgen.

G. Pfizer.

Der Väter Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Madame La Javelle hatte jezt alle Zeit, Betrachtungen anzustellen über die Eitelkeit der Welt: wie thöricht wir meist wünschen und welch Unglück es wäre, wenn uns jedes Begehren erfüllt würde. Nun war sie ja die Mutter einer vornehmen Dame; nun lebte sie ja mit der hochgräflichen Tochter in dem idealischen Paris! — Während sie in Thränen hierüber nachdachte, war Emilie unermüdet thätig, und schlug bald diesen, bald jenen Weg ein, um ihrer Liebespflicht zu genügen, um ihren Gatten trösten und pflegen zu dürfen. Endlich wurde es ihr erlaubt. Die Aussagen mannigfaltiger Zeugen, zu denen auch Eduards Tante gehörte, hatten es klar erwiesen, daß Emilie durchaus keine aufreizende Veranlassung zu dem Morde, und auch ihre Mutter wenigstens keine vorsätzliche gegeben. Demnach durfte die Frau Gräfin von Montfontaine ihren gefangenen Gemahl sehen, sprechen, bei ihm verweilen. Wie anders fand sie ihn wieder! Nicht allein sein Aeußeres war verändert, nicht nur seine kühne Haltung gebeugt, sein kräftiges Antlitz abgemagert, sein Adlerblick erloschen; auch Geist und Seele waren bis zur Unkenntlichkeit verwandelt. Sein stetes Abbeten des Rosenkranzes, sein strenges Fasten, seine Geißelungen sogar würden Emilie keineswegs erschreckt, würden sie beruhigt haben, wenn sie in diesen Bußübungen auch nur eine Spur von innerer Erleuchtung hätte finden können. Aber sie sah vollendete Erschlaffung, gänzlichen Stumpfsinn, der nur augenblicklich von der alten Leidenschaft unterbrochen wurde, die sich dann als kirchlicher oder politischer Fanatismus kund gab. So z. B. wann sie mit christlichem Sinn ihn bat, dem gefolterten Leibe Ruhe zu gönnen, um Geisteskraft zu gewinnen zu innerer Erhebung und Heiligung, nannte er die Zärtlichbesorgte eine ketzerische Hugenottin, ein Kind der heidnischen Revolution, eine Anbeterin der Göttin **Vernunft**. Sich bis zum Wahnwitz steigernd, beschwur er sie mit Thränen, in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren und abzulassen von der Verschwörung gegen Altar und Thron, gegen das heilige Kreuz und das unbefleckte Panier der Lilien. Dann weinte Emilie über seine tiefinnere Zerrüttung, er aber griff wieder nach dem Rosenkranz oder der Geißel. Von der ihm angeschuldigten That sprach er nie, oder doch nur unter dem Siegel der Beichte, mit einem jungen Priester, der ihn täglich besuchte. In dieser Hinsicht machte ein Schreiben seiner Mutter einen mächtigen Eindruck auf seinen verstörten Geist. Madame St. Etienne schrieb, daß auch sie bei den barmherzigen Schwestern den Schleier genom-

men, und daß sie täglich jetzt mit ihrer Tochter zur heiligen Jungfrau bete, in der sichern Hoffnung, daß die Benedeite ihren unglücklichen Eduard schützen werde. Denn sie habe ein Gesicht gehabt von der Kundwerdung seiner Unschuld, an die sie mit Festigkeit glaube. Die schwärmische Zuversicht dieses Briefes fiel wie ein zündender Funke in Eduards finstere Seele. Auch er hatte jetzt Gesichte, auch er sprach von baldiger Kundwerdung seiner Unschuld, wenn gleich — wie er sich ausdrückte — er den Tod hundertfach verdient und ihn auch blutig erleiden werde. —

Ja! und so geschah es auch. — —

Die Untersuchungsakten waren geschlossen, die Assisen versammelt, die Jury sprach ihr „schuldig," und Graf Eduard von Montfontaine wurde wegen absichtlich verübter Mordthat zum Tode verurtheilt und ins Gefängniß zurückgeführt. Emilie, heldenmüthig standhaft, theilte seinen Kerker, unermüdlich besorgt, den Gatten zu pflegen, zu trösten, zu erheben. Liebe gab ihr die Kraft dazu, Pflichtgefühl die Ausdauer. So waren sieben Tage voll Sorgen, sieben angstvolle Nächte vergangen; der schreckensvolle Augenblick rückte immer näher, da — am achten Tage nach gefälltem Todesurtheil — meldete, von Marseille her, der Telegraph, daß die Hinrichtung des Grafen von Montfontaine aufzuschieben, daß er schuldlos sey. Einige Tage später langten die Beweisstücke an. Das entscheidendste unter denselben war ein Brief, den der angeblich Ermordete am Tage seines Todes geschrieben, und in welchem er, mit allen Nebenumständen, die That ankündigte, die er in der nächsten Nacht auch wirklich ausführte. Seit lange schon war Graf Eduard der Gegenstand seiner Rache, Rache sein einziger Gedanke; schon oft hatte er Gelegenheit gefunden, ihn zu morden, aber er wollte ihm nicht nur das Leben, er wollte ihm Namen und Ehre rauben. In dieser Absicht umschlich er den Verhaßten und war von Allem, was ihn betraf, genau unterrichtet. Er kannte seine verliebten Abenteuer, er wußte, daß er fortwährend unglücklich spielte und in der äußersten Geldnoth war. Auf beide Leidenschaften baute er seinen Plan, der aber erst durch ein — wie er es nannte — glückliches Ungefähr zur Reife kam. Er hatte sich nämlich für den Kammerdiener einer Dame ausgegeben, von der er wußte, daß Graf Eduard ihr nachstellte, und sich unter dieser Maske in seine Wohnung eingeschlichen. Hier in einem der Zimmer gewahrte er den bewußten Dolch, steckte ihn zu sich, und sein Entschluß war gefaßt. Er eilte nach Hause, erbrach selbst seinen eigenen Koffer, ging dann nach dem Spielsaal, lockte den Unvorsichtigen in sein Zimmer, packte ihn, drohte, ihn zu ermorden, ließ ihn aber entspringen. Während jener nun die Treppe hinuntertappte, schlug er das Fenster ein, rief um Hülfe und stach sich den Dolch ins Herz.

(Die Fortsetzung folgt.)

J. J. Rousseaus häusliches Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

Rousseau machte sich über Manches Vorwürfe, z. B. über das, was er gegen die Aerzte gesagt; ja er ging so weit, sie für die umfassendsten und gründlichsten Gelehrten zu erklären. Wenn man ihm etwas Rührendes erzählte, so traten ihm gleich die Thränen in die Augen. Freilich war er mißtrauisch, aber nicht ganz mit Unrecht. Ich kenne Jemanden, der sich seinen Freund nannte und auf ihn eine Komödie, den Mißtrauischen, machte. Der Verfasser sagte es mir selbst im Vertrauen, ich aber erwiderte ihm: „Wenn Sie dies Stück herausgeben, so will ich die Vorrede dazu machen." Dieser Mann war Rulhières.

Man hat Jean-Jacques auch Schuld gegeben, er sey stolz, weil er nicht zu den Diners gehen wollte, wo die Leute aus der sogenannten großen Welt Gelehrte und Schriftsteller gleich Gladiatoren mit einander kämpfen ließen und sich an ihrem Streit ergötzten. Rousseau war mehr würdig als stolz, und er war es gegen alle Menschen, unter denen er keine Verschiedenheit kannte, als die ihres moralischen Werths. Herzensgüte ging ihm vor Allem; sie war die Grundlage seines Charakters. Eine gefühlvolle Handlung war ihm mehr werth, als alle Epigramme Martials. Sein Herz, das nichts auf der Welt hatte verderben können, hatte nichts als Milde gegen all die Galle der heutigen großen Welt. Wenn er sich seiner Eigenthümlichkeit überlassen konnte, war er heiter, froh und offen. Wenn er düster war, stand er gewiß unter dem Druck des Charakters, den ihm die Gesellschaft aufgedrungen, und ich bemühte mich, ihn zur Natur zurückzuführen. Ich brachte das Gespräch auf Plutarch, und da erwachte er gleich wie aus einem Traum. Die Vereinigung von vier bis fünf Ursachen wirkten zusammen, um seinen Charakter anders zu gestalten, wiewohl Eine bisweilen schon hinreicht, um einen Menschen bösartig zu machen, nämlich Verfolgungen, Verläumdungen, schlechte Vermögensumstände, Krankheiten und angestrengte wissenschaftliche Arbeiten. Aber all diese Umstände konnten Jean-Jacques nie vom Weg des Rechts abbringen; das lebendige Gefühl dafür verließ ihn nie, selbst nicht bei seinen Vergnügungen. So habe ich manchmal gesehen, wenn er botanisirte, daß er eine Pflanze nicht pflücken wollte, wenn sie an der Stelle die einzige ihrer Art war. „Der tugendhafte Mann," sagte er, „muß allein leben. Die Einsamkeit ist übrigens eine Sache des Geschmacks. Lebt man aber in der Welt, so ist man fast immer mit sich oder mit Andern unzufrieden." Er sagte, des Menschen Glück bestehe in einem guten Gewissen, in Gesundheit und Freiheit; darum fürchtete er Alles, was diesen Gütern Eintrag thun konnte.

Ich ging einmal mit ihm in eine Vorstellung von Glucks Iphigenie; es waren schon viel Menschen versammelt und ich sah, daß er in dem Haufen dem Ersticken nahe war. Ich hatte gleich Anfangs Lust, Rousseaus Namen zu nennen, auf daß die Umstehenden weniger auf ihn eindrängen und ihn gegen die drückende Menge in Schuz nähmen; ich stand aber lange an, denn ich fürchtete, dies möchte Rousseau'n mißfallen. Endlich aber, als das Drängen immer ärger wurde, sagte ich den Umstehenden ins Ohr, hier stehe Rousseau, sie möchten ihn doch ein bischen schonen und besonders seinen Namen nicht nennen. Kaum hatte ich so gesprochen, als Alle um uns her mäuschenstill wurden; sie betrachteten Jean-Jacques mit Hochachtung, hüteten sich wohl, seinen Namen zu nennen, und Jeder war bemüht, uns vor dem Drücken der Menge zu schüzen. Ich bewunderte an den Parisern diesen seltenen Zug von Bescheidenheit und diese stille Verehrung. Als wir aus dem Schauspiel kamen, schlug er mir vor, nächsten Ostermontag auf den Mont-Valérian mit ihm zu gehen. Wir wollten uns in den Champs-Elysées treffen. Als wir mit der Fähre über den Fluß gesezt hatten, kletterten wir eine steile Anhöhe hinauf, und als wir oben waren, hungerte uns sehr und wir dachten ans Mittagessen. Rousseau führte mich in eine Hermitage, wo er wohl wußte, daß man uns gastfreundlich aufnehmen würde. Der fromme Bruder, der uns öffnete, führte uns in die Kapelle, wo eben die Litanei gebetet wurde, und wo wir gerade bei den Worten eintraten, die auf die Sorge der Vorsehung für die Reisenden Bezug hatten. Die einfachen Worte rührten uns tief. Später führte man uns ins Refektorium; wir sezten uns, und Rousseau gab genau Acht, was vorgelesen wurde. Dieß betraf gerade die ungerechten Klagen der Menschen. Nach Beendigung der Vorlesung sagte Rousseau mit tiefer Rührung: „O wie glücklich sind die, welche da glauben.“

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Beschluß.)

Die Akademie.

Ueber das Verdrängen und Drücken aller Philosophie kann sich Niemand wundern, der vor einiger Zeit unsern jezigen Rektor der Akademie in einer öffentlichen akademischen, hernach mehrfach abgedruckten Rede (Discours sur l'histoire de la botanique à Genève, S. Bibliothèque universelle 1830) sprechen hörte: de cette malheureuse métaphysique qui a enlevé à l'étude des faits un si grand nombre d'hommes distingués. Und bei welcher Gelegenheit wurde dies Anathem gegen die Philosophie bannartig geschleudert? Bei der Erwähnung der unsterblichen Schriften Bonnets über die Philosophie und Religion, die nach der Meinung des Redners ne valent pas la déscription d'une mousse ou d'un lichen. Als Humphrey Davy vor einigen Jahren in Genf starb und da feierlich beerdigt worden war, stiftete seine Wittwe einen jährlichen Preis, was ich seiner Zeit in meiner Genfer Korrespondenz für's Morgenblatt berichtet habe. Es wurde von der Akademie ausgemacht, daß dieser Preis nur durch Abhandlungen aus den Naturwissenschaften gewonnen werden könne, da sich Humphrey Davy mit ihnen beschäftigt habe. Warum aber Abhandlungen über philosophische Gegenstände ganz von der Konkurrenz ausschließen, da H. D. sich in seiner Jugend fast nur mit Metaphysik abgab und auch ein philosophisches Werk, the last days of a philosoph, nachgelassen hat, das jezt in England gedruckt wird? Unser sonst so würdiger Rektor verdammt die Philosophie, und da er als bedeutendstes Mitglied der Akademie, so wie durch seine vielen und großen Verdienste um Genf, auch ohne gerade Rektor zu seyn, herrschenden Einfluß auf die Akademie, ihren Gang, ihren Geist, ihre Beschlüsse und Maßregeln übt, so wagt es sein Schüler als Professor der Philosophie nicht, sich unabhängig und würdig hinzustellen und seine Wissenschaft gegen Anfeindung und Druck in Schuz zu nehmen; vielleicht glaubt er auch, in seiner theologischen und positiven Richtung, alles Ernstes, daß die Philosophie zur Dienerin und Magd bestimmt sey. Sucht man nun nach den Ursachen dieser traurigen Erscheinung, so sehen sie Einige in dem vorherrschenden Geschmacke der Genfer an dem Positiven, Materiellen, an dem in die Augen und in die Hand Fallenden, an dem Greifbaren, Meßbaren und Zählbaren, was auch ihr großes Talent für die Industrie und den Handel ausgebildet hat; Andere in dem endemisch hier in allen Sphären und Phasen herrschenden Nüzlichkeitsfieber, in dem: „wenn ich nur was davon hab',“ wie Staberl sagt, der bekanntlich lange hier in Diensten gestanden hat. Ich finde es aber in noch etwas, nämlich in den Napoleonischen Traditionen, welche in gar Vielem bei uns noch fortherrschen. Unser gegenwärtiger Rektor war damals auch kaiserlicher Rektor der Universität Montpellier, und was damals als despotisches Gesez in dem freien Reich des Wissens und Denkens galt, hat sich ihm tief eingedrückt; lebhaft und mit Vergnügen erinnert er sich der Bannflüche des eben nicht tief eingehenden Herrn und Meisters gegen die Ideologen, womit besonders unsere deutschen Universitäten gemeint waren. Aehnlichen Einfluß aus ähnlichem Grund übt der auch aus Napoleons Zeit mit jenen Traditionen herübergekommene Professor der allgemeinen Literatur. Das waren selige Tage, wo nach des Herrn Befehl die ganze schöne Literatur in Reisebeschreibungen oder in Lobgedichten auf den Kaiser, die ganze Geschichte in Statistik und die ganze Philosophie in physiologischen Darstellungen bestand. Zeichnete sich die Genfer Geistlichkeit im Allgemeinen nicht so vortheilhaft aus, so möchte ich ihrem starken Uebergewicht in dem akademischen Rath große Schuld an der einseitigen und ausschließlichen Richtung unserer Studien, und besonders an der Unterdrückung aller philosophischen Forschung Schuld geben. In diesem akademischen Rath, der über Alles entscheidet, was in Genf Wissenschaften und Unterricht betrifft, sizen und stimmen fünfzig Pastoren mit ungefähr zehn Professoren. So viel ist gewiß, wollten die Professor-Pastoren und die reinen Pastoren das kühne Aufstreben der Idee in den jungen Gemüthern verhindern, so könnten sie es sehr gut durch diese Organisation der akademischen Behörde, welche aus fernen Jahrhunderten noch in Genf fortbesteht, während sie in dem übrigen Europa — Spanien, Portugal und Italien ausgenommen — schon längst einer bessern und heilbringenden Ueberzeugung hat weichen müssen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 160.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 5. Juli 1832.

— Deine Sanftmuth, dein gefällig Wesen,
Dein schneller Blick, dein richtiger Verstand,
Mit dem du jedem gibst, was ihm gehört,
Dein Gleichmuth, der erträgt, was zu ertragen
Der Edle bald, der Eitle selten lernt,
Die kluge Herrschaft über Zung' und Lippe.

Goethe.

J. J. Rousseaus häusliches Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

Eines Tags sprach Jean-Jacques mit mir von seinem Emile und wollte mich bewegen, ihn nach seinem Plan fortzusetzen, und er ward fast im Ernst bös, als ich ihm mehrmals wiederholte, dazu habe ich nicht genug Talente. Auf einem Spaziergang sprachen wir von Plutarch. Rousseau nannte ihn den großen Maler des menschlichen Unglücks. „Tacitus,“ sagte er, „entfernt von den Menschen, Plutarch aber bringt sie Einem näher...“ Einmal gingen wir durch den Tuileriengarten, wo Kinder auf dem Rasen spielten; ich zeigte sie ihm mit den Worten: „diese Kinder haben Sie glücklich gemacht, denn man thut jezt mit ihnen, was Sie gerathen und verlangt haben.“ — „Weit gefehlt! Man fällt immer aus einem Extrem ins andere. Freilich erklärte ich mich im Emile mit Wärme gegen diejenigen, welche die Kinder tyrannisirten; jezt aber ists umgekehrt, denn nun sind die Kinder Tyrannen ihrer Eltern, Lehrer und Gouvernanten geworden...“ Man hat Rousseau Schuld gegeben, er sey stolz, weil er von denjenigen keine Wohlthaten annehmen wollte, die im Sinne hatten, ihm damit ein Joch aufzulegen, weil er nicht zu den Diners gehen wollte, weil er selten die herrschenden Meinungen und die Sitten der französischen Gesellschaft annahm und sich von den anspruchsvollen Vereinen der Pariser Gelehrten, Schriftsteller und Künstler fern hielt. In der Regel warfen nur Leute Rousseau Stolz vor, die selbst stolz und dünkelhaft waren und die sich darüber ärgerten, daß er unabhängig von ihnen bleiben wollte.

Jean-Jacques Gesellschaft gefiel mir ausnehmend. Er hatte durchaus nichts von der Eitelkeit seines Gleichen, und besonders der französischen Schriftsteller. So theilte er auch in der Unterhaltung redlich ihre Pflichten und Lasten, ihr Angenehmes und Unangenehmes. Gern ließ er auch Andere reden und fügte sich mit so wenig Anspruch in ihre Art und Weise, daß gewöhnliche Leute, die ihn nicht kannten, ihn für ihres Gleichen, auch für einen ganz gewöhnlichen Mann, Leute von gutem Ton aber für niedrigen und untergeordneten Standes hielten, denn mit ihnen sprach er nur wenig. Auf dem Rückweg von jenem Osterspaziergang auf den Mont-Valérien wurden wir von einem heftigen Regen nahe bei dem Bois de Boulogne überrascht, gerade der Porte Maillot gegenüber. Wir eilten hinein, um uns unter den dastehenden Kastanienbäumen vor dem Regen zu schützen. Hier hatten sich schon eine Menge Leute zu gleichem Zweck untergestellt und wir konnten kaum Platz finden. Da gewahrt ein Garçon des Schweizers oder Kaffeewirths Jean-Jacques unter den Bäumen, kommt voll Freude auf ihn zu und sagt: „Ei, lieber Mann, wo kommen Sie denn her? es ist ja eine ewige Zeit, daß ich Sie nicht gesehen.“ Rousseau erwiederte ihm ganz ruhig und freundlich: „Ja, meine Frau war lange krank und ich selbst unwohl.“ — „Das bedaure ich recht, lieber Mann! Aber Sie sind hier nicht gut; kommen Sie mit mir, ich will Ihnen im Haus Platz

machen." So führte er uns in ein oberes Zimmer, wo er uns, der vielen Leute ungeachtet, Stühle, einen Tisch, Wein und Brod verschaffte. Das Wort „lieber Mann," das der Aufwärter mit größter Aufrichtigkeit zu Rousseau sprach, bewieß mir, daß er ihn schon lange kenne, ihn für einen ehrlichen Handwerksmann gehalten und wegen seiner Einfachheit und Gutmüthigkeit im Gespräch liebgewonnen habe; denn wenn Rousseau im Gespräch war, so bemühte er sich durchaus nicht, zu glänzen und Eindruck zu machen. Er gestand selbst mit unendlicher Bescheidenheit, ja mit einer Art von Ungerechtigkeit gegen sich selbst, er habe kein Talent für große Unterhaltungen. „Ich habe," bemerkte er mir einmal, „Verstand und Witz immer eine halbe Stunde später als Andere; gerade wenn es nicht mehr Zeit ist, weiß ich auf ein Haar, was ich antworten sollte." Diese Langsamkeit der Ueberlegung kam von seiner natürlichen, tief in sein Gemüth gegrabenen Billigkeit, die ihm nicht erlaubte, ohne genaue Prüfung über irgend einen Gegenstand abzusprechen, von der Eigenthümlichkeit seines Geistes, jedes Ding von allen Seiten zu betrachten, um es recht gründlich zu erkennen, und von seiner Bescheidenheit. Er war oft mitten unter uns sogenannten Schöngeistern wie ein Mädchen mit der natürlichen Röthe der Unschuld, Gesundheit und Jugend unter geschminkten und hochaufgeputzten Damen. Bei Vornehmen hätte er nun gerade am wenigsten zu glänzen gesucht, denn bei ihnen hielt er es am wenigsten der Mühe werth. War er aber traulich mit einem oder einigen Freunden zusammen, die sein ganzes Vertrauen besaßen, so nahm sein Gespräch gleich einen herrlichen Schwung, besonders wenn von Dingen gesprochen wurde, welche das Glück der Menschheit betrafen oder ihm so sehr am Herzen lagen, als dieses. Dann wurde seine Sprache rührend, seine Gedanken tief, seine Bilder erhaben, kurz er wurde Jean-Jacques, wie er in seinen Schriften erscheint. Nie habe ich Jemanden gesehen, der so wenig Vertrauen auf seine eigene Meinung, und so viel Nachgiebigkeit in Gespräch und Umgang gehabt hätte. Hundertmal war ich nicht seiner Meinung und suchte seine Ansichten zu widerlegen. Er fand dieß nicht allein ganz in Ordnung, sondern ging sogar bisweilen von seiner frühern Meinung ab und gestand freimüthig, daß er sich geirrt habe. Blied er aber auf seiner Ansicht, so entwickelte er sie mit seltener Klarheit und Bescheidenheit. Ueberall herrschte seine unendliche Liebe für die Menschheit vor, so daß ich auf sein Grab die Stelle aus der Bibel setzen möchte: „Ihm ward viel vergeben, denn er hat viel geliebt."

Viele haben die Gutmüthigkeit und das einfache Wesen Rousseaus bezeugt; gegen ihre Aeußerung ist aber eingewendet worden, daß er nur aus Stolz so gutmüthig und einfach gewesen sey, und wenn es von andern bemerkt worden. Um das Gegentheil zu beweisen, wollen wir einen Zug von ihm erzählen, den uns Gretry in seinen Essais sur la musique aufbewahrt hat. „Ich habe ein ganz gewöhnliches Mädchen gekannt, zu der Jean-Jaques oft ging, weil sie mit ihm in demselben Hause, rue Platrière, wohnte. Sie erzählte mir einmal: „In unserem Haus, ganz oben in dem Bodenzimmer wohnt ein komischer Mann, der oft zu mir in die Stube tritt, wenn er die Treppe herunterkömmt und mich singen hört." (Das Mädchen wollte später im Chor der italienischen Oper singen.) „Wer ist der Mann?" — „Ich weiß nicht. Er sagte, er wolle mir guten Rath über mein Singtalent geben. Darauf sah ich ihn groß an und fragte: Singen Sie denn? — Ja, antwortete er, ich komponire selbst zuweilen. Ich fragte ihn zweifelnd: mit was für Leuten gehen Sie denn um? Er aber sah mich lang und groß an und antwortete nichts." — „Und Sie?" — „Je nun, ich gab nicht viel auf ihn acht, verrichtete meine häuslichen Arbeiten, sang und ließ ihn in der Ecke sitzen. Neulich sang ich auch in seiner Gegenwart, da sagte er mir, ich spreche einige Worte nicht recht aus, worauf ich ihm erwiederte, seinetwegen werde ich nicht anders singen, ich wolle meinen Singlehrer darüber fragen. Ueber diese Antwort lachte er wie ein Narr, wie jedesmal, wenn ich Aehnliches sagte. Neulich hatte ich einen komischen Auftritt mit ihm." — „Ach erzählen Sie mir das, aber recht genau, und vergessen Sie nichts." — „Kennen Sie denn den Mann?" „Ich glaube. Also der Auftritt!" — „Der Mann saß hier auf diesem Stuhl, und weil ich ausgehen wollte, so zog ich mich an und legte Schminke auf. Da sagte er: Sie sind ohne diese Färbung viel hübscher. — Da irren Sie! ohne Schminke sieht man aus, wie ein Todtenbild. — In Ihrem Alter braucht man keine Kunst, ich erkenne Sie kaum. — Reden Sie, wie Sie wollen, wenn man bleich ist, so muß man in jedem Alter Roth auflegen. Sie sollten es auch thun. — Ich? — Ja, Sie. Da setzte ich mich auf seine Knie und färbte ihm, trotz seines Widerstrebens, das Gesicht roth. Endlich sprang er auf, rieb sich die Schminke ab, und ich meinte, er wolle vor Lachen auf der Treppe ersticken." — So wollte Rousseau behandelt seyn. Das närrische Mädchen ahnete nicht, was für einen Schatz sie täglich bei sich habe. Sie zog aus dem Haus und sagte Rousseau nicht einmal Lebewohl. Wahr ist's, er sah aus, wie ein reinlich gekleideter Bauer. In seinen guten Tagen waren seine Augen lebhaft und voll Feuer, aber etwas tiefliegend; er ging an einem langen dicken Stock mit gebeugtem Kopf, war weder groß noch klein, sprach wenig, aber immer gut und mit innerer Lebhaftigkeit." So weit Gretry.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Der Väter Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

„So werd' ich," schloß der Brief, „so werd' ich, nach tausendfachen Qualen, nachdem mein theures Weib gemordet, mein Kind mir entfremdet wurde, nachdem ich es dreißig lange Jahre verschweigen mußte, daß ich Unseliger Dein Vater bin — so werd' ich endlich rächen, was dieser Bube an Dir, was sein verdammter Vater an mir verübt hat .... Nein! was mir geschah, muß ich vergeben, ich habe es ja dem Bruder meiner Antoinette, dem Priester des Herrn zuschwören müssen. Aber ich wußte es gleich, Art läßt nicht von Art. Wie der Vater mich, so hat der Sohn Dich um Liebesglück, um Ehre, um Vaterland gebracht. Nun darf, nun muß ich vergelten! Nun heißt es: Auge für Auge, Blut für Blut, Schande für Schande! Nimm hin, mein theurer Sohn, nimm hin mein Leben! Es war ein fortgesetztes Liebesopfer, das ich Dir brachte. Die Flamme erlischt noch heute, und nichts bleibt mir, als der süße Gedanke, daß, wenn Du diese Zeilen erblickst, der lezte der Montfontaine auf dem Blutgerüst, auf der Schandbühne geendet hat. Freue Dich, daß ohne Dein Zuthun, ja gegen den Willen selbst Deines sanften, versöhnlichen Herzens, die Rache ihn dennoch ereilte. Freue Dich! und bete für die Seele Deines treuen Dieners und unglücklichen Vaters

Jerome Hüganne."

Das vollständige Verständniß dieses Schreibens ergab sich aus einer beigefügten Denkschrift des Pfarrers Chambeau und aus Originalbriefen seiner Schwester. Amtliche Nachforschungen, die hiedurch veranlaßt wurden, bestätigten den Inhalt jener Schriften; und so wurden aus dem Leben des Selbstmörders folgende Thatsachen als Beweggründe seiner unerhörten Missethat zusammengestellt.

Seiner Behauptung und allem Anschein nach, war Jerome der natürliche Sohn des Grafen Hügues von Montfontaine (Graf Eduards Großvater), den dieser mit einer biscayischen Bäurin erzeugt und Hüganne genannt hatte, seinen Taufnamen Hügues mit Anne, dem Namen der Mutter, vereinend. Er sorgte für die Erziehung des Knaben, verschwieg ihm jedoch seine Herkunft und nahm ihn, erst als er das Jünglingsalter erreicht, in sein Haus, wo er theils die Dienste seines Geheimschreibers, theils die eines Kammerdieners versah. In seinen spätern Jahren lebte der alte Graf Hügues auf einem Landgute nah bei Toulouse; ein junges Mädchen von ehrbarer Familie aus dem nördlichen Frankreich, Antoinette Chambeau, versah hier die Stelle einer Haushälterin. Jerome liebte sie mit aller Gluth südlicher Naturen und erfreute sich ihrer Gegenliebe. Dieses zärtliche Verhältniß gab Anlaß zu einer unversöhnlichen Feindschaft, die zwischen Jerome und dem einzigen rechtmäßigen Sohne seines Vaters ausbrach, indem dieser dem schönen jungen Mädchen unaufhörlich nachstellte und einstmals für eine unanständige Frechheit von dem leicht aufzuregenden Jerome gar übel bedient wurde. Graf Heinrich mußte seine Wuth verbergen und die erlittene Ungebühr verschweigen, da er bereits vermählt und Vater war. Um so heftiger war sein Durst nach Rache.

Ungefähr ein Jahr nach diesem unangenehmen Auftritt, im Jahre 1790, wurde der alte Graf Hügues bedeutend krank und Graf Heinrich von Paris, wo er sich der Nationalversammlung wegen aufhielt, eilig zurückberufen. Dem Tode nah, ließ der Kranke beide Söhne vor sein Sterbebette kommen, entdeckte das bisher bewahrte Geheimniß von Jeromes Geburt und empfahl ihn dem Schutze und der Liebe seines Bruders. Dieser aber weigerte sich, des Vaters Wunsch, ja selbst seinen Befehl zu erfüllen; und als er die gebotene Umarmung Jeromes hohnsprechend zurückwies, da erbebte der Todtkranke vor Zorn, und: „Nun wohl!" sprach er zu dem Sohne seiner Liebe, „so schenke ich Dir zu Deiner Ausstattung meine ganze Baarschaft. Du weißt, wo sie verborgen. Nimm das Gold und fliehe Deinen unnatürlichen Bruder!" — Der Todeskrampf befiel ihn nach dieser Anstrengung und eine Stunde darauf war er verschieden.

Auf jenem mündlich ausgesprochenen lezten Willen seines Vaters bestand nun Jerome, die rechtmäßige Uebergebung seiner Erbschaft verlangend. Graf Heinrich aber läugnete nicht nur Alles, er nannte den Schutzlosen einen frechen Betrüger und drohte ihm mit gerichtlicher Verfolgung, wenn er nicht augenblicklich anzeige, wo er die Baarschaften verborgen, die ihm der Sterbende befohlen habe, zu berechnen und auszuliefern. Noch war der Todte nicht unter der Erde, als Graf Heinrich schon nach Toulouse eilte, um selbst dort die Einkerkerung des angeblich betrügerischen Hausdieners zu bewirken.

In dieser Noth, und da Antoinette Chambeau ein Pfand seiner Liebe unter ihrem Herzen trug, entfloh Jerome mit ihr, nachdem er einen Wandschrank gewaltsam erbrochen und aus einem geheimen Fach eine bedeutende Summe Gold, sein angeblich rechtmäßiges Erbtheil, sich zugeeignet hatte.

Seine erste Sorge war, der theuren Freundin den innern Frieden wiederzugeben. In Foix ließ sich ein Priester bewegen und ertheilte dem Bunde der Liebenden die kirchliche Weihe. Hiedurch aber in ihrer eiligen Flucht aufgehalten, wurden sie, nahe bei Perpignan, in einem Gebirgsdorfe eingeholt und festgenommen. Antoinette, indem sie hier, in Folge der Anstrengung und des Schreckens, einem Knaben das Leben gab, starb kurz nach der vorzeitigen Entbindung.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Literatur. Todesfälle. Zeitungen.

Vor Kurzem ist zu Dublin eine Uebersetzung von Schillers Fiesko in Jamben herausgekommen. Nach den Auszügen, die ich davon gesehen, ist sie nicht übel gelungen. — Der versprochene Aufsaz von Carlyle über Goethes Tod ist im New Monthly Magazine erschienen; es ist aber eine unzusammenhängende Rhapsodie, welche dem, der Goethe kennt, nichts Neues sagt, wenn er anders zu dessen unbedingten Anbetern gehört; denn sonst dürfte es ihm doch etwas auffallend seyn, ihn förmlich als einen Erlöser dargestellt zu sehen; der dagegen, welcher ihn nicht kennt, bleibt wohl so klug als zuvor. Dagegen befindet sich in einem Damenjournal ein praktischer Aufsaz über Goethe mit einer kurzen Andeutung seiner wichtigsten Werke, nebst Winken für Mütter und Erzieherinnen über die Wahl derselben für ihre Zöglinge. Die Methode des Verfassers scheint mir die passendste, wenn es sich darum handelt, der deutschen Literatur in England Eingang zu verschaffen; denn Goethes Schriften vor allen enthalten so Vieles, was gegen die englischen Gesinnungen verstößt, daß unbedingtes Lob derselben nur schaden könnte, besonders wenn die Leute dadurch veranlaßt würden, ohne Weiteres zuzugreifen und das erste beste von ihm zu lesen.

Der Edinburger Verleger der dortigen Cabinet Library hat ein Werk übernommen, das vielleicht einzig in seiner Art ist: eine Geschichte des brittischen Indiens, in drei mäßigen Duodezbänden der Library, von sieben Schriftstellern verfaßt. Hugh Murray nämlich hat die eigentliche Geschichte übernommen, Wilson und Dr. Greville das Thier- und Pflanzenreich, Dr. Jameson die Geologie und Mineralogie des Landes, Dr. Ainslie und Rhind das medizinische Fach, besonders mit Rücksicht auf die Entstehung und Fortpflanzung der indischen Cholera, Professor Wallace die Geschichte der Mathematik und Sternkunde der Hindus, nebst den trigonometrischen Messungen des Obristen Lambton, und endlich Kapitän Dalrymple eine Beschreibung der dortigen Meere, Belehrungen über die erforderlichen Vorbereitungen zu einer indischen Reise und eine Abhandlung über die Dampfschiffahrt dahin. Der erste Band, welcher so eben erschienen ist, enthält von Murray eine klare, obgleich gedrängte geographische Uebersicht des Landes, nebst einer Geschichte desselben von den frühesten Zeiten bis zur Eroberung Pondycherys durch die Engländer im Jahr 1761.

Wir haben in vierzehn Tagen vier unserer ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten durch den Tod verloren: Sir James Macintosh, welcher ehemals Richter in Indien war, aber mehr durch seine parlamentarische Beredtsamkeit und als Geschichtsforscher berühmt ist, Sir W. Grant, auch ehemals Richter, Charles Buttler, den berühmten katholischen Advokaten, dem seine Tugenden und sein Talent selbst die Achtung der strengsten Gegner der Emancipation seiner Glaubensgenossen erworben haben, und den weltbekannten Rechtslehrer Jeremy Bentham. Und nun noch Cuvier und Abel Remusat in Frankreich, und Goethe und Hegel in Deutschland! Das sind Lücken, die nicht so leicht wieder auszufüllen sind. Bentham, der Mann mit dem edlen, vorurtheilsfreien Geist, hat seinen Leichnam seinem Freunde Dr. Southwell Smith vermacht, mit der bestimmten Weisung, denselben zu zergliedern und darüber zu demonstriren, und dies geschieht auch so eben wirklich.

Es werden jezt starke Versuche von den Liberalen gemacht, die Stempelgebühr von den Zeitungen, so wie die Taxe von den Anzeigen los zu werden. Es ist auch offenbar das Interesse der Conservativparthei, daß solches geschehe; denn die Erfahrung hat gelehrt, daß Abentheurer von der gemeinen Volksklasse, die es wagen wollen, der Regierung Troz zu bieten, nicht gehindert werden können, mit Umgehung der Steuer, in wohlfeilen Blättern die gefährlichsten Lehren zu verbreiten, während denen, welche das Gesez achten, die Mittel abgeschnitten sind, durch ähnliche Blätter jenen heillosen Versuchen entgegen zu wirken. Die Stempelgebühr beträgt zwar nur die Hälfte der sieben Pence, welche der gewöhnliche Preis der ordentlichen gestempelten Tagblätter sind; wie bedeutend aber dieser Unterschied ist, erhellt aus dem Faktum, daß ein demagogisches Blatt, welches ungestempelt vier Pence kostete und so 6000 Exemplare absezte, als es sich der Gebühr unterwarf und den Preis auf sieben Pence erhöhte, gleich in der ersten Woche auf 500 Abonnenten herabsank. Auch die Gesellschaft für die Verbreitung religiöser Kenntnisse will jezt ein Pfennigmagazin herausgeben; desto besser: besser spät weise, als gar nie.

Weil wir hier von Zeitungen sprechen, schreibe ich Ihnen aus einem neuen Werke über Ersparniß bei Gewerbsunternehmungen einige Notizen über die Times, die größte englische Zeitung, ab. — Die Unternehmung dieses Blattes ist ein sprechender Beweis dafür, wie viel Theilung der Arbeit vermag. Geist und Materie vereinigen sich zu einem Werke, das, gigantisch in seinen Verhältnissen, im Einzelnen mit der strengsten Sparsamkeit ausgeführt ist. Unter den Tausenden von Lesern der Times in allen Welttheilen haben wohl wenige einen Begriff davon, welche Menge unterrichteter Menschen, welche Masse von mechanischem Genie die ganze Nacht durch zu ihrer Belehrung und Unterhaltung zusammenwirken. Die Arbeitszimmer sind mit Gas beleuchtet; es ist darin so hell wie am Tage. Ueberall herrscht Schweigen, Ruhe, Ordnung, und doch arbeiten gegen hundert Menschen in der Anstalt. Während der Sizung des Parlaments ist wenigstens ein Duzend Schnellschreiber im Unterhaus und im Oberhaus fortwährend beschäftigt; sie lösen sich Stunde für Stunde ab, und jeder schreibt zu Hause sogleich ins Reine, was er stenographirt hat. Fünfzig Sezer sind ohne Unterlaß an der Arbeit; die einen stellen die bereits gesezten Linien zusammen, andere sezen flugs das noch nicht trockene Manuscript ab; allermittelst wandert ein weiteres Stück derselben Rede in der Tasche des fleißigen Stenographen von der Kammer in die Druckerei, und während der Anfang der Rede bereits zum Druck fertig steht, widerhallt noch das Gewölbe der St. Stephanskapelle vom Schluß derselben. Sobald ein paar Zeilen gesezt sind, wandern sie in andere Hände, werden ihren Vorgängern angefügt, und wenn endlich mit dem Schluß der Reden in den Kammern die Tagesneuigkeiten alle bei einander sind, stehen vierundzwanzig Spalten beisammen auf der Marmorplatte der Presse. Die Menschenhand schafft viel zu langsam für die Neugier des Publikums; die Riesenkraft des Dampfes muß hier zu Hülfe kommen. Rasch wird die Schwärze über die ganze, aus beweglichen Charakteren bestehende Fläche ausgebreitet. Vier Arbeiter sind unaufhörlich beschäftigt, den Rand der großen weißen Papierbogen zwischen zwei Walzen zu schieben, die sie in ihrer raschen Umdrehung in einem Augenblick verschlingen; andere Walzen leiten das Papier auf die geschwärzte Form, und einen Moment darauf läuft der bedruckte Bogen vier andern Arbeitern in die Hände. Auf diese Weise liefert die Presse in einer Stunde viertausend auf Einer Seite bedruckte Bogen, und in sechs Stunden sind 12.000 Exemplare im Publikum im Umlauf, und damit ein Text, dessen Saz aus etwa 300.000 beweglichen Stücken besteht.

Beilage: Kunstblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 161.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. Juli 1832.

— Mich verlangt,
Zu hören die Geschichte Eures Lebens,
Die wunderbar das Ohr bestricken muß.

Shakespeare.
Der Sturm.

Trund von Goete.

Zum Andenken Goethes aus der Geschichte der Farber-Inseln von Thormodus Torfäus im Auszug mitgetheilt von Wolfgang Menzel.

Das Geschlecht derer von Goete war das berühmteste auf den Farberinseln.

Diese äußerst interessante Inselgruppe liegt bekanntlich in der Mitte zwischen Schottland und Island, und besteht aus einem großen, vielfach zerrissenen Klippengebirge. Den Namen Far-eiland hat es wahrscheinlich von den Gefahren erhalten, die es den Schiffern darbietet, denn es ist rings von Klippen, tiefen Meerstrudeln und reißenden Strömungen umgeben, und die Gewalt der Stürme ist in dieser nordischen Zone so heftig, daß sie oft die obere Erdschicht vom nackten Felsen wie Bleiplatten aufrollen und Menschen und Vieh ins Meer schleudern. Wenn aber Menschen auf diese Weise verschwinden, glaubt das Volk, sie seyen von Geistern entführt worden, denn die Geister spielen auch hier, wie überall im hohen Norden, theils wegen der langen Polarnächte, theils wegen der Einsamkeit und alten Einfalt des Volks, eine große Rolle. Außerdem ist dieses Klippengebirge merkwürdig durch seinen Magnetgehalt, denn die Magnetnadel wendet sich in seiner Nähe, und wegen seiner auffallend warmen Temperatur.

Diese Eilande nun wurden zuerst im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung von edeln Norwegern bevölkert, da dieselben ihr Vaterland verließen, um vor dem berühmten König Herald Schönhaar zu fliehen, der sich ganz Norwegen unterwarf und das vorher freie Volk zu Knechten machte. Die meisten flüchteten nach Island, einige auch nach den Farberinseln, unter diesen eine Tochter Thorstein des Rothen, die reiche Oluf, deren Sohn Thorbiorn das größte Odelgut auf den Inseln besaß, Namens Goete, daher noch die Orte Norder-Goetoe und Süder-Goetoe und das Vorgebirge Goetenaes (Göte-Nase). Das ganze Geschlecht, das von jener Oluf und ihrem Sohn Thorbiorn herstammt, das mächtigste und zahlreichste auf der Insel, hieß dann die Familie der Gautuskegger oder Gautubarben, und der Majoratsherr, der auf dem Stammsitz saß, hieß vorzugsweise der Herr von Goete oder in Goete. Thorbiorn von Goete hatte noch einen jüngern Bruder, der sich auf Skufey niederließ, und wenn die Brüder selbst mit einander friedlich lebten, so entspann sich doch bald ein leidenschaftlicher Kampf unter ihren Söhnen, der nicht blos ein Familienzwist war, sondern auch ein politisches und religiöses Motiv hatte. Die Könige von Norwegen nämlich suchten ihre Herrschaft auf die Inseln auszudehnen, und bedienten sich zu diesem Zweck desselben Mittels, durch welches sie auch in Norwegen selbst erst ihre Herrschaft befestigten, nämlich des Christenthums. Der jüngere Zweig der Goete'schen Familie nun, der auf den Inseln selbst der zurückgesezte war, schloß sich eben deßhalb an den König an, um durch ihn ein Ansehen zu

gewinnen, das ihm mit der Erstgeburt versagt war; der ältere Zweig dagegen, der im Besitz war, blieb der alten Freiheit und dem Heidenthum treu.

Thorbiorns jüngerer Bruder hatte zwei Söhne, Bresteſen und Beine, wovon namentlich der erstere ein kräftiger Mann war. Sie saßen auf Skufey und wurden des Königs Vögte. Thorbiorn selbst hatte zwei Söhne und eine Tochter. Der erste der Söhne hieß Thorlak, der zweite Trund. Weil dieser mehr versprach als jener, ließ der Vater sie um den Vorzug bei der Erbschaft losen, und so wurde nicht der ältere, sondern der jüngere Sohn, Trund, der Majoratsherr von Goete. Er verließ aber Gut und Land, um sich erst in der Welt umzusehen und in der Fremde bewegliche Schätze zu sammeln, was die Normannen damals als Kaufleute und Seeräuber zu thun pflegten. Es gelang ihm auch bald, und er kehrte mit Reichthümern und mit dem Ruf eines klugen Mannes auf seinen Stammsitz Goete zurück, dessen er sich hinfort als Landwirth annahm. In der Zwischenzeit hatte sich aber bereits eine Parthei, an deren Spitze Hafgrim, ein eifriger Heide stand, gegen die königlichen Statthalter auf Skufey aufgelehnt und bat den weisen Trund um seine Mitwirkung. Er stand nicht an, sich in die Verschwörung gegen seine royalistischen Vettern einzulassen, und leitete dieselbe so geschickt, daß er sich der Vettern und zugleich des Nebenbuhlers entledigte, denn er überfiel die erstern unversehens mit so viel Mannschaft, daß sie unmöglich entrinnen konnten; als aber Hafgrim sich hinter die Knechte stellte und nicht allein gegen den starken Bresteſen vorging, warf ihm Trund seine Zaghaftigkeit vor und brachte ihn dahin, allein den Zweikampf mit Bresteſen zu wagen, in welchem beide zugleich umkamen. Hierauf befahl Trund, auch den Beine niederzuhauen.

Durch diese That machte sich Trund zum Haupt der Inseln. Bresteſen und Beine hatten aber jeder einen Sohn hinterlassen, Siegmund und Toerd. Diese jungen Knaben ergriff Trund, ließ ihnen die Haare abschneiden, steckte sie in weiße Kittel und verkaufte sie einem norwegischen Schiffer, ihre Güter aber riß er an sich. Der Schiffer führte die Knaben nach Norwegen, und gerührt von ihrer Schönheit, entließ er sie daselbst. Nach andern Nachrichten entflohen sie. Sie nahmen ihren Weg über das Gebirge, das Norwegen von Schweden trennt, und hier verirrten sie sich in den Eisgebirgen. Toerd, obgleich der ältere, sank von Hunger und Müdigkeit erschöpft zusammen, aber Siegmund trug ihn auf seinen Schultern über die Gletscher fort und gelangte endlich in ein Thal, und der aufsteigende Rauch ließ ihn eine Hütte entdecken. Er fand in derselben eine Frau und ihre Tochter, die sich der erschöpften Knaben freundlich annahmen und ihnen Speise und Trank und frische Kleider gaben. Als nachher der Wirth des Hauses, ein langer Mann, in Rennthierfelle gekleidet und mit einem erlegten Rennthier auf den Schultern, heim kam, murrte er Anfangs über die neuen Gäste, aber durch ihre Schönheit und durch der Weiber Zureden beschwichtigt, behielt er sie den ganzen Winter über bei sich und handelte als Vater an ihnen. Er hieß Ulf, die Frau Ragenhild und die schöne Tochter Thuris. Die leztere und Sigismund gewannen einander täglich lieber, und so kam es, daß sie nicht Lust hatten zu scheiden, als der Winter vorüber war. Ulf behielt sie gern, und da er selbst ein tapferer Mann war, unterrichtete er sie in allen kriegerischen Künsten und ließ sie jagen in den Wäldern. Nur den nordwärts gelegenen Wald verbot er ihnen. Als aber Siegmund sechzehn Jahr alt geworden, konnte er der Neugier nicht widerstehen, in die verbotene Gegend einzudringen. Er fand darin einen riesenhaften Bären, den er mit einer Handart erschlug und dann zwischen den Bäumen aufrecht hinstellte, als ob er noch lebe, um den herbeigerufenen Ulf damit zu täuschen. Als dieser aber erfuhr, wie furchtbar Siegmund den Bären angefallen, hatte er ihn von dieser Zeit an noch lieber, und gestand ihm nun, daß er in dieser Einsamkeit lebe, weil er seine Gattin, die Tochter eines Beamten, entführt habe und dafür als Räuber geächtet worden sey. Siegmund versprach ihm nun, seine Ehre wieder herzustellen, und begab sich nach Throndheim zum berühmten Hakon Jarl, an dessen Hofe er sich so beliebt machte und in dessen Dienst er als Seeheld so tapfere Thaten verübte, daß es ihm leicht wurde, den alten Ulf aus seiner Verbannung zu befreien und das gegen ihn gesprochene Urtheil zu vernichten.

Der Ruhm von Siegismunds Heldenthaten, die er besonders zur See gegen Schweden ausgeführt, drang auch bis zu den Faröerinseln. Daher gab Trund von Goete, aus kluger Voraussicht, dem Sohn des ermordeten Hafgrim, Aſerſen, die Güter Siegmunds und Toerds und das Schloß Skufey, damit, wenn die rechtmäßigen Besitzer einmal zurückkehrten, sie ihre Rache nicht an ihm, sondern an Aſerſen ausließen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Väter Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

von

Ludwig Robert.

(Beschluß.)

Der Neugeborne wurde, auf den Wunsch seiner sterbenden Mutter, ihrem ältesten Bruder zugesendet, der in ihrer Geburtsstadt eine Pfarrstelle bekleidete, Je-

rome aber in Ketten nach Toulouse abgeführt, wo ihn der Gerichtshof wegen gewaltsamen Hausdiebstahls zu zehnjähriger Galeerenstrafe und vorheriger Brandmarkung verurtheilte. Diese in Frankreich, welches sich selbst die älteste Tochter der Bildung nennt, diese in Frankreich heute noch übliche Barbarenstrafe der Brandmarkung konnte jedoch dießmal nicht zum Vollzug kommen. Mit sechs zum Tode verurtheilten Raubmördern brach Jerome aus dem Gefängniß und erreichte, allen Nachstellungen entgehend, ein rauhes, unbewohntes Felsthal der Pyrenäen, den Schlupfwinkel dieser Räuber. Doch seine Freiheit, die hatte er hier noch nicht erlangt; es war leichter, aus dem festen Kerker zu brechen, als den Händen dieser wachsamen Raubgesellen zu entkommen. Kein Versprechen der Verschwiegenheit, kein Flehen bewegte sie; Gewalt war unmöglich, er nahm seine Zuflucht zur List. Die Bande hatte Kunde erhalten von einem Reisenden, der große Baarsummen mit sich führte; sie lauerten ihm auf, er sollte plötzlich überfallen werden. Jerome aber wußte dieses zu vereiteln, indem er den Mördern zuvorkam, den Reisenden beschützte und mit ihm und zwei Dienern die Angreifenden zur Flucht zwang. Von einer Musketenkugel verwundet, erhielt er einen Platz in der Karosse des Geretteten und lebte, nachdem er geheilt war, noch zwei Jahre unter seinem Schutze. Er war ein Spanier, ein steinreicher Finanzpächter, und versäumte nichts, um seinem trübsinnigen Gastfreunde so viel als möglich das Leben zu versüßen. Doch gelang es ihm nicht. Eine unbesiegbare Bangigkeit nach seinem Kinde ließ dem Ungeduldigen keine Ruhe. Er hatte seinem Schutzherrn die traurigen Schicksale seines Lebens mitgetheilt, und als dieser nun immer deutlicher sah, wie Jerome die ganze Leidenschaft für seine verlorne Gattin auf ihr Kind hinübertrug, und seine Vaterliebe sich zu glühender Anbetung seines Knaben steigerte, da endlich ließ er den Sehnsüchtigen ziehen, nachdem er ihm eine Summe aufgedrungen, doppelt so groß als die, welche ihn so unglücklich gemacht hatte.

Die Anarchie, die damals, beim Beginn der Schreckenszeit, in Frankreich herrschte, so wie Jeromes ganz verändertes Aussehen (er war vor der Zeit grau geworden) begünstigten sein Wagestück. Die Familie Montfontaine war emigrirt, Jedermann um Vermögen und Leben in banger Sorge; wer dachte an einen entsprungenen Galeerensklaven? Unverfolgt durchzog Jerome das schreckenbewegte Land, unerkannt gelangte er zu dem Bruder seiner unvergeßlichen Antoinette. Hier wurde er der Pfleger und Wärter seines Kindes, durfte aber dessen schuldloses Daseyn nicht vergiften und mußte dem höchsten, dem einzigen Bedürfnisse seines Herzens, dem Glücke, von einem geliebten Sohne Vater genannt zu werden, für immer entsagen.

So weit die von dem Gerichtshofe zusammengestellten Thatsachen. Die Denkschrift des Pfarrers, aus welcher sie ein Auszug sind, hatte Jerome mit obigem Briefe begleitet und nach Alexandrien gesendet, um — wie er meinte — seinem Sohne die Genugthuung zu verschaffen, sich gerächt zu wissen.

Dieser lag damals in Cairo an einer endemischen Krankheit schwer darnieder. Nur erst, nachdem er hergestellt und nach Alexandria zurückgekehrt war, kamen ihm jene Schriften zu Händen. Ihr unerwarteter, ihr furchtbarer Inhalt bewirkte einen Rückfall, der gefährlicher war, als die ursprüngliche Krankheit. Nachdem er aus einem Zustande der Bewußtlosigkeit, der sechs Wochen gewährt, wieder zu sich kam, war sein erster Gedanke, daß Graf Eduard vielleicht noch zu retten sey. Erst wollte er die Aktenstücke durch das Konsulat nach Frankreich senden; dann aber entschloß er sich, diese wichtigen Papiere persönlich zu überbringen. Nur halb erst genesen, schiffte er sich ein. Die Fahrt war glücklich, die französische Küste glänzte im Morgenschein, die Reisenden sprachen von der Quarantäne. Daran hatte er nicht gedacht. Er erschrak, indem er sein Herz ertappte, welches in der Rettung des schuldlos Angeklagten eine heimliche, eine eigensüchtige Hoffnung nährte. Nun konnte er die tröstende Botschaft nicht persönlich überbringen, nun mußte er die Beweisstücke von der Unschuld seines Verfolgers fremden Händen anvertrauen. Er klagte sich an, und doch konnte er sich nicht entschließen, die Schriften unmittelbar nach Paris zu befördern. Er sandte sie aus der Quarantäneanstalt an die Mutter seiner Geliebten, und von dieser wurden sie dem Gerichtshof eingeschickt.

Madame St. Etienne dankte, inbrünstig betend, für die Verwirklichung ihrer lebendigen Vorahnung, für die Rettung, für die Schuldlosigkeit ihres Sohnes. Ihre Tochter flehte zu Gott, daß er die christliche Versöhnlichkeit des edlen Huganne, daß er dessen Liebesthat vergelten möchte. Und ihr Gebet wurde erhört: das Glücklichste, was ihm auf Erden noch begegnen konnte, es geschah. Den Keim des Todes mit nach Europa bringend, starb er in der Quarantäneanstalt zu Marseille. Zwei barmherzige Schwestern hatten den Kranken liebevoll gewartet, und die eine — seine Marie — ihn unter Thränen gesegnet und sein letztes Lebewohl empfangen.

Graf Eduard hatte sich gefaßt, hatte mit Ergebung dem Tode entgegengesehen; sein Stumpfsinn, sein Wahnwitz waren gewichen. Beide furchtbar abwechselnde Gemüthszustände nahmen mit Entdeckung seiner Schuldlosigkeit, mit seiner Freilassung von Neuem überhand. Es war nicht möglich, ihn von Paris zu entfernen; er wollte die glänzende Hauptstadt nicht verlassen, er trieb sich in den Straßen und an öffentlichen Orten umher.

Zu Hause sah er Niemanden, außer den erwähnten jungen Priester, mit dem er politische und religiöse Gespräche führte, und Emilie, die ihn zu trösten und zu erheitern suchte, und der er, gleich einer Heiligen, anbetend Ehrfurcht bezeigte. Sein ganzes Betragen war das eines Verrückten, und doch konnte man ihn nicht für wahnsinnig erklären. Länger denn zehn Jahre ertrug die duldende Gattin namenlose Leiden. Die Julitage befreiten sie davon.

Auf einer Barrikade gegen die Schweizergarde kämpfend, fiel Graf Eduard von Montfontaine mit dem Ruf: „Es lebe die unbefleckte Fahne! es leben die Lilien!“ Er glaubte in seinem Wahnwitz — gleich vielen Andern — für seinen König zu fechten, und half zum Siege der Gegner, mit denen er nun in seinem geliebten Paris das nämliche Grab theilt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Lamarques Leichenbegängniß und seine Folgen.

Es drängen sich die Begebenheiten in dieser großen Hauptstadt, und kaum kann man zur Besinnung kommen. Von den Theatern ist wenig Merkwürdiges zu melden. Tragödie wird auf den Straßen und öffentlichen Plätzen gespielt; da gibt es größere Schauspiele als die, welche am Abend beim Lampenschein in einem geschlossenen Raume von Schauspielern dargestellt werden. Vor drei Wochen zog ein großer und feierlicher Leichenzug über die Boulevards; Truppen aller Art begleiteten denselben, die Regierung hatte ihn angeordnet, es war ein feierlicher Zug; aber außer den dazu bestellten Leuten nahmen wenige Personen Antheil daran; jedoch Tausende schauten zu und die Fenster auf dem ganzen Wege waren mit Neugierigen angefüllt. Es war der Leichenzug Casimir Periers, des berühmten Ministers, dessen Charakter fast fünfviertel Jahre lang der Regierung einen eigenen Stempel aufgedrückt hatte, und der nun mitten in seiner Herrschaft von derselben Krankheit, welche so viele Tausende ins Grab geschickt hatte, vom Schauplatze seiner Thaten abberufen wurde und für die Folgen seiner Handlungen andere Minister verantwortlich lassen mußte. Ein Minister steht fast einzeln da, besonders in einem großen Staate, und da er stets mehr darauf bedacht ist, die Rechte der Krone, als die des Volks zu vertheidigen, so erregt er auch wenig Theilnahme bei lezterm; man sieht seinem Ende gleichgültig zu, wofern nicht schöne Züge aus seinem Privatleben die Theilnahme des Volks in Anspruch nehmen. In Paris, wo überhaupt die Leichenbegängnisse so gleichgültig angesehen werden, erregt nun vollends das eines hohen Beamten wenig mehr als bloße Schaulust. Einen ganz andern Charakter, aber leider auch weit schrecklichere Folgen hatte vierzehn Tage darauf das Leichenbegängniß des General Lamarque, dessen Krankheit ebenfalls durch Cholera veranlaßt worden war. Auch dieses zog über die Boulevards, wie das Periersche, aber es hatte andere Begleiter und war ganz anders angeordnet. Für dieses hatte die Regierung nichts geliefert, außer die Truppen, die seines militärischen Ranges halber den Zug begleiten mußten. Das Uebrige war freiwillig von den Parisern hinzugethan worden. Alle, welche Lamarque als politischen Redner und Vertheidiger der Unabhängigkeit und Freiheit der Völker hochschäzten, wollten ihm die lezte Ehre erweisen und sich dem Zuge mit Fahnen und korpsweise anschließen. Lamarque hatte sich der aus Polen, Italien, Spanien geflüchteten Liberalen oft auf der Rednerbühne angenommen; sie wollten ihm bis zum Grabe dankbar bleiben, und in dieser Ehrenbezeugung der Repräsentanten mancher Völker, der unglücklichen Ueberbleibsel mancher Heere, lag etwas Eigenthümliches, etwas Rührendes, so daß es Niemand ohne innige Theilnahme mitansehen konnte. Für ihn, den freisinnigen, unerschrockenen Redner für Freiheit und Unabhängigkeit, war alles aus; aber sie, die Geflüchteten, die alles Eigenthums Beraubten, was wird zulezt aus ihnen werden? wer weiß, welche Schicksale die Zukunft ihnen noch aufbewahrt? Alles wäre gut abgelaufen, wenn nicht eine Gesellschaft von jungen Leuten, die sich Volksfreunde nennen, sich vorgenommen hätte, halb bewaffnet bei diesem Leichenbegängnisse zu erscheinen, um jeden Eingriff der Polizei gewaltsam abzutreiben. Freilich hatte die Polizei unter der vorigen Regierung auf eine skandalöse Art das Volk, und besonders die studirende Jugend, zuweilen gehindert, Männern, welche sich die öffentliche Achtung erworben hatten, die lezte Ehre zu erweisen; allein diese betrübten Zeiten sind vorüber und es bedarf jezt keiner geladenen Pistolen mehr, um einem Leichenbegängnisse beiwohnen zu können. Diese jungen Leute sahen sehr trozig aus und schienen vielmehr mitzugehen, um eine Gelegenheit zu suchen, mit Jemand anzubinden, als um dem berühmten Redner die lezte Ehre zu erweisen. Diese Gelegenheit blieb auch nicht lange aus; denn die Pariser Polizei kann sich aus leidiger Gewohnheit unmöglich enthalten, überall einzuschreiten, wo viele Menschen versammelt sind. Bei der diesmaligen Stimmung der Volksfreunde wäre es klug gewesen, sich so viel möglich zurückzuziehen. Dies war aber nicht der Fall; im Gegentheil schien es ihr nicht unlieb, etwas zu thun zu haben, und da nun die Stimmung beiderseits sehr gereizt war, braucht man sich nicht zu wundern, daß das Feuer des Aufruhrs so schnell ausbrach, und daß einige Stunden nach dem Leichenbegängnisse die kampflustige Jugend gewaffnet der gesammten Heeresmacht in Paris feindlich gegenüberstand. Paris ist so groß, daß man an einem Ende oft nicht erfährt, was an dem andern vorgeht. So erfuhr ich auch erst am folgenden Morgen, daß es am Abend und in der Nacht blutige Gefechte in Paris gegeben habe; man hatte keine Ahnung, daß an dem eben begonnenen Tage noch viel blutigere vorfallen würden. Am schlimmsten wäre es am vorigen Tage beinahe dem berühmten Lafayette gegangen. Als nach den Reden, welche neben der Leiche auf dem Bastilleplaze von mehreren einheimischen und fremden Rednern gehalten worden waren, Lafayette in seinem Wagen nach Hause fahren wollte, wurden auf einmal die Pferde ausgespannt und der Wagen von einer Menge Leute umringt, welche zum Theil sehr ominös aussahen. Der Zug schlug die St. Antoinestraße ein. Lafayetten wurde sehr unheimlich zu Muthe bei diesem unerwarteten Triumphzuge. Er fragte, wohin man ihn führen wolle. „Zum Hôtel de ville,“ antwortete man ihm mit festem Tone, „damit Sie dort aufheben, was Sie vor zwei Jahren gestiftet haben.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 163.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 9. Juli 1832.

Wer zu beugen trachtet
Sein Geschick, muß mit Verstand
Und mit Mäßigung verfahren.

Calderon.

Trund von Goete.

Zum Andenken Goethes aus der Geschichte der Farder-Inseln von Thormodus Torfäus im Auszug mitgetheilt von Wolfgang Menzel.

(Beschluß.)

Nach dieser Zeit herrschte Trund wieder allein auf den Inseln, theilte aber die Herrschaft wieder mit Leif, Aiersens Sohn, wie früher mit Aiersen selbst, um diesen wieder vorschieben zu können, wenn ihm Gefahr drohen sollte. Um sich aber möglichst sicher zu stellen, suchte er den jungen Leif mit Siegmunds Tochter zu vermählen. Die Mutter, Thuris, erklärte sich bereit, wenn erst der Tod ihres Gatten ausgekundschaftet und gerächt seyn würde. Da beschwor Trund durch seine Kunst die Geister Einars, Toerds und Siegmunds, daß sie in der Gestalt erschienen, wie sie den Tod gefunden, und die Mörder wurden durch den geraubten Ring verrathen und hingerichtet. Hierauf vermählte Thuris ihre Tochter Thora mit Leif, wie sie versprochen hatte, und der Friede schien nun völlig hergestellt.

Um diese Zeit aber gelangte Olaf der Heilige zur Herrschaft in Norwegen, und verfuhr in Unterdrückung des alten Heidenthums und der alten Freiheit listiger und gewaltthätiger, als Olaf Trygwason. Erst lud er die Vornehmsten von den Faröerinseln nach Norwegen ein, und sie folgten dem königlichen Ruf, außer Trund, der die Gefahr merkte, aber nichts im Voraus zu äußern wagte und sich krank stellte, um unter diesem Vorwand zurückzubleiben. Als die andern in Norwegen ankamen, wurden sie vom König gezwungen, seine Vasallen zu werden. Er entließ sie nicht eher, bis sie sich hatten in seine adelige Garde einschreiben lassen, und er gab ihnen sogar ein Schiff voll Unterbeamten mit, die auf den Inseln die Schatzung erheben sollten. Dieses Schiff aber kehrte nicht mehr nach Norwegen zurück, und eben so wenig ein zweites, das der König im folgenden Jahre dem ersten nachsandte. Als aber später der König die in seine Garde Aufgenommenen wieder zu sich beschied, wußte es Trund so einzuleiten, daß seine Neffen, Sigurd und Toerd der Kleine, gegen ihren Gefährten Thoralf erbittert wurden, weil er ihm den Vorzug vor ihnen gab. Demzufolge erschlugen sie ihn, sobald sie in Norwegen angekommen waren, und schoben die Schuld auf König Olaf selbst. Sie sollten die Feuerprobe darauf bestehen, entflohen aber und verbreiteten die Meinung, Olaf habe ihren Gefährten umbringen lassen.

Nun schickte der König einen sehr starken, aber einfältigen Mann, Karl Moere, einen berühmten Seeräuber, nach den Inseln ab, in seinem Namen den so lange versäumten Tribut zu holen. Trund aber wußte ihn durch Artigkeit so für sich einzunehmen, daß er ihm selbst das Eintreiben der Schatzung überließ. Nachher aber wieß er ihm falsches Geld statt des guten an, und als es dar-

interessirte er sich für das Militär und Alles, was darauf Bezug hat. Die Musikbande des ein-und-dreißigsten Regiments und die eigene Musik des Generalgouverneurs waren in nahen Zelten aufgestellt und spielten hübsche Stücke, welche Runjit Singh und seinen Sohn Kurk zur höchsten Bewunderung hinrißen. Die Musiker erhielten vom Maharadja ein Geschenk von 2000 Rupien. Platten mit Erfrischungen aller Art wurden herumgereicht und der Herrscher von Punjab verabschiedete sich endlich, sichtbar höchst vergnügt.

Am 27ten Morgens kam Kurk Singh an der Spitze einer Schwadron von der Leibwache herüber in unser Lager und lud den Gouverneur von Seiten des großen Königs zu seinen Zelten ein. Demzufolge passirte eine starke Abtheilung Lanziers und Dragoner die Schiffbrücke und bildete auf dem entgegengesetzten Ufer, etwas entfernt vom Flusse, das Spalier. Während der feierliche Zug sich gegen das Lager des Maharadja bewegte, sah man diesen auf einem Elephanten eine Strecke vor den Lanziers halten und diese Reiterei durch ein Fernglas betrachten. Den König nahm dieses Geschäft so ganz in Anspruch, daß man ihm nicht ohne Schwierigkeit endlich begreiflich machte, der Gouverneur sey im Anzug.

Langsam und in guter Ordnung bewegte sich der Zug vorwärts, voraus das Musikchor der Lanziers; das Schmettern ihrer Trompeten weckte die Echos rings in den Bergen, die so etwas noch nie gehört hatten. Am Eingang des Lagers erhoben sich zwei Triumphbogen, die zum königlichen Pavillon führten, und unter denen der Gouverneur mit seinem ganzen Gefolge durchzog. Der viereckige Raum, wo des Maharadja Zelte aufgeschlagen waren, etwa zweihundert Klafter groß, war mit karmosinrothen, mit gelber Seide gefütterten Tüchern umspannt. Die Thüren waren oben gewölbt und mit scharlachrothen, mit gelber Seide und Gold gestickten Zeugen behangen. Eine lange Gallerie, aus einer Menge in gerader Linie aufgeschlagenen Zelten bestehend, führte zum königlichen Pavillon. Zu beiden Seiten dieser Gallerie standen Stühle und der Generalgouverneur und sein Gefolge wurden gebeten, sich niederzulassen. Seidene Stoffe und die schönsten persischen Teppiche mit sehr hübschen Dessins bedeckten den Boden, und die Zelte waren mit den herrlichsten Kachemirshawls mit goldenen Franzen ausgeschlagen. Aber über die Pracht, welche im Pavillon selbst herrschte, ging vollends nichts. Die Wände waren mit karmosinrothem, goldgesticktem Sammt bedeckt, und in der Mitte befand sich ein zweiter, sehr kleiner Pavillon, mit demselben Sammt bezogen, aber dergestalt mit Gold, Perlen und kostbaren Steinen überladen, daß man vom Sammt fast nichts sah. Diese prachtvolle Hülle umschloß den Thron des Herrschers von Punjab und entzog ihn profanen Blicken. Rechts und links vom königlichen Zelt befanden sich zwei andere sehr kleine; in dem einen hielt sich die Leibwache auf, die, wie schon gesagt, in gelbe Seide gekleidet und gleich den alten Rittern gewappnet war; im andern hauste eine Abtheilung furchtbarer Amazonen, deren schöne Augen große Verwirrung in den Herzen der Krieger von Lahore anrichteten.

Der große König war diesesmal in grüne Seide gekleidet. Er trug kein anderes Geschmeide als Diamanten; eine prachtvolle Aigrette glänzte an seinem Turban, und in der Mitte eines mit drei Diamanten besetzten Armbands sah man den berühmten Koh-i-Nur, d. i. den Lichtberg, welcher dereinst die edle Stirne des Pfauen schmückte, der auf dem Throne zu Delhi saß. Dieser unschätzbare Diamant ist von ovaler Form, als Brillant geschnitten und so groß wie ein Ey. Die beiden andern Diamanten am Armbande waren auch ungeheuer groß und herzförmig geschnitten. Nachdem beiderseitig die zahlreichen Vorstellungen zu Ende waren, ließ man einen Trupp Amazonen vorüberziehen, nur mit ihrer Schönheit bewaffnet, die sie noch dazu unsern Blicken mittelst silberner Blätter, welche ihnen um die Augen hingen, zu entziehen suchten. Viele dieser Weiber waren sehr hübsch und ihre ganze Haltung höchst angenehm; sie hatten ein artiges Kostüm, das vollkommen zu ihrer Lebensweise paßte. Nach den Amazonen sahen wir die Pferde des Maharadja vorüberführen; sie trugen alle sammtne, reich mit Gold und Seide gestickte Decken.

(Der Beschluß folgt.)

Die Rettung aus dem Labyrinth.

In diesen tiefgelehrten Irrgewinden,
Wo ich den Schatz der Weisheit wollte heben,
Doch ohne Fund, versenkt in Angst und Beben,
Mich glücklich pries, den Rückweg nur zu finden:

Da warfest du, o Muse! mir dem Blinden
Den Faden zu, der noch dem goldnen Leben,
Dem heitern Lichte mich zurückgegeben,
Zu ew'ger Liebe mich dir zu verbinden.

Ach! nicht wie Ariadne den Heroen,
Erlöstest du mich aus des Irrsals Schauer!
Zu fern bin ich, o Göttin, dir, der Hohen!

Ein flüchtig Mitleid war es ohne Dauer;
Längst bist dem Erdensohne du entflohen,
Und meine Seele blickt dir nach voll Trauer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Kahira, April.

Bemerkungen über den Charakter der verschiedenen Bewohner Egyptens.

Nach langem Stillschweigen greife ich wieder zur Feder, Willens, Ihnen diesmal einige allgemeine Bemerkungen über den Charakter der verschiedenen Bewohner Egyptens in Bezug auf die Verschiedenheit ihrer Religion mitzutheilen. Beginnen wir mit den Israeliten, obschon sie minder zahlreich als die Christen und Mahomedaner sind, weil doch ihr Glaube älter ist. Auch hier, wie in Europa, braucht man nicht lange zu fragen, ob dieser oder jener ein Jude ist, denn sie haben ein doppeltes Kennzeichen: erstens ihre weiße, blasse Farbe und große Nase, zweitens ihr dunkles Gewand, besonders den schwarzen Turban. Die Kleidung der eingebornen Christen ist zwar der übrigen gezwungenerweise vollkommen ähnlich, allein noch etwas zeichnet sie vor Allen aus, nämlich daß sie, einem mosaischen Gesetze zufolge, ihr Haupthaar nicht ganz abrasiren dürfen; ihr Backenbart hängt also wie bei uns Europäern mit den Haupthaaren zusammen, während bei den nicht jüdischen Morgenländern das Haupt ganz rasirt ist und der Bart erst unter dem Ohre anfängt. Auch ihre Unreinlichkeit würde sie zwar von den Christen und besonders von den Kopten unterscheiden, nicht aber von den Arabern, die an Unreinlichkeit unübertrefflich sind. In Kahira bewohnen die Israeliten, die etwa 3 — 4000 Seelen stark seyn mögen, ein eigenes Quartier, das das allerengste der ganzen Stadt ist; es können in den meisten Gäßchen nicht zwei Personen neben einander gehen. Da dabei die Häuser gewöhnlich drei oder vier Stockwerke hoch sind, so braucht man bei hellem Tage eine Laterne; frische Luft und Sonne dringen nie in die Judengassen, auch sieht man, was von ihren dunkeln Wohnungen herrühren mag, wenig Israeliten mit gesunden Augen, und die Ophthalmien herrschen bei ihnen in weit höherem Maße, als bei den übrigen Bewohnern Kahiras. Ihr Hauptnahrungszweig ist Geldwechsel; sie sind aber im Allgemeinen arm, obschon nicht mehr gedrückt, als die Mahomedaner; es wäre übrigens schwer, neue Erpressungsmittel für sie ausfindig zu machen, die nicht schon bei den Arabern angewendet werden. Sie haben sogar den Vortheil mit den Christen vor den Muselmännern voraus, daß man sie niemals zu Soldaten aushebt. In manchen deutschen Staaten stellt man die Juden nur darin den Christen gleich, daß man ihre Söhne zum Militär nimmt. Sie haben einige unbedeutende Synagogen, mehrere Unter- und einen Oberrabiner, die aber, wie fast in ganz Europa, außer ihrem Talmud mit seinen Commentatoren von keiner Art Wissenschaft einen Begriff haben. Darin aber ist ein bedeutender Unterschied zwischen ihnen und den europäischen Rabinern, daß sie ganz einfach die talmudischen Gesetze, wie sie Maimonides und andere ältere jüdische Gelehrte beschrieben, befolgen, während die europäischen, besonders die deutschen und polnischen Rabiner eine unaussprechliche Zeit damit verlieren, daß sie ein paar Dutzend spätere Gesetzbücher studiren, worin über die lächerlichsten Kleinigkeiten bogenlange Dissertationen stehen.

Auch eine Gemeinde Karaiten bestehe in Kahira; sie haben ihre eigene Synagoge und bewohnen auch das Judenquartier, obgleich bittere Feindschaft zwischen ihnen und den übrigen Hebräern herrscht. Ich hatte viele Mühe, in ihren Tempel, der viele Aehnlichkeit mit einer Moskee hat, eingelassen zu werden, und es ward mir nicht erlaubt, ihrem Gottesdienste beizuwohnen. Doch erfuhr ich, daß sie wie die Muselmänner sich bei ihren Gebeten mit dem Gesichte ganz zu Boden werfen. Ihre Gebete bestehen größtentheils aus Auszügen aus den Psalmen. Auch überzeugte ich mich durch eine lange Unterredung mit einem ihrer Gelehrten, daß auch sie von ihrer alten Einfachheit abgewichen sind, daß sie nicht mehr buchstäblich das mosaische Gesetz beobachten, sondern in vielen Punkten rabinische Traditionen, wenn sie auch dem Buchstaben der Schrift widersprechen, angenommen haben. Die Karaiten sowohl, als die übrigen Hebräer sind höchst fanatisch und, einige wenige ausgenommen, die Reisen nach Europa gemacht haben, höchst unwissend, sogar in der hebräischen Sprache, die sie, bei ihrer Verwandtschaft mit der arabischen Sprache, so leicht studiren könnten. Sie haben eine Art von jüdischem Tribunal, wo nach talmudischem Rechte gerichtet wird; es versteht sich aber, daß es völlig von den Türken abhängig ist. Auf dieselbe Weise sind auch die in den französischen Blättern so hochgepriesenen jüdischen und arabischen Gerichtshöfe in Algier ganz dem französischen Tribunale untergeordnet, und daher nur geduldet, um einen Schein von religiöser Freiheit und Selbstständigkeit übrig zulassen.

Gehen wir nun zu den Christen über, so finden wir hier Kopten, griechische und armenische Christen und endlich römisch-katholische, leztere größtentheils Europäer. Die Griechen und Armenier erkennt man an der Trachte und die Kopten zeichnen ihre Stumpfnase und ihre aufgeworfenen Lippen aus. Kopten sowohl, als Griechen und Armenier sind im höchsten Grade fanatisch, was die Dogmen und Ceremonien anlangt, was aber die christliche Moral betrifft, so steht es sehr schlecht bei diesen Herrn, sowohl in Rücksicht auf Pflichten gegen den Nebenmenschen, als gegen sich selbst und Gott. Die Ausschweifung hat unter ihnen den höchsten Grad erreicht; Neid und Bosheit herrschen schrankenlos, und man hat Mühe, unbetrogen von ihnen loszukommen, wenn man nur das Geringste mit ihnen zu thun hat. Die Anzahl der Kopten beläuft sich in Kahira über 10.000 Seelen; die meisten sind bei den verschiedenen Ministerien, bei den Tribunalen, Zollhäusern u. s. w. als Schreiber angestellt. Mit welcher Leichtigkeit man bei ihnen heirathet und die Ehe wieder auflöst, ist bekannt; die Kopten sind überhaupt die wollüstigsten unter den Einwohnern Egyptens. Die griechischen und armenischen Christen, minder zahlreich als die Kopten, sind größtentheils Kaufleute und ziemlich bemittelt. Die griechischen Christen haben die löbliche Gewohnheit, sich Abends in Branntwein zu berauschen und dann die Nacht durch sich den thierischsten Genüssen hinzugeben. Ihre Weiber gehen zwar verschleiert, doch öfter als die der Muselmänner aus, leben überhaupt freier und sind, verheirathete wie unverheirathete, höchst unsittlich. An Feigheit sind diese Christen ganz den Juden gleich.

Die römisch-katholischen oder europäischen Christen sind, wie sich leicht voraussetzen läßt, im Allgemeinen ungläubig. In Kahira ist die Zahl der Europäer nicht sehr bedeutend; man kann kaum mehr als 1200 Seelen annehmen. Diese sind entweder Kaufleute, oder im Dienste des Paschas. Bedeutende fränkische Handelshäuser kann man nur zwei oder drei rechnen, und jeden Augenblick fallirt ein Franke, den man für sehr reich hielt. Das Verderben aller hier ansäßigen Europäer ist der furchtbare Luxus, den man zu treiben fast genöthigt ist; dazu gehört besonders die ungeheure Dienerzahl, die verschiedenen Reitthiere, als Pferd, Dromedar, Maulesel und Esel, und endlich die geräumige Wohnung, die überall mit glänzenden Divans möblirt seyn muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 164.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 10. Juli 1832.

Von hier ging es gerad' auf Benevent.

Wieland
nach Horaz.

Miszellen aus Neapel.

Benevento, Avellino, Salerno, Amalfi.

Ich unternehme es, eine kleine Skizze von der reizendsten Reise zu entwerfen, die selbst in Italien nicht ihres Gleichen hat, muß aber freilich gleich im Voraus gestehen, daß ich für die Zauberbilder dieser Landschaften schwerlich Worte finden werde, hier, wo selbst Claude Lorrain und Poussin, die die Natur so tief und lebendig auffaßten, hätten verstummen müssen, und nicht mit der Feder, sondern einzig mit dem Pinsel ihren Gefühlen hätten Luft machen können.

Fast alle die vielen romantischen, oder wegen Alterthümern berühmten Punkte in der Nachbarschaft von Neapel, welche die Fremden gewöhnlich besuchen, waren mir bekannt, nur Amalfi fehlte noch, und ich wollte mit einigen Freunden die überaus schönen Oktobertage benutzen, um diese, nicht weniger wegen ihrer reizenden Lage, als ihres Rufs im Mittelalter berühmte Stadt zu besuchen. Glücklicherweise verzögerte sich unsere Abfahrt, und während dieses kurzen Aufschubs kam ein gemeinschaftlicher Freund von einer Reise nach Benevent, Avellino und Salerno zurück, welcher uns eine so poetische Beschreibung von den Schönheiten dieser wenig besuchten Gegenden machte, daß wir uns schnell entschlossen, anstatt geradezu nach Salerno zu gehen, wohin man in sechs Stunden gelangt, nun über Benevent und Avellino, wozu man drei Tage braucht, dorthin zu reisen. — Dieß gewährte uns noch den Vortheil, Caserta, welches nur wenig vom Wege nach Benevent abliegt, und das wir noch nicht kannten, mitzunehmen. — Ich hatte eine viel zu geringe Meinung von diesem Lustschlosse, aus Vorurtheil gegen diese Oerter, und überließ es blos dem Zufall, mich einmal dorthin zu führen, ohne die Gelegenheit dazu besonders aufzusuchen. Desto mehr wurde ich durch die hier vereinigten Schönheiten überrascht. Ich glaubte St. Ildefonso, diesen berühmten Sitio der spanischen Monarchen bei Madrid, wiederzufinden, oder vielmehr fand ich ihn hier weit übertroffen. Das Schloß, von Vanvitelli erbaut, ist wahrhaft grandios, besonders wird die Treppe von keiner andern in einem neuern Pallast übertroffen. Die verschiedensten Marmorarten sind mit Verschwendung dabei angebracht. Doch ich will das nicht beschreiben, was mir schon oft selbst im flüchtigen Durcheilen Langeweile gemacht hat, nämlich das Innere eines Schlosses. Nur dieß einzige. Trotz der Menge größerer und kleinerer Säle, die dieses einschließt, fiel es dem prachtliebenden Murat ein, noch zwei große Säle darin anbringen und mit orientalischem Luxus verzieren zu lassen. Blos der Vorsaal in den größten Dimensionen ist fertig geworden und hat beinahe eine Million gekostet. Noch viel größer ist der Raum des Thronsaales, welcher wohl drei Millionen gekostet haben würde, und der nun mit nackten Wänden und voll Gerüsten, als wenn eben der Bau beginnen sollte, dasteht. Dieser unterblieb aber, ich kann nicht sagen, ob wegen Mangel an Geld, oder

weil der Erbauer vom Schauplatze verschwunden. Es ist fast, als geschehe es zum Andenken an jene tempi passati, daß man dieses verunzierende Memento mori mitten unter reich verzierten Peachtzimmern ganz so hat stehen lassen, wie es mit abgekratzten Mauern in dem Augenblick sich befand, wo der Bau beginnen sollte, und es auch in dieser Gestalt den Fremden zeigt.

Der Wasserfall im Hintergrunde des Gartens, welcher schon von weitem durch die Hauptpforte des Schlosses sichtbar ist, erinnert, ihn übertreffend, an den sogenannten Winterkasten in Wilhelmshöhe bei Cassel. Die Lage ist in einer andern Art schön wie die des nahen Neapels. Caserta liegt am Fuß einer Kette der Appenninen, die sich hier am meisten der Hauptstadt nähern, und nur drei deutsche Meilen im Norden von ihr. — Das alte Caserta liegt sehr malerisch mit seinen alten Thürmen hoch auf dem Abhange eines dieser Berge.

Die kurzen Tage nöthigten uns, in Maddaloni, nur wenige Miglien von Caserta entfernt, zu bleiben, was uns die eben nicht aufzusuchende Gelegenheit verschaffte, zu erfahren, was es heißt, in einem schlechten Wirthshaus in Italien zu übernachten. Aber man denke nur nicht, daß alle noch so sind, denn es gibt deren jezt an vielen Orten wirklich so gute, wie in allen andern Ländern. Wir mußten besonders auch deßhalb hier bleiben, weil wir am andern Morgen die berühmte Wasserleitung, I Ponti de Maddaloni genannt, sehen wollten, wozu es am Abend zu spät geworden war. Die Wasserleitung befindet sich eine halbe deutsche Meile von dem Orte im Gebirge, und eine große Straße, die nach Rom führt, geht unter den Bögen durch, die an dieser Stelle am höchsten sind und über ein, zwischen zwei hohen Bergrücken liegendes Thal laufen. Dieses Werk, von Karl III. aufgeführt, verdient wegen seiner Größe und kühnen Bauart die höchste Bewunderung, und es ist gewiß nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß es vielleicht das einzige der neuern Baukunst ist, würdig, den großartigsten der Griechen und Römer an die Seite gesezt zu werden.

Von Maddaloni gelangt man bald über Arienzo auf die schöne Straße, die von Neapel nach Benevent führt, und dann über Arpaja und Monte Sarchio nach dieser, mitten im neapolitanischen Gebiet, und zwar in der Provinz von Principato oltra, gelegenen päbstlichen Stadt. Dicht bei Arpaja befinden sich die berühmten Furcae Caudinae, wo die Römer im engen Gebirgspaß von den Samniten eingeschlossen wurden, und bei Monte Sarchio kann ich wenigstens seine reizende Lage nicht unerwähnt lassen. Das ehemalige, unter den Longobarden so berühmte Herzogthum Benevent ist auf die einzige Stadt zusammengeschrumpft, höchstens gehören außer dieser noch eine oder zwei kleine Ortschaften dazu, welches Gebiet, mit etwa 20,000 Einwohnern, die Päbste schon seit dem eilften Jahrhundert unter demselben Titel besitzen. Gänzlich außer allen großen Verbindungsstraßen gelegen, würde diese Stadt, troz der schönen Gegend, die sie umgibt — die sie aber mit fast allen Punkten dieser Gebirge gemein hat — noch seltener oder nie besucht werden, schlöße sie nicht eines der schönsten Alterthümer ein, das von keinem andern in ganz Italien übertroffen wird. Dieß ist die sogenannte Porta aurea, ein dem Kaiser Trajan zu Ehren errichteter Triumphbogen, welcher jezt als Stadtthor dient. Er ist bis auf die Hälfte des Architravs vortrefflich und besser als alle andern erhalten. Wandert man durch dieses schöne Thor ins Freie, so breitet sich im schönsten Panorama die Umgegend in weitem Horizont vor dem Blick aus, welcher im entferntesten Hintergrunde deutlich die Majella entdeckt. Dieser in den Abruzzen liegende, wohl zwanzig deutsche Meilen von hier entfernte, 8000 Fuß hohe Berg ist ein Zweig des Monte Amaro, des höchsten der ganzen Appenninenkette nach dem benachbarten Monte Corno, oder Gran Sasso d'Italia, den ich auch einst in gleicher Entfernung von Tusculum aus sah.

(Die Fortsezung folgt.)

Zusammenkunft zwischen dem Generalgouverneur von Ostindien, Lord Bentink, und Runjit Singh, König von Punjab.

(Beschluß.)

Am 29ten Morgens ging der Generalgouverneur über die Sutley, um die Truppen des Maharadja, die sich auf etwa 11000 Mann belaufen mochten, zu mustern. Der Maharadja hatte mitten in der Ebene einen silbernen Pavillon von zwei Stockwerken aufschlagen lassen. Auf der Platform desselben erhob sich ein prachtvolles Zelt, und hier nahmen der Generalgouverneur und der Maharadja Platz. Das Fußvolk manövrirte so fertig und präcis, wie nur immer die Truppen der ostindischen Kompagnie. Die Mannszucht und die gute Haltung seiner Truppen machen dem König sehr große Ehre, zumal wenn man bedenkt, daß er von Seiten europäischer Offiziere nur sehr mittelmäßig bedient worden ist, und daß die Menschen, welche er zu dressiren hatte, Meuter und Taugenichtse waren. Der König sagte uns, er besitze zwanzig Bataillone regulären Fußvolks, gleich denen, die wir da sahen, hundert Feldstücke und unzählige Reiterschaaren.

Der Maharadja hatte Lord Bentink und seine ganze Familie zu einer Soirée eingeladen. Die Zelte waren am Abhang eines Hügels, dreihundert Schritte vom Flusse aufgeschlagen. Rings umher war der Boden durch die geschickten Gärtner von Lahore in lauter glänzende Blumenbeete umgewandelt. Das junge Getreide, das man einige Zeit vorher gesäet hatte, bildete Rasenstücke,

die zu Figuren von Elephantenköpfen, Pferden, Hirschen, Thieren aller Art ausgeschnitten waren. Eine glänzende Beleuchtung verbreitete Tageshelle über die Gärten, wo überall künstliche Blumen, Cypressen, Gesträuche aller Art höchst geschmackvoll vertheilt waren. Im Innern des Pavillons wurden unsere Augen von einer Pracht, von einer Masse von Schätzen geblendet, wovon wir nach den glänzendsten Beschreibungen der Palläste Harun al Raschids oder König Salomos auf der Sonnenhöhe seines Ruhms keinen Begriff gehabt hatten. Der Boden war mit goldgestickten Teppichen bedeckt und in dem wunderlichen kleinen Pavillon, von dem wir oben gesprochen haben, standen drei runde, thronartige Sitze, mit Gold bedeckt und von herrlicher Arbeit. Der Thron in der Mitte war für den Maharadja, die beiden andern für den Gouverneur und für Lady William Bentink bestimmt. Hinter diesen Thronen erblickte man ein goldenes, mit Diamanten, Smaragden, Sapphiren, Rubinen ganz überdecktes Ruhebett. Das Zelt wurde durch prachtvolle Candelaber von massivem Golde beleuchtet.

Nicht lange, so erschienen die Amazonenregimenter, dießmal mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, an ihrer Spitze die Hauptanführerin, des Maharadja Favoritin, kenntlich an ihrem Kleide von scharlachrother Seide und der weißen Feder auf dem Turban. Sie hatten noch drei andere, untergeordnete Anführerinnen, deren Turbane gleichfalls weiße Federbüsche zierten. Nachdem sie einige Tänze ausgeführt hatten, befahl der Maharadja einer, zu singen; nun wurde eine große Platte mit silbernen Gefässen voll Goldstaub zu seinen Füßen auf ein Tabouret gestellt, und der Gesang und ein Spiel seltsamer Art begannen zu gleicher Zeit. Eine Amazone und der Maharadja eröffneten es: sie nahmen Hände voll von dem kostbaren Staub und warfen einander damit; der Gouverneur und Lady Bentink konnten nicht umhin, Theil am Kampf zu nehmen; nicht lange, so wurde das Handgemeng allgemein und dauerte fort, bis die ganze Munition verschossen war. Nach diesem wunderlichen Divertissement wurden auf Platten Weine von Lahore und Zuckerwerk herumgereicht. Sodann ließ der Maharadja seine Diamanten und andere Seltenheiten bringen und zeigte sie Lady Bentink. Indessen äußerte, wie man unschwer bemerken konnte, der Wein seine Wirkung auf den großen König; er war ganz ausgelassen lustig, drückte dem General Ramsay und dem Obristen Arnold, die um ihn waren, alle Augenblicke die Hände, und ermunterte sie zum Essen und Trinken und zum Lustigseyn. Es war schon tief in der Nacht, als sich endlich der Gouverneur von seinem Wirthe beurlauben konnte.

Am 31. Oktober mit Sonnenaufgang kam der Maharadja in Begleitung seiner vornehmsten Scheiks herüber, um mit den Kanonen und Haubitzen manövriren zu sehen. Er sah Allem mit dem lebendigsten Interesse zu. Die englischen Kanoniere bewiesen beim Schießen große Fertigkeit; der Abstand war Anfangs sechshundert Schritte, dann achthundert, endlich tausend, und die Kugeln schlugen sehr oft in das Ziel. Der Maharadja wollte nun selbst seine Kunst versuchen und ließ eine Chatta, d. h. einen großen Sonnenschirm, als Ziel aufstellen. Nachdem er mit Hülfe seiner Offiziere und Kämmerer zehn Minuten lang gerichtet und gezielt hatte, befahl er Feuer; aber die Kugel traf nicht. Mit einem zweiten und dritten Schuß war er nicht glücklicher; da erhielten die englischen Kanoniere Befehl, zu feuern, und beim zweiten Schuß flog der Schirm in tausend Stücke. Nach dieser Uebung ließ der König einen Theil seiner leichten Truppen Evolutionen machen, und bevor er sich verabschiedete, machte ihm der Gouverneur zwei sechspfündige Kanonen mit Bespannung und Pulverkasten zum Geschenk.

Gegen Abend gingen Herr Prinsep und Major Cadwell über die Sutlej, um den Herrscher von Punjab zum Abschiedsmahle im Zelt des Generalgouverneurs einzuladen. Der Maharadja wurde von diesen Herrn ins englische Lager begleitet und daselbst mit den höchsten Ehrenbezeugungen empfangen. Nach den gebräuchlichen Ceremonien ließ er sich an der mit den köstlichsten Speisen und Weinen besezten Tafel nieder. Ein sehr niedliches Modell einer hängenden Eisenbrücke wurde ihm als Geschenk von Seiten des Generalgouverneurs überreicht. Die Brücke war aus Bronze und Ebenholz. Runjit interessirte sich sehr dafür und ließ sich den Mechanismus nach allen Theilen erklären. Nun legte Herr Prinsep dem Gouverneur einen Allianztraktat vor, worin es an Achtungsbezeugungen und Freundschaftsversicherungen gegen den Herrscher von Punjab nicht fehlte, und bat ihn, denselben zu unterzeichnen. Runjit hatte den Wunsch geäußert, dieses Aktenstück, als ein Faddasht oder Freundschaftspfand, bei dieser Gelegenheit aus den Händen des Generalgouverneurs selbst zu empfangen. Aziz-o-Deen las es mit lauter Stimme vor und übersezte sogleich Satz für Satz ins Hindostanische. Lady William Bentink machte zum Abschied dem Maharadja eine prächtige Spieldose zum Geschenk, und nun sagten sich die Beherrscher Indiens vom Ufer des Indus bis an die fernen Grenzen von Ava, unter wechselseitigen Versicherungen ewiger Freundschaft, Lebewohl.

Korrespondenz-Nachrichten.

Kahira, April.

(Fortsetzung.)

Bemerkungen über den Charakter der verschiedenen Bewohner Egyptens.

Die arabischen Bedienten sind so faul, daß man zu jedem Geschäfte einen eigenen haben muß; einen, der den Kaffee aufwartet, wenn Fremde kommen, einen andern, der die

Pfeifen besorgt, einen oder zwei, die das Stallgeschäft versehen und vor dem Herrn hergehen, wenn er ausreitet, einen Koch, einen Hausbedienten u. s. w., kurz Leute, die gar nicht außerordentlich bemittelt sind, haben wenigstens vier bis fünf Bedienten.

In der Stadt zu Fuß zu gehen, ist die größte Schande, übrigens auch sehr beschwerlich, weil in den engen Straßen immer ein starkes Gedränge ist, so daß man Mühe hat, durchzukommen; daher auch immer einer oder zwei Bedienten mit Stöcken voranlaufen müssen, um Platz zu machen. Viele Europäer, besonders von denen, die im Dienste des Paschas sind, ruinirt das Spiel und das übermäßige Weintrinken, das auch in physischer Hinsicht in diesem Lande sehr nachtheilig ist. Auch die Kleidung ist hier sehr theuer, sowohl Stoff, als Façon, weil alle Tücher sowohl, als die geschickten Schneider aus Europa kommen. Sogar die Landestracht ist nichts weniger als wohlfeil; so kommen zum Beispiel ein Paar Kleider à la nisam (nach der neuen Organisation), die doch jeder Angestellte sich gleich anschaffen muß, wenn sie auch ganz mittelmäßig sind, auf dreißig Louisd'or. Die meisten Staatsdiener, die nicht einen sehr bedeutenden Gehalt haben, sind das ganze Jahr hindurch verschuldet. Sie kommen größtentheils ohne Mittel, einige Zeit auf ihre Kosten zu leben, hier an. Dies ist leicht zu begreifen, wenn man weiß, daß viele der hiesigen Aerzte in Europa Barbiere waren, viele Apotheker Stiefelwichsmacher, viele Instructeurs kaum Korporale u. s. w. Da nun hier gewöhnlich sehr unregelmäßig bezahlt wird, so daß oft zwölf bis zwanzig Monate lang kein Heller für die Besoldung der Angestellten aus der Staatskasse kommt, so müssen die armen Leute gleich Anfangs, um sich einzurichten, Alles auf Kredit, daher um den doppelten Preis einkaufen, und dann Monat für Monat ihr Assignat mit 25 oder 30 Procent Verlust verkaufen. Bei den im Lande gebornen Franken ist die Unwissenheit so krass, wie bei den Levantinern selbst, nur daß Manche zwei oder drei Sprachen verstehen, aber keine regelmäßig sprechen und noch vielweniger schreiben. Moralität ist hier ein ganz fremdes, unbekanntes Wesen, und Laster aller Art werden ganz ohne Schaam öffentlich zur Schau getragen. Leute, die direkt aus europäischen Zuchthäusern hieher kommen, figuriren in allen Gesellschaften. Oeffentliche arabische Mädchen, Koptinnen oder Abyssinierinnen im Hause zu unterhalten, ja sogar mit ihnen auszugehen, wird für etwas ganz Anständiges angesehen. Sonderbar genug herrscht die größte Uneinigkeit zwischen den hiesigen Franken, so sehr auch ein freundschaftliches Zusammenleben in diesem Lande nothwendig wäre und zum Vortheile Aller gereichte. Es geschieht nichts Schändliches unter ihnen, das nicht sogleich den Türken hinterbracht wird, die daher die Europäer nicht nur hassen, sondern auch verachten. Was den Ton der verschiedenen Gesellschaften betrifft, so ist es eine unharmonische Mischung von orientalischen und occidentalischen Gebräuchen. Besonders ist die Tracht der Europäer höchst lächerlich, und darin excelliren vorzüglich die Engländer, die, so steif und ceremoniös sie auch in ihrem England sind, sich im Auslande alle Mühe geben, recht bizarr aufzutreten. So sind sie z. B. ganz europäisch gekleidet, mit einem kleinen rothen Tarbusch. Was würde man wohl in London von einem denken, der sich orientalisch kleidete und dabei einen runden Hut aufsetzte?

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Juni.

Ein ungewöhnlicher Verbrecher.

Wie leicht sich die Justiz in einem Menschengewühl, wie dem Pariser, vergreifen kann, und wie schwer es oft hält, der Wahrheit auf die Spur zu kommen, hat man in diesen Tagen wieder bei einem merkwürdigen Kriminalprozesse gesehen, von dem die Zeitungen ausführliche Nachricht gegeben haben. Im vorigen Sommer führte mich eines Abends ein Geschäft an dem Morguegebäude vorüber. Bekanntlich ist dies eine eigene Anstalt am Ufer des kleinen Seinearms, in der Cité; hier werden die Todten ausgestellt, die auf öffentlichen Wegen und Plätzen verunglückt sind und deren Wohnung und Namen man nicht kennt. Man kleidet sie hier aus, legt die Leichname in einem von oben her erleuchteten Saale auf schwarze Marmortafeln und hängt die Kleider daneben. Das Publikum kann sie durch große Fenster beschauen und die Familien die Ihrigen wieder erkennen. Man hatte an jenem Tage die Leiche eines jungen Menschen, der in einem Gasthofe zu Versailles ermordet gefunden worden, da er in Versailles unbekannt war und man Ursache hatte, zu vermuthen, er sey aus Paris, hieher gebracht. Auch wurde sie hier am nämlichen Tage erkannt; es fand sich, daß der junge Mensch Formage hieß. Man wußte, daß er am vorigen Tage mit einem Freunde, Namens Benoit, eine Lustreise nach Versailles gemacht hatte. In der That waren beide Freunde im Gasthofe abgetreten; am andern Morgen war der eine frühzeitig ausgegangen, und einige Stunden darauf hatte man den andern im Bette ermordet gefunden. Natürlich war sogleich der Verdacht auf seinen Freund und Reisegefährten gefallen, der nicht wiederkam. Da die Formagesche Familie diesen kannte, so half sie der Polizei sogleich auf seine Spur, und schon an demselben Tage war er in ihren Händen. In solchen Fällen ist die Behendigkeit der Pariser Polizei lobenswerth, und wenn sie sich stets nur mit Aufsuchen der Bösewichter abgegeben hätte, so würde sie in hoher Achtung stehen, was aber leider nicht der Fall ist. Als ich am Abend neben der Morgue vorbeiging, fand ich dort eine große Menge Menschen versammelt, und auf die Frage, was es da gebe, antwortete man mir, man habe eben den Mörder eines zu Versailles todt gefundenen Jünglings herbeigeführt, und man verhöre ihn neben der Leiche des Ermordeten, der sein Freund gewesen sey. Es war schon dunkel, und nur beim Lampenschein konnte der Verbrecher, der, wie man sagte, auch ein junger Mensch war und zwar aus den gebildeten Ständen, noch die Züge seines Schlachtopfers erkennen. Ich setzte meinen Weg fort und dachte über das Schreckliche einer solchen Confrontation nach; welch verstockter Sünder derjenige seyn müsse, der in solch einem Augenblicke nicht vor Entsetzen und Reue vergehe und unter einer Fluth von Thränen seinen Meuchelmord gestehe. Ein solcher Anblick, mit der Polizei hinter sich, muß schrecklicher seyn, als das Gericht, das zuletzt über den Schuldigen verhängt wird. Damals kannte man die ganze Abscheulichkeit des Menschen nicht, den man vor die Leiche des Ermordeten brachte, und man wußte nicht, daß er ein noch schrecklicheres Verbrechen auf dem Gewissen habe. Das Gewissen schien aber bei diesem verhärteten Verbrecher keine Stimme mehr zu haben, wofern sie je eine bei ihm gehabt hatte. Erst nach und nach, als die Polizei dem frühern Leben dieses Benoit nachforschte, entwickelte sich ein Gewebe von Schandthaten, welche es wahrscheinlich machen, was Dr. Gall als unumstößliche Wahrheit aufstellt, daß es Menschen gibt, die mit einem fast unwiderstehlichen Hange zu allen Nichtswürdigkeiten zur Welt kommen, und wenn nicht eine ganz besondere Aufmerksamkeit des Erziehers diesem Hange sehr früh entgegen arbeitet, demselben auf jede Art fröhnen, bis zuletzt das Maaß ihrer Sünden voll ist und die Justiz ihrer Laufbahn ein Ende macht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 165.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 11. Juli 1832.

Du bist ins Inn're dieser Welt gedrungen
Und kennst zugleich, was auf der Fläche weidet;
Was nur ein Menschenbusen hofft und leidet,
Du sprachst es aus mit deinen tausend Zungen.
An dich erging die heil'ge große Sendung;
Du hast den Rausch der Poesie getrunken,
Und schimmerst nun in strahlender Vollendung.

Platen.

Des Dichters Leben und Tod.

Durch goldne Fluth, im Abendschimmer,
Was zieht dort seine lichte Bahn?
Die Welle wirft den Purpurflimmer
An seine weiße Brust dem Schwan,
Der Silberflügel tropft vom Thaue
Und leise wehen Lüftchen, laue,
Des Halses schöne Wendung an.

Im Kreise wiegend hingetragen,
Beschaut er sein unschuldig Bild
Und freut sich, daß in Blüthentagen
Sein stiller Strom so mächtig schwillt,
Bis an die grünen Ufer quillt
Und sein bewegtes Wellenbette
Beruhiget zu Spiegelglätte:
Wie unter ihm der Himmel flieht,
Der Mond durch dunkle Tiefen zieht,
Die Sterne zitternd, hell, erglühen,
Die Blumen feucht und frischer blühen;
Verklärt in das krystallne Grab
Senkt liebend sich die Welt hinab.

So strömte in des Dichters Busen
Die wunderbare Gunst der Musen
Ein unergründlich Meer hinab.
Die Wellen, die es brausend schlägt,
Von der Begeist'rung Sturm bewegt,
Verwallen still, und aus dem Schaume
Schwebt hell sein klarer Geist empor,
Und schaffend in dem Götterraume,
Gebietet er dem Weltenchor,
Gießt Lebensodem starren Wesen
Und Seele Blüthenkelchen ein,
Und die in Sternen er gelesen,
Die Wahrheit deutet er im Schein,
Und schwebet mit der Ahnung Flügel
Um dunkle Quellen, grüne Hügel,
Und schläft berauscht auf Blumen ein.

Erwacht aus leichtem Zauberschlummer,
Taucht er, der reinen Kraft bewußt,
Hinunter in die tiefe Brust.
Da flüchtet sich der Menschheit Kummer,
Da weint der Schmerz am Sarkophag,
Da blühet neu im heitern Kranze
Die Rose, die zertreten lag;
Da leuchtet auf im Hoffnungsglanze
Das Auge, das von Thränen schwoll,
Die Freude schwebet dort im Tanze
Und schöpft die goldnen Becher voll;
Da schwimmt der Liebe Frühlingssonne
Im stillen Meer der reinsten Wonne,
Und Heldenschmerz und Todeslust
Erschüttern die erhabne Brust.

So webet der Gestalten Schaar
In idealischem Gewühle,
Und von Gefühle zu Gefühle
Begeistert ihn der Leier Klang,
Ein bildend Feuer sein Gesang
Verherrlichet, was sterblich war.

Doch, daß er so die Welt gestalte
Und frei im Unermeßnen walte,
Gab ihm die Muse das allein?
Schwer hat er seine Macht errungen,
Das eigne Herz im Kampf bezwungen,
Und schwebet er in Himmelsklarheit,
Ach! wird der ernste Kranz der Wahrheit
Von dunklen Wunden blutig seyn.
Der Lorbeer weht auf seinem Haupte
Ihm Schatten nicht, nur Gluthen an,
Wenn sich die Erde ihm entlaubte,
Reißt ihn zu Sternen seine Bahn.

Doch ruhig ist sein Busen, helle,
Ihn rührt das Schicksal leiser an,
Ihn trägt des Lebens tiefe Welle,
Und auf der blauen Wogenbahn,
Verherrlichet vom schönsten Ruhme,
Entgegen seinem Heiligthume,
Zieht er dahin, ein stiller Schwan.

Und dort, in herrlichster Umgebung,
Verklärt von seinem eignen Glanz,
Trinkt er verjüngende Belebung
Und schafft, in seines Geistes Drang,
Vollendung seinem schönsten Sang,
Und in des Dichters Lorbeerkranz
Ist auch der jüngste Blüthenzweig
An Lebenskraft und Fülle reich.
Unsterblich ist die Gunst der Musen,
Sie altert und verblühet nicht,
Und in des Sängers reinem Busen
Flammt, still und mild, ein heil'ges Licht.
Denn die der Menschen Herzen tödtet,
Der Leidenschaften wilde Gluth,
Hat seine Wangen nur geröthet,
Verstöret nie sein klares Blut.
An seinem Haupte fliehn die Stunden
Machtlos, in leichtem Spiel dahin,
Er hat den Lebensquell gefunden,
Und wo, wer sterblich ist geboren,
Die Freude und die Kraft verloren,
Ergreift er mit beglücktem Sinn
Den allerherrlichsten Gewinn.

Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Sank auf die Erde lieblich nieder,
Da riefen ihn die alten Götter
In ihren schönen Himmel wieder,
Denn in des Lebens ernstem Spiele
Stand er, ein Sieger, hoch am Ziele.

Bewundernd hatte seinem Gange
Der Völker Menge zugeschaut,
Sie waren All' von seinem Sange
Erfreut, beweget und erbaut;
Sie hatten in des Lebens Drange
Ihm jedes edle Gut vertraut,
In seiner Lieder heil'gem Klange
Da wurde jede Sehnsucht laut,
Ein jeder Wunsch fand seinen Frieden,
Und die sich feindlich sonst gemieden,
Sie fanden sich an seiner Brust
Und fühlten der Versöhnung Lust,
Ein Jeder seines Werths bewußt.

Denn seines Geist's gewalt'ge Größe
Verachtete die arme Blöße
Der leidenvollen Menschheit nicht.
Er stieg in ihres Jammers Tiefen,
Er stand auf ihres Glückes Höh,
Er war's, zu dem sie Alle riefen,
Und er verstand ihr ew'ges Weh.
In seinem Auge war das Licht,
Das durch die Nacht der Zeiten strahlte,
Und manche bleiche Wange malte
Sich fröhlich da, wo Er erschien,
Und alle Herzen liebten Ihn.

Klagt Völker, klagt um den Verlornen,
Den Göttersohn, den Großgebornen!
So wie Er war, ist Keiner mehr,
So fest und klar, so mild und hehr,
So edelwollend, thatenschwer,
So hoch begabt und gabenspendend,
So freundlich, liebend, trostversendend!
Klagt Völker, klagt um den Verlornen,
Den Göttersohn, den Großgebornen,
Und tragt des Schmerzes heil'ge Bürde
Stolz im Gefühl der Menschenwürde!

Petersburg im April 1832.

E. von Stein.

Miszellen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Benevent liegt an der Callora, die dort einen kleinen Fluß aufnehmend, weiterhin bei Capua den Namen Volturno erhält. Ueber diesen Fluß hatten die Römer, unweit der alten Stadt, vielleicht selbst noch innerhalb derselben, eine prächtige Brücke gebaut, deren großartige

Trümmer, in denen jezt eine Mühle angebracht ist, wo man noch alte Inschriften liest, mich noch mehr, ich muß es gestehen, interessirten, als jener Triumphbogen. Unser Cicerone führte uns von dieser Brücke in ein antikes, an eine Erhöhung des Bodens angelehntes Gebäude, eigentlich eine lange Gallerie, welche die Seiler jezt zu ihren Arbeiten benutzen. Der Cicerone versicherte uns, daß es einen Theil des Amphitheaters ausgemacht habe, welches das größte in der Welt gewesen sey. Wäre nur das erste wahr, so wäre das zweite gewiß, denn wir waren in einer ziemlichen Entfernung von der Stadt, in welcher unzweifelhafte Ruinen eines alten Amphitheaters sich befinden, die wir im Rückwege sahen. So ein großer Laye ich auch in der Alterthumskunde bin, so äußerte ich doch gleich gegen meine Reisegefährten, daß eine in ganz gerader Linie fortlaufende Gallerie niemals einen Theil eines Amphitheaters ausgemacht haben könne, ohne noch zu wissen, wie weit die wirklichen Ruinen desselben davon entfernt sind. Denn wären beide verbunden gewesen, so hätte das Amphitheater von Capua, das doch einstens nach Rom und Carthago die größte Stadt des römischen Reiches war, wohl zehnmal darin Platz gehabt. Diese Zweifel wurden vollkommen gerechtfertigt, als ich nach meiner Rückkehr von einem mit der Alterthumskunde sehr vertrauten Künstler, welcher hier gewesen, erfuhr, daß er jenes gallerieartige Gebäude für einen Rest der alten Stadtmauer hält, und höchst wahrscheinlich ist es nichts anders. — So viel vom Amphitheater, welches der Cicerone immer „antifriato" nannte. Außer diesen wenigen, aber interessanten Alterthümern ist in der sehr schlecht mit engen Straßen gebauten Stadt nur noch die Cathedrale merkwürdig. Neapel hat keine so schöne Kirche, und mir fiel sogleich ihre Aehnlichkeit mit St. Maria maggiore in Rom auf, der sie in jeder Rücksicht nicht sehr nachsteht.

Die gute Straße, auf der man nach Benevento gelangt, hört leider dort gänzlich auf, so daß, Neapel ausgenommen, diese Stadt in gar keiner Straßenverbindung mit irgend einem andern Orte ist, nämlich durch Strade carozzabili, das heißt fahrbare Straßen, selbst nicht mit der bedeutenden Stadt Avellino, die doch nicht weit davon liegt. Da wir dorthin wollten, so hatten wir nur die Wahl, entweder bis beinahe hieher nach Neapel zurückzukehren und die Straße von Apulien zu gewinnen, die über Avellino geht, oder zehn bis zwölf Miglien, beinahe drei deutsche Meilen, auf einem Wege zu machen, der, größtentheils nur Fußsteg, zuweilen auch gar keine Spur von einem Wege zeigte; indessen da der Boden überall trocken war, so gelang das Wagestück, und mit Hülfe eines Wegweisers, der hier unentbehrlich ist, gelangten wir nach sechs Stunden glücklich auf die große Landstraße nach Apulien, und zwar bei dem Orte Dente Cane, vierzig Miglien von Neapel, also zwölf Miglien weiter als Avellino, welches acht-und-zwanzig Miglien von da entfernt ist. Hier befanden wir uns recht mitten in den Appenninen, und der Weg nach Avellino ging fortwährend bergauf. Diese hübsch gebaute und lebhafte Stadt liegt sehr malerisch am Fuße des großen Bergstocks von Monte Vergine. Da sie sehr hoch liegt, so ist das Klima hier rauh und neblicht, was sich schon in dieser Jahrszeit zeigte, wo in dem nahen Neapel noch Sommerwärme fortdauerte. — Ein Theil der Stadt, die an 15,000 Einwohner hat, scheint ganz neu zu seyn, und zwar derjenige, durch welchen man von Neapel aus hereinkommt. Es ist eine sehr lange und breite schöne Straße, zu beiden Seiten mit größtentheils ansehnlichen Häusern besezt, die alle neu scheinen. Ihr Name, Strada de Poppi, scheint anzudeuten, daß es unlängst noch eine Allee von Pappelbäumen war.

Vor noch nicht langer Zeit hat man eine sehr gute Chaussee von Avellino nach Salerno angelegt, und dadurch nicht nur der sehr starken Bevölkerung der zwischen diesen beiden, vier bis fünf deutsche Meilen von einander entfernten Städten liegenden Thäler eine große Wohlthat erzeigt, sondern auch schon manchem Reisenden den hohen Genuß einer der schönsten Gegenden verschafft. Freilich kommen noch sehr wenige der Neapel besuchenden Fremden hieher, da es noch nicht genugsam bekannt scheint, wie außerordentlich belohnend diese kleine Reise ist. Nichts könnte mir daher wünschenswerther seyn, als wenn diese Zeilen dazu dienten, künftige Reisende hierauf aufmerksam zu machen. — Zu Stollbergs Zeiten war diese Straße noch nicht vorhanden, und es ist also höchst wahrscheinlich, daß er diese Gegend nicht gekannt hat (ob er gleich dies Land zu Pferde in allen Richtungen durchstrichen); er würde wohl sonst nicht so zuversichtlich das allerdings sehr schöne Thal La Cava, zwischen Neapel und Salerno, für die schönste Gegend Italiens erklärt haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Kahira, April.

(Beschluß.)

Bemerkungen über den Charakter der verschiedenen Bewohner Egyptens.

In den Gesellschaften werden die schlüpfrigsten Redensarten für die geistreichsten und schönsten gehalten. Der rauchenden und auf die Jagd gehenden, das heißt reitenden Damen gibt es viele; zu Hause wissen sie nichts zu thun, als sich recht bequem auf ihrem Divan auszustrecken, und wenn ihr Schnupftuch auf den Boden fällt, derb mit den Händen zu klatschen, um die Bedienten herbeizurufen, die es aufheben müssen. Doch genug für diesmal von diesem Gesindel, Sie möchten sonst auf die Vermuthung gerathen, ich habe bereits die Verläumdung von diesen Leuten gelernt.

Ich komme nun zu den Muselmännern, d. h. Arabern und Türken. Was zuerst ihren Glauben anlangt, so sind sie noch ungleich fanatischer und abergläubischer als die Hebräer. Glücklicherweise hat ihnen ihr Prophet weniger Ceremonien aufgebürdet, als der der Juden, oder vielmehr als ihre Rabiner, denn das mosaische Gesetz allein wäre noch ziemlich erträglich. Die Hauptpunkte, die ein Mahomedaner festzuhalten hat, sind folgende. Erstens soll er glauben an Gott und an Mahomed als den höchsten und lezten Propheten, und an den Koran als ein vom Himmel gekommenes Buch; zweitens jeden Tag fünfmal beten, nämlich mit der Morgenröthe, Mittags, zwei und eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, am Sonnenuntergang selbst und ein und eine halbe Stunde ohngefähr nach Sonnenuntergang; drittens soll jeder Muselmann wenigstens einmal in seinem Leben nach Mekka pilgern, und endlich den ganzen Monat Ramadan hindurch fasten, d. h. von einer halben Stunde vor Anbruch der Morgenröthe an bis nach Sonnenuntergang weder essen, noch trinken, noch rauchen, noch Tabak schnupfen, noch ein Frauenzimmer berühren. Diese Punkte werden meist sehr streng und allgemein beobachtet. Sie haben allerlei abgeschmackte Beweise für die Aechtheit ihres Propheten. So sagte unlängst ein vornehmer Türke zu mehreren Christen in meiner Gegenwart: „Wie könnt ihr an der Erhabenheit Mahomeds über alle vorhergehenden Heiligen zweifeln, da sein Name mit goldenen Buchstaben an die Thüre des Paradieses geschrieben ist?" Die Gebete werden sehr regelmäßig verrichtet; in der Stadt beten die Leute entweder zu Hause, oder in den Moskeen, auf dem Lande hingegen trifft man überall betende Leute an, sowohl auf dem Felde, als auf den Straßen. Anders ist es mit der Pilgerfahrt nach der heiligen Stadt; weil kein Zeitpunkt bestimmt ist, verschieben es Manche so lange, bis der Tod ihnen diese Mühe erspart. Die Fasttage werden von dem gemeinen Volke streng gehalten; viele große Türken hingegen sind zu leidenschaftlich, um sich so enthalten zu können; aus demselben Grunde trinken viele Wein, essen Schweinefleisch u. dgl., nicht etwa, weil sie aufgeklärter als die Uebrigen sind, sondern weil sie ihr Gelüste nicht bezähmen können; sie bilden sich dabei ein, daß durch Befolgung der übrigen Ceremonien dieses wieder abgebüßt werden könne. Auch die Muselmänner haben eine Art jüdischer Talmudisten oder christlicher Kirchenväter, die ihre Religion mit allerlei Ceremonien und Glaubensartikeln überladen und über die allerunbedeutendsten Dinge ganze Werke geschrieben haben; so z. B. über die verschiedenen Waschungen, die dem Gebete vorhergehen müssen, über die Art, bei Mangel an Wasser die Reinigung durch Einreiben mit Erde zu ersetzen u. s. w. Es existiren Dissertationen darüber, ob es erlaubt sey, am Fasttage Nachmittags sich die Zähne zu putzen; es ist nämlich zu befürchten, daß der schlechte Geruch, der vom Fasten herkommt und den Gott wie den feinsten Blumenduft liebt, dadurch vermindert werde. Es wird viel gestritten, ob ein Haar von einem Schweine oder Hunde, das in eine Schüssel fällt, das Essen verunreinigt und ungenießbar macht oder nicht, ob einer, der vor dem Gebete vergessen hat, im Namen Gottes des Barmherzigen zu sagen, noch einmal beten muß u. dgl. Der moralische Theil des Islams wird natürlich ganz bei Seite geschoben, und ein Schech, der einigermaßen aufgeklärt ist, sagte mir selbst: „Geben Sie einem Muselmanne so viel Geld, als Sie wollen, damit er ein Huhn, das nicht nach dem Gesetze geschlachtet worden, bei Ihnen esse, er wird es gewiß ausschlagen; weiß er aber zur selben Zeit Jemanden, und wäre es sein Bruder, ungestraft ein Paar Piaster zu stehlen, und müßte er selbst eine Mordthat deshalb begehen, so thut er es gewiß." Von der Unwissenheit, die unter den Muselmännern, selbst unter den Schechs oder Religionshäuptern herrscht, kann man sich keinen Begriff machen. Diese leztern kennen größtentheils nicht einmal die arabische Literatur; ihr ganzes Studium beschränkt sich auf etwas Grammatik und theologische Bücher. Der Schech el Islam oder das Oberhaupt des Kultus in ganz Egypten, einer der gelehrtesten und belesensten Männer im Oriente, der auch viele Reisen gemacht und einige Verbesserungen vorgeschlagen hat, wird genöthigt, seine Entlassung zu nehmen, weil ein Haufen unwissender Schechs sich gegen ihn vereinigt hat und der Pascha wegen Dingen, die ihm nichts eintragen, die Masse nicht vor den Kopf stoßen mag. Der Haß der Muselmänner gegen die Christen ist unbeschreiblich; sie möchten gerne ihr Blut trinken. Die Franken werden besonders auch deswegen verabscheut, weil sie für Rathgeber des Paschas gelten und man daher das Elend des Volks ihnen zum Theil aufbürdet.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Ein ungewöhnlicher Verbrecher.

Vor einigen Jahren war Benoits bejahrte Mutter in ihrer Wohnung umgebracht und ihres Geldes beraubt worden. Man konnte nicht errathen, wer der Mörder sey. Endlich ergriff man Jemand, welcher mit der Benoitschen Familie in Feindschaft gelebt hatte. Es trafen mehrere Umstände zusammen, welche es wahrscheinlich machten, daß er der Verbrecher sey. Man begann einen Kriminalprozeß wider ihn; der königliche Anwalt fand hinreichende Beweise seines Verbrechens und trug auf die Todesstrafe an. Das Geschwornengericht berathschlagte; sechs der Geschwornen, also die Hälfte des Gerichts, waren derselben Meinung, wie der königliche Anwalt; die andere Hälfte aber fand die Beweise nicht hinreichend und wollte daher in die Verurtheilung nicht willigen. Somit konnte dieselbe auch nicht statthaben, da nach dem neuen Gesetze wenigstens acht Geschworne derselben Meinung seyn müssen. Vorher verlangte man nur, wenn ich nicht irre, die bloße Mehrheit der Stimmen; man hat eingesehen, daß dies nicht genug war und daß ein Unschuldiger ein Opfer der Uebereilung oder der schlechten Einsicht einiger Geschwornen werden könne. In England verlangt man die Uebereinstimmung gesammter Geschwornen, und in der That, wenn es auf Leben und Tod ankommt, sind gewiß zwölf Stimmen nicht zu viel. Die liberale Parthei hatte bei der Erörterung des verbesserten Jurygesetzes verlangt, auch in Frankreich solle Einstimmigkeit der zwölf Geschwornen erforderlich seyn. Allein es scheint, daß die Regierungen außerordentliche Mühe haben, einen ganz freisinnigen Entschluß zu fassen, und daher immer zwischen Eigenmacht und Freisinn schwanken, wenn sie sonst auch sehr gute Absichten haben. Jener Angeklagte wurde freigesprochen, weil, wie gesagt, nur die Hälfte des Geschwornengerichts seine Schuld anerkannt, die andere aber keine hinlänglichen Beweise derselben gefunden hatte. Dies war ein großes Glück, denn wie sich in der Folge ausgewiesen hat, so wurde dadurch einem Unschuldigen das Leben gerettet. Erst als der junge Benoit wegen des Mordes seines Freundes Formage verhaftet worden war und man nach der bisherigen Aufführung des Verbrechers geforscht hatte, klärte sich Alles auf und man entdeckte nunmehr noch ganz andere Dinge.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 166.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 12. Juli 1832.

Ist's ein elysischer Traum? ein holdes milesisches Mährchen,
Was mit so warmer Magie freundlich die Brust mir umfängt?

Matthisson.

Miszellen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Jezt geht meine Verlegenheit an: ich soll das Unbeschreibliche beschreiben. Ich kann mich nicht anders aus derselben ziehen, als indem ich mit wenigen Worten das andeute, was ich der Phantasie der Leser auszumalen überlassen muß. Von einer ansehnlichen Höhe der Appenninen steigt man fortwährend auf dieser Straße bis ans Meer nach Salerno hinab. Anfangs scheint man auf einer Ebene sich zu befinden, und mit freudigem Staunen wird man auf einmal gewahr, daß man auf einem hohen Berge sich befindet, von welchem in unzähligen Schlangenwindungen die Straße sanft ins Thal sich senkt. Oben am Abhange des steilen, nicht vermutheten Berges angelangt, übersieht man mit einem Male dieses Thal, eines der reizendsten der Welt, das Thal von Montuoro, welches man während des langsamen Heruntersteigens beständig vor Augen hat und nicht müde wird zu betrachten. Man freut sich im Voraus, wenn man bemerkt, wie der weiße Streifen der Straße sich mitten durch dieses Paradies zieht, in dessen Grunde ein kleiner Bach rieselt. Wäre man auch nicht, wie ich, den Vergleichungen feind, so fiele es doch gewiß hier Niemand ein, dieß Thal mit andern schönen, früher gesehenen, zu vergleichen. Es ist auch in der That unvergleichbar. Oede, würde es bezaubernd schön seyn, aber eine fröhliche Bevölkerung, die an Anzahl den am meisten bevölkerten Stellen unsers Erdtheils gewiß nicht nachsteht, bringt ein Leben in die reizende Landschaft, das den Eindruck derselben auf's höchste steigert. Wahrlich! dieß ist ebenfalls, was Sanazar von Neapel sagte: „un pezzo del Cielo caduto in terra. Ich wüßte es nicht anders zu nennen. Jezt, unten im Thale, erwartet man nicht, daß sich die vorige Scene noch einmal wiederholen werde, und doch findet die nämliche Ueberraschung statt, wenn man am Ende dieses Hochthales sich wieder auf einem Berg sieht und wie vorher in ein zweites Thal hinunterblickt, in welches die Straße in ganz ähnlichen Schlangenwindungen hinabführt. Dieß ist das Thal von San Severino. — Nicht weniger schön als das höher liegende Thal von Montuoro, ist es fast noch bevölkerter, denn es enthält acht-und-zwanzig Ortschaften mit 10 bis 12,000 Einwohnern. In dem Orte San Severino selbst wird alle Sonnabend ein großer Markt gehalten, auf welchem gewöhnlich 8 bis 10,000 Menschen aus den Thälern und der Nachbarschaft zusammenkommen. Die Luft wird hier milder und man spürt schon an ihr die Nachbarschaft des Meeres. Noch immer bleibt die Gegend von San Severino bis Salerno schön, aber gleichsam abgestumpft durch höhere Schönheiten, ist man gegen die andern weniger gerecht. Mit den lezten Sonnenstrahlen erreichten wir Salerno. Diese an ihrem Golfe fast eben so schön — nur fehlt der Vesuv — als Neapel an dem seinigen gelegene Hauptstadt des Principato citra, mit etwa 10,000 Einwohnern, verdient es wohl, daß man ein Paar Tage verweilt; aber es geschieht selten,

weil man von hier immer gleich nach Pästum eilt, das einen ganzen Tag wegnimmt, und dann einen andern Amalfi widmet, so daß gewöhnlich für Salerno keine Zeit übrig bleibt. Und doch lassen sich von hier aus die interessantesten Spaziergänge machen. So z. B. kann man das nahe liegende Thal von La Cava, welches man im Durchfahren auf der Straße nach Neapel zu wenig sieht, und den Berg und das Kloster von Trinità de la Cava, das man dort gar nicht zu Gesicht bekommt, besuchen. Die alte Normannenburg, auf einem steilen Berge hinter der Stadt gelegen, bietet die schönste Aussicht auf den Golf dar. Noch schöner aber ist die vom Berge Santo Liberatore, der sich mit den Ruinen eines Klosters über dem von Salerno so romantisch sich darstellenden Orte Raiti aufthürmt. Der Weg hinauf ist beschwerlich und nur für Fußgänger zugänglich, aber auch jeder Schritt belohnend. Die Aussicht auf die Ufer des Golfs und die ihn krönenden Bergreihen ist unbeschreiblich. Aber noch ehe man oben anlangt, wird man durch eine nicht erwartete Aussicht auf die entgegengesezte Seite ausnehmend angenehm überrascht. An einem einzelnstehenden Bauerhause und bei einer Eiche, die nicht nur zu den größten in Italien gehören mag, sondern selbst in Deutschland unter die ansehnlichsten gerechnet werden müßte, öffnet sich auf einmal, gleichsam wie durch ein, am rechten Orte angebrachtes Fenster, die schönste Aussicht auf das schöne Thal von La Cava, welches man hier von einer ganz andern und auch vortheilhaftern Seite übersieht, als von der Landstraße. Wir hatten alle Ursache, die Kürze der Oktobertage zu beklagen, und nur die Hoffnung, im Frühling hieher zurückzukehren, tröstete uns über den Abschied von Salerno. Wir befanden uns im Anfange der Regenzeit und mußten eilen, Amalfi, welches ja das erste Ziel unserer Reise gewesen, noch bei gutem Wetter zu erreichen. Zur See kommt man in zwei Stunden dorthin; bequemer ist es allerdings, aber man sieht dann eine Gegend nicht, die uns, die wir das Schönste in Montuoro und San Severino erblickt zu haben glaubten, noch durch ihre Reize in Begeisterung zu versetzen vermochte. Auch dieser zu Lande nach Amalfi führende Weg ist wenig bekannt, obgleich fast kein Reisender es unterläßt, diese Stadt zu besuchen; aber diese machen gewöhnlich entweder die große Tour zur See von Puzzuoli und Bajae über Procida, Ischia, Capri, Sorrento und Amalfi nach Salerno, oder gehen von lezterem Ort dorthin; anders wir, die wir nun einmal an schönen Gegenden uns übersättigen wollten. Wir fuhren daher von Salerno durch La Cava bis nach Nocera und Pagano, und wollten von da den beschwerlichen Weg über den hohen und steilen Gebirgspaß von Torre di Chianzo nach Amalfi auf Eseln machen. Wir fanden aber keine und mußten acht Stunden lang, ohne auszuruhen, dahin zu Fuße wandern. Unsere Anstrengungen wurden aber auch auf eine Art belohnt, die sie uns vergessen machten. Im Hinanklimmen auf den hohen Berg, auf dessen Gipfel ein alter Thurm steht, der Torre di Chianzo, hatten wir wieder eine ganz verschiedene Aussicht auf das Thal von La Cava. Auf der andern Seite wurde nun auch der, ungern so lange vermißte Vesuv, nebst dem ganzen Golf von Neapel wieder sichtbar. Hier sahen wir auch zum erstenmale am Tage den pechschwarzen Strom der jüngsten Lava, die jezt nicht mehr floß und schon ausgebrannt war. So wurde allmählig der Kamm des Gebirges erreicht, und nun ging es immer bergunter bis zum Meere, welches man in Majuri erreicht. Das Thal, in welchem wir zu demselben hinabstiegen, hatte einen, von den vorerwähnten ganz verschiedenen Charakter, ist aber gewiß nicht weniger schön; ja ich würde mich nicht wundern, wenn sehr romantisch Gestimmte ihm sogar den Vorzug gäben; es ist wilder, ohne gerade rauh zu seyn, jene sind lieblicher, jedes unvergleichlich. — So wie man sich Majuri nähert, kommt man in das Gebiet der Papiermühlen, deren der schöne Gießbach des Thales eine große Menge treibt. — Der Tag fing an sich zu neigen, als sich ein Mann zu uns gesellte, der Eigenthümer einer der Fabriken, an denen wir oben vorbeigekommen waren. Er ging hinunter in den Ort, um in dem Orchester des Marchese di ***, welcher diesen Abend Oper und Ball in seinem Pallast gab, die Flöte zu spielen, die ihm sein Hund im Maule nachtrug. Er gab sich alle mögliche Mühe, uns zu bereden, in seinem schönen Hause, das er uns im Vorbeigehen zeigte, die Nacht zuzubringen, weil wir so der Vorstellung beiwohnen könnten, im Orte aber kein einziges Wirthshaus sey, und wir sehr ermüdet und spät in Amalfi ankommen würden. Es that uns wirklich leid, ein Anerbieten ausschlagen zu müssen, wofür man gewiß jede Bezahlung ausgeschlagen haben würde. Wie viele Vorurtheile gehen nicht über den Charakter der Italiener im Schwange! Um nur von unserem Vaterlande zu sprechen, in welcher Gegend von Deutschland würde man wohl ganz Fremden, die man Abends auf der Landstraße findet, mit so viel Bereitwilligkeit ein Obdach angeboten haben, wie dieser brave Papiermüller von Majuri. So wie man durch diesen Ort, der eigentlich Maggiore heißen sollte, hindurch ist, verläßt man das Ufer nicht mehr, und der Fußsteig — denn auf der ganzen Landzunge, die sich von hier bis nach Sorrento und Massa erstreckt, gibt es keine Fahrstraße — windet sich auf den Felsen hin, welche ihren Fuß im Meere verbergen und überall die schönsten Grotten bilden. Auf diesem herrlichen Felspfade gelangt man endlich von Majuri, durch die beiden, in wundervollen Lagen sich überbietenden kleinen Ortschaften Miruri (Minore) und Atrani, nach dem wo möglich noch schöner gelegenen Amalfi.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ewald von Kleist,
Dichter und Prophet.

Schon seit Jahrtausenden hießen und waren die Dichter zugleich Seher und Propheten; vor ihrem hellen, geschärften Blicke schloß sich die verhüllte Zukunft auf und wurde zur Gegenwart, und aus der Gottbegeisterten Munde strömten, wie liebliche Gesänge, so feierliche Orakelsprüche, bewährt durch sichtlichen Erfolg. Dieß ist allgemeine, durch merkwürdige Beispiele alter und neuer Zeit bestätigte Erfahrung. Aus den neuesten Zeiten kenne ich indeß kein merkwürdigeres und treffenderes Beispiel, worauf das Wort: „Habent aliquid vatum praesagia veri" mit mehrerem Recht sich anwenden ließe, als dasjenige, mit welchem es mir erlaubt sey, die Leser des Morgenblatts etwas näher bekannt zu machen, obgleich ein schon vor vielen Jahren gedrucktes Buch auf denselben Gegenstand sich beziehende Nachrichten enthält, aber ein Buch, das Niemand liest, d. h. ein astronomisches.

Im Jahr 1787, ein Jahr nach dem Tod Friedrichs des Zweiten, trat der bekannte Berliner Astronom Bode öffentlich mit dem Vorschlag auf, das Angedenken des großen Königs durch ein neues Sternbild, das, nach einer Idee von Ramler, den Namen: Friedrichsehre führen und aus einer, Schwert, Feder und Oelzweig in sich vereinigenden Strahlenkrone bestehen sollte, auch am Himmel zu feiern. Der Gedanke fand unter den Astronomen Europas ungetheilten Beifall, und seitdem ward das neue Sternbild in alle Sternkarten und Sternverzeichnisse aufgenommen. Sogleich, als ich von der Benennung Friedrichsehre die erste Kunde erhielt, entsann ich mich, in Ewald von Kleists Gedichten eine Stelle gelesen zu haben, wo der Dichter in prophetischem Geiste, ungefähr dreißig Jahre vor 1787, Friedrichs Sternendenkmal voraus ahnt und mit einer auffallenden, ich möchte sagen wunderbaren Bestimmtheit davon spricht. Am Schlusse seines Cissides und Paches besingt Kleist den Ruhm des Monarchen, in dessen Heere kämpfend er bei Kunnersdorf fiel, mit folgenden Worten:

— — „Schon fliegt Himmelan
Die Ehr' in blitzendem Gewand, und nennt
Ein Sternenbild nach seinem Namen."

Zugleich mit einem astronomischen, für das Berliner Jahrbuch bestimmten Aufsatze sandte ich im Julius 1790 an Bode gelegentlich die nichtastronomische Bemerkung. Auch die leztere erschien, ohne daß ich es verlangt hatte, in Bodes 1790 herausgekommenem astronomischen Jahrbuche für 1793 S. 248, abgedruckt und mit nachfolgender Aeußerung von Bode begleitet: „Herrn Professor Ramler ist, so wenig als mir, bei Einführung der Friedrichsehre, die Stelle des sel. Kleist beigefallen; wir wurden erst im vorigen Jahre darauf aufmerksam gemacht und freuten uns des glücklichen Zufalls." Diese Erklärung, ich muß es gestehen, hatte Anfangs für mich etwas Befremdendes, und kaum wollte es mir glaublich scheinen, daß Ramler, der Dichter, nicht auch an Kleists Weissagung, zu deren glänzender Erfüllung er beitrug, sich erinnert, und daß diese Erinnerung nicht auf die Wahl des Namens für das neue Sternbild Einfluß gehabt haben sollte. Kleist hat zweierlei Dinge vorausgesagt, einmal, daß man seinem Könige nicht blos etwa auf dem Planeten, dem er einst angehörte, sondern in den höchsten Regionen, auf dem unermeßlichen Schauplatze des Himmels, ein Denkmal setzen, und dann, was für einen Namen dieses Denkmal tragen werde. Beides war so schwer vorauszusehen, daß man die 1787 erfolgte Einführung eines neuen Sternbildes, und namentlich der Friedrichsehre, dem ersten Anscheine nach wohl für etwas mehr, als für ein schönes, aber ganz unvorbereitetes Werk des Zufalls hätte halten sollen. Denn erstlich sind überhaupt die Astronomen mit solchen Apotheosen gekrönter Häupter eben nicht sehr freigebig und können es auch nicht seyn, da sonst theils die Ansprüche sich allzu sehr häufen und Verlegenheiten herbeiführen würden, theils auch bald Mangel an Sternen eintreten dürfte. Und doch ging späterhin das, was Kleist so ganz zuversichtlich der Welt voraus verkündet hatte, in Wirklichkeit über; Friedrich, nach seinem Hinscheiden auf so vielfältige Weise verherrlicht, wurde in der That der hohen, seltenen Auszeichnung gewürdigt: man weihte ihm eine Stelle unter den Gestirnen. Sollte es nicht unter solchen Umständen wenigstens verzeihlich seyn, auf eine äußere Veranlassung, daß alles gerade so kommen mußte, zu schließen? Aber wenn auch etwa der Berliner Astronom auf den Gedanken, dem Könige durch ein neues Sternbild zu huldigen, von selbst verfallen konnte, wie viele verschiedene Namen des Bildes, außer der Friedrichsehre, ließen sich als möglich denken, wie z. B. die zunächst sich anbietende Benennung: Friedrich der Zweite, da in und um die Gruppe derjenigen Sterne, die man benachbarten Sternbildern entziehen mußte, um für ein neues Raum zu gewinnen, eben so leicht die Figur eines Königs, als die eines Strahlenkranzes sich hätte zeichnen lassen. Doch ich enthalte mich gerne, ohne irgend einen zureichenden, triftigen Grund die vereinte Aussage zweier unbescholtener Zeugen, eines Dichters und eines Sternsehers, zu bezweifeln, und nenne mit Bode den Zufall, wenn es doch einer war, einen glücklichen.

Wurm.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juni.

Tiecks dramatische Vorlesungen.

Tiecks dramatische Vorlesungen stehen seit Jahren in dem Rufe unübertroffener Muster; vielleicht sind deshalb den

Freunden dramatischer Kunst einige Andeutungen darüber nicht unwillkommen, besonders jezt, wo ähnliche Versuche selbst in größern, öffentlichen Kreisen Glück zu machen scheinen.

In der Auswahl der Stücke ist Tieck nicht so streng, als man nach den scharfbeschnittenen Grundsäzen seines Geschmacks erwarten sollte. Mitunter nimmt er besondere Rücksicht auf die nächsten Darstellungen der Dresdner Bühne, oder auf interessante Erscheinungen der neuesten Literatur; umgekehrt zieht er auch wohl längst verschollene, nach seiner Meinung unbillig verkannte Werke wieder ans Tageslicht. Und wie die Schauspieler gern nach Glanzrollen greifen, die ihrer Eigenthümlichkeit wohlthun, so mag Tieck ebenfalls diesem natürlichen Verlangen nicht immer und ganz widerstehen können, wie z. B. bei den Vorlesungen aus Goldoni. Sein Liebling Shakespeare steht mit gutem Grunde in der vordersten Linie; doch wird über ihm die griechische Tragödie nicht vergessen, nur kommt sie seltener an die Reihe.

Tieck hat, scherzweise zu reden, für seine Vorlesungen einen stehenden Kultus eingeführt, dessen Geseze die Mitglieder der versammelten Gemeine vorweg kennen und durch ihre Gegenwart stillschweigend bestätigen; in diesem Punkte gilt keine Ausnahme, hier herrscht der Absolutismus unabänderlicher Regeln. Immer liest er ein Ganzes vor, in Einem Zuge, ohne wörtliche Bezeichnung der Personen, Scenen und Akte, den verschiedenartigen Fortgang einzig und allein durch die Stimme hervorhebend. Nichts wird ausgelassen oder gemildert, selbst auf die Gefahr, daß es weiblichen Ohren zu stark klingen könnte; dem Dichter widerfährt sein vollkommenes Recht, ohne alle Rücksichten eines zahmen Geschmacks, einer blöden Moral. Damit ist denn zugleich gesagt, daß gewisse Werke **nicht** vorgelesen werden. Nach dem Schlusse hätte wohl mancher Zuhörer Lust, über das Vorgelesene mit Tieck eine Unterhaltung anzuknüpfen, um sich für die Nothwendigkeit des langen Stillschweigens zu entschädigen, ungefähr in der Art und Weise, wie die Athener von dem ergreifenden Genusse einer Trilogie in dem Nachspiele eines muntern Dramas ausruhten; allein der Vorleser steht in einer parlamentarischen Gestalt da, er verweist ausweichend auf die Ordnung des Hauses, und die Zuhörerinnen sind bei derselben so lebhaft betheiligt, daß etwaige Faktionsmänner nicht umhin können, jeden Gedanken einer eigenmächtigen Motion aufzugeben.

Tiecks Organ besizt in einem seltenen Grade Kraft, Wohllaut, Reichthum und Biegsamkeit. Alle Gradationen vom leisen Anhauche bis zum vollendeten Donner sind in seiner Gewalt. Die verschiedenen Regionen der Stimme weiß er dergestalt zu verflößen, daß sie malerischen Tinten gleichkommen, getragen von dem Lichtzustande des Ganzen. Kurz, er herrscht über seine Stimme, wie Paganini über seine Geige. Jedes Klima der Poesie bis zu den Abweichungen seiner Jahres- und Tageszeiten findet an ihm einen treuen Vertreter; er geht mit dessen Gewächsen um, wie ein Gärtner mit seinen Blumen. Ohne den einzelnen Personen gerade ihr Echo nachzurufen, was hier eben so verkehrt seyn würde, als etwa in der Musik die Nachäfferei eines bestimmten Vogelgesanges, hält er dessenungeachtet die individuellen Merkmale vernehmlich auseinander, mit steter Rücksicht auf den lezten Zweck, durch jene theilweise Milderung die Gesammtwirkung bestens zu heben. Je nachdem er die Absichten des Dichters zu verstehen glaubt, und er weicht häufig von der herrschenden Meinung ab, wie mich dünkt, nicht immer mit siegender Ueberzeugungskraft, führt er seine eigenthümliche Auffassung von Anfang bis zu Ende mit einem so durchsichtigen Erfolge aus, daß die Aufmerksamkeit im Stande ist, aus seiner Praxis seine Theorie zu errathen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Ein ungewöhnlicher Verbrecher.

Benoit hatte sich zum geistlichen Stande bestimmt und studirte im Seminarium zu Rheims; hier waren seine Sitten so abscheulich, daß man ihn, jedoch ohne Aufsehen zu machen, aus der Anstalt entfernte. Seitdem besuchte er die Spielhäuser in Paris, und da die Polizei erfuhr, daß er in denselben viel Gold gesezt hatte, so wurde nachgeforscht, wie er zu demselben gekommen sey. Nun erst fand sich, daß dieses Gold bei seiner Mutter entwendet worden war, als man sie ermordet hatte, und man erlangte die Gewißheit, daß jener Bösewicht auch der Mörder seiner eigenen Mutter gewesen sey. Die alte Frau hatte eine Nichte bei sich; diese hatte der junge Taugenichts verführt und mit ihr das schändliche Verbrechen verabredet. Auch auf diese Nichte war damals nicht der mindeste Verdacht gefallen und man ließ sie ungestört gehen; es scheint, daß sie 5 bis 600 Franken als Lohn ihres Verbrechens erhalten hatte. In der Folge sank dieses Mädchen immer tiefer, ward eine gemeine Dirne und wurde eines Vergehens wegen in dem Gefängnisse les Madelonettes eingesperrt, das für Weiber von schlechter Aufführung, die sich eines Vergehens gegen Polizeiverordnungen schuldig machen, bestimmt ist. Hier ward sie krank, und da sie sich ihrem Ende nahe fühlte, erwachte ihr Gewissen und folterte sie dergestalt in ihren lezten Leiden, daß sie zuweilen des Nachts laut aufschrie, sie sey eine Verbrecherin, habe ihre Tante ermordet und könne keine Ruhe bekommen. Dies wurde von einigen Personen vernommen, aber Niemand fiel es ein, daß dies die Stimme eines gefolterten Gewissens sey, das sich in der That selten mit solcher Stärke vernehmen läßt. Sie schrieben diese Geständnisse dem hizigen Fieber zu und gaben nicht weiter Acht darauf. Das Mädchen starb endlich, nachdem sie ihre Aussagen mehrmals wiederholt hatte. Erst als im vorigen oder in diesem Jahre die Polizei nach den Verhören des jungen Benoit Erkundigungen wegen des Betragens seiner Base einzog, erfuhr sie dieses, und es ward nun Allen klar, daß die Schuld, welche auf dem Gewissen der Louise Feucher lastete, ihr jene Geständnisse ausgepreßt hatte. Benoit wurde vor acht Tagen gerichtet. Ob diesem Bösewichte je das Gewissen etwas sagen werde, möchte man bezweifeln; denn der Mensch sah so gleichgültig, so sanft aus, obschon die abscheulichsten Zeugnisse wider ihn vorgebracht wurden, daß man auf seine Reue im Voraus Verzicht leisten kann. Ein solcher Charakter scheint für sanftere Gefühle ganz unempfänglich. Er ist zum Tode verurtheilt und soll im Gefängnisse ganz ruhig seyn. Sonderbar genug war er in der Conciergerie eingesperrt, als gerade der Bruder des von ihm ermordeten Formage, der an dem lezten Aufruhr in Paris Theil genommen hatte, auch dorthin kam. Benoit unterhielt sich ganz ruhig mit ihm. Man denke, was für ein Priester Benoit geworden wäre, wenn er seine Studien im Seminarium fortgesezt und nicht zu frühe seinen abscheulichen Charakter offenbart hätte. Für die Gesellschaft ist es ein Glück, daß seine lasterhaften Neigungen so frühe sich entwickelt haben. Er harrt nun auf das Revisionsurtheil des Kassationshofes, das aber höchst wahrscheinlich das Urtheil des Kriminalgerichts bestätigen wird. Der Himmel bewahre die Gesellschaft vor solchen teuflischen Seelen.

D g.

Beilage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 167.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 13. Juli 1832.

Den Göttern gleich' ich nicht! zu tief ist es gefühlt;
Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt.

Goethe.

Episoden
aus der Novelle:
die Zerrissenen.
Von A. Sternberg.

VIII.

Der Graf hatte versprochen, heute ein kleines Manuscript vorzulesen, und begann mit zuckenden Lippen: „Es geht mir nichts über die pikante Fäulniß Roms, dieses ewigen Juden unter den Städten, dieser Stadt, die nicht sterben kann, so tief sie auch von der Last des menschlichen Elends gebeugt worden. Die Geschichte dieser armen Roma ist die Geschichte eines Menschen, der an einen Gott geglaubt hat, und dem nun jede Stunde spottend zuruft: Du hast geirrt, es gibt keinen.“ Diese Worte fielen brennend in Eduards Seele, er fuhr lebhaft auf, um etwas zu erwiedern, als Jobande ihm eine Tasse Thee hinreichte und zum Grafen sagte: „Hier ist ein junger Mann, der auch in Rom gewesen ist, nud dem so, wie mir, die Makaroni vortrefflich geschmeckt haben.“ Der Graf warf einen kurzen, matten Blick auf den Jüngling, und dieser hätte vor Verdruß weinen mögen, daß das dienstwillige Fräulein ihm so täppisch die Makaroni in den Mund schob. Der Herzog trug jezt Stühle herbei, und der Graf, indem er ein Paar Blätter aus dem Busen zog, sagte zu diesem: „Eure Durchlaucht haben es Ihrer grosen Gnade, mit der Sie mich beehren, zuzuschreiben, wenn diese Mittheilungen Sie etwa belästigen sollten. Es sind Bekenntnisse eines Freundes, von dem ich nicht entscheiden will, ob ich ihn für glücklich oder unglücklich halte. Das Lebensräthsel läßt viele Deutnugen zu. Mein Freund war bestimmt, ein Geistlicher zu werden, und in diesem Aufsatz wird sein Eintritt ins Klosterleben geschildert.“ Eine Panse herrschte und der Graf erhob seine Stimme, indem er folgende Worte las:

„Alle menschliche Größe ist Lüge, alles Hohe und Heilige ein läppischer Selbstbetrug! Die wilde Naturflamme der Sinnlichkeit bläst üppige, farbige Kugeln vor sich hin, die wir Tugend, Glauben, Wahrheit nennen, und die im nächsten Augenblick zerplatzen. Die Seele ist die Krankheit des Leibes, die Lügnerin, die ihm einen Himmel vorspottet und ihn aus sich und seiner Bestimmung reißt; diese Bestimmung aber ist, zu keimen, zu wachsen, thierisch hinzuträumen und wieder spurlos zu vergehen; jeder Glaube an ein anderes Ziel, an einen andern Zweck, ist der lächerlichste Betrug. Ich bin frühe zur Wahrheit hindurchgedrungen, und meine Lippen tranken aus dem Giftbecher, als sie noch jung waren. — — Mein Oheim, der die Wünsche der Eltern erfüllte, brachte mich als siebzehnjährigen Knaben ins Kloster der schwarzen Brüder. Schauerlichfinster lag dieses Asyl menschlichen Elends; zwischen Felsenwände eingeklemmt, ragten die Thürme des alten Baues in die Luft, und um dem Strahl des Lichtes den lezten Zugang fast zu rauben, warf ein Kranz finsterer Buchen und Tannen

von oben herab seinen bläulichen kalten Schatten in den dämmernden Klosterhof. Hier schlich ich mit ängstlichfragenden Blicken herum, wenn die schwarzen Gestalten der Brüder sich an mir vorbei bewegten, wenn ich ihre wankenden Schritte hörte, mit welchen sie in die Nacht der hohen, von einem spärlichen Lämpchen erhellten Kreuzgänge verschwanden; hier sann ich den trüben Wundern nach, die die Kniee meiner Brüder beugen machten. Ein langer dürrer Mönch, mit einem Gesichte, wie eine kalte Steintafel, ging mir nach und hütete die Einsamkeit meiner kleinen Zelle. Oft, wenn ich ihn um Mitternacht durch die Kirche, aufrecht wie ein im Sarge erkalteter Körper, schreiten sah, fiel der Schatten seines vorüberwandelnden Leibes wie eine schwarze, stille Gottesläugnung auf die Bilder der göttlichen Helfer. Er war nie aus der dunkeln Kellertiefe des Klosters an den warmen Mittag oben hinaufgestiegen, nie mochte er lächeln, nie eine bunte Blume, einen grünen Baum sehen; ein grauer Vorhang verhüllte auf immer die Aussicht seines kleinen Zellenfensters. Dieser Mann war es, der mir seine nähere Aufmerksamkeit schenkte; er gab mir eines Tages ein Buch, in welchem sich schöne Abbildungen jener frommen Helden der Kirche befanden, deren Geschichte meine junge Brust entflammt hatte. Wie selig war ich im Besitz eines solchen Schatzes! Wenn die mitternächtliche Glocke ihre einsamen Laute durch die Nacht tönen ließ, wenn alles im Kloster ruhte, dann fand ich Mittel, von meinem Lager mich zu erheben, den Coridor entlang, dem heiligen Muttergottesbilde vorbei, leise schleichend, eine kleine versteckte Thür zu öffnen, die mich in ein hochgelegenes Thurmstübchen leitete, wo sich eine Bank und ein Tisch von Stein befand. Hier hörte ich nun die Bäume auf den Felsen dicht über mir rauschen, hier konnte ich den Himmel mit seinen Sternen sehen, hier fuhr oft der Sturm, der unten schwieg, mit tönendem Brausen durch die Gitterstäbe meines kleinen Fensters und drohte das flackernde Lämpchen zu verlöschen, welches vor mir auf die Steinplatte seine unruhigen Lichter und Schatten warf. Ach ich kann die Seligkeit, den herzzerreißenden Schmerz, die ahnende Wonne, die träumerische Begeisterung und die trunkene Entzückung nicht beschreiben, die in jenen wunderbaren Nächten mein armes Knabenherz befielen. Ich lag, auf beide Hände gestützt, das Buch auf meinen Knieen, die blonden Locken meines Hauptes darüber hinfließend, stundenlang auf den kalten Steinen und hing mit verzehrender Gluth an den Bildern meines Buchs. Der Gedanke ging endlich in mir auf, daß auch ich ähnliche Wunder wirken könne, daß auch meinen schwachen Körper die Gluth der Himmlischen durchströmen und weihen könne. Nicht achtend auf die Vermessenheit solcher Gedanken, flog meine jubelnde Phantasie immer höher; bald zweifelte ich nicht mehr an meinem hohen Beruf; konnte wohl Gott ein Herz, das so brünstig sich ihm näherte, verstoßen? Ich faßte die ganze Stärke meiner Seele, niederstürzend lag ich im Staube vor ihm und erbat unter strömenden Thränen ein Wunder. Gleich dem heiligen Faustinus, wollte ich die Stäbe meines Fensters schütteln und sie wie Rohrstäbe brechen. Buße und Geißelung haben jezt an und sollten jeden Funken der irdischen Begehrlichkeit in mir ersticken. In der Einsamkeit meiner Thurmzelle floß mein Blut unter Geißelstreichen und färbte den Steinboden; kein Gebet, keine Fürbitte wurde verabsäumt, Hunger und Nachtwachen hatten meine Glieder der Fülle der Jugend entkleidet; endlich glaubte ich reif zu seyn für das mächtige Werk. In einer Nacht, wo ein fürchterliches Wetter sich über unserem Kloster entladete, faßte ich im Wahnsinn jene Eisenstäbe, raste in Entzückung und wandte alle Kraft an, sie zu brechen — sie brachen nicht, und ohnmächtig stürzte ich auf die Steine des Bodens. Als mich die Brüder oben fanden, erhielt ich eine strenge Züchtigung, und mein geliebter Thurm blieb mir auf immer verschlossen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Miszellen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Die im Mittelalter einst so berühmte Stadt Amalfi hat alles verloren, was sie damals so bedeutend machte, als hier die Boussole erfunden und die Pandecten entdeckt wurden. Nur die unvergänglichen Schönheiten, mit denen die Natur sie ausgestattet, sind ihr geblieben. Ihre Lage ist wirklich einzig. Sie ist in eine Bergschlucht hineingebaut, die oben eng und schmal, sich gegen das Meer zu immer mehr ausbreitet. Ein nicht unbeträchtlicher Bach bewässert, zahlreiche Cascaden bildend, dieses schöne Thal, dessen oberer Theil bis zur Stadt il Valle de Molini genannt wird. Denn hier, in einer Länge von einer guten viertel Meile, befinden sich in der immer enger werdenden Schlucht nicht weniger als siebzehn Papiermühlen nebst zwei Eisenwerken. Auch hier erprobten wir die Gastfreundschaft dieser glücklichen und fleißigen Menschen. Die Höhen zu beiden Seiten sind mit Ruinen aus dem Mittelalter bedeckt, unter welchen die, welche man il Tempio de' Saraceni nennt, besonders merkwürdig ist. Weiter hinauf, bei Scala Ravella, sollen sich noch bedeutendere befinden. — So wie Neapel, muß man auch nicht unterlassen, Amalfi von der See aus zu betrachten. Bei den jetzigen strengen Sanitätsmaßregeln besteigt man nicht ohne Weitläuftigkeiten ein Boot und ist auch mit der Zeit sehr eingeschränkt, denn käme man nur einen Augenblick nach Sonnenuntergang zurück, so müßte man ohne Gnade die Nacht auf der See zubringen, wenn auch

die Wache am Ufer das Boot nicht aus dem Gesicht verloren hätte. Man bekommt einen förmlichen Paß und wird von der Wache beim Einsteigen ins Boot wie Schaafe hineingezählt; eben so beim Aussteigen, und doch dauerte die ganze Spazierfahrt, während welcher ganz Amalfi uns beständig beobachten konnte, keine Stunde. Aber wie belohnend war diese Fahrt! Vom Meere aus kann man am besten in die Bergschluchten hineinsehen, in welche die vier benachbarten Oerter, Majuri, Minuri, Atrani und Amalfi hineingebaut sind. Aber diese unvergleichliche Perspektive ist es nicht allein, was diese Fahrt so interessant macht, denn nicht nur die Oberfläche dieser Felsen, sondern auch ihr verborgenes Innere bietet Schönheiten dar, und man rudert mit dem Boote in eine große, herrliche Tropfsteingrotte hinein, die von überhangenden Klippen gebildet wird. So bieten Meer und Land abwechselnd die mannigfaltigsten und prächtigsten Scenen dar. Schade daher, daß Amalfi so wenig zugänglich von der Landseite ist; denn außer dem beschwerlichen Fußsteige, auf welchem wir von Nocera aus hieher gelangten, gibt es nur noch einen zweiten, noch viel beschwerlichern und beinahe halsbrechenden, nach Castellamare. Dieser, auf welchem wir unsern Rückweg antraten, geht über den beinahe 5000 Fuß hohen Monte Sant Angelo, gegen dessen Besteigung die des Vesuvs ein angenehmer Spaziergang genannt werden kann. — Aber Himmel! welche Aussichten eröffnen sich bei jedem Schritt dem Auge! Zuerst der Rückblick auf das reizende Amalfi, dann, noch höher, den ganzen Golf hinunter, bis an die Insel Capri und die kleinen Syreneninselchen, i Galli genannt. Hat man nun aber den hohen Kamm des Monte Sant Angelo überschritten, so dehnt sich auf einmal der herrliche Golf von Neapel, die große Stadt mit allen ihren Umgebungen, die durch den schönen Vesuv so charakteristisch erscheinen, kurz dieß ganze unerreichbare Panorama vor dem entzückten Blick aus. Denn nichts ist wahrer, als die Bemerkung, daß, wenn man von hier da oder dorthin reist, beim Zurückkommen Neapel doch als die schönste unter allen gesehenen Gegenden erscheint. Dieselbe Inschrift, die der in Ost- und Westindien reichgewordene Holländer gewöhnlich auf sein in der Heimath erbautes Landhaus setzen läßt: „Osten, Westen, zu Hause am besten,“ die kann der Neapolitaner noch mit ganz anderem Rechte auf seine Villa an seinem Golf schreiben.

Schade, daß wir nicht in der Nacht über den Monte Sant Angelo kamen; wir würden gerade damals ein ganz außerordentliches Schauspiel genossen haben. Der Vulkan von Stromboli warf nämlich zu Ende Oktobers sehr viel Feuer aus, und dieses würden wir in der Entfernung von dreißig geographischen Meilen sehr gut haben sehen können, so wie es wirklich öfters von dem Eremiten auf dem Berge beobachtet worden ist. Sollte man daran zweifeln, so ist der Beweis sehr leicht. Der 4500 Fuß hohe Berg von Sant Angelo hat — die terrestrische Refraktion mit einbegriffen — einen Horizont von zwanzig deutschen Meilen, und der ungefähr 2000 Fuß hohe Stromboli, wieder mit der Refraktion, einen Horizont von dreizehn Meilen; also würde dort oben der Gipfel von Stromboli erst in einer Entfernung von drei-und-dreißig Meilen verschwinden; es bleiben daher noch drei Meilen übrig, die einen noch immer bemerkbaren Höhenwinkel zulassen, so daß man selbst die Kuppe von Stromboli, geschweige denn das aus derselben noch viel höher geschleuderte Feuer vom S. Angelo aus erblicken kann.

In Castellamare angekommen, ist man gewissermaßen schon in Neapel. Der Vesuv hatte relâche, die Lava floß nicht mehr; also hätte man getrost schlafen können, denn es war schon Nacht, wenn die interessante Gesellschaft nicht munter gehalten hätte.

Noch etwas, das mir auf dieser kleinen Reise, die im Ganzen kaum dreißig deutsche Meilen betrug, aufgefallen, kann ich nicht unbemerkt lassen. Es ist dies die sehr große Anzahl von Kirchen und Klöstern, meistens auf Bergen gebaut, die jetzt in Ruinen liegen. Auf manchen Stellen sah man deren zwei bis drei, die vor längerer oder kürzerer Zeit verlassen zu seyn schienen und einer gänzlichen Vernichtung entgegen gingen. Aber kann es anders seyn in einem Lande, wo deren so unzählige ohne alle Rücksicht, wie ohne alles wirkliche Bedürfniß errichtet werden? Das leichtsinnig Erbaute wird eben so leichtsinnig wieder verlassen und zerstört.

Vielleicht dürften einige Worte über die Wirthshäuser in Amalfi zum Schlusse nicht überflüssig erscheinen. Es gibt deren nur zwei. Das unten in der Stadt am Ufer gelegene kenne ich nur von außen. Die meisten Fremden, besonders die Signori „Ingrisi“ (Inglesi), ziehen, der Aussicht wegen, das andere vor, welches erst seit einiger Zeit in dem vor achtzehn Jahren aufgehobenen Kapuzinerkloster außerhalb der Stadt oben am Abhang des Berges errichtet worden ist. Bekanntlich befinden sich die Kapuzinerklöster immer an den schönsten Stellen, und diese hier ist in der That einzig. Man sieht hier in die Stadt und in das Thal hinunter, dort weit hinein in den Golf, und der Felsen, an den das Kloster angebaut ist, bildet eine sehr schöne Grotte dicht dabei. Die Bewirthung ist eben nicht schlecht, aber auch nicht sehr billig. Für einzelne Personen sind die Zellen — denn es gibt keine andern Zimmer, außer dem zum Speisesaal dienenden Refectorium — nothdürftig groß genug, ohne gerade bequem zu seyn; aber ganze Familien müssen eben deshalb schlecht hier wohnen. Dazu

kommt noch die Unbequemlichkeit des Hinauf- und Heruntersteigens, welches immer eine halbe Stunde erfordert und sehr beschwerlich ist. Die Aussicht freilich entschädigt reichlich für alles dieses.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juni.

(Beschluß.)

Tiecks dramatische Vorlesungen.

Das Tempo pflegt Tieck rascher zu nehmen, als es sonst in ähnlichen Fällen üblich ist. Seine Lebendigkeit hält von der andern Seite mit den Mitteln der schnellen Ausgabe so geschickt Haus, daß die scheinbare Verschwendung der gründlichen Wirthschaft keinen Eintrag thut. Ein Erbfeind des feierlichen Peororirens, bekämpft er diese falsche Methode durch sein Beispiel aufs Nachdrücklichste, wobei er jedoch den wesentlichen Unterschied zu übersehen scheint, daß eine Mehrzahl aufgebotener Kräfte dem Dichter unmöglich mit derselben Fertigkeit folgen kann, als der einzelne Vorleser im Strome eines ununterbrochenen Gefühls. Meldet sich nun hie und da auf der Bühne bei dem Wechsel der Stimmen ein Stocken, so entstehen zwischen dem hinkenden Largo und dem hüpfenden Presto Quetschungen, Stöße, Fehltritte, die am Ende widerwärtiger sind, als das geregelte Schleifen. Vielleicht geht Tieck in seinem schönen Feuer manchmal zu kühn über unsere Nationalität hinaus, vielleicht muthet er sogar der fremden in einzelnen Fällen ein leichteres Blut zu, als ihr von Hause aus zu Theil geworden ist, wie z. B. dem Schweizervolke in Schillers Tell. Gebirgsbewohnern ist etwas Gemessenes eigen, ein gewisses Phlegma der Rede; sollten die Schweizer eine Ausnahme von der Regel machen? Schiller hat dies gehaltene Wesen, wie mir scheint, vortrefflich ausgedrückt; warum soll es durch ein forcirtes Tempo verwischt werden?

Die Natur hat ohne Zweifel für Tieck als Vorleser viel gethan, er selbst nicht weniger für die ursprüngliche Begünstigung. Nach einer hingeworfenen Aeußerung zu urtheilen, verdankt er die ersten Anregungen zu einem geordneten Studium des Vortrags den genialen Darstellungen Flecks, welchen sein beredtes Lob späterhin so würdig verherrlicht hat. Er muß eine strenge Schule gemacht haben und könnte sicherlich über die Skala seiner vielseitigen Uebungen die lehrreichsten Aufschlüsse ertheilen, gefiele es ihm, öffentlich davon zu reden. Vor den meisten Schauspielern zeichnet er sich dadurch aus, daß man gar nicht sieht, wie er den Bogen des Ulysses spannt, aber wohl den schwirrenden Pfeil hört, und dabei bemerkt, wie richtig er abgeschossen ist. Dagegen kann man oft auf der Bühne sogar an berühmten Meistern beobachten, wie sie gleich den Fechtern von weitem ausholen, um den beabsichtigten Stoß zu vollführen; zuweilen treffen sie sogar Zurüstungen, durch welche sie, um einen recht starken Effekt zu erzielen, den natürlichen Bau der Rede auseinanderschieben.

An Kraft der Stimme, wie groß sie auch ist, mag Tieck von einem und dem andern Schauspieler noch übertroffen werden, insofern blos von dem physischen Vermögen gesprochen wird; sie hat aber daneben eine geistige Gewalt, wodurch sie weit über die vorgesteckten Grenzen der Natur hinausreicht und, so zu sagen, künstliche Eroberungen macht. Die Phantasie wird nämlich nicht nur von dem sinnlichen Eindruck mächtig aufgeregt, sondern sie empfindet zugleich das durchgängige Schalten und Walten freier, besonnener Produktivität, und dieser Zusammenklang legt der Rede auf dem bewegten Grunde der Seele einen ungleich stärkern Nachdruck unter, als das Ohr unmittelbar vernimmt. Es ist hier offenbar eine Täuschung im Spiele, eine solche jedoch, die troz aller akustischen Gegenerinnerungen fortbesteht. Einen eigenen Vortheil zieht Tieck hiebei aus der Geschicklichkeit, mit welcher er den Ton zu verdichten, stufenweise zu schwellen vermag und über dessen wachsenden Kern nach Belieben gebietet.

Vorzüglich entfaltet er eine außerordentliche Kraft in der griechischen Tragödie. Die Macht seines Organes hallt mir noch lebhaft aus einer Vorlesung der sophokleischen Antigone zurück. Den Chor sprach er nach einem frei erfundenen, großartigen Rhythmus, wobei ihm sein musikalisches Gefühl die herrlichsten Dienste leistete. Man glaubte das Brausen harmonischer Wogen zu hören. Kreon war der König mit eherner Brust, jedes Wort ein geharnischter Klang. Alles verkündigte die gediegene Würde des Cothurns, den Styl der Heroenwelt, bis auf die Antigone, mit welcher ich nicht so ganz sympathisiren konnte. Tieck entfernte sehr geflissentlich alle modernen Zierrathen von ihr; indessen drückte er ihren Charakter, so viel ich ihn begreife, mehr im negativen, als positiven Sinne aus, es lag in ihr etwas Gedämpftes, sie schien der rechten Frische zu ermangeln. Auch die Stimme hat ihr Retardien, und Retardien entschwindet mit den Jahren dem besten Vorleser.

Der ungemeinen Kraft im ernsten Vortrage steht die Virtus comica auf der andern Seite glänzend gegenüber. Manche Zuhörer erkennen der leztern unbedingt den ersten Preis zu. Nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten sind beide Vorzüge im Gleichgewicht, wenn die Kraft nicht an der modernen, sondern an der griechischen Tragödie gemessen wird. Tiecks komische Muse ist in der That bewunderungswürdig; ich sage bewunderungswürdig, weil ich keinen einfachern und passendern Ausdruck dafür finden kann. Alle Gewebe, Adern, Nerven der Komik läßt er arbeiten, wenn das arbeiten heißen kann, was durchaus den Stempel der Eingebung trägt. Ueberall Intonation, Modulation, Gradation, diktirt von dem Gotte des Scherzes. Es gibt auf der deutschen Bühne mehrere vortreffliche Komiker, aber manche scheinen sich in einer gewissen markirten Weise zu gefallen, woran man sie, gerade sie, nach einiger Zeit bei näherer Bekanntschaft wieder erkennt. Ganz anders Tieck: sein komisches Talent wirkt mit solcher Bestimmtheit, als hätte er das Lachen nach Noten einstudirt, und diese figürlichen Noten greift er mit so erfinderischer Freiheit, und in dieser Freiheit gestaltet er wieder ein Gefüge innerer Nothwendigkeit, als wäre er ein lebendiges Register der tiefsten Kunstgeheimnisse, und rauschte über den aufgeschlagenen Blättern mit spielendem Windeswehen hin. Denn oft steigt die Jovialität bis zum Jubel; in solchen Augenblicken pflegt sich der Vorleser, unwiderstehlich fortgerissen, mit der Hand zu begleiten, als wollte er den sprudelnden Humor zügeln; anstatt aber zu sinken, wie jenes Anzeichen vermuthen läßt, schwingt er sich zu einer neuen Höhe empor und überrascht oft noch mehr als vorhin. Sein Geist scheint dann ganz entfesselt zu seyn, und wahrscheinlich ist dies unverkennbare Seelenbehagen, welches ihn den Körper völlig vergessen macht, die hauptsächlichste Triebfeder zu seinen Vorlesungen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 168.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. Juli 1832.

— Hoch als Säulenreihe steht
Der schlanke Wuchs der Palmen
Mit ewiggrünen Halmen.

Rückert.

Die ostindische Palme im botanischen Garten von Rio Janeiro.

Hochgeschwung'ne Siegesfahne
Einer mächtigen Natur,
Schlanke Riesin, dem Orkane
Zittern deine Blätter nur.

Wie dein Wuchs, im Selbstvertrauen,
Glatt und eben, aufwärts schwebt,
Nicht mit rauhen Wurzelklauen
Mühsam in den Grund sich gräbt!

Zart und zierlich, wie die Säule,
Minder ragend nicht und fest,
Als der Baum der Donnerkeile,
Wo der Adler baut sein Nest.

Wie die dichtgewebte Rinde
Um den mächt'gen Stamm sich flicht,
Bis hinauf zur grünen Binde,
Wo hervor die Blüthe bricht!

Gürtel, den Natur so leise
Um die hehre Tochter wand,
Den, nach Zephyrs Schmeichelweise,
Löset nur des Lenzes Hand.

Zwischen kühn gewölbten Zweigen
Scheint der Himmel minder fern,
Unter ihrem sanften Neigen
Winkt verheißend jeder Stern.

Labe, Fürstin, das Ermatten
Unter deines Throndachs Raum,
Labe, labe selbst die Schatten
Von des Lorbeers dürft'gem Baum.

Wann auf seinem Siegeswagen
Dir ein Held vorüberfährt,
Taumelnd himmelangetragen,
Einen Kranz von dir begehrt;

Wenn er mit der Hand, der raschen,
Zu den Sternen hochgeführt,
Ausgestreckt im nicht'gen Haschen,
Deine Blätter nicht berührt:

Neig' er sich zum Lorbeerhalme,
Niedrig, wie sein Thatenlauf.
In das sel'ge Laub der Palme
Reicht nicht Erdenruhm hinauf.

v. M.

Episoden aus der Novelle: die Zerrissenen.

(Fortsetzung.)

Wenige Tage nach diesem Ereigniß hatte ich den Muth, aus den Klostermauern hinauszuschleichen, um in den nahen Forst mich zu verlieren. Meine Seele,

die in Betäubung lag, dürstete nach Einsamkeit. Rastlos forteilend, gerieth ich bald in wilde Waldpartheien, und kaum hatte ich ein finsteres Rasenplätzchen mir ausersehen, um mich mit meinem Wunderbuch dort niederzulassen, als ein Geräusch in meiner Nähe mich plötzlich emporschreckte. Wer beschreibt mein Entsetzen, als ich dicht vor mir ein Ungeheuer erblickte, welches den heißhungrigen Rachen schon aufsperrte, um meine zitternden Glieder zu verschlingen. Thränen stürzten aus meinen Augen, in der Angst und Verwirrung stürzte ich auf meine Knie und meine Arme hielten, einem dunkeln Triebe folgend, dem Wolfe die Blätter meines aufgeschlagenen Wunderbuches entgegen. Nicht so bald hatten die grünen funkelnden Augen des Scheusals die geweihten Schriftzüge erschaut, als die fürchterliche Gestalt langsam zu weichen begann; ich rutschte auf den Knieen ihr nach, immer das Buch gerade vor mich hinhaltend; o dreimal herrliches Wunder! das mörderische Thier heulte laut auf und entfloh furchtsam ins Dickicht. Ich blieb noch auf meinen Knieen liegen; ein heißer Strom der Entzückung überstürzte mein Gehirn, meine Besinnung drohte zu schwinden, und mein umherschauender Blick glaubte Gesträuch und Bäume, Himmel und Wolken in einem überirdischen Glanze leuchten zu sehen. Grüne züngelnde Flammen lösten sich von den Spitzen der Bäume, rothe Lichter entsprangen dem Schooße der Waldrosen, Sonnenflocken träufelten von oben herab, und diese bunten Lichter vereinigten sich und flossen zu einer hellen Krone um die gelben Locken meines Hauptes, mein Gewand ward licht — ich selbst war in einen Heiligen verwandelt. Mir war ein Wunder gelungen, der Himmel hatte meine Gebete erhört; schon sah ich im Geiste eine gläubige Menge zu meinen Füßen knieen. Als ich im Kloster wieder ankam, hatte Niemand meine Abwesenheit bemerkt; dem blassen Bruder, der mich besuchte, warf ich mich an den Hals, mit der Gluth meines jungen Busens erwärmte ich seine eiskalte, knöcherne Brust — mein göttliches Geheimniß ward das seinige. Er sagte nichts, doch zuckte es um seine bleichen Lippen; an einem Nachmittage rief er mich zu sich in seine Zelle. „Ich zweifle nicht, mein junger Bruder," sprach er, „an Deiner wunderthätigen Kraft; doch treibt der Lügengeist mich an, Dich zu versuchen; komm, überzeuge, erleuchte mich." Mit diesen Worten brachte er den wilden Hund des Klosterhofes herbei, und indem er das wuthschnaubende Unthier an der Kette festhielt, sagte er zu mir: „Nun, mein Bruder, jetzt nimm Dein Buch, halte es gegen dieses Thier, und wenn Du anders wahr geredet und an den Himmel glaubst, so wird die Wuth des Hundes nichts gegen Dich vermögen." „Du sagst es! rief ich mit starker Stimme; so wahr der Glaube an des Himmels Kraft kein Spott ist, so wahr wird mir der Hund nichts Böses anthun können." Jetzt sank ich auf meine Kniee und entblätterte mein Buch, in dem Augenblick entsprang das Thier seiner aufgeknüpften Kette und — o es ist lächerlich! — die Bögen meiner Schrift lagen zerrissen vor mir und ich fühlte die jähen Schmerzen, wie die grimmigen Zähne des Hundes sich tief in mein Fleisch einbohrten. Als ich am andern Tage aus meiner Ohnmacht erwachte, lag ich in meiner Zelle, der bleiche Bruder stand neben mir, und ich bemerkte im hellen, scharfen Strahl des Mondlichts, wie sich sein blasses Gesicht in einem grinsenden, tonlosen Lachen weit spaltete, und sich dicht über mich beugend, so daß sein kalter Athem an meiner heißen Fieberwange erwarmte, sagte er leise und immer fort lachend: „Albernes, warmes Kind, dein Fleisch hat dich bethört; es gibt keinen Himmel! merkst du nun endlich, daß es ein böser Geist ist, der mit uns spielt?" Ich hörte diese Worte nicht mehr, mein Herz brach, und in einem Blutstrahl, den ich ausspie, schwanden mir die Sinne von Neuem. In einem Fiebertraum, der mich zwischen Tod und Leben schwebend erhielt, sah ich den blassen Bruder öfters, wie er in der Kirche herumging und mit dem weiten Aermel seiner Kutte die Bilder der Heiligen auslöschte; dann leuchtete er hin und auf dem matten, schwärzlichen Grunde zeigten sich nun scheußliche, eckelhafte Fratzen, die Menge aber kam und knieete andächtig nieder und sah die entsetzliche Verwandlung nicht. Schuldlos lächelnde Knabengesichter, blühende Mädchenköpfe blickten vom Chor hernieder; vor dem Allerheiligsten stand jedoch der fürchterliche Blasse und sang schamlos wahnsinnige Lieder in andächtigen Tönen ab. — Eine dreimonatliche Krankheit hielt mich am Lager fest, in den fürchterlichsten Krämpfen drohten meine entzündeten Sinne unterzugehen; als endlich die aufstrebende Natur siegte, die Krisis vorüberging, lag ich auch eine kalte Leiche da, mit einem Herzen, das nichts mehr bewundern, nichts mehr lieben konnte. Mein Auge war entsiegelt; was Tausende von Menschen in ihrer Blindheit fesselte, hatte auf mich seine Macht ewig verloren; ich sah das höhnende Gerippe durch die bunten Fetzen durch, mit denen die schmeichelnden Sinne, der Wahnsinn und die Thorheit es umkleiden. Als ich genesen, führte der bleiche Bruder mich nun immer weiter auf die eisige Höhe der Erkenntniß, ich sog von seinen Lippen den schneidenden Spott, die kalte Verachtung, den schlafmüden, gähnenden Ueberdruß mit Begierde ein, ich verachtete die schwachen Seelen, welche dem Wurme gleich sich krümmten unter den Tritten eines tyrannischen Geschicks; mich mochte sein plumper, eiserner Fuß zertreten, was lag daran? wußte ich doch, daß ich dann auf ewig dem Nichts wieder dahingegeben war, aus dem ich wider meinen Willen zu Qualen hervorgerufen worden. Ich konnte in meiner Ueberzeugung

mich nicht einmal zu dem Glauben meines Lehrers zwingen, als beherrsche den Menschen ein böses tückisches Wesen; wie möchte ein solches Freude daran haben, mit einem Geschöpfe zu spielen, das wie ein läppisches Uhrwerk, sich selbst überlassen, zeitig genug an seiner eigenen Erbärmlichkeit sich aufrieb und vernichtete. Die Thräne der glühendsten Andacht, ist sie mehr als das Werk eines durch Sinnlichkeit und Eitelkeit gekitzelten Nervs, ist sie etwas edleres, als das Lächeln auf der Lippe eines Wollusttrunkenen?

Ueber den Papyrus der Alten.

In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 2ten Juli las Dureau de la Malle die Resultate seiner Untersuchungen über den egyptischen, sicilianischen und italienischen Papyrus vor. Der nächste Zweck der Abhandlung ist, die sieben Kapitel des achten Buchs des Plinius zu erklären, und wir theilen das Interessanteste daraus mit.

Dureau de la Malle beweist gegen die lange angenommene Meinung, daß die Papyruspflanze in sehr *vielen Ländern* wächst; er selbst hat sie in Italien, am *Trasimenischen* See gefunden. Radel hat sie bei Ostia gesehen, Strabo versichert, sie komme in Indien vor, Plinius in Chaldäa, Aeschylus in Nubien und Abyssinien, und das Zeugniß des tragischen Dichters wird von Bruce bestätigt. Der Papyrus, den man gegenwärtig im Pariser Pflanzengarten zieht, kommt aus Sicilien; die nach Frankreich gebrachten jungen Pflanzen sind aus der Nähe der Quelle Arethusa genommen. Man wußte längst aus Plinius, Theophrast und andern Schriftstellern des Alterthums, daß man in Egypten die Wurzeln des Papyrus als Brennholz benützte und auch gewisse Geräthe daraus verfertigte; man wußte, daß der Stengel einen Nahrungsstoff lieferte, daß er zum Bau größerer oder *kleinerer* Nachen, vorzüglich aber zur Bereitung des Papiers diente. Was die leztere Anwendung betrifft, so hatte man früher ganz unrichtige Begriffe von der Sache, weil man nicht wußte, daß zwischen den Pflanzen mit zwei Saamenlappen (Dicotyledonen) und denen mit Einem (Monocotyledonen), also zwischen den zwei natürlichen Hauptgruppen, in welche die sichtbar blühenden Gewächse zerfallen, auch in Beziehung auf die Struktur des Stengels ein bedeutender Unterschied stattfindet. Man bildete sich ein, der Stengel des Papyrus bestehe, wie bei unsern meisten Gewächsen, aus concentrischen Schichten, er habe einen Bast und dieser sey es eben, der verarbeitet und im noch feuchten Zustande dünn ausgebreitet, die Blätter geliefert habe, auf welche man, wenn sie trocken waren, schreiben konnte. Dem ist aber keineswegs so. Der Papyrus ist eine monocotyledonische Pflanze und hat demnach weder Jahrringe, noch Bast. Die Stengel, deren Substanz aus einem faserigen Mark besteht, wurden mit einem feinen Messer in dünne Blätter zerschnitten. Die Blätter wurden nun so nebeneinander gelegt, daß der Rand des einen etwas über den des andern wegging, und der gummiartige Saft, mit dem sie imprägnirt waren, klebte sie fest zusammen. Das einzige Blatt, das man auf diese Weise erhielt, hieß in diesem Zustande Scheda; man beschnitt es an den Rändern, brachte es unter die Presse und ließ es sodann an der Sonne trocknen. Nun wurden zwei solcher Blätter oder Bogen aufeinander geklebt, und zwar so, daß die einzelnen länglichten Blätter des Stengels, aus denen sie bestanden, sich kreuzten; der Bogen wurde von Neuem der Presse unterworfen und hieß nun Plagula. Jezt wurde er geschlagen, gefalzt und dann geleimt; man nahm dazu Mehl oder Brodkrume mit einem Zusatz von Essig. Der Bogen wurde nun zum zweitenmal geschlagen und mit Elfenbein geglättet. Endlich fügte man so viele Bogen, als zu einer Schrift gehörten, selten mehr als zwanzig, zusammen.

Dureau de la Malle legte ein Stück von antikem Papyrus vor, an welchem die Fabrikationsweise, wie wir sie eben beschrieben haben, sehr deutlich zu erkennen war. Dieses Fragment gehört einer Handschrift der Turiner Sammlung an, welches ein authentisches Datum führt, und wir wissen darnach, daß dieses Stück Papyrus vor 3654 Jahren beschrieben worden ist. Dureau de la Malle meint, Allem nach sey die Schrift, welche in Egypten achtzehnhundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung allgemein verbreitet war, aus diesem Lande nach Griechenland bereits im zehnten oder wenigstens im neunten Jahrhundert vor Christus übergegangen, während nach der allgemein verbreiteten Ansicht dieß erst im sechsten Jahrhundert geschehen wäre. Ist dieß wahr, so wären wohl sehr viele Geschichten aus dem hohen Alterthum, von denen wir jezt voraussetzen, daß sie durch das Wandern von Mund zu Mund in einer langen Reihe von Geschlechtern sehr entstellt worden sind, der Quelle weit näher, weil man dann annehmen dürfte und müßte, daß sie nicht durch mündliche Tradition, sondern wirklich durch Schrift aufbehalten worden sind.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Die Unterhaltungsliteratur.

Von der Bühne und der Tagesliteratur darf man jezt aus Paris keine wichtige Neuigkeit erwarten. Kaum hatte die Cholera zu wüthen aufgehört, so begann der Aufstand in der Vendee, ohne anderer, bald erstickten Aufstände in den Provinzen zu erwähnen, und bald darauf brach der kurze, aber furchtbare Aufruhr in Paris aus; wahrlich, es ist zu ver-

wundern, daß nicht Künste und Wissenschaft ganz stillestehen. Zum Glück ist in Paris Liebe zur Kunst und zur Literatur ein Bedürfniß der gebildeten Stände; troz aller großen Widerwärtigkeiten hängt man dieser Neigung nach, und wenn auch nicht so viel geschiehe, als sonst, so bleiben doch die Musen nicht unthätig. Die periodische Literatur hat stark von den politischen Stürmen gelitten; kaum haben sich zwei bis drei der ältern Zeitschriften aufrecht gehalten. Die Revue de Paris hat ihre kurze, glänzende Periode schon überlebt; jedoch liefern noch einige ausgezeichnete Schriftsteller Aufsäze darin. Sie hat eine ähnliche Zeitschrift, die Revue des deux mondes, zur Nebenbuhlerin, die einige Jahre lang im Verborgenen umhergeschlichen, aber dann in geschicktere Hände gerathen ist und sich nun eines größern Publikums zu erfreuen hat. Die Revue de Paris hat ihr die Bahn vorgezeichnet und dieser folgt sie getreu. Das Verdienst, die Revue de Paris eine Zeitlang zum Range der gelesensten Zeitschrift erhoben zu haben, gebührt sonderbarerweise demselben Manne, der jezt die Oper mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit aufrecht hält, nämlich dem Arzte Véron. Wahrlich, wenn man die gesammte ärztliche Zunft zusammenberüfe, würde man schwerlich einen zweiten Doktor darunter finden, welcher wie Véron die doppelte Aufgabe, eine große Oper und eine literarische Zeitschrift in Aufnahme zu bringen, glücklich löste. So lange Véron die Leitung der Revue de Paris hatte, war sie blühend; jezt aber, da ihm der Opernscepter nicht erlaubt, sich mit Zeitschriften abzugeben und er also von der Revue de Paris seine Hand hat abziehen müssen, verliert sie auch ihr Ansehen. Wie nun die Revue de Paris von einem Arzte geleitet wurde, so wurde das Journal de modes schon seit zwanzig Jahren sehr gut und zweckmäßig von einem ehemaligen Theatinermönche, Namens La Mesangère, redigirt, der dieses Journal zu einem wahren Orakel für die Modeherrn und noch mehr für die Modedamen erhoben hatte. Dieser La Mesangère war ein gebildeter, verständiger und kunstliebender Mann, der sich stets in seinem Fache hielt und alles der Mode Fremde aus seinem Journale ausschloß. Er war auch Verfasser mehrerer Werke, unter andern eines Wörterbuchs der französischen Sprüchwörter, worin sich viele Nachrichten und Aufschlüsse über alte Gebräuche und Sitten Frankreichs finden. La Mesangère ist aber im vorigen Jahre gestorben und man sieht es seinem Journale an, daß er nicht mehr an der Spize steht; die Moden werden aber nach wie vor genau darin angegeben, und das mag für manche Abonnenten die Hauptsache seyn. Noch vor La Mesangèees Tode war ein anderes Modejournal entstanden, das sich noch eleganter ankündigte als jenes, und schlechtweg La mode hieß. Es war aber nicht so klug als das ältere und verstieg sich in die Politik, nahm noch dazu Parthei für die Karlisten, sollte also wahrscheinlich ein Tröstungsblatt für die Damen des alten Bourbonschen Hofes seyn, und hat daher schon einigemal Händel mit dem Polizeigerichte bekommen. Sehr schön ausgestattete Zeitschriften sind la Carricature und l'Artiste, mit literarischen Aufsäzen und lithographirten Blättern. La Carricature hat es, ihrem Namen zufolge, mit Karrikaturen zu thun, gibt Spottzeichnungen über politische Männer und Begebenheiten und wird daher oft vom Procureur du Roi vor das Polizeitribunal gefordert. Karrikaturblättern schadet dieses nicht; im Gegentheil, durch die Verfolgung werden sie erst recht bekannt, wie dies immer bei verfolgten Schriften und Kunstgegenständen der Fall ist, und haben daher großen Absaz. Der Artiste gibt ziemlich hübsche Blätter von geschickten Künstlern, und hat auch die Anmaßung, in literarischer Hinsicht etwas Vorzügliches leisten zu wollen. Als Typus des Tons der heutigen französischen Literatur verdient er einige Beachtung, wiewohl das darin Vorkommende zum Theil Nachahmung und Uebersezung aus fremden Sprachen ist. Mit dem Figaro ist es aus, seitdem nach der Julirevolution die damaligen Mitarbeiter Präfekten und Bibliothekare geworden sind, zum Lohne dafür, daß sie das morsche Gebäude des Bourbonschen Thrones hatten stürzen helfen. Diejenigen, denen sie den Plaz oder die Feder überlassen haben, finden es bequemer, der Regierung zur Seite zu stehen und ihren Gegnern oder unbedeutenden Menschen einige kleine Stiche zu geben. Besser, das heißt derber, ist ein Blatt derselben Gattung, le Corsaire, der eine Fortsezung des alten Figaro werden zu wollen scheint; denn er greift muthig Alle an, welche der öffentlichen Meinung zuwiderhandeln, sie mögen nun Staatsmänner oder Privatleute seyn. Der alte Mercure de France, der schon ein halbduzendmal gestorben, aber jedesmal wieder auferstanden ist, führt ein sehr sieches Leben, und ich wüßte nicht, von wem diese Zeitschrift noch gelesen würde. Es ist auch ein Cabinet de lecture vorhanden, ein elegant gedrucktes Wochenblatt, nach dem Muster der englischen Sonnabendblätter, das ziemlich unterhaltend ist. Ein anderes ähnliches nennt sich ganz ehrlich le Voleur, und besteht in der That aus Stücken, die den andern Blättern entwendet sind. Es muß bei diesem so offen gestandenen Diebstahle doch etwas herauskommen, denn das Blatt hält sich schon seit einigen Jahren und scheint auch gelesen zu werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 162:

Vergißmeinnicht.

Homonyme.

Ein Resultat sollt ihr errathen,
  Das öfters in die Augen springt,
Und oft, gleich großen Heldenthaten,
  Nach viel Anstrengung nur gelingt;

Das Newton selbst umsonst oft suchte,
  Das oft ein schlichtes Mädchen fand;
Und über dessen Zög'rung fluchte,
  Wer gern sein Erb hätt' in der Hand.

Man sieht's, hat sich ein Strang verballet,
  Deß sich geschickt die Frau annimmt,
Man sieht es beim Kaffee, der wallet,
  Wenn drin der Zucker sanft verschwimmt.

Für Eisenbande suchen's Diebe,
  Dem Apotheker macht's oft heiß,
Der Jüngling sucht's im Arm der Liebe,
  In Todes Arm der müde Greis.

Poet und Musikus bereiten
  Es wohl durch manchen Mißton vor,
In Gliedern, die aufs Bette gleiten,
  Ist's, wenn sich ihre Kraft verlor.

Bald schaffen's euch die schönen Hände,
  Bald schafft es wohl der Wiz euch an;
Einst macht es mit der Welt ein Ende
  Und ach! schon stirbt mein Räthsel dran!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 169.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 16. Juli 1832.

— Seltsame Welt,
Die wie ein altes Märchen mich gemahnt!

Spenser.

Briefe vom Mittelmeer.

Von einem Begleiter des Schweizer Reisenden Hugi.

Algier.

Am Bord des Narciß.

Erster Brief.

Seit sechs Tagen fahren wir wieder mit nicht sehr günstigem Winde auf dem mittelländischen Meer herum; in der Ungeduld zersetze ich den guten Peter Metastasio mit meinen kritischen Zähnen und kaue Zwieback mit den andern. Wie wir durch Frankreich und nach Algier kamen, beschreibe ich ein andermal. Ich wurde seit langer Zeit nicht mehr sehr überrascht; doch hier in dieser tollen neuen Welt, diesem komisch-imposanten Mischmasch von Wildheit und Civilisation, von Naturschönheit und Künstlichkeit führten mich meine Sinne wieder einmal in die Schule. Das gegenwärtige Treiben in Algier ist einzig. Der Steinhaufen Algier liegt da, ein großes Grab menschlicher Kultur mitten in den Frühlingsknospen einer wuchernden Natur. Das hastige, gierige Rennen der Ankömmlinge und das starre, gleichgültige Zusehen der Einwohner, die dröhnende Weinstube voll lärmender Soldaten gegenüber dem Sammelplatz dicker Türken, die gemächlich sitzen, rauchen und Kaffee schlürfen; starke Neger, die hingestreckt in Staub und Koth ihre neue Freiheit genießen; schmutzige, lumpige Beduinen, die die *neuen* Modemagazine beaugenscheinigen; französische *Koketten*, von Negersklavinnen begleitet, und einzelne verhüllte Schönheiten, wie Schatten verschwindend; Gerassel der Arbeitsbuden und Stille der Moscheen, Geschrei und Rufen Drängen, Stoßen in den engen fünf bis sechs Schuh breiten Straßen, Offiziere zu Pferd und beladene Esel, Lärm von zwanzig verschiedenen Zungen — wer kann ein gedrängtes Bild dieser neuen Carthago entwerfen? Nirgends Erholung, fort aus dem Häuserruin und dem Moderdust, hinaus in die freie Gottesnatur! Aber auch hier — Straßenbau. Spitäler, Waffenplätze, Kasernen, aus dem Schutt der tausend und aber tausend Mausoleen erbaut, die viele hundert Morgen Landes bedeckend, das lebendige Grab der Stadt umschlangen. Endlich, auf den fernen Hügeln, in Caktuswäldern und unter Palmen ohne Schatten, über dem Blumenboden, den Sumpf und Bach entlang, am Meeresstrand — welch tiefe Todtenstille der verlassenen Natur! aber Luft, Freiheit!

Ich soll ordentlich schreiben, vorne anfangen und hinten aufhören, treu und ganz malen, die einzelnen Glieder in einen Körper zusammenfügen? Wer das Alles verstünde! ist doch Algier selber nur ein großer, zerstückter Rumpf, der erst Zusammenhang und Bedeutung erwartet. So will ich denn wenigstens anfangen, und zwar bei den Häusern; sind sie doch die ältesten Gegenstände der Kunst, die ich hier gesehen, und ihre Bauart, meiner Meinung nach, antik.

Die Leute sind hier ganz, recht eigentlich zu Hause; keine Fenster, nur Luftlöcher sehen in die engen, schmuzi-

gen Gäßchen hinaus und das Licht kömmt von oben herein; unten zu ebener Erde sind die gewöhnlichen Gewölbe, über diesen, mehr oder weniger hoch, befindet sich der viereckige große Saal, das eigentliche Besuch-, Spiel-, Eß-, Arbeitszimmer der Familie, kurz die Wohnstube am Tage; um den Saal läuft ein Säulengang, eine Gallerie tragend; vom Säulengang und der Gallerie aus führen mehrere Thüren in finstere Kammern, für Küche, Vorrath, Schlafstätten, die durch oben besagte Luftlöcher mit dem Gassendämmerlicht in Verbindung stehen. Ueber der Gallerie und den an sie stoßenden Kammern, also über dem zweiten Boden des Hauses, befindet sich die Terrasse als Dach, welche jedoch in ihrer Mitte ein dem großen Saale entsprechendes, fast gleich großes Viereck offen läßt, durch welches Sonne, Mond und Sterne, aber kein neugieriges Menschenauge in den Familienkreis hinabschauen können. Diese Oeffnung kann mit einer Art von großem Regenschirm verschlossen werden, welcher jedoch sehr häufig mangelt. Es ist ungemein wohnlich in diesen Häusern; sie sind ganz für ein heißes Land eingerichtet und die Franzosen mögen zusehen, daß ihre neuen Baupläne nicht die Bequemlichkeit der Mode opfern. Antik nenne ich diese Architektur, weil sie mir von derjenigen, die ich vor einem halben Jahr erst in Pompeji gesehen, in der Hauptsache lediglich nicht abzuweichen scheint; ja noch mehr, diese algierische Bauart hat mir über die pompejanische sehr vielen Aufschluß gegeben, und würde mich das Fach interessiren oder, um bescheiden zu seyn, würde ich mehr davon verstehen, so sollten die Leser eine tüchtige Abhandlung bekommen. Das Faktum ist in die Augen springend und einem Kenner gewiß wichtig. Ich habe die Vergleichung wahrlich nicht gesucht, nein, sie hat sich mir aufgedrungen.

Die untern Stockwerke in Pompeji, denn von den obern ist meist nur sehr weniges übrig geblieben, sind ganz nach diesem Plane gebaut: Tendenz nach Schatten, Kühlung; die kleinen fensterlosen Nebenzimmer werden alle von einem oder zwei Mittelsälen aus durch Thüröffnungen erleuchtet und müssen ihr Licht am Ende von oben erhalten haben. Mir scheint die Sache ausgemacht und ich würde schwerlich leichter von der Ansicht abzubringen seyn als Scotts Alterthümler von seinem römischen oder Piktenlager. Das Land war früher in der innigsten Berührung mit Italien und hat im Grunde die geringsten geschichtlichen Katastrophen erlitten. Diese Gedanken führen mich immer weiter, und schon behaupte ich, daß in Algier vielleicht mehr vom alten Rom zu finden sey, als im neuen Rom übrig geblieben ist. Das Leben hat hier keine Entwicklung gehabt, mumienartig hat sich die alte Zeit erhalten; denn wie Luft und Licht die glasige Lava nach und nach umändern, beleben und zum üppigsten Boden umschaffen, so verändern Handel, Kunst und Wissenschaft jedes Jahrhundert, wandeln die Formen eines Volkes um und führen es vom ersten starren, bewußtlosen Daseyn endlich zum entwickelten Genuß seiner Kräfte über; findet nun aber hier nicht das Gegentheil statt? Keine Sonne der Kultur hat diesen alten Boden zum Leben geweckt; die Zeit hat ihre Flügel wie Schutt auf ihn geworfen und das neunzehnte Jahrhundert gräbt noch an diesen Küsten moralische Antiquitäten aus, die wohl äußerlich verwittert und durch die Geschichte, wie durch Wind und Wetter, in verschiedenen Rostfarben angelaufen sind, aber innerlich noch den feuchten Kern ihrer Entstehung zeigen. Moralische Antiquitäten sind Reste antiker Lebensformen, und bei uns würde mich jeder Schulknabe verstehen, wenn ich ihm z. B. sagte, die kleinen Kantone in der Schweiz seyen moralische Antiquitäten des Mittelalters. Freilich im Ganzen mögen Genserich, Muhamed, die spanischen Furien und der Rost der Zeit gewaltig an der Alterthümlichkeit genagt haben; und was liegt am Ende an dem, was war und was seyn wird, wenn es mit dem, was ist, in keinem Verhältnisse steht? Ein Volk, Jahrhunderte lang in Barbarei und Knechtschaft versunken, hat keine Geschichte, hat kein Recht, an eine edlere Ahnenschaft sich anzuschließen, auch wenn dieselbe vorhanden war; oder mit welchem Rechte nennen sich die heutigen Römer Abkömmlinge der Deziusse und Scipionen? ihnen antwortet Cato:

Rom ist
In jenen Mauern nicht, ist überall
Wo noch der Seele eingebornes Drängen
Nach Ruhm und Freiheit keine Ketten zwängen.
In mir ist Rom und meiner Treuen Zahl!

— — Sag nicht, du seyst ein Römer,
So lang du Ketten trägst.

Metastasios Cato, Akt 2. Sc. 2.

(Die Fortsetzung folgt.)

Episoden
aus der Novelle:
die Zerrissenen.
IX.

Robert bat, etwas erzählen zu dürfen, und hob an: „Ich wohnte in Rom in einer Villa bei einem ehrlichen Pächter aus der Campagna. Der Sommer war heiß, doch an meinem Fenster, das ein dichtes Laubgewebe umspann, und wo mein Arbeitstisch stand, war es kühl, und wenn ich dichtete, pflegten die Blumen stärker zu duften. Meine Stube war klein; ein Bett, ein Tisch, auf dem ein Kruzifix stand, und eine Kopie der Schule von Athen an der Wand — dieß war alles; über der Thür hing meine Flinte und auf einem Schränkchen stand eine Broncebüste Byrons. Mein Wirth war aus Albano und seine Tochter Lucia in der That ein schönes Mädchen; ihr Antlitz, ihren Hals umspann jenes süße, geheimnißvolle Blaßgelb, das die

italienischen Mädchen der Nacht ähnlicher macht, als dem Tage; nur ihre Lippen waren vom lebhaftesten Roth, die Augen schwarz, die Wimper lang. Die Haare trug sie mit einem Knoten hinaufgezogen, so daß der Contour des kleinen Ohrs sich klar darstellte. Nie sah ich sie lächeln, wenig sprechen, ihr Gang war langsam, aber fast männlich fest. Sie kam östers in meine Stube, und wir redeten mit einander von den Heiligen und Märtyrern; als ich aber einmal von Liebe sprach und ihre Schulter küßte, blieb sie weg und schickte ihren kleinen Bruder, wenn ich etwas nöthig hatte. „Wo ist Lucia?“ fragte ich diesen eines Morgens; „warum kommt sie nicht? hat der Vater es ihr verboten?“ — „Nein,“ sagte Matteo, „der Vater verbietet der Lucia nichts.“ — „Warum kommt sie nicht?“ — „Weiß nicht, Signor Roberto.“ — „Liebt Deine Schwester?“ — „Ja, mich und den Vater.“ — „Sonst Niemand?“ — „Und die Heiligen.“ — „Sonst Keinen?“ — „Nein!“ — „Hat sie einen Bräutigam?“ Matteo sah mich mit großen offenen Augen an und sagte: „Ich glaub' es nicht; die heilige Mutter zu St. Marco weiß am besten, wenn die Mädchen sich einen Buben ins Herz schließen; Lucia ist noch nie in St. Marco gewesen.“ Er ging und ließ mich allein. Ein Unmuth befiel mein Herz, ich war zu stolz, um mir zu gestehen, daß ich Lucia liebe, und doch kränkte mich ihre übermüthige Kälte; ich suchte sie zu vergessen, allein in meinen Liedern lebte das braune, wunderliche Mädchen wieder auf. Freunde aus Rom kamen, ich gab mich ihnen hin, sie sollten mich zerstreuen; doch auch sie sprachen von Lucia und ihrer Schönheit. Jetzt schloß ich mich ein und wählte die Sehnsucht zu meiner Gesellschafterin. Schlaflos brachte ich die kurzen italienischen Nächte auf dem Lager zu; ach, es stieß dicht an Lucias Bette, nur durch eine Wand geschieden. Ich schrieb Briefe, schenkte Heiligenbilder und gab Matteo mündliche Aufträge, die er richtig besorgte; Lucia nahm nichts, beantwortete nichts, sie that, als wenn ich nicht auf der Welt wäre. Ich durchlief alle Künste der wagenden Liebespolitik, ich erprobte sie alle und sah jeden Pfeil abgleiten, machtlos zu Boden sinken. Wahrlich, Lucia ist kein Mädchen, hinter diesen braungelben Wangen fließt kein Blut; sie ist dem Belvedere entsprungen, ein kalter, griechischer, marmorner Traum, eine lebendig gewordene Demeter, die ihre herbe Keuschheit unter dem Leib einer achtzehnjährigen Albaneserin verbirgt.

Auf seiner Wanderung ins Gebirgskloster von St. Giovanni pflegte ein korpulenter Baarfüßer mich zu besuchen, ein Falstaff unter den Mönchen, eine Figur voll guter Laune und behaglicher Unwissenheit. An seinem fleischigen, rothen Hals hing ein grotesker Rosenkranz, und an diesem zahllose Bündelchen, Abbildungen heiliger Leute und ihrer Geschichten. Fra Bartholo handelte mit diesen und hatte mir mit heiserer, erstickter Stimme alle jene schaurigen Legenden erzählt, welche Lucie aus meinem Munde wiedererfuhr. Jetzt kam er, ließ sich keuchend nieder, und auf seine Fragen mußte ich ihm nun begreiflich machen, daß ich verliebt sey. Er sah mich an, zog ein sehr ernstes Gesicht, brachte die Augenbraunen dem struppigen Haarkranze fast nahe, schlüpfte mit dem Kinn in die Kutte hinein, hob sich dann langsam und gravitätisch, so weit es der rothe, dicke Hals erlaubte, und sagte — nichts. Wir saßen lange Zeit stumm bei einander und tranken eine Flasche Orvieto leer; dann ging er ins Gebirge, indem er versprach, nach zwei Tagen wiederzukommen, um mir seinen Rath zu ertheilen. Er kam auch wirklich, und sein Rath war eben so neu, als seltsam. „Don Roberto,“ sagte er, „geht auf Euer Lager, stellt Euch an, als wäret Ihr krank, lasset der Lucia sagen, die heilige Therese sey Euch im Traume erschienen und habe Euch angedeutet, daß Euer Tod nahe sey, wenn Ihr nicht drei Oliven auf einer Schaale von der Hand der Signora Lucia erhieltet.“ — „Bruder Bartholo,“ rief ich, „Ihr habt die Absicht, ein lustiger Vogel zu werden; so sagt denn, wozu sollen mir die drei Oliven nützen?“ — Bartholo lächelte in den Bart. „Die nicht,“ rief er, „die nützen Dir nichts, Söhnchen; sie sind nur da, um Lucien zu bewegen, Dich zu sehen. Bedenke nun aber, welchen Eindruck das auf ihr Herz machen wird, wenn sie Dich, den sie bis jetzt stark und vielleicht nur zu übermüthig gesehen hat, nun schwach und ihrer Hülfe bedürftig erblickt; o, Bruder Bartholo kennt auch das Herz der Weiber.“ Er suchte jetzt in seinem Bettelsack und zog ein Büchelchen hervor, das er aufschlug und mir hinhielt. Es war das alte Testament und die bezeichnete Stelle beschrieb die List, die Amnon, der Sohn Davids, ausübte, um seine Stiefschwester Thamar zu gewinnen. Ich umarmte meinen dicken Freund. „Nicht wahr,“ rief er mit schalkhaft blinzelnden Augen zu mir hinauf, „nicht wahr, Söhnchen, Du bist eben so schön und listig als Amnon, und Lucia ist ein Mädchen wie Thamar?“ Er [illegible] drei Feigen hervor und sagte: „So viel Zechinen gibst Du Deinem guten Bruder, wenn er wahr geredet.“ Er ging und ich brachte eine unruhige Nacht zu, in der ich die heilige Therese zu erblicken glaubte, wie sie ihre Hand auf meine heiße Stirne legte, so daß augenblicklich ein böses Fieber in mir aufkochte. Ich sah mich im Geiste todtkrank auf dem Lager, die Thüre öffnete sich und Lucia schwankte herein; die Sonne brannte hinter den niedergelassenen Vorhängen; eine dumpfe, heiße, sehnsüchtig süße Stille herrschte im Gemach. Das erschreckte Mädchen zitterte vor der Gluth, die meine halbgeöffneten, fieberhaften Lippen athmeten. Kaum vermag es ihre Hand, mir die Oliven zu reichen; ihr Arm bebt, ich komme ihr zu Hülfe und meine Berührung jagt die

wahnsinnige Gluth des Fiebers auch in ihre Adern. Sie sieht mir ins Auge und die rührendste Bitte klagt in dem halbgebrochenen Strahl; es ist die Seele selbst, die für den armen Körper fleht. Ist es möglich, da zu widerstehen? wer kann dies süße Auge, diese weichen Lippen erkalten sehen zum Tode, da ein Kuß sie retten kann, ein einziger Kuß! Sie beugt sich nieder, Lippe wurzelt auf Lippe — Arme Lucia!

Den Morgen darauf lag ich wirklich im Fieber. Eine Nacht voll trunkener Träume hatte mich zum Katholiken gemacht; ein wilder, phantastischer Himmel brannte in meinem Gehirn, ich glaubte an jedes Wunder, Lucia war mir eine Heilige, von ihren Lippen erwartete ich Genesung. Durch Matteo erfuhr sie meinen angeblichen Traum, und das andächtige Mädchen glaubte an ihn und versprach zu kommen. Sie kam. —

Robert blickte mit einem dunkeln, bedeutsamen Blick hinauf. „Meine Erzählung ist aus," rief er dann kurz und schnell. „Ja wohl," sagte der Abt mit Lächeln; „nur die drei Zecchinen fehlen, die Fra Bartholo bekam." — „Dergleichen Geschichten," sagte Massiello, „will ich mir einmal nur von meinem Freunde Boccaz vorerzählen lassen; in ihm allein herrscht eine gesunde Sinnlichkeit, überall anderswo mischt sich etwas Krankhaftes bei.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Die literarischen Zeitschriften.

Barthélemys wöchentliche politische Satiren unter dem Titel Nemesis haben einigen, oder vielleicht nur einem Ungenannten den Gedanken eingegeben, solche periodischen Dichtungen in entgegengeseztem Sinne unter dem sonderbaren Titel Némésis constitutionelle zu schreiben. Ich habe bisher nur den ersten Versuch gesehen; es ist ein schön gedruckter Bogen in Quartformat; die Dichtung beginnt mit dem Lobe Barthélemys; wahrscheinlich ist dieses Lob ein Aushängeschild, hinter welchem man hernach den armen Dichter desto gemächlicher aufzuopfern gedenkt. Uebrigens ist es ein schlechter Einfall, eine ministerielle Nemesis schreiben zu wollen, weil Barthélemy mit seinem Talent ein Jahr lang eine antiministerielle mit vielem Beifall geschrieben hat, und auch diese, hätte er sie länger fortgesezt, würde vielleicht keinen Fortgang mehr gehabt haben; denn ein Dichter kann unmöglich stets begeistert seyn, wenn er regelmäßig jede Woche seinen Pegasus besteigen muß. Von den ernstern Zeitschriften hat sich außer dem Journal des Savans, das zum Theil auf Kosten der Regierung herausgegeben wird und also auch ohne große Theilnahme von Seiten des abonnirenden Publikums bestehen kann, obschon es wegen seiner gelehrten und gründlichen Aufsäze dieser Theilnahme vollkommen würdig ist, nur noch die Revue encyclopédique erhalten; seitdem sie aber aus Julliens Händen in die des Herrn Carnot, Sohn des ehemaligen Ministers, gerathen ist, hat sie eine etwas andere Richtung genommen. Carnot hatte seinen Vater nach Deutschland begleitet, und kam erst nach dessen zu Magdeburg erfolgten Tode nach Frankreich zurück. Er hat sich in Deutschland mit unserer Literatur vertraut gemacht. Diese wird daher jezt auch in der Revue encyclopédique besonders beachtet. So lange die St. Simonisten eine blos staatswirthschaftliche Gesellschaft ausmachten, hat sich Carnot zu denselben bekannt und, wie man sagt, einen Theil seines Vermögens für dieselben aufgeopfert. Als sie aber kirchliche Formen annahmen und eine Hierarchie stiften wollten, auch in Hinsicht der Heirathen sonderbare und dunkel ausgedrückte Grundsäze aufstellten, trennte sich Carnot, wie manche Andere, von denselben. Er und P. Roux, der auch zu den St. Simonisten gehörte, unternahmen nun die Fortsezung der Revue encyclopédique, in der jezt mancher Anklang an die frühern Lehren des Simonismus anzutreffen ist. Auch die neuere ästhetische Schule Frankreichs spricht sich hier aus, und die jüngern und kühnern Schriftsteller, welche eine neue Bahn zu brechen suchen, werden hier besonders aufgemuntert. Seitdem der Globe nicht mehr vorhanden ist, vertritt die Revue encyclopédique in dieser Hinsicht dessen Stelle; sie hat sich zur Beschüzerin der neuen Schule aufgeworfen. Das Bulletin scientifique des Baron von Férussac ist ausgestorben, nachdem es sich acht Jahre lang gehalten hatte; es ist Schade, daß dieses Unternehmen aufhört, denn eine, die wissenschaftlichen Leistungen des In- und Auslandes pünktlich bekanntmachende Zeitschrift ist ein wahres Bedürfniß für die Gelehrten, und es steht zu befürchten, daß sobald kein ähnliches Unternehmen entstehen wird; wenn das Bulletin scientifique bei den vielen Aufmunterungen und Unterstüzungen, die es in Frankreich sowohl, als im Auslande erhalten hat, nicht hat bestehen können, wie darf sich ein anderer Unternehmer mit der Hoffnung schmeicheln, mehr Glück zu haben? Nur im tiefsten Frieden, wenn die Gemüther sich wieder ernstlich mit Wissenschaft abgeben, könnte so etwas gelingen, aber in jezigen Zeiten nicht. Es erscheint noch eine andere periodische Zeitschrift, la France littéraire; sie ist aber erst im Entstehen und wird schwerlich emporkommen; auch sieht man den Zweck derselben nicht klar ein.

Die akademischen Sizungen haben ebenfalls unter dem Drucke der Zeitumstände gelitten. Die jährliche öffentliche Sizung der vier Akademien des königl. Institut de France, welche am Namenstage des Königs statthaben soll, wurde dieses Jahr nicht gehalten, weil die Cholera eben erst aufgehört hatte zu wüthen, und das Fest des Königs deshalb gar nicht gefeiert wurde. Eben so ist die jährliche Sizung der Akademie der Wissenschaften auf künftigen Winter aufgeschoben worden, weil ihr derjenige fehlt, der sonst darin mit so vielem Talente das Wort führte, nämlich ihr Generalsekretär Cuvier. Wie wußte er stets die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu fesseln, wenn er so geistreich das Leben der verstorbenen Akademiker erzählte! Wer wird jezt sein eigenes Leben erzählen? Es wird schwer halten, einen solchen Universalkopf in der Akademie zu ersezen, besonders in der Eigenschaft als Generalsekretär, welche Stelle nicht allein erfordert, daß man die Wissenschaften von einem hohen Standpunkte aus betrachtet, sondern wobei auch Beredtsamkeit unerläßliche Bedingung ist, und zwar eine Beredtsamkeit, welche auch den Nichtgelehrten die vorzutragenden Materien faßlich und klar macht. In dieser Kunst war Cuvier Meister. Dabei wußte er eine Art von sanfter Heiterkeit, die in seinem Charakter lag, über seinen Vortrag zu verbreiten, wie einst Fontenelle, dessen später Nachfolger er war und dessen Eloges als Muster biographischer Notizen dastehen, wie sie in einer öffentlichen Pariser Versammlung vorgetragen werden müssen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 170.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 17. Juli 1832.

Nicht ein Alltagsvogel ist er, wie ihr stets sie sehen könnt.

Aristophanes.
Die Vögel.

Zur Naturgeschichte der Vögel.

Die Vögel sind die liebenswürdigste, die poetische Thierklasse. Ohne sie hätte die Poesie eine ganze Note weniger auf ihrem magischen Klavier, und das muntere Leben in ihren kleinen Republiken, das so manchen Gleichungspunkt mit dem Treiben der Menschen darbietet, macht sie zu den Lieblingen des Naturfreundes, dem das rein Wissenschaftliche ferner liegt. Wir haben daher, auf die Theilnahme der Leser rechnend, schon öfters, nach achtungswürdigen Beobachtern, Manches über das Leben und die Sitten der Vögel mitgetheilt, und wir fahren fort, solche kleine Züge zu sammeln.

* * *

Der ostindische Kernbeisser. — Man könnte in Versuchung gerathen, die Geschichte des bengalischen Kernbeissers für fabelhaft zu halten, für eine Ausgeburt der glühenden morgenländischen Einbildungskraft, welche uns von der Liebe zwischen der Nachtigall und der Rose erzählt, wenn sie nicht durch langjährige Beobachtung mehrerer Europäer bestätigt würde. Dieser Vogel, der in Indien ziemlich häufig vorkommt, lernt seinem Herrn apportiren, gleich dem bestdressirten Hund. Er sezt sich ihm auf seinen Befehl auf den Finger, und auf den leisesten Wink stürzt er sich einem Ringe nach, den man in einen Brunnen wirft, und fängt das Kleinod auf, ehe es in das Wasser fällt. Er ist ein Liebesbote, troz den besten Brieftauben der Alten, er lernt ein Billet aus einem Hause in das andere tragen, er raubt den jungen Indianerinnen ihren Ticas, das dünne Goldblättchen, das sie zwischen den Augbraunen tragen, wie gegenwärtig unsere Frauenzimmer auf der Stirne, und trägt den Raub den Liebhabern zu, welche die Vögel zu diesem Kunststück abrichten.

Noch wunderbarer, als die Künste, welche ihm der Mensch beibringt, ist aber der Instinkt dieses Thiers. Aus ein Paar Grashalmen webt er ein Nest in Form einer Flasche, die aussieht, als wäre es aus Wollenzeug; er befestigt es an den höchsten Zweigen des indischen Feigenbaums oder der Palme, über einer Quelle oder einem murmelnden Bach, und zwar so, daß es von den Winden gewiegt wird, und die Oeffnung nach unten, um seine Brut vor Raubvögeln zu sichern. Dieses Nest, das aus zwei bis drei gesonderten Kammern besteht, beleuchtet er Nachts mit einem Leuchtwurme, und zu diesem Zweck fängt er das Insekt lebendig und klebt es mit ein wenig feuchter, fetter Erde an die Wand seines kleinen Pallastes. Schade, daß Büffon dieß nicht gewußt hat. Man wird solche Industrie an einem Vogel vielleicht etwas gar zu wunderbar finden; indessen theilt ein Engländer, der in Indien lebt, Folgendes darüber mit:

„Ich wollte mich von der Wirklichkeit der Sache überzeugen und ließ daher gegen vier Uhr Nachmittags den

Vogel, der eben ausgeflogen war, durch einen Bedienten verfolgen, um ihn vom Nest fern zu halten, während ich es untersuchte. Ich öffnete den Deckel und sah, daß ein Leuchtwurm innen mittelst der feuchten Erde, welche die Indier Morum nennen, angeklebt war. Ich schloß das Nest, brachte es wieder an Ort und Stelle und untersuchte es den folgenden Abend wieder; da fand ich einen neuen, kleinern Wurm mit neuer Erde neben die Stelle geklebt, wo der andere befestigt gewesen war. Ich habe mich noch in drei weitern Fällen vom Faktum überzeugt; in zwei Nestern sah ich die kleine lebendige Nachtlampe ganz auf die beschriebene Weise befestigt; im dritten war die feuchte Erde bereits gerüstet, aber das Insekt hing noch nicht daran." Der Beobachter hält es nicht für wahrscheinlich, daß der Leuchtwurm auf diese Weise als Mundvorrath aufgehoben werden sollte, weil der Vogel bei Nacht nicht frißt und sein Futter vorzugsweise gerne im Sonnenschein sucht. Daß das Nest in verschiedene Gemächer getheilt ist, leidet nach ihm keinen Zweifel; sie scheinen indessen nicht für Junge von verschiedener Brut bestimmt; denn das Gewebe des Nestes ist durchaus gleichfarbig und offenbar auf einmal und aus Einem Stücke verfertigt.

Der Waldspecht. — Der Waldspecht, auch der Specht mit dem Elfenbeinschnabel genannt, ist der König der gefiederten Zimmerer. Er durchbohrt, um Futter zu suchen, die Rinde der härtesten Bäume und baut sein rundes Nest in den Splint. In den Ebenen von Carolina wählt er zu seiner Niederlassung die mächtige Sumpfcypresse. Männchen und Weibchen machen sich wechselsweise an die Arbeit und höhlen im Baum ein Loch aus, zwei bis fünf Fuß tief und spiralförmig, damit der Wind nicht hineindringen kann. Der Schotte Wilson, der erste Ornitholog in den Vereinigten Staaten, hat interessante Beobachtungen über die Sitten des Vogels bekannt gemacht, wovon wir Einiges mittheilen.

Im nördlichen Carolina, erzählt Wilson, fand ich den Vogel zum erstenmal, etwa zwölf Meilen nördlich von Wilmington. Ich schoß auf ihn und verwundete ihn leicht am Flügel. Als ich mich näherte, um ihn zu greifen, stieß er ein höchst klägliches, durchdringendes, anhaltendes Geschrei aus, das täuschend dem heftigen Schreien eines Säuglings glich; mein Pferd scheute davor und hätte mich beinahe abgeworfen. Dieses Geschrei, das ordentlich in den Ohren wehthat, zog, als ich durch die Straßen von Wilmington ritt, Aller Blicke auf mich; die Weiber besonders liefen an Fenster und Thüren und sahen mich mit scheuen, staunenden Blicken an. Ich zog ruhig meines Wegs; kaum hielt ich am Thore des Gasthofes, wo ich absteigen wollte, so kamen der Hausherr und noch eine Menge Leute auf das Geschrei neugierig herbeigelaufen. Aber alsbald malte sich Unruhe auf allen Gesichtern, als ich fragte, ob man mich beherbergen und mir alles Erforderliche für mich und mein Kleines schaffen könne. Der Wirth machte ein entsetzlich dummes Gesicht, die andern warfen zweideutige Blicke auf mich.

Ich belustigte mich ein Paar Minuten lang an der Unruhe der guten Leute; dann machte ich meinen Korb auf und holte meinen Waldspecht hervor, worauf ein allgemeines Gelächter erscholl. Ich ging in das Zimmer, das man mir angewiesen, und sperrte den Vogel hinein, worauf ich nach meinem Pferd sah. Ich kam nach nicht ganz einer Stunde wieder, und kaum öffnete ich die Thüre, so stieß mein Gefangener das alte klägliche Geschrei aus, dießmal, wie es schien, aus Verdruß darüber, daß er über seinen Versuchen zur Flucht ertappt worden war. Er war am Fenster bis zur Decke hinauf geklettert und hatte angefangen, ein Loch in die Wand zu bohren. Bereits lagen große Stücke Gips, die er abgelöst, auf dem Boden; ungefähr sechzehn Quadratzolle vom Fachwerk der Wand lagen blos, und ein Loch, so groß, daß man mit der Faust hinein konnte, war bereits tief in den Balken gebohrt. Der Vogel hätte kaum noch eine Stunde gebraucht, um vollends hinauszubrechen. Ich band ihm nun einen Strick um den Fuß und den Strick an einen Tisch, und da ich ihn lebendig behalten wollte, sah ich mich nach einem passenden Futter für ihn um. Kaum war ich auf der Treppe, so hörte ich, wie er sich wieder an die Arbeit machte, und als ich wieder kam, fand ich, daß er seinen Zorn am Mahagonitisch, an dem er angebunden war, ausgelassen und denselben sehr verdorben hatte. Während ich ihn zeichnete, biß er mich zu wiederholtenmalen sehr stark und verrieth überhaupt so viel Kühnheit, solch unzähmbaren Muth, daß ich mehr als einmal in Versuchung gerieth, ihn in seine heimischen Forste zu entlassen. Ich konnte ihn durch nichts vermögen, das geringste Futter zu sich zu nehmen, und er starb nach drei Tagen. Die Indier schätzen Kopf und Schnabel des Waldspechts sehr hoch; sie tragen dieselben als Talisman und als Zierrath, und die weiter nordwärts wohnenden Stämme kaufen sie von ihnen zu sehr bedeutenden Preisen.

Briefe vom Mittelmeer.

Von einem Begleiter des Schweizer Reisenden Hugi.

(Fortsetzung.)

Von heut an beginnt Algier seine Geschichte, wenn diese französische Expedition anders kein Possenspiel ist. Diese Gründung eines neuen Reichs, die ersten Fußstapfen einer angehenden Civilisation, die Urbarmachung der versunkenen menschlichen Kräfte, der Uebergang aus dem thierischen Instinktleben in die vernünftige Geselligkeit eines Staates — was für Stoff für die Feder eines Phi-

losophen, der erhaben über das Politische, nur das rein Humane der französischen Unternehmung ins Auge faßte! Die Gründe und Absichten der französischen Regierung mögen übrigens seyn, welche sie wollen, so frägt es sich vor Allem, wird Frankreich dieses Besitzthum aufgeben oder behaupten? Die Opposition fürchtet das Erste und ermangelt nicht, der Gründe ihrer Besorgniß eine Menge anzugeben. Man begreift nicht, warum die Regierung, wenn ihr wirklich etwas an Algier gelegen ist, so wenig für dessen Erhaltung thut, und andernseits sind die ungeheuern Kosten der Expedition, die immer noch steigen werden, ein großer Stein des Anstoßes. Algier steht noch immer als ein cruder Artikel im Budget, und wenn Bona, Oran, Constantine, der Atlas nicht französisch werden, und dazu ist kaum der geringste Anfang gemacht, so hat das Haus Frankreich einen Erker angebaut, den es unterhält und nicht bewohnt. Das Zögern der Regierung stärkt und ermuthigt unterdessen den Feind, macht die Freunde durch Plackereien schwierig, die Unzufriedenen durch eigenes Einschlafen kühner, demoralisirt die Soldaten durch Unthätigkeit, erschwert durch Unsicherheit das Aufkommen von Handel und Agrikultur, den ersten Quellen des Staatslebens, und untergräbt durch Mangel an Unterstützung alle Entwürfe des Feldherrn. Ich mußte heimlich lachen, als uns der Gouverneur in der leichten soldatischen Manier eines französischen Generals sagte: „in fünf Monaten bahne ich Ihnen den Weg in den Atlas, so weit Sie wollen.“ Ich war auf dem Punkte, zu sagen, er solle doch jezt mitgehen, seine Expedition leide noch weniger Aufschub, als die unsrige. „Im Sommer mit den Franzosen nach Constantine ziehen, das heißt, im Winter in Rußland Krieg führen. Sehen Sie doch einmal Ihre Truppen an, General: mehr Leute in den Spitälern, als unter den Waffen. Die 1500 Mann, die von Toulon kommen, mögen sich höchstens in Oran verstecken können, wie Sie in Algier; und was sagen Sie zu den fortwährenden Desertionen ins Innere des Landes? Hören Sie einmal, was Ihre Tapfern von den guten und langen Flinten der Beduinen und von englischen Patronen sprechen; und dann, General, wer steht Ihnen dafür, daß man nicht die ganze Expedition morgen heimruft, oder Sie allein? Sie haben zwar Ihre Frau kommen lassen, und Sebastiani ist Ihr guter Freund; aber wenn Casimir gestorben ist, wie man sagt, so könnte Sebastiani ohnmächtig werden und Clausel könnte Lust bekommen, die vielen Ländereien, die er hier gekauft, zu besuchen. Doch abgesehen von dem Allem, ich weiß, Sie gehen doch nicht hin, Sie sind ein erfahrner Mann und werden nicht einen bloßen Streifzug unternehmen wollen, dessen Rückzug Ihnen so viel als eine verlorne Schlacht, als eine Flucht schaden würde; und mehr als einen Streifzug können Sie nicht machen, indem Sie nirgends Ihre Eroberungen besetzen können, weil Ihnen nicht weniger als dreißigtausend Mann fehlen. Ja, ein ein Streifzug wäre eine Donquixotiade.“

Napoleon war nie so groß, als in seinem Wirken in Egypten; da hat er sich als einen Staatengründer, einen Staatenerschaffer, einen Muhamed, einen Gott gezeigt. Da hoben ihn nicht die Umstände, nicht der französische Enthusiasmus; frei schwebte er über Allen, unabhängig schuf er, wie Blitze brachen die Gedanken aus seinem Kopfe und standen bald als sprechende Thaten da. Ein Napoleon sollte diese algierische Unternehmung, die mit der egyptischen so manchen Rapport hat, meisternd leiten; wie schnell würde die nördliche Küste Afrikas in den Ideenkreislauf und den Lebensverkehr Europas eingreifen! Savary sollte, meine ich, einen Funken aus jener Sonne in sich tragen, war er doch um ihn; aber wenn ihm die Hände gebunden sind und er mit Hoffnungen, statt mit Truppen gestärkt wird? — Der Mann hat wirklich schöne Eigenschaften: Einfachheit, Freigebigkeit, soldatische Strenge und Freundlichkeit, ohne Amtsgesicht und Schulternwichtigkeit, Zutrauen auf sich und seine Leute, gewandte Politik. Dies ist wenigstens meine Meinung von ihm; ob das Beispiel seines Meisters ihn leitet, ob ein Funke aus seinem Kopfe ihn regiert, ich vermuthe es, ich weiß es nicht. Seine Verbindungen im Innern des Landes sollen ausgedehnter seyn, als die seiner Vorgänger, und Furcht oder Zutrauen mehrere unabhängige Stämme ihm schon entgegengeführt haben. Aus seinen Reden ging hervor, daß er die Soldateska nicht für den alleinigen Grundpfeiler der neuen Organisation ansieht; er sprach viel und lange über Handel und Agrikultur, indem er uns für Landwirthe ansah und vom rein Wissenschaftlichen einer naturhistorischen Reise keinen rechten Begriff zu haben schien. Wir sprachen über Kolonisation und ich bemerkte, der Soldat würde mit mehr Lust und Muth fechten, wenn man ihm Ansprüche an seine Eroberungen gäbe; er fand diese Ansicht abentheuerlich. Man kam auf Politik; man durfte ihm widersprechen, der Mann war nicht grob und absprechend, doch abbrechend, aber fein. Savary steht bei seinem Heere eben nicht im Rufe eines Kriegshelden, aber in dem eines feinen Politikers. Nun geht die Sage, Constantine und Marokko machen gemeinsame Sache und werden in Kurzem zur Offensive greifen; Oran sey in der höchsten Noth. Viele Soldaten und Offiziere sind überzeugt, sie werden Frankreich nicht wiedersehen; ich hörte selbst ein Soldatenlied aus einer Kneipe schallen, wo „**Adieu pour jamais à la France**,“ der Refrain war. Solche Regiments- und Kasernenstimmung ist an

sich unwichtig, aber durch ihren Einfluß gewiß von Bedeutung.

Wir hätten heute mit einem jungen Sheik nach Boudjeiah, seiner Heimath, abreisen können; auch will uns der Herzog durch Geißeln den Weg nach Blida sichern; aber was sollen wir in diesen Nestern suchen, außer deren Thoren man uns für unser Leben nicht mehr gutsteht? Das Nämliche gilt von Oran und Bona; man kann hinein, um sich darin zu langweilen; die Umgegend ist verschlossen durch die unmittelbarste Gefahr bei jedem Schritt. Aus der Reise in den Atlas wird demnach von dieser Seite nichts, wenn wir nicht 10,000 Mann Bedeckung mitnehmen; da lassen wir dem langen Herrn Philister sein Kupfer, Eisen, Blei und alle seine Naturschätze, und behalten für diesmal Nasen und Ohren zur Entschädigung. Sogar hier dringt man uns Waffen auf und räth uns wohlmeinend, höchstens eine Stunde weit in den Umgebungen der Stadt herumzustreifen; aber da halte einer meinen Freund Hugi in einem abgesteckten Reviere, wenn er auf Excursionen ist! Das ist unmöglich; von Spur zu Spur immer fort: dort an den Sumpf, da gibt's Gräser; über den Bach weg an den Thonbruch; was blühet dort am Hügel, was regt sich dort unter der Aloe? und so immer fort und Tag für Tag über das sichere Land hinaus.

(Schluß des ersten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Akademie.

Eine öffentliche Sitzung der Académie française hatte in diesen Tagen statt, erregte aber weit weniger Aufmerksamkeit, als sonst. Es handelte sich davon, Hrn. Jay feierlich zu empfangen, welcher an die Stelle des jüngst verstorbenen Abbé de Montesquieu zum Mitgliede der Akademie ernannt worden war. Dieser Herr Jay ist im Auslande wenig bekannt und hat auch nichts Originelles geschrieben; er war ehemals Präceptor in Fouchés Hause und unter der kaiserlichen Regierung ein Schriftsteller der Napoleonschen Polizei; er hatte im Journal de Paris das Departement der abhandelnden Politik. Unter den Bourbons trat er in die Opposition und war einer der Hauptredaktoren des Constitutionnel. Seit der Julirevolution 1830 ist er Orleanist und Ministerialist, und hat auch als Deputirter während der lezten Session alles gebilligt, was die Minister sagten und verlangten. Man hat überhaupt die Bemerkung gemacht, daß die ehemaligen Napoleonisten, welche unter der Regierung Ludwigs XVIII. und Karls X. sich durch ihre Opposition so populär zu machen suchten und ächt liberale Grundsäze vertheidigten, wie Etienne, Jay, Jouy und Andere, jezt wieder zu Hofleuten geworden sind, was also zu beweisen scheint, daß sie nur deswegen sich in die populäre Parthei geworfen hatten, weil sie begriffen, daß sie sich sonst nicht auszeichnen könnten, sondern vergessen würden. Es ist diesen Herrn der Geschmack am Despotischen geblieben, und sogar in der Literatur bleiben sie diesem Geschmacke treu. Herr Jay z. B. ist ein abgesagter Feind des Romantischen und versäumt nicht gern eine Gelegenheit, gegen die neue Schule, zu der sich das junge Frankreich bekennt, zu Felde zu ziehen. Es befindet sich in der Akademie ein Herr Arnault, der ebenfalls ein Schriftsteller der Napoleonschen Regierung war und mit Jay die Abneigung gegen den Romantismus theilt. Diese beiden Redner haben sich daher in der lezten öffentlichen Sizzung auf ihren sogenannten klassischen Geschmack viel zu gute gethan und die kühnen jungen Schriftsteller, welche sich der alten Fesseln entledigen und im Gebiete der Freiheit umherstreifen, tüchtig heruntergemacht. Schon vor einiger Zeit war eine Sizung der Académie française mit ähnlichen Ausfällen wider die Romantiker ausgefüllt worden. Die jungen Schriftsteller in den Tageblättern machen sich über die alten Napoleonschen Publizisten etwas lustig und werden durch sie nicht im Mindesten bekehrt. Auch hat man in den Zeitungen ein wenig über die Verlegenheit der beiden Redner gespottet, welche, dem akademischen Gebrauche nach, den verstorbenen Akademiker zu loben hatten, der aber nicht durch sein literarisches Verdienst sich in den akademischen Sessel geschwungen hatte, sondern weil er Minister unter Ludwig XVIII. gewesen war; von seinen Schriften ist nichts bekannt, und das Schlimmste ist, er hat nie der Akademie seine Aufwartung gemacht, die Pension aber sehr regelmäßig bezogen; dieses Beziehen oder Einstreichen des Geldes ist die einzige akademische Handlung des Abbé de Montesquieu. Die beiden Redner haben sich so gut aus der Verlegenheit gezogen, als möglich, und da sie vom verstorbenen Abbé nichts in akademischer Hinsicht zu sagen hatten, so haben sie von seinem Leben und Treiben als Staatsmann gesprochen, wo sich denn freilich mehr sagen ließ, wiewohl auch nicht sehr viel zum Lobe des Herrn Abbé. Hätte er im Jahr 1814 vernünftiger regiert und durch Spizfindigkeiten nicht sogleich die Preßfreiheit wegräsonnirt, als sie kaum erworben worden war, so würde vielleicht sein Herr, Ludwig XVIII., im folgenden Jahre nicht genöthigt gewesen seyn, zum zweitenmale auszuwandern. Der Herr Abbé kannte die Stimmung des Volkes ebensowenig, als der Hof; beide waren höchlich erstaunt, als im Jahr 1815 bei der bloßen Landung Napoleons Alles sich von ihnen abwandte und dem vorigen Herrscher zueilte. Seit dieser Zeit ist von dem Herrn Abbé keine Rede mehr gewesen, und obschon er Mitglied der Pairskammer geworden war, so nahm er ebensowenig an den Staatsgeschäften, als an den akademischen Arbeiten Theil, und seine übrige Lebenszeit verfloß in sanfter Muße auf dem Schlosse Clrey. Sein Nachfolger Jay hat wohl keine Lust, ihn in diesem Stücke nachzuahmen, und verlangt nichts sehnlicher, als in Staatsgeschäften gebraucht zu werden. Jouy, der, wie es scheint, durch die bändereiche Sammlung seiner Schriften nicht reich geworden ist und seit seinem Ermite de la Chaussée d'Antin nichts von großem Belange geliefert hat, ist zum Bibliothekar des Louvre ernannt worden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 171.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 18. Juli 1832.

Wehe mir! In welche Hand
Hat das Unglück mich gegeben!
Unter Allen
Welche leben
Nicht in diese sollt' ich fallen!

Schiller, Braut von Messina.

Margaretha von Thüringen.

Fern säumt mit abendlichem Strahle
Die Sonne düstrer Wolken Grau:
Da blickt die Fürstin hoch vom Saale
Der Wartburg über Wald und Au,
Verzehrt von unnennbarem Leide,
So bleich und schön im schwarzen Kleide,
Schwimmend in heißer Thränen Thau.

Nein, ruft sie, nimmer kann ich tragen
Dieß Weh, stumm in des Busens Grund!
Strömt aus, ihr Zähren! sprengt, ihr Klagen,
Sturmwellen, den verschloßnen Mund!
So sah in purpurrothen Fluthen
Ich meiner Helden Stamm verbluten,
Erlöschen meiner Sonnen Bund.

Friedrich, der über dem Getümmel
Empörter Welten mächtig hing,
Die weite Bahn, wie dort am Himmel
Hoch das Gestirn des Tages, ging,
Der Kaiser sank, der lezte große,
Der auf dem väterlichen Schooße
Mich liebend oft, sein Kind, umfing.

Die Brüder alle, gleich Planeten,
Die einst im feurig stolzen Gang
Sich um die Herrschersonne drehten,
Umhüllt die Nacht nun tief und bang.
Hinsanken sie, gefällt vom Sturme;
Noch Einer tönt aus ödem Thurme
Der Harfe schaurig süßen Klang.

Ewig versunken und zertrümmert
Ist Hohenstaufens Herrlichkeit!
Mir, seiner lezten Tochter, schimmert
Kein Stern im endlos schweren Leid.
Nicht klagt um euch nur meine Trauer:
Weh! Dieses Lebens arme Dauer
Ist andern Schmerzen noch geweiht.

Du suchst, umgarnt von ihren Stricken,
Die mir dein Herz arglistig stahl,
Im Arm der Buhlerin Entzücken,
Albert, unwürdiger Gemahl!
Du ehrest nicht der Gattin Jammer,
Einsam verblühn in öder Kammer
Muß sie in schwergehäufter Qual!

Schon wird es Nacht: Da trifft ein Weinen,
Ihr wohlbekannt, der Fürstin Ohr:
Es ist der Ton von ihren Kleinen;
Vom Schlummer fuhren sie empor.
Zu lullen in die Ruh sie wieder,
Singt ihnen goldne süße Lieder
Sie mit gedämpfter Stimme vor.

„Noch hab' ich euch, o meine Kinder!
Wie Nebel, schwindet, was mich kränkt;
Schmerz wird und Thräne wird gelinder,
In Mutterlieb' und Lust versenkt.
Und kannst du, Grausamer, mich hassen,
Treuloser, kannst du mich verlassen,
Die solche Kinder dir geschenkt?

O wie sie freundlich schlafend liegen!
Wie rosenfrisch die Wangen glühn!
Schon blickt der Held aus deinen Zügen,
Friedrich, mein Erstling, stark und kühn.
Sey würdig einst der großen Ahnen!
Deß soll dein Name schon dich mahnen,
Der Mutter Heil in dir erblühn!"

Und müde von des Tages Kummer
Die schönen Glieder nun entstrickt
Auf weichem Lager ihr der Schlummer;
Doch wird sie nicht von ihm erquickt.
Angstvolle Träume sie umsausen;
Sie sieht von schwarzem Arm mit Grausen
Den Dolch auf ihre Brust gezückt.

Sie zittert auf: was regt im bleichen
Unsichern Schein des Mondes sich?
Was will dort aus dem Winkel schleichen
Heran gespenstisch, fürchterlich?
Hoch steht ihr Haar zu Berge: „ha!
Entsetzlicher! wer bist du da?
Bist du ein Mensch? ein Teufel? sprich!

Da stürzt es hin an ihrem Bette:
„O fürchtet nichts! o fasset Muth!
Ich bin ein Mensch fürwahr und rette
Euch vor des eignen Gatten Wuth.
Der lechzt im teufelischen Sinne,
Daß Raum die freche Lust gewinne,
Dem Tiger gleich nach Eurem Blut.

Des Nachts euch zu erwürgen, sandte
Der Landgraf mich: er gab mir Gold:
Ich schwur's: Doch auf der Seele brannte
Wie Hölle mir sein Mördersold.
Euch tödten, die vom Kaiserstamme,
Unschuldig, sanft, gleich einem Lamme,
Die allen gütig, allen hold?"

Geh, spricht sie, mir vom Schlaf zu wecken
Die treuen Diener alsogleich!
Sie kommen, hören, stehn vor Schrecken,
Vor Zorn und Abscheu geisterbleich.
O, fliehet vor des Wüthrichs Grimme,
So rufen sie mit Einer Stimme,
Flieht, edle Frau, wir folgen Euch!

„Entfliehen? ach! wohin? vergebens!
Brich hier entzwei, brich, armes Herz!
Die Trümmer retten dieses Lebens
Zum Raube stets verjüngtem Schmerz?"
Die lilienweißen Hände ringen
Sich rund, des Jammers Laute dringen
Schrecklich, verzweifelnd himmelwärts.

Noch einmal trägt zu ihren Söhnen
Die Mutter hin der schwanke Fuß:
Daß auch von euch, klagt sie mit Stöhnen,
Daß auch von euch ich scheiden muß!
Von ungeheurem Weh zerrissen,
Hat in die Wange tief gebissen
Sie ihren ersten Sohn im Kuß.

Und auch die andern will sie beißen
In ihres Schmerzes Raserei;
Doch ihre Frauen schnell entreißen
Die Kinder ihr mit lautem Schrei.
Ich will, spricht sie, daß diese Wunde
Ihm, wird er Mann, von dieser Stunde
Und meinem Leid ein Denkmal sey!

Drauf an des Seiles schwanker Leiter
Glitt sie hinab des Schlosses Rand:
Der Retter folgt ihr als Begleiter
Und zwei der Frauen durch das Land.
Der Mond verlöscht und Blitze schießen
Aus Wolken, Regenströme fließen
Und schauern kalt durch ihr Gewand.

Umhergeschleppt sie in Mittags Schwüle
Durch Berg und Wald der Leiden Last,
Und hält auf thränenfeuchtem Pfühle
Von Stroh die nächtlich bange Rast.
Ein Obdach muß in armen Hütten
Und Trank und Speise sie erbitten,
Die einst geboren im Pallast.

Weit irrend sind sie schon gezogen
Der trüben Tag' und Nächte viel,
Bis wo durch stolzer Brücke Bogen
Der Main hinrollt sein Wellenspiel,
Und Frankfurts Thürme drin sich malen:
Hier, ruft die Fürstin, ist der Qualen,
Ihr Treuen, heißersehntes Ziel!

Schon hab' auch ich den Kelch getrunken,
Den meinem Stamm das Schicksal bot;
Auch mein Tag ist hinabgesunken,
Doch friedlich winkt das Abendroth.
Hier will ich ruhn auf grünen Matten
In dieser Linden kühlem Schatten:
Geht, klagt den Bürgern meine Noth!

In feierlichem Zuge kommen
Des edlen Rathes Glieder schon:
„Wohl haben trauernd wir vernommen,
O Fürstin, Eures Jammers Ton;
In deutscher Bürger treuen Herzen
Fortklingen Staufens Ruhm und Schmerzen,
Steht ewig Eurer Väter Thron.

O zieht, gelöst vom bittern Harme
Die Brust, in diese Mauern ein!
Euch öffnen Thore sich und Arme:
Was unser ist, soll Euer seyn!“
„„Im Kloster gebt mir eine Stätte
Und bald in kühler Erd' ein Bette,
Dann ruh' ich wohl von aller Pein.““

Im Schleier nach des Domes Hallen
Sah man die Fürstin täglich gehn,
Und nieder vor Marien fallen:
„Du siehst mein Weinen, hörst mein Flehn!
O Mutter Gottes, himmlisch milde,
Laß bald im seligen Gefilde
Mich die Verlornen wiedersehn!“

Was hallt der Glocken Klang so traurig
Von Frankfurts Thürmen durch die Luft,
Der um den Sarg so schwarz und schaurig
Die Bürger dort zusammenruft?
Wer ist's, den sie zu Graben tragen?
Von Staufen senken sie mit Klagen
Die lezte Tochter in die Gruft.

Julius Krais.

Aus den Denkwürdigkeiten des Prinzen von Ligne.

Der Prinz von Ligne, in welchem sich der französische Esprit auf ganz eigenthümliche Weise mit dem deutschen Charakter verschmolz, war einer der geistreichsten Männer des vorigen Jahrhunderts, und man läßt sich immer gern von ihm unterhalten. Wie schon mehrere Male, theilen wir im folgenden Stücke aus dem noch ungedruckten Theile seiner Denkwürdigkeiten mit.

* * *

Als Napoleon mit Alexander sammt allen zu Erfurt versammelten Königen nach Weimar kommen sollten, hatte man für jeden ein Signal ausgerechnet, um seine Ankunft zu verkündigen. Eines Tags meinte man, Alexander komme, und als man den Irthum inne wurde, rief ein Huissier: „was treibt ihr? es ist ja nur ein König!“

*

Eben höre ich, Napoleon wolle Ludwig XVI. heiligsprechen lassen. So theilt denn der Mann, der auf Erden Königreiche verschenkt, auch Himmelskronen aus. Dies ist toll; aber die Leute, die es mich versichert haben, sind es nicht; kein Mensch hat so viel Phantasie, daß er so etwas erfinden könnte; es ist also wohl möglich, und ich wundere mich gar nicht darüber.

*

Nichts macht mir mehr Spaß, als wenn ich in den Zeitungen lese, wie es bei den feierlichen Einzügen hergeht. Man klatscht, schreit, weint. Guter Gott! wie rührend! Sezt einen Affen in eine sechsspännige Karosse, und es ist just ebenso.

*

Wäre Talleyrand nicht gewesen, den ich sprechen mußte und mit dem größten Vergnügen sprach, so hätte ich keinen französischen General gesehen. Ich fürchtete die Uebermüthigen, die einige Ursache hatten, es zu seyn, und wich bei Schönfeld und Wetzlar Davoust, Oudinot und, glaube ich, dem wilden Soult aus; doch habe ich vier oder fünf junge Adjudanten, Söhne von Pariser Freunden, gesprochen, die neben dem Anstrich des alten Regimes das soldatische Air der neuen Zeit haben. Zur Entschädigung habe ich mich mit mehr denn hundert Soldaten unterhalten. Einer sagte zu mir: „Unser Kaiser! was ist das für ein Mann! Bei Austerlitz hätten Sie ihn sehen sollen! Das ist ein wahrer Teufel im Feuer! Il n'y a pas un homme comme cela dans l'université.“ Er wollte sagen: l'univers entier. — Ein Anderer, gescheiterer, sagte: „Sie sind ein Oesterreicher, scheint es. Herr Offizier, Sie haben sehr brave Leute, aber Sie werden immer geschlagen werden. Sie fragen warum? das will ich Ihnen sagen. Wir Franzosen, wenn wir sehen, daß das Feuer angeht, laufen von selbst hinein, sey es, Kameraden, welche vorrücken, zu unterstützen, sey es, den Feind, vor dem sie weichen, zurückzuwerfen, und dann kommen wieder andere nach, und da lehnt man sich an diese. Ihr aber! Ihr seht, wie eines eurer Bataillone auf einer Höhe z. B. angegriffen wird, ihr schaut zu, wie es gejagt wird, und bleibt stehen; ihr wartet auf Ordre. Die Ordre kommt, aber langsam, zu spät, und auch jezt geht's langsam vorwärts bei euch. Vous avez une sacrée marche d'infanterie à porter le diable en terre.“ — Ein Jäger von der Garde zu Pferd sagte: „Herr, wir wachen über das Leben des großen Mannes; denn verlören wir ihn, Gott weiß, was dann aus Frankreich würde! Es sind gute Leute, seine Familie, aber am Kopf fehlt's.“

Napoleon war bei allen seinen Musterungen von Wienern umschwärmt, er traf aber nie die geringste Vorsichtsmaßregel. Sehr viel Takt bewies er darin, daß er in Wien durchaus jede Ehrenbezeugung ablehnte. „Ich passire blos durch,“ sagte er, „um die Russen zu schlagen; es kann mir nicht einfallen, den Souverän in einem Lande zu spielen, das seinen Kaiser hat.“

Daß er ein reißender Strom geworden ist, mag dem Manne hingehen; aber ein Erdbeben zu werden, das ist wahrhaftig zu arg. Was für eine Geißel ist dies! Alles verwirrt! Alles verrückt! Er läßt ganz Europa das Spiel spielen, la toilette Madame genannt, wo jeder, wenn man seinen Namen nennt, dem nächsten vakanten Stuhle zuläuft.

*

Ich habe Hofdamen Josephs II. Dinge sagen hören, die aus Unglaubliche grenzen. Einmal sagte eine bei Gelegenheit eines Diebs, den er eben hatte hängen lassen: „Wie konnte Ew. Majestät den Menschen verurtheilen, da Sie Polen bestohlen haben?“ (Es war zur Zeit der ersten Theilung.) — „Meine Damen,“ antwortete der Kaiser, „meine Mutter, der Sie unbegrenztes Zutrauen schenken und die so oft in die Messe geht als Sie, hat dies bestens mit sich ausgemacht. Ich bin nur ihr erster Unterthan.“

Ich erzählte einmal vor ihm und den Damen die Geschichte von Türenne und dem Grafen von Grandpré. „Das ist schön,“ sagte der Kaiser kalt. — „Man höre den Ton!“ bemerkte eine der Damen; „ich wette, Ew. Majestät hätte den Offizier kassirt, statt es zu machen wie der General. Ach! wie unglücklich ist Ew. Majestät, daß Sie keinen Sinn für das Edle, Großherzige haben. Ja, Sie haben gar keinen Begriff davon, und wissen es selbst nicht.“ — Der Kaiser lachte, suchte sich zu rechtfertigen, aber nichts weniger als hitzig, rieb sich die Hände, wie immer, wenn er in Verlegenheit war, und sagte zu mir in einer Ecke, wie er oft that: „Sie haben den Teufel im Leib!“

*

Als ich Alles verloren hatte, wandte ich mich unter Andern auch deshalb nicht an die Kaiserin von Rußland, weil ich mir dann das Vergnügen hätte versagen müssen, ihr zu schmeicheln.

*

Man erzählte eines Abends bei Madame ** eine Menge tolle Streiche von Paul I. Der Kommandeur F. hielt es für seine Schuldigkeit, sich seiner anzunehmen, offenbar wegen des Maltheserordens. Er fragte mich: „Kann man diesen Herrn närrisch nennen?“ — „Il est à lier,“ antwortete ich und lebte dabei der Hoffnung, er werde verstehen: „il est allié,“ und man darf ihm also zu Wien nichts Schlimmes nachsagen.“ Zum Glück verstanden die Umstehenden wohl, was ich meinte, aber er war höchst vergnügt, und ich auch.

*

„Ich möchte mich gern malen lassen,“ sagte einmal ein Reichsfürst zu Paris zu mir; „welchen Maler rathen Sie mir?“ — „Oudry ist wohl der beste,“ antwortete ich. Mehrere Anwesende wußten, daß dieß ein Thiermaler war, und so machte dieß ihnen und mir Spaß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Der Tod einiger merkwürdigen Männer.

Arnault selbst ist nichts geworden, wohl aber sein Sohn, der Trauerspiele schrieb; er ist seit der Julirevolution Präfekt. Ebenso hat Etienne sein Ansehen als Publizist und Schriftsteller aus der Napoleonschen Zeit dazu benuzt, um seinen Sohn zum Referendär bei dem Rechnungshofe ernennen zu lassen. Diese Stellen bringen 6000 Franken ein, und die am Rechnungshofe angestellten Beamten sind, wie die Richter, unabsezbar, ein in dem beweglichen Frankreich unschätzbarer Vortheil. So haben alle jene Herren, welche Napoleon in seinem Solde hatte und die seitdem durch ihre Schriften die Bourbons bekämpften, oder die Volksrechte vertheidigten, die Julirevolution benuzt, um gut angestellt zu werden. — In den lezten Wochen sind wieder einige merkwürdige Männer von der Weltbühne abgetreten, namentlich Abel-Remusat, der erste in Frankreich, der seit der Zeit der Jesuiten das Studium des Chinesischen ernsthaft betrieben hatte, wenn man den Reisenden de Guignes abrechnet. Remusat war einer jener philosophischen Köpfe, die leider allzu selten und der Wissenschaft fortzuhelfen gleichsam geboren sind. Er hat eine chinesische Schule in Paris angelegt, und für ihn war der Lehrstuhl des Chinesischen am Collège de France gestiftet worden. Schon sind aus dieser Schule mehrere einheimische und fremde Sinologen hervorgegangen, unter andern Stanislas Julien, welcher wahrscheinlich Remusats Nachfolger im Collège de France werden wird. Die Académie des Inscriptions verliert an Remusat eines ihrer gelehrtesten und ausgezeichnetsten Mitglieder; seine Ueberlegenheit hatte ihm in dieser Akademie einen großen Einfluß verschafft, obschon er in Hinsicht des Alters eines der jüngsten Mitglieder war; denn er war erst 43 Jahre alt und in seinem 28sten Jahre in jene Akademie aufgenommen worden. Wahrscheinlich würde er in der Folge der Generalsekretär derselben geworden seyn, eine Stelle, welche der 90jährige und bettlägerige Dacier noch immer halb und halb versieht. Beim Ausbruche der Cholera äußerte Remusat, welcher als Arzt an die Ansteckungsfähigkeit dieser Krankheit glaubte, eine Meinung, die von wenigen Aerzten in Paris angenommen war, große Furcht vor derselben. Bald wurde er selbst krank und starb an einem Magengeschwür; vielleicht war seine Furcht nur eine Folge der durch sein unbekanntes Uebel verursachten Beängstigung. Thiers, der Maler, war einige Zeit zuvor gestorben. Man hat von diesem Geschichtsmaler einige große Gemälde, besonders seinen Konsul Brutus, der seine am Vaterlande zu Verräthern gewordenen Söhne zum Tode verurtheilt. Die Maler großer historischer Scenen werden jezt selten. Mit Thiers geht ein Theil der neuen französischen historischen Malerschule zu Grabe. Die jezige Stärke der französischen Schule besteht im Genremalen.

Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 172.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. Juli 1832.

Was ich zur See, zu Lande sah,
War oft vielleicht, doch anders da.

Flemming.

Briefe vom Mittelmeer.

Von einem Begleiter des Schweizer Reisenden Hugi.

Am Bord des Narciß.

Zweiter Brief.

Eben wollte ich zur Feder greifen, um meinen Bericht über Algier fortzusetzen, da ruft mir der Kapitän aufs Verdeck; schon wird die Schaluppe hinuntergelassen, es geht auf den Schildkrötenfang, und da muß ich mit. Die Windstille hat auch ihr Gutes. Da zwischen Tunis und Sardinien, so eben recht in der Mitte, schwebt das leichte Fahrzeug über den Seespiegel weg, zwei Matrosen, der Kapitän und ich darin. Schon sind wir drei Seemeilen weit von dem schönen Zweimaster, der wie ein Fels im Meere steht. Dort sind zwei Schildkröten! hurtig darauf los, nicht geplätschert, halt, daß wir der ersten in Rücken kommen! aber das Thier kehrt sich, taucht unter. Addio, Signori! Da schwimmt die zweite, ich packe sie, die Hand glitscht aus, ein Matrose in voller Kleidung der Fliehenden nach; er taucht unter und bringt das Thier an den Pfotenflossen herauf. Man faßt die Thiere nicht so leicht, sie sind schwer und beißen mit ihrem Papageischnabel einen Finger wie einen Makaronistengel durch; aber wenn man von hinten herum fein still hergeschlichen kömmt, hebt man sie ganz leicht an der Schaale über das Meer und in den Kahn; wir fingen heute mehrere, einige hinten mit Krabben behaftet; die mit Krabben Behafteten, sagen die Fischer, tauchen nicht unter und sind eine gewisse Beute; ich weiß nicht warum. Daß die Schildkröten ihre Eier ans Ufer legen, will kein Seemann glauben; ja, bei der ungeheuern Anzahl derselben um Sizilien herum, will Niemand welche innerhalb drei Seemeilen vom Strande gesehen haben. Sie zeigen sich auf der Fläche vom April bis in den Weinmonat und gehen auf den Grund, wenn das Wasser kalt wird. Die Sepien dagegen, wovon wir ein Exemplar vom hohen Meere haben, da sie sonst in der Nähe des Landes sich aufhalten, tragen ihre Eier ans Ufer. Die Eier sind traubenförmig, zwischen blau und gelb. Man fängt die Sepien unter andern damit, daß man ein Weibchen, unter welchem ein Korb angebracht ist, hinten an den fortrudernden Nachen anhängt; das Weibchen scheint zu fliehen, die Stutzer hintendrein, und so fällt ein Liebender nach dem andern ins Netz. Die Sepie, die wir haben, ist die sogenannte Schiffskuttel, die bei schlimmem Wetter über das Wasser sich erhebend und fledermäuseartig fliegend auf die vorüberziehenden Schiffe stößt und gefangen wird.

Immer Windstille. Heute haben wir eine Schildkröte von neunzig Pfund sezirt. Der Schiffskoch hatte während der Zeit den Fleischabfall gesammelt und uns ein Mahl daraus bereitet; die Lunge, das Herz und sein Gefäßbündel liegen im Weingeist, das Skelett hängt im Tauwerk und die Muskeln des Thiers liegen in unsern Magen. Das Thier konnte gar nicht getödtet werden,

jeder abgeschnittene Muskel bewegte sich fort, die Hinterflossen ruderten noch, als sie blos noch an der Schaale hingen; der Kopf, vom Rumpf getrennt, biß noch eine halbe Stunde lang um sich und schloß hernach krampfhaft den Schnabel zu; das Herz arbeitete den halben Tag und zuckte noch im Weingeiste. Mein verehrter Freund hat manche Beobachtungen an todten und lebenden gemacht, deren leztern wir acht in zwei großen Butten voll Meerwasser haben; er überhebt mich also der Mühe, in das Einzelne dieser Materie einzugehen, die er selber später bearbeiten wird; eben so hat er auch über das Leuchten des Meeres interessante Bemerkungen niedergeschrieben und viele andere Erscheinungen beobachtet, die meinen gröbern und schwächern Augen entgangen sind. Noch muß ich eines sonderbaren Thierchens erwähnen, das unsere Schiffsleute S e g e i c h e n nennen. Hugi hält es für unbekannt; es ist eine kleine, halbe, durchsichtige, knorpelartige Muschel, in deren Höhlung ein blaues, medusenartiges Wesen hängt und über deren Wölbung, der ganzen Länge nach, schief von rechts nach links, ein mit der Muschel gleichartiger Segelkamm geht; bei einem leichten, kräuselnden Wind sieht man diese glänzenden blauen Sternchen zu tausenden auf der Oberfläche; wir fingen sie mit einer Stange, an deren Ende ein Korb gebunden war; sie sind so ätherisch zart, daß sie nicht die geringste trockene Berührung vertragen; im Meerwasser aufbewahrt, zerflossen sie in fünf Tagen zu einem membranösen Schleim; wir halten eine ziemliche Anzahl im Weingeist, aber leider ist die schöne blaue Farbe hin.

Unsere Leute sind heute wieder den ganzen Tag auf dem Fischfang draußen; die Windstille wird doch am Ende unausstehlich, aber wir haben gute Hoffnung auf Erlösung, vielleicht diesen Abend schon. Allermittelst kehre ich nach Algier zurück.

Karl X. hat, ohne es zu wollen, seinen Nachfolgern in dieser Eroberung eine harte Nuß zu knacken hinterlassen, an der sie sich die Zähne ausbeißen, aber den Kern nicht essen werden; ein civilisirtes Nordafrika wird eben so wenig französisch seyn können, als ein Nordamerika englisch bleiben konnte. Daran liegt jedoch im Grunde gar nichts; die Civilisation schreitet vor, und daran ist Alles gelegen; doch überlassen wir der Zukunft, was erst in ihr reifen wird; ich beschränke mich hier blos auf die Gegenwart, schreibe einfach nieder, was ich sehe, und will schweigen von dem, was ich nicht weiß, was gewiß manchen großen Gelehrten schwer ankommen würde. Wandeln wir ein wenig in den finstern Gäßchen der Stadt herum und besehen uns die Leute. Die Männer kleiden sich in der That sehr vortheilhaft, das heißt am Ende, sie sind hübsch gewachsen und, das Bischen Schmutz abgerechnet, sehr einnehmend; statt auf dem Scheitel tragen sie ihr Haar im Gesicht; die lange Thonpfeife fehlt in keiner Hand. Die braunen Gesichter gehören den Mauren, die weißen den Türken, die bleichen den Juden, und die schwarzen, wie Figura ausweist. Die arme Klasse der Beduinen läuft in togenartigen Säcken herum; die Neger machen nicht so viel Wesens, doch sieht man hin und wieder einen galanten Schwarzen in gelbe Pluderhosen und eine rothe Jacke gekleidet, Farben, die ihnen höchst angenehm sind und die sie mit weißer und blauer Verbrämung noch steigern. Der Turban ist nur den Verheiratheten gestattet; den Grund, warum Verheirathete eine breitere und größere Kopfbedeckung bedürfen, habe ich nicht erfahren. Im Ganzen gefällt uns Europäern die türkische Tracht gewiß besser, als den Herrn die unsrige. Das wäre Alles gut, aber das schöne Geschlecht trauert hier in Sack und Asche. Ich bin eben nicht Hans Liederlich und gönne Jedem das Seine; aber die Schönheit so zu vergraben, heißt in meinem Alcoran eine Sünde gegen den heiligen Geist. Wenn man die garstigen Gesichter sieht, womit unsere Europäerinnen hier öffentlich zum Aerger aller Aesthetiker in der Stadt herumlaufen, so ist man sehr geneigt, die Motion der einheimischen Weiber zu unterstützen, die vorerst nichts anders im Schilde führen, als Oeffentlichkeit, eine Art Preßfreiheit für ihre Gesichter zu erringen. Unter allen Dogmen, die Unvernunft und Willkühr in den verschiedensten Formen bis auf unsere Zeiten ausgeheckt haben, dünkt mir denn doch diese Weiberversteckerei und Haremheckerei das dümmste und rohste. Die Unverhülltheit der Jüdinnen und Negerinnen entschädigt die aufgeregte Neugierde nicht. Beim Anblick dieser zwei Extreme von Schwarz und Weiß war immer mein erster Gedanke, eine Abhandlung über die Hautfarbe zu schreiben. Diese Bleichsüchtigkeit, die dem ganzen Judengeschlechte inwohnt, war mir ein Beweis, daß die dunkle Hautfarbe nicht unmittelbar durch das heiße Klima hervorgebracht wird. So ein jüdisches Mädchen erkennt man auf den ersten Blick; mir schien das ganze alte Testament aus der Figur zu erwachen und ich dachte unwillkührlich: so muß Rebekka am Brunnen gestanden haben. Ihre Kleidung trägt wohl noch viel dazu bei; eine zwei Schuh hohe, trichterförmige, von Silberdraht und weißem Flor gewirkte Kopfbedeckung, auf dem Rücken das hohepriesterliche Viereck mit der patriarchalischen Verbrämung, ein langes weißes, nicht geschnürtes Kleid, unter dem die schneeweißen Füße mit den spitzigen Schuhen hervorstehen: das ist gewiß eine israelitische Antiquität. Die Juden bilden übrigens hier eine sehr achtbare und wohl die gebildetste Klasse der algierischen Einwohnerschaft.

Hier stehen wir vor einer schmutzigen Kammer im Erdgeschoß; darinnen sitzen zwei Männer und rings herum etwa zwölf Buben im Kreise; Jeder hat seine Schuhe vor sich liegen, ein Zeichen der Heiligkeit des Orts; der eine

der Männer bewegt in einem fort, regelmäßig wie ein Pendel, seinen Kopf von der linken zur rechten Seite und umgekehrt wieder von der rechten zur linken; das Gesicht ist ganz ohne Ausdruck; der andere, was als Gegensatz wichtig ist, macht die Bewegung von oben nach unten und von unten nach oben, und in der nämlichen Richtung bewegt er einen Stab in der Hand; dazu schreien die zwölf Buben, ohne Buch, ohne Schriften, nur einige der größern mit Schreibtafeln versehen, wie rasend, nicht singend, nicht sprechend, eine unverständliche Litanei. Ich habe sie mehremale besucht, konnte aber nichts herausbringen, als daß hier eine Maurenschule sey; ob sie wohl maurische Kirchenpsalmen lernten? sie sind ja stumm vor ihrem Gott; oder vielleicht das Einmaleins? So lange der eine Mann den Kopf schüttelt, darf das Geschrei nicht unterbrochen werden, und der andere schlägt den Takt dazu. Die Jungen waren von sehr verschiedenem Alter, von sieben bis fünfzehn Jahren, und hiemit ist mein Bericht über die algierischen Schulanstalten zu Ende.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur moralischen Statistik Frankreichs.

In einer der lezten Sitzungen der Pariser Akademie der Wissenschaften wurde ein Versuch einer moralischen Statistik Frankreichs von einem Advokaten vorgelesen. Wir theilen daraus einige der interessantesten Resultate mit, die, wenn sie auch nur annähernd richtig seyn mögen, Stoff zum Nachdenken geben können.

Unter hundert von Weibern gegen Personen begangenen Verbrechen zählt man im Durchschnitt sechs Vergiftungen; unter gleich viel dergleichen von Männern begangenen Verbrechen blos Eine. — Ueber drei Fünftheile der zwischen Ehegatten vorkommenden Vergiftungsfälle werden vom Weibe allein oder mit Gehülfen begangen. — Von hundert Mordthaten in der Ehe fallen etwa sechzig auf den Mann, vierzig auf die Frau; von den Weibern werden hingegen vier Fünftheile der Attentate mit Vorbedacht begangen, während dieß beim Mann nur bei drei Fünftheilen der Fall ist. — Von hundert durch Ehebruch veranlaßten Vergiftungen, Morden und Todtschlägen werden sechs-und-neunzig gegen den beleidigten Theil begangen und nur vier gegen den schuldigen; von drei Attentaten der Art werden nur zwei vom Gatten oder der Gattin, einer wird vom mitschuldigen Theil begangen. — Ausschweifung, Verführung und Konkubinat führen ungefähr zu gleich viel Verbrechen, wie der Ehebruch; aber das Verhältniß zwischen Mann und Weib ist dabei sehr verschieden. Im ersten Fall werden mehr als drei Viertheile der Attentate gegen das Weib begangen, während im Falle des Ehebruchs die Attentate gegen das Leben des Mannes ungleich häufiger sind. — Ein Sechstheil der durch Verführung, Ausschweifung, Konkubinat veranlaßten Morde und Mordversuche wird an ungetreuen Geliebten aus Rachsucht begangen, gleichsfalls just ein Sechstheil, um verlassener Geliebten, welche den Verbrecher am Heirathen hindern, loszuwerden. — In der Ehe ist die Untreue des Weibes nur etwa am drei-und-dreißigsten Theile der gegen ihr Leben gemachten Versuche Schuld, in außerehelichen Verbindungen dagegen am sechsten Theil.

Nach dem Verfasser hat man sich bisher von dem Einflusse des Unterrichts in einer Provinz auf die Zahl der in ihr begangenen Verbrechen eine ziemlich unrichtige Vorstellung gemacht; denn die westlichen und Centraldepartements sind in Hinsicht des Unterrichts am weitesten zurück, und in ihnen werden zugleich die wenigsten Verbrechen gegen Personen begangen. In den südlichen Departements sind Verbrechen dieser Art verhältnißmäßig am häufigsten. Die Verbrechen gegen das Eigenthum stehen im Allgemeinen nicht in umgekehrtem, sondern in geradem Verhältniß mit dem Unterricht. Diese Thatsachen, welche jezt so ziemlich erwiesen sind, beweisen übrigens keineswegs, daß der Unterricht an sich unnütz oder gar schädlich ist; sie predigen nur laut wider die bisherigen Unterrichtssysteme.

Die Verfügungen zu Gunsten kirchlicher Anstalten, bei Katholiken wie bei Protestanten, machen etwa die Hälfte sämmtlicher Schenkungen und Legate aus. Männer schenken mehr an Wohlthätigkeitsanstalten als Weiber, auch mehr an Kirchen, so oft man auch das Gegentheil behauptet hat. Auch herrscht der Glaube, die Schenkungen an den Klerus werden vorzüglich im Testamente gemacht; man erklärt dies aus dem Einfluß, den die Geistlichen auf den Sterbenden ausüben, und meint, man müsse die Freiheit, auf diese Weise im Testament zu verfügen, beschränken. Aber nicht durch Testamente bekommt die Klerisei am meisten, sondern durch Schenkung unter Lebenden; also auf Schenkungen der Art hätte der Gesetzgeber vorzugsweise sein Augenmerk zu richten. — Bei Schenkungen an Schulen wird der Name fünfmal verschwiegen, bis dies bei Schenkungen an Kirchen nur Einmal vorkommt. — In den Centraldepartements, wo die Verbrechen gegen Personen, besonders Ascendenten, am seltensten sind, kommen im Durchschnitt die meisten Desertionen und die wenigsten unehelichen Geburten und Selbstmorde vor.

Neue Versuche mit Spinnen.

Die Londoner Society of arts hat den Versuch eines Herrn Rolt, die Spinnen spinnen zu lassen, mit einer

goldenen Medaille belohnt. Er stellte seine Versuche mit der sogenannten Diadem- oder Gartenspinne (aranea diadema) an. Die Beobachtung, daß diese Spinne ihren Faden im Maße, als man ihn aufwickelt, fortspinnt, brachte ihn auf den Gedanken, einen sehr leichten Haspel mit einer Dampfmaschine in Verbindung zu setzen, und auf diesem Haspel, der eine Bewegung von 150 Fuß in der Minute hatte, den Faden der Spinne, wie sie ihn von sich ließ, aufzuwickeln. Er fand, daß die Spinnen, die er diesem Versuche unterwarf, gewöhnlich drei bis fünf Minuten lang einen ununterbrochenen Faden lieferten.

Die der Gesellschaft vorgelegte Probe war ungefähr 1800 Fuß lang und in nicht ganz zwei Stunden von 22 Spinnen gesponnen worden. Der Faden ist weiß, metallisch glänzend. Er ist fünfmal feiner, als der Faden des Seidenwurms; vorausgesezt nun, die Consistenz des Fadens sey der Feinheit desselben proportionell, und eine Spinne gebe zweimal im Jahr einen 750 Fuß langen Faden, während der Faden des Seidenwurms 1900 Fuß lang ist, so ergibt sich, daß das Produkt des leztern gleich ist dem Produkt von 6½ Spinnen. Da es nun etwa 3500 Würmer zu einem Pfund Seide braucht, so brauchte man 22,000 Spinnen zu einem Pfund Spinnenwebe.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs Juli.

Robert der Teufel.

Die dreimalige Aufführung der Oper „Robert der Teufel“ war von einem ausgezeichneten Erfolge begleitet. Das Theater war zahllos besezt, man stimmte in der Herrlichkeit des Genusses überein, obschon viele Stellen vor dem immerwährenden Applaus gar nicht gehört wurden. Meyerbeers Erscheinen wurde jedesmal mit stürmischem Eifer verlangt, und dreimal mußte er sich vor dem hohen Kennerblick unsers Publikums verneigen. Man weiß aber, daß des Theatervolks Stimme nicht Gottes Stimme ist, und überläßt die ruhigere Würdigung den nüchternen Kritikern. Aber auch diesen ist es in die Hände gefahren, daß sie zu klatschen nicht aufhören können; nur ein einziger unserer privilegirten Recensenten hat es gewagt, über die Oper und ihre Bewunderer das Verdammungsurtheil zu sprechen. Man hört jezt von journalistischen Kabalen und Intriguen, wiederholt sie aber nicht gern. So ist der Stand der Dinge.

So viel ist richtig, daß wir in Sachen einer diabolischen Oper ein kompetenteres Urtheil haben, als die Franzosen. Wir Deutsche sind von jeher die besten Advokaten des Teufels gewesen, vielleicht, weil es ein an den Augen abgesehenes Vorurtheil für jedes deutsch geborne Kind ist, daß es Theologie studiren muß. Unsere Anhänglichkeit an Gott hat uns längst zu Feinden seines Feindes, aber auch zu den gründlichsten Kennern desselben gemacht. Den Teufel haben wir überall nicht entbehren können; wir ließen ihn Sklave der Mode seyn, civilisirten sein Benehmen, stuzten seine Sitten, Hörner und den langen Kuhschweif und zogen ihn in einen Frack und schwarze Pantalons hinein, gaben ihm einen Galanteriedegen an die Seite und einen Klackhut unter den Arm, kurz, wir sind mit ihm jung und alt geworden. Ich muß lachen, wenn ein Scribe und Delavigne vom Teufel sprechen. Nun läßt sich aber vielleicht gar nicht läugnen, daß sie ihn recht artig dargestellt haben; das Diabolische ist nicht zur Karrikatur geworden, Satan ist nicht das Böse selbst, wie unsere Rationalisten in Leipzig glauben, sondern die Tendenz zum Bösen; aber unser Stolz darf es schon nicht anders zulassen, als daß hier das Hauptverdienst der Sage, der das Sujet entnommen ist, gebührt, und daß die zufällige Form der Dichtung, die musikalische, zum Guten wandte, was sonst vielleicht verfehlt geblieben wäre. Satan ist Roberts Vater, daher der Beiname des leztern, der ihm nur halb gebührt; denn von seiner Mutter hat er einige Anklänge engelreiner, oder, was dasselbe sagt, menschlicher Natur ererbt. Der Vater begleitet den Sohn aus der Normandie nach Palermo, wo dieser um die Hand einer Prinzessin wirbt und dadurch dem Vater Gelegenheit gibt, mit der ganzen Fülle seiner dämonischen Macht auf ihn einzuwirken; denn zu dem süßen Spiel der Liebe pflegt der Teufel gern seine Karten zu mischen. Alice, Roberts Milchschwester, folgt mit ihrem Geliebten dem Fürsten nach und personifizirt den Einfluß, den die Mutter und der Himmel auf Robert hat. Dieser siegt: der Vater geht in die Hölle, der Sohn in die Kirche. Unsere schlechten Dichter hätten es nicht über ihr Herz bringen können, nicht auch den Teufel zu Gnaden aufzunehmen, zumal da er zweideutigerweise bald als Mensch, bald als Dämon gehalten wird, und unsere bessern hätten es nicht besser als die Pariser gemacht. Der Teufel und die Sentimentalität stimmen bekanntlich sehr gut, und wie sehr man sich auch über die Orgelei im Schlußakt, die Kirchen-, Prozessions- und Hochamtsscenen und die entzückte Tollheit des Publikums ärgern muß, es bleibt doch wahr, daß der Teufel nun einmal das Zeichen des Kreuzes nicht leiden mag. In der Musik ist der anhaltende Fleiß unverkennbar. Die einzelnen Parthieen sind mit unendlicher Sorgfalt ausgeführt, und einem scharfen Kenner der musikalischen Kunst mag es gar nicht entgehen, daß das Studium in dieser Oper den glücklichen Wurf des Genies ersetzen muß. Die Musik ist reich an glücklichen Effekten, denen man es nachsagen muß, daß sie nicht erhascht sind; es fehlt nicht an lieblichen, überraschend schönen Stellen, obschon im Allgemeinen nicht dem Melodiösen, sondern der Instrumentation der Preis gebührt.

Es hieß einmal, die Oper solle censurhalber nicht zur Aufführung kommen. Ich habe mich vergeblich bemüht, einen offenen oder versteckten politischen Zweck in ihr zu finden. Und dennoch fällt mir jezt eine passende Deutung ein. Robert ist das juste milieu, das seit den Juniustagen und dem état de siège in der That den Teufel im Leibe hat. Bertram ist der gefürchtete Feind des Volks, vor dessen Nähe die Zitternden ein andächtiges Kreuz schlagen. Alice ist die ätherreine, äußerste Linke, der sich das verzweifelte juste milieu zulezt in die Arme werfen muß. Es ist wahr, diese Bekehrung und Rückkehr in die Kirche durch Frauenvermittelung klingt etwas simonistisch; aber hat nicht vor einigen Monaten schon in der Augsburger Zeitung ein Berliner Korrespondent erklärt, daß in Preußen der wahre Simonismus schon vor St. Simon zu Hause gewesen sey? Was gibt's also da Gefährliches? Die Oper ist nun aufgeführt, und wir bleiben die, die wir waren.

Beilage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 173.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 20. Juli 1832.

Ich hatte selbst oft grillenhafte Stunden,
Doch solchen Trieb hab' ich noch nie empfunden.

Goethe.

Episoden
aus der Novelle:
die Zerrissenen.

X.

(Beschluß.)

Eduard erging sich im Park, da sah er einen Mann auf sich zuwandeln, der ihn durch ein Glas fixirte und endlich mit einem herzlichen Gruß zu ihm trat; es war Ottfried, der Poet. „Ach, sieh da, unser Maler," rief der freundliche Mann; „so bringt uns eine günstige Stunde im Tempel der schönen Natur zusammen." Sie gingen jezt beide den Gang hinab und über einen romantisch hoch gelegenen Pfad, der zu einer einsamen Thalmühle führte, welche im Gebüsch lieblich und idyllisch geschmückt dalag. Ottfried erzählte, wie er hier seine früheste Jugend verlebt, wie er alle Blumen und Bäume kenne und liebe, er sprach mit Wärme und Begeisterung von der Einsamkeit und jener Stille des Gemüths, in der es den süßesten, beglückendsten Gefühlen allein möglich werde zu keimen. „Doch glaube ich," fuhr er fort, „daß Beschaulichkeit und Andacht nicht allein den Dichter, so wie den ächten Religiosen bilden; es gibt einen Zustand, der hier, wie überall, wo etwas Tüchtiges sich gestalten soll, dem Menschen gleichsam die erste und heiligste Weihe gibt." Eine Pause entstand und Eduard sah seinen Begleiter fragend an. „Es ist der Schmerz," sagte dieser; „glauben Sie einem Manne, der aus Ueberzeugung spricht; der Schmerz, die Thräne bringt uns dem Gotte wieder nah, wenn wir durch Witz und Lachen uns von ihm entfernt haben; ebenso in der Poesie: ohne Unglück keine Größe, ohne Kampf kein Sieg, ohne Erniedrigung keine Erhöhung; wen die Musen lieben, den züchtigen sie. Wem nicht das Hinderniß von außen kommt, der findet im Innern eins. Eine große Seele findet überall Schmerz, weil sie groß ist, und der Kampf mit dem Schmerz ist Poesie." Eduard sah dem seltsamen Manne ins Auge und bemerkte, daß dieses sich mit Thränen füllte. Ja," fuhr er fort, „mein ganzes Unglück besteht darin, daß ich die Zeit meines Lebens über glücklich gewesen bin! O Freund, lächeln Sie nicht, ich spreche im heiligsten Ernst: ich fühle, ich bin zum Dichter geboren, allein es sollte troz dessen nicht seyn, deßwegen ging es mir überall wohl. O, meine Karoline, warum mußtest du mich auch gleich mit deinem Jawort beglücken! gab es denn durchaus kein Hinderniß, das uns, wenn auch nicht ganz hemmte, doch wenigstens mit Hemmung bedrohte? Nein, es sollte durchaus glücklich gehen, ich bekam nicht Raum zur kleinsten Beschwerde. Ach, und so ging es überall; ich hatte Hoffnung, mein Vermögen einzubüßen, arm und elend zu werden; welche Aussicht! da tritt mein Freund auf und rettet mit eigener Aufopferung mein Geld, und es bleibt mir gesicherter als jemals. Ein Jugendgespiele, an dem mein Herz hing, schien plözlich den Verräther gegen mich spielen zu wollen, schon spitze ich die Feder, ein poetischer

Schmerz über die Unbeständigkeit alles menschlichen edlen Gefühls erfaßt mich, da, in dem Moment, stürzt der Verkannte in meine Stube, es thut sich der Irrthum kund, und mein Freund ist meiner Liebe doppelt würdig, und mit dem Gedichte war's aus. Ein Kaufmann oder sonstiger praktischer Weltmensch könnte sich nichts besseres wünschen, als an meiner Stelle zu seyn; allein für mich, ich fühle es nur zu deutlich, ist dieses Glück ein Fluch, der den innersten Keim meines Wesens vergiftet. Ich gehe herum wie einer, der an Gespenster glaubt und dem sich wider Willen unter der Hand alles natürlich und prosaisch auflöst. O wie trefflich ist die Antwort, die die Königin Elisabeth einem jungen, thörichten Dichterling gegeben haben soll, als er ihr seine Verse vorgelesen: Sir, ich werde dafür sorgen, daß Ihr auf ein Paar Monate in den Tower kommt, damit Eure Verse Tiefe erlangen. Und so gibt es der dunkeln Kammern im Leben viele, wo der Dichter zum Bewußtseyn erwacht — mir nur, nur mir ist keine aufgeschlossen worden."

Man langte jezt bei der Mühle an und die freundliche Müllerin erschien, ihren Gästen einige ländlichen Erfrischungen zu reichen. Ottfried ließ sich in seinen Betrachtungen nicht stören. „Erst durch Schmerz," fuhr er fort, „wird jedes Gut unser wahres Eigenthum, die erste Thräne löst das Siegel vom Herzen, an dem gewöhnliche Behaglichkeit vielleicht Jahrelang vergebens sich abgemüht hat. Lange wandeln wir herum und glauben zu lieben, zu verehren, zu empfinden — da, in der lezten Minute vielleicht unseres Lebens, beugt sich unser Herz einem endlosen Jammer, es zerspaltet, die erste Thräne stürzt heraus — und wir lieben! Geht es mit den Wundern der Andacht, des Glaubens anders? So schreitet auch unsere Zeit jezt einem großen Schmerze entgegen, und dieser wird einst jenen heiligen Ernst gebären, mit dem unsere jungen Reformatoren so voreilig schon prahlen. Mir fällt bei derlei Gedanken immer ein kleines Gedicht ein, welches ich einst in Begeisterung für jene Ideen niederschrieb, es lautet folgendermaaßen:

Der nur lebt das wahre Leben,
Der nur Eines ewig denkt,
Der mit glühnden Liebesarmen
Sich ans Eine brünstig hängt.

Der ist nimmer nah dem Ziele,
Der noch andre Lust vermißt,
Nein, nur der, der alles, alles
Um das Einzige vergißt.

Der in dunkeln Kummernächten
Tief gebeugt am Lager weint,
Dem die weite Welt so öde,
Od sein eignes Herze scheint,

Der sich ganz verwaiset achtet,
Der sich ganz verloren gibt,
Der im bittern Leid verschmachtet,
Der bis zum Sterben sich betrübt.

Ja zu dem neigt es sich nieder,
In dessen Herze zieht es ein,
Dem will es sich zu eigen geben,
Ja dessen Tröster will es seyn."

Eduard war tief bewegt und bemühte sich nicht, seine Rührung zu verbergen; Ottfried sah ihn lange an, dann schloß er ihn heftig in seine Arme und sagte: „Mögen Sie, theurer Freund, glücklicher seyn als ich! Ihr Auge, Ihr ganzes Wesen sagt mir, daß Sie schon diesen heilbringenden Schmerz gekostet haben; — o seyn Sie stark, wenn nun die ganze Fülle des Leids auf Sie einbrechen sollte, um Sie durch Nacht und Dunkel zur Verklärung zu bringen. Ja, ich wußte es wohl, daß Sie mich verstehen würden; so genügen oft wenige Worte, um ein festes Band zu schließen zwischen zwei Menschen, die sich sonst rücksichtslos vorbeigegangen wären auf dieser weiten Erde." Eduard suchte die Hand des Mannes und drückte sie warm, dann erhob er sich und trat zurück, denn es nahte der Baron mit zwei fremden Gestalten. Er ging auf sein einsames Zimmer und zeichnete die Verse auf, welche ihn so sehr gefesselt hatten. Als sie auf dem Papier dastanden, wollte er sich wiederum jeden Eindruck abläugnen; sie kamen ihm höchst gewöhnlich vor und das Geheimniß, welches sie ihm früher enthalten zu haben schienen, war am Ende eine Bemerkung, die ihm äußerst bekannt dünkte. Er schalt sich, daß er von Ottfrieds Wesen sich so gleich für ihn habe einnehmen lassen, und die Worte desselben erschienen ihm jezt fast lächerlich, besonders das Verlangen nach Mißgeschick.

Briefe vom Mittelmeer.

Von einem Begleiter des Schweizer Reisenden Hugi.

(Fortsetzung.)

Die Kataloge einiger französischen Lesezimmer, die hier errichtet worden sind, enthalten außer Zeitungen wenig Lesenswerthes; das Beste dabei sind sie selbst, indem sie einem die Mühe des Nachsuchens, wo Nichts zu finden ist, ersparen. Was soll auch überhaupt die Wissenschaft hier? Sie ist eine Staatenpflanze; da muß erst noch das halbe Mittelalter, die Kriegs-, die Handelsepoche durchgespielt werden. Die Wissenschaft ist ein späterer Akt dieses Dramas, dessen Ouverture erst begonnen hat.

Der untere Theil der Stadt ist meistens von Europäern bewohnt, denen die Mauren und Türken ihre Häuser — denn daran ist Ueberfluß — verkauft oder vermiethet und sich in ihre villenartigen Gebäude im Obertheile der Stadt zurückgezogen haben; mitten in der untern Stadt haben die Franzosen die größte Moschee niedergerissen und einen hübschen viereckigen Platz, den einzigen in Algier, angelegt; er steht ungefähr im Mittelpunkte der zwei Längenstraßen, bab-al-aroum und bal-al-ouid, führt durch zwei andere Gassen dem Hafen und

der Höhe zu, hat eine sehr freundliche Aussicht auf die Bay, ist ungemein belebt und heißt Marineplatz. Die Gläubigen leiden übrigens keineswegs Mangel an Moscheen, während in der Kapitulation von Algier — seltsame ketzerische Vergeßlichkeit! — der Gründung einer christlichen Kirche gar nicht gedacht, wohl aber völlig ungestörte Ausübung des Korans stipulirt wurde. Es scheint auch den Ungläubigen noch keinen Augenblick der Gedanke an Errichtung eines Gotteshauses gekommen zu seyn, worüber denn die Spanier, Portugiesen und Italiener, deren es hier eine große Anzahl gibt, gewaltig lärmen.

Ich schlenderte eines Morgens in die Oberstadt hinauf und ward in einer engen Gasse von einem Haufen Mauren angehalten, die mich freundlich-zudringlich umringten und mir eine Art von weiß metallenem Gefäß entgegenhielten. Die lingua franca, das philologische juste milieu der Sprachen aller der Völker, die um das mittelländische Meer herumwohnen, ward geradbrecht, und ich brachte heraus, daß ich ihrem Heiligen — es war ein Festtag der Mauren — opfern sollte. Als ich den *frommen* klingenden Zoll abgetragen, suchte ich *auch in* die Moschee zu gelangen, was, wie es schien, nicht schwer hielt, indem die ganze Masse der Gläubigen, Jung und Alt, festlich geschmückt, zu ihrem Gotte strömte; aber an der Thüre zog jeder seine Schuhe aus und schritt baarfuß durch den Dom. Man meint vielleicht, ich werde meine Schuhe ebensowenig vor einem Götzen, als Vater Tell seine Mütze vor einem Zwingherrnhut abgezogen haben; aber der Ehre ist zu viel für mich; nein, ich wollte hinein — aber ohne Stiefelholz? und dann, waren die Strümpfe heilig oder profan? Darum blieb ich stehen, wie der Zöllner, an der Thürschwelle, und sah von ferne dem frommen Treiben zu. Wahrlich, auch diese Leute haben es in ihrer Religion zu einer großen Kunstfertigkeit gebracht. Auf einem Gerüste im Vordergrunde standen mehrere Männer, die sehr gemessen und regelmäßig allerlei Bewegungen ausführten, sich bückten und niederwarfen, sich umdrehten und von einer Seite auf die andere begaben. Ich ward gerührt und dachte an die Messe; aber du lieber Gott! das ist nur ein Schatten gegen unsere Messe: wo ist die lustige Klingel, die Lichter am hellen Tage, das dicke mystische Buch, die schönen bunten Gewänder, die Priester und Altäre bedecken? Die Untenstehenden machen genau nach, was die oben vormachen, das ist Alles. Alles ist stumm und ruhig, wie das Grab. Die nämlichen lange fortgesetzten Bewegungen zerknirschen aber nicht nur die Seele, sondern schlagen auch das Muskelsystem ungemein darnieder, denn man sieht diese armen *Leute* so angegriffen und erschöpft aus der Kirche kommen, als hätten sie ein Schiff geladen. Da geht es bei uns nicht so langweilig her, die Andacht ist leicht, die Rührung kommt von allen Seiten, die Musik hilft nach und die Priester übernehmen die beschwerlichste Parthie. Am besten gefiel mir noch die Ceremonie des Friedenskusses; die Männer umarmen sich alle an diesem Festtage, wenn sie einander in der Kirche und auf den Straßen begegnen; aber Weiber sah ich nicht in den Moscheen und keine erhielt den Friedenskuß auf der Straße. Der Friedenskuß hat wohl so viel zu bedeuten, als das gemeinsame Mahl, das die Christen mit einander nehmen; er ist wohl das Geheimniß der muhamedanischen Religion, so wie jeder andern auf Erden. Was will am Ende jede Religion anders, als die Menschen zu einer Familie vereinigen, die einzelnen Interessen auflösen in dem allgemeinen Interesse der Gesellschaft, die Idee der Humanität als den Gott der Vereinigung unter die Wilden bringen, die blind sich selbst und ihre Leidenschaften vergöttern? Dieser edle Zweck bleibt nur so lange ein Geheimniß, als der blinde Instinkt, sinnlos waltend, das geistige Auge umdämmert.

Da gehen wir am Offizierscafé vorbei, sollte eigentlich Tue-temps heißen; da wird Collegium practicum über Müßiggang gehalten. Hier treten die vom Schweiß des Anziehens und Schnürens Durchnäßten aus dem einförmigen Regen ihres Dienstes in die betäubende Traufe der Langenweile, und entladen den verhaltenen Subordinationsgroll auf die armen Kaffeejungen, die Pluselektricität der Ungeduld auf die Minuselektricität der leidenden Schwäche. Das ist überall so. Ein eingeübter Knecht weiß sehr gut den Herrn zu spielen, das sieht man an allen Bedienten. — Treten wir in das Börsenkaffeehaus; da muß es wimmeln von Kaufleuten und Spekulanten; hört man doch bei uns so viel und häufig von dem Uebergewicht sprechen, das diese Occupation dem französischen Handel in die Hände spielt, und dieß wohl aus dem wichtigen Grunde, weil ein französischer Hafen mehr im Mittelmeere vorhanden ist. Spekulanten sind freilich hier die Menge: gierige Schlukker, die den Moment benutzen, so viel als möglich von dem Abfall zu erhaschen, den es bei jeder großen Operation gibt, Abentheurer, die nichts zu verlieren haben, als ihre Schulden; aber von einem soliden Handelsverkehr ist in Algier und kann bis jezt noch gar nicht die Rede seyn; die Einfuhr ist außer allem Verhältniß zur Konsumation stark und sehr unsicher; Ausfuhr ist fast gar keine, daher die Schiffe leer nach Hause fahren müssen; zudem wechselt nicht nur die Quantität, sondern auch die Qualität der Bedürfnisse äußerst schnell; so würde z. B. die Einfuhr von Getreide, die vor einigen Monaten so einträglich war, jezt sehr gewagt seyn, wogegen Wolle jezt bedeutenden Absatz fände.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Tübingen, Juli.

Die Hegelsche Philosophie in Schwaben.

In unserer Musenstadt, wo sich überhaupt nicht viel Neues ereignet, ist in wissenschaftlicher Hinsicht schon lange nichts Wichtigeres vorgefallen, als das Auftreten eines Apostels der Hegelschen Lehre. Das Sprüchwort: der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande, hat sich an Hegel bewährt: er ist von der Hochschule, an der er seine erste philosophische Bildung erhielt, so lange er lebte, so ziemlich verläugnet worden, und sein junger Schüler, selbst ein Zögling der hiesigen Universität, wird es blos seinem Eifer zu danken haben, wenn diesem unvorbereiteten Boden eine Saat Hegelscher Weisheit entsprießt. Dr. Strauß hat bei Eröffnung seiner Vorlesungen über Logik und Metaphysik ein Paar Worte über die Bedeutung des Studiums der Philosophie und der Hegelschen insbesondere gesprochen, die uns geeignet scheinen, die Anhänger und die Gegner Hegels gleich zu interessiren. Wozu der eine Beifall nickt, dazu kann der andere lächeln, und am Ende werden sich alle unterhalten haben.

• • •

Indem wir hier zusammengekommen sind, um eine anhaltende Beschäftigung mit den Wissenschaften der Logik und Metaphysik zu beginnen, könnten wir in der That gefragt werden, ob wir denn nichts Besseres zu thun wüßten? Ich rede nicht von denen, welche unter diesem Bessern nichts Anderes verstehen, als den Genuß von dem goldenen Baume des Lebens, während freilich eine Wissenschaft wie Logik und Metaphysik von allen Theorien die grauste ist, sondern jene Vielen sind nicht ganz zu überhören, welche in unserer vielbewegten Zeit das praktische und insonderheit politische Leben so in sich hineingerissen hat, daß sie Alles nur um seines praktischen Nutzens, um des Beitrags willen, den es zur Beförderung des öffentlichen Wohls, zur Befreiung der Völker liefert, schätzen und zulassen wollen. Häufig genug können Sie es ja heutzutage hören und lesen, wie die Kunst als etwas Müßiges abgeschätzt wird, wenn sie nicht gerade Aufklärung und Freiheit predigt, und von der Wissenschaft wird verlangt, sie solle nur auf dem kürzesten Wege aus ihren nutzlosen Abstraktionen ins Leben hinüberführen. Dieser Forderung scheinen die Logik und Metaphysik geradezu Hohn zu sprechen; sagt man, wie in guten alten Zeiten gesagt wurde, die Logik lehre richtig denken, und das habe ja seinen erklecklichen praktischen Nutzen, so ist man heutzutage im Stande, dies nicht mehr gelten zu lassen, und ich muß selber sagen, daß man darin recht hat; denn ein richtig praktisches Denken läßt sich durch Uebung im angewandten Denken vollkommen erreichen ohne die logische Reflexion auf die reinen Formen und Gesetze dieser Thätigkeit, wie wir es z. B. in der Kunst des Tanzens weiter bringen in einer tüchtigen Tanzstunde, als in der gelehrtesten Vorlesung über die Gesetze der Bewegung. Uns Deutschen insonderheit wird jezt von vielen Seiten zugerufen, wir sollen doch endlich unsere metaphysischen Hörsäle und die Beschäftigung mit bloßen Theorien verlassen, wir sehen ja, wohin sie uns geführt; nach dem Beispiele der Nachbarvölker sollen wir eilen, uns politisch zu reformiren und in den Gang der europäischen Angelegenheiten würdig einzugreifen. Aber wir dürfen uns durch dergleichen Reden nicht irre machen lassen. Wir Deutschen haben es von jeher so gehalten, daß wir die Verbesserungen mit dem stillen Geschäfte im Innern anfingen, und erst zulezt auch äußerlich sie darstellten; wir überlassen Andern das Vergnügen, zuerst den äußern Zustand zu verbessern und hinterher in die Verlegenheit zu kommen, wahrzunehmen, daß der Geist des Volkes dazu noch nicht reif war. Wir halten uns auch hier an den Spruch, daß wer am Ersten nach dem Reiche Gottes, nach der wahren, geistigen Freiheit und Gerechtigkeit trachtet, daß dem das Uebrige alles von selber zufällt. Darum ist Deutschland das Land der Reformation und wird nie das Land der Revolution werden. Darum bildet es seine Söhne zuerst zu freien Menschen; sind sie einmal dies, so kann es nicht fehlen, daß sie auch freie Bürger werden. Suchen wir in stiller Geschäftigkeit alle Fesseln des Aberglaubens, des Vorurtheils, der Selbstsucht und Niederträchtigkeit von den Gemüthern abzulösen, dann werden geräusch- und mühelos, ohne Gewalt und Blut, aber auch sicher und für immer, die Bande abfallen, welche unsere Hände etwa noch beengen. Und was wäre denn geeigneter, den Geist von innen heraus zu befreien von allem Wahn und kleinlichten Interesse, als die logische Beschäftigung mit den unsterblichen Gedanken, welche die Gesetze der Natur und Geschichte, wie des menschlichen Geistes sind, und deren allmächtiger Gang jedes Streben, das sich eigensüchtig in sich verschließen will, spurlos begräbt. Aber aus rein theoretischem Interesse möchte ich Sie zu dieser Beschäftigung herzutreten sehen; es ist an und für sich die höchste Aufgabe, wie Seligkeit des Geistes, in seine eigene Tiefe zu schauen und die Züge zu bemerken, in welchen sich die ganze Welt mit ihren Kreaturen, ja das göttliche Wesen selber spiegelt. Wer die Wissenschaft nicht um ihrer selber willen, sondern nur als gemeines Mittel sucht, dem, das wissen Sie wohl, wird sie niemals Gunst beweisen.

Aber nicht blos ein allgemein menschliches und wissenschaftliches, nicht blos ein nationell deutsches Interesse hat der Gegenstand, mit welchem uns zu beschäftigen wir gesonnen sind, sondern indem es die neueste Philosophie ist, in deren Geist ich Sie durch diese Vorlesungen einführen möchte, so kann ich nicht unbemerkt lassen, wie diese neueste Philosophie für uns auch noch ein provinziell-schwäbisches Interesse hat. Es ist nicht blos, wie es erscheinen könnte, ein äußerliches, zufälliges Verhältniß, daß von der lezten Entwickelungsperiode der Philosophie die beiden ersten Meister dem Norden, die beiden lezten aber dem Süden Deutschlands angehören. Nämlich das Vermögen der eigenen Vernunft kritisch zu prüfen, wie durch Kant geschehen, ferner, wie Fichte, das Ich als das einzig Reale, und selbst die Außenwelt als Produkt seiner Thätigkeit auszusprechen, das waren Werke des norddeutschen Verstandes und edeln Stolzes; aber mit Schelling auch in der todten Natur den Geist, und endlich mit Hegel in allem Wirklichen das Vernünftige zu erkennen, das geziemte dem süddeutschen Gemüth und schwäbischer Demuth. Zwar wandte der verstorbene Vollender dieser Philosophie hinsichtlich Schwabens den Spruch auf sich an, daß ein Prophet im Vaterlande nicht geehrt sey; aber ich selber konnte den Greisen noch mit der Botschaft erfreuen, daß in dem gründlichen Geiste der schwäbischen Jugend wenigstens sich seiner Philosophie eine große Thür eröffnet habe. Wie wir oft in der politischen Geschichte von einem schwäbischen Kaiserthum reden, und diese Männer, so sehr sie auch dem gesammten Deutschland, ja der Menschheit angehören, doch mit besonderer Liebe als die Unsrigen betrachten, so können wir auch diese neueste Philosophie füglich die schwäbische nennen und uns freuen, daß diese köstliche Frucht, deren Bestimmung freilich das gesammte Deutschland nicht nur, sondern die ganze gebildete Welt umfaßt, auf schwäbischem Boden erwachsen, in tiefster Verwandtschaft mit unserm Provinzialgeiste steht.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 174.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. Juli 1832.

Steht vor dem Finstern milchig Grau,
Die Sonne bescheint's, da wird es Blau.
Auf Bergen in der reinsten Höhe,
Tief Röthlichblau ist Himmelsnähe.

Goethe.

Ueber die Durchsichtigkeit der Luft und die Farbe entfernter Gegenstände.

Von allen Substanzen, die wir kennen, läßt die Luft das Licht am besten durch, d. h. sie ist der durchsichtigste Körper; zum Glück ist diese Durchsichtigkeit nicht absolut; wäre dem so, so hätten wir weder Morgen- noch Abenddämmerung, auf tiefes Dunkel folgte, im Wechsel der Tageszeiten, unmittelbar blendendes Sonnenlicht und umgekehrt, und alle nicht unmittelbar von den Strahlen der Sonne beleuchteten Theile der Erde wären in Nacht gehüllt. Wäre anderseits die Luftmasse, welche den Erdball umhüllt, dichter und bis auf einen gewissen Grad undurchsichtiger, so gelangte gar kein Licht zu uns herab und ewiges Dunkel herrschte auf der Erde.

Da die Atmosphäre das Licht aufhält und bricht, so muß sie sichtbar seyn; aber ihre kleinsten Theilchen sind so fein, daß sie nur in Masse für das Auge wahrnehmbar werden; die Luft erscheint uns dann bekanntlich blau. Ob nun diese blaue Farbe daher rührt, daß, wie Newton meint, die blauen Strahlen im Lichte eine stärkere Brechbarkeit besitzen als die andern, oder ob sie Folge einer besondern Eigenschaft der Luft ist, vermöge welcher sie beim Zutritt des Lichts diesen blauen Schein annimmt, wie andere Physiker meinen, dieß ist eine interessante, aber noch lange nicht entschiedene Frage.

Nur durch Verdichtung der Luft ließe sich vielleicht ausmachen, welche Farbe die festen Theilchen derselben eigentlich brechen, denn nur sie sind es, welche das Licht aufhalten und von seiner Bahn ablenken. Es ist gelungen, verschiedene Luftarten so zusammenzudrücken, daß sie in flüßigem Zustande erschienen; man hat aber an denjenigen, welche im luftförmigen Zustand farblos waren, im flüßigen keine Färbung beobachtet. Die Atmosphäre ist nun aber einmal blau, und zwar blau in verschiedenen Abstufungen, blaßblau, wenn man die Luft von den untersten Schichten aus betrachtet, tiefblau, wenn man auf den Gipfeln der Alpen steht, und diese Farbe rührt wohl daher, daß wir den absolut finstern Weltraum durch die Massen von Lufttheilchen sehen, welche das nicht zersezte, also nicht etwa das weiße, schon gleichsam substantielle, sondern das völlig reine, ätherische, durchsichtige Licht reflektiren.

Kann man aber von einem absolut finstern Weltraum sprechen, da man doch schwerlich daran zweifeln kann, daß der ganze Raum zwischen dem großen Lichtheerd, der Sonne, und dem entferntesten, zu unserem Sonnensystem gehörigen Planeten mit Licht gesättigt ist? Man bedenke, daß wir nur dann den Eindruck des Lichts erhalten, wenn es unmittelbar oder durch Reflektion in unser Auge dringt, und da, wenn wir in den freien Weltraum hinaussehen, rein nichts die Strahlen der Sonne reflektiren kann, als die Planeten, so ist alles Uebrige durchaus finster für uns. Ein Lichtstrahl, den man in die sogenannte Camera obscura treten läßt, ist in allen Richtungen nur deßhalb sichtbar, weil immer kleine, das Licht reflektirende Körperchen,

Staub und dergleichen, in der Luft des Zimmers schwimmen; in einer reinen Luft wäre er fast, und im luftleeren Raum völlig unsichtbar, wenn er nicht unmittelbar in das Auge fiele.

Die Atmosphäre enthält immer eine Menge Unreinigkeiten, und diese sind nothwendig von sehr verschiedener Beschaffenheit; sie brechen demnach alle, im einfachen Licht enthaltenen Farbestrahlen. Da sich aber diese Farben, bevor sie das Auge erreichen, durch das Wirbeln der Körperchen in der Luft mischen, so machen sie auf das Auge den Eindruck der weißen Farbe; denn bekanntlich entsteht aus der Mischung, der raschen Umdrehung der aus dem Sonnenlichte gebrochenen Farben immer weiß. Da nun ferner jene Unreinigkeiten in den untern Schichten der Luft weit zahlreicher sind, so rührt wohl die Modifikation der ursprünglich blauen Farbe der Luft, in Folge welcher das Blau unten an der Erde blässer, zuweilen sogar grau scheint, von nichts anderem her, als eben von jenen Unreinigkeiten und dem durch sie dem Blau beigemischten Weiß. Je höher wir uns in die Luft erheben, auf Bergen oder in Aerostaten, desto reiner wird die Luft, desto weniger reflektirende Körperchen enthält sie, desto weniger Licht wird zerstreut, und desto dunkler erscheint demnach das Blau der Luft. Auf sehr hohen Bergen ist der sogenannte Himmel bekanntlich tief dunkel, fast schwarz. Man darf auch nicht vergessen, daß ein großer Theil des gebrochenen Lichts in der Atmosphäre Licht ist, das von der Erde zurückgeworfen wird, und daß diese Spiegelung nothwendig unmerklicher werden muß, je höher wir uns über die Oberfläche der Erde erheben. Auch erscheint uns, wir mögen uns nun in den untersten Schichten der Luft, oder in ihr so weit oben befinden, als der Mensch sich nur erheben kann, die Farbe des Firmaments gerade über unsern Köpfen, im Zenith, wo die Masse der Luft am kleinsten ist, am dunkelsten; wäre nun aber die Luft selbst blau, so müßte gerade das Gegentheil stattfinden. Wahrscheinlich also rührt, wie oben gesagt, das sogenannte Himmelblau daher, daß wir in das absolute Dunkel durch eine Masse von Lufttheilchen blicken, welche das reine, nicht modificirte Licht brechen.

Man hört öfters sagen, entfernte Gegenstände auf der Erde sehen blau aus, weil sie durch eine Luft gesehen werden, die an sich blau sey, und man könnte dieß gegen den eben aufgestellten Satz geltend machen. Untersuchen wir zuerst, ob die Farbe entfernter Gegenstände wirklich blau ist, und ergäbe sich dieß auch wirklich, sehen wir uns um, ob sich nicht ein Grund dafür angeben läßt, der dasjenige, was wir bisher gesagt haben, bestätigt, statt es zu widerlegen.

Die Gegenstände, von denen man gewöhnlich behauptet, sie seyen blau, sind ferne Berge. Durch ihre Höhe und Masse werden sie uns in sehr bedeutenden Entfernungen sichtbar, dergestalt, daß sich zwischen ihnen und uns eine sehr bedeutende Luftmasse befindet. Der Farbe dieser Luft nun schreibt man die Färbung entfernter Gebirge zu. Nach dem, was wir bisher gesagt, ist aber alles in der Atmosphäre gebrochene Licht zum Theil weiß, zum Theil farblos, völlig durchsichtig. Sehen wir nun zuerst, welche Farben wir am häufigsten an den Gebirgen beobachten.

Die Berge sind entweder kahl, oder mit Pflanzenwuchs bedeckt, oder zum Theil nackt, zum Theil bewachsen. Die nackten Felsmassen haben sämmtlich, sie mögen bestehen aus welchem Gestein sie wollen, eine dunkle Farbe. Basalt und Trapp sind völlig schwarz; manche Arten von Kalkstein sind dunkelblau, ins Schwarze stechend, ebenso die Schiefer; Granit, Porphyr, Sienit u. s. w. sind in Masse röthlichbraun, zuweilen bleigrau; die Sandsteine sind röthlich oder mehr oder weniger dunkel okergelb. Nur die Kreidegebirge und schneebedeckte Bergspitzen sind rein weiß; wir werden sogleich von ihnen sprechen. Die Farbe der Vegetation ist durchgängig grün in verschiedenen Nüanzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe vom Mittelmeer.

Von einem Begleiter des Schweizer Reisenden Hugi.

(Beschluß.)

Das Bedürfniß des Handels muß erst im Lande selber erwachen; der Handel entsteht nicht durch Spekulation, sondern diese gründet sich auf jenen und der Handel auf die Produktivität des Bodens und des Volkes, oder auf die Gewerbe. In einer Geschichte des Handels würde man gewiß immer vom Handwerk, als der ersten Regung desselben, ausgeben; die Erfahrung spricht das halbe Mittelalter hindurch für diese Ansicht. Die Handwerker dehnen ihre Gewerbe über ihre Bude aus; das ist des Handels Anfang; wie der Gesichtskreis sich erweitert, erwacht der Spekulationsgeist, und irre ich nicht, so fängt der Handel in Algier gerade so von vorne an, wie er überall begonnen hat. Gegenwärtig liegt er noch in der Wiege, d. h. im Handwerk eingeschlossen; die emsigen, tüchtigen, künstlerischen Hände mangeln allenthalben und werden theuer bezahlt. Man lasse erst Ackerbau und Manufakturen sich erheben und groß werden, da kommt der Handel im Gefolge von selbst, und kann sich nur so wahrhaft fest und für die Dauer gründen. Daß der Handel die Handwerke bethätigte, liegt natürlich in dem Kreislauf der Dinge, aber er ist nicht ihr Vater, sie haben ihn erzeugt und er gibt nur der Quelle wieder, was er von der Quelle bekommen. Die beginnende Gewerbsthätigkeit, der Mangel an zugreifenden Händen sollte der

Administration von Algier ein Fingerzeig seyn; Handwerke wären die beste Bildungsschule für die Neger- und Beduinenhaufen, die lumpig und faul im heißen Sande herumliegen; diese Leute, die früher wie das Vieh mit dem Stock geführt wurden und im Lasttragen zu Grunde gingen, sind nun auf einmal französische Bürger geworden und gebrauchen ihre Freiheit als Faulheitskissen; man steckt sie freilich einzeln in algierische Jägerkorps und nennt sie Freiwillige, gebraucht sie einzeln zum Straßenbau und bezahlt ihnen mehr als sie brauchen; aber das schlüpft aus dem Boden wie Ameisen, das liegt herum wie Sand am Meer, und die Bauten hören auf und die Freiwilligen werden verabschiedet. Hier wäre eine Handwerksschule das schnellste und einfachste Civilisationsmittel, und träge ein, statt zu kosten. Einerseits würde sie dem Geniekorps seine tausend Mann ersparen, andererseits durch Betreibung des Ackerbaus, unter einer kräftigen Oberaufsicht, schon gegenwärtig die ganze Armee nähren. Freilich wäre das Unternehmen schwierig; die Mittel müßten oft Zwang und Strafe, die Geduld, so wie die Festigkeit unerschütterlich seyn. Man würde dann auch das Prahlen mit der sogenannten Menschenliebe, welche diese Wilden zu französischen Bürgern machte, aufgeben, würde die Spielerei, sie einen verehrlichen Stadtrath wählen zu lassen, den man bevormundet, nicht als französische Großmuth ausrufen, würde einige Moscheen schließen müssen, die man jezt der Langeweile öffnet; aber man hätte dann wahrscheinlich auch nicht von Nöthen, die freien Bürger und Menschen zu Hunderten wie Vieh zu schlachten, wenn sie ihre wilde Natur wieder anwandelt, wie dieses lezthin mit barbarischer Kaltblütigkeit und ohne Untersuchung geschehen ist; o über die Halbheit und die mit Empfindelei übertünchte Grausamkeit! Mein Freund Mustapha erzählte mir eine recht erbauliche Geschichte von der europäischen Justiz. Erst bestätigt man ihn in dem ungestörten Besitz seiner Güter, dann fordert man eine Abgabe, die zwei Jahreszinsen übersteigt, und da er murrt, steckt man ihn ein. Mustapha spricht von der Sache als Türke, ganz naiv, und sieht nichts Sonderbares dabei, als die Rechte, die er besizt.

Wir sahen uns gleich am zweiten Tag nach meiner Ankunft auf dem großen Platze; ich bewunderte das große freundliche Auge, das behagliche Gesicht, die unbefangene, bequeme Haltung des jungen Mannes, der mich spöttisch anzulächeln schien. Ich mußte mich an dem Spötter rächen, denn der europäische Stolz war noch nicht in der afrikanischen Hitze geschmolzen; aber ich hatte mich getäuscht: was ich für Spott angesehen, war die gutmüthigste Neugierde; denn eben als ich auf eine häßliche Grimasse führte, nahm er mich bei der Hand und bot sich in fränkischer Sprache zu meinem Begleiter an; ich stand beschämt und stammelte Höflichkeiten, die er glücklicherweise nicht verstand. Er ist aus der Familie des Dey, ist Pascha und kann nicht schreiben und nicht lesen; er bereitet sich seit einiger Zeit sehr ernsthaft auf eine Reise nach Paris vor, das heißt, er lernt Billard spielen bei den französischen Offizieren, die keine Parthie verlieren, und macht der Kaffeenymphe seinen afrikanischen Hof. Ich entschloß mich, den jungen Wilden über die Schlüpfrigkeit und Wichtigkeit seiner Unternehmung und die Unzulänglichkeit der angewandten Mittel ein wenig aufzuklären. Mustapha fiel aus den Wolken. Nun hoffte ich auch meinerseits, wichtige Aufschlüsse über Algier von ihm zu bekommen; aber seine Unwissenheit war so groß, als seine Gutmüthigkeit. Seine Welt ist auf seine Lebensdauer beschränkt, seine Tendenz durchaus körperlich; er ist ein liebes, gutes Thier. Ich führte ihn vor die Stadt hinaus und bat ihn über die Tausende von Mausoleen um Aufschluß; die Gräber seyen für die Todten, meinte er, und gehen die Lebenden nichts an. Ich zeigte ihm das Schloß, das Karl V. erbaut; er wußte rein nichts von Geschichte. Nun zeigte er mir seine Landhäuser, Gärten, Höfe, Ländereien. „Das ist mein," und „das war mein," sprach er mit dem nämlichen gleichgültigen Lächeln. Er wurde bald müde und hatte viele Erfrischungen vonnöthen; wir ruhten häufig, und als wir wieder beim Thore ankamen, hatten wir, Schritt für Schritt, zwei Stunden gemacht; er war ganz erschöpft, in seinem Leben war er nie so weit gegangen.

Hier lassen Sie mich für diesmal abbrechen, mit diesem Bilde die Skizze von Algier beschließen. Mich hat dieser Wilde gelehrt, so ruhig auf meine untergegangenen Hoffnungen zu blicken, als er selber sorglos des Verlusts seiner wirklichen Güter gedachte, und meine Zufriedenheit ist der Schlummer eines Kindes, in den mich Störrigen, Rastlosen das Wiegenlied der Behaglichkeit gelullt hat. Daß ich lange, recht lange schlafen könnte!

Korrespondenz-Nachrichten.

Tübingen, Juli.

(Beschluß.)

Die philosophische Periode von Kant bis Hegel.

Eben dieses könnte einer tadelnswerth finden, daß ich die angekündigten philosophischen Disciplinen in der Weise eines bestimmten, und gerade des Hegelschen Systems abzuhandeln gedenke. System, Schule in der Philosophie, das ist jezt Manchen ein Gräuel; sich einer Schule anschließen, scheint ihnen eine schmähliche Knechtschaft zu seyn; man müsse sich von den verschiedenen Systemen ihre Herrlichkeiten vorlegen lassen und davon auswählen, was einem ansteht. Nun allerdings, wenn ein Kaufman seine Waaren vor mir auskramt, so kaufe ich nicht Alles, was er mir zeigt, sondern ich wähle davon aus, was mir taugt, und das kann ich gar wohl beurtheilen; ich kenne ja mein Bedürfniß, den Zustand meines Geldbeutels u. s. w. Aber

wenn nun ein Philosoph sein System vor mir entwickelt, so lange ich noch keine philosophische Bildung habe, wornach soll ich die Auswahl anstellen, welche seiner Säze ich annehmen will und welche nicht? Etwa nach gewissen Lieblingsideen, nach sogenannten Grundsäzen und Ueberzeugungen, so daß ich annehme, was diesen gemäß, verwerfe, was ihnen zuwider ist? Allein jene Ueberzeugungen selbst haben nur den Werth von Vorurtheilen, so lange sie nicht in dem beweisenden Zusammenhange eines philosophischen Systemes stehen. Oder soll ich, wie heutzutage besonders oft beliebt wird, meinen natürlichen, oder sogenannten gesunden Menschenverstand zum Maßstab der Beurtheilung machen? Aber alle Philosophie entspringt wesentlich nur aus dem Bedürfniß, über diesen gemeinen Menschenverstand hinauszukommen; reichte dieser aus zur Erkenntniß der Wahrheit, so könnte sie jeder zu Hause haben und brauchte sich nicht erst in die Hörsäle der Philosophen zu bemühen. Es ist also unerläßlich für Jeden, der in der Philosophie zur Selbstständigkeit kommen will, daß er sich irgend einmal einem System ganz hingebe, alle seine Meinungen und Vorurtheile dessen strenger Zucht unterwerfe und im harten Dienste desselben sich alle Eigenheiten und Grillen, auch etwaige Empfindsamkeiten abarbeite. Erst so, wenn er ganz im Systeme lebt, wird auch das System in ihm lebendig werden; das Leben aber eines jeden Systems ist allerdings dies, über sich selbst zu einem neuen hinauszugehen; jedoch das ist dann erst die wahre Kritik eines Systems, welche aus einem solchen Subjekte kommt, das sich dem Systeme unterworfen und sich zum Träger seines Fortschrittes gemacht hat. Deswegen, seitdem die Philosophie eine zusammenhängende Geschichte hat, werden Sie keinen großen Philosophen finden, der nicht in dem Dienste eines andern Systems erst seine eigene wissenschaftliche Freiheit gefunden hätte. Fichte war zuerst ein vollkommener Kantianer, und nur dadurch, daß er sich ganz zum Organ dieses Systems gemacht hatte, wurde er auch Organ seines Fortschritts zu einem höhern Prinzipe. Ebenso verhielt sich Schelling zu Fichte, und Hegel selbst diente lange unter den Fahnen seines jüngern Zeitgenossen, bis dessen Geist über ihn kam und ihn weiter führte, als jener, sein Vorgänger, noch bis heute gekommen ist. Jene Kritiker dagegen, denen es kein Philosoph recht machen kann, die Alles immer noch besser wissen und an jedem System immer noch etwas auszusezen haben, bleiben, indem sie ihre Selbstständigkeit zu wahren meinen, in der schmählichsten philosophischen Unmündigkeit und Abhängigkeit von Vorurtheilen und Denkweisen, welche nicht einmal die ihrigen sind, sondern die sie durch das gemeine Leben — sie wissen selber nicht wie — überkommen haben.

Wenn es aber allerdings ein System seyn muß, welchem wir uns in der Philosophie anzuschließen haben, so lange wir noch nicht selbst ein neues machen können, so fragt sich: warum ist es denn gerade das Hegelsche, welches hiezu ausersehen wird? Etwa weil es das neueste System ist? Das ist es nicht einmal; wenigstens versichert Herr Dr. X. in U., daß sein System noch neuer sey, und von Hrn. Prof. Y. in Z. habe ich es aus seinem eigenen Munde, daß er stark damit umgeht, demnächst das allerneuste System zu erfinden. Allein diesen allerneusten Philosophien würden wir uns wohl hüten, uns anzuschließen, und vor der Hand immer bei der Hegelschen bleiben, aus einem Grunde, den ich jezt entwickeln will.

Mit Kant hat bekanntlich ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Philosophie begonnen, und dieser ist in Hegel zur Vollendung gekommen. Wenn die Aufgabe alles Erkennens und aller Philosophie darin besteht, daß die vermeintliche Kluft zwischen dem Erkennen und dem Objekte ausgefüllt werde, das Subjekt den Gegenstand sich zu eigen mache, so kann diese neueste Periode als diejenige bezeichnet werden, in welcher die Fremdheit des erkennbaren Stoffs gegen den erkennenden Geist gründlich und für immer überwunden, aller Gegenstand vergeistigt, der Geist ganz sich gegenständlich geworden ist, was früher nur unvollkommen und in einzelnen Systemen vorhanden war. Dabei gruppiren sich die vier hieher gehörigen Systeme im Allgemeinen so, daß der Standpunkt der Kantischen und Fichteschen Philosophie durch den Saz angegeben werden kann: das Ich ist aller Gegenstand; der Standpunkt der Schellingschen und Hegelschen kann in umgekehrter Stellung von Subjekt und Prädikat durch den Saz bezeichnet werden: aller Gegenstand ist Ich oder vielmehr Geist. Näher ist der Gang der neuesten Periode in der Geschichte der Philosophie dieser: Kant reinigte den Boden, Fichte stellte das Prinzip auf, Schelling befreite es von seiner Einseitigkeit und Hegel führte es durch alle Gebiete der Erkenntniß hindurch; vollständige Entwickelung eines Prinzips aber ist immer ein Zeichen, daß die Periode, welcher dasselbe angehört, zu ihrer Vollendung gekommen ist. Dies ist die hohe Stellung der Hegelschen Philosophie; sie ist der Inbegriff aller der Philosophien, die in der lezten Periode ihr vorangegangen, wie diese lezte Periode im Ganzen der Inbegriff der gesammten frühern Geschichte der Philosophie ist. Jezt ist eine neue Epoche nicht so bald zu erwarten; wenigstens aus der schnellen Aufeinanderfolge der lezten vier Systeme ist nichts zu schließen, denn dies waren ja keine ganzen Systeme, sondern nur Bruchstücke eines großen Systems, welches diese ganze Periode zusammen bildet, wie man von den vier Asteroiden gesagt hat, daß sie nur Trümmer Eines grossen Planeten seyen. Darum ist es nur ein eitles Treiben, auf neue philosophische Systeme jezt schon Jagd zu machen; die Aufgabe ist vor der Hand nur die ganz bescheidene, das in der lezten Periode Gewonnene erstlich zum eigenen, dann auch zum allgemeinen Verständniß zu bringen, es nach allen Seiten auszuführen und insonderheit auch in die positiven Wissenschaften einzuarbeiten, welche, die Theologie vor allen, einer solchen Erfrischung äußerst bedürftig, aber ebenso fähig sind.

Auflösung der Homonyme in Nr. 168:

Auflösung.

Charade.

1. 2.

Uns strebet Jedermann zu füllen,
Und strebt uns zu vernichten doch;
Aus unsern weiten Mäulern brüllen
Auch Todesschlünde heute noch.

3. 4.

Ich bin von wegen meiner Sünden
Der priesterlichen Macht verfehmt,
Muß, was ich heimlich that, verkünden,
Im Negligé mit grobem Hemd.

Das Ganze.

Du bist es wohl schon selbst gewesen,
Oft ist's verdienstlich, es zu seyn;
Und fallen euch, die sie gelesen,
Nicht dieses Kärtchens Räthsel ein?

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 175.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. Juli 1832.

Ich kenn' ihn lang, er ist so leicht zu kennen,
Und ist zu stolz, sich zu verbergen.

Goethe.

J. J. Rousseaus häusliches Leben und Tod.

Dritter Artikel.

(s. Nro. 160.)

Wir kommen in der Reihe der Männer, welchen wir Nachrichten über den großen Mann, der uns in diesen Artikeln beschäftigt, verdanken, auf denjenigen, der ihn am anziehendsten schildert, auf Corancez. Was er über Rousseaus lezte Lebensjahre, seine häuslichen Verhältnisse und seinen Tod sagt, verdient vollen Glauben, da er zwölf Jahre ununterbrochen mit ihm vertraut war und auch der einzige Schriftsteller ist, der über Jean-Jacques Tod nähere Nachricht gibt.

„Ich will ihn nicht loben," sagt er, „und auch nicht rechtfertigen, sondern ihn nur gerade so darstellen, wie er war und dabei immer Thatsachen zum Grund legen, deren Zeuge ich selbst war. Ich will die Leser in sein Inneres führen und sie dadurch in den Stand setzen, richtig und klar über die Beweggründe seiner Handlungen zu urtheilen. Dadurch wird sich zeigen, daß Rousseau, wenn er sich selbst angehörte, von seltener Einfalt und kindlichem Charakter war: wie die Kinder, war er offen, treuherzig, froh, gutmüthig und besonders schüchtern. Stand er aber unter dem Einfluß gewisser wallender Säfte, die mit dem Blut in Umlauf kamen, so war er nicht mehr derselbe. Dann erregte er nicht sowohl Zorn als Mitleid, denn er war wirklich krank. Dieß fühlte ich wenigstens in solchen Augenblicken. Meine Anhänglichkeit an ihn wurde darum nur noch inniger und meine Achtung für ihn blieb gleich groß. Gleich zu Anfang meiner Verbindung mit Jean-Jacques fiel mir sein mißtrauischer Charakter auf; aber ich begann glücklicherweise damit, womit andere geendigt haben, nämlich mit einer Scene, wie man zu sagen pflegt. Rousseau war damals genöthigt, Musik abzuschreiben, um leben zu können. Diese Beschäftigung verschaffte ihm auch sein volles Auskommen. Er kopirte Musik mit seltener Genauigkeit, darum ließ er sich auch die Arbeit theuer bezahlen. Ueberdieß strömten ihm gewiß eine Menge Leute aus Neugierde zu, die, um ihn nur zu sehen und zu sprechen, Noten bei ihm abschreiben ließen. Dadurch bekam er sehr viel zu thun. Damals wurde einer meiner Freunde zum Sekretär bei der französischen Gesandtschaft in London ernannt. Vor seiner Abreise besuchte er mich; ich sagte ihm unter andern, Rousseau bekomme seit geraumer Zeit seine Pension vom König von England nicht mehr und er scheine sie doch gerade jezt sehr nöthig zu haben; ich fürchte den Einfluß Uebelwollender, Jean-Jacques sey aber viel zu mißtrauisch und auch zu stolz, um hier auf den Grund kommen zu wollen. Darum bat ich meinen Freund, seine öffentliche Stellung zur Beseitigung der Hindernisse zu benutzen und mir von dem Erfolg Nachricht zu geben. Drei Monate hernach erhielt ich einen Brief von diesem Freund mit inliegendem Wechsel von 6,336 Livr.; soviel betrug der Rückstand. Rousseau brauchte blos den Wechsel

in Empfang zu nehmen und darüber zu quittiren. Gerade aber dieses Quittiren machte mich unruhig, denn ich fürchtete, Jean-Jacques werde sich dieser simpeln Formalität nicht unterwerfen wollen. Ich schrieb also meinem Freund, ob man es Rousseau'n im äußersten Fall nicht erlassen könne? Die Antwort spöttelte etwas über die Schwierigkeit, es hieß aber, meine schriftliche Versicherung: er habe das Geld bezogen, werde in England genügen, und als Quittung angesehen werden. Aus diesen Umständen geht hervor, daß dem Schatzkammeramt des Königs von England nicht der geringste Vorwurf von Säumniß oder Schwierigkeit in der Zahlung gemacht werden kann. Im Anfang freute ich mich sehr über den günstigen Erfolg, als es aber dazu kam, Jean-Jacques davon in Kenntniß zu setzen, wurde mir bang und ich fühlte die Schwierigkeit der Unterhandlung. Ich konnte aber nicht mehr zurückgehen. Als ich das nächste Mal zu Rousseau kam, fing ich erst an, abgebrochen von Feinden und von der englischen Pension zu sprechen, dann kam ich endlich auf den empfangenen Wechsel und dessen Betrag. Er sah mich lange mit Unruhe und Staunen an. Endlich fragte er mich ganz kurz, wer mir den Auftrag zu dieser Kommission gegeben habe? „Meine Freundschaft für Sie,“ antwortete ich; „dazu kommt der Umstand, daß ein genauer Freund von mir vor Kurzem nach England reiste, dem ich die Sache übertragen konnte; ich glaubte Ihnen damit einen Dienst zu erweisen und ich freue mich herzlich darüber.“ Seine Antwort war nicht freundlich. „Ich bin volljährig und kann selbst meinen Geschäften vorstehen; ich habe ein eigenes fatales Geschick, daß Andere meine Angelegenheiten besser leiten wollen, als ich selbst. Ich weiß recht gut, daß ich vom König von England eine Pension habe, ich habe sie auch die ersten Jahre dankbar bezogen, und wenn ich sie jezt nicht mehr beziehen will, so habe ich meine guten Gründe dazu. Ob Sie dieß billigen, weiß ich nicht, soviel weiß ich aber, daß ich frei und alleiniger Herr meiner Handlungen bin. Meine Gründe scheinen mir gut und genügen mir.“ Nun hätte ich, wie Andere, Rousseau verlassen und laut über seine Undankbarkeit schreien können. Ich hätte genug Leute gefunden, die mein Betragen und meine Humanität gerühmt und über Rousseaus schlechtes Herz, über seinen Stolz und seine Undankbarkeit Zeter geschrien hätten: dadurch hätte ich die Ehre, unter den Vielen zu stehen, die durch seinen gehässigen Charakter gelitten haben wollen. So machte ich es jedoch nicht, sondern ich handelte, wie mir mein Gewissen und meine Ueberzeugung eingab. Ich bekannte mein Unrecht, entschuldigte es aber durch meinen lebhaften, aber nicht ganz überlegten Wunsch, ihm nützlich zu seyn. Dabei bemerkte ich ihm, daß diese ohne seine Theilnahme, ohne sein Mitwissen, blos durch einen genauen Freund verhandelte Angelegenheit nicht die geringste unangenehme Folge für ihn haben solle, denn ich werde den empfangenen Wechsel auf der Stelle wieder nach England schicken, und er solle nicht weiter davon hören. Hierauf ging ich fort und sendete den Wechsel stehenden Fußes zurück. Meine Verbindung mit Jean-Jacques war damals noch neu und ihre Erhaltung lag mir am Herzen. Ich wagte nicht, selbst wieder zu ihm zu gehen, darum schickte ich meinen Schwiegervater hin, der schon in Genf mit Jean-Jacques genau befreundet war und seitdem lange Jahre auf dem genausten und herzlichsten Fuß mit ihm stand. Sie sprachen zusammen von der Sache. Rousseau behauptete zuerst, ich sey im Einverständniß mit seinen Feinden. Hierauf antwortete ihm mein Schwiegervater ernst und freimüthig, aber widerlegend. Endlich gab Jean-Jacques zu, ich sey vielleicht nicht geradezu sein Feind, seine heftigen, gewandten und sehr verschmizten Feinde haben mich jedoch ausersehen, um in ihrem Sinn zu handeln, sie machen üblen Gebrauch von meiner Offenherzigkeit und Gutmüthigkeit, ich sey, ohne es zu wollen und ohne es zu wissen, ihr Instrument und Diener gewesen. Nach dieser Erklärung glaubte ich wieder zu Rousseau gehen zu können, er nahm mich auch gut auf, und seitdem ist nie mehr die Rede von der Sache gewesen.

Aber auch einfach war er, wie ein Kind. Einst trete ich bei ihm ein und sehe ihn, viel heiterer wie gewöhnlich, mit großen Schritten in seinem Zimmer auf- und abgehen. Mit einem gewissen Stolz betrachtete er alle Geräthe, die da standen. Endlich sagte er mir: „Alles dieß gehört mir nun eigen!“ Dieß Alles bestand aus einem Bett mit Kattunüberzug, einigen Rohrstühlen, einem ganz gewöhnlichen Tisch und einem alten Sekretär aus Nußbaumholz. „Wie?“ fragte ich ihn ganz erstaunt, „dieß gehörte Ihnen also gestern noch nicht? Ich habe doch diese Möbeln schon lange bei Ihnen gesehen.“ — „Ja, Herr, aber ich war dem Tapezier dafür schuldig, erst heute früh habe ich ihn ganz bezahlt.“ Er genoß seines kleinen neuen Eigenthums viel mehr und mit viel wahrerer Freude, als viele Reichen, welche die Hälfte der Dinge nicht kennen, die ihnen gehören. Ein anderes Mal sah ich ihn auch ungewöhnlich heiter und mit einer Art von Stolz. Er stand bei meinem Eintreten auf, ging im Zimmer auf und ab und schlug mit der flachen Hand auf seine Hosentasche, um die darin befindlichen Thaler klingen zu lassen, wobei er sagte: „Sie müssen wissen, daß ich einen Schenkelbruch habe, und zwar einen, den ich nicht heilen und vertreiben will.“ Endlich erzählte er mir, er habe auf einmal zwanzig Thaler für abgeschriebene Musik bekommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Durchsichtigkeit der Luft und die Farbe entfernter Gegenstände.

(Fortsetzung.)

In einer gewissen Entfernung erscheinen schwarz, blau, grün, allein oder gemischt, gleich dunkel, und bei Bergen und Wäldern wird diese Dunkelheit durch die Schatten, welche die zahlreichen Unebenheiten und großen Vorsprünge werfen, noch bedeutend vermehrt. Je weiter wir uns entfernen, desto undeutlicher werden die Gegenstände, bis man endlich nichts mehr unterscheidet, als eine graue Masse mit einem ungleichen, zackigten Rand. Dieses Grau in verschiedenen Nüanzen entsteht offenbar daher, daß wir die dunkle Farbe der fernen Berge durch erleuchtete und das Licht brechende Lufttheilchen erblicken. Selten aber erscheinen uns die Berge blau, weil sie nicht, wie der Weltraum, absolut schwarz sind; geht das Grau wirklich in Blau über, so kommt dieß daher, daß die Felsmassen selbst schwarz oder in die ungeheuren Schatten kolossaler Berge gehüllt sind.

Damit ist wohl die einzige plausible Einwendung gegen unsere Annahme widerlegt, wenn wir anders wirklich dargethan haben, daß entfernte Gegenstände sich nicht sowohl blau, als grau darstellen, wovon sich jeder Beobachter leicht überzeugen kann, und daß, wenn ihre Farbe auch wirklich blau erscheint, dieß nicht daher rührt, daß die Luft selbst blau ist, sondern daher, daß etwas Dunkles, in bedeutender Entfernung durch eine das Licht reflektirende Luftmasse betrachtet, blau erscheint und, was vom Himmel wahr ist, auch von fernen Gebirgen gilt. Noch muß bemerkt werden, daß, wenn wir ferne Berge am Horizont beobachten, wir durch eine unreine Luft blicken, welcher durch die in ihr schwimmenden Unreinigkeiten, die, wie wir oben gesehen, das Licht auf's Verschiedenartigste brechen, eine milchigte Tinte mitgetheilt wird, welche viel dazu beiträgt, die fernen Gegenstände grau zu färben. Bekanntlich erscheinen leztere nie so sehr blau, als bei reiner Luft, wie man dieß vorzüglich Sommers unmittelbar nach einem Regen beobachten kann.

Noch haben wir davon zu sprechen, wie sich die Kreidegebirge und die mit Schnee bedeckten Berge darstellen. Erstere erreichen selten eine so bedeutende Höhe, daß sie sehr weit gesehen werden können. In einigen günstigen Fällen erblickt man sie jedoch durch eine große Luftmasse. So sieht man z. B. die Kreidefelsen von Dover bei schönem Wetter von der französischen Küste aus, sieben französische Meilen weit. Da die Verdunstung des Meerwassers die über demselben schwebende Luft mit Wasserdunst schwängert, so könnte man meinen, ein gewisser Grad von Feuchtigkeit trage zu Vermehrung der Durchsichtigkeit der Luft bei; es ist dies auch behauptet worden. Wir sollten aber meinen, wenn die Seeluft durchsichtiger ist, so rühre dies daher, daß sie weniger fremde Körper enthält; doch die Ursache dieser Klarheit der Seeluft mag seyn, welche sie will, sie allein ist es, welche macht, daß man die Kreidefelsen so weit sieht. Ihre meistens glatten, ebendamit wenig Schatten werfenden Flächen und das starke Abprallen der Sonnenstrahlen von denselben machen nothwendig, daß sie uns nicht dunkelgrau erscheinen, wie die andern Gebirgsarten. Ihre Farbe ist vielmehr fast immer perlgrau, wobei sich ihr Umriß kaum vom fernen Himmel abhebt, der am Horizont eine ähnliche, nur etwas dunklere Farbe hat, oder stärker vom Dunkelgrau der nebenliegenden, mit Erde oder Vegetation bedeckten Hügel absticht. Auch dieses Perlgrau entsteht, obgleich es sehr licht ist, aus der Mischung von hell und dunkel. Unter den Millionen in der Luft schwimmender Körperchen sind nothwendig manche im Schatten, weil sich andere zwischen ihnen und dem Licht befinden; diese bemerkt man nun, wenn man gen Himmel blickt, nicht, weil hier der Grund schwarz ist und die Körperchen zum Theil ihre, durch das von der Erde zurückgeworfene Licht beleuchteten Flächen uns zukehren; ist aber der Grund, wie bei den Kreidefelsen, weiß, und blickt man in der Richtung des Horizonts, wie wieder bei diesen Felsen, so haben die dunkeln Körperchen einigen, wenn auch schwachen Einfluß, wodurch eben die genannte grauliche Tinte entsteht.

Was die Schneegipfel betrifft, so sehen sie nach den Umständen bald so, bald anders aus. Niedrige, mit Schnee bedeckte Hügel haben einen so geringen Höhewinkel, daß sie nicht sehr entfernt seyn dürfen, wenn man sie noch sehen soll. Im Allgemeinen gilt von ihnen, was wir von den Kreidefelsen gesagt haben, mit dem einzigen Unterschied, daß das Licht noch stärker von ihnen abprallt, weshalb sie nicht allein weißer erscheinen, sondern auch am Rande mit einer Art von Hof umgeben sind, in welchem ihre weiße Färbung in die Farbe des Himmels so allmählig übergeht, daß ihre Umrisse häufig eigentlich verschwimmen. Die beiden Fälle von Kreidefelsen, welche man über einen Meeresarm hinüber sieht, und von niedrigen, schneebedeckten Hügeln bekommen noch mehr Aehnlichkeit, wenn beidemal die Luft gleich rein, folglich gleich durchsichtig ist. Unter jenen Hügeln verstehen wir hier keine solche, auf welchen Schnee liegt, während die Ebenen frei davon sind, sondern solche, die blos dann Schnee haben, wenn das ganze Land umher beschneit ist. Im Winter ist nun aber die Luft nicht nur an sich weniger mit Unreinigkeiten erfüllt, als im Sommer, sie kann auch, so lange eine Schneedecke auf dem Lande liegt, durch keine Ausdünstung des Bodens getrübt werden.

Bei hohen Bergspitzen, welche in die eisigen Regionen der Luft reichen und das ganze Jahr in einen glänzenden

Schneemantel gehüllt sind, erscheinen die Umstände so verändert, daß sie sich nicht nur dem Auge ganz anders darstellen als Kreidefelsen und niedrige Schneeberge, sondern daß ihr Ansehen oft von einem und demselben Standpunkt aus, zu einer und derselben Tagesstunde ein ganz anderes ist. Um sich dieß zu erklären, braucht man nur daran zu denken, daß solche Berge meistens über die gewöhnliche Wolkenregion hinaufreichen. Somit können die Sonnenstrahlen durch eine Wolke dringen müssen, ehe sie ihre Gipfel treffen, oder nicht; das Licht, das sie zurückwerfen, kann ferner gleichfalls, ehe es in das Auge fällt, durch einen Zwischenkörper aufgehalten werden oder nicht; diese dazwischenliegenden Wolken können höher, können tiefer stehen, folglich dem Gipfel näher oder ferner, überdieß von den verschiedensten Graden der Dichtigkeit seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Alexandrien, Anfangs Juni.

Eindruck der Stadt auf den Ankommenden.

Obschon ich Ihnen während meines Aufenthalts in diesem Lande so ziemlich alles Gesehene und Empfundene mitgetheilt habe, so hoffe ich doch, daß, da ich in wenigen Tagen mich nach Konstantinopel einschiffen werde, ein kurzer Rückblick auf meine Lebensweise in Egypten Ihnen nicht unangenehm seyn wird. — Da ich meine Seereise von Algier nach Alexandrien auf einer kleinen, schlechten, von einem provenzalen, mürrischen Kapitän kommandirten Bombarde, in Begleitung verbannter Türken, die uns einigemal ins Meer zu werfen drohten, gemacht hatte, so kann man sich leicht denken, mit welchem Entzücken ich die Säule des Pompejus von ferne erblickte, und mit welch noch größerer Freude ich in den Hafen einlief und aus meinem unangenehmen und gefährlichen Gefängnisse in den Nachen stieg, der mich in die Stadt brachte. Neben dem lebhaften Wunsche, meiner saubern Schiffsgesellschaft loszuwerden, sehnte ich mich nach dem egyptischen Boden, theils um seiner hohen Wichtigkeit in klassischer Hinsicht willen, theils aber auch der neu aufblühenden Civilisation wegen, die ich in Egypten in thätigem Fortschritt zu finden glaubte. Aber gleich beim Aussteigen war mir das Wetter ungünstig; denn statt eines rein blauen, klaren Himmels, wie ich mir ihn in Egypten vorstellte, begrüßte mich eine aschgraue Wolke mit einem unfreundlichen Regen und nöthigte mich, auf einem Esel in die Stadt zu reiten; denn bei Regenwetter ist in den ungepflasterten Gassen Alexandriens zu Fuß nicht durchzukommen. Meinem ersten Erstaunen über die galoppirenden großen Esel, über die Menge der, alle Straßen versperrenden, Wasser tragenden und sonst beladenen Kameele, über die verschiedenen sonderbaren Kostüme, die man sieht, über die verschleierten Frauen mit unbedecktem Busen, über die dachlosen Häuser und hühnerstallartigen, kleinen Buden u. s. w., worüber ich schon längst ausführlich geschrieben habe, folgte bald ein Gefühl des Abscheus und des Mitleids. Ich sah Männer auf der Straße Bart und Haupt rasiren, was einem frisch ankommenden Europäer den Hunger wenigstens auf einige Tage stillt; ich sah eine Menge halbnackter, bettelnder Weiber mit Kindern auf der Achsel, das ganze Gesicht mit Mücken bedeckt, die ungestört hier wohnen dürfen, weil der dicke Schmutz, der Jahre lang nicht abgewaschen wird, die Haut vor ihren Stacheln schützt. Ich sah alle Straßen mit allerlei Unrath angefüllt, und die öffentlichen Plätze sowohl innerhalb als außerhalb der Stadt mit todten Hunden, Eseln, Katzen u. s. w. bedeckt. Ich sah unter hundert auf der Straße umhergehenden Leuten neunundneunzig, die in elende Lumpen gehüllt waren und deren Aussehen Hunger und Mangel aller Art verkündete. Ich sah die schmutzigen arabischen Kaffeehäuser oder Barbierstuben, wo man nichts als einen schwarzen Kaffee ohne Zucker haben kann, die großen Badhäuser, von denen ich mir so viel Vergnügen versprach, so unreinlich gehalten, daß man wohl sauber gewaschen, aber nicht ohne Ungeziefer sie verläßt. Ich sah sowohl in der Stadt selbst, als außerhalb derselben kleine Hütten, die ich Anfangs für Hunde- oder Ziegenställe hielt, die aber oft zahlreichen Familien zur Wohnung dienen, und bald sah und erfuhr ich, daß fast das ganze Landvolk in Egypten nur ähnliche Baracken zum Obdach hat.

Auch die europäische Gesellschaft gewährte mir wenig Zerstreuung und Genuß; denn hier wie in allen Handelsstädten sind die Thaler die verehrtesten Gäste, und da ich von Seiten meines Vermögens am wenigsten glänzte, so konnte ich auch in wenigen Gesellschaften Eingang finden und geachtet werden. Ich bedaure dies übrigens keineswegs, denn da die Europäer in Alexandrien, so wie überhaupt im ganzen Oriente, meistens nur Auswurf des Occidents sind, so hat man in ihrer Gesellschaft wenig Annehmlichkeit zu erwarten. Selbst die Jugend ist sehr unwissend und ungebildet; ihre ganze Kunst besteht im Reiten, und wenn junge Leute beisammen sind, so wissen sie nichts zu beginnen, als skandalöse Geschichten zu erzählen. Größer ist aber allerdings noch die Ignoranz der Araber und Türken, bei denen einer, der lesen und schreiben kann, für einen Gelehrten gilt. Auch hatte ich viele Mühe, einen guten Lehrer der orientalischen Sprachen zu finden; selbst mein arabischer Lehrer befriedigte mich sehr unvollkommen, weshalb ich auch nach einem Aufenthalte von nicht ganz drei Monaten die von Ruinen und Sandwüsten umgebene Stadt Alexandrien verließ. Noch nie hatte ich ein Frühjahr so traurig zugebracht; denn vergebens sucht man hier an der verjüngten Natur auf freiem Felde sich zu ergötzen. Sie erinnern sich vielleicht eines meiner Briefe, in dem ich Ihnen meine Spazierfahrt nach Kairum, einem am Ufer des Kanals liegenden Dorfe, beschrieb, wo ich mich so glücklich fühlte, wieder einige Tage blumige Wiesen vor Augen zu haben und eine duftende Frühlingsluft auf blühenden Auen zu athmen. Auch meine Nilreise entsprach meiner Hoffnung nicht, denn immer und immer von Rosette bis Kahira hatte ich dieselben flachen Ufer, ohne die mindeste Abwechslung, mit ihren elenden, erbärmlichen Dörfern vor mir. In der Barke selbst plagte mich allerlei Ungeziefer, und außerdem lebte ich in beständiger Furcht, durch die grenzenlose Trägheit und Unvorsichtigkeit der arabischen Schiffleute in ein Unglück zu gerathen. — Einen sehr imposanten Anblick gewährt die große Stadt Kahira; trotz dem fortwährenden Sinken dieser vor dem Einfalle der barbarischen Türken so blühenden Stadt sind doch noch so viele Spuren ihrer ehemaligen Größe übrig, daß sie wohl für die merkwürdigste Stadt im ganzen muselmännischen Theile des Orients gelten mag. Trotz der täglich abnehmenden Bevölkerung, die jezt kaum noch 200.000 Seelen betragen dürfte, sind doch sehr viele Straßen so von Menschen angefüllt, daß man nur mit größter Mühe durchkommen kann; ohnedies sind die Straßen so eng, daß oft zwei sich begegnende beladene Kameele eine Viertelstunde lang den Weg versperren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 176.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. Juli 1832.

Tout mortel est semblable à l'exilé d'Eden:
Lorsque Dieu l'eut banni du céleste jardin,
Mesurant d'un regard les fatales limites,
Il s'assit en pleurant aux portes interdites.

Lamartine.

Der Hirtenknabe,
Marmorstatue von Thorwaldsen *).

Genius, du hobest hier den Schleier
Von des Friedens sel'ger erster Feier,
Läßst mich schauen, was nur trüb entstellt
Noch das Leben mir zu schau'n vergönnte;
Seine reinsten, seligsten Momente
Ahnen nur noch jene Unschuldswelt.
Denn gebunden von den engsten Banden,
Wie ein Traum der Gottheit, rein und schön
War der Menschheit Jugend, unverstanden
Noch das Herz in seinen Tiefen und Höh'n.
Unerschlossen barg sich im Gemüthe
Noch der Sünde schreckenvoller Schlund,
Und kein Ahnungsschimmer that noch kund,
Die an diesem Abgrund einst erglühte,
Der Erkenntniß Wunderblüthe.

Plötzlich staunend wird der Freiheit inne
Und ein Selbst gewahrt der junge Geist,
Das Bewußtseyn tagt, dem innern Sinne
Löst die Fessel sich, das Band zerreißt.
Schon erwacht Begier, mit leichtem Stoße
Stürzt sie Trunkne in die Kluft der Schuld,
Kaum entbunden ihrer Mutter Schooße,
Freveln die Kinder an des Vaters Huld.
Nun ein eignes Seyn sich zu erzwingen,
Stürmen sie natur- und himmelan,
Und ein glühend, unaufhaltsam Ringen
Wälzt sich die Jahrtausende hinan.
Auf den Bahnen, den gefahrvoll weiten,
Jauchzen sie der Freiheit donnernd Chor,
Wahrheit, Schönheit, Andacht, Tugend streiten,
Recht und Macht entflammt an ihren Seiten,
Jedes trägt die eigne Fahne vor.
Meuchler würgen, Märtyrer erbleichen,
Wüster Bosheit Rotten steigen auf,
Ueber Brücken von der Brüder Leichen
Bahnen die Gerechten neu den Lauf.
Senkt sich hier die Friedenspalme nieder,
Dort ist neue Todessaat gereift;
Das Geschlecht regt seine Riesenglieder,
Wie des Erdgeists Zuckung sie ergreift.
Noch der Zukunft ferne Labyrinthe
Seh' ich dicht von Kämpfern übersä't,
Wer verfolgte diese Irrgewinde,
Die der Weiseste nicht ganz versteht!
Frei zu kreisen um des Geistes Axen,
Gab der Mensch sich keck der Hölle bloß,
Kühn in Göttlichkeit emporzuwachsen,

*) Dieses Werk, gewiß eines der schönsten des berühmten Meisters (das auch wohl „der Schäfer" genannt wird, da der Knabe mehr Jüngling, die Gestalt fast mannsgroß ist), befindet sich in der eben so ausgewählten als geschmackvoll geordneten Gemälde- und Statuensammlung des Herrn von Krause auf Weistropp, drittehalb Stunden von Dresden. Der gütige Besitzer gestattet besuchenden Fremden den Zutritt.

Riß er von der Gottheit Hand sich los.
Ach wer hätte nicht im eignen Herzen
Oft empfunden, daß die Menschheit krankt,
Nicht in Sehnsucht, Zweifel, Reue — Schmerzen,
Tief und unaussprechlich — schon gewankt!
Zwar uns steht der Arzt, den Gott gesendet,
Mit der Kraft des ew'gen Lebens bei;
Doch, ob sich der Krankheit Gang gewendet,
Ihr Entwicklungskampf ist nicht geendet,
Und die Fieberschauer kehren neu.
Des Bewußtseyns Einheit ist zerspalten,
Holder Eintracht Engel weit entflohn,
Mögen Geister Gottes um uns walten,
Herrscht das Uebel doch auf seinem Thron.
Tausendquellig offen ist die Wunde,
Wie ein Blutstrom stürzt die Zeit hinab,
Und umgraut im fernsten Hintergrunde
Ragt des Friedens lang verlaß'nes Grab.

Schöner Knabe, was die Welt verloren,
Du besitzst es: milder Einfalt Blick,
Unschuld, rein, wie sie aus Gott geboren,
Und des Paradiesesfriedens Glück.
Noch ein Zweig am Blüthenstamme hangend,
Fühlst im Leben=athmen du die Lust,
Liegst, nach freien Kräften nicht verlangend,
Noch, ein Säugling, an des Himmels Brust.
Keine Macht, die sich in dir empörte,
Irrer Gluth nicht eine leise Spur,
Keine Regung, die den Einklang störte
Mit Arkadiens seliger Natur.
An Lykäos Blumenhängen irrten
Schäferlose Lämmer, ihnen nah
Schwankte eine Lilie unter Myrten,
Pan verwandelt sie in einen Hirten:
Und so ruhst du, jüngst noch Lilie, da.
Dieser Formen zarte Harmonie,
Dieser Miene Unschuldseligkeit
Zaubert leis, mit lieblicher Magie
Mich hinüber in die goldne Zeit.
Sanft verschmolzen sind die milden Töne
Zu dem reinsten himmlischen Accord,
Deine Kindesmilde, deine Schöne
Hingehaucht wie eines Engels Wort.
In der Bildung dieser reinen Züge
Wird der Urwelt Seele offenbar;
Jenes Eden an der Menschheit Wiege,
Wem's gegolten für Prophetenlüge,
Riefe hier erröthend: es ist wahr!
Mitten in das Wonneland getragen,
Fühlt' ich eine namenlose Ruh';
Ach, als ich die Augen aufgeschlagen,
Sah ich fern das Bild von unsern Tagen,
Und die feuchte Wimper schloß sich zu.

Adolf Peters.

J. J. Rousseaus häusliches Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

Mit seiner Einfalt und Kindlichkeit ging seine Herzensgüte Hand in Hand. Meine Frau war in genauer Verbindung mit einer jungen, sehr hübschen Engländerin, die gar zu gern Rousseaus Bekanntschaft gemacht hätte; ich konnte aber ihren Wunsch nicht erfüllen, da ich mir fest vorgenommen hatte, durchaus Niemand zu ihm zu führen. Nun traf sich's aber einmal, daß die Engländerin gerade bei uns war, als eines meiner kleinen Kinder zu Rousseau gebracht werden sollte, der sie sehr lieb hatte und dem ich sie, eins ums andere, schicken mußte. Nun schlug ich der Engländerin vor, die Kleider unseres Kindermädchens zu nehmen und die Kleine zu Rousseau zu tragen. Dieser Gedanke gefiel ihr ungemein, gleich nahm sie die weiße Schürze vor, setzte die Haube auf und nahm das Kind auf den Arm. So trat sie als hübsches Kindermädchen auf, nur schien sie für ihr Geschäft zu schwach und zart. Diesen Umstand benuzte ich, um mir auch einen Spaß mit ihr zu machen. Deßhalb befahl ich ihr etwas herrisch, das Kind bald so, bald anders zu halten, zu geben, sich zu setzen u. s. w. Dabei konnte ich auf ihren Gehorsam rechnen. Rousseau sprach lange mit ihr und beklagte sie, ein Geschäft versehen zu müssen, zu dem sie nicht genug Kräfte zu haben scheine. Hierauf bat er seine Frau, dem Mädchen etwas vorzusehen, was denn auch in bester Form geschah. Ja, Madame Rousseau sagte mir am folgenden Morgen, ihr Mann habe nicht ohne Erstaunen und Mißfallen bemerkt, daß ich das schwächliche Kindermädchen nicht genug schone und mit Härte zu ihr spreche.

Wenn Jean=Jacques mit Leuten sprach, die er für seine Widersacher hielt, oder durch welche die unglückselige Saite von seinen Feinden in Anklang kam, so wurde er gleich mürrisch und höchst grämlich. Ganz anders war er aber mit denen, die ihm, wenigstens für den Augenblick, Zutrauen einflößten und in deren Umgang er sich allen Regungen seines Herzens, wenigstens vorübergehend, überlassen zu können glaubte. Dann war er außerordentlich aufmerksam, um in nichts gegen sie anzustoßen. Seit einiger Zeit hatte er mich nicht mehr wie sonst zu Tisch bei sich behalten und er fürchtete, daß ich dieß unrecht auslegen möchte. „Ich bitte Sie nicht mehr zu Tisch," sagte er mir eines Tags, „weil es mir meine Vermögensumstände nicht mehr erlauben. Wenn ich auch noch so wenig ausgebe für Sie, so müßte ich es doch immer von dem nehmen, das uns durchaus zu unserem täglichen Leben nothwendig ist." Ich wollte ihm antworten, er aber

unterbrach mich und fuhr fort: „ich spreche nur deßhalb so offen von meiner Lage, damit Sie sich über meine Stimmung für Sie keine unrechten Gedanken machen. Ich finde, daß es meiner Gesundheit zuträglicher ist, wenn ich täglich einige Gläser puren Wein ohne Wasser trinke. Im Anfang trank ich zu Mittag und zu Abend die Hälfte; ich mußte dieß aber bald seyn lassen, denn jede der beiden Hälften war zu gering. Nun habe ich's so eingerichtet: ich trinke bloßes Wasser das eine Mal und puren Wein das andere Mal." Es liegt gewiß etwas Schönes, Seltenes und Rührendes in diesem offenen Geständniß seiner Lage, deren er sich nicht schämte. Fast Jedermann hat Jean-Jacques darüber getadelt, daß er keine Geschenke annehmen wollte, wenige aber haben ihm über seine Ansicht vom Vermögen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er wollte lieber Wasser, als geschenkten Wein trinken. Darin sehe ich allerdings etwas Würdiges, aber nichts Außerordentliches, nichts Stolzes und nichts Heroisches. Wenn man wegen seiner pekuniären Lage in ihn drang, so erwiederte er, was sich nicht deutsch übersetzen läßt: je suis pauvre, à la vérité, mais je n'ai pas le cou pelé.

Rousseau war auch zu Zeiten sehr heiter und froh, wenn er nicht unter dem störenden Einfluß seiner Kränklichkeit und anderer traurigen Lebensverhältnisse stand. Alle seine genauen Freunde sprechen von seiner geistreichen und gutmüthigen Heiterkeit bei den kleinen Mittags- und Abendessen. Aber Heiterkeit und Frohsinn ergriffen ihn auch zuweilen bei andern Gelegenheiten, wo man es gerade am wenigsten erwartete. Davon nur ein Zug. Beim Heruntergehen von der steilen Anhöhe Mesnil-Montant, begegnete ihm der große dänische Hund des Herrn Saint Fargeaus; er wollte dem Wagen seines Herrn nacheilen und schoß in voller Hast vorwärts. Er hätte Rousseau nicht berührt, wenn dieser nicht gerade, um ihm auszuweichen, eine Bewegung auf die Seite gemacht hätte. Dadurch schoß ihm der Hund zwischen den Beinen durch und warf ihn mit solcher Schnelligkeit und Heftigkeit über den Haufen, daß er nicht einmal Zeit hatte, die Hände vorzuhalten, als er mit dem Gesicht auf das Pflaster fiel. Der Sturz war um so gewaltiger, da er an einem Abhang fiel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Durchsichtigkeit der Luft und die Farbe entfernter Gegenstände.

(Beschluß.)

Alle diese Umstände, die sich aufs Vielfachste mit einander kombiniren, können zur selben Stunde an verschiedenen Tagen eintreten. Rechnet man nun noch dazu, daß die einfallenden Strahlen der Sonne, je nach ihrem Stande, eine größere oder geringere Luftmasse zu durchdringen haben, bedenkt man, von welch verschiedener Beschaffenheit die Luft hinsichtlich der Schwere und Reinheit seyn kann, so wird sich Niemand wundern, daß die schneebedeckten Gipfel der Alpen in so unendlich verschiedener Färbung erscheinen, und wenn in jedem einzelnen Fall sämmtliche Umstände genau in Rechnung gezogen werden könnten, so würden die gewöhnlichen Gesetze des Lichts und der Farben zu ihrer Erklärung ausreichen.

Wir haben gesagt, der gewöhnlichen Annahme nach gewinne die Luft bei einem gewissen Grade von Feuchtigkeit an Durchsichtigkeit. Diese Behauptung leidet indessen große Einschränkung; denn es ist bekannt, daß man entfernte Gegenstände fast nie undeutlicher sieht, als an einem sehr heißen Sommertag, wo die Verdunstung sehr stark und darum die Luft mit Feuchtigkeit geschwängert ist. Um diesen scheinbaren Widerspruch zu erklären, darf man sich nur erinnern, daß dieselbe Hitze, welche eine sehr starke Verdunstung des Wassers bewirkt, die kleinen Theilchen fester Körper, welche, in der Luft schwimmend, sie trübe und undurchsichtig machen, vom Boden aufzieht und schwebend erhält. Wenn also die Seeluft klar ist, so rührt dies, wie oben gesagt, nicht sowohl daher, daß sie mehr Feuchtigkeit hat, als daher, daß keine Stoffe darin sind, welche sie trüben könnten, denn von der Fläche des Meeres kann nichts aufsteigen als Wasserdunst. Nimmt man die Luftspiegelung oder die sogenannte fata Morgana aus — deren Ursache wahrscheinlich eine ganz andere ist, als die gewöhnlich angenommene — so ist auch die Luft über sandigen, von einer glühenden Sonne beschienenen Ebenen sehr klar, und hier ist doch gar keine Feuchtigkeit. Die Klarheit der Luft hängt also, wie es scheint, mehr von ihrer Reinheit, als von ihrer Feuchtigkeit ab; leztere trübt sie allerdings nicht bedeutend, jedoch blos über der See, und wenn Landluft feucht und klar zugleich seyn soll, so muß sie dabei ruhig oder in einem Zustande seyn, wo sich vielmehr ein Niederschlag bildet.

Im Zustande der Ruhe löst die Feuchtigkeit die in der Luft schwimmenden Unreinigkeiten zum Theil auf, macht sie auf chemischem Wege klarer; bildet sich aber ein Niederschlag, so wird die Luft eigentlich mechanisch geklärt. Nie ist sie klarer, als nach einem starken Regenguß, der alle in der Luft schwimmenden Theilchen niedergeschlagen hat.

Humboldt bemerkt, die Durchsichtigkeit der Luft nehme in sehr auffallendem Grade zu, wenn eine gewisse Summe von Feuchtigkeit gleichförmig in ihrer Masse verbreitet sey. Gleichförmige Vertheilung von Feuchtigkeit in einem beträchtlichen Luftraum läßt sich aber nur in dem Fall denken, wenn die Luft damit gesättigt ist. Ist aber die Luft gesättigt, so ist sie in Ruhe, wenigstens findet keine aufsteigende Bewegung in ihr statt, und

dies ist just der Fall, von dem wir eben gesprochen haben. Wenn Humboldt anderswo die Klarheit der Atmosphäre, welche man vom Pic de Teyde auf Teneriffa übersieht, der Trockenheit der durch die Westwinde herübergeführten afrikanischen Luft zuschreibt, so sieht man nach dem bisher von uns Gesagten leicht, daß diese beiden Fälle einander keineswegs widersprechen, sondern daß nur die Ausdrücke nicht ganz richtig gewählt sind. Die Luft auf dem Pic von Teneriffa ist nicht blos deshalb klar, weil sie trocken ist, sondern ihre Trockenheit und ihre Klärheit rühren beide daher, daß sie über einer öden Wüste schwebt, welche ihr zwar keine Feuchtigkeit mittheilt, sie aber auch nicht durch Dünste anderer Art verunreinigt.

Doch um wieder auf die Farbe der Luft zu kommen, so bemerken wir noch, daß man ein Werkzeug erfunden hat, Cyanometer oder Bläuemesser genannt, das dazu dienen soll, zu bestimmen, welche Nüance von Blau das Firmament zu einer bestimmten Zeit zeigt. Es besteht in einer Reihe von Scheiben, welche in allen Nüancen von Blau colorirt sind und mit denen man das Himmelblau vergleicht. Könnte man dieses Instrument nach einem festen Grundsatze so einrichten, daß es identisch und aller Orten vergleichbar wäre, wüßte man die wahre Ursache der Farbe der Luft — was wir hier gesagt haben, soll auch nicht mehr als eine Conjektur seyn — wären die verschiedenen Veränderungen, welche diese Farbe erleidet, gehörig erklärt, so würden gewiß die Beobachtungen mit dem Cyanometer wesentliche Elemente aller meteorologischen Untersuchungen werden, und es wäre dann von praktischem Nutzen, die Farbe des Himmels zu studiren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Alexandrien, Anfangs Juni.

(Fortsetzung.)

Literatur. Lebensart. Der Opiumrausch.

Noch sieht man in Kahira herrliche Mosteen und manche sehr bedeutende Privatgebäude, von denen aber leider viele in Ruinen liegen, ohne daß sie, der allgemeinen Verarmung wegen, einen Wiedererbauer fänden; denn es ist ganz natürlich, daß diese, größtentheils vom Handel sich nährende Stadt bei dem eingeführten Handelssystem und dem großen Elend des Landvolks nach und nach ganz zu Grund gehen muß. Auch haben sich in Kahira noch am meisten arabische Werke und Männer, die sie auszulegen im Stande sind, erhalten; es wimmelt dort von Geistlichen, die zwar meistens nur mit Theologie sich beschäftigen, unter denen aber doch Einige sich der arabischen Literatur im Allgemeinen widmen und einen hohen Grad von Gelehrsamkeit in diesem Fache besitzen. Es ward mir daher auch sehr leicht, vortreffliche Lehrer der arabischen Sprache und Literatur in Kahira zu finden; denn die Gewinnsucht oder vielmehr die Noth dieser Scheiks siegt über ihre Verachtung gegen die Franken und ihren religiösen Fanatismus, der ihnen verbietet, Nichtmuselmänner in die Geheimnisse ihrer heiligen Bücher einzuweihen. Minder gute Lehrer und weniger praktische Uebung fand ich für das Türkische und Persische, weshalb ich auch zu meiner höhern Ausbildung in diesen beiden Sprachen einige Zeit — wahrscheinlich bis zum nächsten Frühjahr — in Konstantinopel verweilen werde. Es kostete mich indessen viele Anstrengung und Selbstüberwindung, um ein ganzes langes Jahr in Kahira zuzubringen; denn so erwünscht auch meine Verhältnisse rücksichtlich meiner wissenschaftlichen Bildung seyn mochten, so verzweifelnd waren sie in Bezug auf alle Annehmlichkeiten des Lebens, und so gerne ich auch mit unermüdetem Fleiße den Tag durch arbeitete, so sehnlich lechzte ich Abends nach einer erträglichen Zerstreuung, die ich nirgends zu finden wußte. Ich besuchte Anfangs einige levantinische Familien, verließ sie aber bald wieder, da ich mich selbst in Gesellschaft ihrer zarten, vergoldeten Mädchen langweilte. Leider bin ich zu kurzsichtig, um die Jagdfreuden genießen zu können; sonst vertreibt man sich hier manche Stunde mit Vogelschießen; vorzüglich häufig sind Wachteln, Rebhühner und Schnepfen. Zum Spazirrengehen ward ich zu träge; auch machte es mir meine orientalische, schleppende Kleidung sehr beschwerlich. In letzterer Zeit hatte ich gar keine Lust mehr, mein Zimmer zu verlassen, da man selten ausgehen konnte, ohne Augenzeuge der empörendsten Handlungen zu seyn. In meinem Hause sah es übrigens auch nicht am schönsten aus; alle meine Möbeln bestanden in einer Matratze, die ich bei Tag Divan und bei Nacht Bett nannte, und einem kleinen Taschenspiegel, ohne den ich meinen Turban nicht aufsetzen konnte; denn es ist kein kleines Geschäft, ein ganzes Stück Muslin um den Kopf zu winden. Auch mein Küchengeräth war weder glänzend, noch zahlreich, und doch hatte ich mich genug über meinen schmutzigen arabischen Bedienten zu ärgern, der nicht einmal dieses Wenige reinlich halten wollte. Unter solchen Umständen und bei meiner von Natur düstern Gemüthsstimmung wird man mir wohl nicht übel nehmen, wenn ich zuweilen durch Opium mir einige Erleichterung zu verschaffen suchte; denn ich weiß nicht, ob ich ohne dieses köstliche Mittel, die schlechte Laune zu vertreiben, stark genug gewesen wäre, bei meinem Vorsatze zu beharren. Kaum eine Stunde, nachdem ich Anfangs einen und später drei bis vier Gran Opium genommen, fühlte ich mich in einen wahrhaft seligen Zustand versezt, in einen Zustand gänzlicher geistigen und physischen Schmerzlosigkeit; ich fühlte mich über alle irdischen Leiden hoch erhaben, ich sah alles Häßliche und Unangenehme mit der größten Gleichgültigkeit an, während alles Gute und Schöne mir tausendmal schöner und besser erschien. Ich selbst existirte so zu sagen doppelt: es schwebte nämlich in höhern Regionen mein Opiumich und blickte mit tiefer, theilnehmender Rührung auf mein gewöhnliches nüchternes Ich herab; dann sah ich meine ganze Zukunft in den schönsten Farben vor mir; doch nur geistige Genüsse spiegelte mir die Phantasie vor, was den Opiumrausch hoch über den Weinrausch erhebt. Ohnedies kann einer, der Opium genommen, nicht mit einem Betrunkenen verglichen werden; während dieser am Toben und Lärmen seine Freude hat, sucht jener vielmehr die Ruhe und Einsamkeit; während der Eine z. B. bei einem Frauenzimmer sich leicht unartig beträgt, wendet sich der Andere der Betrachtung ihrer moralischen Vorzüge zu, die ihm in seiner Phantasie unvergleichlich erscheinen, und betet sie schweigend an.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 177.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. Juli 1832.

Fortunas Wohlthaten sind oft gewaltig übel angebracht, und am meisten versieht sich die freigebige blinde Frau mit ihren Geschenken an Frauen; aber Fortuna herrscht in den weltlichen Gaben, nicht in den Zügen der Natur.

Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

Die Base vom Lande.

Eine amerikanische Geschichte.

Vor zwanzig, dreißig Jahren besuchte ich einmal eine alte Bekannte und Verwandte, Mistreß Reginald Tudor, die zu New-York wohnte. Sie war in England geboren, lebte aber schon seit langen Jahren in Amerika, war zwar aus einer sehr vornehmen Familie und in den aristokratischen Vorurtheilen aufgewachsen, aber eine ächt christliche Frau; und ist nicht das Christenthum die wahre Grundlage des Republikanismus? Sie war durch Geburt und Erziehung ihrem innersten Wesen nach aristokratisch; galt es aber, Gutes zu thun, so folgte sie dem Gebote der Religion, vor der Alles gleich ist. Als Mistreß Reginald, als die hochgeborne Dame, war sie mit all den künstlichen Unterscheidungen, die in der Gesellschaft gelten, vertraut und beobachtete sie aufs Strengste. Aber als Christin, als Freundin und Wohlthäterin achtete sie besser als der eifrigste Revolutionär das schöne Gesetz der Gleichheit, und wer ihrer Hülfe bedurfte, war ihr Bruder und Schwester. Wer wollte ihr damit nicht etwas Geringschätzung republikanischer Formen, ein wenig Stolz auf ihre Ahnen und ihre hochgebornen Vettern in Altengland zu gute halten?

Wie die meisten alten Leute sprach Mistreß Tudor fast immer von der alten Zeit und ihren Jugendbekannten; ganz besonders aber von ihrem Großvater, dessen Liebling sie vor sechzig Jahren gewesen war. Ihre Geschichten fingen fast immer an: mein guter Großvater, Lord Moreland; Lord Moreland war überall, hinten und vorne. Es war dieß aber eine unschuldige Eitelkeit, die auf das Andenken meiner hochachtbaren Freundin keinen Schatten werfen soll. Nur Eine schlimme Folge hatte diese Schwachheit, die in unser Land so gar nicht paßt; sie steckte damit ihre Enkeltochter, meine Freundin Isabel Williamson, an. Isabel war zur Zeit, in welche meine Geschichte fällt, ein hübsches Mädchen von achtzehn Jahren, ein einziges Kind, und als solches zwar etwas verzärtelt von Eltern und Großmutter, aber keineswegs verdorben. Ein so offenes Gemüth, ein so edles, schönes Herz konnte nichts verderben; aber der Familienfehler, der Stolz, klebte Isabel an. Ihre Ansichten streiften ganz nahe an Geringschätzung alles Amerikanischen; sie nannte sich, obgleich sie in der Stadt New-York geboren, obgleich ihre Mutter und ihre mütterlichen Vorfahren Amerikaner gewesen waren, fortwährend eine Engländerin, sie gab englischen Sitten und Gebräuchen den Vorzug, so wenig sie auch in unsern gesellschaftlichen Zustand passen mochten, hatte in der Sprache einige liebenswürdige englische Caprisen, ließ sich ihren gesammten Putz aus England kommen und sah die englischen jungen Herrn am liebsten.

Zur Zeit, von der ich spreche, waren ihre Eltern auf einer weiten Reise abwesend, und während meines Aufenthalts in New-York kam ihre Kousine Lucy Atwell aus dem Westen in die Stadt. Der Name Westen ist

mit unsern Auswanderern bis an den Missouri gerückt; damals aber bedeutete Westen eine der Grafschaften hinten im Staate New-York. Lucy war ein sanftes, schüchternes Landmädchen von siebzehn Jahren, sehr schnell zur Waise geworden, und durch eine Verkettung von Unglücksfällen ohne Vermögen. Dieß war mehr als genug, um Isabels weiches Herz zur innigsten Theilnahme zu stimmen. „Großmutter," sprach sie zu Mistreß Tudor, „wir müssen für die arme Lucy sorgen." — „Allerdings, Isabel; wußte ich doch, daß Du so sprechen würdest." — „Ich habe schon gedacht," fuhr Isabel fort, „bei Mistreß Arnott könnten wir wohl Lucy am schicklichsten unterbringen." — „Gute Isabel, nein, wir müssen sie bei uns behalten." — „Großmutter!" — „Und warum nicht, liebes Kind?" Isabel wußte recht gut warum nicht; aber sie hütete sich wohl, es zu sagen, und so brachte sie denn den plausibelsten Grund vor, den sie auffinden konnte. „Sie wissen doch, Großmutter, wie peinlich es für eine Person ist, unter Verwandten in abhängigem Verhältnisse zu leben." — „Isabel, dieß kommt ganz auf die Menschen an. Bist Du immer gut, immer aufmerksam gegen sie, so wird die kleine Lucy, oder ihr liebes Gesicht müßte lügen, dankbar und recht gerne bei uns seyn; sie bleibt hier auf jeden Fall." — „Finden Sie nicht auch," sagte Isabel zu mir, als wir allein waren, „daß die Großmutter nachgerade kindisch wird? Wie war sie nur heute so eigensinnig wegen Lucy!"

Tags darauf entging mir nicht, wie Isabel eine ganze Reihe kleiner Kränkungen durchzumachen hatte, deren schuldlose Ursache ihre Base war. Einmal konnte wohl nichts stärker nach dem Lande schmecken — das Wort gemein und ein so liebliches Geschöpf wie Lucy möchte ich nicht zusammen nennen — aber wahr ist es, anstößiger konnte nicht leicht etwas seyn, als der Anzug unserer Dame vom Lande. Unsere Geschichte spielt in einer Zeit, wo die sinnreichen europäischen Webstühle sich noch nicht in tausenderlei Geweben versuchten, wo die leichte Seide und der zarte Barrege noch lange nicht selbst den beschränktesten Mitteln nicht zu hoch waren. Es war die Zeit der baumwollenen Stoffe, des Bombazins, und so trug denn unsere Base vom Lande eine schwarze, schillernde, gestreifte Cambresine, einen sorgfältig gefalteten Kragen und weiße wollene gestrickte Strümpfe. Es war damals Mode, die Haare glatt herab, mit Locken und Bändern nach antikem Muster zu tragen, aber Lucys Kopfputz strebte empor wie ein Thurm und war oben mit einem Kamm von Horn befestigt. Isabel verwandte zu viel Zeit, Geld und Geistesarbeit auf ihren Putz, als daß sie nicht auf Eleganz hätte Anspruch machen sollen, und so konnte man sich denn keinen größern Kontrast denken, als wenn beide Basen im Salon nebeneinander saßen, Isabel, aufs Modischste geputzt, mit dem Arbeitskörbchen voll zierlicher Kleinigkeiten, und Lucy in der eben beschriebenen Kleidung, in emsiger Arbeit am groben baumwollenen Strickstrumpf. Aber dieser Einfalt zum Trotz, sprach etwas von der Aristokratie der Natur aus den schönen, zarten Zügen, dem ernsten Auge, der hohen, sinnigen Stirne, und es that mir ordentlich weh für meine Freundin Isabel, wenn ich sie, so oft unten an die Thüre gepocht wurde, unruhig und verlegen werden sah; offenbar war ihr bange, ihre Kousine möchte einem oder dem andern ihrer fashionablen Bekannten auffallen. Isabel war lange nicht Weltdame genug, dachte auch zu edel, um sich, wie es die ächte Dame von Bonton macht, über diese Verlegenheit mit den gewöhnlichen Späßen über Basen vom Lande wegzuhelfen.

Es war ein wahrer Tag der Prüfung für Isabel. Der Himmel war heiter, die Luft herrlich, Alles lockte zum Spaziergang, und es war nicht anders, als ob alle unsere Bekannten, besonders die Zarten unter ihnen, welche sich vor dem rauhen Wind fürchteten, sich das Wort gegeben hätten, einander in unserem Salon zu treffen. Mistreß Tudor saß an ihrem gewöhnlichen Platz in der Sophaecke, sie ermangelte, als strenge Beobachterin der Form, nie, jedem Besuch Miß Lucy Atwell, die Nichte der Mistreß Williamson, vorzustellen, und jedesmal legte Lucy, nach ihrem Katechismus der guten Lebensart, ihre Arbeit bei Seite, stand auf und machte ihren Knix; und obgleich sich Isabel Mühe gab, unbefangen zu lachen und zu schwatzen wie sonst, ich las auf ihrem Gesichte, wie in einem Spiegel, was bei jedem Worte, bei jeder Bewegung der armen Lucy in ihrer Seele vorging. Isabel vermied in ihrer Anglomanie sorgfältig jeden Amerikanismus, und die conclutes, die calculates, die, so wenig Fragen man auch an sie richtete, in jeder Antwort der armen Lucy wiederkehrten, thaten ihrer Base in den Ohren weh. Es ist sehr schwer, später, wenn uns Alter und Erfahrung längst von den lastenden Fesseln der Vorurtheile und künstlichen Begriffe in der sogenannten vornehmen Welt befreit haben, es ist da schwer, sich in Gefühle hineinzudenken, welche damals so ernstlich und tief waren, als sie uns jezt lächerlich und nichtswürdig erscheinen; es ist nicht anders, als gedächte man eines neckenden Traums. Kaum kann ich jezt glauben, daß meine Freundin Isabel, das edle Weib, das ich seither mit den größten Widerwärtigkeiten habe kämpfen, in der finstersten Nacht der Trübsal ruhig habe ausharren sehen, im achtzehnten Jahre, um der erzählten kleinen Aergernisse willen, Thränen, bittere Thränen vergoß. Aber so war es. Indessen flossen diese Thränen insgeheim; nur ich wußte darum und die Großmutter, mit der sie noch einen kleinen Wortwechsel wegen Lucys Entfernung in ein anderes Haus hatte. Mistreß Tudor antwortete ihr gelassen, blieb aber fest bei ihrem ersten Entschlusse. Abends, zur Zeit, wo man gewöhnlich auseinanderging, lud uns die gute alte Dame

in ihr Zimmer ein. Es kam dieß öfters vor, und es war uns jedesmal eine große Freude, denn in ihrem Zimmer war sie, war Alles freier, ungezwungener, herzlicher als im Salon. Mistreß Tudor ließ unten an der Treppe ihren einzigen Fehler, ihren aristokratischen Stolz; in ihrem Zimmer war sie die ächte Großmutter, gütig, liebreich, gesprächig.

(Die Fortsetzung folgt.)

J. J. Rousseaus häusliches Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen eilte ich zu Jean-Jacques und erschrack beim Eintreten nicht wenig über den starken Fiebergeruch in seinem Zimmer. Er lag zu Bett; ich redete ihn an und er antwortete mir; aber nie werde ich seinen Anblick vergessen. Schon die Geschwulst veränderte gänzlich den Ausdruck seines Gesichts. Außerdem aber hatte er noch schmale Streifen Papier auf seine verwundeten Lippen kleben lassen, in der Richtung von der Nase nach dem Kinn. Er erzählte mir ganz ruhig, wie alles zugegangen, und ich hörte mit besonderem Vergnügen, daß er den Hund entschuldigte, was er gewiß nicht gethan hätte, wenn der Unfall von einem Menschen gekommen wäre; denn da hätte er in diesem Unfall unfehlbar eine Verschwörung und einen Todfeind erblickt, der diesen Streich lange im Sinn gehabt. In dem Hund konnte er aber nur einen Hund sehen. Er behauptete sogar, das Thier habe seine Richtung ganz so genommen, um ihm auszuweichen, durch sein eigenes Ausweichen habe er sich ihm aber gerade in den Weg gestellt: „ich wollte klüger seyn als er, und dafür bin ich jezt gestraft." So blieb Jean-Jacques, seines Fiebers und seiner Schmerzen ungeachtet, in dem natürlichen Gang seiner Gedanken, die fixen Ideen von Uebelwollen, bösen Absichten, Feindseligkeit und Verfolgung wurden nicht in Anregung gebracht. Ich nahm den herzlichsten Antheil an Rousseaus Leiden, aber ich war mehr trüb als heiter gestimmt; er selbst hatte eben auch keinen Grund zum Frohseyn; dem ungeachtet nahm unser Gespräch eine so heitere Wendung und wir kamen so ins Lachen, daß der arme Kranke, der wegen seiner Wunden und Papierpflaster nicht lachen durfte, ohne sie schmerzhaft wieder aufzureißen und zum Bluten zu bringen, mich mehrmals bat, aufzuhören. Ich sah auch selbst die Nothwendigkeit ein und ging fort.

Unglaublich war seine Schüchternheit, ja selbst da, wo er sie gar nicht nöthig gehabt hätte. So sah ich ihn zuweilen schüchtern mit Kindern von neun bis zehn Jahren, die scheu und zurückhaltend vor ihm standen. So war er auch in großer Bewegung, wenn er etwas von seiner Komposition singen sollte. Wenn er etwas gesagt und versprochen hatte, so blieb er mit unwandelbarer Festigkeit dabei und fügte sich allen Konsequenzen, der Gegenstand mochte noch so bedeutend oder unbedeutend seyn. So hatte er freiwillig und ohne alles Zureden von meiner Seite versprochen, jeden Text in Musik zu sezen, den ihm meine Frau schicken werde. Einmal bringe ich ihm einen Band von Shakespeares Werken in der Uebersetzung von Letourneur, worin das Trauerspiel Othello stand. Ich zeige ihm darin das Lied: Au pied d'un saule, und bitte ihn Namens meiner Frau, es in Musik zu sezen. Dabei bemerkte ich ihm jedoch, es werde gut seyn, wenn er das Trauerspiel lese, um jenen Worten in der Musik den passenden Ausdruck zu geben. „Das thut mir leid," erwiderte er; „ich habe mir aber vorgenommen, nichts mehr zu lesen." Es brauchte nur eine kurze Bemerkung, um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß es durch solchen Vorwand leicht werde, sich einem gegebenen Versprechen zu entziehen. Er überlegte einen Augenblick und nahm das Buch mit den Worten: ich will's lesen.

An Rousseau habe ich noch eine seltene Eigenschaft bemerkt, die um so mehr auffällt, da er zu Zeiten Alles um sich her mit Bitterkeit und Mißtrauen auffaßte. In den zwölf Jahren, wo ich in genauem Umgang mit ihm war, habe ich nie Uebles über Andere aus seinem Munde gehört. Nur das erlaubte er sich, daß er manche Personen zu seinen Feinden rechnete. Da ließ er sich auch nichts einreden, und alle Vorstellungen waren umsonst. Bei alle dem erlaubte er sich aber weiter keine nachtheiligen Bemerkungen über ihren Charakter und auch sonst keine beleidigenden Aeußerungen. Auch seinen entschiedenen Feinden und Gegnern ließ er nicht nur volle Gerechtigkeit widerfahren, sondern gerieth auch für sie in Eifer, wenn ihnen Jemand Unrecht that. Ich lobte einmal Diderot gegen ihn, und es ist bekannt, wie arg ihn dieser anfeindete; am Ende sezte ich jedoch hinzu: „Aber auch einen großen Fehler finde ich an ihm: er ist Andern nicht immer klar, und ich möchte sagen, er ist es sich selbst nicht." Hierauf erwiderte mir Rousseau schnell: „Nehmen Sie sich in Acht! Wenn in dem, was Diderot bespricht, etwas nicht klar und verständlich scheint, so ist er nicht immer daran Schuld." Dies ist das einzige harte Wort Rousseaus gegen mich. Es that mir meinetwegen weh, aber es freute mich unendlich für ihn. — Bekanntlich wurde Voltaire im théâtre français einmal gekrönt; einer von den Liebedienern, die sich überall einzuschleichen, zuzutragen, im Sinne des Hausherrn zu reden und ihm zu schmeicheln wissen, kam am Morgen nach jener Krönung zu Rousseau, wie ich gerade bei ihm war, und machte sich über den Vorgang lustig. Da erwiederte ihm Jean-Jacques mit Wärme: „Wie? man erlaubt sich Tadel über die Voltaire widerfahrene Ehre? über die Ehre, die ihm in dem Tempel, dessen Gott er ist, und von den Priestern erzeigt worden ist, die seit

fünfzig Jahren von seinen Meisterstücken leben? Wer soll denn da gekrönt werden, wenn nicht Voltaire?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Juni *).

Petersburg und Moskau.

Ich lebe nunmehr beinahe ein halbes Jahr in der prächtigen Kaiserstadt, wohin ich mich aus Moskau, wo ich mich drei Jahre aufgehalten, mit dem General P. begeben habe, und will Ihnen hier einige Beobachtungen und Erfahrungen über das hiesige gesellschaftliche Leben, im Vergleich mit Moskauischen Sitten und Gebräuchen, in aller Kürze mittheilen.

Im Ganzen ist der Ton in St. Petersburg weit ceremonieller, gezwungener und zurückhaltender, als in Moskau, und es finden sich nur wenige Häuser, in welchen man sich nicht den Gebräuchen und der Etikette des Hofes zu nähern suchte. Die Anwesenheit der vielen fremden Gesandten theilt den gesellschaftlichen Cirkeln den Charakter diplomatischer Wichtigkeit und ein gewisses zurückhaltendes Wesen mit, welches dem Benehmen der Männer große Fesseln anlegt. Man liebt weder die Schwätzer, noch die Spaßmacher, auch nicht solche, welche durch ihre Talente in der Gesellschaft glänzen und den Ton angeben, lauter Leute, welche in Moskau Beifall und Ehre erndten würden. In Petersburg soll jeder abgemessen sprechen, planmäßig kommen und gehen und in jedem Hause nur zur bestimmten Zeit erscheinen. Jede Bekanntschaft ist ein Gegenstand der Berechnung, und man wägt dabei Eigenschaften, Geburt der Personen, ihren Umgang und ihre Bekanntschaften sorgfältig ab. Jeder erblickt in den ihm befreundeten Individuen Stufen, die er vereinigt, um eine bequeme Stiege zu bilden, und er nimmt wo möglich Niemanden dazu, der ihm nicht zur Erreichung seiner Wünsche und Hoffnungen dienen kann. Man empfängt die Einen, weil man ihrer bedarf, die Andern, weil sie denen angenehm sind, welche man nöthig hat. Das vornehmste Vergnügen ist das Kartenspiel. Daraus folgt, daß der, welcher im Stande ist, hoch zu spielen, in die glänzendsten Gesellschaften gezogen wird, um hohen Personen die Parthie voll zu machen. Wer nicht spielt, hat Langeweile und wird nicht leicht wieder eingeladen. Andere Zeitvertreibe und Unterhaltungen, Gespräche über wissenschaftliche Gegenstände und Werke der Kunst liebt man nicht, Zeitungen und politischen Gesprächen weicht man ohnehin aus.

Petersburg gilt für eine Stadt, wo man die Musik leidenschaftlich liebt. In der That singt man hier viel und spielt eine Menge Instrumente; hieraus aber darf man nicht schließen, daß diese Stadt eine große Anzahl wahrer Kenner, Dilettanten, Komponisten und Virtuosen in der Musik aufzuweisen habe. Man spielt Karten, um weniger zu sprechen, und aus demselben Grunde wirft man sich zum Liebhaber der Musik auf. Beim Mittagsmahle wird fast immer nur vom Wetter, Regen, Spazierfahrten u. s. w. geplaudert. Man liebt die Unterhaltung nicht, weil jede Person immer etwas hofft und zu erlangen sucht, und daher fürchtet, sich in Gegenwart der Uebrigen zu weit darüber auszusprechen. Das natürliche Betragen, die Freimüthigkeit, Ungezwungenheit, die altrussische Herzlichkeit und Gastfreundschaft, welche sich noch in Moskau finden, gelten hier für ungeschliffenes Wesen, für Rohheit der alten Zeit. Man sagt von einer Person, die in dieser Manier auftritt, sie besitze keine Lebensart. Man wird hier nicht, wie in Moskau, gleich Anfangs ein für allemal auf jeden Tag zum Mittagsessen und zur Abendgesellschaft eingeladen, sondern eine Einladung ist eine Art von Gunstbezeugung. In dieser Hauptstadt, wo fast Jedermann beständig mit wichtigen oder unwichtigen Dingen beschäftigt ist, kann man seine Freunde, Gönner und Bekannten nur an gewissen Tagen, zur bestimmten Stunde, ja wohl gar Minute sehen und sprechen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Leser werden finden, daß der Verfasser dieser Skizze mit trockenen Farben keineswegs ins Schöne, gewiß auch nicht immer richtig gemalt hat. Eine Schilderung desselben Gegenstands aus einer andern Feder, die wir als Gegenstück später mittheilen, ist desto brillanter. D. Red.

Alexandrien, Anfangs Juni.

(Beschluß.)

Die Annehmlichkeiten Egyptens.

Ein Opiumberauschter begeht nicht die mindeste Extravaganz, deraisonnirt höchst selten, kann sogar mit doppelter Kraft eine Kopfarbeit verrichten, nur im Sprechen vergißt er oft die Hälfte der Worte, die er sagen will. Wie süß man einige Zeit nachher schläft, ist auch bei uns bekannt. Außer dem Opium haben die Türken und Araber noch verschiedene Kräuter von allerlei Wirkung; die einen erhitzen, die andern machen einen immerwährend lachen u. s. w. Leider sind aber alle diese Substanzen der Gesundheit so nachtheilig, daß man nur selten Gebrauch davon machen darf. Auch mein Opium sparte ich für besonders starke Spleentage auf. Ich bekam in Kahira auch eine sehr schmerzliche Ophthalmie und eine sehr hartnäckige Ruhr. Diesen beiden Uebeln entgeht selten ein Europäer, und manche unterliegen lezterer; man darf sie also auch unter die Unannehmlichkeiten dieses Landes rechnen. Zu diesen gehört ferner die unausstehliche Hitze, die vom Mai bis November das Ausgehen vor Abend fast unmöglich macht, dann die darauf folgende, oft sehr kalte Nässe während der Monate December, Januar und Februar, und endlich die noch weit häßlichern Südwinde (Chamsin), die Egypten im März und April mit einem erstickenden, Alles durchdringenden Staube bedecken. Auch dürfen die vielen blutsaugenden Schnaken nicht vergessen werden, denen ich so manche schlaflose Nacht zu verdanken habe, da ich mich unter einem Fliegennetz gegen ihre Stacheln schützen mußte, und so vor Hitze fast verschmachtete. Dies Alles sind aber dennoch nur Kleinigkeiten, die ich wohl ohne Mißmuth ertragen hätte, wenn nicht der Anblick eines so unglücklichen Volks, wie das egyptische, mich täglich und stündlich empört hätte. Ich habe Ihnen schon öfters sein Elend geschildert, und kann gewiß mit Recht behaupten, daß kein Volk auf der Erde je so gedrückt war, wie die Egypter unter Mehmet Ali. Die ganze Bevölkerung schmachtet im tiefsten Elend. Die Bauern, das heiße die in den Dörfern übriggebliebenen Greise, Weiber und Kinder, werden wie das Vieh truppweise mit dem Stocke auf das Feld getrieben, wo sie nicht nur säen, pflügen und erndten, sondern auch noch das Geerndtete in die Magazine des Paschas bringen müssen. Dafür erhalten sie Stockschläge, und müssen sich glücklich schätzen, wenn man ihnen einige schlechte Bohnen, Zwiebeln u. s. w. zu ihrer Nahrung läßt. Kurz, ich danke Gott, daß endlich der Augenblick nahe ist, wo ich einem solchen Jammerlande Lebewohl sagen kann, einem Lande, wo meine einzigen Genüsse waren, vortrefflichen Tabak aus einer langen Pfeife zu rauchen, statt schwere Stiefeln, leichte gelbe Pantoffeln zu tragen, guten Moka Kaffee (aber auch dieser wird jezt vom Pascha, der allein damit handelt, verfälscht) zu trinken und mit übereinander gekreuzten Beinen, an nichts, oder an meine einstige Rückkehr in das liebe Deutschland denkend, ruhig auf einem Divan zu sitzen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 178.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 26. Juli 1832.

Was ist sein Argwohn anders als ein Traum?
Wohin er tritt, glaubt er von Feinden sich
Umgeben. Sein Talent kann Niemand sehn,
Der ihn nicht neidet, niemand ihn beneiden,
Der ihn nicht haßt und bitter ihn verfolgt.

Goethe.

J. J. Rousseaus häusliches Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

Bisher sprach ich von Rousseau aus der Zeit, wo er zwar kränklich war, aber doch ziemlich lange Zwischenräume hatte, in denen sein eigentlicher und ursprünglicher Charakter noch nicht ganz entstellt und krankhaft verändert war. Nun rede ich von der Zeit, wo er viel mißtrauischer wurde, als ehemals, und wo er ein unglaubliches Talent zeigte, die einfachsten und unverfänglichsten Dinge so zu drehen und zu wenden, daß sie seinem Mißtrauen und seiner fixen Idee von Verschwörungen und Verfolgungen Nahrung gaben. Sein ins Krankhafte gesteigerter Scharfsinn zog eine Menge Gründe herbei, die in der ihnen aufgedrungenen Verbindung für ihn Schein haben konnten. Er ging immer von einem Prinzip aus, das in seiner kranken Einbildungskraft entstanden war und das er nicht ruhig und besonnen erwägen konnte; das Prinzip war irrig, aber die daraus abgeleiteten Schlußfolgen waren als solche ganz richtig und logisch scharf, so daß man bei demselben Gegenstand sich über seinen Verstand und seinen Irrthum zugleich wundern konnte. Nur deßwegen überwarfen sich so viele mit ihm, weil sie seinen Zustand und seinen Irrthum nicht aus dem rechten Gesichtspunkt, nicht als Krankheit ansahen, vor Allem aber, weil sie zu sehr mit sich selbst beschäftigt waren und darüber den Leidenden nicht genau betrachteten, und dieß Alles, weil sie ihm nicht herzlich zugethan und ergeben waren. Mir selbst wäre es wahrscheinlich gegangen wie ihm, wenn ich Rousseau nicht so geliebt, und immer herzlicher geliebt hätte, je mehr ich einsah, wie sehr er zu beklagen sey. Ich war aber doch nicht der einzige, der ihn so auffaßte und so ertrug, denn mehrere waren ihm von seiner frühern Zeit bis an seinen Tod treu und duldend ergeben geblieben, trotz aller seiner Launen.

Ich hatte ihm Gluck vorgestellt, jedoch nach vorangeschickter Frage, ob ihm sein Besuch angenehm seyn würde. Er nahm ihn auch mit verdienter Auszeichnung auf, zumal er sein hervorragendes Talent schon lange bewundert hatte. Dieß blieb aber nicht lange so; denn eines Tags, ohne daß sich Gluck dessen im Geringsten versah, wurde er kalt und sogar unhöflich gegen ihn, denn er äußerte ganz trocken, es thue ihm leid, daß Gluck in seinem Alter vier Stockwerke hoch steige, um ihn zu besuchen, er bitte ihn daher, sich künftig nicht mehr zu bemühen. Der arme Gluck weinte noch am folgenden Morgen darüber, und da ich ihn bei Rousseau eingeführt hatte, so glaubte ich mich seiner annehmen zu müssen und fragte daher Jean-Jacques nach der Ursache seines Benehmens. „Glauben Sie denn," erwiederte er mir, „daß Gluck, der bisher immer in dem der Musik so günstigen Italienisch komponirte, es aus keiner andern Ursache mit dem Französischen vertauscht habe, als um eine Schwierigkeit zu überwinden? Erinnern Sie sich nicht, daß ich behauptet habe, es lasse sich unmöglich etwas Gutes in französischer Sprache komponiren, und sehen

Sie nicht ein, daß Gluck sich nur deßwegen auf französische Komposition geworfen hat, um mich durch die That zu widerlegen?" Das war es also, warum er Gluck von sich entfernte, und es wäre unmöglich gewesen, ihm davon etwas auszureden. — Man gab seinen Devin de Village, der seit lange nicht aufgeführt worden war. Er wurde mit ungemeinem Beifall gegeben. Am folgenden Morgen eile ich zu Rousseau, um ihm diese angenehme Nachricht zu bringen, aber statt sich darüber zu freuen, wird er roth vor Zorn und antwortet mir mit bewegter Stimme: „So wird man denn nicht müde, mich zu verfolgen!" Auf meine Frage, wie es möglich sey, Beifall für Verfolgung zu halten? antwortete er: „Es ist ganz natürlich, daß Sie mit Ihrer Aufrichtigkeit und Ihrem rechtlichen Sinn im Beifall nur Beifall erblicken. Sie stellen sich auch gar nicht vor, wie eifrig und mit welchem Erfolg meine Feinde bemüht sind, mich unglücklich zu machen. Zuerst haben sie alles mögliche Nachtheilige von dieser Oper gesagt; da sie aber bald sahen, sie gefalle dem ungeachtet dem Publikum, so änderten sie ihre Rede und behaupteten, alles Gute darin sey anderwärts gestohlen. Nun begreifen Sie doch ihre List? Sie müssen die Oper nur recht loben, um den Diebstahl noch bedeutender erscheinen zu lassen."

Von dieser Zeit an vermehrte sich sein Mißtrauen und sein Verdacht; Alles machte ihn mißtrauisch, selbst die entferntesten und unbedeutendsten Umstände; ja Rousseaus Schlüsse und Raisonnements bekamen in dieser Beziehung den Charakter wahrer Verrücktheit und halben Wahnsinns. Schon seit geraumer Zeit bemerkte ich in seinem ganzen physischen Wesen eine bedeutende Veränderung: er bekam eine Art von Konvulsionen, die sein Gesicht verzerrten und unkenntlich machten. In diesem Zustand schienen seine Blicke in der Weite herumzuschweifen, und seine Augen waren, als sähen sie alles auf einmal, im Grund aber sahen sie nichts. Er drehte sich auf seinem Stuhl hin und her und legte seinen Arm über die Lehne. Bald bewegte sich dieser immer schneller und immer heftiger, wie die Unruhe in einer Uhr. Dieß bemerkte ich schon vier Jahre vor seinem Tod. Wenn ich beim Eintreten in sein Zimmer sah, daß er diese Stellung annahm, so that es mir im Herzen weh und ich war auf die sonderbarsten Reden gefaßt, und nie habe ich mich darin geirrt. Diese Stellung hatte er auch angenommen, als er mich einmal fragte: „Wissen Sie, warum ich Tasso den Vorzug vor allen andern Dichtern gebe?" — „Nein, aber ich vermuthe deßwegen, weil er die reichste Poesie mit der farbenvollsten Imagination vereinigt; denn er kam nach Homer und Virgil und benuzte die Schönheiten beider, vermied aber ihre Fehler." — „Daran ist wohl etwas," erwiederte er, „es ist aber eigentlich mein Grund nicht. Ich ziehe Tasso allen andern Dichtern vor, weil er mein Unglück vorhergesagt hat." Damit meinte er die sieben-und-siebzigste Strophe des zwölften Gesangs im befreiten Jerusalem, und es wäre ganz vergeblich gewesen, ihm diese paradoxe und absurde Behauptung auszureden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Base vom Lande.

(Fortsetzung.)

Es war spät, fast zur Geisterstunde, glaube ich, als Isabel, Lucy und ich unsere niedrigen Stühle um Mistreß Tudors bequemen Lehnstuhl herstellten. Es war kein Oel mehr in der Lampe, im Kamin brannte ein Scheit, wie alles Holz um Mitternacht brennt, mit seltsam wechselnden, züngelnden Flammen, und im schwankenden Schein bewegten sich an der Wand so seltsame, so abentheuerliche Figuren, daß sich stärkere Geister als wir hätten fürchten können. Man kam, ich weiß nicht wie, auf Geistergeschichten. Mistreß Tudor war das Orakel des nachwachsenden Geschlechts; in ihrem Kopfe spuckten alte, seltsame, längstvergessene Geschichten, vorzüglich aber besaß sie einen Schatz von Wundererscheinungen, die keine andern Archive mehr hatten, als ihr Gedächtniß. Nachdem sie uns mehrere Geschichten erzählt, die uns mächtig gefesselt und Isabel ganz aus ihrer Kälte, Lucy aus ihrer Schüchternheit herausgebracht hatten, sprach die gute Großmutter: „Ich weiß eine Geistergeschichte, die ich noch Niemanden erzählt habe, sogar Dir nicht, Isabel, die Du doch mit Deiner unersättlichen Neugier mich längst ausgeplündert hast. Es kommen dabei manche lieben Erinnerungen für mich ins Spiel, sie machte ihrer Zeit einen sehr tiefen Eindruck auf mich, und geht Personen an, die mir ziemlich nahe standen. Ich muß aber etwas weit ausholen, ehe ich zu der wunderbaren Erscheinung komme; es ist spät; soll ich es diesen Abend noch erzählen?" — „Ja, ja," rief es einstimmig, und Mistreß Tudor begann:

Als ich noch in London wohnte, hatte ich eine vertraute Freundin, die, wie ich, Wittwe mit einem einzigen Sohn war. Mistreß Mac Arthur, so hieß sie, sah ihr höchstes, einziges Glück darin, daß ihr Sohn sich an ihrer Seite friedlich und häuslich niederlassen möchte. Aber eine solche Laufbahn war keineswegs nach dem Geschmack eines jungen Mannes von glühendem Ehrgeiz und heftigen Leidenschaften. Frühzeitig hatte Mac Arthur aus Ritterromanen und Rittergedichten kriegerischen Geist eingesogen, und sobald er das Alter erreicht hatte, wo er einen Stand wählen mußte, gab er seinen festen Willen kund, Soldat zu werden. Meine Freundin suchte Anfangs diesen Entschluß zu bekämpfen, aber der Sohn, dem sein Lebenlang nichts versagt worden war, sah sich in

seinem heftigen Verlangen nicht lange widersprochen, und so kaufte ihm denn die arme Mutter, trostlos, der bangsten Ahnungen voll, eine Kapitänsstelle, und nicht lange, so brach ihr vollends das Herz, als er in den amerikanischen Krieg ziehen mußte. Dein Vater, Isabel, kam zu derselben Zeit hieher und war von jeher ein vertrauter Freund von Mac Arthur; von ihm weiß ich auch, was ich euch erzählen will.

Kapitän Mac Arthur wurde mit einer Abtheilung beordert, den Amerikanern eine kleine Stadt wegzunehmen. Die tapfern Einwohner, obgleich unversehens überfallen, wehrten sich muthig; aber sie unterlagen der Ueberzahl und Kriegsübung, und wer konnte, entfloh, um die Fahne des Vaterlandes auf einen glücklichern Boden zu flüchten und zu vertheidigen, wenn die Vertheidigung zu etwas führen konnte. Kapitän Mac Arthur hatte sich seines Auftrags mannhaft entledigt. Er nahm Besitz von der verlassenen Stadt; aber im Gefecht hatte er eine schwere Wunde erhalten und wurde blutend, leblos in das beste Haus im Orte gebracht, das gleich am Thore lag und einem gewissen Amos Blunt gehörte, einem kecken Yeoman, der bei Vertheidigung seiner Vaterstadt der erste und der lezte gewesen war und jezt, da er von einem fernen Hügel zum leztenmale das Dach sah, unter dem seine beiden jungen Töchter schutzlos wohnten, ewigen Haß den Engländern schwur. Diesen Schwur — er hat ihn nur zu furchtbar treu gehalten. — Doch zurück zu Mac Arthur. Das Kriegsglück hatte sein Leben in die Hände dieser Töchter des Yeoman, Anna und Emma Blunt, gegeben. Eine ungeschickte Behandlung von Seiten des Wundarztes verschlimmerte seine Wunde, und mehrere Wochen lang war der schöne, tapfere Offizier der zarten weiblichen Pflege so ganz bedürftig, als ein Kind.

Die beiden Schwestern hatten nichts mit einander gemein, als ihre zärtliche Liebe zu einander; ihr Aeußeres und ihr Charakter waren so verschieden, als gehörten sie zweierlei Racen an; so verschieden, als z. B. Du, Isabel, von Lucy bist. Ja wirklich, wenn ich mir ihre Gesichter so vorstelle — ihr könntet zu ihren Porträts sitzen. Emma, idealisch schön, dem Schneeglöckchen vergleichbar, oder vielmehr dem süßen Bilde alles Seelenadels, alles Zarten im Weibe, der Madonna, glich meiner lieben Lucy; ja, sie war auch so bescheiden, so schüchtern, auch ihr jagte das geringste Lob das Blut ins Gesicht, selbst wenn es aus dem Munde einer alten Frau kam. Und Du, liebe Isabel — doch Du kannst das Schmeicheln nicht leiden; genug: Anna hatte eine hohe, stolze Stirne, ein lebhaftes, leuchtendes Auge, aus dem Liebe lachte, glühenden Purpur auf den Wangen, den Widerschein eines feurigen Gemüthes; kurz, ein Gesicht, eine Figur, wie sie ein Maler zu einer Semiramis, Zenobia, Clotilde gewählt hätte.

„Großmutter,“ rief Isabel, „sprechen Sie von zwei Pächterstöchtern?“ — „Allerdings, Isabel; und Du mußt nicht vergessen (Isabel vergaß es nur gar zu leicht), daß die Natur von einem aristokratischen Model nichts weiß; der Landmann kommt ganz mit denselben Gliedern zur Welt, wie der große Herr. Uebrigens, mußt Du wissen, hatte die Schönheit der beiden Mädchen durch harte Arbeit nicht gelitten. Ihr Vater war sehr wohlhabend; es waren seine einzigen Kinder, er hatte ihre Mutter längst verloren und, so strenge er war, nichts gespart, um ihnen alle Bildung zu verschaffen, die damals im Lande zu erwerben war. Ihr könnt euch denken, daß, als der romantisch gestimmte Mac Arthur aus seiner langen Bewußtlosigkeit erwachte und die schönen Gestalten um sein Kopfkissen schweben sah, in eine noch größere Gefahr gerieth, als durch das Schwerdt ihres Vaters. In der Blüthe der Gesundheit, bei ungedämpftem Feuer hätte den jungen Offizier nothwendig Anna vorzugsweise anziehen müssen; aber in Emmas Sanftmuth, in ihrer unermüdeten Wachsamkeit, der leisen Flötenstimme, der ewig gleichen Ruhe lag etwas, das ihr als Krankenwärterin so schön stand, das zu Arthurs niedergeschlagenem Gemüthe so gut stimmte, daß sein Herz gefesselt wurde und er im Laufe einer langsamen Wiedergenesung sich endlich völlig gefangen gab.

Emma wäre nicht das Mädchen mit dem zartfühlenden Herzen, ja sie wäre kein Weib gewesen, wenn sie dem anziehendsten Manne, den sie in ihrem Leben gesehen, nicht Liebe mit Liebe hätte vergelten sollen. Sie that es mit einer Gluth, einer Hingebung, deren die Männer selten, wenn überhaupt je, fähig sind. Der ungeduldige, leidenschaftliche Liebhaber drang auf unverzügliche Verbindung. Seine Absichten waren durchaus ehrenhaft; um Emmas willen war er entschlossen, seine hohe Geburt, die Wünsche seiner abwesenden, verlassenen, aber leider stolzen Mutter zu vergessen, um der Liebe willen sich über die Pflichten seines Standes, das Urtheil der Welt wegzusetzen. Aber Emmas Grundsätze waren ganz andere. Sie hätte um das Glück, Mac Arthurs Weib zu werden, jeder Lebensfreude entsagt, sie hätte ihr Leben für ihn gegeben; aber von dem Pfade der kindlichen Pflicht wäre sie kein Haarbreit gewichen. Sie wollte von Mac Arthurs Vorschlägen nichts hören, wollte ihn nicht ihren Geliebten nennen, bevor sie nicht die Einwilligung ihres Vaters erhalten hätte. Das war nun etwas ganz Neues für den hitzigen jungen Mann, der sich von jeher von nichts Anderem als seiner Neigung hatte bestimmen lassen; Emmas Entschluß war ihm äußerst zuwider, und es kränkte ihn ordentlich, daß er die Einwilligung des Vaters abwarten sollte. Indessen blieb ihm nichts anders übrig; er schrieb an Amos Blunt einen dringenden Brief, Emma fügte in bescheidenen,

aber bestimmten Worten eine Nachschrift bei, und ein treuer Amerikaner ward auserseben, die Botschaft dahin, wo sich Amos Blunt aufhielt, fast hundert Meilen weit, zu bringen. Unter den damaligen Umständen war dies eine weite, unsichere Reise, und während der ewig langen Wochen verlor Mac Arthur die Geduld ganz und gar. Während dieser Zeit der tödtlichen Spannung that die schüchterne Emma unbewußt voraus, was der väterliche Wille ihr gebieten sollte: sie entzog sich mädchenhaft scheu allen Beweisen der Zärtlichkeit von Seiten ihres Liebhabers. Diese Zurückhaltung erschien dem leztern nur als Kälte, als Ziererei, und er fühlte sich dadurch noch tiefer in seinem Stolze, als in seiner Liebe gekränkt.

Während Emma, eine eigentliche Märtyrin, sich in ihr Zimmer verschloß, hatte Mac Arthur, der das Haus noch nicht verlassen konnte, seinerseits keine andere Gesellschaft als Anna. Mit der Gesundheit erwachte auch die moralische Kraft wieder in ihm, und nicht lange, so däuchte es ihm, als ob Annas munterer, leichter Sinn mit seinem eigenen Charakter ungleich besser harmonirte, als das schüchterne Wesen der Schwester. Annas Schönheit war blendender, sie war im Umgang lebendiger, einnehmender, und als der väterliche Spruch, das unwiderrufliche Nein anlangte, ward es von dem jungen Offizier gleichgültig, ich fürchte fast mit geheimem Wohlgefallen aufgenommen. Arme Emma! Die zurückhaltende, kalte Emma fiel ohnmächtig ihrer Schwester in die Arme und schwebte mehrere Tage zwischen Leben und Tod. Dem Befehle ihres Vaters ungehorsam seyn, das war ihr unmöglich, sich ihm unterwerfen, nicht weniger. Also leiden sollte sie, sterben vielleicht — sie war darauf gefaßt. Anfangs fürchtete sie sich vor den Klagen, den wilden Ausbrüchen des Geliebten, dann erwartete sie dieselben gefaßt und theilte Anna ihre Befürchtungen in einzelnen Worten, endlich in noch sprechendern Blicken mit; aber Anna hatte weder für die Worte, noch die fragenden Blicke eine Antwort. Sie liebte Emma über Alles — nach Mac Arthur; sie neigte sich zärtlich über sie, während Gewissensbisse furchtbar in ihrer Brust wühlten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Juni.

(Beschluß.)

Petersburg und Moskau.

In Moskau hat sich in den Salons eine seltsame, halb französische, halb russische Mundart gebildet. In Petersburg hört man selten ein russisches Wort, und man muß so rein französisch sprechen, wie in Paris. Gegen die Regeln der französischen Sprache fehlen, wird als ein Zeichen von Unwissenheit und Mangel an Bildung angesehen. In Moskau unterhält man sich bisweilen über die russische Literatur, russische Schriftsteller, Zeitungen und Politik, was in Petersburg für schlechten Ton gilt. Hier zeigt sich die gute Erziehung in Gesprächen über französische Literatur nach Laharpe und dem Journal des Débats, so wie im Lesen englischer Romane im Originale. In keine vornehme Gesellschaft nimmt man so leicht einen Schriftsteller, einen schon berühmten Künstler auf, wofern er nicht der besondern Gunst einer ausgezeichneten Person genießt. Von dieser Regel gibt es nur eine einzige Ausnahme, die von der Achtung herrührt, welche man vor den in Moskau geknüpften Verbindungen hat. Der Herr oder die Dame vom Hause stellen häufig einen übrigens unbedeutenden, sonst gar noch nicht bekannten Menschen ihrer Gesellschaft mit der Entschuldigung vor, „er sey ihnen von Moskau her bekannt,“ und nun trägt Niemand Bedenken, sich ihm anzuschließen und Bekanntschaft mit ihm zu machen.

Die Jugend von Petersburg gewöhnt sich von Kindesbeinen an ein frostiges, engherziges Wesen, welches oftmals höchst langweilig und bisweilen unerträglich wird. Die jungen Leute berücksichtigen bei ihren Verbindungen weder Neigung, noch Charakter, sondern die Verwandtschaft, den Rang und Standpunkt, welchen die Väter in der Welt einnehmen. Jeder, der nichts für sie thun kann, der nicht im Stande ist, sie durch sein persönliches Ansehen, oder durch seinen Einfluß und seine Verbindungen vorwärts zu bringen, ist in ihren Augen eine Null in der Gesellschaft. Man spricht mit ihm, aber in einem kalten, frostigen Tone, und gibt sich keine Mühe, ihn für sich zu gewinnen und eine engere Bekanntschaft mit ihm anzuknüpfen. — Das Petersburger Frauenzimmer ist, wenn es freundlich und anmuthig ist, wie überall, höchst einnehmend und liebenswürdig. Ihr Dialekt ist sehr rein und ihre Augen sind die beredteste Sprache der Liebe; allein sie stehen hier, wie die Männer, unter dem Einflusse des allgemeinen Geistes der Berechnung. Sie sind höflich und kalt, bescheiden und, wie aller Orten, gefallsüchtig, wenigstens dem Scheine nach. Gutmüthig und mitleidig zu scheinen, ist eine beständigere Mode, als die der Hüte. Die Damen in Moskau keifen, zanken sich, schmollen; aber sie sind gleich wieder zu helfen bereit, und zwar mit Herz und Seele. In dem stolzen Petersburg seufzt man, spricht vortrefflich und mit vieler Beredtsamkeit über Gefühl, Mitleid und Sittenlehre, aber das Herz bleibt oft kalt.

Ein Ball in Petersburg scheint von einem Komité geleitet zu werden, das aus einem französischen Balletmeister, einem chinesischen Ceremonienmeister, einem deutschen Ritter und einem italienischen Dekorateur zusammengesezt seyn muß. Alles ist an seinem bestimmten Orte; von Allem ist genug, von einer Sache sogar zu viel da, nämlich von der Langenweile. In Moskau hingegen tanzt man bisweilen gegen den Takt, manchmal sind die Instrumente verstimmt, manchmal Talglichter unter den Wachskerzen zu bemerken; die Dielen knarren unter den Füßen der Tänzer, nicht selten fließt bei einem reichen Souper der Champagner unnützerweise in Strömen, und es ist zuweilen auf einem Balle mehr Lärm, als auf einem Dorfjahrmarkte; aber man vergnügt sich doch dabei, nicht aus Convenienz, sondern in Wahrheit. Man hält sich einzig deswegen in der Stadt auf, um zu tanzen, sich lustig zu machen und Spaß zu haben, je toller, je besser.

In Petersburg sowohl als in Moskau verläßt man im Sommer die Stadt, um sich auf dem Lande (der reiche Adel auf seinen prächtigen Landsitzen, der reiche Kaufmann ebenfalls auf seinen erkauften Gütern, und in seinen schönen Gärten und Salons) und in den Lusthäusern der Umgegend drei bis vier Monate niederzulassen und die schöne Jahreszeit daselbst zuzubringen. Moskau hat um diese Jahreszeit, statt im Winter 350.000 Einwohner, kaum noch 300.000, und Petersburg von 420,000 Bewohnern höchstens 350.000.

Beilage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 179.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. Juli 1832.

Schaut her, ihr Götter, und aus heil'gen Schalen
Gießt euern Segen auf der Tochter Haupt.

Shakespeare.
Wintermährchen.

Die Base vom Lande.

(Fortsetzung.)

Allmählig erholte sich Emma ganz wieder; sie raffte all ihren Muth zusammen und bereitete sich auf den ersten Blick des Geliebten vor. Ach! dieses Auge war nicht mehr das alte, das war ihr Geliebter nicht mehr. Unbegreiflich schnell und sicher ist der Blick der wahren Liebe; sie sah hin und überzeugte sich, daß Arthurs Herz einer andern gehörte, und daß diese Andere ihre Schwester war. Diese Untreue der beiden Wesen, die ihr Alles auf Erden waren, brach ihr das Herz. Aber Emmas Herz war eine Aeolsharfe, welche im Sturme verstummt, der aber jedes schmeichelnde Lüftchen Töne entlockt. Sie sagte nichts, that, als merkte sie nichts; wie verlassen war sie, wie allein! Ihr Schweigen, ihr gesenktes Auge sprach mächtiger zu Annas Herzen, als der leiseste Vorwurf, als ein unwillkührlicher Blick. Sie klagte sich selbst an, stürzte weinend der Schwester zu Füßen, erbot sich, auf ewig dem Geliebten zu entsagen. Emma schloß sie in die Arme, und lange waren beide unfähig, zu sprechen, wie zu hören; als aber endlich Emma mit ihrer sanften Stimme ihren Entschluß aussprach, konnte man dem Tone anhören, daß er unerschütterlich feststand. „Dieses Band, Anna, ist zerrissen auf ewig; wir sind Schwestern: an diesem heiligen Band können nur unsere eigenen Fehler zerren; aber zerrissen ist es nicht, nicht wahr, Anna?“ Anna antwortete nur durch Umarmungen und Thränen. — Emma schwieg lange, und als sie endlich das Schweigen brach, war Zärtlichkeit für ihre Schwester das einzige Gefühl, das ihr Ton und ihr ganzes Wesen verriethen.

Anna gestand ihr nach und nach, Mac Arthur sey in sie gedrungen, sogleich das Eheband zu schließen, ohne den Vater zu befragen, da dieß ja doch, wie die Erfahrung bewiesen, zu nichts führen könne. Allem nach werden die brittischen Truppen in Kurzem aus dem Orte abberufen werden, und wahrscheinlich werde er zu der Armee im Süden kommen. Anna schwankte, aber Emma machte ihr die lebhaftesten Vorstellungen; sie ging zu Mac Arthur und bat ihn in der ernsten, mächtig zum Gemüthe dringenden Sprache der Tugend, ihre Schwester nicht vom Pfade der kindlichen Pflicht zu verlocken. „Was nützt es aber,“ fragte Mac Arthur, „den Vater anzugehen? ist doch sein alter Haß gerechtfertigt durch —“ hier sank seine Stimme zum leisen Flüstern herab — „durch etwas, das nur ein Engel vergeben kann.“ Emma besann sich einen Augenblick und sagte dann entschlossen: „Ich gehe selbst zu ihm.“ — „Sie, Emma! unmöglich! das darf nicht seyn! wie viele Gefahren —“ — „Keine, die mich abhalten könnte! Ich gehe! Der Vater ist furchtbar seinen Feinden, streng gegen Jedermann, aber mir hat er nie etwas abgeschlagen, um was ich ihn selbst bat. Ich weiß gewiß, ich werde ihn erweichen. Nichts mehr, Mac Arthur, nein! ich will Ihren Dank anhören, wenn ich wieder da bin. Geben Sie mir sicheres Geleite, so

weit Ihre Posten reichen; bin ich einmal unter meinen Landsleuten, habe ich nichts mehr zu fürchten.“

Troß allen Vorstellungen von Seiten Annas und Mac Arthurs, rüstete sich Emma eilends zu ihrem abentheuerlichen Vorhaben. Eine kleine Abtheilung des regulären Heers nebst einem zahlreichen Haufen Milizen, wobei ihr Vater war, hatte sich dem Orte bis auf fünfzig Meilen genähert; aber um ein junges Mädchen unter den damaligen Umständen zu dieser Reise zu vermögen, brauchte es das erhebende Bewußtseyn einer guten That und den hohen Muth der Unschuld. Welche Gefahren drohten der Armen auf dem beschwerlichen Wege! Indessen kam sie am dritten Tage wohlbehalten bei den amerikanischen Vorposten an. — Gleich nach der ersten freudigen Ueberraschung machte sie den Vater offen, wahr, lebendig mit dem Zweck ihrer Reise bekannt. Blunts Wuth kannte keine Grenzen; er befahl ihr, bei seinem Zorne, Mac Arthurs Namen nie mehr zu nennen; er rief, so, wie sich Arthur betragen, und nicht anders habe er es von einem englischen Schurken erwartet. Jeder Seufzer, der Emma entschlüpfte, steigerte seine Wuth; er schwur, den Schimpf, der ihr widerfahren, der seinem Hause widerfahren, zu rächen, und häufte endlich schreckliche Flüche, die, wie das arme Mädchen meinte, kein Ende nehmen wollten, auf Annas Haupt, wenn sie nicht plötzlich alle Verbindung mit Mac Arthur abbreche und ihm auf ewig entsage.

Die zitternde Emma zerfloß in Thränen; sie kannte ihren Vater, und so war jezt ihr einziger Gedanke, die Schwester vor dem furchtbaren Fluche zu bewahren, der der frommen Seele so gräßlich war als des Himmels Zorn. Sie machte sich sogleich wieder auf den Weg, aber verschiedene Umstände verzögerten die Heimreise. Als sie an den Ort kam, wo Mac Arthurs Leute sie in Empfang nehmen sollten, war weit und breit kein Engländer. Ein amerikanischer Offizier, ein Freund ihres Vaters, hielt sie an und ließ sie durchaus nicht weiter. Täglich, sagte er, ziehen sich die Engländer enger zusammen; fast stündlich fallen Scharmützel vor, und ohne die augenscheinlichste Gefahr könne ein Mädchen den kurzen Weg bis zu ihres Vaters Hause nimmermehr zurücklegen. Sie wurde bei einer anständigen Familie untergebracht, aber das Gefühl persönlicher Sicherheit konnte ihre gräßliche Unruhe nicht beschwichtigen. Sie kannte Mac Arthurs Leidenschaftlichkeit zu gut, als daß sie hätte hoffen dürfen, er werde geduldig ihrer Rückkehr harren; sie fürchtete, ihre Schwester, lebhaft und leichtsinnig, wie sie war, möchte, zumal sie wohl sicher darauf baute, daß Emmas Schritt gelingen werde, den Bitten des Geliebten nachgeben. Drei Wochen lang schwebte sie in dieser Angst, quälte sie der Gedanke, daß sie der Schwester den väterlichen Fluch bringe. Endlich konnte sie ihren Weg fortsetzen und kam glücklich in der Vaterstadt an. Sie sah sogleich, daß sich Alles verändert hatte. Die Uniformen, welche eine Zeitlang den kleinen Ort belebt hatten, waren verschwunden; es war so ruhig auf den Straßen, wie an einem Sonntag Morgen. An Fenstern und Thüren zeigten sich ein Paar wohlbekannte Gesichter, aber sie sah sich nicht um, fragte nicht, und trieb ihr Pferd vorwärts. Sie stieg an der Thüre ihres Hauses ab, eilte die Treppe hinauf, warf einen ängstlichen Blick in den Salon, rief Anna; der Gedanke, sie könnte mit Mac Arthur entflohen seyn, verdrängte jezt alle andern; sie öffnete die Thüre von Annas Zimmer — da saß sie, schluchzend, in Thränen gebadet. Als sie Emma erblickte, schrie sie laut auf vor Ueberraschung und Freude, aber ihr erstes Wort war: „Emma, Schwester, er ist fort, mein Gemahl ist fort!“ — „Dein Gemahl!“ rief Emma, und lange Zeit war sie keines andern Wortes mächtig. — Es war gegangen, wie sie gefürchtet hatte. Ihr Ausbleiben hatte Mac Arthurs Geduld erschöpft und er hatte Anna beredet, sich heimlich mit ihm trauen zu lassen, und zwar nur eine Woche nach ihrer Abreise. Emma machte ihrer Schwester keine Vorwürfe; was ihr Leichtsinn über sie bringen mußte — nicht um das Gewicht einer Feder hätte sie es ihr schwerer machen mögen; im Gegentheil war sie jezt aufs Eifrigste darauf bedacht, die schlimmen Folgen möglichst abzuwenden. Außer dem entschiedenen Nein erwähnte sie gegen Anna von des Vaters Aeußerungen nichts. Schon jenes war hart genug für Anna; da aber ihre Verbindung streng geheim geblieben war, hoffte sie, ihm die Sache verbergen zu können, und Emma sann, der Schwester zu Liebe, zum ersten Male in ihrem Leben auf List und Verstellung.

(Die Fortsetzung folgt.)

J. J. Rousseaus häusliches Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

Da Jean-Jacques lange in diesem beängstigenden Zustand lebte, so sagte man sich ziemlich allgemein, er sey wahnsinnig geworden. Ueber die eigentliche Ursache seiner Thorheit haben sich aber Freunde und Feinde geirrt. Jene behaupteten, es seyen daran die Verfolgungen seiner Feinde Schuld, besonders der Philosophen und aller derer, die Rousseau mit mehr und weniger Recht auffäßig waren, denn sie haben sein schon sehr entzündbares Gehirn vollends in Flammen gebracht. Seine Feinde haben hingegen ausgebreitet, sein Stolz habe ihm den Kopf verrückt. Ich glaube, beide irren. Die Verfolgungen und Sarkasmen mehrerer Philosophen und Literatoren haben ihm zwar die Ueberzeugung geben können, daß seine Einbildung Wahrheit sey, denn er konnte das Daseyn von Feinden, selbst vielen Feinden, nicht verkennen. Aber diese Einbildung

selbst stammt weiter her und hat einen tiefern Grund, nämlich einen rein physischen oder organischen. Von Stolz oder eigentlich Dünkel habe ich in den zwölf Jahren meines genauen Umgangs mit ihm nicht die geringste Spur bemerkt. Ich muß aber meine obige Behauptung von Jean-Jacques krankhaftem Seelenzustand noch durch folgenden Umstand unterstützen.

Einige Zeit nach seinem Tod kam ein leiblicher Vetter, Sohn seines Onkels väterlicher Seite, der also auch Rousseau hieß, aber nicht in Genf, sondern in Persien geboren war, nach Paris. Er hatte mit Jean-Jacques nie die geringste Verbindung gehabt, sie hatten auch nie zusammen in Briefwechsel gestanden. Durch seinen Namen und durch seine persische Kleidung machte er bald Aufsehen, um so mehr, da er ein geistreicher Mann war und viele Sprachen verstand. Jemanden, der ihn wegen dieser Fertigkeit lobte, soll er erwiedert haben, er würde alle diese Sprachen recht gern hingeben, wenn er reden könnte wie sein Vetter. Herr Delessert lud mich einmal mit ihm zu Tisch und sezte sich zwischen uns. Ich konnte also den Fremden nur im Profil sehen; aber schon so hatte er eine so große und überraschende Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Jean-Jacques, daß ich meine Augen nicht von ihm wegzuwenden vermochte. Endlich fragte ich Delessert heimlich, ob er nicht eine außerordentliche Aehnlichkeit finde. „Sie ist," erwiederte er mir, „so groß, daß sie mir bange macht, und ich meine immer, es sey Jean-Jacques selbst, der aus dem Grab gestiegen sey, um zu hören, was man von ihm sagt." Bei näherer Untersuchung entdeckte man allerdings Verschiedenheiten in seinem Gesicht: aber der erste Eindruck, der Ausdruck der Augen und der ganzen Physionomie war doch überraschend. Dieser persische Rousseau blieb einige Zeit in Paris und kehrte dann nach Asien zurück, wohin ihm die französische Regierung Aufträge gegeben hatte. Er fuhr mit seiner Frau in einem vierräderigen Reisewagen, den sechs Postpferde zogen. Als er am hellen Tage durch den Wald von Fontainebleau fuhr, schrie er aus vollem Hals dem Postillon zu, er solle halten. Dieser hörte es vor dem Rollen des Wagens und dem Pferdegetrappel auf dem Straßenpflaster nicht, sondern fuhr immer rasch vorwärts. Nun wendete sich Rousseau bittend an die Vorübergehenden, daß sie den Postillon anhalten möchten. Dieß geschah endlich, und nun überhäufte er den armen Menschen mit Schmähungen aller Art und beschuldigte ihn, im Einverständniß mit Räubern zu seyn, die ihn im Wald ausplündern und umbringen wollten. Da dieß sehr unwahrscheinlich war, zumal der Postillon die große Landstraße nicht verlassen hatte, so blieben die Leute ganz kalt. Darum schrie ihnen Rousseau zu: „Seht Ihr denn nicht, daß er mich schon von der großen Straße ab und in das Dickigt des Waldes geführt hat, um mich da umzubringen?" Es war unmöglich, ihn zur Besinnung zu bringen, deßhalb führte man ihn nach Paris zurück. Nun reiste er zwar zum zweiten Mal ab, aber die Regierung hatte ihm ihren Auftrag entzogen. Jean-Jacques hatte in England lange vor unserer Bekanntschaft einen Anfall ganz ähnlicher Art, wie sein Vetter im Wald von Fontainebleau. Er hat es mir selbst erzählt, und, was das Merkwürdigste ist, er äußerte da selbst einigen Verdacht über die Natur seiner Krankheit, und nannte sie selbst Wahnsinn. Wir fuhren in einem Kahn nach Meudon, meine Frau, ich, Rousseau und Therese, um da zu Mittag zu essen. Bei Tisch erzählte er uns, daß er, kaum in England angekommen, auch schon wieder von da geflohen sey; denn er hatte sich in den Kopf gesezt, der französische Minister Choiseul lasse ihn suchen, um ihn seinen Feinden gegenüber zu stellen oder ihm sonst einen übeln Streich zu spielen. Ich erinnere mich Rousseaus Erzählung nicht mehr genau, nur so viel weiß ich noch, daß er ohne Geld und nur mit einem ganz kleinen tragbaren Bündel abreiste, um durch Gepäck nicht auf seiner Reise aufgehalten zu werden. Bei dieser Gelegenheit verbrannte er das Manuskript einer neuen Ausgabe seines Emile's, was ihm hernach sehr leid that. Unterwegs in den Wirthshäusern zahlte er mit einem Stückchen Silber, das er von einem Löffel oder einer Gabel abbrach oder abbrechen ließ. Endlich gelangte er zum Hafen in dem Augenblicke, wo widriger Wind herrschte. In diesem ganz gewöhnlichen und ganz natürlichen Umstand aber sah er ein Komplott, eine Verschwörung und höhere Befehle, um seine Abreise zu verzögern; denn der Gedanke an Feinde und Verfolgung war bei ihm immer vorherrschend. Wiewohl er kein Wort englisch sprach, stellte er sich doch auf eine Anhöhe und haranguirte das Volk, das ihn auslachte, weil es kein Wort von seiner Rede verstand. Endlich wurde der Wind günstig und es konnte abgefahren werden. „Ich kann's nicht läugnen," fügte Rousseau dieser Erzählung selbst bei, „es war ein Anfall von Wahnsinn, und er ging so weit, daß ich meine brave Frau in Verdacht hatte und meinte, sie stecke mit meinen Feinden unter einer Decke."

Wir kommen nun zu dem traurigen Moment, wo Jean-Jacques Paris zum leztenmale verließ und nach Ermenonville zog. Hier müssen wir manche genauern Umstände von seinem Tod angeben, da über ihn so verschiedene Meinungen im Umlauf sind, und versparen dies auf einen lezten Artikel.

(Schluß des dritten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Thenard über Ausrottung der Ratten.

So eben fällt mir die neueste Abhandlung unsers berühmten Chemikers Thenard in die Hände. Sie handelt „von

der Vertilgung schädlicher Thiere, welche sich in die Erde graben und sich in mehr oder weniger tiefe Löcher verstecken:“ ein äußerst kräftiges Protokoll, welches nicht nur die im natürlichen Rechte begründete Nagefreiheit der Ratten und Mäuse, sondern die Existenz ihrer Republik bedroht. Verzeihung, wenn ich diesen Bannstrahl seinem Hauptinhalte nach Ihren Lesern zu einer Zeit mittheile, wo wohl die meisten derselben an Anderes zu denken haben, als an jene Negros, welche es wagen, den Herrn der Schöpfung in seinem Heimwesen zu necken. Allein vielleicht ist die Zeit nicht mehr sehr fern, wo man sich in Deutschland wieder mehr mit Oekonomie und Hauspolizei abgibt, wo man sich wieder mehr der etwas vernachlässigten Literatur der „unfehlbaren Wanzen- und Mäusevertilger“ und anderer ökonomischen Traktate zuwendet, und dann möchte das Folgende ein willkommener Beitrag seyn, wenn es sich davon handelt, gegen die schwarzen Aufrührer, welche an unsere wohlerworbenen Güter in Küche und Speisekammer tasten und uns sogar im natürlichen Rechte des Schlafs beeinträchtigen, kräftigst einzuschreiten.

Von allen Luftarten ist unzweifelhaft das Schwefelwasserstoffgas die dem thierischen Leben feindseligste. Seine Wirkung ist wirklich unbegreiflich und furchtbar schnell. Ein Thier, das diese Luft rein einathmet, stürzt nieder, wie von einer Kugel getroffen; aber selbst wenn sie mit bedeutend vieler atmosphärischen Luft gemischt ist, stirbt es fast auf der Stelle. Ein Pferd stürzt nach nicht ganz einer Minute in einer Luft, welche $\frac{1}{250}$ Schwefelwasserstoffgas enthält; ein Hund von mittlerer Größe stirbt in einer Luft, in welcher $\frac{1}{1000}$ des Gases, und ein Finke in einer, in welcher $\frac{1}{1500}$ enthalten ist. Aus dieser Eigenschaft kann man Nutzen ziehen, um eine Menge schädlicher Thiere in ihren Schlupfwinkeln fast plötzlich zu vertilgen.

Der erste Versuch wurde im Stall eines Pachthofs angestellt, wo es Ratten in Menge gab; sie ließen sich bei Tage da und dort sehen und Nachts kamen sie im Stall sogar zu den Knechten aufs Bett, benagten die Geschirre und fraßen den Hafer, der in einer Kiste war, in welche sie ein Loch gebohrt hatten, und immer ein neues bohrten, so oft man das alte verstopfte. Man zählte in den Wänden achtzehn Löcher. In jedes dieser Löcher wurde der Hals einer Retorte gebracht, welche eine halbe Pinte hielt, und mit Gips befestigt. Die Retorten enthielten ein Gemisch von Eisenfeilspänen, Schwefel und Wasser, oder sogenanntes Schwefeleisen (sulfure de fer); in die Retorte ging oben eine dreiarmigte Röhre; durch diese goß man langsam verdünnte Schwefelsäure hinein, und im selben Augenblick entwickelte sich Schwefelwasserstoffgas in solcher Menge, daß alle Ratten zu Grunde gehen mußten. Man hörte viele hinter der Wand mit dem Tode ringen; andere kamen zu Löchern, welche man Anfangs nicht bemerkt hatte, heraus und starben auf dem Miste. Dieser Versuch ist vor fünf Monaten gemacht worden, und seitdem bleibt das Pferdegeschirr unangetastet, ebenso der Hafer, und es hat sich keine Ratte mehr blicken lassen.

In der neuesten Zeit bot sich Gelegenheit, den Versuch zu wiederholen. In den weitläuftigen Gebäuden eines alten Klosters, wo jezt eine öffentliche Anstalt ist, hielten sich unzählige Ratten auf; alle Keller, die Speicher, der Hühnerhof, ja die Kammer, wo das Küchengeschirr gereinigt wurde, neben der Küche, waren voll davon. In diese Spülkammer zogen sie sich alle Abend nach dem Abendessen und fielen hier über die Ueberbleibsel vom Mahle her; hier hatten sie auch eine Menge Löcher gebohrt, und unter dem Boden liefen ihre Gänge nach allen Richtungen fort, so daß die Steinplatten an vielen Stellen auseinander getrieben waren. Umsonst legte man neue Platten; Tags darauf sah es nicht anders aus, als ob Handwerksleute wieder zerstört hätten, was andere Tags zuvor geschafft hatten. An diesem Orte nun wurden die Apparate aufgestellt. Da der Löcher zu viele waren, wurden mehrere verstopft und das Gas nur in die andern gelassen. Nach kaum fünf Minuten kam eine große Ratte, die sich kaum mehr auf den Beinen halten konnte, aus einem sehr entfernten Loch und starb unter den Augen der Beobachter. Noch denselben Abend hörte man die Ratten nicht mehr unter dem Boden. Es ging nun an die Keller, und überall, wo man die furchtbaren Batterien aufführte, wurde Alles niedergemacht, was nicht schleunigst die Flucht ergriff. Während sie vorher in ganzen Banden einen furchtbaren Lärm machten, ist jezt Alles still wie das Grab.

Die Operation ist äußerst einfach. Sind der Löcher wenige, so läßt man das tödtende Gas in alle streichen; sind ihrer sehr viele, so verstopft man sie am besten oberflächlich mit Gips oder Thon; bald erkennt man nun an denjenigen, welche die Ratten wieder aufmachen, die Eingänge in ihre eigentlichen Höhlen. Das Schwefelwasserstoffgas wird folgendermaßen bereitet: Man mischt in einem Mörser oder auch nur mit der Hand sehr genau vier Theile Eisenfeile und drei Theile Schwefel. Das Gemische wird nun mit vier Theilen kochenden Wassers angefeuchtet und mit einem Glas- oder Holzstab umgerührt, bis Alles durchaus feucht ist. Die Masse braust alsbald auf und es bildet sich schwarzes Schwefeleisen; eine Zeitlang darauf, wenn das Brausen schwächer wird, müssen vier neue Theile Wasser zugesezt werden, aber auf zweimal: einmal zwei Theile, und nach sieben Minuten noch einmal. Wenn nun die mit einer Schichte Flüssigkeit bedeckte Masse für die Hand keine merklich erhöhte Temperatur mehr hat, bringt man sie in die Retorten durch die obere Oeffnung derselben mittelst eines Trichters mit weiter Oeffnung und eines kleinen eisernen Löffels. In eine Retorte, die ein halbes Litre faßt, thut man nur soviel Materie, als etwa vier Unzen Eisen, drei Unzen Schwefel und sieben bis acht Unzen Wasser gleichkommt. Man kann auch Eisen und Schwefel in gehörigem Verhältniß sogleich in die Retorten vertheilen und das zur Bildung von Schwefeleisen nöthige Wasser zusetzen. Ist das Schwefeleisen in den Retorten, sind diese mit ihren Röhren versehen und in den Rattenlöchern mit Gips, Mörtel oder Lehm befestigt, so gießt man nach und nach durch die Röhre Schwefelsäure zu, welche mit fünfmal soviel Wasser, dem Volumen nach, verdünnt ist. Sogleich braust die Masse in der Retorte heftig auf und die Löcher füllen sich rasch mit Gas. Man fährt mit dem Zugießen von Schwefelsäure fort, bis fast nichts mehr aufzulösen ist. — Leicht könnte während der Operation, zum Nachtheil der Umstehenden, Schwefelwasserstoffgas durch die schlecht verwahrten Ritzen in die Luft entweichen. Man zerstört es sogleich, indem man ein Paar Tropfen Schwefelsäure auf ein wenig Chlorkalk schüttet. Gleichfalls mit ein wenig Chlorkalk zersezt man auch die in den Retorten zurückgebliebene schwefelsaure Luft. Diese Vorsicht darf man, besonders wenn man in engen Räumen operirt, nicht versäumen; die Gefäße können dann ohne Gefahr für die Gesundheit abgenommen werden, und alsbald muß man die Löcher sorgfältig verstopfen, damit nicht die Luft durch das Faulen der Thiere verpestet werde.

Beilage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 180.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 28. Juli 1832.

Der Wohllaut, den das menschliche Ohr empfindet, und den die Kunst nur entwickelt, ist die feinste Meßkunst, die die Seele durch den Sinn dunkel ausübt.

Herder.

Zur Philosophie der Musik.
Nach dem Franzosen Fétis.

Fétis ist der ausgezeichnetste musikalische Theoretiker der Franzosen und als solcher auch bei uns bekannt. Wenn nun gleich Musik keine der starken Seiten des französischen Genius ist, wenn gleich Musik zu den Dingen gehört, in denen wir noch mit einigem Nationalstolze das Supremat ansprechen, so dürfen wir doch wohl auch zuhören — wir horchen ja allen Stimmen der Welt — wenn die Franzosen ihren eigenthümlichen Geist darauf anwenden, und wenn man uns auch nicht zu sagen braucht, daß Philosophie der Musik so wenig fremd ist, als irgend einem Dinge im Himmel und auf Erden, so lernen doch wohl die Leser etwas aus folgenden Bemerkungen, oder geben sie ihnen doch Anlaß zu weiterem Nachdenken.

* * *

Vor zwanzig Jahren noch hätten Gelehrte, Literatoren, und mehr noch die Politiker den Titel dieses Artikels äußerst komisch gefunden. Philosophie und Musik! Kann es eine tollere Zusammenstellung geben? Nicht weniger hätten sich die Dilettanti darüber verwundert, die Frauen namentlich; war doch Jedermann daran gewöhnt, die Musik für einen angenehmen Zeitvertreib anzusehen, und für nichts weiter. Heutzutage sind wir etwas ernster als damals, und wir wissen wohl warum; es ist der Trieb über uns gekommen, den Dingen auf den Grund zu sehen, und wir verschmähen die Philosophie nicht mehr, sie mag behandeln, was sie will. Vielleicht sind wir deßhalb um nichts bessere Philosophen, aber wir sind doch auf dem Wege, es zu werden. Sprechen wir also ein wenig von der Philosophie der Musik, weil der Zeitpunkt günstig dazu ist, versuchen wir, begreiflich zu machen, daß die Kunst noch eine andere, ernstere Seite hat als bloßen Singsang.

Manche Leute geben sich für gewaltige Musikliebhaber aus, und wenn man sie hört, lieben sie die Kunst aus purem Naturtrieb, sie kennen nicht einmal die Tonleiter. Nicht einmal von der Tonleiter etwas wissen, weiter, meinen sie, könne man in der Musik nicht zurück seyn, und sie ahnen nicht, daß die Musiker so wenig davon wissen als sie. Damit ist nicht gesagt, daß jene sich nicht auf ut re mi fa sol la si (c d e f g a h) und den ganzen daraus gebauten Mechanismus verstehen; aber alles dieß ist nur die Außenseite eines höchst geheimnißvollen Wesens, in das man aber ein für allemal eindringen muß, wenn man anders aus der Musik machen will, was sie werden soll, eine eigentliche Wissenschaft.

Fragt man die unterrichtetsten Musiker, woher die Tonleiter (gamme) komme, so geben sie zur Antwort, ein italienischer Mönch im eilften Jahrhundert, Namens Gui d'Arezzo, habe die tiefste Note der Tonleiter mit dem griechischen G, dem Gamma bezeichnet, und aus dieser Veranlassung gewisse Kombinationen dieser Tonleiter Gammas genannt, die Namen der Noten selbst aber

habe er von den Anfangssylben einer lateinischen Hymne des Paulus von Aquileja entlehnt: Ut queant laxis Resonare fibris, Mira gestorum etc. Aber davon handelt es sich hier ganz und gar nicht. In der Frage: „woher kommt die Tonleiter?" liegen folgende Fragen: „Warum sind in dieser Reihenfolge von Noten: ut re mi fa sol la si ut, die Intervalle nicht zwischen allen Tönen gleich? warum muß in dieser Reihe von Tönen gerade das ut die erste Note seyn? endlich, warum ist die Tonleiter nicht bei allen Völkern eine und dieselbe?" Lauter Fragen, worauf wohl die meisten Musiker die Antwort schuldig bleiben müßten; denn man muß wissen, daß nicht alle Nationen, welche singen, wie wir sagen: ut re mi fa sol la si ut; es gibt welche, denen es beliebt, zu sagen: fa sol la si ut re mi fa, und dieß ist ein gewaltiger Unterschied; es gibt ferner welche, deren Ohr ganz anders konformirt seyn muß als das unsrige, weil sie der Beugungen der Stimme so viele wahrnehmen, daß sie im Umfang einer Oktave achtzehn Töne unterscheiden, statt nur zwölf, wie wir; ja, die indischen Völkerschaften haben acht verschiedene Tonleitern. Welches ist nun die wahre, die ächte Tonleiter? Man kann sich leicht denken, daß jeder versichert, die seinige sey es.

Der Jesuite Amiot berichtet in seiner Abhandlung über die Musik der Chinesen, welch große Mühe es ihn gekostet, sich an die Melodien dieses Volks zu gewöhnen. Um die chinesischen Kenner zu überzeugen, wie hoch die europäische Musik über der ihrigen stehe, sang er ihnen die Cyklopen, die Wilden und andere berühmte Melodien von Rameau vor, welche die Herzoginnen am Hofe Ludwigs XV. vor Entzücken außer sich brachten; sein Auditorium hielt sich die Ohren zu und erklärte einstimmig, dieß sey keine Musik, sondern ein Mischmasch von falschen Tönen. Dasselbe begegnete in Egypten einem Reisenden, der sich mit der arabischen Musik bekannt machen wollte und daher in Cairo Unterricht bei einem arabischen Meister nahm. Nach dem Herkommen sang ihm der Professor eine Melodie vor und der Reisende notirte sie nach europäischer Weise; nur korrigirte er hie und da eine Note, weil er sich einbildete, der Araber singe falsch. Als er nun seinerseits das Notirte sang, zuckte der Meister die Achseln und bemerkte ihm, er singe da und dort zu hoch. Der Europäer strich nun ein Paar Kreuze, aber jezt meinte der Araber, er singe zu tief. Endlich, nach langem Hin- und Herstreiten kam der Reisende auf den Gedanken, sich eine Eoud oder orientalische Laute zeigen zu lassen, und da fand er nun, daß die Tonleiter auf dem Halse nach Dritteln von Tönen, nicht, wie bei unserer Musik, nach halben Tönen abgetheilt war. Das von Jugend an für diese kleinen Intervalle geübte Ohr des Arabers konnte sich an die unsrigen nicht gewöhnen, aber ebensowenig vermochte der Europäer die Abschnitte der orientalischen Scala zu fassen. Noch einmal, woher rühren diese Verschiedenheiten alle? welches ist die wahre, naturgemäße Tonleiter, oder vielmehr, gibt es eine, welche absolut besser ist als die andere?

Man sieht leicht, daß dieß eine verwickelte Frage ist, und daß die Lösung keineswegs so leicht seyn möchte, als man auf den ersten Blick glauben könnte. Weiß man nun, daß die ganze Theorie der Melodie und der Harmonie von der Lösung dieser Frage abhängt, so wird es einleuchtend, daß es eine, der Philosophie keineswegs unwürdige Aufgabe ist, zu untersuchen, worin eigentlich zunächst die Verwandtschaften von Tönen begründet sind, welche diese oder jene Resultate zur Folge haben, und den naturnothwendigen, aber geheimen Analogien nachzuforschen, durch welche im Geiste der Erfinder in der Musik die Kunst wurde, was sie da und dort ist.

(Der Beschluß folgt.)

Die Base vom Lande.

(Fortsetzung.)

Der Vater konnte jezt ungehindert zurückkehren; er kam den folgenden Tag, und sein Grimm gegen den Feind wuchs mit jedem Schritte, den er that. Er merkte nichts, aber so liebreich, so gut wie sonst war er nicht mehr gegen die Töchter. Nie spielte er auch nur mit einem Worte auf den verhaßten Gast an; kam aber etwas vor, das sich im Geringsten auf seinen Aufenthalt im Hause bezog, so runzelte er die Stirne, wurde plötzlich bleich, biß sich in die Lippen und überzeugte seine zarten Töchter nur zu gut, daß sein Haß so wild und glühend war als je.

Mehrere Monate nach Mac Arthurs Abzug kam ein kleiner krüppelhafter Junge, der auf einem Hofe in der Nähe wohnte, mit einer hübschen Flöte am Halse, in Blunts Haus. „Ach, Jerry, guter Junge," sprach der Alte freundlich zu ihm, denn er war, gleich dem Löwen, gütig gegen jede schwache, wehrlose Kreatur, „ach, Jerry, das ist die kleine Flöte, die wir Nachts, wenn der Mond scheint, herüberhören, und auf der uns am Tage, wo wir einzogen, ein so hübscher Willkommen geblasen wurde. Laß sehen, Jerry." Jerry reichte ihm das zierliche Instrument; Emma und Anna zitterten. „Ach, Herr," sprach Jerry, „den Kapitän hättet Ihr auf der Flöte sollen spielen hören; von ihm habe ich sie für Miß Annas Ring, den ich gefunden." Im Augenblick lag des armen Jungen Flöte zertrümmert am Boden und zugleich fiel ein forschender Blick voll Wuth auf Anna und fand den unglücklichen Ring. Lieben Kinder! den Auftritt kann ich nicht beschreiben! Blunt war in seinem innersten Gefühle verlezt, alle seine wilden Leidenschaften loderten in hellen Flammen auf. Emma, unbesorgt um sich selbst,

machte weinend der Schwester Fürsprecherin; aber ihre Stimme verhallte wie das Schreien eines Kindes im Brüllen des Oceans. Anna wurde aus dem väterlichen Hause gejagt; er befahl ihr, sich nie wieder vor ihm blicken zu lassen, und überhäufte sie mit den ärgsten Schimpfnamen. Sie fiel auf der Thürschwelle ohnmächtig in die Arme ihrer Schwester, die trotz des gemessenen Befehls des Vaters nicht von ihr wich, und der letzte Ton, den das arme Mädchen hörte, war der väterliche Fluch.

Emma sorgte für die Schwester mit fast mütterlicher Zärtlichkeit. Sie verschaffte ihr eine anständige Wohnung und erhielt sie mit ihrer Hände Arbeit, denn der unbeugsame Blunt hatte ihr streng verboten, dem Kinde, das er verflucht, auch nur einen Schilling zu geben. Diesem grausamen Befehle Folge zu leisten, war die härteste Prüfung für Emma; ihr weiches Herz litt unendlich bei dem Gedanken, daß sie alle die Bequemlichkeiten, den Ueberfluß im väterlichen Hause mit der unglücklichen Schwester nicht theilen konnte.

Drei Monate, nachdem Anna aus dem väterlichen Hause gejagt worden war, gebar sie einen Sohn; aber, als sollte das Maaß ihres Elends gerüttelt voll werden, *er kam blind* zur Welt. Des unglücklichen Kindes zu pflegen, war das einzige Geschäft der unglücklichen, leidenden, gebeugten Mutter, die in der Zeit, die hinter ihr lag, nur Kummer und Reue, vor sich nur Verzweiflung sah. Fünf ewig lange Jahre waren ohne die mindeste Nachricht von ihrem Gatten verflossen. Zeitungen waren damals selten, in den kleinen Ort kamen vollends wenige; in diesen forschte Emma aufs Emsigste, konnte aber nie die geringste Spur von Mac Arthur entdecken. Er konnte umgekommen, konnte nach England zurückgekehrt seyn, konnte, das Schlimmste von Allen, sein Weib vergessen haben. Die besänftigende Zeit vermochte nichts über Amos Blunts Herz; sie grub seinen starren Entschluß nur noch tiefer in dasselbe ein. Sein Vermögen hatte zwar durch den Krieg nothwendig gelitten, indessen war er immer noch wohlhabender, als alle seine Nachbarn. Emma sollte einst all sein Gut erben, und so fand denn das fromme, liebenswürdige Mädchen mehr als einen eifrigen Werber. Aber sie war taub gegen alle Vorschläge; ihr Herz kannte nichts als die Pflichten gegen ihren Vater, die Liebe zu ihrer Schwester und die innigste Zärtlichkeit für den kleinen Blinden. Es war, als ob das Kind den Trübsinn von der Mutter geerbt hätte; stundenlang blieb es auf einem Flecke unbeweglich auf dem Boden sitzen; hörte es aber Emmas Tritt, so wurde Alles lebendig an ihm; es streckte die Arme aus, suchte ihre Lippen, alle seine Glieder, alle seine Geberden hießen sie willkommen, nur der schimmernde Juwel nicht, in dessen Wasser sich die Seele spiegelt.

Allermittelst legte die Macht, vor der sich jede Kreatur beugt, ihre eiserne Hand auf Amos Blunt. Er bekam ein langwieriges, aber tödtliches Uebel, und er wußte, daß er sterben mußte. Längst schon hatte er sein Testament gemacht; Alles, was er besaß, sollte Emma bekommen, aber unter der Bedingung, nie, unter welcher Gestalt es auch seyn möge, ihrer Schwester einen Pfennig zu geben. Handelte sie dieser Bedingung zuwider, so sollte sein Vermögen in jährlichen Renten zu hundert Dollars unter solche Krieger vertheilt werden, welche in dem Revolutionsheere seit Beginn des Kriegs gedient hatten und beweisen konnten, daß jeder zehn Engländer ums Leben gebracht habe.

Zu den zärtlichsten, beharrlichsten Liebhabern Emmas gehörte ein gewisser Harry Lee. Er war der Liebling des alten Blunt, er hatte an seiner Seite gefochten und gesiegt, und ihm vor seinem Tode Emma zum Weibe geben zu können, war sein innigster Wunsch. Er drang dieserhalb täglich mehr in die Tochter; Emma, die übrigens für Harry aufrichtige Freundschaft empfand, antwortete Anfangs immer nur: „Vater, Harry weiß, daß ich ihn nicht lieben kann.“ — „Nun, was ist es denn?“ erwiderte der Alte; „daß Du so sprichst, weiß Harry wohl, nun ja; aber er will Dich ohne dieß; aus einer gehorsamen Tochter wird eine gute Hausfrau, und ich sage immer zu Harry, die Liebe sey nichts mehr und nichts weniger als ein Strohfeuer.“ Auftritte ähnlicher Art wiederholten sich unter mancherlei Form so oft, daß Emma wohl sah, es sey der liebste Wunsch des Vaters, ja sein einziger auf Erden; und so kam sie auf den Gedanken, sie könnte vielleicht, wenn sie ihr Herz bezwänge, den Vater vermögen, daß er von seiner Strenge gegen Anna nachlasse. Es war ein schweres Opfer, das schwerste für ein Weib; aber Emma war ein edles Geschöpf.

„Großmutter!“ rief Isabel, „zu edel, viel zu edel! Ich kann nicht glauben, daß dieß eine wahre Geschichte ist, kann nicht glauben, daß ein Weib, nachdem man ihr gethan, was Emma erlitten, solche Opfer bringt!“ — „Ich glaube es, ja, ich glaube es,“ sprach Lucy Atwell mit strahlendem Gesicht; „ich weiß eine Frau, die — meine Mutter,“ setzte sie leise hinzu und senkte ihr Haupt auf Mistreß Tudors Knie.

Wir waren alle gerührt von dem Zolle kindlicher Achtung, den sie unwillkührlich der Mutter brachte, um die sie noch tiefe Trauer trug, und es entstand eine ziemliche Pause, bevor Mistreß Tudor mit zitternder Stimme fortfuhr: „Trotz Deines Unglaubens, Isabel, ist es eine nur zu wahre Geschichte. Emma bereitete sich zu einem stürmischen Auftritte vor, und mit einem Gesicht, auf dem der ganze Adel ihrer Seele thronte, und einer Stimme, der ein fester Wille Kraft verlieh, trat sie vor den Vater und sagte, sie unterwerfe sich seinem

Willen, sie wolle Harry Lee heirathen, wenn er in seinem Testament für Anna sorge und seinen schrecklichen Fluch zurücknehme, der bereits ihr schuldloses Kind getroffen und an ihrem Leben zehre. Der Alte hörte sie an, ohne sie zu unterbrechen, und gab keine Antwort; Todesblässe überzog sein Gesicht, große Schweißtropfen rollten über seine Stirne, seine Brust arbeitete gewaltig; es war, als wollte der furchtbare Kampf seiner Gefühle den morschen Lebensfaden vollends abreißen. Emma gerieth in die heftigste Unruhe; sie wagte es nicht, weiter in ihn zu dringen, bevor sie ihn beruhigt und wieder zu sich gebracht hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Ein St. Simonistisches Leichenbegängniß.

Am 18. Juli fand das Leichenbegängniß eines St. Simonistischen Apostels, Namens Talabot, statt. Bei dieser Gelegenheit zeigten sich die St. Simonisten zum erstenmal, seit ihrem Aufenthalt in Menilmontane, öffentlich; daher war auch eine bedeutende Volksmenge längs der Landstraße von Menilmontant bis an die Barrière und den Kirchhof von Père la Chaise zusammengeströmt. Am 17. war der Leichnam im apostolischen Gewande, äußerst pompös, auf einem Paradebett in einem Gemache des St. Simonistischen Hauses zu Menilmontant ausgestellt. Die ganze Bevölkerung von Belleville und Menilmontant hatte sich eingefunden, ihn zu besehen; denn die Polizei war endlich müde geworden und hatte den Zutritt freigegeben. Ein Chor von St. Simonisten befand sich in einem anstoßenden, nur durch Gazvorhänge getrennten Zimmer und ließ sich zuweilen mit Gesang und lautem Gebet hören; in der Zwischenzeit ertönten Traueraccorde. — Am 18. Morgens wurde der Leichnam, mit einem Tuche bedeckt, worauf der Name des Verstorbenen stand, an einer der vordern Thüren des Hauses ausgestellt; zwei Simonisten in feierlichem Kostüm hielten Wache dabei. Um vier Uhr fand sich die Simonistische Familie ein und der Trauerzug sezte sich in Bewegung. Auf dem Sarge lag die symbolische Fahne mit den Worten: Talabot, apôtre. Den Sarg umgaben vier Glieder der Simonistischen Familie und vier Gläubige aus Paris; darauf kamen zwei Apostel, die vertrautesten Freunde des Verstorbenen, von Eichthal und Lambert; der eine trug den Gürtel, der andere die Mütze; hinter ihnen vier Brüder mit Haken und Schaufeln, welche den Sarg eigenhändig mit Erde bedecken wollten, zum Zeichen, daß sie alle Geschäfte, auch die unangenehmsten, unter sich selbst verrichteten. Nun kam der große Trupp der Familie, die Neophyten an der Spitze, zulezt Vater Enfantin, von mehreren der vornehmsten Mitglieder begleitet; hierauf etwa fünfzig Simonistische Frauen, und den Zug schloß eine lange Reihe von Pariser Simonisten.

Sämmtliche Simonisten trugen eine kurze blaue Tunika, eine weiße, vorne offene, auf dem Rücken zugeknöpfte Weste — sie ist das Sinnbild der Verbrüderung, weil man sie nicht allein anziehen kann — und weiße Beinkleider. Alle hatten lange Bärte, bloßen Kopf und die Brust entblößt. Der Zug bewegte sich in der größten Ordnung und Ruhe durch zahlreiche Zuschauermassen. Es waren ein Paar Duzend Stadtsergeanten mit einem Polizeikommissär und ein Paar **Offiziers de paix** auf den Plaz geschickt worden, im Fall es Unordnungen geben sollte. Ihre Gegenwart war durchaus überflüssig; als sie sich, nachdem sie den Zug wieder nach Menilmontant zurückbegleitet hatten, entfernten, dankte ihnen Michel Chevalier, im Namen des Vaters und der ganzen Familie, für den Geist des Friedens, womit sie ihr Amt erfüllt. „Ihr seyd," sagte er unter Anderm, „als wahre Friedensbeamte aufgetreten; ich wünsche euch, ich wünsche denen Glück dazu, die euch gesandt haben."

Der Zug ging über die äußern Boulevards; am Grabe angelangt, theilte sich die Simonistische Familie in zwei Gruppen, die eine rechts, die andere links vom Vater. Der Prediger Barrault gab den Lebenslauf des Verstorbenen; er sprach von der Zeit, die er zu Dreux als Substitut des königlichen Prokurators zugebracht, von seiner Bekehrung, seinem feurigen, ritterlichen Gemüthe, von der Rolle, welche die Weiber in seinem Leben gespielt u. s. w. — Diese Rede wurde zu wiederholten Malen durch religiöse Gesänge unterbrochen. Ueber diese Gesänge und das Kostüm verwunderte sich das Publikum sehr; die Figur und Haltung des Vaters Enfantin, seine langen schwarzen Haare und sein dicker Bart erregten allgemeine Aufmerksamkeit. — Auf dem Rückwege nach Menilmontant sangen die Simonisten ein Lied, Appel genannt, das von ihnen selbst gedichtet und in Musik gesezt worden ist. . .

Was Sie hier gelesen haben, habe ich nicht etwa als Augenzeuge beschrieben, so gerne ich es auch mit angesehen hätte. Das obengenannte Oberhaupt, Chevalier, hat den Artikel, wie ich ihn gegeben habe, in die Pariser Blätter einrücken lassen, und er wird dadurch noch merkwürdiger.

Auflösung der Charade in Nr. 174:
Lückenbüßer.

Räthsel.

Sie knüpfte manchem Ehepaar
Den Nestel als ein Meister,
Und lud, wann's ihr gefällig war,
Ein Rudel Höllengeister.

Hölty.

Das Motto da oben verräth euch so viel,
Hier sey eine Hexe gewißlich im Spiel;
Doch hat man die furchtbare nimmer verbrannt
Und, trieb sie das Aergste, nur selten verbannt.

Man wartet geduldig, bis ihr es gefällt,
Mit sich zu versöhnen die klügere Welt;
Einstweilen gehorcht man und fügt sich der Pein;
Man stünde ja, fügte man sich nicht, allein.

Kennt ihr die abscheuliche Hexe noch nicht,
Die brennt und schneidet, und preßt und sticht,
Und schrecklich die menschlichen Glieder aufbläht?
Ihr steht ja im magischen Kreise, so seht!

Ach, leider, das geht nicht! sie blendet euch ja,
Das Häßlichste steht als das Prächtigste da,
Hat erst es das zaubrische Stäbchen berührt,
Das diese Hexe als Zepter führt.

Und ob ihr treibet, was ihr gefällt,
Besiegt ihr dennoch die Herrn der Welt;
Drum bildet beinahe mit Recht sie sich ein,
Auf Erden die mächtigste Göttin zu seyn.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 181.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. Juli 1832.

O du, der Himmel ewiger Beweger,
O scheuch den dreist geschäft'gen Feind hinweg,
Der seine Seele stark belagert hält!

Shakespeare.

Die Base vom Lande.

(Fortsezung.)

Dieser Zustand dauerte wechselnd zwei Tage lang. Der Vater sprach kein Wort zu Emma, er sah sie nicht an, aber seine Hand drückte sanft die ihrige, wenn sie ihm die Stärkungsmittel reichte, auf die sie noch ihre lezte, freilich schwache Hoffnung baute, denn der Arzt verkündete sein nahes Ende. Er erholte sich, wie es gewöhnlich geschieht, vor dem lezten Kampfe, sah Emma zum ersten Mal, seit sie diese furchtbare Saite berührt, ins Gesicht, und befahl ihr, ihm ein gewisses versiegeltes Papier aus seinem Schreibtisch zu bringen. Sie gehorchte; es war sein Testament. Er zerriß es mit seinen zitternden Händen und sprach: „das Gesetz mag walten . . . für euch beide.“ Emma fiel ihm zu Füßen; „theurer Vater,“ rief sie, „sprecht, daß Ihr ihr vergebt!“ — „Ich kann nicht, Emma, nein, aber — Gott habe ich gebeten, daß er ihr vergebe; jezt, liebes Kind, bete für deinen Vater.“ Emma begann das Gebet aller Gebete, das Vaterunser, zu sprechen, und der Greis sprach mit schwacher, erloschener Stimme jedes Wort nach. Als sie an die Worte kam: vergieb uns unsere Schuld, wie wir . . „Halt!“ rief er da heftig, denn jezt zum ersten Male ward ihm ihre Bedeutung klar; „halt! nein, so kann ich nicht sprechen!“ In diesem Augenblick stürzte die arme Anna, ihr Kind auf dem Arm, an das Bette, fiel neben der Schwester auf die Knie und ihre zuckenden Lippen versuchten das Gebet zu sprechen. Blaß, abgezehrt, hohlen Auges — war dieß die rosige, die lebenslustige Anna? Ja, mußte der Vater denken, des Himmels Strafgericht ist über sie gekommen. Er seufzte aus tiefster Seele. — „Ach! ich vergebe, aber —“ dabei schloß er die Augen — „vergessen kann ich nicht. . . .“ und so im Kampfe zwischen dem starren irdischen Sinn und der himmlischen Liebe schied er dahin.

Mistreß Tudor machte eine Pause und die Zuhörer blieben stille sitzen, mächtig ergriffen durch die Schilderung von Leidenschaften, zu gewaltig für ihre junge Erfahrung, ja für ihre Einbildungskraft. Isabel äußerte zuerst ihre Neugierde, wie es weiter gehen werde; ganz besonders interessirte sie Mac Arthur als englischer Offizier. „Großmutter,“ sprach sie, „ich hoffe, das Schauerlichste von der Geschichte ist vorbei; Anna muß sterben, das sehe ich schon; armes, armes Mädchen! Gewiß litt sie mehr, als sie verdient! — Ich sehe schon, wie es kommt: Mac Arthur kehrt zurück, findet seine Frau todt und heirathet Emma.“ — „Aber,“ sagte Lucy, „das kann ja nicht seyn; sie hat ja versprochen, Harry Lee zu heirathen.“ — „O h[illegible] ist ein guter Junge; gewiß gibt er ihr ihr Wort [illegible]rück, und das ist ja etwas ganz anderes, nach Annas T[illegible] Aber — Großmutter hat ja Anfangs gesagt, es se[illegible] eine Geistergeschichte! ach! den armen Geist, den h[illegible]n wir ganz vergessen! Aber jezt weiß ich schon: [illegible]nnas Geist erscheint Emma und befiehlt ihr, Mac [illegible]thur zu heirathen; oder vielleicht der Geist des Al[illegible] — nein, nein, der soll nicht

wieder kommen!" — „Gut, Isabel," sprach die Großmutter; wenn Du aber nicht anders lieber ins Blaue hinein schwazst, als meine Geschichte anhörst, so fahre ich fort, und ich will Dich zum Voraus versichern, daß der Geist des Alten nie wieder das Licht erblickte. Ich wundere mich, wie Du Dir einfallen lassen kannst, daß Mac Arthur einer Heiligen, wie Emma, werth seyn könne; weil Du aber einmal für ihn eingenommen bist, so sage ich Dir, daß Deine Voraussetzungen nicht ganz unrichtig sind. Er hielt sich in der Folge so, wie ich . . . wie seine Mutter es nur wünschen konnte.

Er war, wie er vermuthet hatte, zur Armee im Süden geschickt worden. Lange erhielt sich die Liebe zu seinem jungen Weibe in ihrem ersten Feuer; aber er bekam nicht die mindeste Nachricht von ihr, und zwar, weil sie die Briefe und das Geld, das er ihr schickte, niemals erhielt. Nach zwei Jahren verwischte sich allgemach der Eindruck der kurzen Verbindung mit Anna. Er zeichnete sich in der militärischen Laufbahn aus, stand sehr hoch in der Gunst seines Generals und ging mit lauter jungen, lustigen, vornehmen Offizieren um, denen es aber, fürchte ich, nur zu oft an Grundsätzen fehlte. Er überließ sich seinem natürlichen Stolze und seinen Leidenschaften, und ich kann nicht verschweigen, daß er insgeheim mit Verdruß und Aerger des Ehebandes gedachte, das er in so niedriger Sphäre geknüpft. Da meldete sich aber der heilsame Warner, dessen die menschliche Tugend so sehr bedarf, der Himmelsbote Krankheit. Das zehrende Fieber des Süden entzog ihn auf ein Paar Monate der Welt, und erst mit dem Frieden kam ihm die Gesundheit wieder, und damit die Kraft, einen Vorsatz auszuführen, der auf dem Krankenbette in ihm zur Reife gekommen war.

Ein Paar Wochen nach Amos Blunts Tode hielt Mac Arthur auf einem hübschen Pferde, das aber durch eine weite Reise sehr abgemattet schien, an einer Schenke, ein Paar Meilen von jener kleinen Stadt, wo meine Geschichte bisher gespielt hat. Es war schon spät, in einer milden, sternhellen Nacht. Ein Paar Leute saßen unter dem Vordach der Schenke; der Reisende wollte sich nach der Familie seiner Frau erkundigen, aber sein schon geöffneter Mund schloß sich unwillkührlich wieder, und er fragte nur: „Wie weit ist es nach der Stadt **?" — „Fünf Meilen und mehr." Er zwang sich und fragte weiter: „Wohnt nicht hier in der Gegend ein gewisser Amos Blunt?" — „Ja, e[illegible] in der Stadt hat er gewohnt. Der Alte ist todt, aber [illegible] der Familie findet Ihr noch Jemanden im Hause." Mac Art[illegible] drehte rasch sein Pferd herum und gab ihm die Sporen; [illegible] fürchtete sich vor jedem Wort weiter. So ritt er hin, bald [illegible]scher, bald langsamer, je nachdem in ihm Hoffnung oder [illegible]cht die Oberhand gewann. Trübe, düstere Bilder gingen an [illegible]m vorüber; das Leben erschien ihm jezt, nach Jahren, ohne[illegible] in ganz andern Farben, und die Stimme des Gewissens ließ sich nachgerade peinigend hören, indem er auf sein bisheriges Leben zurückblickte. Das Gefühl, womit er jezt in der Erinnerung seiner jugendlichen Leidenschaftlichkeit und seines Unbestands gedachte, grenzte an Selbstverachtung, und der Gedanke an seine leichtsinnige Heirath, seine strafbare Vernachläßigung war ihm höchst quälend. Er fühlte es, er verdiente die Strafe des Himmels, und es war ihm, als gehe er ihr entgegen.

Die Straße schlängelte sich an einem Berg hinauf; das Sternlicht brach durch riesengroße Fichten, und der Epheu und die Zwergeichen neigten ihre reichbelaubten Zweige auf den Weg nieder. Im Gehölz summten und schwirrten Schwärme von Herbstinsekten, und die eintönigen Laute, zumal wenn eben, wie hier, die Natur sich ihres Schmucks zu entkleiden beginnt und sich zum Schlafe anschickt, stimmen ja immer das Geräusch trübe; Mac Arthur erschienen sie als Wesen schlimmer Vorbedeutung, und in einem Ziegenmelker (whip-poor-will,) der — es war im September — sich von seinem Schwarme verloren hatte und auf einer vom Blitz halb zerschmetterten Eiche sein Klaglied sang, sah seine aufgeregte Einbildungskraft einen Unglücksvogel. In welch süße Phantasien hätten diese Stimmen des Waldes einen glücklich Liebenden gewiegt, der auf den Flügeln der Hoffnung wiederkehrt!

(Der Beschluß folgt.)

Zur Philosophie der Musik.

(Beschluß.)

Physiker und Mathematiker haben sich viele Mühe gegeben, durch Versuche, gegen die sich vielleicht manches einwenden ließe, und durch Berechnungen, welche nicht Jedermann für richtig hält, zu beweisen, daß die Tonleiter, deren wir uns bedienen, die natürlichste, im Wesen der Sache selbst begründete ist, und zwar finden sie im Zahlenverhältnisse den Beweis von der Richtigkeit der zwischen ut re mi fa sol la si ut angenommenen Verhältnisse. Auch vorausgesezt, man stieße in diesen Rechnungen nicht auf Punkte, welche mit unmittelbaren Erfahrungen im Widerspruch stehen, so folgte doch keineswegs daraus, daß diese Tonleiter nothwendig mit ut anfangen muß, statt mit fa, wie die Scala der Chinesen; und dann wäre auch immer noch zu erklären, warum manche Völker Tonleitern den Vorzug geben, welche nicht natürlich sind. Die Bildung jeder Scala geht also nothwendig von einer andern Basis aus, von besondern, eigenthümlichen Eigenschaften, und zur Erklärung dieser Verhältnisse gelangt man nur auf dem Wege einer gesunden Philosophie. Die folgenden Betrachtungen möchten im Allgemeinen einen Leitfaden dazu geben.

Betrachtet man die allgemeine Tonleiter der Griechen, überhaupt der Völker des Alterthums, so findet man, daß diese Tonleiter nach gewissen Formeln, welche man das diatonische, chromatische und enharmonische Tongeschlecht nannte, coordinirt war, und daß diese Formeln von der Art waren, daß sich nimmermehr gute harmonische Folgen daraus ableiten ließen. Daraus folgt nun, daß diese Völker bei ihrer Musik die Harmonie gar nicht anwenden konnten, wie dieß denn auch durch das Zeugniß der Geschichte und das Studium aller Alterthümer bezeugt wird. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß die Griechen, dieses ausnehmend feinfühlende, mit außerordentlichem Schönheitssinn begabte Volk eine nur unvollkommene Musik besessen habe; nein, aber ihre Musik war eine ganz andere Kunst, welche in einer der melodiereichsten Sprachen, die je auf Erden gesprochen worden, sich hauptsächlich um die verschiedenartigsten Kombinationen des poetischen Rhythmus und des Accents drehte.

Wenn die Völker im Orient, namentlich die Araber, Perser und Türken, sich einer Musikscala mit Intervallen bedienen, welche für unser Ohr völlig unwahrnehmbar, dem ihrigen aber sehr geläufig sind, so kommt dieß offenbar vom Hang dieser Völker zur Weichlichkeit, von ihrer schleppenden, fast durchaus chromatischen Aussprache, endlich von ihrem Widerwillen gegen Alles, was einer Harmonie von ferne gleichsieht; denn mit einer solchen Tonleiter ist jede Harmonie durchaus unmöglich.

Wenn die Choralscala eine konstante Form hat, welche die Varietäten der neuen, modernen Tonleiter durchaus nicht annimmt, so kommt dieß daher, daß diese ihre Form vollkommen analog ist der Harmonie, welche fast zu gleicher Zeit mit ihr entsteht, und daß diese Harmonie, als natürlicher Ausdruck der innern Verhältnisse dieser Scala, unausbleiblich nothwendig entstehen muß. Kommen endlich in der neuen Tonleiter gewisse harmonische Kombinationen vor, welche in der Choralscala nicht vorkommen, so rührt dieß daher, daß diese Harmonieen das unmittelbare Resultat einer Note sind, die sich nur in dieser neuern Tonleiter findet.

Somit hat jede Tonleiter ihre natürlichen, nothwendigen Konsequenzen, und je nachdem die Völker für diese oder jene musikalischen Kombinationen Hang und Geschmack haben, nimmt ihre Tonleiter die Gestalt an, welche zu jenen Kombinationen am besten paßt. Was den Widerwillen der Völker gegen anders gestaltete Tonleitern, als ihre eigene, betrifft, so ist dieß offenbar nichts anders als Frucht der Erziehung und Gewohnheit. Das Ohr des Arabers ist durchaus nicht anders gebildet, als das des Europäers; die Eindrücke, die er durch dieselben Töne erhält, sind aber durchaus andere. Woher kann dieß anders kommen, als von der Gewohnheit, von der künstlichen Bildung und Erziehung des Organs? Wir dürfen nach alle dem den Schluß machen, daß keine Tonleiter vorzugsweise vor der andern Produkt der Natur ist, daß keine an sich gut oder schlecht, daß sie dieß allein in Beziehung zum Objekt ist, auf das man sie anwendet, und müssen erkennen, daß die Musik einer Menge von Formen fähig ist, welche ganz verschiedene Elemente erfordern.

Betrachten wir einen andern wesentlichen, integrirenden Theil der Musik, den Takt und Rhythmus, so finden wir ganz dieselben Verschiedenheiten, wie in Combination der Töne. Das Zeitmaaß oder der Takt ist die Dauer der Töne oder der Pausen zwischen denselben. Die verschiedenen Zeiten der Dauer der Töne und der Pausen, combinirt, bilden den Rhythmus. Dieser Rhythmus nun, der bei der Artikulation der neuen Sprachen so gut als wegfällt, war in den alten Sprachen, der griechischen besonders, höchst kraftvoll und harmonisch. Er zerfiel in eine gewisse Anzahl poetischer Füße, die äußerst künstlich, auf die mannigfachste Weise in einander verschlungen wurden und so eine an Effekten und Kolorit überreiche Versifikation bildeten. Ihre Metrik war daher äußerst complicirt, und rechnet man dazu den Sprachaccent der verschiedenen Dialekte, so wurde damit aus der griechischen Sprache, ganz unabhängig von der wirklichen Musik, eine eigentliche Melodie. Aber eben, weil der Rhythmus in der griechischen Poesie so große Bedeutung hatte, konnte der Gesang, womit man die Dichtungen begleitete, unmöglich einen eigenen Rhythmus haben, und darin liegt wiederum ein Hauptunterschied zwischen der griechischen Musik und der heutigen europäischen; da letztere nur mit Sprachen zu thun hat, nur auf Sprachen angewandt wird, denen es an Takt und poetischem Rhythmus gebricht, so muß sie einen eigenthümlichen Rhythmus haben, der die Poesie beherrscht. Damit ist aber eine unendliche Mannigfaltigkeit von musikalischen Rhythmen gegeben, die nicht nur nach den Combinationen des Takts, sondern auch nach den Combinationen der Phrasen und Perioden verschieden sind.

Man sieht leicht ein, daß aus so verschiedenen Elementen nothwendig ganz verschiedene Künste entstehen müssen, verschieden nach Zweck und Mitteln. Die natürlichen Resultate dieser Elemente abzuleiten, zu erforschen, nach welchen Grundsätzen sie sich combiniren, darin besteht die Philosophie der Musik; es ist dies eine Wissenschaft von sehr großem Umfang, von hoher Bedeutung, und in der Folgezeit wird sie jeder Gebildete mit gesunden Sinnen in den Kreis seiner Studien ziehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Journalliteratur. Elementarunterricht.

Die Pfennig- und Halbpfennigjournale nehmen mehr und mehr zu, und da sie meistens literarischen Inhalts sind, indem es nur wenige Personen wagen, dem Gesez, welches auf alle politischen Zeitungen eine Stempelgebühr legt, zu trozen, so müssen diese Blätter Journalen, wie der Literary-Gazette und dem Athenäum, unendlich schaden. Das leztere hat freilich schon längst dem Zeitgeiste, der wohlfeile Literatur verlangt, gehuldigt und seinen Preis von acht Pence auf vier herabgesezt, und der Eigenthümer hat, statt dadurch zu verlieren, bedeutend dabei gewonnen, indem der Absaz von 1500 bis auf 8 bis 9000 Exemplare gestiegen seyn soll; indessen braucht es bei der großen Konkurrenz anhaltende Anstrengung, um sich auf diesem einflußreichen Standpunkt zu erhalten. So erschien z. B. das lezte Stück (vom 7. Juli) mit einer unentgeldlichen Beilage von acht Seiten, und das Blatt enthielt, nebst einigen Kritiken, Originalaufsäze, Erzählungen und Gedichte von mehr als zwanzig der beliebtesten Schriftsteller des Tages, und zwar von Leuten, die nicht, wie die hundert und einer, umsonst schreiben, sondern sich ohne Zweifel für ihre Arbeiten gut bezahlen lassen.

Die Häupter der Kirche sind denn auch endlich zur Ueberzeugung gekommen, daß die Welt nicht mehr durch Predigten, Katechismen und Traktätchen allein zu leiten ist, und daß, wenn sie dabei beharrten, blos durch Erbauungsschriften zu kämpfen, welche kaum als Waffen gegen die Methodisten kräftig genug seyn mochten, die Kirche Gefahr lief, die Gemüther der Menge völlig in die Gewalt der Weltkinder fallen zu sehen, in die Gewalt von Leuten, die, wenn sie auch gerade nichts Verwerfliches lehren, doch nur zu oft vergessen, von allem Großen und Guten in und außer dem Menschen Gott die Ehre zu geben. Die Gesellschaft für Verbreitung religiöser Kenntnisse hat demnach 2000 Pfund für Herausgabe und Verbreitung einer lehrreichen und unterhaltenden Zeitschrift, von der Größe und dem Preis des Penny-Magazins der Gesellschaft für Verbreitung nüzlicher Kenntnisse, ausgesezt; das Journal soll aber rein religiöse Tendenz haben. Das erste Stück ist erschienen, ist aber offenbar zu ernsthaft und schwerfällig für die gemeinern Volksklassen, auf die doch das Ganze vorzüglich berechnet war. Es läßt sich nicht läugnen, unsere Kirche entschließt sich erst spät, oft beinahe zu spät, in den öffentlichen Unterricht einzugreifen. Doch glaube ich nicht, daß eigentlich böser Wille schuld daran ist, oder daß Widerwille gegen die Verbreitung des Lichts der Geistlichkeit besonders anklebt. Sie gehört im Ganzen sicher nicht zu der Klasse von Leuten, bei denen sich durch Vorurtheil, Eigennuz und eine engherzige, beschränkte Erziehung die Meinung festgesezt hat, das wahrhaftig noch nicht blendende Licht, das unter dem gemeinen Volke verbreitet ist, sey die Quelle der Unzufriedenheit, die man in neuerer (?) Zeit unter demselbe bemerke, die Quelle aller Erschütterungen und Umwälzungen, welche die Welt seit einem halben Jahrhundert erlitten. Nur Halbwissen kann schaden, und dasjenige Wissen, das einzig auf das physisch Nüzliche beschränkt ist, jenes Wissen, welches den Kopf mit oft nur halb verstandenen Thatsachen vollpfropft, ihn mit Dünkel und Einseitigkeit erfüllt, aber dabei das Herz verarmen läßt, kurz jenes Wissen, welches den Willen vom Geseze der Klugheit abhängig macht und Recht und Tugend zu Produkten des kalt berechnenden Verstandes herabwürdigt. Diesem Streben der fälschlich so genannten Utilitarianer entgegenzuarbeiten, ist die Pflicht der Geistlichkeit, und hoffentlich wird sie von nun an selbst auf neue Mittel zur Erziehung und Belehrung der Nation denken, und es verschmähen, immer nur ihren Gegnern und Nebenbuhlern nachzuahmen, so kräftig sie auch gewöhnlich bei diesen Nachahmungen aufgetreten ist, wie z. B. beim Lancasterschen Lehrsystem, den kleinen Kinderschulen, der Bibelgesellschaft u. s. w. Sie hat eben eine Parlamentsakte zur Stiftung einer Universität in der Stadt Durham erhalten, wozu der dortige Bischof und das Capitel bedeutende Beiträge hergegeben haben.

Kings College in London verspricht ein höchst blühendes Institut zu werden, und vor Kurzem hat sich bei der Prüfung gezeigt, daß man wirklich Kopf und Herz der Zöglinge zugleich zu bilden sucht. Die damit verbundene Elementarschule zählt, troz der ungünstigen Lage des Gebäudes in der geräuschvollsten Straße Londons, zu welcher man aus einigen Hauptbezirken nur durch die elendesten Gassen gelangen kann, bereits 200 Schüler. In mehreren Vorstädten haben die angesehensten Einwohner Aktienschulen gegründet, und in den meisten es zur Regel gemacht, daß die Hauptlehrer Geistliche der bischöflichen Kirche seyn müssen. Diese Schulen nun (wovon drei in unmittelbarem Verbande mit Kings College stehen) nehmen jede 100 bis 150 Knaben auf und sind alle besezt. Auch die Elementarschule, die man an der Londoner Universität eröffnet hat, zählt schon an 140 Schüler; lauter Beweise, wie sehr öffentliche Schulen dieser Art den mittlern Volksklassen erwünscht sind, und ein Wink, den der Senat des Kings College nicht unbenuzt lassen sollte, weil gewiß Andere, welche das Interesse der Kirche nicht im Auge haben, das so viel versprechende Feld nicht unbearbeitet lassen werden.

Endlich ist es doch beschlossen, daß die königliche Akademie ein neues, der Würde der Kunst und der Nation angemessenes Gebäude erhalten soll, und zwar im Verein mit der Nationalgallerie, welche sich noch immer in dem unbequemen Angersteinschen Hause befindet. Sogar der ökonomische Hume hat sich überzeugen lassen, daß es einer Nation nicht unwürdig sey, auch einmal der Kunst ein paarmal hunderttausend Pfund zu weihen. Man soll bereits über einen Plan einig geworden seyn, welcher edle Einfalt mit Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit vereinigt. Den Bauplaz hat man sehr bequem an dem Punkte gewählt, wo der östliche und westliche Theil der Stadt und alle Hauptstraßen zusammenstoßen. Aber es erhebt sich dabei eine wichtige finanzielle Frage: wird man, wenn man ins Gebäude tritt, einen Schilling Eintrittsgeld bezahlen wollen, um eine Menge nichtssagender neuen Gemälde in der Akademie zu sehen, wenn man eine Auswahl der vortrefflichsten Erzeugnisse alter Meister in der anstoßenden Nationalgallerie umsonst sehen kann? Ich gestehe, wenn anders die Mode es nicht zum Geseze macht, daß man die jedesmalige Kunstausstellung gesehen haben muß, befürchte ich ein bedeutendes Defizit in der Einnahme der Akademie, welche bis jezt gegen 6000 Pfund jährlich betragen hat. Die diesjährige Ausstellung ist wirklich höchst unbedeutend. Da jeder Laffe sich heutzutage malen läßt und sein unbedeutendes Gesicht ausgestellt sehen will, so darf man sich nicht wundern, daß bei weitem die Mehrzahl der Gemälde in Porträts besteht und die Porträtmalerei überhaupt noch den besten Fortgang hat. Doch ist auch in diesem Fache noch kein zweiter Lawrence aufgetreten. Manche wissen ihren Köpfen zwar Haltung und Kolorit zu geben, wie er, aber es fehlt ihnen die seelenvolle Idealität, wodurch er seine Gesichter zu veredeln wußte, so wie die Durchsichtigkeit der Haut, welche Vorzüge des seligen Präsidenten Werken einen so hohen Werth geben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 182.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 31. Juli 1832.

Immer war mir das Feld und der Wald, und der Fels und die Gärten
Nur ein Raum, und du machst sie, Geliebte, zum Ort.

Goethe.

Lieder von Adolph Stöber.

Sommertag.

Sonnenlicht, wie deine Strahlen
Blitzend alle Räume füllen!
Auf den Höhen, in den Thalen
Muß jed' Fünkchen sich verhüllen.

Ach! du hast vom blauen Himmel
Mir die Sterne weggenommen,
All ihr goldenes Gewimmel
Ist in deinem Blitz verglommen.

Ach! du hast im grünen Rasen
Den Johanniswürmlein allen
Ihr Laternchen ausgeblasen,
Daß sie nicht mehr lustig wallen.

Hast gesprüht so flammend Feuer,
Daß mein Lieb es nicht ertragen
Und den grünen dichten Schleier
Um ihr Angesicht geschlagen.

Laß mir doch die süßen Spiele:
Lichter in der Himmelsferne,
Lämpchen auch im Grase viele,
Und der Liebsten Augensterne.

Sommernacht.

Durch den blauen Himmel schimmern
Fische viel mit goldnen Schuppen,
Und wie Hechte schießend, flimmern
Aus der Tiefe Sternenschnuppen.

Schmetterling' in Waldesgründen
Ziehn auf Liebesabentheuer,
Und Johanniswürmer zünden
Lustig an ihr Freudenfeuer.

Ei, vor all dem Lichtgewimmel
Kann ich kaum noch inne werden,
Ob ich wandle durch den Himmel,
Oder unten auf der Erden.

Sind es Sterne, die da sprühen
Hingestreut zu meinen Füßen?
Seh' ich Würmlein dorten glühen
Und von fern heruntergrüßen?

Siehe da, zwei Strahlen blinken —
Will bei diesen mich erkunden.
Ach! in ihren treuen Winken
Hab' ich schon mich heimgefunden.

Da sind Liebchens Augensterne,
Die mich aus der Irre führen.
Heilig Leitgestirn! wie gerne
Will ich dich für's Leben führen!

Meine Welt.

Ein Kaiser schwang mit stolzer Hand
Sein Scepter weit hinaus,
Und streckt' es über Meer und Land,
Nach Ost und Westen aus.

„In meinem Reiche schließt sich nie
Der Sonne weiter Lauf;
Entschwindet sie den Landen hie,
So taucht sie drüben auf.“ —

Ich trage keine Krone zwar
Von Gold und Edelstein;
Vom ganzen Erdenrund, fürwahr!
Ist keine Spanne mein.

Doch bin ich König einer Welt,
Die mir im Herzen blüht,
Von einem lieben Bild erhellt
Und sonnigwarm durchglüht.

Es taucht frühmorgens immerdar
Aus meiner Brust herauf,
Und steigt allnächtlich sonnenklar
In meinen Träumen auf.

So ruf' ich frei das kühne Wort,
Dem stolzen Kaiser gleich:
Die Sonne leuchtet fort und fort
In meinem stillen Reich!

Zwei Rosen.

Die Rosen hat man immerdar
Ein Bild der Liebe geheißen;
Doch weiß ich ein edles Rosenpaar,
Das ist vor allen zu preisen.

Die erste sprüht in vollem Glanz
Zu Straßburg am Portale,
Die Münsterhallen erglühen ganz
In ihrem bunten Strahle.

So stell' in deines Glaubens Huth,
O Jungfrau, deine Minne!
Gar heiter scheint der Liebe Gluth
Im frommen Herzen inne.

Die zweite Rose blüht noch klar
Zu Bremen im Rathhauskeller,
Sie schwimmt in Düften ganz und gar
Und klärt sich immer heller.

So sey die Liebe frisch und stark,
Und reiner stets und treuer,
Und sprühe durch des Jünglings Mark
Als edlen Weines Feuer.

Das ist mein heilig Rosenpaar!
Es mahnt an fromme Liebe:
O daß mein Herz doch immerdar
Der Mahnung treu verbliebe!

Die Base vom Lande.

(Beschluß.)

Als Mac Arthur den Gipfel des Bergs erreicht hatte, öffnete sich das weite Amphitheater, in dessen Mitte die Stadt lag, vor seinen Augen. Eben war der abnehmende Mond aufgegangen; aber eine Masse dicker Wolken verhüllte ihn und nur ihre silberglänzenden Ränder verriethen sein Daseyn. Ueber dem Monde, hoch in der Luft, stand ein seltsames Meteor, eine goldene Nebelsäule, von welcher, wie von einem Nordlicht, Lichtbündel ausfuhren, und die sich allmählig hoch oben am Sternengewölbe verlor. Die Erscheinung war schön, aber ungewöhnlich, und Mac Arthur erschien sie übernatürlich und unheilweissagend; das menschliche Gemüth ist ja so geneigt, alle Naturerscheinungen nach seiner Stimmung zu deuten, und in allem sieht es eine Hand, welche in furchtbaren Charakteren einen Schicksalsspruch an die Wand schreibt.

Alles, was seiner Frau hatte zustoßen können, ging vor Mac Arthurs geängsteter Seele vorüber; aber der Gedanke, sie könnte todt seyn, könnte die Grenze überschritten haben, über welche das Wort der Vergebung, der Liebe nicht mehr herüberdringt, beherrschte alle andern. Der Mond trat jezt majestätisch aus dem Gewölke hervor und goß sein reines, silbernes Licht auf den Pfad. Er ritt über eine rohe Brücke, lenkte von der Straße ab, und als er den Gipfel einer kleinen Anhöhe erreicht hatte, sah er Amos Blunts Haus deutlich vor sich. Es war ganz so, wie er es verlassen hatte: ein weitläuftiges, unregelmäßiges Gebäude, zahlreiche Nebengebäude und ein Hof, den ein Paar Springenbäume kärglich beschatteten; kein Laut um das ganze Gehöfte, kein tröstender Lichtschimmer hinter den Fenstern; alles düster, todtenstille. Ehe er an das Haus kam, mußte Mac Arthur an einem Platze vorüber, an den sich seine süßesten Erinnerungen, jezt seine bangsten Besorgnisse knüpften. Es war ein artiges Rasenstück, etwa zwanzig Klafter breit, dicht am Wege, mit jungen Ahornbäumen, Epheu und Linden besezt; alte herrliche Ulmen beschatteten das kleine geweihte Plätzchen und trennten es von der Straße. So rauh auch Amos Blunt war, so wenig er vom Gefühl für Naturschönheiten wußte, dieses hübsche Plätzchen war ihm in sanftern Stunden, wie sie jeder Mensch hat, lieb geworden, und er hatte es zur lezten Ruhestätte seiner Familie ausersehen. Oft war Mac Arthur mit den beiden Schwestern hier gewesen; hier hatte der Vater, da sie noch Kinder waren, die Mutter begraben, wenn hier beim Anblick ihres Grabs

ihre Augen feucht wurden, so war es süße Wehmuth, was ihre Seelen füllte, nicht Schmerz, und oft hatte er an dieser Stelle mit den Schwestern vom Tode geredet, wie die Jugend davon spricht. Ein kalter Schauer rieselte ihm durch die Glieder, als er dem kleinen Gitterthore nahe kam, durch das er, wie er wußte, jeden Grabhügel deutlich sehen konnte. „Ich sehe nicht hin," dachte er bei sich; „nein, so will ich mein Schicksal nicht erfahren." Aber es war, als fesselte ihn ein Zauber an die Stelle und unwillkührlich wandte er den Kopf. Da sah er, wie eine Gestalt auf ein sichtbar frisches Grab zuging. Sie war in ein Leichentuch gehüllt, sie hatte ganz den Wuchs und den Gang seiner Frau. Jezt war sie am Grabe, jezt legte sie sich auf die Erde nieder und sank mit dem Haupte auf das Grab. Mac Arthur war nicht abergläubisch, sein ganzer Charakter, seine Erziehung ließen dieß nicht zu, und so war denn sein erster Gedanke, seine aufgeregte Einbildungskraft spiele ihm hier einen Streich, und das Phantom sey eine Geburt seiner trüben Ahnungen, der Nacht, des Orts und seines aufgeregten Gewissens. Er sprang vom Pferde, wandte den Blick von der Erscheinung ab, um sich an den gewohnten Gegenständen umher zu überzeugen, daß er wache, und ging dann entschlossen auf das Grab zu. Die Gestalt lag noch am Boden, er näherte sich, bis er ihre Züge unterscheiden konnte. Nein, es war kein Hirngespinst: es war das Bild seiner Frau, wie sie gewesen, als er schied, nur todtenbleich und das Siegel des Kummers auf der Stirne. Im Gesicht lag der Friede des Todes, aber nicht seine Starrheit; die Augenlieder waren sanft geschlossen, wie im natürlichen Schlafe. Ein Arm lag gebeugt über dem Grabe, als umfaßte sie im Gefühle ruhigen Besitzes einen geliebten Gegenstand, und am Finger schimmerte ihr Brautring. Mac Arthur betrachtete Anfangs die Erscheinung mit zweifelnden Blicken, aber nach und nach ergab sich seine Vernunft dem Zeugniß der Sinne, und tief ergriffen, sank er in die Knie und betete zum Himmel, daß er ihm offenbaren möge, was die Erscheinung bedeute. Dann blickte er wieder auf die regungslose Gestalt; die Angst, die Bangigkeit wichen, ein unbeschreibliches Gefühl von Wehmuth kam über ihn, und er überließ sich laut seinem Schmerze. Da plötzlich war es, als erwachte die Gestalt bei diesen Lauten, ihre Lippen, ihre Wangen färbten sich, und Anna, die lebendige Anna lag vor ihm. Sie sah sich scheu, erschrocken um; ihr erster Blick fiel auf das Grab, dann heftete er sich starr auf ihren Gatten; ein Seufzer entrang sich ihrer Brust und sie fiel bewußtlos in seine Arme. Sie lebte, er hatte ihre Lippen Worte der Liebe, der Verzeihung stammeln hören, er sprang auf, faßte sie in die Arme und trug sie in das väterliche Haus. Emma war wach geworden und stand an der Thüre.

Was brauche ich jezt noch viele Worte zu machen? Ihr habt wohl schon errathen, daß unter dem Grabhügel der blinde Knabe ruhte. Er war Tags zuvor begraben worden. Die arme, trostlose Mutter hatte sich, wie sie wohl zuweilen that, im ersten tiefen Schlafe nach mancher durchwachten Nacht vom Lager erhoben und war, in ihr Leintuch gehüllt, träumend an das Grab gegangen, wo das Kind ihres Herzens ruhte. —

Wir schwiegen eine ganze Weile; einerseits freute es uns, daß die Geschichte ein glücklicheres Ende genommen hatte, als wir geglaubt, andernseits fühlten wir uns getäuscht, weil es eben doch keine Geistergeschichte war. Isabel nahm, wie gewöhnlich, zuerst das Wort wieder: „Und Mac Arthur, Großmutter, blieb er nun immer gut und treu?" — „Immer, liebe Isabel; er führte seine Frau nach England; sie wurde von seiner Mutter herzlich aufgenommen und seitdem immer mit aller Liebe behandelt." — „Und Emma," fragte Lucy, „die edle Emma, heirathete sie wirklich, wie sie versprochen?" — „Allerdings, und sie lernte ihren trefflichen Mann täglich mehr achten und lieben, und machte die Erfahrung, daß es zu wahrem, dauerndem Glück nicht immer einer schwärmerischen Liebe bedarf." — „Aber," fragte Isabel, „wie vergalt Anna ihrer edlen Schwester, wie konnte sie ihr vergelten?" — „Es gibt Gefühle, Isabel, es gibt Thaten, bei denen sich nicht Gleiches mit Gleichem vergelten läßt; aber Anna gab ihr Beweise ihrer Liebe und Dankbarkeit, so viel sie in ihren beiderseitigen Verhältnissen nur immer konnte. Emma war zufrieden damit; denn als sie schnell durch Unglück ihr Vermögen verlor, als sie bald darauf auf dem Sterbebette lag, vermachte sie ihre einzige Tochter ihrer Schwester, in der festen Ueberzeugung, daß sie sie halten werde wie ihr eigen Kind, und lieben wie ein solches.

Isabel warf einen durchdringenden Blick auf Mistreß Tudor und sprang auf; „Großmutter!" rief sie erschüttert, „ich sehe schon: Sie haben uns die Geschichte unserer Mütter erzählt."

Es war so ziemlich klar, daß sie recht gerathen hatte; sie trat zu Lucy und schloß sie in ihre Arme. Ich sah in Isabels lebendigen Zügen Gedanken um Gedanken aufsteigen und in inniger schwesterlicher Liebe zu Lucy verschmelzen; aber auf Lucys verklärtem Gesicht thronte ein Stolz, wie ihn nur die Tugend einer Mutter einflößen kann.

Man begreift leicht, warum man bis jezt die beiden Mädchen mit dieser Geschichte nicht bekannt gemacht hatte, ebenso, warum sich Mistreß Tudor jezt entschloß, sie unter erdichteten Namen zu erzählen. Das Verhältniß zwischen beiden Kousinen war hinfort das herzlichste, liebevollste. Isabel nahm hochherzig die Schuld ihrer Mutter über sich; die weltlichen Gedanken, welche ihr früher in ihrem Verhältnisse zu Lucy zu schaffen gemacht hatten, kamen nur in Einem Ding wieder zum Vorschein: in

dem gewaltigen Eifer für ihren Putz, und nicht lange, so hob der eleganteste Anzug die natürlichen Reize der Base vom Lande.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Beschluß.)

Der Prediger Irving. Der Zehnten in Irland.

Das auffallendste und vielleicht auch beste Gemälde in der diesjährigen Ausstellung der königlichen Akademie ist: **Knox**, wie er vor der Regentin zu Edinburg predigt. Die allerdings schon vorbereiteten Gemüther wurden bekanntlich durch diese berühmte Predigt so begeistert, daß der Magistrat der Stadt sogleich darauf den katholischen Gottesdienst aufheben ließ. Das Erstaunen und die Rührung der Zuhörer, die Wuth der Klerisei sind sehr gut aufgefaßt, und das Ganze ist mit Liebe und Fleiß ausgeführt. Im Prediger erkennt man mehrere Züge des Zeloten Irving, wie denn überhaupt Knox und Irving Manches in ihrem Charakter gemein haben. — Dieser sonderbare Mann scheint nun den Entschluß gefaßt zu haben, fortwährend als wandernder Apostel aufzutreten und sein Licht vor der Welt leuchten zu lassen. Nachdem nämlich seine Absetzung als Prediger der schottischen Kirche vom Presbyterium ausgesprochen war, ließen die Kuratoren der Kirche dieselbe ihm sogleich verschließen. Am folgenden Morgen erschien Irving, wie gewöhnlich, um sechs Uhr, um den außerordentlichen Frühgottesdienst zu halten, wozu er und ein Häuflein von Heiligen sich verpflichtet hatten, und wobei die fremden Zungen sich fast täglich hören ließen. Als er die Thüre verschlossen fand und nach langem Klopfen nicht geöffnet wurde, sezte er sich Anfangs blaß und erschöpft und in wehmüthiges Sinnen verloren auf die steinernen Stufen nieder. Nach einer Weile aber stand er auf und machte seinem Unmuth in einer rhapsodischen Predigt Luft, die er an seine Anhänger und die versammelten Neugierigen hielt. Natürlich war ihm dieses Ausschließen einer treuen christlichen Gemeinde aus dem Tempel des Herrn das Werk des Antichrists und er selbst ein verfolgter Heiliger. Er verschaffte sich in wenigen Tagen ein Lokal, dasselbe, in welchem Owen seine geselligen Bälle zum Besten des „allgemeinen Systems des Zusammenwirkens“ zu halten pflegt, und hier, wo er seine Gemeinde besonders Morgens versammelt, lassen sich jezt die Zungen hören. Am häufigsten aber predigt er auf offenen Plätzen, wo er dann oft ein zahlreiches, freilich, mit Ausnahme von 150 bis 200 Personen, die mit Gesangbüchern und Bibeln in der Hand und mit langen Gesichtern und verdrehten Augen einen Kreis um die tragbare Kanzel bilden, ab und zugehendes Auditorium hat. Bibelerklärungen, Gesang, Predigt und Gebet wechseln hier mit einander ab, und wenn man sieht, wie auf den Gesichtern vieler Zuhörer der Ausdruck leichtsinniger Neugierde gespannter Aufmerksamkeit und dem Ausdruck von Wehmuth, Angst, Andacht Platz macht, kann man schon glauben, daß er manchen heilsamen Gedanken rege macht und Viele zu ernstem Nachdenken und zur Selbstkenntniß bringt. Natürlich aber macht er auch viele Schwärmer, und in seiner Begeisterung bringt er sogar das Seelenheil mancher Schwachen in Gefahr, indem er, wie ich selbst gehört, die Wahrheit des Christenthums von der Erfüllung **seiner** Prophezeiungen abhängig macht, nach welchen binnen weniger Monate Zeichen und Wunder eintreten sollen, die der Ankunft des Antichrists und dem tausendjährigen Reiche **unmittelbar** vorhergehen. Er sieht blaß und hager aus, wie ein Mann, der sich tief im Innersten härmt. Die Lieder werden indessen nicht von ihm selbst, sondern von einem kleinen Kantor angestimmt, der ihn auf seinen Wanderungen begleitet, und an der Seite des langen, hagern Irving unwillkührlich an den guten Sancho und den Ritter von der traurigen Gestalt erinnert. Auch seine Frau begleitet ihn oft; sie ist eine Schottländerin von sehr gemeinem Ansehen, aber aus ihrem grauen Auge blizt eine Schwärmerei, welche Aufmerksamkeit erregen würde, auch wenn man sie nicht am Arme des sonderbaren Mannes wandeln sähe, der mit seiner langen, in ziemlich abgetragenes Schwarz gehüllten Gestalt, seinem schwarzen, aber schielenden Adlerauge in einem schönen, blassen Gesicht, seiner großen, kühn gebogenen Nase, grauem Backenbarte und langen schwarzen Locken, welche von beiden Seiten unter einem breitrandigen Hut hervorwallen, Jedermann auffallen muß.

In Irland geht es wieder merkwürdig zu. Bekanntlich gehört dort, wie hier, der Zehnte theils der Geistlichkeit der protestantischen Kirche, theils Privatpersonen, an die er, in Folge der, zur Zeit der Reformation zu Bestechung der Großen damit gemachten Schenkungen, durch Erbschaft oder Kauf gekommen ist. Die Entrichtung einer Abgabe an die Geistlichkeit einer ketzerischen Kirche mußte natürlich den Katholiken verhaßt seyn, besonders da sie daneben ihre eigene Geistlichkeit zu erhalten haben. Deswegen ließen sich die Bauern überall bereitwillig finden, als man ihnen rieth, den Gesetzen passiven Widerstand zu leisten und ohne Gewaltthätigkeit geschehen zu lassen, was man über sie verhänge. Allmählig aber ist man von dem passiven Widerstand zu einem aktiven System übergegangen, wovon die Weltgeschichte vielleicht kein zweites Beispiel aufzuweisen hat. Keiner der Verschwornen (und das sind so ziemlich alle Katholiken und selbst manche Protestanten) entrichtet den Zehnten; findet sich, was jezt nicht leicht einer ohne starke Bedeckung thut, Jemand, der es wagt, ihn einzutreiben und zu pfänden, so läßt man es geschehen; aber da dem Gesetze nach dem gepfändeten Vieh das Wort Zehnten aufgebrannt werden muß, so kauft es Niemand, und es muß, nach vieler Mühe und Kosten, dem Eigenthümer zurückgegeben werden. Aber das ist nicht alles. Wer den Zehnten fordert oder einzutreiben sucht, wer bei der Eintreibung behülflich ist, wer das gepfändete Vieh versteigert, wer es etwa kauft, ja wer nur den Zehnten freiwillig bezahlt, der wird in den Volksbann gethan: Niemand kauft von ihm oder verkauft ihm, Niemand arbeitet für ihn; Bediente, Mägde und Taglöhner müssen ihn verlassen, ja es spricht Niemand mit ihm; und wenn es einer wagt, diesem Volksmandat zu widerstreben, so kommt er gleichfalls in den Bann. So geht es Lord Clunenrry (sonst ein Volksfreund) und mehreren andern Herrn und Pächtern: ihr Heu verfault ihnen auf dem Feld, Karren, Wagen und Pflüge liegen still, kein Pferd wird gefüttert, geputzt oder geschirrt, kein Vieh getränkt oder gemolken, die Heerden bleiben ohne Hüter; ihre Wohnung ist wie eine belagerte Feste, von welcher alle Zufuhr abgeschnitten ist. Ein gewisser Landkutscheneigenthümer verlor auf diese Art alle seine Kutscher und Stallknechte, seine Pferde blieben unbesorgt und die Kutschen stehen. Er und mehrere Andere mußten vor einer großen Versammlung geloben, keinen Zehnten mehr zu entrichten, und auf den Knieen wegen des Vergangenen Abbitte thun. Die Regierung hat mehrere einflußreiche Männer als die Häupter der Verschwörung verhaften lassen, und thut ihr Mögliches, das Gesetz aufrecht und der Kirche ihr Eigenthum zu erhalten.

Auflösung des Räthsels in Nr. 180:
Die Mode.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 61 u. Monatsregister Juli.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 183.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 1. August 1832.

Es strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Schiller.

Die Macht der Musik,
Ode am Sanct-Cäcilientage.
Frei nach dem Englischen des John Dryden.

Auf Händels Wunsch dichtete Dryden die Ode; sie geht von den Wirkungen des Tones im Weltall, über zur Charakteristik wechselnder, einzelner Werkzeuge des Tones. Händels Komposition zeichnet sich aus durch herrliche Soli, zu deren Vortrag es sehr guter Auffassung bedarf. Sie zugänglicher zu machen für die deutschen Verehrer des großen Mannes, diene diese Bearbeitung des Textes, welche von einem Sachverständigen ganz genau untergelegt werden kann, dem Werthe und Sinn jeder Note in den Sylben entspricht, und daher im Metrum sich nach dem Komponisten richten muß.

* * *

Vom Himmel kam die Harmonie herab,
Sie war's, die Form dem Weltbau gab.

Im Anfang wies der Schöpfung Spur
Ein streitend Chaos nur,
Erstarrt lag die Natur.
Da rief ein Ton im Machtgebot:
Wach auf, wach auf von Schlaf und Tod!
Und Frost und Gluth
Und Land und Fluth
Geordnet, gleich beharrten sie,
Besiegt von Harmonie.
Von Harmonie
Zu Harmonie
Durch aller Töne Leiter steigt und fällt
Der Dreiklang *) mächtig und durchdringt die Welt.

Musik beschwingt der Seele kühnen Flug!
Als Jubals Hand die Harfe schlug,
Da lauschte bebend
Rings seiner Brüder Schaar.
Sie sanken
Entzücket auf ihr Antlitz hin,
Und himmelwärts hob sich ihr Sinn.
Der in der Saiten Golde wohnt,
Es ist ein Gott, der dorten thront;
Der Jubals Kunst so hold belohnt.
Musik erregt der Seele volles Spiel,
Gewaltig lenkt ihr Zauber das Gefühl.

Drometen-Geschmetter begeistert zum Krieg,
Schon lechzet der Streiter nach Schlachten und Sieg.
Im Wirbel ruft der Doppelschlag
Der Trommel zur Wehr.
Horch! horch! der Feind kommt daher.
Feu'r! Feu'r!
Auf Brüder, hinan,
Muthig stürmt auf ihn an!

*) Dreiklang ist hier substituirt für Diapason, welches den meisten Lesern und auch den Sängern unverständlich seyn würde.

Sanft trägt durch's Thal
Der Flöte Schall
Den trauten Gruß der Schönen
In holden Schmeicheltönen.
Es fleht und flüstert bang
Der Laute Klang.

Herb klagt der Geige Ton der Schmerzen Drang,
Verschmähte Liebe,
Des Busens Qualen,
Des Herzens Zwang,
Des Kummers Thränen,
Wuth, Verzweiflung, wildes Sehnen,
Todespein und heiße Triebe,
Höchste Liebe!
In Schmerz vergeh'n —
Unerhört verhallt das Fleh'n!

Doch keine Dichtkunst singt,
Kein Sterblicher vollbringt
Der Orgel würdig Lob,
Die zum Ernst der Ewigkeit
Das Gemüth des Frommen weiht,
Zum Preis der Allmacht ihre Töne leiht.

Orpheus lockt wandelnd, mit sanftem Klang,
Löwen die thracischen Wälder entlang,
Und Bäume zieh'n von Fels und Bach
Dem Ton der Lyra nach.

Doch mit der Orgel Klang
Vermischt Cäcilia zuerst, begeistert,
Der Menschenbrust Gesang!
Ein Engel hört's und schwebt herab,
Und lauscht den Tönen Edens.

Wie einstens (da durch Gottes Macht
Die Sphären sich bewegt)
Den Hymnus die Natur gebracht
Von Allen, die sie trägt,
So wird auch, wenn auf Trümmern schon
Sich hehr erhebt des Richters Thron,
Erschallen der Posaunen Ton.

Der Tod entflieh!
Was lebt vergeh! —
Und Wohllaut dringet aus der Höh'.

Breslau. Melzer.

Bilder aus Macedonien.

Wenn Cousinery, der Verfasser einer vor Kurzem zu Paris erschienenen Reise durch Macedonien, nicht der Nestor der französischen Konsuln ist, der Handelskonsuln nämlich, so kann er wenigstens unmöglich weit zu dieser Ehre haben. Er bekleidete das Konsulat zu Salonichi unter Ludwig XVI.; die Revolution brachte ihn um seine Stelle, aber 1814 sezte ihn eine andere wieder ein, und er versah sein Amt, bis das Alter ihn mahnte, heimzuziehen und seine langjährigen Beobachtungen zu sammeln. Er hat sie in dem genannten, sehr reichhaltigen Werke niedergelegt, und wir entnehmen demselben im Folgenden einige Bilder.

Philipps und Alexanders Vaterland war den Alten nichts weniger als genau bekannt; sogar von den Griechen, welche um ein Kleines Macedonier geworden wären und später das Land kolonisirten, haben wir keine Beschreibung desselben. Die Römer, obgleich zweimal Roms Schicksal in den Ebenen von Philippi entschieden wurde, haben ihm nicht viel mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Was die Türken betrifft, so ist Länderstudium noch weit weniger ihre Sache; sie sind zufrieden, wenn man ihnen gehorcht und bezahlt, wenn sie Tribut erheben oder geradezu Geld erpressen. — Im Vaterlande des Welteroberers treibt sich jezt ein sonderbares Gemische von Völkerschaften um. Da sieht man zuerst Griechen, und diese sind weit mehr Griechen als die im Peloponnes; in ihren Forsten und Gebirgen, besonders im alten Chalcis, hielten sie sich fortwährend fern von ihren Unterdrückern, sie mochten heißen, wie sie wollten, und von den Griechen in Morea und Attica kann man wahrlich nicht dasselbe sagen. Sie sind gastfrei und ihre Mahle gleichen noch ganz denen ihrer Ahnherrn. Cousinery beschreibt ein Gastmahl, das ihm zu Ehren angestellt wurde. Alle sezten sich mit untergeschlagenen Beinen, nach morgenländischem Brauch, um einen runden Tisch. Ein junger Mann war unaufhörlich beschäftigt, Wein, vom eigenen Gewächse des Wirths, einzuschenken. Die Frau und die Tochter des Wirths standen in ehrerbietiger Entfernung und traten nur näher, um den Kindern vom Hause die Schüsseln zu bringen, welche leztere herumreichten. Am Ende des Mahls brachte einer der Gäste ein Instrument, das einer langhalsigen Mandoline gleichsah, zum Vorschein und sang griechische und türkische Lieder untereinander. In Europa hätte man sich schwerlich sehr daran ergözt; aber für Ohren, die an die orientalische Sangweise gewöhnt sind, waren sie ganz artig.

Auch die Bulgaren waren einst Herrn von Macedonien, da kamen aber die Türken, und jezt sind Bulgaren und Griechen gleich sehr Sklaven der Osmanlis; das Joch hat all ihren Ansprüchen ein Ende gemacht, und beide haben den Geschmack an der Herrschaft verloren, sammt der Hoffnung, je wieder dazu zu gelangen. Aber das gemeinsame Unglück hat die beiden Völker einander nicht näher gebracht. In den Städten leben zwar Griechen und Bulgaren unter einander, mit gleichem Kostüm, gleicher Sprache und Religion; allein troz diesen mächtigen

Momenten zu gegenseitiger Annäherung, ist es selten, daß sie sich untereinander verheirathen, oder auch nur Handelsverbindungen schließen. Auf dem Lande leben sie vollends getrennt, und hier weicht auch die Kleidung der Bulgaren von der der Griechen wesentlich ab. Der Bulgare, als lebte noch der Erobererstolz in ihm, geht hinter seinem Pfluge in einem Hemd, einer Jacke und weiten Beinkleidern, Alles mit bunter Wolle gestickt. Diese Kleidung ist immer sehr reinlich, ja in ihrer Art zierlich, besonders Sommers, wo sich die Stickerei auf dem sehr weißen, von den Weibern verfertigten Baumwollenzeug sehr gut ausnimmt. Der Grieche, der im Durchschnitt schlechteres Land besitzt, trägt Kleider, die nicht so weit, nicht so reinlich und fast immer völlig schmucklos sind. Weder Bulgaren, noch Griechen, in den Städten und auf dem Lande, dürfen gelbe und rothe Stiefeln oder Schuhe tragen, blos schwarzes Leder ist ihnen gestattet; die hellen Farben behält sich der Sieger, der Türke, vor. Kam es wohl Alexanders Soldaten, als sie die Welt eroberten, in den Sinn, daß eine Zeit kommen werde, wo ihre Enkel nicht einmal die Farben an ihren Kleidern würden frei wählen dürfen?

Noch leben in Macedonien die Reste eines andern Volks, das einst Herr im Lande war und jezt unterthan ist, wie Griechen und Bulgaren: es sind die Wallachen, die Abkömmlinge der alten römischen Kolonien. Die meisten dieser Kolonisten haben sich in die Gebirge von Epirus und dem macedonischen Illyrien geflüchtet, wo sie noch ein verdorbenes Latein sprechen. Noch nennen sie sich Römer und sind tapfer und stolz wie die Soldaten Latiums, von denen sie abstammen. Man stellt sie immer an die Spize der Karavanen, welche auf die Messen in Rumelien ziehen, wenn irgend verdächtige Stellen zu passiren sind. Sie tragen auf diesen Zügen immer ihr eigenthümliches Kostüm, dessen vornehmstes Stück die schwarze wollene, sehr hohe Müze ist, die ihnen ein sehr martialisches Ansehen gibt. — In Macedonien, wie in andern Provinzen des ottomanischen Reichs, leben auch Yuraks, ein Viehzucht treibendes, fast nomadisches Volk; sie liefern den Türken ihr Hornvieh und ihre Schaafe. Dieses Volk fühlt das Joch des muselmanischen Despotismus ungleich weniger als die andern Volksstämme. Sie ziehen gegen Ende des Herbsts vom Pindus und andern Gebirgen herab, überwintern in der Ebene, verkaufen im Frühjahr einen Theil ihrer Heerden, und machen sich wieder in ihre Gebirge, wo sie keinen Türken zu Gesicht bekommen. Sie sind dort fast so frei, als läge der Pindus im Herzen einer Republik.

Zu Jenedge sah Cousinery andere Gebirgsbewohner von gewaltigem Wuchs, die halbwild sind und in den thrazischen Gebirgen wohnen. Es braucht eben keinen großen Aufwand von Gelehrsamkeit und Phantasie, um in diesem Volke Abkömmlinge der alten Thrazier zu erblicken, welche für die Griechen Barbaren waren. Noch tragen sie, als eigenthümliche Waffe, das Messer, wie die alten Thrazier. Sie kommen zuweilen aus ihren Gebirgen hervor und schlagen ihre Lager in tiefern Gegenden, am Saume von Wäldern auf. Dann ziehen sich bald Zigeunerinnen zu ihnen, leisten ihnen Gesellschaft und nehmen Theil an ihren wilden Gelagen; das sind die bacchischen Züge der Wilden aus dem alten Hämus. Idyllen mögen dies nun eben nicht seyn; immerhin aber sind es antike Sitten. Idyllischer klingt, was unser Reisender von den bulgarischen Schnittermädchen vom Berg Orbelus erzählt. Nach einem Brauche, der sich vielleicht aus der Zeit der Päonier herschreibt, von denen Herodot erzählt, lassen jährlich die Pächter in den fruchtbaren Ebenen von Salonichi und Pella, der alten Hauptstadt der macedonischen Könige, Hansen von bulgarischen Weibern kommen, um das Getreide zu schneiden. Ist man Handels einig, so brechen die Mädchen am festgesezten Tage mit selbstgewählten Zugführerinnen auf und kommen truppweise in den Ebenen an. Diejenigen, welche in die Umgegend von Salonichi bestellt sind, ziehen, ehe die Erndte beginnt, in ganzen Schwärmen in die Stadt ein; sie sind alle, wie zu einem Feste, sorgfältig gepuzt; ihre Kleider sind an den Säumen vielfarbig gestickt und ihre Haare in eine Unzahl kleiner Zöpfe geflochten. Die Bacchantinnen oder Begleiterinnen der Ceres ziehen in allen griechischen, fränkischen und türkischen Häusern herum, wo man sie zuläßt, und führen unter Gesang einen seltsamen albanesischen Tanz auf, wobei sich alle unter einander an den Gürteln halten. Was sie in den fränkischen Häusern vorzüglich in Erstaunen sezt, das sind die großen Spiegel, worin sie sich von Kopf bis zu Fuß betrachten können; sie schreien laut auf vor Entzücken und Verwunderung, und sind fast nicht wegzubringen. Diese muntern Schnitterinnen aus dem Orbelus, wie sie, wahre Naturmenschen, aus ihren Strohhütten ziehen, den Städtern in der Ebene vortanzen, über den europäischen Luxus außer sich gerathen, und doch heiter und zufrieden wieder heimkehren zu ihrer Armuth, sind ein liebliches, freundliches Bild. Leider wird die Illusion sehr gestört, wenn man weiter hört, was unser Reisende sagt. „Sie suchen," erzählt er, „vorzüglich mit untergeordneten Türken, welche in den Meierhöfen befehligen, Bekanntschaft zu machen, und fühlen sich äußerst geschmeichelt, wenn sie die Blicke der Agas zweiten und dritten Rangs auf sich ziehen. Werden sie nach ihrer Rückkehr in die Heimath Mütter, so thut dies ihrer Versorgung lediglich keinen Eintrag. Sind sie aber einmal verheirathet, so ist es mit dem Schnitterzuge aus, sie kommen nicht mehr aus ihren Dörfern und suchen eine Ehre in der ehelichen Treue."

Also jene naive Koketterie um nichts und wieder nichts, als um einen schmutzigen türkischen Soubachi ins Netz zu locken! Das ist wohl der Mühe werth.

Brauchten wir noch Beweise von der Barbarei der türkischen Regierung, so fände man deren genug in der Reisebeschreibung des französischen Konsuls, der sich mit eigenen Augen davon überzeugen konnte, welch grenzenloses Elend die Türken überall verbreiten, wo sie mit dem Schwerdte der Verheerung hinkommen. Der folgende Zug ist sehr bezeichnend. Ein habsüchtiger Türke wußte sich von einem grausamen Pascha gegen bares Geld die Befugniß zu verschaffen, die Polizei im Paschalik zu handhaben. Die Polizei bestand aber darin, daß er Griechen, von denen er Geld zu erpressen hoffte, einsperren ließ. Die lauten Klagen der Einwohner führten zu nichts; der Pascha ließ seinen Polizeidirektor, der ihn gut bezahlte, schalten. Nach einem halben Jahre läßt er ihn vor sich rufen und fragt ihn, ob er aus seinem Amt guten Nutzen gezogen habe; der Direktor ergießt sich in Danksagungen und Segenswünschen. Da macht der Pascha auf einmal ein finsteres Gesicht, spricht von unverantwortlicher Aufführung und läßt seinem Agenten den Kopf abschlagen. Von Entschädigung der Beraubten war natürlich nicht die Rede. (Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Verlegenheit der Berliner Reiselustigen. Todesfälle.

Unsere reiselustige Bevölkerung ist in der allergrößten Verlegenheit, wohin in diesem Sommer? Jenseits der Elbe, in Halle, Merseburg, will die Cholera nicht aufhören. Sie ist zwar offiziell noch nicht in Sachsen, allein in Töplitz, wohin der Person des Königs alljährig ein großer Theil der höhern Beamtenwelt folgt. Den Rhein vermeidet man wegen der Rückwirkung aus Frankreich. Das Seebad Dobberan, schon jezt überfüllt, sollte durch einen gleichzeitigen Besuch des Kaisers von Rußland und unsers Königs noch frequenter werden, allein der Ausbruch der Cholera im Holsteinschen, ihr furchtbares Wiedererscheinen in Hamburg und ihr Eindringen in das bis da verschonte Mecklenburg haben diesen hohen Kongreß vereitelt. Selbst das gesunde schlesische Gebirgsland, auch das hohe Glaz, so lange verschont, ist nun inficirt, und man ist hier rings abgeschnitten von allen Vergnügungsörtern, welche dieses Jahr wenigstens noch der drohende Krieg zu besuchen erlaubte.

Aber der Tod, der hundertarmige, bedarf nicht der Cholera, um seine Opfer zu fassen. Der in diesem verhängnißvollen Jahre, in allen Ländern, so viele ausgezeichnete Namen ausgelöscht hat aus der Reihe der Lebenden, hat auch hier seine reiche Lese gehalten. Zelter, der ehrenwerthe Stammhalter der klassischen Musik, der wackere Dirigent der „erhaltenden" Singakademie, fiel gewissermaßen als nothwendiges Accessit zu Goethe, mit dem er, und durch den er gelebt hatte: Beide Repräsentanten einer grauen deutschen Vorzeit, die das Aechzen und das Krächzen verschworen. Vielleicht sind Zelters individuelle Verdienste überschätzt worden, vielleicht gebührt der Ruhm, der an seinem Namen haftet, mehr den Verhältnissen, die ihn so ehrenwerth auftreten ließen; aber er war eine Autorität, eine anerkannte, und deren gibt es so wenige in unserer Zeit, daß man nicht zu streng seciren und prüfen sollte. Ueber seinen Nachfolger als Direktor der Singakademie ist noch nichts entschieden. Die Singakademie ist ein ganz außerordentliches Institut im preußischen Staate, erstens, weil sie vortreffliche alte Sachen executirt, und zweitens, weil — sie eine wirkliche, approbirte Konstitution hat. Wahl und Stimmenmehrheit entscheiden, ob auch über den zu bestellenden Direktor, kann Ihr Korrespondent Ihnen im Augenblick nicht mit Gewißheit angeben. Als Kandidaten werden sehr viele Individuen von Namen genannt, als Spohr, Spontini, Merz, Löwe, Rungenhagen, Reissiger, Felix Mendelssohn u. A., von denen der erstere die meiste Aussicht für sich haben möchte.

Der Staat und Berlin haben in der industriellen Branche einen ebenso wackern Beamten aus alter Zeit in dem Staatsrath Rosenstiel verloren, der, gebürtig aus dem Elsaß, die ihm anvertraute Porzellanmanufaktur zu einer hohen Blüthe, seiner Zeit, zu bringen gewußt. Am schmerzlichsten für den, der nach Vorwärts blickt, ist indeß der plötzliche, unglückliche Tod eines der ausgezeichnetsten jungen Offiziere vom Generalstab. Der Kapitän v. Pirch, rühmlich in der literarischen Welt durch seine Reise durch Serbien, seine Forschungen über Kaspar Hauser und neuerdings durch Reiseskizzen über Ungarn (unter dem Namen Caravoll) bekannt, einer der viel versprechendsten jungen Offiziere unserer Armee, ein Mann, der schon durch die Schönheit seiner männlichen Erscheinung, durch die Milde seines Wesens, durch Liebenswürdigkeit im Umgang alle Herzen gewann, und vermöge seiner ausgebreiteten Kenntnisse und tiefen Bildung die glänzendsten Aussichten hatte, starb in Breslau — eines unglücklichen Todes. Sein Pferd, scheu vor der Landkarte, die Pirch beim Aufnehmen der Gegend über den Kopf des Thieres gelegt, geht durch, schleudert seinen Reiter hinab, und hängen bleibend am Bügel, wird der Unseelige fortgeschleift. Erst nach unsäglichen Martern gab der lebensfrische, herrliche junge Mann seinen Geist auf. Theilnahme und Schreck sollen so entsetzlich gewirkt haben, daß man mit seinem Tode mehrere andere Unglücksfälle in Verbindung bringt.

Unter dem, was hier auf dem literarischen Markte zu Tage gebracht wird, verdient sein genannter Caravoll, in zwei Bänden (Josephi), alle Beachtung. Ueber Ungarn ist in jüngster Zeit so wenig Genügendes publizirt worden, und kann man diese Eigenschaft auch Pirchs Skizzen nicht beimessen, so sind sie doch immer ein schätzenswerther Beitrag zur Kenntniß des Landes, das sich frei nennt, wo die Freiheit aber noch halb in der Wildhaut besteht, die um den nackten Körper hängt. — Viel erwartet man von dem angekündigten Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, weil der erstere sich gerade in dieser Korrespondenz, wie er ist, gegeben haben soll. Er selbst hat ihn Zelters Töchtern gewissermaßen vermacht; die Bedingung war indeß, auch Zelters Tod erst abzuwarten. — Der längst angekündigte Roman von W. Alexis: Cabanis, wird erst im Spätsommer vollständig erscheinen. Die Schwierigkeiten, welche man Seitens der Censur, die jede traditionelle Mittheilung über Friedrich den Großen doppelt und dreifach prüft, gefürchtet, sind beseitigt, und die sechs Bücher, in welche der Roman getheilt ist, erscheinen hier bei Fincke. — Wie ein Revenant spukt eine ästhetische Schrift des Altvater Bürger, die sein Editor und Kommentator Karl v. Reinhard hier publizirt. Es ist darin Bürgers bekannte Antwort auf Schillers Kritik seiner Gedichte, zum erstenmale besonders gedruckt, aufgenommen. (Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 184.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. August 1832.

Es ist wohl angenehm, sich mit sich selbst
Beschäft'gen, wenn es nur so nützlich wäre.
Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes
Erkennen. Denn er mißt nach eig'nem Maaß
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.
Der Mensch erkennt sich nur im Menschen.

Goethe, im Tasso.

Klinger an Fanny Tarnow.

Die folgenden Briefe werden, als werthvoller Beitrag zur Charakteristik eines der edelsten Deutschen, jedem Leser, der den seltenen Mann aus seinen Schriften kennt, willkommen seyn. Wir verdanken sie der Güte der geistreichen Frau, an die sie gerichtet sind. Sie sagt in ihrem Briefe an uns: „Goethe war das Ideal seiner Zeit, Klinger war schon während seines Lebens im deutschen Vaterlande wie verschollen, und keine Stimme hat sich erhoben den edlen Todten zu feiern; und doch ist der reine Strahlenglanz sittlicher Größe, in dem Klinger, von Feinden und Freunden als tugendgroß anerkannt lebte, so schön als selten. Die beigehenden Briefe verbürgen mein Recht, eine Blume auf sein Grab niederzulegen; aber ich würde dieß doch nicht in dieser Art zu thun wagen, wo sich meine kleine Persönlichkeit an das Andenken des großen Todten knüpft, wenn ich mich nicht in jeder literarischen Beziehung und auch in mancher andern, gleichfalls schon als eine Verstorbene und Verschollene ansehen könnte. Ich lege diese Briefe vorzugsweise in Ihre Hände — das Morgenblatt hat gewissermaßen ein Recht darauf, weil meine früheren Arbeiten für dasselbe, Klinger zuerst mit mir näher bekannt machten — als ein Vermächtniß für alle, die Klinger kannten und ihn noch im Grabe ehren.“

* * *

St. Petersburg, 24ten Januar 1818.

. . . Ich bedaure, daß Sie mir so schnell hier verschwunden sind und daß Sie in den leztern Tagen Ihres Hierseyns mehr denn je umgeben waren, so daß es mir nicht gelang, mich noch mündlich mit Ihnen, nach der Weise unsrer vorhergegangenen Unterredungen, über vieles inniger zu verständigen. Doch Sie bedürfen dieses nicht von meinetwegen, wie mir Ihr gütiger Brief von Neuem zeigt, mir wäre es aber sehr angenehm gewesen, von Ihnen selbst noch manches Sie Betreffende zu hören. Wenn meine Schriften kein großes Publikum fanden und finden, so war und ist die Ursache, daß ich durch ihren Ton, Farbe und Inhalt die Frauen nicht gewann und gewinnen konnte, die, wie ich bemerke, in Deutschland einen großen Einfluß auf das Schicksal der Schriftsteller bei den Männern haben. Ich finde mein Schicksal auch ganz natürlich, da ich, weder in meinen Schriften noch in meinem Leben, an das Gefallen gedacht, oder darnach gestrebt habe. So reichen also Sie mir den Lohn dar für Ihr ganzes Geschlecht und ich bin über Hoffnung belohnt, von derjenigen der Frauen, welche männlichen Geist, hohen idealischen Sinn mit reiner, zarter Weiblichkeit verbindet, in meinem Seyn, Wesen, Leben, Denken, Wirken und Zweck erkannt zu seyn. Auch gestehe ich Ihnen aufrichtig, daß es mich erfreut, so von Ihnen erkannt zu seyn, weil Sie eben das so gerad und stark auffassen, wornach ich strebte und was ich ward, seyn kann und werden mußte. Von der Menge forderte ich es nie, von dem Einzelnen hoffte

ich es; das Erkennen in so wichtigen Beziehungen, von einer so tief, stark als fein fühlenden Person Ihres Geschlechts mußte mir also eine so unerwartete als angenehme Belohnung werden. Darum sage ich Ihnen nun eben so aufrichtig: ich habe mit Vergnügen und Erkenntlichkeit in Ihrem Schreiben gelesen, das Sie meine Werke, als Beitrag von Ihrer Seite, zu einer Charakteristik von zwölf Schriftstellern gewählt haben; kein Mann hat mich je so ganz verstanden, so richtig erkannt, wie Sie, meine Freundin; ich weiß, daß die Wählende den Menschen von dem Autor nicht trennt, weil sie es gefunden hat, wie beide verschmolzen sind, wie der erste immer den zweiten erhoben, und wie der zweite den ersten auf der erstiegenen Stufe erhalten half. Meine Werke wurden also Talismane für mich, und darum konnten sie es auch nur für den Einzelnen werden. Seit ich lebe, habe ich, wie ich nun merke, nicht so viel von mir selbst gesprochen und auch nur Sie konnten mich dazu vermögen, weil es hier auf das ankommt, was den Grund unsers beiderseitigen Daseyns ausmacht, obgleich unter andern Formen, und weil ich weiß, daß Sie auch dieses in diesem Sinn aufnehmen werden.

Denkwürdigkeiten meines Lebens, das heißt, meiner moralischen Bildung und der Wirkung der Aussenwelt auf meine innere bis zum Punkt des erlangten Feststehens zu schreiben, war einst mein Zweck. Ich habe ihn aus wichtigen Gründen aufgegeben und die Resultate deutlich genug in den zwei lezten Theilen meiner Werke gegeben. Ihnen sind sie hinreichend gewesen. Geistern Ihrer Art und Ihres Sinnes werden sie es auch seyn. Zu dieser Zeit könnte ich es ohnedem nicht unternehmen, denn wahrscheinlich würde die Menge noch weniger damit, als mit den Vorausgegangenen zufrieden seyn. Ihnen kann ich wohl im Vertrauen sagen, und Sie werden es mir glauben, daß ich in meinem innern Seyn jünger und stürmender und brennender bin, als ich es in meiner Jugend war, und dieß aus der begreiflichen Ursache, weil mein Verstand mehr aufgefaßt und umfaßt hat, weil er sich, so zu sagen, das Aufgefaßte ausgebrütet hat. Wahrlich, die lezten dreißig Jahre, mit den meisten Erscheinungen, sind nicht geeignet, mein Feuer, meinen Unwillen abzukühlen, und da ich nun nicht anders reden kann, als ich fühle — Kraft und Begriff zu erwecken, mir nicht versprechen kann, aber Mißfallens gewiß bin, und doch nichts Neuentdecktes zu dem Alten, schon Gesagten zu fügen wußte, weil ich nichts Besseres erwartete: so will ich es lieber, zu meinem eigenen Besten, in meinem Innern verarbeiten und zum Klaren, wenn möglich, zu bringen suchen. Doch ist es nicht für mich und durch mich geschehen? für andere vermag ich es ohnedem nicht, außer für die mir Verwandten, und die kennen mich ja. — Und dann — das war's und ist es noch, was von meinem geistigen Beginnen das bestimmte Zeichen meines Seyns und Forschens werden sollte — daß ich meinen Theil für mich nicht nehmen konnte, unbekümmert um das Ganze; daß mein Geist in dieses Ganze zu bringen strebte und dessen Erscheinungen rastlos auffaßte. So können Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu fressenden Geiern werden, die das Herz und das Gehirn des mächtigsten Titanen aufzehren würden, wenn er nicht den Kampf mit der Nothwendigkeit durch seine innere Freiheit bestände.

Den Zustand unserer deutschen Literatur malen Sie wahr und kräftig; leider ist mir nur zu viel davon bekannt. Wenn es der Zweck dieser Dichter, Historiker rc. ist, das Herz und den Geist unsers Volkes, das der Kraft und des gesunden Verstandes mehr als je bedarf, gänzlich aufzutrocknen und es durch Wahnwitz, Träumereien u. s. w. zum Mißbrauch für spanische Philippe zuzustutzen, so sind sie auf dem rechten Wege. Sie kennen meine Gesinnungen für das Vaterland, ich brauche also zu diesem nichts hinzuzusetzen. Der Wunsch und der Gedanke, es wiederzusehen, sind meine Begleiter und es ist meine liebste Hoffnung, Sie in Deutschland wiederzufinden.

Klinger.

Bilder aus Macedonien.

(Beschluß.)

So demüthigend und kränkend für Europäer die hochmüthige Verachtung der Türken ist, so gewöhnen sie sich in der Levante am Ende doch daran; überdieß haben sie Mittel und Wege, einen Theil des Jahrs den Unterdrückern aus den Augen zu kommen. Ehedem führten die fränkischen Handelsleute zu Salonichi ein höchst vergnügliches Leben auf ihren Landsitzen, wo sie einander in herrlichen Gärten unter kühlen Laubgängen, an muntern Bächen besuchten, ohne daß der Anblick eines Muselmanns ihnen die Freude verdarb; man hielt gemeinsame Mahle, tanzte, sprach von Frankreich, von Italien, vergaß, daß man in der Türkei war. Bei Cousinerys zweiter Reise nach Macedonien war dieses Sommerdorf ein Schutthaufen; der Handel von Salonichi war gänzlich gesunken, die Handelsleute hatten die Stadt verlassen, ihre Häuser standen leer. Dergleichen Sommerdörfer, Pailas genannt, gibt es manche in der Türkei; an manchen Orten flüchtet sich Sommers fast die ganze wohlhabende Bevölkerung auf das Land, um den Schnaken, der furchtbaren Hitze und der Pest zu entgehen.

In dem einst so reich bevölkerten Macedonien gibt es nur noch fünf Städte, und auch diese nehmen täglich an Bevölkerung ab. Salonichi, das alte Thessalonich,

verdankt es allein seiner zum Seehandel so günstigen Lage hinten in einem Golf, daß es eine Stadt von Bedeutung geblieben ist; es ist noch jezt die Hauptstadt von Macedonien, wie es einst das Bollwerk des griechischen Reichs war. Türkische und griechische Buden sind in die römischen Triumphbögen eingebaut, und die Muselmänner beten zu ihrem Gott in einer Moschee, welche wahrscheinlich der Alexandern zu Ehren errichtete Tempel ist. Der große Eroberer, der lange Minervens Bildniß auf die Goldmünzen, das seinige nur auf die Silbermünzen hatte prägen lassen, ließ sich am Ende, vom Weihrauch der Schmeichelei berauscht, göttliche Ehre erweisen; dafür brennt er aber auch, wie Bossuet die Pariser Karmeliterinnen versicherte, in der Hölle *). Pella, wo Amyntas, Philipps Vater, seine königliche Hofhaltung aufschlug, ist verschwunden; an der Stelle befinden sich Meierhöfe, wo Bulgaren hausen. Der Ort trägt jezt einen ganz andern Namen: er heißt nach den heiligen Aposteln. Es befinden sich daselbst noch große Grabhügel; einer, der aufgegraben wurde, enthielt zwei leere Todtenkammern; die andern sind noch unberührt, und Cousinery sieht in ihnen die Gräber der alten macedonischen Könige. Die jetzigen Bewohner von Pella denken nicht an Eroberungen; sie bauen in aller Bescheidenheit das Land, das den Türken gehört; ermangeln aber deßhalb nie, die Feste der großen Heiligen im Paradies mit einem ächt antiken Brauche zu begehen, mit öffentlichen Gastmahlen. Wenn die ärgste Hitze vorüber ist, gegen vier Uhr Nachmittags, kommt jeder Familienvater mit seinen zu Hause bereiteten Speisen an den Versammlungsort, nimmt Platz und ladet so viele Fremde ein, als er nur immer bewirthen kann. Weiber erscheinen nie bei diesen Gelegenheiten, und das Frauenzimmer von Pella unterscheidet sich überhaupt von den Schnitterinnen vom Orbelus, was den oben berührten Punkt betrifft, sehr zu seinem Vortheil.

Eine der größten Feierlichkeiten in Salonichi ist das Fest der Gerberinnung, wenn sie neue Meister in die Zunft aufnimmt. Gerberei ist der vornehmste Gewerbszweig der Hauptstadt von Macedonien: das wird man bald durch den Geruch und die Unsauberkeit im Gerberviertel inne. In dieser Zunft war bis auf die Regierung des gegenwärtigen Sultans die zweite Orta der Janitschaaren. Diese Soldateska hatte auch sonst wunderliche Privilegien; so steht zu Salonichi ein Thurm, in welchem sie, wenn sie zum Tod verurtheilt wurden, das Recht hatten, erdrosselt zu werden. Die Festlichkeiten bei Aufnahme neuer Meister in die Gerberzunft dauern vierzehn Tage und länger, und man ladet die vornehmsten Einwohner dazu ein. Die Juden, welche blaue Tücher und Teppiche fabriziren, hüten sich wohl, solchen Aufwand zu machen. — Das Hauptprodukt Macedoniens ist die Baumwolle. Serres, das alte Sirris, im schönen, vom Strymon bewässerten Thale, hat den Haubtvertrieb derselben. Hier bringen die Landleute aus dem Thale ihre Baumwolle in großen Bazars zu Markt, und es werden bedeutende Geschäfte gemacht. Die Griechen und Wallachen versenden gegen 30,000 Ballen nur nach Deutschland und bekommen dafür kurze Waaren, Bijouterie, besonders aber Tücher. Die Türken vom Ufer der Donau kaufen in Serres bedeutend viel Baumwolle auf, die sie dann gesponnen nach Polen schicken; auch die Franken in Salonichi beziehen ihre Baumwolle von Serres. Die Herrn von Macedonien ermangeln nicht, den Zehnten von der Baumwollenerndte zu erheben, und mit dem ächten Hohne des Despoten schickt der Dorfaga die Zehntbaumwolle bei den Leuten herum; Alles muß putzen helfen, und hinterher verlangt er das vorige Gewicht, ohne darnach zu fragen, ob geputzte Baumwolle soviel wiegt, als rohe. — Vom türkischen Woiwoden haben Griechen und Bulgaren nie Recht und Gerechtigkeit zu hoffen, so wenig als vom Bey oder Gouverneur. Ihr einziger Beschützer und Mittler ist oft noch der Erzbischoff; der Prälat versieht zugleich das Amt eines Friedensrichters; er ist aber als solcher von den Türken geduldet, keineswegs autorisirt.

Alles sieht der Türke mit mißtrauischem Auge an, sogar die Forschungen europäischer Gelehrten. So konnte Cousinery kaum die Hälfte einer langen griechischen Inschrift abschreiben, weil, während er vor dem Steine stand und schrieb, ein im Busche versteckter Türke nach ihm schoß, um ihn zu verjagen und sich des Schatzes zu bemeistern, der, wie er sich einbildete, auf die Beschwörung des Europäers aus dem Steine hervorkommen mußte. Kein Türke läßt sich überzeugen, daß sich Jemand mit Trümmern alter Bauwerke abgebe, ohne die Absicht, Schätze zu suchen.

In Philipps und Alexanders Vaterlande sind noch reiche Erndten für Alterthumskunde zu hoffen; aber ein künftiger Reisender dürfte sich schon glücklich schätzen, wenn er nur halb so viel Münzen und Inschriften nach Hause brächte, als der alte Generalkonsul von Salonichi.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Juli.

Die Besteigung des Faulhorns.

Vor einiger Zeit ist im Morgenblatt (s. Nr. 150 d. J.) auf das Faulhorn im Berner Oberland, als auf einen der interessantesten Punkte, und auf die in neuester Zeit nahe dem Gipfel desselben gemachten Einrichtungen aufmerksam gemacht worden. Eine Schilderung der von mir im vorigen Jahre unternommenen Besteigung dieses Alphorns könnte vielleicht manchem Reisenden, der dieses Jahr die Schweiz zu

*) In der Rede, die er hielt, als Mademoiselle de la Vallière den Schleier nahm.

vereisen gedenkt, von Nuzen seyn. Da jezt eben die Zeit ist, wo die Reiselustigen aufzubrechen pflegen, so schicke ich diese Beschreibung andern Reisescenen, die ich noch mitzutheilen denke, voraus.

.... So unglücklich wir bisher mit unsern Gebirgsbesteigungen gewesen waren, und auf der Ebenalp, dem Kasmor und Rigi meistens nur Nebel gesehen hatten, so ließen wir uns doch nicht abschrecken, da alle Leute beständige gute Witterung prophezeiten, das erst seit Kurzem in Aufnahme gekommene Faulhorn zu besuchen. Unter den günstigsten Wetteraussichten traten wir am 2. September früh von Grindelwald aus unsern Marsch an. Schon im Dorf fängt das Steigen an, ziemlich steil, auf rauhen Pfaden. Doch ist, wenn man erst einige Höhe gewonnen hat, der Rückblick auf die entgegengesezte südliche Seite des Grindelwaldthales so interessant, daß man an die Beschwerden des Steigens nicht denkt. In weiten Räumen dehnen sich da drüben die furchtbaren Schneegebirge aus, welche das unwirthbare und unübersteigliche Grenzgebiet zwischen Bern und Wallis bilden. Der Mettenberg ist der Markstein, der diese Region vom Grindelwaldthal trennt. Ueber ihm ragt das entsezlich steile Schreckhorn mit seinem seltsam gestalteten, in zwei scharfe Ecken getheilten Gipfel so finster und drohend in die Wolken empor, daß sein bedeutungsvoller Name höchst passend erscheint, und nur wie sein Fuß stellt sich hier der Mettenberg dar. Das Schreckhorn und der Mettenberg mit seinen Gletschern auf beiden Seiten machen den Mittelpunkt des Gemäldes aus. Links davon erhebt sich das Wetterhorn, vorn nach dem Thal zu so senkrecht abgeschnitten, daß kein Schnee auf dieser Seite haften kann, und etwas mehr zurück steigt die schmale und spitze Pyramide des Finsteraarhorns, an 11,000 Fuß hoch, einer Nadel gleich und alle andern überragend, in die Lüfte. Die rechte Seite des Gemäldes bilden die Jungfrau, deren Gipfel aber leider durch Wolken verhüllt war, mit ihren im reinsten Schnee glänzenden Silberhörnern, und die beiden Eiger, wovon besonders der große sich durch seine scharfen und steilen Seiten auszeichnet. Den Zwischenraum, die Hochthäler und Schluchten zwischen allen diesen Kolossen, füllt ein wildes Chaos von Schnee und Eiswüsten aus. Kein menschlicher Fuß betritt sie, nur Gemsen durcheilen sie, und der Adler, der König der Lüfte, überschwebt majestätisch in weiten Kreisen dieses sein Reich, das ihm keiner streitig macht.

Nach zweistündigem anhaltenden Klettern erreichten wir einige Sennhütten, dann weiter einen kleinen, einsam und hoch gelegenen See, den Bachalp-See, endlich die Schneeregionen, wo wir zu beiden Seiten kleine und größere Schneefelder hatten, und einen Schneegletscher; doch schon sieht man den Kegel des Faulhorns vor sich, mit einem in dieser Höhe von staet 8000 Fuß neu erbauten Häuschen, in welchem der Grindelwalder Adlerwirth die Fremden bewirthet, und ist nun bald oben. Man braucht von Grindelwald aus etwa fünf Stunden. Aber je höher wir gestiegen waren, je bedenklicher wurden die Anzeichen der Witterung; in den Gebirgsschluchten entstanden immer neue Wolken, das Himmelsblau wurde immer kleiner, und oben angekommen, war wieder alles Nebel. Einige Sonnenblicke gestatteten einigemale den Anblick des Brienzer- und Thunersees, und versprachen einen klaren Nachmittag, in welcher Hoffnung wir frohen Muthes unser Mittagsmahl einnahmen, in Gesellschaft einiger Franzosen, unter denen ein cidevant procureur du Roi war, der, seit der Julirevolution im Ausland befindlich, schon Tabak rauchen gelernt hatte. Um ein Uhr zogen diese ab, und auch wir gaben die Hoffnung auf, und entschlossen uns gegen drei Uhr zum Hinuntermarsch.

Nicht lange waren wir auf dem Wege und eben am Fuß des obersten Kegels des Faulhorns, als wir plözlich vom furchtbarsten Regen- und Hagelwetter, mit Schnee und wüthendem Sturm überfallen wurden. Man konnte nicht drei Schritte weit sehen, und gegen des Sturms Gewalt sich nur mit äußerster Anstrengung aufrecht erhalten. In einem Augenblick war jede Spur des Weges verschwunden, alles von Schnee und Hagelkörnern bedeckt, und die Hände binnen wenig Minuten so steif gefroren, daß sie kaum noch den unentbehrlichen Alpenstock halten konnten. Indem wir uns so dicht hintereinander hielten, um nicht von einander zu kommen, erklärte unser vom Rigi aus mitgenommener Führer, nachdem er in seiner Direktion schon früher sichtbar schwankend geworden, daß er vom Wege abgekommen sey; doch müsse ganz in der Nähe ein Fichtenstamm liegen, von dem aus er sich ganz sicher weiter zu orientiren wisse. Er verließ uns, um diesen aufzusuchen, und wir sollten nur zwei Minuten warten.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Juli.

(Beschluß.)

Streit Hofrath Hirts und Doktor Wagens. Der Freimüthige.

Hofrath Hirt und Doktor Wagen streiten sich in ziemlich lebhaften Brochüren über ihre gegenseitige Kenntniß alter Gemälde. Das Arrangement des Museums, dem Hirt sich entzogen, weil er sich mit der Kommission nicht einigen können, gibt die Veranlassung zu einer Fehde, die von dem Hofrath mit althergebrachter Derbheit und von dem jüngern Doktor mit einem kecken Muthe geführt wird, den man sonst in seinem kritischen Auftreten vermißte. Ihm zur Seite, oder hinter ihm steht der Herr von Rumohr. Diesmal möchte der Sieg wohl auf Seiten des jüngern Mannes verbleiben, wie kampfgeübt auch der ehrenwerthe Veteran auf der andern Seite ist. Das Publikum nimmt keinen großen Theil an der Fehde.

Von unsern belletristischen Journalen gewinnt der Freimüthige, neben seiner ästhetisch-politischen Tendenz, jezt auch eine industriell zeitgemäße Richtung, indem, besonders in dem Artikel: Zeitgenossen, die Bestrebungen der um alle Zweige der Industrie und Kunst in Preußen verdienten Männer cumulativ gewürdigt werden, und herausgehoben wird, wie durch sie de facto Preußen in den lezten Decennien vorwärts geschritten ist. Solche Artikel, von scheinbar provinziellem Interesse, haben doch eigentlich ein allgemein gültiges, denn wer vorwärts geht, geht jezt nicht mehr für seine Familie, seine Zunft, seine Stadt, sondern für die ganze Welt vorwärts. Beleuchtungen dieser Bestrebungen sind die beste Waffe gegen den Obskurantismus. Ein geistreicher, mit den Materialen bekannter Schriftsteller, dessen Name bis dahin als solcher noch nicht bekannt war, Herr Albrecht, thut sich in diesen Artikeln vortheilhaft hervor. — Anderswo wird bewiesen, daß das Unglück unserer Zeit von der zu großen Bildung der Handwerker herrührt. Sie läsen zu viel. — Dieser Bildung verdankt man vermuthlich auch die mannigfachen Aufstände bei Gelegenheit der Cholera, als das Volk die Aerzte ersäufen und die Regierung steinigen wollte, weil sie die Cholera erfunden hätten, um des armen Volks ledig zu werden. Das haben die armen Handwerker wahrscheinlich in den Büchern gelesen, die man ihnen weggenommen wissen will.

Beilage: Kunstblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 185.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 3. August 1832.

Sieht man am Hause doch gleich so deutlich, weß Sinnes der Herr sey.

Goethe, Hermann und Dorothea.

Vergehen und Strafe,

Novelle von A. v. Sartorius, dem Verfasser der Erzählung „der Fuchsberg.“

Greift nur hinein in's volle Menschenleben.
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt.
Und wo ihr's faßt, da ist's interessant.

Wenn ich diese Worte des Dichters bedenke, erschienen mir die Ereignisse, worin ein wunderbares Walten dessen, was wir Zufall zu nennen pflegen, mich in jüngst verflossener Zeit verflocht, der Aufzeichnung nicht unwerth. Berühren sie auch nur die Verhältnisse gewöhnlicher, unbedeutender Menschen, so wird vielleicht der ernste Leser doch nicht ohne Antheil bei ihrer Darstellung verweilen.

Mit unbehaglichem Gefühl durchwanderte ich die Gassen der alterthümlichen Stadt, die mir einstweilen zum Wohnort angewiesen war. Ich war aus der Hauptstadt nach diesem entfernten Grenzort entsendet, um gewisse schwierige und verwickelte Rechtsverhältnisse, welche sich seit Jahren daselbst angehäuft, beseitigen und ordnen zu helfen. Die Versetzung war mir erwünscht; als ich mich aber am Orte befand, wollten doch dem Bewohner der Hauptstadt die engen, krummlaufenden Gassen und spitzen Giebelhäuser, die an der Vorderseite von Stockwerk zu Stockwerk sich immer weiter herüber breiteten, sehr unerfreulich scheinen. Die Lage der Stadt und ihre Umgebung war schön, ich hatte mich schon darauf gefreut. Aber in den eng gebauten Häusern und dunkeln Straßen wurde man nichts davon gewahr, und ich konnte voraussehen, daß mein Geschäft mir wenig Zeit übrig lassen würde, ins Freie zu kommen. Um so mehr trug ich daher Verlangen, eine freundliche, freigelegene Wohnung zu finden, und schon war ich mehrere Tage anwesend, ohne gefunden zu haben, was ich wünschte. Endlich im neusten Wochenblatt war eine Gartenwohnung in einer der Vorstädte angeboten worden, die außer dem Gebrauch eines großen Gartens, die Aussicht auf einen der schönsten Punkte der Landschaft sammt allen sonst erforderlichen Bequemlichkeiten verhieß. Das war, was ich wünschte, was ich brauchte, und ich befand mich so eben auf dem Wege, die Wohnung aufzusuchen.

Fast am Ende der langen Vorstadt fand ich endlich das bezeichnete Haus. Es war ein altes, halb verfallenes Gebäude, dessen Aeußeres in der That sehr wenig zu versprechen schien. Die untern Fenster deckten verwitterte Laden; die obern waren mit Bleistreifchen nach allen Richtungen geflickt, und in dem Schnitzwerk des Gebälkes nisteten Vögel. Ein hellpolirter Glockenzieher allein gab Kunde, daß das Gebäude bewohnt sey. Ich trat in den düstern Raum eines Hausflurs, von welchem mehrere früher versiegelt gewesene Thüren in die untern Räume führten. Alles trug ein Ansehen von Verödung, Unwohnlichkeit, das eben nicht behaglich ansprach. Der Hausthür gegenüber öffnete sich am Ende des Flurs eine zweite Thür, und eine bejahrte Frau, in der Kleidung

des niedern Bürgerstandes ward sichtbar, und fragte ziemlich barsch nach dem Begehren des Eintretenden. Ich nannte den Zweck meines Kommens und um vieles freundlicher entgegnete sie: „Sie wollen die Wohnung sehen?" und ein mächtiges Schlüsselbund ergreifend, winkte sie mir, näher zu kommen. Ich trat in einen reinlichen, von der Sonne hell beschienenen Hof, wo schönes Federvieh sein Futter pickte. Zur Rechten schloß ein kleines Seitengebäude von neuerm Anbau sich dem alten Hause an, dessen oberer Stock bewohnt zu seyn schien. Modische Vorhänge schmückten die Fenster, an deren hellpolirten Scheiben ein zierliches Blumenbrett blühende Gewächse trug, und grüne italienische Jalousieen sie gegen die Mittagssonne schirmten. Der Eingang aber in das zu vermiethende Quartier lag zur Linken des Hofes, wo ein zweites Seitengebäude, fast nicht weniger verfallen als das Vorderhaus, sich zeigte. Das Innere indeß war besser erhalten, als das Ansehen erwarten ließ. Ein heller Corridor führte in ein Paar geräumige Zimmer, die gut möblirt, und mit allen Bequemlichkeiten wohl versehen waren. Unter den Fenstern aber breitete sich ein großer Garten aus, der, obschon meistens zum Küchenertrage angebaut, doch auch schattige Laubengänge, Blumenparketts und schöne Baumpartbien enthielt. Darüber hinaus bot sich dem Blick die Aussicht in eine weite Ferne dar. Blaue Gebirge und ein dunkler Waldgürtel begrenzten den Horizont. In mäßiger Ferne wand der belebte Strom sein Silberband durch frischbegrünte, mit malerischen Baumgruppen geschmückte Wiesen, die sich bis unter die Terrasse hinzogen, welche die Grenze des Gartens ausmachte. Rebengeländer, unten einen Bogengang bildend, faßten die Fenster in einen grünen duftigen Rahmen ein. Man konnte nicht leicht einen freundlichern Fernblick, noch eine träumerisch einsamere Wohnung finden. Ich fragte, entzückt davon, nach dem Preise. Sie nannte ihn, er war mäßig. Indem aber mein Blick auf der Gestalt meiner Begleiterin, auf ihrem geringen, nicht allzusaubern Anzug, und ihre von grober Arbeit gebräunten Hände verweilte, entfuhr mir die Frage: „Sie sind wohl Wirthschafterin hier im Hause?" — „Zu dienen!" war die Antwort, und der Ausdruck beleidigten Stolzes spielte in den Zügen der alten Frau, „nur mit dem Umstande, daß die ganze Wirthschaft mir gehört." — „So!" entgegnete ich kleinlaut, „also Ihr Eigenthum!" — „Ja," fiel sie mit Nachdruck ein. „Mein Name ist Richter, ich bin Wittwe und Besitzerin dieses Grundstücks. Diese Zimmer hier möcht' ich, da sie mir ganz überflüßig sind, gern als Sommerwohnung vermiethen. Der Herr aber," setzte sie, mich scharf fixirend, hinzu, „sind wohl nicht hier aus dem Orte?" Ich erwähnte in der Kürze meiner Verhältnisse. Ihre Miene schien sich sichtlich zu erheitern, und als noch einmal mein Blick auf der Aussicht verweilte, sagte sie um Vieles freundlicher: „Nun, wenn die Wohnung Ihnen gefällt, werden wir um den Preis schon einig werden." — „Wer aber," fragte ich, „wohnt sonst noch hier?" — „Niemand," hieß es, „außer mir und meiner Tochter."

Ich miethete das Quartier und nahm Verabredung, es gleich am folgenden Tage zu beziehen. Beim Fortgehen fiel mein Blick wieder auf die Fenster des Seitenflügels. Schneeweiße zahme Tauben flatterten jetzt auf dem Blumenbrett. Drinnen aber erklang es wie Harfentöne. „Wer wohnt aber dort?" fragte ich, mich zurückwendend. „Meine Tochter!" erwiederte sie kurz und rauh, und dieser Ton ihrer Stimme, sammt dem ganzen Wesen der Alten berührte mich, bei dem Anblick jener, dem Anschein nach sehr zierlichen Umgebungen, wie mit einem seltsamen Gegensatz, und ich entfernte mich nicht ohne mit einer Art von Neugier der nähern Bekanntschaft mit den Verhältnissen dieser Personen entgegenzusehen.

Es war indeß nicht das Vergnügen allein, das ich mir von der schönen Lage dieser Wohnung versprach, was dieselbe für mich so anziehend machte. Ich suchte und bedurfte Stille, Einsamkeit, Abgeschiedenheit von den Menschen, denn ich war mit der Welt und meinem Geschick zerfallen, und glaubte eine herbe Erfahrung, die ich gemacht, eine zerstörte Hoffnung, die mir zu Theil geworden, in der Einsamkeit erst recht durchempfinden zu müssen, bevor es mir gelänge, sie zu verschmerzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Klinger an Fanny Tarnow.

St. Petersburg, 21en April 1818.

Da Sie, meine verehrte Freundin, mir vermöge der nur zu wenigen interessanten Unterhaltungen, während Ihres Hierseyns, mehr als eine angenehme geistige Erscheinung, wie wir etwa in einem glücklichen Traum gesehen, vorschweben, so kommen mir auch Ihre Briefe zu, als eine willkommene Erscheinung von jenseits. Und dieses mußte erfolgen, da wirklich unser Zusammenseyn, Gegen- und Aufeinanderwirken nur ein geistiges, intellektuelles Forschen, in Beziehung auf uns, in Beziehung unsrer verschieden aufgefaßten Weltansichten war. So wird mir Ihre Stimme aus der Ferne zu einer Erinnerung, an die man das knüpft, wodurch man etwas werth ist, seyn und bleiben will und kann. Da Ihr Leben nun, wie das meine, auf diesem Punkt ruht, so sind wir durch dieses Verständniß ungetrennt durch die Entfernung; wir werden uns im Gegentheil

noch vertrauter erkennen und begegnen, denn das, was mir Ihre Reden, Ihre Blicke, bis zur reinsten Wahrheit, gesagt und bedeutet haben, wird durch Ihre herrlichen Briefe mit festen Zügen nur beurkundet. So mag denn dieser mächtige Talisman das Bund- und Lösungswort zwischen uns seyn und bleiben: Glück und Genuß, im moralischen, intellektuellen, selbstständigen innern Seyn und als Bedingung des Lebens.

Die herrliche Rede unsers Kaisers, welche er den 15ten März in Warschau gehalten hat, wird Ihr Herz gehoben haben, zu dieser Zeit, wo so vieles geschieht, was Geister unserer Art wachend und schlafend peinigt. Sie sehen, daß unser Alexander derselbe ist und bleibt, wie ich ihn seit seinen Kinderjahren erkannt habe, und so erfüllt er das Ideal, welches ich in seiner Jünglingszeit mit Zuversicht und zu meiner Beseelignng von ihm aufgestellt habe. Diese Rede ist eine Belebung und Erhebung aller edlen Geister, eine Strafvermahnung und Zurechtweisungswort für alle Elenden, die aus Feigheit, Furcht, Selbstsucht, Verblendung unfähig sind und bleiben wollen, zu begreifen, daß Tugend, Muth dazu, Achtung der Menschen und Beförderung ihres Werthes, die wahre und ächte und zuverläßige Stärke des Regenten ist. So hat nun Er, an den keiner das Recht hatte, das zu fordern, was er hier gegeben hat, durch sein edles Gemüth, seinen hellen Verstand, den schönsten Lorbeer der Regententugend erworben, nachdem so viele seines Standes (von denen man berechtigt war, es zu fordern) nicht aufzublicken oder zu reichen wußten, weil das feige, verblendete Herz, der verkehrte Verstand, in der offenbarten Wahrheit nur ein schreckendes Gespenst erblickten. Wenn nun Er seiner Tugend, die sich selbst vertraut, aus freiem Gemüthe den Lorbeer frisch und blühend um seine Stirne flechten kann, so können andere nur, dazu getrieben von einer andern Furcht, verwelkte, versengte, abgefallene Blätter auflesen und sich verdienstlos damit schmücken. Die Wirkung auf mein mütterliches Land muß mächtig seyn, denn das Wort kömmt von dem Großmüthigen ganz unerwartet und so fühle ich als Deutscher das Herrliche davon gedoppelt. —

Sie lassen mich die Frauen fragen: „Und was gelten wir denn diesem Manne rc.?" Hier die Antwort aus meinem Leben und aus meinen Schriften, die das treueste äußere Zeichen von meinem innern Leben sind. Ich habe eine gute, redliche, verständige Mutter gehabt, eine treffliche, so gute, schöne als geistreiche Schwester, die ich vor zwei Jahren durch den Tod verloren. Sie hinterließ mir vier Nichten, die mir durch ihre Briefe beweisen, daß sie ihrer Mutter würdig sind und werden. Ich habe eine treue, gute, ganz ihren Pflichten lebende, gebildete Frau gefunden. Aus der großen Welt trat sie zu mir ein, der ich noch Subaltern war, und wußte sich von dem Augenblicke an in mein einfaches Wesen und Leben so zu schicken, daß sie keinen Blick mehr rückwärts warf. Was sie als Mutter war, davon hat sie die Beweise gegeben und gibt sie zu meinem Leiden noch *). Ihr muß ich, und ihr allein, das Opfer meines längern Hierverbleibens bringen. Ich habe in meinen blühendsten Jahren eine Frau in Wien geliebt, die an Geist, Schönheit und Bildung eine der ersten ihres Geschlechts war. Ich habe sie geliebt mit aller Kraft des Herzens, Geistes, mit allen meinen Fähigkeiten. Als ich nach Beendigung der italienischen Reise nach Wien zurückkam, empfing ich die Botschaft ihres Todes mit meinen Briefen an sie über meine Reisen, den lezten noch unerbrochen. — In meinen Werken finden sich zur Beantwortung der Frage: Die Mutter in den Zwillingen, in dem Günstling Arete und Ino im Damocles, Hermione im Aristodemus und selbst Medea; dann Abessa im Giafar, Rosa im Sahir und selbst die Frauen im Deutschen und Raphael rc. Wenn man mir nun als Widerlegung oder als Kehrseite den Schwur gegen die Ehe, die §§. in den Betrachtungen entgegensetzen wollte, so würde ich antworten: Da ich das gemeine Alltägliche so gut kenne, so beweist eben dieses meinen Glauben an das Höhere und bekräftigt das Mögliche und Wirkliche des aufgestellten, entgegengesetzten Ideals. Da ich die gesammte moralisch politische Welt, aus meiner Ansicht und meiner Erfahrung, nach meiner innern und der äußern, darzustellen strebte (um des Friedens in meinem Innern willen), so habe ich doch wohl nicht die Frauen, das schönste Gebilde derselben, ausgeschlossen? So wußte ich doch wohl aus eigener Erfahrung und Anschauen, daß sie eigentlich nur der beglückende Theil dieses Ganzen sind, es wirklich theils sind, oder doch seyn könnten? daß also ihnen alles zum Preis oder Vorwurf zufällt, was uns zufallen mag, und von lezterm noch weniger, da die Männer die Welt anordnen und den Frauen den Platz anweisen. Mißfallen also meine Schriften den lesenden und gebildeten Frauen, das ich sehr wohl begreife und sogar natürlich und recht finde, so ist der Grund davon gleichwohl nicht die Geringschätzung der Frauen. Was es ist, das werden Sie sich bestimmter sagen können, als ich es vermag. Daß die Versöhnung meinen Schriften fehle, kann es nicht seyn, da Sie, eine der geistreichsten und merkwürdigsten Frauen unserer Zeit, im Morgenblatt gegen Ihre vorige Aeußerung angezeigt haben, was das Prinzip der Versöhnung in Klingers Schriften sey. — So habe ich Ihnen nun aber-

*) Klinger verlor seinen einzigen Sohn in der Schlacht von Borodinow. Die Mutter weinte sich blind.

mals einen langen Brief über mich selbst geschrieben. Nehmen Sie ihn als einen Beweis meiner Gesinnungen für Sie und meines Zutrauens zu Ihnen an; an einen Mann würde ich so nicht schreiben, und so ist es ein Beweis mehr, was mir die Frauen sind; aber wahr ist es, ich zähle Sie zu den seltensten und edelsten, die mir begegnet sind, und ich danke dem Geschick, daß ich Ihnen habe begegnen sollen. Mit Verehrung und Freundschaft Ihr

Klinger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Juli.

(Beschluß.)

Die Besteigung des Faulhorns.

Während der immer zunehmende Sturm ganze Massen von Schnee vor sich her jagte, warteten wir fünf, zehn Minuten, eine Viertelstunde, und kein Führer zeigte sich; auf unser Rufen folgte keine Antwort; das Toben des Windes übertönte Alles. Um wenigstens nicht zu erfrieren, gingen wir in dieser nun wirklich kritischen Lage ein Paar Schritte vorwärts, und standen nun plötzlich an einem finstern und jähen Abgrunde, dessen Tiefe wir nicht ermessen konnten; denn über uns und unter uns nichts als Wolken und Schnee. Der Rückweg nach der Stelle, von der wir ausgegangen, war nicht mehr zu finden, und es blieb uns nun keine sichere Auskunft übrig. Auf gut Glück gingen wir in einer andern Richtung auf der Schneefläche weiter, und ließen alle Minuten unsern Ruf aus allen Kräften erklingen, doch lange Zeit vergebens, bis endlich nach Verlauf einer langen halben Stunde eine Stimme antwortete, die wir wahrlich mit Entzücken vernahmen. Es war unser Führer, der aber seinen wegweisenden Baumstamm nicht gefunden hatte, und als wir nun deliberirten, was ferner zu thun sey, hörten wir durch den Sturm hindurch jodeln. Wir antworteten, und zu unserer großen Freude traf der Adlerwirth bei uns ein. Er hatte das Faulhorn bald nach uns verlassen, um uns zu folgen, da er gleich beim Eintreten des Schneesturms, vielleicht mit der geringen Lokalkenntniß unsers Führers bekannt, um uns besorgt wurde. Mit neuen Kräften, aus einer Flasche Burgunder geschöpft, die er vorsorglich zu sich gesteckt hatte, griffen wir wieder zum Wanderstab. Keine Spur eines Weges, nichts als Sturm, Nebel, Schneefelder, dann Steine und Felstrümmer und die dunkeln Wellen des bis auf den Grund aufgeregten Bachalpsees, dazu wir Wanderer, bis auf die Haut durchnäßt, alles dies bildete eine Scene von wilder, melancholischer Art. Aengstlich folgte das Vieh, besonders eine große Schaar Ziegen, unserm Zuge, gegen das tobende Wetter bei dem Menschen Schutz suchend. Wir aber, jezt unter der sichern Leitung des Adlerwirths, stiegen rasch und munter hinab, besiegten glücklich alle Schwierigkeiten des steilen, bald felsigen, bald schlüpfrigen Wegs, und kamen nach zwei bis drei Stunden glücklich wieder in Grindelwald an, wo ein schäumender Glühwein und dann das warme Bett unsere müden Glieder erquickten. Froh waren wir, wenigstens im Hinaufsteigen einen Blick auf jene Gebirgswelt genossen zu haben, der uns die Ueberzeugung verschaffte, daß der Anblick dieses Amphitheaters der Berner Hochalpen aus einer solchen Nähe bei weitem großartiger und erhabener ist, als jener auf die zwar zahllosen, aber alle in großer Entfernung liegenden Schneegebirge vom Rigi aus.

Bei meinem Erwachen am andern Morgen war ich nicht wenig erstaunt, Fluren, Bäume und Häuser hier im Thal mit Schnee bedeckt zu sehen, und zwar mit dickem, fußhohem Schnee.

„An ein Wegkommen war für heute nicht zu denken, und wären wir nicht gestern noch zur rechten Zeit vom Faulhorn hinabgestiegen, versicherte der Wirth, so würde die Rückkehr bei diesem Wetter völlig unmöglich geworden seyn, und wir hätten oben Tage lang warten müssen. Den ganzen Tag mußten wir in der Stube zubringen, die ein wohlgeheizter Ofen ganz behaglich machte. Mittags speisten wir mit zwei Göttinger Studenten und zwei Engländern, die alle hier ein- und festgeschneit waren. Wir erhielten Gemsbraten, worauf die französische Kellnerin mit den Worten: „Messieurs, voila du chamois," aufmerksam zu machen nicht unterließ, dann in dieser Jahrszeit zum Dessert Kirschen und die schmackhaftesten Erdbeeren, während draußen im Garten die bunten Nelken und Feuerlilien aus dem tiefen Schnee hervorragten.

Den ganzen Tag hörten wir unaufhörlich die Lawinen in den Gebirgen donnern. Bei weitem bedeutender sind aber die Frühjahrslawinen, welche oft die Luft so erschüttern, daß die Häuser in Grindelwald durch alle Fugen zittern. Manche halten alljährlich denselben regelmäßigen Lauf, und führen darnach ihren besondern Namen. Am meisten schaden sie den in den Gebirgen weidenden Schaafheerden, und von den Gemsen werden auch mehr durch Lawinen erschlagen, als durch das Blei des Jägers getroffen. Diese Jagd wird hier eifrig, besonders um das Wetterhorn herum, getrieben, aber sie ist gefährlich. Wehe dem Jäger, der in jenen unzugänglichen Felsen von plötzlichen Stürmen befallen wird, deren Gewalt und Schrecknisse der Bewohner der Ebene nicht ahnt. Seltsame Geschichten erzählt man auch von Gemsen, die vom Jäger aufs Aeußerste bis auf die höchsten Firne verfolgt, dann, wenn ihnen kein Ausweg mehr bleibt, umkehren und, sich mit aller Gewalt auf ihren Verfolger werfend, ihn und sich in den Abgrund stürzen. Es ist ein schönes Thier mit schwarzen, klugen, ich möchte sagen, seelenvollen Augen.

Der Steinbock findet sich nicht mehr in diesen Gebirgen, sondern nur am Monte Rosa und in Graubündten. Ich sah 1820 einen lebendigen in Chamouny.

Ein Knecht aus unserm Gasthaus zum Adler war im Jahr 1828 mit auf dem Gipfel der Jungfrau. Wir ließen ihn hereinkommen und uns die Geschichte dieser Besteigung erzählen. Es waren ihrer sieben, alle Grindelwalder, welche am 10. September 1828 dieses Werk vollbrachten, damit nicht gesagt werden könne, Fremde hätten den Firn erstiegen und die Grindelwalder selbst es nicht gewagt. Nach vielen Mühen und Gefahren erreichten sie wirklich den höchsten Kamm der Jungfrau, der sich fast senkrecht erhob, von allen Seiten dick mit Eis bepanzert und so schmal und kurz, daß nur Einer sich darauf setzen konnte. Sitzend, und zwar so, wie der Knecht sich ausdrückte, daß er ein Bein in den Kanton Bern und das andere in den Kanton Wallis hängen ließ, hieb er nun von diesem Eisgrat so viel ab, als nöthig war, daß er mit seinen sechs Begleitern darauf stehen konnte, worauf sie alle bemüht waren, eine Fahne in ein gehauenes Loch so fest als möglich einzupflanzen, und dann den Rückweg antraten. Bis voriges Jahr hat man die Fahne von Grindelwald aus noch gesehen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 186.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. August 1832.

Erst trüb und süß; — dann heller Wein,
So soll es mit dem Sänger seyn!

Mosen.

Liebe, Wanderschaft und Heimkehr.

In vierzehn Liedern von Julius Mosen.

Warnung.

Vor den Fenstern laßt euch warnen,
Junggesellen weit und breit,
Vor den Netzen, vor den Garnen,
Vor den Mädchen allezeit;

Vor den hellen Rosenblüthen,
Welche in den Fenstern stehn,
Müßt ihr Herz und Auge hüten,
Schnell und still vorüber gehn.

An den Blumenfenstern lauern
Wilde Jägerinnen dort,
Und die Spinnen an den Mauern
Weben Netze immerfort.

Ach! mein armes Herz gefangen
Hält ein solches Fensterlein;
Bei der Rose muß es hangen,
Bei der Rose muß es seyn!

Der Mond und sie.

Wie ist so ruhig, klar und rein
Dein liebes Angesicht,
So wie im Lenz der Mondenschein,
Ein träumerisches Licht.

Ich gehe Nächtens nie allein,
Dein liebes Bild geht mit,
Und selbst der Mond im hellen Schein
Hält mit mir Tritt und Schritt.

Doch geh' ich in mein Kämmerlein,
Und drücke die Augen zu,
So schwindet zwar der Mondenschein,
Doch Liebchen niemals Du!

Der erste Kuß.

Das Röslein gar verborgen
In seiner Knospe sitzt,
Der neue Frühlingsmorgen
Zum Kuß das Mäulchen spitzt;
Doch Röslein mag nichts wissen
Vom Blühen und vom Küssen.

Das Röslein sitzt gar spröde
In seinem engen Haus,
Der Mittag ist nicht blöde,
Strahlt Gluth und Flammen aus;
Doch Röslein mag nichts wissen
Vom Blühen und vom Küssen.

In seiner Zelle drinnen
Das Röslein heimlich fleht
Mit Träumen und mit Sinnen,
Der Abend weint und fleht;

Ach, alle Blumen müssen
Doch endlich blühn und küssen.

Das Röslein steht in Bangen,
Es steht in Liebesnoth,
Roth werden seine Wangen,
Sein Mund so purpurroth,
Und seine Lippen müssen
Zum erstenmale küssen;

Zum erstenmale blühen
Mit allererstem Kuß,
Zum erstenmale glühen
Das holde Röschen muß;
Denn alle Blumen müssen
Am Ende blühn und küssen!

Vergehen und Strafe.

(Fortsetzung.)

Wer errâth es nicht, daß es die Liebe war, die mich in solche Stimmung versezt hatte! — Pauline, die schöne, gute Pauline hatte längst mein Herz gewonnen, hatte des Jünglings glühende Huldigungen mit stiller Gunst erwiedert, und der stumme Verein der Herzen war allmählig, und fast unwillkührlich, zum gegenseitigen Bündniß geworden, dem nichts als einige Begünstigung von Seiten des Glücks und der Umstände fehlte, um sich zur Verbindung für das Leben zu gestalten. Aber meine Aussichten auf ein angemessenes Einkommen waren und blieben vor der Hand noch fern; mir ward zudem die Pflicht für eine Mutter, die meiner Erziehung alles geopfert, und für eine kränkliche Schwester zu sorgen; und Pauline — so freigebig auch die Natur mit ihren holdesten Gaben sie geschmückt, Gott Plutus hatte sie vergessen. Länger als ein Jahr war so dahin behingangen, zwischen Sehnsucht und Hoffen, vereitelten Aussichten und leeren Wünschen. Da trat Paulinens Mutter, die Räthin Walter, eine ernste Frau, von entschiedenem Charakter und festem Willen, einst, als ich im Dämmerstündchen unter Paulinens Fenster auf ein Paar Worte vertraulichen Kosens mit der Geliebten harrte, mir entgegen und nöthigte mich, herein zu kommen, indem sie mit mir zu sprechen habe. Ich folgte mit hochklopfendem Herzen in das Zimmer. Pauline war nicht darin, die Mutter aber, mich ins Sopha ziehend, und sichtlich bewegt, sagte: „Ich schätze Sie, Herr Herbert, als einen Mann von Ehre, und ziehe es daher vor, lieber offen mit Ihnen zu reden, wo ich, ohne Rücksicht auf Sie zu nehmen, als Mutter handeln könnte. Sie lieben Paulinen. Diese erwiedert Ihre Neigung, und ich würde, Gott ist mein Zeuge, Ihrem beiderseitigen Bunde gern und freudig meine Zustimmung geben, träten nicht Umstände, welche die Mutter nicht unberücksichtigt lassen darf, gebieterisch entgegen. Sie selber fühlen wohl, wohin, in Zeiten wie die jetzigen, ein Bündniß zwischen ganz unbemittelten Personen führen müßte, und erlassen mir die Pein, dieß weiter zu erörtern. Gern würd' ich aber, wie bisher, es geschehen lassen, daß Sie fernerhin Ihre Wünsche, auf eine günstigere Zukunft rechnend, nährten — zeigte sich nicht eben jezt für Paulinen die Aussicht auf eine wünschenswerthe Versorgung. Ein biederer und wohlhabender Mann bewirbt sich um ihre Hand und bietet ihr eine Zukunft frei von Sorgen, und unter Verhältnissen, die tausend Andere beneidenswerth finden würden. Ich aber sehe, im Vertrauen auf Ihre Einsicht und Rechtlichkeit, mich dadurch in die Nothwendigkeit gesezt, Sie zu bitten, Ihre Ansprüche auf Herz und Neigung meiner Tochter fortan aufzugeben!" Ich stand verstummend und verzagend vor der ernsten Frau. „Und Pauline?" stammelte ich endlich, „was hat Pauline beschlossen?" — „Ich sandte sie gestern," war die Antwort, „nach N . . . zu meiner Schwester, wo sie einige Wochen zubringen wird; sie hat mir beim Scheiden gelobt, Sie nicht zu sprechen noch Ihnen zu schreiben. Diese Blätter aber und kleinen Geschenke legte das betrübte Kind unter heißen Thränen in meine Hand, sie Ihnen zurückzustellen, und ich darf von Ihrem Edelmuth erwarten, Sie werden ein Gleiches thun, und so den Frieden eines Herzens befestigen helfen, dem, wie so manchem in dieser Welt, nur das Glück der Resignation beschieden war." Sie reichte bei diesen Worten, nicht ohne tiefe Rührung mir ein versiegeltes Paket und sich schnell entfernend, blieb ich meinen Empfindungen und Entschließungen überlassen.

Meine Lage und Stimmung war Anfangs die trostloseste. Ich grollte mit dem Himmel und der Welt, verwünschte mein Daseyn und zerquälte mich bald mit gehaltlosen Entwürfen, wie ich dennoch mir den Besitz der Geliebten erringen wollte, bald ergrimmte ich innerlich, daß es Paulinen so leicht zu werden schien, mich aufzugeben. Eine tiefe, schmerzliche Bitterkeit trat zulezt an die Stelle jener ersten, heftigen Aufwallungen und bemächtigte sich meines ganzen Wesens. In einer solchen Regung war es, wo ich Paulinens Briefe und ihre kleinen Liebesgaben in ein Kouvert schlug, und ein Blatt hinzufügend, das blos die Worte enthielt: „Pauline ist frei. Möge sie glücklich seyn!" der Mutter übersandte. Darauf überfiel es mich mit der schmerzlichsten Wehmuth, und ich stürmte hinaus in das Freie, dem wildesten Liebesschmerz mich überlassend. Als ich an Körper und Seele ermattet heimkehrte, fand ich eine Sendung meines Chefs, welcher die Uebernahme jenes Geschäfts in der Provinzstadt mir antrug, nebst der Verpflichtung zur schleunigsten Abreise. Ich sah einen Wink des Himmels

in der Fügung, und zögerte nicht, einen Ort zu verlassen, wo hinfort für mich das Leben verödet war.

Wirklich begann auch der Stachel meines Schmerzes in der selbstgewählten Einsamkeit sich in etwas abzustumpfen. Ich gewann es über mich, ohne Bitterkeit an Paulinen zu denken, und ohne Unwillen an ihre Mutter. Ja es gab Augenblicke, wo ich in der Vorstellung, meine Wünsche dem Glücke der Geliebten geopfert zu haben, schwelgte, und jede Hoffnung auf eignes mit der Schwärmerei des Liebenden von mir wies.

So lebte ich denn still fort; den größten Theil des Tages meinen Dienstgeschäften widmend, wozu ein eignes Lokal angewiesen war. Zu Hause war ein Gang durch den Garten, wo jezt alles in Duft und Blüthe stand, oft nur ein Blick von meinem Fenster hinein, meine Erholung. Immer sah ich dann die alte Richter darin beschäftigt. Rüstig und unermüdet sah ich sie selbst die beschwerlichsten Arbeiten verrichten, ohne daß ihr Jemand behülflich gewesen wäre; die Tochter erblickte ich nicht. In den spätern Abendstunden hörte ich sie wohl je zuweilen mit frischer und reiner Stimme zur Harfe singen, die sie sehr fertig zu spielen schien; und hinter den weißen Vorhängen, zwischen den Blumenstöcken hindurch, glaubte ich wohl zuweilen, wenn ich vorüber ging, eine weibliche Gestalt wahrzunehmen, ihr voller Anblick aber war mir noch nicht zu Theil geworden. Ein Umstand, welcher die flüchtige Neugier, die ich gleich zuerst empfunden, wieder erregte.

Einst an einem heißen Nachmittage fand ich die Richter im Garten, beschäftigt ein Gemüsebeet von Unkraut zu reinigen. Die Sonnenhitze erhöhte die Beschwerlichkeit der Arbeit, und ich glaubte die Anstrengung, so sie ihr kostete, in dem erhizten, schweißtriefenden Gesicht der alten Frau zu lesen. Gewohnt, im Vorübergehen einige Worte an sie zu richten, blieb ich stehen und sagte: „Sie sind immer so thätig, Frau Richter! aber heute an einem so warmen Tage sollten Sie doch eine so mühsame Arbeit andern überlassen.“ — „Mir machts Niemand zu Dank,“ entgegnete sie in ihrem gewöhnlichen barschen Ton, und die Gartenarbeit ist mein Vergnügen.“ — „Wenigstens sollten Sie doch auf einige Erleichterung Ihrer Mühe, die Sie so sichtlich ergreift, bedacht seyn! Warum lassen Sie nicht Ihre Tochter Ihnen helfen?“ Sie fixirte mich einige Augenblicke mit einem scharfen Blick und sagte dann kurz: „Meine Tochter paßt zu dergleichen Arbeit nicht.“ — „Sie ich wohl kränklich?“ fuhr ich heraus. „Nichts weniger!“ entgegnete sie. „Aber sie ist an solche Arbeit nicht gewöhnt, und“ sezte sie, sich von der Erde halb aufrichtend, und mit einem Ausdruck von Hochmuth in ihrer Miene hinzu, „auch nicht dazu erzogen.“

(Die Fortsezung folgt.)

Klinger an Fanny Tarnow.

St. Petersburg, den 8ten März 1819.

— — — Ihre Briefe über Petersburg hat mir mein Freund Semler kommen lassen, und ich bin ihm sehr dankbar dafür. Sie haben das, was Sie von den Sitten und Gebräuchen der Nation gesehen haben, sehr gut gesehen und sehr richtig dargestellt, wahr und klar. Ich bedaure es mehr denn je, daß Sie die Reise nach Kiew nicht gemacht und von diesem wirklich sehr merkwürdigen Volke nicht mehr beobachten konnten, und es nicht tiefer im innern Rußland haben sehen können. Sie werden wohl einem Manne glauben, der nun schon vierzig Jahre in diesem Reiche lebt und das Volk auch im Innern des Landes gesehen hat. Da ich vermuthe, daß Sie Ihre literarischen Arbeiten fortsetzen, so bitte ich Sie, mir anzuzeigen, wo ich das von Ihnen Gegebene finden kann. Ihre Eudoxia ist sehr schön. Auch bitte ich Sie, mir anzuzeigen, wenn etwas Bedeutendes erschienen ist oder noch erscheint; vorausgesezt, es sey weder politisch, noch mystisch, noch ästhetisch, poetisch, religiös, romantisch, spanisch, gespensterisch, mittelalternd — sey es alsdann noch so gut versifizirt oder stylisirt, so mag ich nichts davon wissen. Als diese Schreiber das Volk in Deutschland so gut durch diese geistige Abschwächung für das Joch des Herrschers in Gallien, zuschulten, schienen sie ihm wenigstens ein tröstendes, die Phantasie in Dämmerung hüllendes Spiel reichen zu wollen; aber warum nun damit fortgefahren, da er gefallen ist? — vielleicht thut es noch Noth — vielleicht hat man der kräftigen Gesundheit zu viel — vielleicht ist man hin und wieder aus der Dämmerung zu viel erwacht — vielleicht muß man sie noch mehr verdicken, und daher diese neuen Opiate, unter allerlei Form und Gestalt, dargereicht von großen und kleinen Männern. Sie, die Sie mitten im aufgeklärten Vaterland leben, werden diese Vielleichts, und deren noch mehrere, zu lösen wissen. Doch weg mit aller Verkehrtheit und Verzerrung. Bewahren Sie mein Andenken, wie ich das Ihrige, edle Fanny, bewahre, und so wollen wir unser Inneres bewahren vor allem dem Aeußern, Thörichten und Verbrecherischen, unter welcher Larve es auch erscheinen mag, den eigenen Sinn immer nur gerichtet auf das Wahre und Reine.

Diesen Brief erhalten Sie überschickt aus Hannover von einem wahrhaft edlen, treuen Deutschen, dem General von Dörnberg, den ich liebe und hochachte, und von dem ich, wie ich sagen kann, geliebt und geachtet werde. Von Herzen

Ihr Sie verehrender
Klinger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

Die Akademie und die akademische Jugend. Handels- u. Industrieschule.

Die Akademie hat jezt wirklich zweihundert einunddreißig Studenten, worunter 157 Genfer; die Andern gehören der übrigen Schweiz und einige Wenige dem Ausland an. Theologie studiren 43, die Rechte 16, Philosophie 55 und schöne Wissenschaften 43. Die Theologie ernennt jezt auch Doktoren und ist ziemlich streng dabei. Es ist einige Jahre her, daß der Staatsrath eine Kommission von eilf Gliedern ernannte, um über den Zustand des Unterrichts in den niedern Schulen und besonders in der Akademie Bericht zu erstatten; vor einigen Monaten hielt die Kommission einige Sizungen, seitdem ist's wieder ganz still und Manche versichern, sie habe zwar an den Staatsrath über den Befund berichtet, zugleich aber auf Vertagung aller Aenderung auf ein Jahr angetragen. Nun fragt man sich, was kann an dieser Verzögerung Schuld seyn? Gewiß nicht der politische Zustand des Landes, denn es herrscht überall bei uns Ruhe und Frieden. Sollten sich die Herren Professoren fürchten, etwas an dem Zustand des akademischen Unterrichts zu ändern, der ihnen so zusagt, und allerdings sehr bequem ist? Tüchtige Schulmänner, wie unser Humbert, die nicht an kaiserlichen Universitäts-Traditionen festhalten und auch das Ausland gesehen haben, werden nicht müde, der Akademie ihre zahlreichen Mängel und Lücken vorzuwerfen. So sagt er unter anderm: „Die Akademie führt über sich selbst die Aufsicht und ergänzt sich aus sich selbst. Was soll man von einer höhern Lehranstalt denken, deren Mitglieder sich ihr Amt unendlich bequem machen und zu den Studirenden zu sagen scheinen: Uebersehen Sie gefälligst, daß ich oft nicht lese und abwesend bin, so will ich auch über Ihre Hefte die Augen zudrücken? Die Akademie ist ein Monopol, denn die Professoren haben keine Konkurrenz, keine Opposition zu fürchten; es ist eine schläfrige und einschläfernde Einrichtung, die alle Nacheiferung bei den Professoren lähmt. Die akademischen Ferien dauern fünf bis sechs Monate, die Hälfte des Jahrs sind also keine Vorlesungen; mögen sich auch die Eltern darüber beklagen und um Abstellung dieses Uebelstands bitten, man hört nicht darauf, man versteht sie nicht. Die Professoren finden ihre Rechnung dabei, ist dies nicht genug? Die neue methodistisch-theologische Fakultät fühlte diesen Uebelstand sehr wohl, darum hat sie nach dem Muster der deutschen Universitäten ihre Vorlesungen in zwei Semester eingetheilt. Im Lyceum (Collège) ist der Unterricht in den höhern Klassen nicht speziell genug, jeder Schulregent hat zu viel Gegenstände zu lehren, und dies hindert ihn, sich auf ein Fach allein zu legen, es gründlich zu studiren und sich darin auszuzeichnen. Auch bei der schönwissenschaftlichen Fakultät der Akademie besteht derselbe Uebelstand; man hat ihm zwar etwas abgeholfen, aber noch immer muß der Professor der griechischen Sprache und Literatur auch Geschichte lesen."

Ueber die sittliche Bildung unserer männlichen Jugend gibt es verschiedene Versionen. Während unser akademischer Rektor neulich versicherte, alle bei ihm eingehenden genauen Berichte über die Land- und Stadtschulen stimmten darin überein, daß die Sittlichkeit der jungen Leute auf merkwürdige Weise zunehme, hält es der Polizeilieutenant für nöthig, der Jugend, ihren Eltern und Vorgesezten die Strafverordnungen von Neuem einzuschärfen, die sich auf das Verderben öffentlicher Gebäude und Anlagen beziehen. Seine Klagen über diesen Unfug sind seit lange begründet, und ich habe selbst in Frankreich dies Uebel lange nicht so arg gefunden, wie hier. Erfreulicher und unbestritten sind die Erfolge unsers Strafarbeitshauses durch das Bemühen des trefflichen, menschenfreundlichen Direktors Aubanel. Diese Anstalt besteht erst seit sechs Jahren. Die Recidivfälle der jungen Gefangenen beliefen sich Anfangs auf sechs von hundert, jezt betragen sie nur noch zwei. Die Gefangenen, welche gewöhnlich roh und unwissend in das Haus treten, bekommen in kurzer Zeit durch verständige Behandlung eine solche Lust zum Lernen, daß sie die Momente als eine angenehme Erholung ansehen, wo sie sich mit Lesen und Schreiben beschäftigen dürfen. Ein merkwürdiges Beispiel ist Folgendes. Pierre Pélissier, ein roher und wilder junger Mann aus dem savoyischen Dorf Brand, wurde 1829 wegen Diebstahl zu vierjährigem Strafarbeitshaus verdammt. Bald nach seiner Einbringung wurde sein Betragen besser und immer besser, er lernte lesen und schreiben, und konnte sogar vor einiger Zeit seine Bittschrift an die Regierung um Erlassung der noch übrigen sechszehn Strafmonate selbst aufsezen, und auf die trefflichen Zeugnisse des Hauses wurde ihm auch seine Bitte gewährt. Als Pélissier austrat, bekam er 168 Franken mit, die er sich in den zweiunddreißig Monaten seiner Gefangenschaft verdient hatte, und wie ich höre, hat er damit einen kleinen Handel angefangen, mit dem er sich spärlich, aber doch ehrlich durchbringt.

Sehr gut gedeiht auch unsere seit Kurzem gebildete Handels- und Industrieschule, die sich durch die Spezialität des Unterrichts, wo für jeden Gegenstand ein eigener Lehrer angestellt ist, und durch die ununterbrochene Aufsicht über die jungen Leute vortheilhaft vor dem Collège auszeichnet, wo die Knaben, statt lebende Sprachen zu lernen, sechs Jahre lang mit schlechtem Latein und noch schlechterem Griechisch geplagt werden, das sie kurze Zeit nach dem Beginnen ihrer ganz heterogenen bürgerlichen Laufbahn vergessen. In der Handels- und Industrieschule hingegen lernen sie französisch, deutsch, englisch und italienisch, nebst allen Wissenschaften, die ihnen für ihren künftigen Beruf unentbehrlich oder doch sehr nüzlich sind. Sie sehen, man sucht hier dem baierischen Schulplan so gut entgegen zu arbeiten, wie bei Ihnen in Deutschland.

(Die Fortsezung folgt.)

Zweisylbiges Räthsel.

Die erste ist ein finstrer Kerker,
In dem jezt Volksverrath sich büßt;
Gefangne schauen aus dem Erker
Hernieder, wo die zweite fließt.

Sie sehen die durch Wiesen schleichen
Und denken: wenn du dich empörst,
So zerrst du aus der Wurzel Eichen;
Dem Volke gleichst du, wenn's zerstört.

Das Ganze sind nur wenig Trümmer,
Zu denen friedlich sich gewandt,
Wer gern im Abendsonnenschimmer
Den Rhein bewundert und sein Land.

Doch jüngst, da braust' es droben rauschend,
Der zweiten gleich, wenn Sturm sie schwellt,
Man horchte wilden Worten lauschend,
Sie rollten, wie der Waldstrom fällt.

Jezt zwar hat sich der Strom verlaufen,
Ist, was die zweite sonst, ein Lamm,
Feldhüter aber stehn in Haufen,
Und bauen scheltend einen Damm.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 187.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 6. August 1832.

— Sä dort gelblichen Dinkel,
Wo du die Hülsenfrucht, die in klappernder Schote sich freuet,
Oder schmächtiger Wicken Ertrag, und der herben Lupine
Brechliche Stengel zuvor aufhobst und rauschende Waldung. —
Also ruhn dir auch bei veränderter Frucht die Gefild aus,
Ohne daß du den Zins der müßigen Brache verlierest.

J. H. Voß
nach Virgil.

Ueber die Rolle, welche die Wurzeln beim Kulturwechsel der Pflanzen spielen.

Von all den zahlreichen Verbesserungen, welche seit Anfang dieses Jahrhunderts den Ackerbau auf seine jetzige Stufe gehoben haben, ist wohl kaum eine wichtiger, als daß ein zweckmäßiger Kulturwechsel sich in Theorie und Praxis allgemeine Geltung verschafft hat. Wechselwirthschaft (Kulturwechsel) nennt man bekanntlich das Verfahren, wornach man mit dem Bau der landwirthschaftlichen Gewächse planmäßig abwechselt und wobei man vermeidet, dieselben Gewächse zu rasch hintereinander in demselben Boden zu ziehen. Theoretisch ist zwar dieses Verhältniß erst in neuerer Zeit, seit der Ackerbau eigentlich nach wissenschaftlichen Grundsätzen betrieben wird, ausgebildet worden, die Praxis aber ist uralt. Von jeher hatte es auffallen müssen, daß, wenn man, statt das Feld jedes Jahr einzusäen, dasselbe in einem sogenannten Brachjahre ausruhen ließ, der Hauptzweck der Agrikultur, der Getreidebau, troß des beträchtlichen Zeitverlustes, ungleich besser erreicht werde. Da aber der Landmann, troß aller angewandten Mühe, nicht hindern konnte, daß sich nicht während der Brache das ganze Feld mit Pflanzen aller Art bedeckte, so folgt, daß die Brache im Grunde nichts war als eine Kultur von wilden Gräsern und anderm Unkraut. Der Hauptschritt, den man, von der Wissenschaft geleitet, auf dem Wege der Verbesserungen that, bestand demnach darin, daß man nutzbare Gewächse an die Stelle jenes Unkrautes setzte, das meistens kaum eine magere Weide bot, und praktisch bewies, daß Wechsel der Kultur, nicht Ruhe des Bodens — diese ist undenkbar — die Fruchtbarkeit des Feldes erhält.

Wie geht dieß nun aber zu? Botaniker und Landwirthe sind darüber keineswegs einig. Manche meinen, die Gewächse saugen aus demselben Boden verschiedene Stoffe auf, und somit könne ein durch die eine Pflanzenart ausgesogener Boden immerhin noch Nahrungsstoff genug für eine andere enthalten. Dagegen spricht aber ein für allemal der Satz, den die Pflanzenphysiologie aufstellt, daß die Pflanzen mit den Wurzeln alle im Boden befindlichen auflöslichen Substanzen aufsaugen, daß sie keineswegs die Kraft haben, was ihnen schädlich seyn könnte, zu verschmähen, und daß sie sich mit Stoffen, die eigentlich giftig auf ihr Leben wirken, vollsaugen, wenn die Stoffe anders auflöslich sind. — Ferner hat man die Ansicht geäußert, die Vortheile des Kulturwechsels rühren daher, daß die Wurzeln der Gewächse, welche hinter einander gezogen werden, von verschiedener Länge seyen; auf diese Weise können sie nach einander die verschiedenen Schichten desselben Bodens aussaugen. Man darf aber nicht vergessen, daß beim Keimen der Saamenkörner sämmtliche Wurzeln in denselben Schichten des Bodens liegen und also sich, so lange sie zart sind, in einem Boden befinden, der, nach dieser Ansicht, verschieden auf sie wirken müßte. Ueberdieß werden ja durch das Beackern selbst die verschiedenen Schichten umgekehrt und

gemengt, und es ist ferner bekannt, daß Pflanzen, die derselben natürlichen Familie angehören, wie der Klee und die Luzerne, nie hintereinander gerathen, obgleich ihre Wurzeln von sehr verschiedener Länge sind.

Schon früher war hie und da von Beobachtern die Bemerkung gemacht worden, daß manche Pflanzen durch ihre Wurzeln Feuchtigkeiten ausschwitzen. Sie betrachteten diese Absonderung der Wurzeln als einen Theil der eigenthümlichen Pflanzensäfte, die zur Ernährung der Pflanze nicht tauglich waren und nun, wenn sie in den untern Theil der Gefäße gelangen, ausgestoßen werden. Schon Plenk und Humboldt äußerten die scharfsinnige Idee, manche sonderbare Verhältnisse zwischen Gewächsen könnten davon herrühren. So schadet bekanntlich die Distel dem Hafer, die Wolfsmilch und die Scabiose dem Lein, der Alant (inula) der gelben Rübe, das Flöhkraut (erigeron) und der Lolch dem Weizen u. s. w. Vielleicht, meinten sie, schwitzen die Wurzeln dieser Gewächse Stoffe aus, welche schädlich auf die Vegetation der andern einwirken; wachse dagegen das Blutkraut (salicaria) vorzüglich gern neben der Weide, die Orobanche (Erbsenwürger) neben dem Hanf, so komme dieß wohl daher, daß die Sekretionen der Wurzeln dieser Pflanzen dem Wachsthum der andern förderlich seyen. Decandolle, der berühmte Botaniker, hat diese Ideen und Beobachtungen weiter verfolgt, und er nimmt an, alle Pflanzen müssen, indem sie alles Auflösliche, das an ihre Wurzeln kommt, aufsaugen, nothwendig auch Theile auffangen, die ihnen nicht zur Nahrung dienen können. Der Saft wird im Kreislaufe durch das ganze Gewächs geführt, eigentlich verdaut, und durch die Blätter eines bedeutenden Theils seines Wassers beraubt; nachdem er nun, indem er wieder niedersteigt, allen in ihm enthaltenen Nahrungsstoff an die Organe abgegeben hat, muß am Ende ein Rückstand von Theilen vorhanden seyn, welche sich, als untauglich zur Ernährung, mit dem Gewächs nicht assimiliren konnten. Diese Theile nun kehren, nach Decandolle, durch die Wurzeln in den Boden zurück, und weil sich auf diese Weise auflösliche Stoffe in demselben anhäufen, welche die Pflanze, von der sie herrühren, nicht assimiliren kann, so wird der Boden weniger geeignet, eine zweite Erndte derselben Pflanzenart zu ernähren, etwa, wie man auch kein Thier von seinem eigenen Auswurf nähren kann. Ja, was noch mehr ist, ein Gewächs kann durch seinen Lebensprozeß die Theile, die es aufgenommen, in Substanzen verwandeln, welche auf das Gewächs selbst, das sie erzeugt, oder auf andere nachtheilig wirken, und ein Theil dieses Giftes kann durch die Wurzeln ausgestoßen werden. Man weiß auch wirklich aus unmittelbaren Beobachtungen, daß auf manche Gewächse das Einsaugen von Gift, das sie selbst erzeugt haben, schädlich einwirkt. Die fortwährende Verlängerung der Wurzeln hebt nun für dieselbe Generation die schädliche Wirkung auf; aber die darauf folgende derselben Art müßte dadurch leiden, wogegen es leicht denkbar wäre, daß diese Auswurfsstoffe einer andern Pflanzenart reichliche, gesunde Nahrung böten. Im Thierreich gibt es ja der Fälle der Art genug, und diese Analogie ist zu auffallend, als daß man nicht zum Voraus darauf bauen sollte. Indessen mußten diese sinnreichen Ideen doch durch unmittelbare Versuche bestätigt werden; ein Genfer Naturforscher, Macaire, hat sich in neuster Zeit diesem Geschäft unterzogen, und die von ihm gewonnenen Resultate sind so interessant, daß sich wohl auch diejenigen Leser, denen der Gegenstand nicht ganz nahe liegt, gerne damit werden unterhalten lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vergehen und Strafe.

(Fortsetzung.)

„Das läßt sich denken, Frau Richter,“ erwiederte ich kleinlaut, doch nicht ohne Ironie; „aber ich glaubte, Ihre Tochter werde gleich Ihnen Vergnügen an der Beschäftigung im Garten finden und, aus Liebe für die Mutter, Ihnen gern eine Mühe erleichtern.“ Der Alten Züge wurden sehr düster, sie unterdrückte einen tiefen Seufzer und sagte: „Nein! ach nein! ich würde das auch nicht zugeben!“ — „Aber,“ fragte ich weiter, „womit beschäftigt sich denn Ihre Tochter, da sie Ihnen in den häuslichen Beschäftigungen nicht beisteht und, wie es scheint, auch wenig ausgeht?“ — „Ei nun,“ war die Antwort, „sie spielt auf der Harfe, macht zierliche Arbeiten, liest in Büchern, und in den müßigen Stunden, deren sie freilich noch viele hat, näht sie und strickt für die Armen, was ich,“ sezte sie heimlichthuend hinzu, „zwar eigentlich nicht sagen sollte, denn sie will es streng verheimlicht wissen.“ — „Nun,“ fiel ich ein, „beides ist lobenswerth.“ Aber die Alte, durch diesen Ausspruch ermuthigt, fuhr bekräftigend fort: „Gewiß, lieber Herr! Mein Kind ist ein wackeres Mädchen — und ich habe doch meine Freude an ihr, obgleich sie — Gott möge es ihr verzeihen, ihre wunderlichen Launen hat!“

Die lezten Worte rasch herausgestoßen, schienen jedoch der Sprecherin in eben dem Augenblicke leid, wo sie gesagt waren; sie wandte sich ab, und indem sie den Gartenknecht zu einem Geschäft herbei rief, war hiemit die Unterhaltung abgebrochen. Ich meinte demnach, mir unter der Tochter eine Zierpuppe vorstellen zu müssen, die durch Romanenlesen und die mütterliche Hätschelei um die Wette verschroben, ihres Standes sowohl als selbst der Mutter, die freilich in Person und Betragen gar

sehr das Gepräge gemeiner Herkunft und Gewöhnung trug, sich schäme, und die lieber ihre Tage in launenhafter Einsamkeit verträumen, als ihres Gleichen sich zugesellen möge. Die arme Alte, die in verfehlter Zärtlichkeit, statt des Beistandes für ihre alten Tage, sich vielmehr eine Plage in dem Töchterchen schien erzogen zu haben, dünkte mir bedauernswerth.

Einige Tage später begegnete mir auf der Terrasse des Gartens eine schlanke, blasse Gestalt, züchtig in die bescheidene Tracht des niedern Bürgerstandes gekleidet, den Strickstrumpf in der Hand, und von dem nahen Gartenbeet, wo sie beschäftigt war, rief die Alte mir zu: „Es ist meine Tochter, Herr Herbert. Marianne, grüße unsern Hausgenossen!“ Sie mußte auf die Anrede, welche meinerseits ihrem sittsamen, bescheidenen Gruße folgte, wohl etwas erwiedern, und that dieß mit ein Paar schlichten, passenden Worten, in sanftem, halbleisem Ton gesprochen. Es überraschte mich auf eigene Weise. Keine Spur von der Ziererei und dem Vornehmthun, welchem ich zu begegnen geglaubt hatte, so wenig als von der affektirten Empfindsamkeit einer eifrigen Romanenleserin. Was sie sagte, war ungeziert und anspruchslos. Ich stand nach ein Paar Gängen durch den Garten wieder neben Mariannen, bemüht, ein Gespräch mit ihr zu unterhalten, in das sie jedoch mit großer Zurückhaltung einging; sehr im Gegensatz mit der Mutter, deren mürrische Laune heut einer lebhaften und breiten Geschwätzigkeit Platz gemacht hatte. Das Mädchen war, ich mußte es gestehen, eine sehr anziehende Erscheinung, ohne daß sie gleichwohl schön zu nennen gewesen wäre. Ihr Wuchs, ihre Züge, das frische Inkarnat der Lippen prangten in aller Lieblichkeit und Anmuth reiner Jugend. Erst später erfuhr ich, daß sie bereits nahe an vier-und-zwanzig Jahre zähle. Mehr jedoch als diese Vorzüge, zeichnete Mariannen ein gewisses Etwas aus, das über ihre Person verbreitet war und sich durch Worte schwerlich darstellen läßt. Es war der Ausdruck eines Wesens, welches sich mit Bewußtseyn und Ruhe in drückenden und dunkeln Verhältnissen bewegt, und mit strengem Ernst jede Regung bewacht, die über solche hinaus streben möchte, aber gleichwohl den Schmerz dieses Druckes und Zwanges nicht ganz und für immer überwinden kann. Eine solche Stimmung schien in dem stillen, besonnenen Ernst, der bescheidenen, ja fast demüthigen Haltung, vor allem aber in dem rührenden Klange ihrer sanften und doch volltönenden Stimme sich auszusprechen.

Es waren freilich diese Wahrnehmungen mehr das Resultat einer längern und häufigern Beobachtung, als des ersten Eindrucks; denn ich sah von da an Mariannen häufiger im Garten, wohin sie gewöhnlich in den Abendstunden, welche auch für mich die einzige Erholungszeit waren, die meine Geschäfte mir übrig ließen, zu kommen pflegte. Ich hatte von Anfang an keine Spur von Blödigkeit und unbeholfener Scheu an ihr bemerkt. Ihr gesetztes, streng ehrbares Betragen und der Ernst ihres Wesens hätten jede dreiste Annäherung in Schranken halten müssen. Als sie aber bemerken mochte, daß ich ihre Zurückhaltung ehre, schien sie sich mir mit einem gewissen Vertrauen zu nähern; denn ich konnte deutlich bemerken, daß sie meiner Nähe nicht allein nicht auswich, sondern vielmehr dieselbe nicht ungern zu sehen, ja, wie meine Eigenliebe mich zuweilen überreden wollte, auf zarte Weise zu suchen schien. In meiner Stimmung aber konnte mich nicht leicht etwas wohlthuender, erheiternder ansprechen, als gerade der zwanglose Umgang mit einem wohlgearteten weiblichen Wesen, und ich fühlte bald, wie nothwendig die Erholung, welche ich darin fand, mir sey, sollte anders nicht mein Gemüth unter den Nachwehen einer bittern Erfahrung und dem täglichen Treiben unter trocknen, unerfreulichen Geschäften gänzlich erstarren und erkalten. Und was hätte tröstlicher auf mich einwirken können, als die Nähe eines Wesens, das gleich mir unter dem Druck des Unglücks seufzte, dessen Hoffnungserndte, gleich der meinigen, vielleicht ein feindseliges Geschick mit rauher Hand zerstört hatte? Denn immer mehr, je öfter ich Mariannen sah, ward es mir gewiß, auch sie war nicht glücklich, auch auf ihrem Herzen lastete ein geheimes Leid, ein stiller, sorgfältig verborgener Schmerz; denn nie kam eine Klage, eine Unmuthsäußerung über ihre Lippen, und so oft auch die meinigen von Klagen über den Weltlauf, über das seltsame Walten dessen, was wir Sterbliche Glück zu nennen pflegen, überflossen, so war doch ein verhaltener, tiefer Seufzer meist alles, womit sie dergleichen zu beantworten pflegte, und die Thräne, die ich dann oftmals in ihrem Auge schwimmen sah, ließ mich zweifelhaft, ob Mitgefühl, oder die Erinnerung an eigene schmerzliche Erfahrungen sie hervorgelockt habe.

Nicht minder auffallend waren für mich die Spuren eines sonderbaren Mißverhältnisses zwischen dem Mädchen und ihrer Mutter, welche bei näherer Bekanntschaft meiner Wahrnehmung nicht entgehen konnten. Marianne schien von dem Wesen ihrer Mutter sich sonderbar beängstigt, ja bedrückt zu fühlen. Sie war eine Andere, wenn jene nicht zugegen, und schien dann, wie von einem lästigen Zwange erlöst, freier aufzuathmen. Sie bewegte sich dann in einer stillen, freundlichen Trauer, die gleichsam ihr ganzes Wesen zu durchdringen und mit ihm Eins geworden zu seyn schien, wogegen sich in der Nähe der Mutter und im Umgang mit derselben nur eine starre, theilnahmlose Kälte bemerken ließ, welche sogar zuweilen einen Anstrich von Bitterkeit gewann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Genfer Literatur.

In einer Zeit, wo die französische Literatur in Paris selbst so sehr durch Manier und Haschen nach dem Grellen und Schreienden ausgeartet ist, wo sie alle Würde verloren hat und nur Wenige noch an dem Wahren und Schönen festhalten, in diesem Augenblick steigt die französische Literatur in Genf an Werth, denn ihr können wenigstens nicht dieselben Vorwürfe gemacht werden, und in der lezten Zeit ist wirklich manches recht Gute aus Licht getreten. Unser Pastor Naville hat ein gutes Büchlein über die öffentliche Erziehung und das Fortschreiten der Civilisation in Frankreich geschrieben. Dabei bedaure ich nur eins: um diesen hochwichtigen Gegenstand zu behandeln, der so tief in Frankreichs jetziges Seyn und Leiden eingreift, hätte der Verfasser an Ort und Stelle sehen sollen. Naville aber war nie in Frankreich und bereitete sich nicht durch Selbstanschauung auf seinen Gegenstand vor. Ehe er die Feder ergriff, hätte er das Land aufmerksam von einem Ende zum andern durchreisen, die vorhandenen Volksschulen, Lyceen, Akademien und die Universität, desgleichen auch die Privaterziehungsanstalten genau betrachten und prüfen, sich vielfach mit den Lehrern besprechen und aus ihrem Munde die nöthigen, ja unentbehrlichen Nachweisungen entnehmen und sammeln sollen. Von diesem Allen geschah aber nichts; Naville, der hier ein gutes Pensionat hat, glaubte da keinen Augenblick abkommen zu können, und beschränkte sich lediglich auf das Sammeln von Korrespondenzen und schriftlichen Nachweisungen. Daher ist der historische oder beschreibende Theil seines Buches nur dürftig und man erfährt da über Frankreichs Erziehungswesen wenig Neues, worauf man in Deutschland am begierigsten seyn wird, begieriger, als auf Navilles eigene Bemerkungen über Erziehung, die zwar recht gut und passend sind, jenseits des Rheins aber nicht den Reiz der Neuheit haben. Daß ein konstitutionnelles Volk unterrichtet seyn, daß die Lehrer soviel wie möglich die Sokratische Methode anwenden, daß die Erziehung gradweise vorwärts gehen, daß alle Fähigkeiten des Kindes zugleich geübt werden müssen, daß das Erlernen der todten Sprachen nicht durchaus nothwendig sey, daß die Muttersprache Allem vorgehen müsse, daß keine entehrenden Strafen angewendet werden dürfen u. s. w., wer sieht darin in Deutschland etwas Neues? Hier zu Land wird ein großer Werth auf den schönen Styl gelegt, selbst in einer Abhandlung über Erziehung. So hat man denn auch an diesem Buch gerühmt, daß es an Rousseaus Emil erinnere.

Unser vor einigen Jahren gestorbener, um Genf so vielfach verdienter Dumont, unser Bentham, war bekanntlich in seinen jüngern Jahren ein großer Anhänger der französischen Revolution in ihren schönen Tagen. Genau befreundet mit Mirabeau, dem Sohn, stand er dem großen Redner nahe und arbeitete ihm mit einigen andern geistreichen jungen Männern in die Hand. Dumont sammelte und schrieb Vieles über Mirabeau, ließ es aber in seinem Pult liegen. Kürzlich gab einer seiner geistreichen Verwandten, L. Duval, das Buch unter dem Titel: **Souvenirs sur Mirabeau et sur les deux premières assemblées législatives par Et. Dumont**, heraus; es ging aber damit, wie mit vielen nachgelassenen Schriften: man fand, daß sie der frühern Dumonts nicht ganz würdig sey und daß er sie selbst nicht so herausgegeben, daß er gewiß vor dem Drucke Manches daran geändert, zumal Manches unterdrückt haben würde, wodurch das eigene Verdienst etwas zu stark auf Kosten Mirabeaus hervorgehoben wird. Bei alle dem sind diese Souvenirs ein sehr anziehendes, ja für die Kenntniß Mirabeaus und der ersten französischen Revolution wichtiges Buch, dessen Bedeutung Goethe in seinen lezten Tagen so gut einsah, daß er es zum zweitenmale zu lesen anfing. Den Mirabeau, der einst sagte: **les hommes de la révolution ont un grand avantage sur les royalistes; c'est qu'ils font bien le mal, tandis que les derniers font mal le bien**, und damit auch alle spätern Phasen der Revolution bezeichnete, selbst den 5. und 6. Juni 1832, diesen Mirabeau lernen wir aus Dumonts Schrift genauer kennen; wir sehen recht, wie er unter dem Einfluß widersprechender Leidenschaften stand. Dumont erzählt, was er gethan, was er gesehen hat, er zeigt den Ursprung seiner Verbindung mit dem provençalischen Deputirten, seine Mitwirkung zu dessen Reden durch die Mittheilungen und Ausarbeitungen, die der große Redner mit unendlichem Talent zu benutzen und in seine Vorträge einzuflechten verstand. Auf dieselbe Weise ließ Mirabeau mehrere talentvolle Leute für sich arbeiten, eine Methode, die seit Mirabeau gäng und gäbe in Frankreich geworden, und heutzutage nicht blos bei den parlamentarischen Rednern, sondern bei vielen ausgezeichneten Männern des Landes stark im Brauch ist. Man hat es Dumont übel genommen, daß er in dieser Beziehung offen die Wahrheit ausgesprochen, und ihm gar Schuld gegeben, diese Souvenirs seyen nur darum von ihm herausgegeben worden, um sich selbst hoch zu stellen, Mirabeau aber von seiner Höhe herunter zu ziehen. Dies ist jedoch ein großer Irrthum. Dumont läßt dem Redner volle Gerechtigkeit widerfahren und macht ihm sein Talent, Fremdes zu benutzen und es sich anzueignen, gar nicht zum Vorwurf; er findet darin sogar einen neuen Beweis von Mirabeaus schnellfassendem und schnellergreifendem Geist. Er tadelt seine Unsittlichkeiten und seine Inkonsequenzen, seinen Leichtsinn, seine wilde Hitze und seine lockern Grundsätze, aber er läßt seinem Talent so volle Gerechtigkeit widerfahren, daß man seine Fehler vergißt, zumal sie nur Folgen übler Erziehung waren. Immer steht er als außerordentlicher Mann da im Kampf mit wüthenden Partheien und sie beherrschend durch die Macht des Worts und der Rede. Durch Dumonts Buch lernen wir aber nicht nur Mirabeau kennen, es enthält auch eine Menge anziehender und merkwürdiger Anekdoten über die vorzüglichsten Männer der Constituante, mit denen Dumont bekannt war und die er uns auf seine geistreiche Art darstellt. Es ist sehr interessant, diese Herren im Hauskleid — **en deshabillé**, wie die Franzosen sagen — zu sehen, wo sie eine ganz andere Art und Weise haben, als auf der Rednerbühne oder auf den Stelzen der Oeffentlichkeit.

Sismondi hat zulezt eine **Histoire de la connoissance de la liberté en Italie, de ses progrès et de sa chute** in zwei Theilen herausgegeben. Diesem Buche sind gewiß gründliche Vorstudien und Klarheit nicht abzusprechen, aber ebensowenig nationale Einseitigkeit und vorgefaßte, ich möchte sagen stereotype Meinungen, die sich durch alle seine Schriften ziehen und die neulich mit Recht bei Gelegenheit der Sismondischen französischen Geschichte in diesen Blättern getadelt worden sind. — Aehnliche Richtung hat das **Tableau historique de la confédération helvetique**, bei dem die Karten von Lesage für die Schweiz nachgeahmt worden sind. Der Verfasser hat aber weiter gehen wollen als Lesage (Las Casas) und sein erster Nachfolger für die Schweiz (J. Huber), damit ist es ihm aber nicht geglückt. Jene Vorgänger sahen ein, daß die Tagespolitik nicht in eine historische Uebersicht paßt und ihr eine ephemere Richtung gibt, die sie doch nicht haben sollte. (Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 188.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 7. August 1832.

Eu'r Angesicht ist wie ein Buch, worin
Seltsame Dinge stehn.

Shakespeare.

Vergehen und Strafe.

(Fortsetzung.)

Ich suchte vergebens, mir diese Erscheinung mit dem schreienden Gegensatz zu erklären, worin Mariannens Bildung, ja ihre ganze Art zu seyn, mit der ihrer Mutter, ja mit ihrer ganzen Lage und Umgebung stand. Immer blieb etwas darin, was ich mit der Sanftmuth und Herzensgüte, die sich in jeder andern Beziehung an dem Mädchen aussprachen, auf keine Weise zu reimen wußte, und was mit allen übrigen Seiten ihres Charakters, so weit ich diesen bis dahin kennen gelernt, im stärksten Widerspruche stand. Vielleicht fühlte sie selbst, wie unangenehm mich dieser Mißklang berühren mußte, denn sie schien meine Gesellschaft mehr, wenn ich allein im Garten war, als in Gegenwart der Mutter, aufzusuchen. Bald auch machte sich dieses von selbst, denn der vorgeschrittene Sommer und meine vermehrten Geschäfte hielten mich während der heißen Tagesstunden ohnehin außer dem Hause, oder auf meinem Zimmer. Die Richter aber mied die Abendluft, ging frühzeitig schlafen, und war überhaupt nie anders, als um eine Arbeit darin zu verrichten, im Garten. So war es mir denn die freundlichste Erholung, welche nach meinem ermüdenden Tagewerk mir zu Theil werden konnte, wenn in der erquickenden Abendkühle Marianne an meiner Seite wandelte. — Am entferntesten Ende ward der Garten durch ine Terrasse begrenzt, wo man der herrlichsten Aussicht auf die Wiesen und den von Segeln belebten Strom genoß, welcher die erstern, der sengenden Hitze zum Trotz, mit frischem Grün schmückte. Unter den Linden, die einen halbrunden Platz in der Mitte der Terrasse umgaben, weilte Marianne am liebsten. Sie setzte sich da mit ihrer Handarbeit zu mir, und manches Stündchen verfloß dann gewöhnlich in harmlosem Geplauder, bis die tiefer hereinbrechende Dunkelheit uns trennte.

Marianne hatte mit lebhaftem Interesse vernommen, daß ich in der Hauptstadt gelebt, ja dort zu Hause sey. Sie zeigte ein besonderes neugieriges Verlangen, sich recht viel von da erzählen zu lassen, und fragte mit einem Interesse nach dem Namen der Plätze und Straßen, und der Oertlichkeit überhaupt, das ich an dem sonst so verständigen Mädchen zuweilen belächeln mußte. — Ich mußte ihr von den Sitten, Gebräuchen und der Lebensweise der Residenzbewohner erzählen, und sie war dabei unerschöpflich in Fragen, die oft bis in die kleinsten Einzelheiten gingen. Als sie aber hörte, daß mir dort noch eine Mutter und Schwester leben, schien mir eine ungewöhnliche freudige Regung ihre Züge zu verklären, und sie ward von da an nicht müde, auf tausenderlei Weise nach der Lebensweise, dem Charakter und der Sinnesart jener beiden zu forschen und mir Veranlassung zu geben, von diesen mir theuren Personen zu sprechen; und sonderbarer Weise schien ein solches Gespräch sie jedesmal zu erheitern und den Ausdruck des Grames, der sonst, so leserlich für mich, in ihren Zügen lag, auf kurze Zeit zu

verscheuchen. Es schien mir irgend ein Wunsch, eine Absicht dahinter verborgen zu liegen, aber ich konnte nicht ergründen welche. Doch daß es nur eine gute und reine seyn könne, dafür schien mir die treffliche Natur des Mädchens zu bürgen. Um so befremdender mußte mir unter solchen Wahrnehmungen das Verhältniß der Mutter und Tochter erscheinen, wovon ich denn doch jezuweilen Zeuge war, und es versezte mich nicht selten in die unbehaglichste Stimmung, wenn ich die mürrische Alte alle Zärtlichkeit und Milde, deren ihr Wesen fähig war, dem Mädchen zuwenden und die freundlichsten Worte verschwenden sah, ohne daß es ihr gleichwohl gelungen wäre, ein Lächeln der Erwiederung oder die kleinste Liebkosung von Mariannen dadurch hervorzulocken. Die erlesensten, schönsten Früchte, von der Mutter sorgfältig gepflegt, sah ich von Mariannen düster zurückgewiesen, so oft sie die Mutter ihr brachte, und ich sah dann nicht selten beide sich, ich wußte nicht ob in Schmerz oder Erbitterung, erbleichend von einander abwenden. Dergleichen berührte mich stets auf die unbehaglichste Weise, und je mehr mein Interesse für Mariannen sich steigerte, um so mehr wuchs auch mein Verlangen, über diese mir so unerklärliche Seite ihres Wesens Aufschluß zu erlangen.

Am entferntesten Ende des Gartens und der Terrasse, da wo diese mit einem Ueberrest des alten Stadtwalles zusammenstieß, lag ein Gartenhäuschen, eine Art von Pavillon, nur leicht aus Holzwerk gezimmert, aber augenscheinlich einst zu einer andern Bestimmung eingerichtet, als der es jezt diente, nämlich Gartenwerkzeuge und allerlei Geräthe, welches darin aufgeschichtet lag, zu bewahren. Eine feine Papiertapete, welche die Wände einst geschmückt, hing in Fetzen herunter, von der Feuchtigkeit zerstört, welche durch die zerbrochenen Fenster, die nicht mehr in ihre Rahmen paßten, mochte hereingedrungen seyn. Aber man hatte, da das Häuschen erhöht lag und einige Stufen hinauf führten, die herrlichste Aussicht auf das vorliegende Landschaftspanorama, welches gerade an diesem Punkte sich am vortheilhaftesten darstellte. Um so mehr nahm es mich daher Wunder, daß bei der Sorgfalt, welche Frau Richter auf die Verschönerung ihres Gartens wendete, gerade diese anmuthige Stelle so vernachläßigt worden war. Auch war es mir öfters aufgefallen, daß Marianne diesen Theil des Gartens gewissermaßen zu meiden schien; wenigstens war es mir vorgekommen, als ob sie, wenn wir mit einander auf der Terrasse lustwandelten, ungern in der Nähe jenes Häuschens verweile; ja sie hatte, so oft ich auch auf die Schönheit der Aussicht von dieser Stelle aus sie aufmerksam zu machen gesucht, nur zerstreut daran Theil genommen und gewöhnlich eine Veranlassung zu finden gewußt, ihre Schritte von da wegzuwenden. Einst äußerte ich den Wunsch, daß mir erlaubt seyn möchte, das Sommerhäuschen während der frühen Morgenstunden benutzen und zu dem Ende meinen Arbeitstisch darin aufschlagen zu dürfen. Aber Mariannens Züge verdüsterten sich, so wie ich des Häuschens erwähnte, und mit niedergeschlagenen Augen und etwas unsicherer Stimme erwiederte sie: „Ich kann Ihnen nicht dazu rathen, Herr Herbert. Das Häuschen ist kein angenehmer Aufenthalt, so weit vom Wohnhause entlegen, feucht und dem Zugwind von allen Seiten ausgesezt.“ — „In diesen heißen Tagen,“ entgegnete ich, „käme das Leztere wohl nicht in Betracht, und was die Entlegenheit betrifft, so hätte diese für mich keine Unbequemlichkeit, da ich überhaupt nur für die frühen Morgenstunden davon Gebrauch zu machen wünschte.“ Sie blickte verlegen vor sich hin und sagte dann in kurz abgebrochenen Sätzen: „Sie haben aber eben dieselbe Aussicht, und noch schöner vielleicht — und haben alles um sich, was Sie bedürfen — Ihre Bücher — Schreibereien, alles. — Gewiß, Herr Herbert,“ fuhr sie fort, als sie gewahr ward, daß ich sie lächelnd fixirte, „glauben Sie mir, das Häuschen ist kein angenehmer Aufenthalt, und die Mutter wird es, glaub' ich, ungern sehen, wenn Sie es beziehen wollten, da sie überdieß auch Willens ist, es niederreißen zu lassen.“ — „Das ist ein anderes,“ war meine Antwort, „wenn Sie glauben, daß Ihre Mutter meinen Wunsch ungern bewilligen würde, und ich stehe dann gern davon ab. Aber ich begreife Ihre Mutter nicht, und warum sie das artige Häuschen will abbrechen lassen, da es mit so geringen Kosten und weniger Mühe wieder einzurichten und zu verschönern wäre.“ Ich deutete bei diesen Worten auf die nächste Umgebung des Gartenhäuschens, welche, im auffallendsten Kontrast mit dem im Uebrigen so sorgfältig gehaltenen Garten, einen mit Gras und Unkraut überwachsenen Raum, zwischen Trümmern ehemaligen Mauerwerks, den muthmaßlichen Ueberbleibseln eines frühern größern Gebäudes, darbot.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Rolle, welche die Wurzeln beim Kulturwechsel der Pflanzen spielen.

(Fortsetzung.)

Der Beobachter versuchte zuerst, die fragliche Ausschwitzung an entwurzelten Pflanzen unmittelbar zu beobachten; aber die Gewächse verderben in diesem Zustande zu schnell, als daß sich auf diesem Wege etwas erlangen ließ. Er säete nun Saamenkörner in rein mineralische Substanzen, wie reinen Kieselsand, gestoßenes Glas und

dergl. oder auf ausgewaschene Schwämme, auf feuchte weiße Leinwand u. s. w.; aber obgleich die Pflanzen gut keimten, so dauerten sie doch in diesem Zustande bei weitem nicht lange genug aus. Endlich kam er auf den Gedanken, völlig entwickelte Pflanzen mit allen ihren Wurzeln sorgfältig aus dem Boden zu nehmen und in chemisch reinem Regenwasser, das beim Abdampfen keinen Rückstand hinterließ, zu erhalten. Man wusch das Erdreich sehr sorgfältig von den Wurzeln ab, und wenn sie vollkommen rein waren, wurden sie abgetrocknet und in Flaschen mit einer gewissen Quantität reinen Wassers gesezt. Sie kamen auf diese Weise sehr gut fort, ihre Blätter entwickelten sich, ihre Blumen gingen auf, und nach einiger Zeit bekam man durch Abdampfung des Wassers, in welches ihre Wurzeln tauchten, und durch chemische Reagentien deutliche Spuren der Ausschwitzung von Stoffen aus den Wurzeln. Der Beobachter hat bis jezt zwar nicht sehr viele Pflanzenfamilien diesem Versuche unterworfen, aber immerhin genug, daß man anzunehmen berechtigt ist, das fragliche Phänomen sey so ziemlich bei allen Gewächsen dasselbe.

Kräftige, auf die beschriebene Weise gereinigte Wegwartenpflanzen (chondrilla muralis) wachsen im Regenwasser sehr gut fort. Man wechselt sie alle zwei Tage, und nach einer Woche ist das Wasser gelblich geworden, riecht ziemlich stark, fast nach Opium, und schmeckt bitter. Um sich zu überzeugen, daß der Stoff, der das Wasser auf diese Weise veränderte, ein Produkt der Vegetation der Wurzel war, tauchte man auch eine Woche lang in eine Flasche blos die Wurzel der Wegwarte, in eine andere Flasche die von der Wurzel abgeschnittene Pflanze. Leztere blieb frisch und blühte fort, aber mit dem Wasser ging lediglich keine merkliche Veränderung vor. Somit war erwiesen, daß jener Stoff, der das Wasser schwängerte, aus den Wurzeln ausgeschwizt war, und daß er blos ausschwizte, so lange die Vegetation auf die natürliche Weise vor sich ging. Dieser Versuch wurde mit ähnlichem Erfolge an mehreren Pflanzen wiederholt.

Da man sich nun einmal überzeugt hatte, daß die Pflanzen wirklich durch die Wurzeln die Stoffe ausstoßen, die zu ihrer Ernährung nicht taugen, so suchte man jezt zu erforschen, zu welcher Tageszeit dieß vorzüglich geschieht; denn bekanntlich stehen ja fast alle Lebensäußerungen der Gewächse in der innigsten Verbindung mit dem Wechsel zwischen Tag und Nacht. Acht Tage lang wurde eine gesunde Bohnenpflanze (phaseolus communis), die in dieser Zeit kräftig fortwuchs, bei Tag in die eine, bei Nacht in die andere Wasserflasche gelegt. Beide Flüssigkeiten zeigten deutliche Spuren von Ausscheidung durch die Wurzeln; aber das Wasser, in welchem die Pflanze bei Nacht vegetirt hatte, enthielt ungleich mehr. Derselbe Versuch, häufig, sogar mit verschiedenartigen Pflanzen wiederholt, gab immer ein ähnliches Resultat. Machte man bei Tag künstlich Nacht, so wurde die Aussonderung der Wurzeln alsbald merklich stärker. Nun weiß man aber, daß bei Tag die Wurzeln unter Vermittelung des Lichts den Nahrungsstoff auffaugen, und somit liegt schon an sich der Gedanke sehr nahe, daß die Ausstoßung unbrauchbarer Stoffe vorzugsweise Nachts vor sich geht, wo die Einsaugung aufhört.

Es war zum voraus nicht unwahrscheinlich, daß die Pflanzen sich schädlicher Substanzen, welche sie in sich aufgenommen, durch die Wurzeln entledigen werden. Um dies darzuthun, und da zugleich für die Ausscheidung durch die Wurzeln auf diese Art neue Beweise gewonnen werden konnten, sezte man Kohl- und andere Pflanzen so ins Wasser, daß ein Theil der Wurzeln in eine schwache Auflösung von Bleizucker, der andere in reines Regenwasser tauchte. Die Pflanzen wuchsen mehrere Tage lang gut fort; man untersuchte nun das reine Regenwasser chemisch und fand bedeutend viel Blei darin, zum offenbaren Beweis, daß die Wurzeln es ausgestoßen hatten. Taucht man die ganze Wurzel mehrere Tage lang in die Auflösung von Bleizucker und sezt dann die äußerlich völlig gereinigte Pflanze in reines Wasser, so findet man nach kurzer Zeit, daß die Wurzel Blei ausgestoßen hat. Dieselben Versuche, mit Kalkwasser und Seesalz angestellt, geben dasselbe Resultat.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Juli.

Die Taglioni. Raimund.

Die **Taglioni** hat uns verlassen, und ich will kein Epigramm schreiben, wenn ich sage, daß uns die Anmuth verlassen hat. Wer diese Tänzerin ist, und wie sie eine Kunst, die, in ihrer Ausartung, unserer Bühne den lezten Gnadenstoß gegeben, zu heben weiß, daß aus der unschönen Grimasse wieder Kunst und Wahrheit wird, das wissen Sie, die einst in Stuttgart sie besaßen. Wenn ich auch nie das redende Schauspiel mit einem Ballet, und sey es das denkbar vollendetste, vertauschte, so läßt sich's doch erklären, daß man um eine Taglioni ein deutsches Theater, wie es ist, einmal hinopfert. Ich mag Sie und mich nicht ermüden, zu schildern, was die Taglioni ist und worin sie mehr ist als die Andern; meines Erachtens kann gar keine Andere neben ihr stehen, mit ihr verglichen werden, weil die Andern tanzen, um zu gefallen, und daher tanzen, wie der Geschmack der Zuschauer es verlangt. Marie Taglioni aber, unabhängig von diesem Geschmack, nur sich gibt, das heißt die verklärte Anmuth. Ihre Sylphide ist der Uebergang vom Irdischen zum Aetherischen; da verschwindet der sinnliche Gedanke. Es hätte mich eigentlich nicht Wunder genommen, wenn sie in Berlin gar nicht gefallen hätte. Die hier das Ballet halten, stüzen, besuchen, thun es weder aus Liebe zur Kunst, noch um über die Sinnlichkeit erhoben zu werden, sondern um

gekitzelt zu werden von ihr. Von dem gewährt der Tanz und, was eins ist, das ganze Wesen der Taglioni ihnen nichts. Was sich in ihr ausgebildet, als Essenz der Anmuth, stimmt nun noch überdies mit dem, was die Prüden Decenz nennen. Die Verehrer der Elsler, und wie die Göttinnen heißen, die unsere silberhaarigen Roués in Flammen versetzen, durften deshalb immer unbefriedigt fortbleiben oder opponiren, es wäre verzeiblich und erklärlich gewesen. Aber daß das wahre Schöne doch überall siegt, hat sich auch hier bewährt. Auch die gröbern Sinne gewannen mit der Zeit so viel Fühlstoff, um herauszufühlen, daß dies etwas anderes sey, als sie bis da gesehen, und zwar ein Etwas, das um einige unerreichbare Stufen höher steht, als die kühnsten Sprünge und Beinverrenkungen der gefeierten Tagesgöttinnen. Schade, daß die Sylphide zulezt in einigen frauenhaften Ballets ihre höhere Kunst entweihen mußte. Doch wer darf jezt lange denken an Tänzerinnen, selbst an eine Taglioni, und wer mag noch über sie schreiben! Auch ihre Zeit ist um.

Ebenso verhält es sich mit dem trefflichen Raimund. Die Zeit ist um, wo auch ganz Außerordentliches auf den Brettern dauernd die Aufmerksamkeit fesselt. Er hat Berlin wieder verlassen, und sein Abgang war nicht so glänzend. Dem Darsteller fehlten die Stücke, um seine ganze Kunst jedesmal zu entwickeln. Er mußte seine Zuflucht zu Quodlibets nehmen, und die Kritik wollte nicht immer um des trefflichen Schauspielers willen die zusammengerafften Piecen aus Komödien, die auch als Ganzes nicht mehr Werth haben, gutheißen. Seine „gefesselte Phantasie,“ die im Süden, sehr erklärlich, kein besonderes Glück gemacht hat, und welche der Verfasser, ebenso erklärlich, für sein bestes Drama hält, sprach das gebildete Publikum zum Theil recht sehr an, und die originelle Auffassungsgabe des Dichters fand bei allen dafür Empfänglichen volle Theilnahme. Man wunderte sich, wie Raimunds Geni[illegible]uf Wegen gegangen, die ein ungleich stimmt weiß, Raimund von Tiecks phantastischen Komödien Kenntniß hatte; man freute sich, wie weit ihn sein Dichtergeist auf dieser mißlichen Straße richtig geführt hatte, konnte aber auch ebenso in dem zweiten Theile nicht verkennen, wie er, von dem Takt, den nur die höhere geistige Ausbildung gewährt, verlassen, auf Irrwege gerathen ist, und wie einzelne Verstöße gegen die Wahrheit, welche auch das phantastische Mährchen fordert, das ganze kühne Gebäude erschütterten. Ueberdies kann er nirgend darauf rechnen, daß die große Menge diesen Sprüngen des Humors zu folgen im Stande ist. War es doch noch bis heute unmöglich, Tiecks „gestiefelten Kater“ auf einer deutschen Bühne zur Aufführung zu bringen. Es war ein seltsamer Anblick, wie in dem Secondairtheater, in Wiener Possen, Gallerie und Parterre zulezt ziemlich sparsam besezt waren, indeß die ersten Ranglogen mit einem ausgewählten Publikum sich füllten. Raimunds Andenken als Schauspieler wird in hohen Ehren bleiben. Möchte seine Phantasie, nicht gefesselt, aber durch Studium ausgebildet, ihm bald wieder Schöpfungen eingeben, wo er sich in alter Kraft neu zeigen und Charaktere durchführen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Genfer Literatur.

Nachdem im Tableau historique etc. von horreurs prussiennes in Neuchatel die Rede gewesen ist und einige obligate Phrasen über Oesterreich angebracht worden sind, wird gar dem deutschen Bund die Schweizer Conföderation als Muster vorgestellt: la confédération germanique s'agite aujourd'hui dans ses liens et la confédération suisse pourrait, en de telles conjectures, donner à l'Allemagne un modele de constitution nationale et indépendante. Kann man den Unsinn weiter treiben? Gibt es außer Frankreich noch ein Land in Europa, das durch seine innern Wirren, seine Zerrissenheit, seine Schwäche, seine Gährung und seine politische Schülerhaftigkeit andern Ländern und Völkern mehr zur Abschreckung dient, als die Schweiz? Aber wieder auf das Tableau zu kommen, so kann ich nur wünschen, daß ähnliche für jedes deutsche Land abgefaßt werden, und auf diese Weise aus badischen, würtembergischen, baierischen, österreichischen, böhmischen, sächsischen und andern Karten ein Atlas zur genauern, leicht übersichtlichen Kenntniß von ganz Deutschland mit einer Generalübersicht abgefaßt werden möge. Vorstehendes Tableau enthält mit kluger Benuzung des Raums in größern und kleinern Columnen die Geschichte der Schweiz vor der römischen Herrschaft und unter ihr, im Mittelalter bis zu W. Tell, und dann vom 14 — 19ten Jahrhundert bis auf die neuesten Tage, eine Skizze der Städte und ihrer Geschichte, eine kurze Chronologie des Schweizerbundes, eine statistische Uebersicht der Conföderation, eine konstitutionnelle Statistik derselben, eine Darstellung der Schweiz in ihrem Verhältniß zu Europa, zu Frankreich, zu Italien, zu Oesterreich, Preußen und zum deutschen Bund, vergleichende Chronologie und Synchronistik (von 1308 bis 1832) mit den römischen Kaisern und den französischen Königen, eine neue und interessante biographische Uebersicht der ausgezeichneten Männer und Familien der Schweiz, eine vergleichende Zusammenstellung der Bevölkerung in den einzelnen Kantonen, ein sehr fleißig von Burdallet gezeichnetes Kärtchen der Schweiz, und endlich zwei lächerliche ballet- und theaterartige Darstellungen von dem Schwur auf dem Rütli und der heutigen Conföderation. Das Ganze, auf großem Querfolio (noch einmal so groß wie die Lesage'schen Karten), sehr schön und korrekt gedruckt und nach den Columnen in die Augen springend illuminirt, wird für den geringen Preis von fünf französischen Franken verkauft.

Sehr wohlthätig, ja ich möchte sagen eine nothwendige Erscheinung für Genf war vor einigen Monaten das neue politische Journal, genannt der Fédéral. Zwar fehlt es uns seit dem Besiz der Preßfreiheit nicht an politischen Zeitschriften. Das Journal de Genève zählt nun sieben Jahre, hat aber seit den Bewegungen in der Schweiz einen so demokratischen Charakter angenommen, daß es nur dann erst mäßig und besonnen schien, als ein verlaufener Franzose hier die Sentinella herausgab, die in ihrem politischen Theil der Pariser Révolution und Tribune, übrigens aber dem Figaro nachstrebt, ohne seinen reichen Wiz und seine epigrammatische Schärfe zu haben; im Politischen war sie gleich ganz demagogisch und schmeichelte den Volksleidenschaften auf eine unverschämte Weise, die in jedem andern Land gefährlich gewesen wäre, nur in Genf nicht, wo das Volk wohlbegründetes Vertrauen zu seiner Regierung hat.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 189.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 8. August 1832.

— Selbst wollte der Vater
Nicht zu leicht der Gefild' Anbau, und erregte die Aecker
Erst durch Kunst, mit Sorgen den Geist der Sterblichen schärfend.

J. H. Voß
nach Virgil.

Ueber die Rolle, welche die Wurzeln beim Kulturwechsel der Pflanzen spielen.

(Beschluß.)

Nach Decandolles Beobachtung kommen die Pflanzen, welche man an der See zieht, um Soda daraus zu bereiten, zuweilen sehr gut in ziemlicher Entfernung vom Meere fort, wenn sie nur von den Seewinden bestrichen werden können, die bekanntlich das feinzertheilte Salzwasser, womit sie geschwängert sind, sehr weit fortführen. Decandolle überzeugte sich, daß der Boden, in welchem unter diesen Umständen Sodapflanzen gewachsen waren, weit mehr Salz enthielt, als das Erdreich daneben, so daß diese Gewächse, statt Salz aus dem Boden zu ziehen, vielmehr welches, mittelst Ausschwitzung aus ihren Wurzeln, an den Boden abzugeben scheinen. Der Beobachter, dem wir seine Versuche nacherzählen, hoffte, dieß an gewöhnlichen Pflanzen im Kleinen nachmachen zu können; er tauchte daher verschiedene entwurzelte Pflanzen in Wasser und bestrich die untern Flächen der Blätter und die Stengel mit einer Auflösung von Seesalz; aber nie war im Wasser die geringste Spur zu entdecken, daß die Wurzeln Salz ausgestoßen hätten. Entweder kann man mit künstlichen Salzauflösungen den feinern Prozeß der Natur nicht nachahmen, oder haben nur die Sodapflanzen die Eigenschaft, Salz mit den Blättern einzusaugen und durch die Wurzeln auszustoßen.

Es ist also nach allem Bisherigen kein Zweifel mehr, daß die Pflanzen durch ihre Wurzeln die auflöslichen, der Vegetation schädlichen Stoffe ausstoßen, die sich in den Feuchtigkeiten befinden, die sie aufgesogen. In den eben erzählten Versuchen kann natürlich die Quantität von dergleichen, durch die Wurzeln ausgestoßenen Stoffen nicht bedeutend seyn, weil die Pflanzen, so lange man die Versuche mit ihnen anstellt, blos reines Wasser einsaugen und daher durch die Wurzeln blos die geringe Menge von Salzen und andern Stoffen ausstoßen können, die sie im Augenblick, wo man sie aus dem Boden zog, enthielten.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir uns hier auf die mit einzelnen Pflanzenfamilien angestellten vergleichenden Versuche einlassen wollten. Aber eine Beobachtung ist zu glänzend und kann, wenn sie sich bestätigt und auf diesem Wege weiter fortgefahren wird, zu wichtige Folgen haben, als daß wir sie nicht anführen sollten. Aus der Familie der Schotengewächse, zu welchen die wichtigsten Futterkräuter, Klee, Luzerne, Esper gehören, wurden nur die türkischen Bohnen, die Erbsen und die gewöhnlichen Bohnen untersucht. Das Wasser, in welchem sie vegetirt hatten, enthielt, je nach der Pflanzenart, mehr oder weniger fremden, und zwar gummiartigen Stoff mit ein wenig kohlensaurem Kalk. Im Laufe der Versuche mit diesen Pflanzen bemerkte man, daß, wenn das Wasser, in dem sie gewesen waren, mit Auswurfsstoffen bereits sehr geschwängert war, frische

Pflanzen derselben Art, die man hineinbrachte, nicht gut fortkamen und schnell welkten. Um sich zu überzeugen, ob dieß wirklich davon herrühre, daß die Pflanzen die ausgeworfenen Stoffe aufzufangen verschmähten, brachte man Gewächse aus andern Familien in dasselbe Wasser, namentlich Getreidepflanzen. Leztere kamen sehr gut darin fort, und man sah, wie die gelbe Farbe der Flüssigkeit heller wurde; offenbar saugten die neuen Pflanzen die von den frühern ausgestoßenen Stoffe zum Theil ein. Es war dieß gleichsam ein Kulturwechsel in der Flasche, und ein sehr schöner Beweis für die Richtigkeit von Decandolles Ansicht, die wir oben im Allgemeinen entwikkelt haben. Es ist gar nicht unmöglich, daß man, wenn man dergleichen Versuche mit sehr vielen Gewächsen anstellt, zu einem Resultat gelangt, das für den praktischen Landbau wirklich von Nutzen seyn kann.

Die Ergebnisse aus allen diesen interessanten Versuchen lassen sich so zusammenfassen: Die meisten Gewächse stoßen durch ihre Wurzeln Stoffe aus, welche unfähig sind, zur Vegetation derselben Gewächse ferner zu dienen. Diese Stoffe sind nach den verschiedenen Pflanzenfamilien, chemisch und physisch, sehr verschieden: die einen sind scharf, harzig, und können manchen andern Gewächsen, die in dem Boden wachsen, der diese Stoffe enthält, schädlich werden; andere sind süß, gummiartig, und können das Wachsthum anderer Pflanzen befördern. Decandolles Ansichten vom Nutzen des Kulturwechsels erscheinen darnach als wohl begründet, und für den Ackerbau könnten aus Verfolgung dieser Ideen sehr beträchtliche Vortheile entspringen.

Vergehen und Strafe.

(Fortsetzung.)

Ich hatte nicht bemerkt, daß Marianne, indem ihr Blick auf diesen Umgebungen weilte, immer bleicher geworden war und ihr Auge zulezt in Thränen schwamm. Von einem heftigen Gefühl überwältigt, rief sie: „O nein! nein! Herr Herbert, hier kann nichts verschönert werden! und nie könnte mir oder der Mutter wohl werden auf diesem Flecke! Es haften traurige Erinnerungen daran! Mein armer Vater endete hier — — o verzeihen Sie, lassen Sie mich nicht länger dabei verweilen!“ Und mit diesen Worten eilte sie, unfähig, einen Strom von Thränen länger zurückzuhalten, mit schnellen Schritten hinweg, und noch aus der Ferne glaubte ich den Ton ihres schmerzlichen Weinens zu vernehmen.

Was war es aber mit diesem ungestümen Schmerz, der noch nach Jahren in so heftigem Ausbruch sich ergoß? War dieser Abschen vor der Stätte, wo ein geliebter Verstorbener geendet, wohl natürlich? Was für Erinnerungen mußten es seyn, die das sonst so gefaßte Mädchen so gewaltsam ergreifen und sie die Herrschaft über sich selbst in solchem Grade konnten vergessen lassen? Ich war unter diesen Gedanken in das Häuschen getreten, und mechanisch schritt ich dem Fenster zu, noch einige Augenblicke mich an der Aussicht auf den Strom zu laben, dessen Wellen die eben untergegangene Sonne in Purpurgold verwandelt hatte; aber Staub und Spinneweben verdunkelten die großen Spiegelscheiben; ich mußte den Flügel öffnen und fand mich daran durch ein Gerüst verhindert, bestimmt, Blumentöpfe zu tragen, das vor dem Fenster aufgestellt war. Ich schob es hinweg und suchte die leeren Töpfe fortzuräumen, welche den Zugang zum Fenster versperrten. Aber während dieses nun frei wurde, ward ich einen dunkeln Fleck gewahr, welcher am Fenster hinab sich weit auf die Dielen des Fußbodens verbreitete. Vielleicht beschäftigte der hier erfolgte Sterbefall noch meine Einbildungskraft, denn im Moment dieser Wahrnehmung trat auch eine ganze Reihefolge von Gedanken an gewaltsamen Tod, Mord, Verbrechen mir vor die Seele. Was, o Gott! was war hier verübt worden! Hatte der, welcher hier den lezten Seufzer ausgehaucht, gewaltsam geendet? — Und wie — durch wessen Hand? — Ja, Erinnerungen solcher Art konnten wohl den Widerwillen erklären, welchen Mutter und Tochter gegen diese Stelle ihres Besitzthums hegten! Es wurde begreiflich, warum dieser Fleck für immer gemieden von den Hausbewohnern, ein Raub der Vernachlässigung geworden war, da man den Abscheu nicht so weit zu überwinden vermocht hatte, um selbst die Spuren eines so schrecklichen Ereignisses hinwegzuschaffen und zu vertilgen. Wohl erinnerte ich mich jezt, daß Frau Richter, als ich im Anfange unserer Bekanntschaft sie einst gefragt, wie lange sie schon Wittwe sey, diese, wie einige andere gleichgültige Fragen, nach ihrem verstorbenen Mann u. s. w. sehr kurz und unfreundlich beantwortet hatte; ja mir wurde in der Aufregung des Augenblicks der finster mißtrauische Blick wieder recht gegenwärtig, den sie dabei auf mich geworfen, gleichsam forschend, was mich zu solchen Fragen veranlasse. Zugleich fiel mir ein, daß Marianne im Gespräch mit mir ihres Vaters zwar wohl mit Wehmuth, doch stets nur im Allgemeinen gedacht, ohne jemals einzelner Umstände aus ihrer Vergangenheit und ersten Jugend zu erwähnen, obschon ich mir bewußt war, sie zuweilen darauf hingeleitet zu haben, und mir wollte scheinen, sie sey mir dabei immer auf feine Weise, aber mit Absicht ausgewichen. Alles dieses aber regte ein Heer von Gedanken und Vorstellungen in mir auf, aus denen ich den Ausweg zu finden mich eben so lange als vergeblich anstrengte.

Am folgenden Vormittage befand ich mich wie gewöhnlich in dem Lokale meines Dienstgeschäfts. Die

Arbeiten waren beendet. Ich hatte noch mit einem der Subalternen zu sprechen, mit welchem ich mich jezt allein befand. „Sie wohnen in der . . . Vorstadt?" fragte mich der Mann, in Beziehung auf ein Dienstgeschäft. „Bei der Wittwe Richter," war meine Antwort. „Bei der?" entgegnete er gedehnt und mich fast verwunderungsvoll ansehend. „Ich fand," sagte ich, eine Erkundigung einleitend, „die Wohnung im Wochenblatte. Die herrliche Lage gefiel mir, und fremd hier im Orte, miethete ich mich ein. Aber was ist wohl an den Leuten? Ich mag nicht läugnen, daß Manches an dem Wesen der Mutter sowohl als der Tochter mir auffallend vorkommt." — „Ich würde Ihnen nicht gerathen haben, dahin zu ziehen," erwiederte er, eine Prise nehmend, „denn das Haus steht nicht im besten Ruf. Nicht in dem Sinne zwar, worin man solches gewöhnlich zu nehmen pflegt, denn das Mädchen, in Wahrheit, ist unbescholten. Aber die Mutter — —!" — „Und was ist es mit dieser?" fiel ich ein; „sie lebt doch still und eingezogen, und scheint eine sehr thätige, rührsame Frau zu seyn." — „Gewiß, gewiß!" lautete die Antwort. „Es mag auch Unglück mit dabei im Spiel gewesen seyn; soviel aber ist sicher, es ist eine sonderbare Geschichte, über die man vielleicht niemals völlig ins Klare kommen wird."

„Die Richter," fuhr er alsbald auf mein dringendes Verlangen nach weiterer Mittheilung fort, „diente eine Reihe von Jahren hindurch hier im Orte in mehreren bemittelten und angesehenen Familien, und hatte den Ruf einer geschickten und thätigen Dienstbotin. Später verheirathete sie sich mit Richter, welcher, ein Drechsler von Profession, von dem, was sie im Dienst erspart, das Meisterrecht erkaufte und sich etablirte. Beide waren sparsam und fleißig. Sie bezogen die Messen und Jahrmärkte mit den von dem Manne verfertigten Gegenständen, wozu die Frau noch einen Kleinhandel mit Band und Ellenwaaren fügte, und das Glück schien ihnen nicht ganz ungünstig zu seyn. Da plözlich wurden sie durch den Bankerott eines betrügerischen Beamten, in dessen Hause die Richter früher gedient, um die Früchte ihres Fleißes betrogen, indem derselbe, welcher längst schon Unterschleif getrieben, die Frau mit dem Versprechen ansehnlicher Zinsen beschwazt hatte, ihm ein Kapitälchen anzuvertrauen, welches ihren ganzen Reichthum ausmachte. Von da an schien ihre Lage sich mehr und mehr zu verschlimmern, da auch der Mann, ohnehin von stiller, in sich gekehrten Gemüthsart, nach diesem Unfall kränklich zu werden anfing und nicht mehr so viel als sonst arbeiten konnte. Die Thätigkeit der Frau indessen und ihre Betriebsamkeit schienen sich in eben dem Maaße zu verdoppeln. Sie führte den Handel allein, zog auf den Jahrmärkten umher, und erwarb sich noch immer das Nöthige, den Haushalt zu bestreiten. Leider aber nahm dabei auch eine gewisse Störrigkeit und die Zanksucht, welche den thätigen Weibern dieses Standes so leicht anklebt, immer mehr überhand, und indem sie dem Mann Trägheit und Bequemlichkeitsliebe vorwarf, begann ihre Ehe sehr unfriedlich zu werden. Da ereignete sich's, daß jenes Haus in der Vorstadt zum Verkauf ausgeboten wurde. Ein alter Arzt, dem seine Beschäftigungen mit der Chemie beim gemeinen Volke den Namen des Goldmachers erworben, hatte es viele Jahre hindurch besessen, und ohne Kinder und Anverwandte, blos mit einem alten Diener lebend, hatte er am entferntesten Punkt des Gartens ein Gebäude aufrichten lassen, wozu er einen Theil der alten Stadtmauer benuzte, ein Laboratorium, wo er mit seiner Lieblingsbeschäftigung seine Tage zubrachte. Der Mann und sein alter Diener starben schnell hintereinander, und ersterer hinterließ nichts als leere Tiegel und Retorten, obgleich man ihn für bemittelt gehalten, und der Verkauf des Hausgeräthes konnte kaum die Kosten decken, seine entfernten Erben zu citiren. Es waren damals schlimme Zeiten hier im Orte. Gewerbe und Handel lagen fast ganz darnieder, und die Furcht vor den sich immer wiederholenden Kriegen schreckte Jedermann ab, sich mit dem Ankauf von Grundstücken zu befassen. So geschah es denn, daß jener Garten sammt dem Hause in mehrern Terminen zum Verkauf stand und kaum ein Käufer sich dazu finden wollte.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Beschluß.)

Der Fédéral. Der Phantasque.

Um dem Journalunwesen auf die einzige rechtliche Art zu steuern und um den Gutdenkenden, mit Maaß Vorwärtsstrebenden ein Organ zu geben, gründete ein Verein von wohldenkenden und gebildeten Männern den Fédéral, der es sich zum Grundsaz machte, für die Erhaltung des jezigen Schweizerbunds und seiner Kantonsverfassungen zu sprechen. Darum sagte er: **notre partie, c'est la Suisse, notre popularité, l'estime des gens de bien.** Ueber den Journalismus spricht er sich folgendermaßen aus: **c'est lui qui a fondé l'ordre de choses qui regne aujourd'hui en Europe; aussi parle-t-il en maitre et quelquefois en tyran.. Au milieu de la confusion transitoire de notre tems, le journalisme erre et s'égare, trop souvent il devient infidèle à la cause de l'ordre et de la civilisation éclairée que seul il devrait servir.. La patrie fera le choix entre ceux qui l'égarent et ceux qui s'avancent pour l'eclairer.** Dieses Journal will unser Journal des Débats, es will doktrinär seyn. **C'est seulement dans un avenir appuyé sur la raison, que nous fondons nos espérances: le Fédéral n'a point à offrir de vaines utopies à ses abonnés, le salut de la Suisse doit être une réalité.** Dies erinnert merklich an Royer-Collards Sou-

veränität der Vernunft und an die Charte-vérité. In Beziehung auf das Verhältniß der Schweiz nach außen sind folgende Worte merkwürdig und für den Geist der neuen Zeitschrift bezeichnend: Epargnez à votre pays de rougir en entendant la voix de l'étranger le rappeler à l'ordre; faits que l'Europe vous estime, c'est le meilleur moyen de vous faire craindre et respecter. Hiebei ist bloß das craindre zu viel und nur ein Seichwörtchen, um den helvetischen Lesern zu schmeicheln; denn wie könnte z. B. Oesterreich die Schweiz fürchten? Natürlich ist es, daß so eine besonnene und verständige Sprache bei den Ultras und den schweizerischen Bousingots kein Gefallen und keinen Eingang findet.

Eine neue Zeitschrift ganz anderer Art, die eine Lücke ausfüllt, le Phantasque, ist auch in neuester Zeit hier erschienen, eine Sammlung launiger Aufsätze und Gedichte, unter denen sich manchmal recht Gutes findet, zumal wenn die Lokalfarbe gehalten ist. Ich hebe unter Vielem nur eine Stelle aus einem didactisch-komischen Gedicht über die hiesigen Wäschen, aus der Lessive im Genfer Dialekt aus, wo die Magd und die Hausfrau den Lohn in dem so schwierigen Genfer Geld für die Wäscherinnen berechnen, die einen ganzen und die einen halben Tag gearbeitet haben.

La servante: — Quatre femmes entières
A vingt-un sous, ça fait bien sept florins;
Puis pour la presse on prit la demi femme,
— — — sept, puis six, six encore,
Ça fait bien un; un avec sept, c'est huit,
Dix et demi, puis six quarts . . .
La maitresse: — — — — — — — ah, pécore,
Allez plus vite!
La servante: — — — ah, quand on fait du bruit,
Je n'y suis plus.
La maitresse: — — — ah, laissez moi faire.
Sept et trois, dix; six, six, douze, un, voilà;
Puis, les dix, onze et puis . . . oui, c'est l'affaire;
Onze florins dix sous et demi.

Berlin, Ende Juli.

(Fortsetzung.)

Schlechte Dramen. Robert der Teufel.

Bis auf einige krasse Melodramen ist in den Frühlingsmonaten nichts von Erheblichkeit auf die Schaubühne gekommen. Raupach verunglückte mit einer Posse. Unter jenen Melodramen hat die „Grabesbraut" auf der Hofbühne gerade so viel Aufsehen gemacht, daß die Apathie der Kunstfreunde sich einmal wieder geregt hat. Der Unwille mußte heraus. Freilich scheint es kaum glaublich, wie man solches krauses Kompositum unnatürlicher Handlungen, widerwärtiger Charaktere, mit offenkundigen Verstößen gegen die Geschichte, die durch nichts beschönigt werden, erstlich ein Drama nennen und zweitens aufführen konnte. Was heißt aber heut ein Drama und was fordert man von der Hofbühne? Es sind ein paar gute Rollen darin, besonders für den Regisseur, das Stück ist von einem Verfasser, von dem schon ein dergleichen Kompositum (die Lichtensteiner) Kasse gemacht, es hat „grausliche" Effekte, was will man mehr? Ueberdies, so gern man bei manchen Erscheinungen der heutigen Bühne ausrufen möchte: „Schlechteres kann es doch nicht geben!" so findet sich doch immer wieder ein Stück, das noch schlechter ist. Das geht so schon seit einer langen Reihe von Jahren; aber die Kunst ist ewig, warum nicht auch die, Unnatürliches aufzufinden und zu kultiviren? So wird das Widerwärtige der Grabesbraut reichlich überboten durch die Kriminal- und Mordbrennerspäße einiger Piecen auf der Königsstadt. Ihr Name ist mir entfallen. Aus dem Französischen sind sie gewiß.

Kaum aber weiß man, ob alle diese Gräuel, die ihr Gegengift denn doch schon darin finden, daß sie lächerlich werden, weil sie immer über die Schnur hauen, ob sie nicht, ästhetisch oder allgemein menschlich, wie man's nennen will, besser, erträglicher sind, als etwas, was als ungeheures Kunstwerk von einem großen Publikum, unter dem auch gebildete Kunstkenner und Kunstfreunde, in die Wolken gehoben wird. Ich meine die neueste Pracht- und Spektakeloper „Robert der Teufel von Meyerbeer." Alle unsere Blätter, politische und literarische, strotzen von, größtentheils lobpreisenden Recensionen, und Ihr Referent darf annehmen, daß die Oper, was Text und Musik anlangt, den Lesern dieser Blätter hinlänglich durch die Berichte aus Paris und jezt aus London bekannt geworden. Etwas ganz Unbedeutendes, Talentloses kann ein solches Aufsehen nicht machen, wenn auch die einflußreichste Parthei der Welt silberne und goldene Federn in aller Herren Ländern in Bewegung sezte. Selbst ein Rothschild hätte Robert den Teufel nicht so zu poussiren gewußt, wäre der Text langweilig und die Musik wirkungslos. Es ist nun wohl außer Zweifel, daß, wie alle erdenklichen Machinationen in Bewegung gesezt worden bei den Pariser und Londoner Journalisten, den Roués, Fashionables und Dilettantis beider Weltstädte, desgleichen seit Jahren bei uns dahin gearbeitet worden, diese Oper eines Berliners, den Berlin — wohl auch ungerecht — bis dahin gar nicht anerkennen wollen, glänzend zu empfangen und ihr Wirkung zu sichern. Es wurde wie die Ehrensache einer sehr großen Parthei angesehen, endlich Meyerbeer in seiner Vaterstadt eine Ovation zu bereiten, und man hat geschickt genug operirt, so viel Interessen als möglich sich verbündet, anderwärts Alliirte abwendig gemacht, höchster Protektion sich versichert, dergestalt, daß eine sieggerüstete Phalanx in die Schlacht rückte. Nichtsdestoweniger hätten alle diese Präparate um desto eher den Sturz herbeigeführt, wenn die Oper solche Schwächen bot, wo die Berliner Kritik, d. h. die Volkskritik, Bresche schießen konnte. Allein das war nicht der Fall, die Schlacht wurde gewonnen und die Volkskritik hat sich mit einigen Epigrammen begnügt, die dem Sieger ebensowenig schaden, als die Spottverse seiner Soldaten dem römischen Triumphator ehedem.

Unverkennbar hat Meyerbeer hierin von einem Talente Proben abgelegt, das man bisher nicht anerkennen wollen. Der europäische Zwitterruhm, nach dem er strebt, die Popularität, die er an der Seine, Themse und an der Spree sucht, das ist vielleicht der einzige Grund, warum er nicht mehr ist. Sein Talent entschuldigt aber um so weniger die Wahl des Stoffes, gegen die ursprünglich allein die Kritik der Kunstfreunde gerichtet ist. Dann aber freilich geht sie auch gegen den Komponisten, der, indem er mit allem Aufwand seiner Kraft das Frazenhaft Empörende der Dichtung heraushebt, mitsündigt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 190.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 9. August 1832.

Laßt fahren eu'r Verlangen,
Die ihr ausforschen wollt,
Ob ich von ihr gefangen,
Und sie mir seye hold.

Zinkgref.

Liebe, Wanderschaft und Heimkehr.

In vierzehn Liedern von Julius Mosen.

Der Schweigsame.

Ich wüßte wohl zu singen,
Ich sing' es aber nicht;
Mein Herze will zerspringen,
Ihr glaubt es aber nicht.

Gar schön ist's gegenüber!
Ihr fraget: Wer und Was?
Seh' immerfort hinüber,
Denn dort ist Dieß und Das!

Das ist ein blaues Scheinen!
Ei, fragt mich nicht darum!
Ich möchte selig weinen;
Ich wüßte schon: warum?

Bandschleifen seh' ich wehen,
Dort ist mein Augenziel;
Dürft' ich es nur gestehen,
Ihr fragtet mich noch viel.

Und wollt' ich nur verrathen
Das schöne Feenreich,
Ihr kämet ungeladen
Vor Liebeshast zugleich!

Doch nimmer sollt Ihr wissen,
Warum und Was und Wie?
Doch möcht' ich herzlich küssen
Nur Sie, und immer Sie.

Vor Liebe.

Ich saß zu ihren Füßen,
Ich hielt wohl ihre Hand;
Ich hätt' sie mögen küssen,
Mein Herz hat sehr gebrannt
Vor Liebe.

Sie sah herab so wonnig;
Es war um mich geschehn,
Ich sah den Himmel sonnig
In ihren Augen stehn
Vor Liebe.

Zwei glühend rothe Nelken
Trug sie vor ihrer Brust.
Sie durften dort verwelken
In kurzer, sel'ger Lust
Vor Liebe.

Ich sah die Bänder schmiegen
Sich um den zarten Leib,
Und an dem Herzen liegen
Dem wunderschönen Weib
Vor Liebe.

In Liebespein befangen,
Saß ich und sprach kein Wort,
Und als sie heimgegangen,
Saß ich noch immer dort
Vor Liebe.

Der Abschied.

Ach, Scheiden von der Lieben,
Das thut im Herzen weh,
Das will mich sehr betrüben,
Wo ich auch geh und steh'.

Muß oft der Stunde denken,
Wo ich zulezt sie sah;
Sie saß mit bittrem Kränken
Bei Vater und Mutter da.

Ich sah sie dort zerpflücken
Ein Zweiglein Rosmarin,
Aus tiefen blauen Blicken
Eine helle Thräne schien.

Die Mutter unterdessen
Las in dem Bibelbuch,
Ich mußt' in die Augen pressen
Im wilden Schmerz das Tuch.

Wie war mir doch beklommen —
Sie barg ihr Angesicht —
Ob Abschied ich genommen,
Weiß ich noch heute nicht.

Ach, dürft' zu ihren Füßen
Mein Herz ich legen hin,
Dorthin, wo sie zerrissen
Das Zweiglein Rosmarin!

Vergehen und Strafe.

(Fortsetzung.)

Da erschien Frau Richter als Käuferin des Grundstücks, und drängte bald durch ein ansehnlicheres Gebot, als bisher geschehen, alle andern zurück. Es ward ihr zugeschlagen, obschon man sich wunderte, daß Leute, deren schlechte Umstände bekannt waren, einen solchen Besitz erwerben wollten. Aber die Richter versicherte, die Benutzung des Gartens sey eine vortheilhafte Spekulation, und sie werde schon wissen, daraus Nutzen zu ziehen. — Ein hiesiger Jude schaffte das Kapital zur ersten und einzigen Hypothek, und die Familie nahm Besitz von ihrem Eigenthum. Wirklich schien es auch der thätigen Frau mit dieser Unternehmung glücken zu wollen. Sie zahlte pünktlich ihre Zinsen und allmählig auch immer etwas vom Kapital, wobei sie unermüdet arbeitete, den Garten selbst zu bestellen, und auch noch ihren Handel auf den Jahrmärkten fortsezte. Nicht selten mußte sie die Nacht zu Hülfe nehmen, die Gartenarbeit zu besorgen, was wohl zuerst Veranlassung zu allerhand unheimlichen Gerüchten geben mochte, welche sich über ihr Treiben verbreiteten; denn sie wurde des Einverständnisses mit Schmugglern verdächtig, die, begünstigt von der Nähe des Flusses, hier ihr Wesen trieben. Es wird Ihnen nicht unbekannt seyn, welche Wichtigkeit und Ausdehnung diese Umtriebe in den Zeiten der Kontinenta'sperre in Gegenden erhielten, wo Lage und Oertlichkeit solche begünstigten. Vielleicht war nichts an dem Gerede, oder die Richter und ihre Genossen trieben ihr Geschäft zu schlau, genug, alle Bemühungen, ihnen dabei näher auf die Spur zu kommen, blieben ohne Erfolg. Plötzlich aber wollte man wissen, die Richter habe in dem Gemäuer des alten Thurmes, den sie niederreißen ließ, einen Schatz gefunden. Die ganze Stadt sprach davon. Es wurden Nachsuchungen angestellt, aber es fand sich keine Spur, die auf irgend eine Thatsache hätte hinleiten können, und die Richter'schen Eheleute, der Mann lag überdieß gefährlich krank, schienen von nichts zu wissen. Aber der Anwalt der Erben des Doktors, welcher aus dessen hinterlassenen Papieren immer die Vermuthung entnommen, daß ein Kapital vorhanden gewesen, behauptete den Fund, und ließ nicht nach, bis die Richter durch einen Eidschwur sich von der Anschuldigung, diesen verheimlicht zu haben, reinigte. Sie leistete den Eid, und die ganze Sache wäre nun wohl in Vergessenheit gekommen, hätte sich nicht einige Zeit darauf ein Vorfall ereignet, welcher von Neuem die Aufmerksamkeit des Publikums auf diese Familie hinleitete. Ein Bursche nämlich von etwa achtzehn Jahren, eine Waise, welchen Richter, dessen Anverwandter er war, zu sich genommen und zu seiner Profession erzogen hatte, verschwand plötzlich aus dem Hause auf unerklärliche Weise und ohne daß irgend eine Spur von ihm wieder aufzufinden gewesen wäre. — Die Richter selbst zeigte bei der Obrigkeit sein Verschwinden an und schien sehr bekümmert darüber zu seyn, ja als einige Stunden von hier der Strom einen todten Körper ans Ufer gespült, fuhr sie selbst nach dem Orte, sich durch eigene Anschauung zu überzeugen, ob es der Vermißte sey. Der war es indessen nicht, und er wurde auch nicht gefunden. Seltsame Gerüchte fingen nun an, sich in der Stadt zu verbreiten. Der verschwundene Bursche, hieß es, sey der Richter bei der Hebung jenes Schatzes behülflich gewesen, und die Besorgniß, er möchte über kurz oder lang davon ausplaudern, oder falls er, nach erlangter Mündigkeit, wie jener Anwalt gedroht hatte, zum Eide gefordert werden sollte, diesen zu leisten sich weigern, habe sie bewogen, diesen lästigen Zeugen

auf irgend eine Weise auf die Seite zu schaffen. Alle solche Nachreden hingen sich indeß nur an den Ruf der Frau. Der Mann blieb davon verschont und ward ein Gegenstand des Mitleids, und der Umstand, daß er bald darauf in Tiefsinn verfiel, in welchem er nach ungefähr einem Jahre sich selbst entleibte, diente nur dazu, allen jenen Gerüchten neue Nahrung zu geben. Ja man wollte hier und da sogar den Selbstmord des Unglücklichen bezweifeln, obschon vielleicht für dergleichen Vermuthungen kein anderer Grund als der böse Ruf der Wittwe mochte vorhanden seyn. Alles dieses aber, inwiefern sie es nun verschuldet haben mochte oder nicht, diente nur dazu, das Gemüth der Richter immer mehr zu verdüstern und ihren Sinn zu verhärten. Sie ward immer unfreundlicher, bitterer, unverträglicher, und obschon sie, wie nicht zu läugnen steht, an Arme und Hülfsbedürftige freigebig spendete, so mied doch jeder gern ihre Nähe. Hatten aber Nachbarn und Bekannte sich scheu von ihr zurückgezogen und entfernt, so begegnete sie ihnen dafür mit einer trotzigen Verachtung, wobei es nur der geringsten Veranlassung bedurfte, sie zu Ausfällen zu reizen, in denen sie nicht selten auch Personen höhern Standes aufs Empfindlichste angriff und beleidigte. Bald kam es dahin, daß Jedermann den Verkehr mit der bösen Sieben auf's Aeußerste vermied, und so lebt sie denn in einem Wohlstande zwar, der sich dem Anschein nach noch immer gemehrt hat, aber in völliger Entfernung von der Welt, welche wohl niemals erfahren wird, wie viel von allem, dessen man diese Frau beschuldigt, wahr oder erdichtet gewesen.

„Und die Tochter?" nahm ich am Schlusse dieses langen Berichts das Wort. „Das arme Mädchen ist zu bedauern," war seine Antwort. „Sie ist unter so ungünstigen Umständen in unbescholtenem Ruf herangewachsen. Bei dem Geistlichen, bei dem sie den Religionsunterricht genossen, hat sie oft mit heißen Thränen den üblen Ruf ihrer Mutter beklagt, ohne jedoch je das kindliche Verhältniß mit einer Aeußerung, in wiefern er verdient sey, zu verletzen; welches aber ihre Ansicht hievon sey, beweist wohl am besten der Umstand, daß sie sich späterhin fast von aller Gemeinschaft mit der Alten losgemacht hat und in einem abgesonderten Gebäude lebt, welches diese, deren Affenliebe für die Tochter eben so groß ist, als ihr Haß gegen die ganze übrige Welt, eigends für dieselbe hat bauen und einrichten lassen, was Sie, da Sie ein Hausgenosse sind, ja wissen müssen; denn es kommt Niemand in das Haus, als allenfalls Handwerker, welche darin zu thun haben; und so oft auch die Richter ihre Sommerwohnung durch öffentliche Blätter hat ausbieten lassen, so sind Sie doch der Erste, welcher jemals davon Gebrauch gemacht hat."

(Die Fortsetzung folgt.)

Klinger an Fanny Tarnow.

Petersburg, 9ten Juli 1822.

Wenn ich Ihnen, meine verehrte Freundin, Ihren willkommenen, lange gewünschten Brief nicht gleich beantwortete, so waren die durch den verkehrten Winter vermehrten Plagen meiner chronischen Leiden schuld. Diesen eben so verkehrten Frühling drohten sie ihr Werk zu vollenden, noch gelang es ihnen aber für dießmal nicht, und Ihr alter Titan siegte, um noch ferner die physischen und moralischen Plagen zu ertragen, ohne Murren. Ihnen zu antworten, erwartete ich heitere Tage, sie wollen oder können nicht kommen, ich bitte Sie demnach, diese kurze Antwort nachsichtig aufzunehmen.

Mit herzlichster Theilnahme habe ich von Ihrer abermaligen Krankheit gelesen und mit Rührung, daß ich, auch während derselben geistig mit Ihnen lebte. Ich hoffe auf Ihre Besserung und rechne auf Ihren reinen unkräftigen Geist bei Ihren körperlichen Leiden, und was noch mehr ist, ich zähle darauf, daß Sie durch ihn genesen werden. Sie verdienen eine vorzügliche Ausnahme zu machen, weil Sie selbst eine solche sind, und so will ich mich fest an diesen tröstenden Gedanken halten.

Was Sie mir von Goethe, von den Insektenstichen gegen ihn schreiben, war mir zum Theil schon bekannt geworden, und Ihre Ansicht der Sache macht Ihrem Herzen und Ihrem Verstande gleiche Ehre. Er wird stehen bleiben, und bleiben, was er ist, in der Gegenwart und in der Zukunft, und diese Phantasten, nicht von Geistern, sondern von Irwischen werden verschwinden. Man sagt, daß Einer dieser Irwische, dem es vermuthlich an Kraft etwas vorzubringen fehlt, mit Geist gegen ihn geschrieben hat; wenn es aber derselbe ist, der den dritten Theil gab, den ich eben durchblättert habe, so hat er in eben diesem Theile den Stachel selbst vernichtet, der in den zwei ersten wirken soll; denn dieser dritte Theil (unter einem andern Titel) zeigt einen beschränkten Wicht aus der neuen Schule, dem nur die Bosheit Witz geliehen hat. Ich hoffe, Goethe wird der Angriffe lachen, und es bereuen, hin und wieder, durch eines und das andere, dieser verzerrten Schule Veranlassung gegeben zu haben, zu glauben, er selbst liebe dergleichen Bildnerei.

Was Sie mir von einer neuen Ausgabe meiner Werke nach meinem Tode, und einem Vorwort dazu, welches ich hinterlassen wolle, schreiben, hat mir ein Lächeln abgewonnen. Wenn Sie mir gesagt hätten, man habe Ihnen statt dessen erzählt, die erste Auflage dieser Werke sey zu Makulatur geworden, so hätte ich es viel natürlicher gefunden; denn so gliche es nur dem jetzigen Geiste,

der unsre Literatur beherrscht und den Verstand der aufkeimenden Generation versengt. Doch genug davon. Die Lilien will ich suchen und hoffe sie zu finden. Ich lese alles gerne, was Sie schreiben; Sie denken wie ein Mann und fühlen wie ein zartes Weib. Aus dem Verstand allein läßt sich nichts Interessanteres schreiben; wohl aber aus dem Herzen etwas so Gehaltvolles, daß der erhabenste Geist Nahrung darin findet.

Ihr
treuer Freund
Klinger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Juli.

(Beschluß.)

Robert der Teufel. Theaterwesen.

Es scheint unbegreiflich, daß dieser Robert der Teufel keinen Anstoß gegeben, wo jeder Anklang an die Religion auf dem Theater verlezt. Es beleidigt hier in gewissen Kreisen der Anblick eines geistlichen Kleides auf den Brettern, die unschuldigen Teufeleien des gutmüthig deutschen Samiels wurden kaum gebilligt, und die Teufeleien in diesem Robert, die das, was christliches und allgemein menschliches Religionsgefühl heißt, verhöhnen, werden nicht gerügt, weil ein geschickter Chemiker und Maler die Höllenfarben zu einem Feuerwerk zu verarbeiten wußte, das die Sinne unwiderstehlich kizelt. Schon ein Vater, wenn auch der Teufel, der seinen Sohn zu ewiger Verdammniß verführen will, ist ein empörender Gedanke. Die lasterhaftesten Eltern freut es, wenn ihre Kinder auf andern Wegen gehen. Dann wird, der Augenweide wegen, das Heiligthum des kirchlichen Glaubens profanirt. Die ganze katholische Liturgie in einem Ballet! Satan weckt die modernden Nonnen eines Klosterkirchhofes; sie steigen aus ihren Gräbern, nehmen ihre Jugendreize an und tanzen um die Kirche her, in der Absicht, des Teufels Sohn zu verführen. Wozu da gerade geistliche Frauen, Todte — als um die lüsterne Vorstellung, daß die Nonnen in ihrem Leben liederlich waren, und um das wollüstige Bild, daß sie ihre Kutten abwerfen und als halbnackte Tänzerinnen herauskommen. — Für Scribe ist nichts Sünde, wie auch an ihm, seit er „die zehn Jahre einer Prostituirten“ auf die Bretter brachte, keine Anforderungen hinsichtlich der Decenz und Sitte zu machen sind. Wie aber eine solche Ausgeburt irreligiöser Frivolität, solche Nachgeburt einer glaubenlosen Revolution auf einer deutschen Bühne so rügelos empfangen und gehätschelt werden konnte, gehört zu den Wundern der Zeit, die wir täglich sehen, ohne sie zu erklären. Wenn der Deutsche gern einen Teufel malt, so geschieht es, weil er an einen Gott glaubt. Der Franzose spielt jezt mit den Teufeln, weil sie allein noch Effekt machen in einer gottlosen Epoche. Die Ausstattung der Oper übertrifft denn nun Alles, was man bis da von Pracht und Glanz gesehen hat. Text und Musik gehen fast unter. Zu wünschen ist dem Komponisten, daß er, der nicht um Geld arbeitet, so lange er noch Kraft hat, ein Sujet finden möge, wo keine Nonnengerippe, kein Satan und kein Höllenfeuer die Würze sind. Dann, wenn er bei sanftern Elementen denselben Erfolg hat, läßt sich mit mehr Bestimmtheit über seinen Beruf urtheilen.

Man spricht vom Abgange des Grafen Redern. Das Hoftheater würde weder verlieren, noch gewinnen, wer auch an seine Stelle käme. Denn der Posten des Intendanten ist, wie sich ausgewiesen, nichts mehr als eine Hofcharge; die praktische Direktion bleibt immer dieselbe. Mehrere Thatkraft, mehrere Lust an der Sache würde kaum helfen. Der Intendant hat nicht viel mehr zu thun, als Anweisungen auszuführen, die ihm gegeben werden. Einer, der etwas von der Sache verstände und selbst etwas wollte, hätte nur mit tausend Verdrießlichkeiten zu kämpfen. Wer keinen Willen hat und keine Ansprüche macht, ist daher am besten qualificirt. Dem Grafen Redern, der, ein reicher Mann, übrigens ein eifriger Kunstfreund ist, dürfte man es nicht allein nicht verdenken, wenn er resignirte, sondern man fragt sich, warum er es, nach so manchen unangenehmen Erfahrungen, nicht schon längst gethan. Ehre war nicht bei dem Amte, und des Vortheils bedurfte er nicht. — Auch das dramaturgische Comité ist in der Auflösung begriffen. Die Theilnehmer, die sich aus Liebe zur Sache der Mühe unterzogen, sehen ein, daß sie — wie sie schon längst inne geworden, daß sie das Gute nicht fördern — nicht einmal das Schlechte abwehren können, und ziehen sich zurück. Doch bleibt der Nutzen von der Einrichtung, daß die Regisseurs jezt officiell zur Entscheidung über die Annahme neuer Stücke hinzugezogen sind, was immer praktischer und besser ist, als wenn, wie bisher, kein Dichter wußte, von wessen zufälliger Entscheidung die Aufnahme abhing.

Der Hofbühne droht der Verlust ihrer beliebtesten Sängerin, der Fräulein von Schätzel. Man will ihr, für sich und ihre Familie, Bedingungen geboten haben, wenn sie auch nach ihrer Verheirathung aufträte, die ans Unglaubliche grenzen. In unserer glaubenlosen Zeit ist aber Alles glaublich, warum nicht auch, daß sie für diesen Fall jährlich 8000 Thaler, eine garantirte Urlaubsreise, 2000 Thaler lebenslängliche Pension, die Mutter eine von 600 Thalern und ihre beiden Brüder eine Erziehung für das Militär- und Civilfach erhalten sollen! — Der Sänger Spitzeder kriegt in den Zeitungen mit dem Direktor des Königstädtischen Theaters wegen seines Abschiedes. Beide geben sich Mühe, vor dem Publikum sich zu rechtfertigen, ja es sollen demselben sogar alle Akten, Scripturen und Kontrakte durch den Druck mitgetheilt werden, um entscheiden zu können. Spitzeder ist allerdings ein beliebter Buffo und Sänger, und seine jezige Frau, geborne Vio, war eine Zeitlang die Prima Donna dieses Theaters; da man aber erfährt, daß beide nicht mit 7000 Thalern jährlich zufrieden seyn wollen (!), so ist auch die Entscheidung des Publikums nicht schwer zu errathen. Der Calculator mit 600 und der königliche Rath mit 800 Thalern Gehalt lassen wohl das „Geborne“ passiren, wenn eine hübsche junge Sängerin im Golde schwelgt; bei Vergleichungen mit dem Einkommen eines Mannes pflegt aber nicht diese edle Billigkeitsrücksicht vorzuwalten, sondern die rohe Naturstimme regt sich und fragt: „Was arbeitet der und was ich, und was verdient der dafür und ich?“ Diese materielle Ansicht der Kunst, die gewiß auch ihr Wahres in sich hat, möchte mit unsern Fortschritten im Liberalismus auch fortschreiten. Deshalb ist der Hemmschuh, der officiell ihm angelegt wird, auch für Kunst und Künstler eine wahre Wohlthat.

Beilage: Kunstblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 191.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 10. August 1832.

Will Gott der Finsterniß zum ew'gen Raube
Dieß große Land, die Hälfte dieser Welt? —
Nein! sagte sie, einst naht ihm Peters Glaube,
Dann wird durch jede Kunst das Land erhellt;
Und nicht auf immer trennt des Weges Länge
Von euern Völkern dieser Völker Menge.

Tasso.

Die Neuseeländer.

Es ist tröstlich, daß, während im alten Europa unsere mit so vieler Mühe und Blut erworbene Kultur bedroht ist, selbst im fernen Ocean neue Welten auftauchen, in welchen die Menschheit ungehemmt sich zum Schönsten und Höchsten emporzuringen verspricht. Van Diemens Land und Neuholland, obgleich der Stamm ihrer Bevölkerung aus dem Abschaum des englischen Volkes gebildet ist, sind bereits auf dem Wege, große Reiche zu werden, vor allem durch den Einfluß, den sie auf die nahen und fernen Inseln und Länder äußern werden, die bis jetzt Wohnplätze wilder Cannibalen oder träumender asiatischer Sklaven waren. So ist bereits eine Gährung in den Köpfen der schönen, aber rohen Menschenrace auf Neuseeland entstanden, welche die wichtigsten Folgen verspricht. Schon haben sich nicht nur Missionäre, sondern auch englische Handelsleute und Handwerker auf der Insel niedergelassen, und leben da, wo noch vor zwanzig Jahren kein Schiff, ohne Gefahr, daß seine ganze Mannschaft erschlagen und aufgefressen wurde, landen konnte, mitten unter den Eingebornen, in größerer Sicherheit als in der Türkei oder den südamerikanischen Republiken. Man hat Sägmühlen und Schiffswerfte angelegt und treibt einen bedeutenden Handel mit Neusüdwallis. Auch die vielen Wallfischfänger, welche in den südlichen Meeren umherschwärmen, legen hier an, und versehen sich da, wo es sonst kein einziges größeres vierfüßiges Thier gab, mit Schweinefleisch, so wie mit Kartoffeln, Maiz, Melonen und andern Gartenfrüchten im Ueberfluß. Von Diebstählen, worüber Cook und spätere Seefahrer sich so sehr zu beklagen hatten, vernimmt man fast nichts mehr, und wenn Hunderte von Eingebornen auf einmal auf einem Schiffe sind und alle Winkel durchstöbern, wird selten ein Nagel vermißt. Diese Selbstverläugnung macht dem Volke große Ehre und zeugt von seiner hohen Bildsamkeit. Da sie aus Erfahrung wissen, daß jede Gewaltthat, die sie sich gegen ein europäisches Schiff erlauben, so wie fast jeder Diebstahl streng bestraft werden, daß sie sich aber im Gegentheil durch Tausch und Arbeit das Höchste verschaffen können, wornach sie jetzt alle streben, nämlich Schießgewehre und Munition, so lassen sie sich keine Mühe verdrießen, um den Europäern gefällig zu seyn; ja, um nur nicht mit den Engländern zu brechen, lassen sie sich nicht selten grobe Mißhandlungen gefallen, sie, die doch unter sich so aufbrausend sind und die kleinste Beleidigung blutig zu rächen pflegen. Diese Nachgiebigkeit scheint besonders daher zu rühren, daß es auf der ganzen Insel keinen eigentlichen Herrscher gibt, daß nur wirklicher Besitz einem Häuptling Gewalt und Ansehen verschafft, folglich jeder zu fürchten hat, nicht nur unmittelbar, durch die Entfernung der Fremden von seinem Theil der Küste, die aus ihrem Umgang entspringenden Vortheile zu verlieren, sondern auch mittelbar dadurch einen Nebenbuhler zu bereichern und somit seine eigene Existenz

aufs Spiel zu setzen. — Diese Bemerkungen entlehnen wir einem eben zu London erschienenen interessanten Buche, das uns auch die folgenden Auszüge liefert. Es heißt: A Narrative of a nine months Residence in New Zealand, in 1827 u. s. w., von August Earle, einem vielgereisten jungen Maler, der sich jezt in dieser Eigenschaft auf einer Entdeckungsreise am Bord des Schiffs the Beagle befindet.

Der Verfasser gibt zu, daß durch den Umgang mit den rohen Wallfischjägern der Charakter der Neuseeländer sich in manchen Stücken verschlimmert habe; er behauptet aber, die Milderung der Sitten und ihre unverkennbare Lust, sich europäische Künste und Bildung anzueignen, seyen gerade ihrem Umgang mit diesen Leuten und nicht dem Einfluß der Missionäre zuzuschreiben. Diese schildert er als verkehrte Frömmlinge, die noch keinen einzigen Neuseeländer bekehrt haben. Die Neuseeländer sollen sie im Gegentheil wegen ihrer selbstsüchtigen Härte und Lieblosigkeit gegen die eigenen Landsleute verachten und ihnen ins Gesicht lachen, wenn sie ihnen die Hölle recht heiß machen wollen. „Es mag wohl," sagen sie, „einen solchen Ort geben, aber für euch Europäer; denn der große Geist hätte uns sonst längst davon benachrichtigt, und wir sind auch nicht schlimm genug, um solche gräßliche Strafen zu verdienen." Die Verbreitung des Feuergewehrs unter ihnen, meint der Verfasser, habe ihre Kriege seltener und weniger blutig gemacht, weil dadurch die Macht unter ihnen mehr ausgeglichen und das Handgemenge weniger häufig geworden ist; auch sind sie schlechte Schützen und verderben ihre Gewehre durch häufiges Auseinanderlegen und Putzen. Earle war oft ungefährdet mit all seiner Habseligkeit unter einem Stamm, ja er gab ohne Bedenken Gewehre und Munition in Verwahrung. Nur als der Stamm, bei dem er sich eben befand, von einem andern mit Krieg überzogen ward, war er mehrere Male in Gefahr, Gut und Leben zu verlieren. Einmal lernte er auch einen sonderbaren Gebrauch unter ihnen aus eigener Erfahrung kennen. Wenn nämlich einem ein Unglück widerfährt, so fallen die nächsten Freunde, statt ihm zu helfen, über ihn her und richten sein Eigenthum vollends zu Grunde. Als durch einen Zufall die Hütte, worin er mit fünf oder sechs andern Engländern wohnte, in Brand gerieth, während ein feindlicher Haufe sie anzugreifen drohte, wurden sie von ihren eigenen Freunden und Nachbarn geplündert und würden, ohne die kräftige Dazwischenkunft ihres Beschützers, des sogenannten Königs Georgs, um Hab und Gut gekommen seyn. Bei dieser Gelegenheit erfuhren sie denn auch, wie bei diesem Volke ein Dieb bestraft und daß Stehlen überhaupt bei demselben für schimpflich gehalten wird. Als sie nämlich später dem Könige meldeten, sie haben bei einem seiner untergebenen Häuptlinge einiges von ihrem Eigenthum verborgen gesehen, sagte ihnen der König, sie sollten es nur gerade wegnehmen, und so viel von dem Seinigen dazu, als sie zur Entschädigung verlangen könnten. Als sie an die Hütte kamen, fanden sie den Eigenthümer vor der Thüre. Sie sagten ihm gerade ins Gesicht, weßwegen sie kämen. Anfangs wollte er läugnen; als sie ihm aber ihr Eigenthum zeigten, hing er beschämt den Kopf und ließ sie nehmen, was ihnen beliebte, und murrte sogar nicht, als sie zwei seiner besten Doppelflinten davontrugen. Nach einiger Zeit gaben sie ihm das Seinige zurück und er dankte ihnen, verwundert über ihre Großmuth. Bemerkenswerth ist auch, daß sie bis jezt immer noch dem verführerischen Reiz des Weines und der geistigen Getränke überhaupt widerstanden haben; sie wundern sich vielmehr, wie die Europäer etwas trinken können, das sie von Sinnen bringt. Indessen sind sie noch Menschenfresser. Earle hörte dieß nicht nur aus ihrem eigenen Munde, er sah wirklich den Leichnam eines Mädchens in einem Ofen backen. Es war eine Sklavin, die ihr Herr, weil sie ihm entlaufen war, mit kaltem Blute erschossen hatte, und wovon er und die Seinigen ein leckeres Mahl hielten. Den Kopf hatte man abgeschnitten und weggeworfen und ein Hund zerrte ihn vor den Augen des Reisenden ins Gebüsch; ein Paar Raubvögel speisten von den Eingeweiden, und die vier Viertel wurden, nachdem man die Röhrknochen herausgenommen, nebst dem Herzen zusammengewickelt und in einen Erdofen gebracht. Ein halbes Dutzend Engländer, worunter auch Earle, wagten es zwar, troß den Drohungen der Wilden, den Ofen zu zerstören und das Fleisch zu beerdigen; es wurde aber nachher wieder ausgegraben, vollends gebacken und verzehrt. Hieraus erhellt nun, daß es nicht nur erschlagene Feinde sind, welche sie aus Rache verzehren, (und von Mangel an andern Lebensmitteln kann jezt gewiß keine Rede mehr seyn) sondern auch hingerichtete Sklaven. Diese Unglücklichen, die Beute ihrer endlosen Kriege, haben schrecklich zu leiden: allen Mißhandlungen ausgesezt, schlecht genährt und ohne Hoffnung auf Befreiung, (wenn sie zu den eigenen Verwandten zurückkommen, werden sie mit Verachtung behandelt) sind sie keinen Augenblick ihres Lebens sicher.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vergehen und Strafe.

(Fortsetzung.)

Diese Mittheilung hatte mich sonderbar ergriffen und berührt. Der stillen, innigen Neigung, welche Marianne mir eingeflößt, war ich mir dabei erst recht bewußt geworden, indem ich lebhaft fühlte, wie viel das gute Kind unter solchen Begebenheiten und Erfahrungen,

die ihr junges Leben getrübt, mochte gelitten haben. Was übrigens an allen jenen Dingen, dessen der Ruf die Richter beschuldigte, gegründet war oder nicht — dieß war eine andere Frage, die mich durch den Reiz des Geheimnisses erst anzog, dann aber mit allem Widerwillen erfüllte, den die Spuren verbrecherischer Thaten dem, welchem sie sich unvermuthet offenbaren, einzuflößen pflegen; weßhalb plötzlich der Vorsatz in mir entstand, lieber die mir so werth gewordene Wohnung aufzugeben, als mich noch weiter in dieß Chaos trüber und schrecklicher Muthmaßungen zu vertiefen. Ja, ich wollte einen Aufenthalt verlassen, wo das Verbrechen gehauset, und die Verbrecherin, zwar verabscheuet und gemieden von aller Welt, dennoch ungestört die Früchte ihrer Unthaten genoß. Aber indem ich diesen Vorsatz faßte, stand Mariannens sanfte, leidende Gestalt vor meiner Seele, ich dachte mir, wie schmerzlich diese neue Folge des Fluchs, der auf dem Haupt der Mutter lastete, ihr Herz verwunden müßte, und mein Entschluß wankte.

Wie? liebte ich denn Mariannen? so fragte ich mich. Sie war mir werth geworden durch die Sympathie des Unglücks; ihre Nähe, ihr Umgang hatten mich tröstend, erheiternd, wohlthuend berührt, ich hatte sie lieb wie eine Schwester, aber ich war Herr meiner Empfindungen, und glaubte mich stark genug, es immer bleiben zu können. Mariannens trübe Lage ging mir zu Herzen, und ich hätte mich glücklich gefühlt, etwas zur Milderung ihres Unglücks beitragen zu können. So beschloß ich denn, zu bleiben und zu erwarten, ob nicht die Zeit und ein größeres Vertrauen von ihrer Seite mir solches möglich machen würde.

Wenige Tage waren verstrichen, da saß ich an Mariannens Seite in dem Lindenrund, innerlich beschäftigt, wie ich mir unter gleichgültigen Gesprächen zu den wichtigen Forschungen, die ich im Sinne hatte, den Weg bahnen möchte. Da kam unerwartet, ganz gegen ihre Gewohnheit, Frau Richter den Gang herab, an ihrer Seite ein Mann, mit dem sie lebhaft sprach, während eine ungewöhnliche Freundlichkeit ihre Züge erheiterte. „Marianne!“ rief sie schon aus einiger Entfernung der Tochter zu, „der Vetter Leidmann; sieh doch, Kind, der Vetter Leidmann ist da. Er hat die Stelle an der Schule aufgegeben, um uns wieder nahe zu seyn,“ setzte sie mit vergnügtem Schmunzeln, gegen die Tochter gewendet, hinzu. Diese aber schien zu erschrecken, und ihre Miene verdüsterte sich sichtlich, als jetzt die wunderlichste Figur in der Person des Vetters Leidmann auf sie zugeschritten kam und einmal über das andere ein: „Guten Abend! schönsten guten Abend, liebe Muhme!“ ihr entgegenschnarrte. Er pflanzte sich hierauf, sie vergnügten Blickes musternd, vor Marianne hin und fragte halblaut und mit widriger Vertraulichkeit in Ton und Gebehrde: „Allezeit wohl auf gewesen?“ während die Alte sich gegen mich wendend: „Mein Vetter, der Herr Kandidat Leidmann!“ mir zuraunte.

In der That ein Karrikaturbild, dieser Vetter, nicht geeignet, vor Mädchenaugen Gnade zu finden; eine dürre, knochige Gestalt, die in dem abgetragenen schwarzen Rock, der augenscheinlich auf einen andern Leib, als den seines jetzigen Besitzers, gemacht war, noch eckigter und unbeholfener aussah. Auch nicht einen angenehmen Zug hatte die schaffende Natur in dieser Bildung ausgeprägt, während doch das verliebte Blinzeln der unstäten grauen Augen und ein fades Lächeln, das fort und fort um breite Lippen spielte, ein Bestreben verriethen, sich wenigstens Mariannen gegenüber angenehm und liebenswürdig zu erweisen. Eine lange und schmale Schachtel unter dem einen Arm, sammt einem Instrument zum Schmetterlingsfang, verkündigte auf den ersten Blick den eifrigen Insektenjäger, und selbst der alte schwarze Hut, den er behutsam vom Kopfe nahm und auf eine Bank legte, war mit Käfern und Schmetterlingen besteckt. Er schien lange abwesend gewesen zu seyn. Ich erfuhr, daß er eine Zeitlang als Hülfslehrer bei einer Schulanstalt in einer benachbarten Stadt angestellt gewesen sey, diese Stelle aber jezt aufgegeben habe, um der Frau Muhme und werthesten Jungfer Marianne wieder näher zu seyn; eine Aeußerung, welche die Erstere mit einem bedeutsamen Lächeln beantwortete, die Andere aber gänzlich zu überhören schien.

Die Mutter entfernte sich jezt, um einen Imbiß für den Vetter zu besorgen. Marianne hatte in sichtlicher Verstimmung an meiner Seite wieder Platz genommen, und strebte das unterbrochene Gespräch wieder fortzusetzen. „Die Jungfer Muhme,“ hob endlich der Vernachlässigte an, indem er einen giftigen Seitenblick auf mich warf, „scheinen sich in meiner Abwesenheit recht wohl befunden zu haben. Sie sehen ungemein wohl und blühend aus.“ — „Ohne Zweifel,“ war Mariannens kurze Antwort; „mir ist recht wohl gewesen, während Sie entfernt waren.“ — Er schien jedoch den Doppelsinn zu überhören, denn die Erscheinung eines ungewöhnlichen Schmetterlings zog seine ganze Aufmerksamkeit auf sich, und nicht lange, so verschwand er mit dem Fangeisen in den Händen. Marianne war während dem auch aufgestanden und hatte sich hinter der Heckenwand verloren; auch ich verließ nun den Platz und setzte mich nach einigen Gängen durch den Garten an dem gedachten Häuschen auf die Mauertrümmer. Ich hatte, meinen Gedanken nachhängend, es kaum bemerkt, daß es bereits zu dunkeln begann, als ein leiser Schlag auf die Achsel meinen Träumereien ein Ende machte und Frau Richter neben mir stand. „Sie werden sich erkälten, Herr Herbert,“ redete sie mich an, „hier in der

Abendluft, die so kühl über die Wiesen streicht, und zwischen den feuchten Steinen." — Ich war aufgestanden, für ihre Fürsorge dankend; aber indem mein Blick auf den Mauertrümmern haftete, konnte ich mich nicht enthalten, die Frage an sie ergehen zu lassen: „Wozu mag wohl das Gebäude, welches früher hier gestanden, gedient haben?" — Eine dunkle Röthe ergoß sich plötzlich über das Gesicht der Frau. Sie starrte mich einige Augenblicke mit dem Ausdruck des Zornes und Mißtrauens an, und polterte dann heftig heraus: „Was weiß ich, wozu es gedient haben mag, wenn es nicht ist, um des alten Doktors Gold, wenn er solches gehabt hat, in Rauch verwandelt, durch die Schornsteine zu schicken, und wen kümmert's auch, wozu er das alte Nest gebraucht hat!" — „Gewiß, Frau Richter," entgegnete ich mit angenommener Empfindlichkeit, „es kann uns beiden gleichgültig seyn; aber warum nehmen Sie meine unschuldige Frage so gar übel auf?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Neue Entdeckungen und Erfindungen.

Obschon über Stockung des Handels viel geklagt wird, hier wie überall, so bleibt doch der Gewerbfleiß nicht müßig, und bei der lezten öffentlichen Sitzung der Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste wurden, wie gewöhnlich, eine Menge Belohnungen und Aufmunterungen für neue Erfindungen und Verbesserungen ausgetheilt. Einige derselben will ich hier kurz aufführen. Die Tapeten, welche in Frankreich schon so oft verbessert worden, haben kürzlich wieder eine bedeutende Vervollkommnung erhalten. Bisher druckte man mit hölzernen Formen und meinte, dies sey hinreichend, da die Tapeten doch nur von Weitem gesehen werden und also die Feinheit der Darstellung verloren gehe. Dies mochte ehemals wahr seyn, als man nur große Säle damit ausschmückte; allein in Paris ist jezt auch die Wohnung des Aermsten mit bunten Papieren ausgestattet, die wenig kosten, aber freilich auch nicht viel werth sind. Die Farben waren allmählig glänzender und dauerhafter, die Verzierungen geschmackvoller geworden, besonders seit der Entdeckung der Arabesken in Pompeji; allein an feine Zeichnungen war bei dem Abdrucke mit hölzernen Formen nicht zu denken gewesen. In diesem lezten Fache ist nun kürzlich eine große Verbesserung eingetreten, indem man auf den Einfall gerathen ist, die Tapeten mit kupfernen Rollen zu bedrucken, worauf die Zeichnungen gestochen werden; ein Verfahren, welches bereits bei dem Bedrucken feiner Kattunzeuge angewandt wird und wahrscheinlich aus England herrührt, das in der Verfertigung der baumwollenen Zeuge die größten Fortschritte gemacht hat. Man hat jezt Tapeten, worauf die feinsten Brüsseler Spitzen weiß auf dunkelm Grunde dargestellt sind. Man könnte schöne Kupferstiche auf Tapeten anbringen, wenn man nicht fürchten müßte, diesen Artikel allzusehr zu vertheuern. Indessen wäre es doch möglich, daß nun die höhere Kunst sich auch mit den Tapeten abgäbe und Porträte, Landschaften und dergleichen sehr fein auf denselben darstellte. — Auch die Färberkunst hat sich einer nützlichen Erfindung zu erfreuen. Ein französischer Färber, Namens Doubreville, aus der Gegend von Rouen, hatte sich, da es ihm ernstlich um die Vervollkommnung seiner Kunst zu thun war, nach Indien begeben, um hier die alten und stets unveränderten Verfahrungsarten zu studiren, welche so glänzende und dauerhafte Farben auf Zeugen hervorbringen. Dies war kein Leichtes; nicht als ob die Indier, wie manche Europäer, ein großes Geheimniß aus ihrer Kunst machten, sondern weil sie nach altem Brauche eine Menge Dinge zusammennehmen, um eine schöne Farbe hervorzubringen. Man hält es dort mit den Farben, wie ehemals bei uns mit der Kochkunst und mit der Arzneikunde, wo man glaubte, je mehr Dinge man mit einander vermische, desto köstlicher würden die Speisen, desto wirksamer die Arzneien. Es kam also z. B. darauf an, auszumitteln, was unter allen Ingredienzen, welche die Indier mit einander vermengen, um das schöne Roth hervorzubringen, der wahre Grundstoff sey. Der Färber fand nun, daß es von einer Wurzel herrühre, die man schon längst in Europa kannte, aber der man niemals diese Kraft zugetraut hatte. Sie heißt Chajawert und wurde als bloßes Beizmittel betrachtet und gebraucht; es findet sich aber, daß dieselbe außer dieser beizenden Kraft noch eine schöne rothe Farbe besizt, die man blos von dem beizenden Stoffe zu lösen braucht. Von nun an bekommt also diese Wurzel einen ganz andern Werth im Handel, als sie bisher hatte, und gelingt es, dieselbe in unsern Gegenden, besonders im südlichen Europa, fortzupflanzen, so wird die Erfindung noch viel wichtiger seyn. Es verdient bemerkt zu werden, daß dieses Chajawert ein Grundstoff für alle gelben und rothen Farben bei den Indiern ist; mit dem Indigo und dem Chajawert könnte man die ganze feinere Färbekunst besorgen. Sollte also die lezte Wurzel die Wichtigkeit der erstern im Handel bekommen, so würde manche andere Farbe darüber zu Grunde gehen. — Die Lithographie oder der Steindruck, der nun in Frankreich eine außerordentliche Menge von Produkten, guten und schlechten, liefert, hat sich im lezten Jahre einiger Verbesserungen oder neuen Methoden zu erfreuen gehabt, die vielleicht dauernder seyn werden, als manche andern, die man prunkend angekündigt hatte, deren Nutzen sich aber im Gebrauche nicht bewährt hat. So z. B. hatte man bei dem Mangel an tauglichen Steinen in Frankreich vorgeschlagen, künstliche dazu zu gebrauchen, oder gar harte Pappe zu nehmen; allein man hat gefunden, daß beides seine Schwierigkeiten hat und es besser ist, Steine aus Baiern kommen zu lassen. Es vergeht kein Jahr, wo nicht Verbesserungen des Steindrucks oder Bereicherungen dieser Kunst angekündigt werden; allein, wie gesagt, wenige halten Stich. Zu den lezten Verbesserungen und Erfindungen gehört nun auch ein Verfahren, wodurch die Zeichnung auf dem Steine zu einer erhabenen Fläche wird, indem man die nicht mit Zeichnung bedeckten Stellen wegbeizt; man druckt nun dieses Relief in eine weiche Form ab, läßt sie hart werden und gießt in dieselbe ein Metall, bekommt also dadurch dieselbe Arbeit in Metall und stereotypirt auf diese Art jede beliebige Zeichnung. Natürlich ist dieses Verfahren, welches kein ganz wohlfeiles seyn kann, nur bei Zeichnungen räthlich, deren Absatz sicher ist; sehr zu empfehlen ist es, um die Kupferplatten in Schulbüchern, die Vignetten u. s. w. zu ersetzen, wie auch, wenn eine Zeichnung auf dem Steine sehr wohl gerathen ist und man dieselbe als ein Meisterstück zu erhalten wünscht.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 192.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 11. August 1832.

Man raunt von argen Dingen; unerhörte That
Zeugt unerhörte Angst.

Shakespeare.

Vergehen und Strafe.

(Fortsetzung.)

„Unschuldige Frage!“ lachte Frau Richter höhnisch. „Meinen Sie, Herr Herbert, ich merke nicht, wo Sie mit der unschuldigen Frage hinaus wollen? Nicht wahr, Sie hörten auch von dem Mährchen, daß ich in dem alten Baue einen Schatz gefunden, um deßwillen ich den Burschen, der uns entlief, oder ertrank, soll über die Seite geschafft haben, damit er mich nicht verrathe, und späterhin sogar vielleicht den Mann, da er geisteskrank geworden, und so vielleicht ausplaudern konnte? Ich habe mir's längst gedacht, daß Sie davon hören und dann den Abscheu, mit mir unter einem Dache zu hausen, nicht würden überwinden können. Nun, es hängt gänzlich von Ihnen ab!“ — „Sie ereifern sich ganz ohne Ursache,“ erwiederte ich. „Glauben Sie mir, ich denke nicht so schlimm von Ihnen, und Niemand, hoff' ich, thut es.“ — „Niemand? Die ganze Stadt denkt das; aber ich mache mir nicht so viel daraus! Ja, wenn ein Armer sein ganzes mühseliges Leben hindurch gespart und bei trocknem Brod und schwerer Arbeit etwas erübrigt hat, und nun die lezten Paar Jahre, die ihm noch bleiben, in Ruhe zubringen will, gleich muß er es auch geraubt und gestohlen haben! Woher aber Eure wucherischen Reichen, Eure betrügerischen Beamten es nehmen, um ein ganzes Leben hindurch zu faulenzen und zu schwelgen, danach fragt Niemand.“ — „Beruhigen Sie sich,“ unterbrach ich den Wortstrom. „Sagt man Ihnen ohne Ihr Verschulden Uebles nach, so wird und muß Ihr Bewußtseyn Sie trösten, und ein unbescholtener Wandel wird nach und nach die üblen Gerüchte zum Schweigen bringen.“ — „Glauben Sie das nicht,“ fiel sie nur heftiger ein; „gemeinen Leuten hängt so was an ihr Lebenlang! Die Reichen freilich und Vornehmen, die wissen ein böses Gerücht zum Schweigen zu bringen. Ein Fest, eine reiche Bewirthung macht Alles verstummen, wie ich das wohl hundertmal erlebt habe, und aus den Afterrednern werden Freunde und Lobpreiser! Was aber können gemeine Leute in solchen Fällen thun?“ — „Geduld haben,“ erwiederte ich, „wenn Sie unschuldig sind und ein gutes Gewissen haben.“ Sie wechselte die Farbe bei diesen Worten, die ich mit besonderem Nachdruck gesprochen, und ihr Blick haftete mit einer an ihr nicht gewöhnlichen Verlegenheit am Boden. Da drang plözlich der Ton eines heftigen, aber gewaltsam unterdrückten Schluchzens durch das Gebüsch, und als ich hinzusprang, die Zweige theilend, erblickte ich Mariannen, mit dem Gesicht an einem Baumstamme gelehnt, in krampfhaftem Weinen. „Marianne!“ rief die Mutter, hinzuspringend und die fast Ohnmächtige mit starken Armen umfassend; „mein unglückliches Kind, was ist Dir!“ Auch ich wollte mich nähern, aber erschreckt von des armen Mädchens todtbleichen Zügen und dem Abscheu, womit sie jede Hülfleistung abwehrte, trat ich zurück und zog es vor-

mich unvermerkt zu entfernen, der Mutter es überlassend, sie zu beruhigen.

Aber wie — war es die Erinnerung an das, was einst hier vorgegangen, oder der Schmerz über die unverdiente böse Nachrede, was Mariannen, indem sie zufällig eine Zeugin meines Gesprächs mit der Mutter gewesen, so gewaltig aufgeregt? Wahrlich, das Wesen der Alten, ihr Zorn über den bösen Leumund, der scheue Blick, womit sie, indem ich vom guten Gewissen sprach, zu Boden sah — das Alles schien mir eben nicht für ein reines Bewußtseyn zu zeugen, und doch hätte ich, bekannt mit der Trüglichkeit solcher Folgerungen, um keinen Preis sie unbedingt für schuldig halten mögen. Mariannen sah ich seit diesem Vorfall schattenbleich und in trübem Schweigen umhergehen. Dabei war es mir auffallend, daß sie, statt, wie ich geglaubt hatte, seit diesem Vorgang meine Nähe zu vermeiden, dieselbe vielmehr eifrig zu suchen schien, obgleich sie dann schüchterner und wortkarger war denn je, und nicht selten begegnete ich unvermuthet einem Blicke, der mit einem so eigenen, flehenden Ausdruck mir zugewendet war, daß ich gar nicht zweifelte, es laste ein Geheimniß auf ihrem Herzen, welches einem theilnehmenden Wesen zu vertrauen, ihr das größte Bedürfniß sey, während mich die Ahnung von der Natur einer solchen Mittheilung ebenfalls an ihrer Seite verstummen ließ.

Täglich sah ich seit jenem ersten Erscheinen auch den Schmetterlingsjäger den Garten durchstreifen, und bald wollte es mir vorkommen, als ob er sein Fangeisen nicht sowohl nach den unschuldigen Flatterern über den Blumenbeeten, als vielmehr nach der holdesten Blume dieses Gartens, nach der lieblichen Marianne selbst ausstrecke. Er schmunzelte so verliebten Blickes um sie her, und wurde, so entschieden sie sich auch von ihm abwendete, doch nimmermehr müde, ihr auf seine süßlich schaale Weise zu huldigen, daß Marianne bald gar nicht anders mehr als in den spätern Abendstunden im Garten sichtbar wurde. Aber der verliebte Kandidat hatte dieß nicht so bald ausgewittert, als er auch der Phaläne nachstellend, spät Abends im Garten umherschlich, und mir entging es nicht, daß er zwischen dem Strauchwerk, welches das Lindenrund umgab, sich ein Versteck ersehen hatte, und ein verdächtiges Rauschen zwischen dem Laubwerk verrieth mir mehr als einmal den Lauscher, der Mariannens Gespräch mit mir zu erhorchen bemüht war. Vielleicht mochte, was er auf solche Weise erhorcht hatte, ihm die Ueberzeugung gegeben haben, es walte kein Liebesverständniß zwischen uns ob; denn seit einigen Tagen sah ich die scheuen Blicke, welche er mir bis dahin zugeworfen, in die Gebehrden einer unbeholfenen und kriechenden Höflichkeit verwandelt; mehrmals drängte er sich an meine Seite, mit dem, wiewohl meistens vergeblichen Versuche, ein Gespräch anzuknüpfen, und endete zuletzt damit, mich nach einer weitschweifigen und umständlichen Einleitung, und unter tausend Entschuldigungen um eine Unterredung unter vier Augen zu bitten, in welcher er mir etwas zu entdecken habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Neuseeländer.

(Fortsetzung.)

Das geringste Vergehen bringt dem Sklaven, wenn ihr Gebieter in übler Laune ist, augenblicklichen Tod. Aber dieß ist nicht Alles: stirbt derselbe, oder kommt er in der Schlacht um, so reizen sich die Verwandten gegenseitig zu einer Wuth auf, wobei oft alle Sklaven, die ihnen in den Weg kommen, bluten müssen. Die männlichen Sklaven dürfen nicht heirathen und bei Todesstrafe keine Verbindung mit einem Weibe haben, und die Weiber sind ihres Lebens um nichts sicherer, wenn sie auch ihr Gebieter heirathet. Indessen fangen sie doch an, sich ihres Kannibalismus vor den Engländern zu schämen, und der Reisende schmeichelt uns mit der Hoffnung, daß, wenn sie sich einmal allgemein mit Handel und Gewerben beschäftigen, diese Unmenschlichkeiten gänzlich verschwinden werden, da sie sonst von Charakter mild und freundlich sind. Obgleich sie sowohl aus natürlichem Hang und aus Ehrgeiz, als aus Habsucht und Rachedurst ewige Kriege führen, so gibt es doch Männer unter ihnen, die das Land als Friedensstifter durchziehen und als solche in hoher Achtung stehen. Auch wurde kurz vor Earls Abreise ein Streit, welcher die ganze Insel in Krieg zu verwickeln drohte, auf einer Art von Landtag ohne Blutvergießen ausgeglichen, obgleich manche der jüngern Krieger höchst aufgebracht darüber waren und aufs Gerathewohl unter die Häuptlinge schoßen, um vielleicht durch Tödtung oder Verwundung eines derselben unmittelbaren Anlaß zum Kampfe zu geben.

Sie sind sehr ehrlich im Handel mit den Europäern; ihre Preise sind bestimmt; zehn große Schweine, oder 120 Körbe Kartoffel (etwa dreißig Centner) geben sie für eine Flinte; für andere Gegenstände, wie Fische, Malz oder Früchte, nehmen sie Fischangeln oder Tabak.

Wir fügen dieser allgemeinen Uebersicht noch einige Auszüge bei. — Die folgende Beschreibung einer Zusammenkunft zwischen zwei Stämmen ist sonderbar genug. — Die Landung der Napuenser ging in der größten Ordnung vor sich, und der Auftritt hätte mir Freude gemacht, wäre ich ganz ohne Besorgnisse gewesen. Alle unsere Freunde von Schuliteas Stamm waren nackt, mit Oel eingerieben und völlig bewaffnet; ihre Flinten waren geladen, ihre Patrontaschen um den Leib

geschnallt, und ihre Patu-Patus (steinerne Beile) an dem Handgelenke befestigt. Ihre Haare waren fest in einem Knoten auf dem Wirbel zusammengeschlungen und sehr schön mit Albatroßfedern geschmückt. So wie die Ankömmlinge landeten, duckten sich alle auf unserer Seite gegen den Boden und beharrten mit starr auf ihre Gäste gerichteten Augen in tiefem Schweigen. Sobald jene gelandet hatten, kamen sie, mit Flinten und Rudern bewaffnet, in geschlossenen Reihen auf uns zu marschirt. Als sie ganz nahe waren, machten sie plötzlich Halt; die Unseigen blieben immer ruhig und zum Anschlagen fertig. So blieben beide Theile gegen fünf Minuten stumm einander gegenüber und beobachteten sich mit wilden Blicken; eine der schönsten, außerordentlichsten Scenen, die mir je vorgekommen. Den Vordergrund bildeten die Reihen nackter Wilden, welche mit vorgehaltenen Flinten alle auf einem Knie ruhten; ihre breiten, kräftigen Rücken glänzten in den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne und hoben sich sehr schön von dem dunkeln Gebüsche vor ihnen ab. Die Fremden waren aufs Abentheuerlichste geputzt, einige bewaffnet, andere nackt, einige mit langen Bärten, andere über und über mit rothem Oker bemalt; auch ihre Gestalten waren in der vollkommensten Ruhe, außer dem rollenden Auge, welches unverwandt auf die Gegner geheftet war. Den Hintergrund bildete der Strand, an ihm ihre schönen Kriegsböte, welche sich auf den Wellen schaukelten, und das Gebirge auf der andern Seite der Bucht, welches die aufgehende Sonne mit den mannigfaltigsten Farben schmückte. Die Stille dauerte jedoch nicht lange; die Narpuenser begannen einen lärmenden Gesang und Tanz, wobei sie auf's Furchtbarste schrieen und sprangen und die gräßlichsten Verzerrungen machten. Alsbald erscholl ein lauter Schrei von den Unsrigen, und sie schienen nun ihre Gäste in Verzerrungen überbieten zu wollen. Hierauf fingen die Narpuenser einen zweiten Tanz an; die Unsrigen stürzten nun auf sie zu, und es kam zu einem Handgemenge, wobei man einander von beiden Seiten ziemlich harte Stöße versetzte; zuletzt feuerten alle ihre Flinten in die Luft, und die Landungsfeierlichkeit hatte ein Ende. Nun traten sie zusammen, rieben die Nasen an einander, und die besondere Freundschaft für einander hegten, gaben während der Umarmung ohrzerreißende Töne von sich. Die Sklaven zündeten Feuer an, um das Frühstück zu bereiten, während die Krieger sich in einem länglichen Kreis niederkauerten. Einer nach dem andern stand alsdann auf und hielt eine lange Rede, wobei er beständig auf und ablief und seine Worte mit den heftigsten, aber auch so passenden Geberden begleitete, daß man, ohne ein Wort von der Sprache zu verstehen, den Sinn der Reden hätte errathen können. Ein Redner wird niemals unterbrochen, und wenn er zu Ende ist, sezt er sich nieder und ein anderer tritt an seine Stelle, so daß alle, welche es wünschen, ihre Meinung abgeben können, ehe die Versammlung aufbricht.

. Religion. — Troz des kriegerischen Sinnes der Neuseeländer stehen die Friedensrichter in hoher Achtung, obgleich sie eigentlich kein Amt bekleiden, wie es denn überhaupt keine Priesterschaft unter ihnen gibt. Ihre Religion, wenn man es so nennen will, besteht in einer Menge thörichter Ceremonien. Anfangs glaubte ich, die vielen geschnizten Figuren, die man von Neuseeland nach Europa bringt, seyen Gözen; aber dies ist nicht der Fall. Es sind nichts anders als Produkte der Einbildungskraft der rohen Künstler des Landes, und sie werden als Zierrathen an den Häusern angebracht. Eine ihrer Lieblingsbildungen ist eine Eidechse, die einen Menschenkopf hält; denn ihrer Sage nach war es jenes Thier, das den ersten Menschen beim Schopf aus dem Wasser zog. Auch ist die Eidechse heilig, und Niemand thut ihr was zu Leide. Mehrere Häuptlinge versicherten mich, sie glauben an einen großen, unsichtbaren Geist, Atna genannt, welcher über sie wache, und sie sehen sich beständig nach Zeichen seines Wohlwollens oder Mißfallens um. Es weht kein Wind, den sie nicht als einen Boten von ihm betrachten, und es fehlt auch nicht an feinen Köpfen, welche den göttlichen Willen besser zu wissen vorgeben, als andere, und durch die Kunst, in die Zukunft zu blicken, großen Einfluß ausüben. So haben sie sich unter andern auch das Recht angemaßt, die Unverlezlichkeit, der sie selbst genießen, andern Personen und Dingen mitzutheilen, und die Häuptlinge wissen sich ihrer trefflich zur Beschüzung ihres Eigenthums durch das bekannte Tabu zu bedienen. Ein tabuirtes Feld, läge es auch fünfzig Meilen entfernt, ist gesicherter, als wäre es von Mauern und Wachen umgeben, wenn anders die Schweine nicht in dasselbe brechen, welche frei das Land durchstreifen, weßhalb die offenen Felder beständig bewacht werden müssen. Das Tabu scheint das Hauptdogma in der Religion der Südseebewohner zu seyn. Es ist gefährlich, allein zu gehen, weil man irgend eine geheiligte Stelle betreten könnte, und die Ermordung von Europäern ist sicher oft dadurch herbeigeführt worden, daß dieselben unwissend gegen diesen so tief eingewurzelten Aberglauben gesündigt haben. Wer eine Leiche berührt, ist sogleich tabu und darf mit den eigenen Händen nichts mehr berühren, was er in den Mund bringt. Ich habe nicht selten die Einwohner eines ganzen Dorfes wie Kinder von ihren Sklaven füttern, oder auf dem Bauche liegen und mit dem Munde aus einem Teller oder Korbe essen sehen, als wenn sie alle durch eine plötzliche Krankheit gelähmt wären.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Neue Erfindungen. Eisenbahnprojekte.

Noch ein anderes Verfahren zur Verbesserung des Steindrucks ist der Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste als neu angegeben worden. Eine bedeutende Unbequemlichkeit bei den Darstellungen auf Stein war die, daß man die Schatten nicht hinlänglich verstärken konnte, da der Stein nur eine gewisse Quantität von schwarzer Kreide aufnimmt und hernach nicht schwärzer wird, wenn man auch hundertmal darüber herführe. Dadurch entstand denn bei den Zeichnungen Mangel an Nüanzen und eine unangenehme Einförmigkeit oder Eintönigkeit, die dem Effekte sehr schadete. Um diesem Fehler nun abzuhelfen, ist man auf den Einfall gerathen, zuerst den Stein mit Schwärze stark zu überziehen und dann mit eigenen Werkzeugen die Lichtseiten darin anzubringen, nämlich vermittelst Wegnahme der Schwärze. Anstatt also schwarz auf weiß anzubringen, geschähe bei diesem Verfahren gerade das Gegentheil. Eine Sache beim entgegengesezten Ende angreifen, um sie zu erleichtern, ist bei den Franzosen nichts Seltenes. Man sieht auf den Gassen von Paris oft die Holzsäger nicht mit der Säge durch's Holz fahren, sondern die Säge feststellen und mit dem Holze darüber herfahren, bis es zerschnitten ist, besonders wenn das Holz nicht allzu dick ist. Ob nun jenes Verfahren mit dem Schwärzen der Steinplatten wirklich gut, und ob es eine französische Erfindung, oder aus der Fremde eingeführt worden ist, weiß ich nicht. Seitdem der Steindruck in Frankreich eingeführt ist, verliert die Kupferstecherkunst sehr; zu den feinern Darstellungen in kleinerm Formate findet man nur noch wenige geschickte Künstler, weshalb man auch die Almanache jezt mit den Abdrücken englischer Kupferplatten ziert. Dies ist ein Uebel; indeß wird es durch den Nuzen aufgewogen, den die leichte Verbreitung von bildlichen Darstellungen vermittelst des Steindrucks gebracht hat. Landschaften, Porträts, Gebäude, alte Denkmäler werden allgemein bekannt, seitdem man ein so leichtes Verfahren hat, um sie darzustellen, und wäre die Lithographie nicht vorhanden, so würden Tausende von Gegenständen unbekannt bleiben. Zwar gibt es noch einige alte Kupferstichhändler in Paris, welche sich mit dem Absaze lithographirter Bilder gar nicht befassen wollen und keines derselben in ihren Läden dulden; allein diese alten Leute stemmen sich vergebens wider den Strom; alle ihre Kollegen haben ihre Läden voll von lithographirten Blättern, und bei manchen werden die Kupferstiche selten. Auch größere Unternehmungen hatte die Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste in ihrer lezten öffentlichen Sizung zu belohnen. Dahin gehört vorzüglich das Bohren von artesischen Brunnen, die nun in Frankreich zu Stiftung von Bohrgesellschaften Anlaß geben, und das Anlegen von Eisenbahnen, dergleichen aber bis jezt nur noch in der Nähe der Fabrikstadt St. Etienne, welche ihre Steinkohlen einige Meilen weit aus den Bergwerken zu beziehen hat, zu Stande gekommen sind. Anderswo, besonders zwischen Paris und Havre, auf der jezt am meisten befahrnen Landstraße, sind sie zwar auf dem Papiere entworfen, aber ehe sie vom Papier in die Wirklichkeit übergehen, wird wahrscheinlich noch eine bedeutende Zeit verstreichen. Zuerst stritt man darüber, ob es besser sey, zwischen den beiden Städten einen Kanal oder eine Eisenbahn anzulegen; denn ehe ernstlich an die leztere gedacht wurde, sollte ein großer Kanal angelegt werden, nicht minder breit und tief, als der Kaiserkanal in China. Kleine Kauffahrteischiffe sollten vom Meere den Kanal herauf bis nach Paris fahren können, und man suchte schon den Ort, wo der Pariser Hafen angelegt werden sollte. Einige wollten ihn auf dem Marsfelde in Paris haben, Andere in der Grenelleebene vor der Stadt. Als nun die Nüzlichkeit der Eisenbahnen einleuchtend wurde, wurden die Kanalprojekte, deren schon mehrere waren, alle zu Wasser, und nun berechnete man die Kosten der Bahnen, auf welchen man vermittelst Dampfmaschinen in drei oder vier Stunden nach Rouen, und von da in noch kürzerer Zeit nach Havre gelangen sollte. Dies war nun noch glänzender und anlockender, als das Kanalprojekt. Indeß man nun rechnete und stritt, legten die Engländer ihre Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester an, und nun war der praktische Vorzug der Eisenbahnen zwischen einem Hafen und einer großen Fabrikstadt erwiesen. Eine längere Bahn, als diese, haben aber bis jezt sogar die Engländer nicht, und ihr Projekt, eine solche Bahn zwischen London und Birmingham anzulegen, findet Schwierigkeiten, gerade wie das einer Eisenbahn zwischen Paris und Havre. Vielleicht aber kommt doch noch beides zu Stande. In Frankreich gedeihen solche Unternehmen langsamer als in England; dagegen benuzt man auch die Erfahrungen des Nachbarstaates, welche zuweilen theuer zu stehen kommen, und wenn man in gewissen Zeitungen des Auslandes, besonders Deutschlands, Frankreich als ein gänzlich zerrüttetes Land darstellt, in welchem Handel, Gewerbsfleiß und Wetteifer darniederliegen, so beweisen die öffentlichen Sizungen der Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste das Gegentheil.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 186:

Hambach.

Charade.

1. 2.

Gieße mir, Geliebte, rothen Wein
In den schön anklingenden Becher ein,
Daß das Wort von trunknen Lippen tönt,
Das, ein Wunsch, dein Leben dir verschönt:
Ewig! sezt' ich gerne noch hinzu,
Ewig, schön wie nun, die meine du.

Wem des Feindes Dolch die Brust gerizt,
Wem das Messer an der Kehle sizt,
Willst du ihn beglücken, rufe du
Mit Erfolg ihm dieses Wörtchen zu.
Aber liegt er erst im tiefen Grab,
Ruft nur Gott es mit Erfolg hinab.

3.

Wenn dir so um's Herz ist, freut es mich,
Bleibe so dir jezt und ewiglich!
Aber ewig so soll dir nicht seyn,
Eh' auch mich die dunkle Gruft hüllt ein;
Denn ich fände ohne dich, mein Licht,
Dies Wort nicht hienieden, drüben nicht.

1. 2. 3.

Diesen liebsten Wunsch sprach oft mit Schmerz
Aus, und brach damit ein armes Herz;
Freudig ruft mein reiches Herz ihn aus,
Bleibst du selbst nicht lang, dein Brief nicht aus;
Doch: auf ewig! sey' ich nicht hinzu:
Todt für mich, mein Leben, wärst ja du.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 193.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 13. August 1832.

Im selben Verhältnisse, als ihre seltsamen Gebräuche rohe Völker uns entfremden, bringt ihr natürlicher Verstand sie uns wieder näher.

Forster.

Die Neuseeländer.

(Beschluß.)

Ein Canoe, das einen Todten getragen, wird tabu und nicht mehr gebraucht, und wer es zufällig berührt, erlangt dieselbe Eigenschaft. So lange sich einer tatowiren läßt, ist er tabu. Einmal nahm ich einige Späne von einem Werfte weg, wo man mehrere Kriegsbote ausbesserte, und erfuhr zu meinem Schrecken, daß dieselben, so wie alles Material und die Arbeiter selbst, tabu seyen. Nur durch die Versicherung, daß mir die Sache unbekannt gewesen, und das Versprechen, mich in Zukunft mehr in Acht zu nehmen, erlangte ich Verzeihung. So glücklich war aber eine unserer Hennen nicht. Sie hatte sich in aller Einfalt in einem heimlichen Winkel des Werfts ein Nest gemacht und da einen Trupp Küchlein zur Welt gefördert. Als sie eines Tags unvermuthet mit ihrer Brut ans Licht trat, erhob sich ein lautes Geschrei des Entsetzens, und Mutter und Junge mußten die Entweihung mit dem Leben büßen. Ob die Arbeiter das Fleisch derselben mit gleichem Abscheu verworfen, habe ich nicht erfahren können. Die folgende Beobachtung zeigt indessen, wie leicht es seyn würde, die Eingebornen dem Christenthume zuzuwenden. Alle Europäer, die sich an dieser Küste (Ko-ro-ra-di-ka) niedergelassen hatten, hielten den Sonntag, rasirten sich, legten ihre besten Kleider an und wohnten dem Gottesdienst bei, wenn einer von den Missionären herüberkam. Mehrere der Eingebornen pflegten sich auch dabei einzufinden, und da sie bemerkten, daß dieses regelmäßig alle sieben Tage eintraf, so nannten sie den Sonntag den weißen Tabutag, „wo die Packiehs (Weißen) reine Kleider anlegen und ihre Arbeiten einstellen;“ und, sonderbar genug, auch sie enthielten sich der Arbeit an diesem Tage. Vergebens stellten wir ihre Höflichkeit auf die Probe, nichts konnte sie vermögen, zu arbeiten, obgleich ihnen zur Zeit ein feindlicher Ueberfall drohte und ihre Kriegsböte nicht gerüstet waren. Zuletzt entdeckten wir, daß ihre List so groß war als ihre Höflichkeit. Sie hatten nämlich bemerkt, daß wir des Sonntags immer später aufstanden, als gewöhnlich; demnach machten sie sich schon mit Tagesanbruch auf die Beine und hatten schon mehrere Stunden gearbeitet, ehe wir uns sehen ließen, sobald sie uns aber erblickten, hatte alles Ruhe; eine äußere Achtung vor den religiösen Gesinnungen Anderer, die wir Europäer selten beobachten, wenn wir uns nicht dazu gezwungen sehen.

Die Insel hatte bekanntlich zur Zeit, als Cook sie besuchte, keine einzige Gattung von Säugethieren. Seitdem hat man Rindvieh eingeführt, welches zu gedeihen verspricht; die Schweine haben sich bereits überall hin verbreitet und liefern sowohl den Eingebornen als den Fremden die Hauptnahrung. Aber das Land ist auch mit einem Heer nutzloser, ja schädlicher Hunde überfüllt, vor deren Heißhunger kleinere Thiere, wie Kaninchen, Ziegen und Schaafe nicht aufkommen können. Selbst unter dem Geflügel

richten sie oft großen Schaden an, und wenn die Einwohner sie nicht bald ausrotten, so drohen sie eine Landplage zu werden. Doch scheinen sie zuweilen als Opferthiere verzehrt zu werden.

Ehe die Neuseeländer mit uns in Verkehr kamen, herrschte sehr allgemein der schreckliche Brauch, daß die meisten Kinder weiblichen Geschlechts bei der Geburt umgebracht wurden; sie meinten, es koste gerade so viel Mühe, dieselben zu erziehen, als die Knaben, und erwachsen taugten sie doch nicht zum Krieg. Der Stolz eines Kriegers war die Menge der Söhne, während man die wenigen Töchter, die man am Leben ließ, mit Verachtung ansah. Jetzt aber hat sich dieß geändert. Da sie sehen, wie sehr ihre schönen jungen Mädchen von den Fremden bewundert werden, welche Vortheile ihnen aus den Geschenken erwachsen, die man denselben zu machen pflegt, und welchen Einfluß sie auf die weißen Männer haben, so sind sie seit einiger Zeit eben so sehr darauf bedacht, ihre Töchter zu hegen, als sie es vorher waren, ihrer los zu werden. Ist also der Umgang der Mädchen mit den Europäern sündlich, so hat eine weit größere Sünde, der Kindermord, welcher noch dazu beitragen mußte, sie grausam und blutdürstig zu machen, dadurch aufgehört.

Begräbniß eines Häuptlings. — Wir fanden eine große Menge Volks versammelt; denn hier, wie bei den meisten Völkern auf den ersten Stufen ihrer Bildung, wird der Werth eines Abgeschiedenen nach der Menge der Freunde und Anhänger abgemessen, welche sich bei seinem Begräbnisse einfinden. Da die Neuseeländer alle völlig bewaffnet erschienen, so sah das Ganze eher einem Kriegszuge gleich als einer Leichenfeierlichkeit.

Muetara, der Nachfolger des Gestorbenen, kam uns am Strande entgegen und schien sich durch unsere Aufmerksamkeit sehr geschmeichelt zu fühlen, da unsere Gegenwart bei der bevorstehenden Feierlichkeit ihm eine gewisse Wichtigkeit in den Augen seiner Landsleute gab. Er ließ uns unter vielen Umständen an den Trauerplatz führen, wo mitten unter einer Menge mit rohem Schnitzwerk verzierter Klötze, welche, wie man uns sagte, Grabmähler voriger Häuptlinge vorstellten und alle tabu waren, eine kleine Hütte stand, welche oben mit Stroh gedeckt, aber an den Seiten offen war. Mitten in dieser Hütte erblickte man die Gebeine des Verstorbenen. Nachdem der Leichnam vier Monate lang in freier Luft der Fäulniß überlassen gewesen, hatte man die Knochen gesammelt und gereinigt, und die weißen Federn, womit sie geziert waren, gaben dem Schädel ein noch gräßlicheres Ansehen. Ein Trupp Weiber, die Wittwe an der Spitze, sangen ein schauerliches Trauerlied; sie zerfetzten sich dabei bei jeder Pause Gesicht, Brust und Arme mit Stücken von Muschelschaalen, bis sie ganz mit Wunden und Blut bedeckt waren. Es ist dieß aber reine Ceremonie, das Gefühl hat selten etwas damit zu thun. Es kamen immer mehr Leute, und wenn sie keinen Raum um die Hütte her finden konnten, so setzten sie sich in der Ferne truppweise nieder, ohne allen Antheil, puzten ihre Flinten, oder trieben Spaß unter einander; aber sobald Raum wurde, zogen sie gelassen die Kleider aus, machten ein höchst trauriges Gesicht, setzten sich, so nahe sie konnten, bei den Gebeinen nieder und fingen an aufs Jämmerlichste zu heulen und sich zu zerfleischen. Keiner schien hierin dem andern nachstehen zu wollen; sobald aber die festgesetzte Zeit verflossen war, sprangen sie auf, wischten sich ab, hingen ihre Matten um und verloren sich wieder unter dem Gedränge. Nur ein Weib sah ich, das wahrhaft trauerte: sie verließ die Gebeine nicht einen Augenblick, ja sie hob nicht einmal die Augen in die Höhe; sie heulte nicht, sie schnitt sich nicht, aber desto mehr erregte sie meine innigste Theilnahme. Es war die einzige Frau des Verstorbenen, sie hatte lange mit ihm aufs Glücklichste gelebt, und sah aus, als ob sie dem Gatten bald ins Grab folgen würde. In einiger Entfernung standen eine Menge Hütten, welche blos für den Augenblick errichtet waren, um die sich die Menge wie auf einem Jahrmarkt drängte. Die Krieger ruhten zum Theil in den Hütten, während die Sklaven das Essen kochten, welches in großer Menge vorhanden war und selbst unter den Sklaven reichlich vertheilt wurde. Nachdem sich alle gesättigt hatten, griffen sie zu ihren Flinten und führten mit dem größten Getümmel und möglichster Kraftanstrengung den Kriegstanz auf. Die Bewegung brachte die frischen Wunden wieder zum Bluten, und dieß gab den Tänzern ein um so furchtbareres Ansehen. Hierauf vertheilten sie sich in zwei Haufen und stellten eine Schlacht vor. Zu bemerken ist, daß keiner betrunken war und bei den harten Schlägen, die sie einander austheilten, keiner die gute Laune verlor. Als alles vorüber war, packte jeder die Lebensmittel, die ihm übrig geblieben, auf, begab sich, ohne vom Wirthe Abschied zu nehmen, oder sich fürs Genossene zu bedanken, in sein Boot und ruderte davon.

Vergehen und Strafe.

(Fortsetzung.)

„Vergeben Sie, werther Herr Herbert," hob Leidmann, als er am folgenden Vormittag zu mir ins Zimmer trat, unter tausend Bücklingen an, „vergeben Sie meine Zudringlichkeit — aber — die Ueberzeugung von Ihrer hohen Einsicht, ein innerer Drang, welcher mich zu Ihnen zieht, macht mich so dreist —" — „Ohne Umstände, Herr Leidmann," fiel ich ihm ins Wort, „was ist Ihr Begehr? Reden Sie frei; womit kann ich dienen?" — „Es ist eine sonderbare Sache," erwiederte er fast verzagt, „und ich weiß freilich selbst nicht, wie Sie

es aufnehmen werden — — und doch — weiß ich mir nicht anders zu rathen. — " — „Zur Sache denn!" rief ich, den Stockenden ermuthigend, und nicht ohne Spannung. „Sagen Sie mir, was Sie wünschen." — „Es wird Ihnen," faßte er sich endlich ein Herz, „wohl nicht so ganz entgangen seyn, daß ich — daß Mamsell Marianne —" — „Ihnen nicht gleichgültig ist," ergänzte ich. „Getroffen, bester Herr Herbert!" erwiederte er; „o Sie lesen in meiner Seele, machen mir das Herz leicht!" — „Und nun weiter?" fuhr ich fort, „wie stehen Sie mit Mariannen?" — „Ach," entgegnete er kleinlaut und erröthend, „wie ich mit ihr stehe! Leider gar nicht!" — „Wie soll ich das deuten? Entdeckten Sie sich ihr nicht?" — „Wie oft, Herr Herbert, wie oft habe ich, verblümt sowohl als unumwunden, ihr die zärtlichen Regungen meines Herzens zu erkennen gegeben, aber die Eigensinnige hat mir noch nie Gehör schenken wollen. — Da wäre nun meine Bitte, daß Sie — ich weiß, sie hat Vertrauen zu Ihnen — daß Sie ihr zuredeten!" — „Welch ein Einfall!" rief ich lachend. „Meinen Sie, daß Zureden Neigung erwecken könne?" — „Das nicht," war die Antwort, „ich meinte blos, Sie möchten Mariannen zureden, meine Frau zu werden — mit der Neigung — fände sich's ja wohl." — „Pfui!" erwiederte ich, „Sie wollten ein Mädchen zu Ihrer Gattin nehmen, das Sie nicht liebt, blos auf Zureden eines Dritten Ihnen die Hand gibt?" — „Ja, es sind sonderbare Verhältnisse," fiel er ein, jezt alle Zurückhaltung aufgebend. „Sehen Sie, die Richter wünscht nichts sehnlicher, als die Tochter zu verheirathen. Früher wollte sie hoch mit ihr hinaus, und ich war ihr damals nicht gut genug. — Aber der üble Ruf der Frau — sie selbst hat mir gesagt, es sey Ihnen nicht unbekannt, was die Welt von ihr rede — dieser Ruf mochte wohl Schuld seyn, daß sich, troz dem Wohlstande der Frau, kein besserer Freier gefunden hat, und so hat die Mutter mir zu verstehen gegeben, daß sie jezt meine Anträge nicht mehr zurückweisen würde. Sie selbst vermag jedoch nichts über die Tochter, daher hat sie mich an Sie gewiesen." — „Ich weiß nicht," entgegnete ich, „falls ich mich auch dazu entschlöße, ob mein Einfluß auf Mariannen so groß seyn würde; aber hievon abgesehen, muß ich fragen: können denn Sie sich über den üblen Ruf der Mutter hinwegsetzen und wollen Sie als ein Geistlicher sich entschließen, mit einer Person in so nahe Verhältnisse zu treten, der man das Schlimmste nachsagt?" — „Ich habe mir es reiflich überlegt," war die Antwort. „Mag es damit seyn, wie es will, Marianne ist jedenfalls unschuldig an Allem, was die Richter gethan, oder vielleicht auch nicht gethan hat. Wer kann es wissen! Auf eine Pfarre, die man mir denn freilich wohl nicht geben würde, rechne ich dann auch nicht mehr. Die Richter ist wohlhabend genug." — „Vielleicht aber mit Unrecht erworbenes Gut," fiel ich ein. — „Der Garten doch nicht," entgegnete er; „den kaufte sie früher. Ach, der herrliche Garten! Sie glauben gar nicht, welche Ausbeute für den Entomologen er in sich faßt! Ich könnte mich lebenslang darin beschäftigen, von hier entomologische Wanderungen machen in das nahe Gebirge und einen Insektenhandel anlegen, der mir so viel einbrächte, als eine mittelmäßige Pfarre, den Ertrag des Gartens noch ungerechnet."

Ich wandte mich halb geärgert und halb zum Lachen gereizt ab. Er folgte mir nach einem Weilchen in die Fensternische und sagte: „Was Sie jedoch, bester Herr Herbert, zu meinen Gunsten etwa möchten versuchen wollen, das — möchte ich Sie bitten, nicht lange zu verschieben. Es ist in Kurzem Mariannens Geburtstag; sie wird dann vierundzwanzig Jahr, mithin majorenn, und nach manchen Aeußerungen zu schließen, will sie dann einen für ihre Zukunft wichtigen Entschluß ausführen. Welcher Art derselbe seyn wird, vermag ich nicht zu ergründen; doch schwerlich ist es ein für meine Wünsche günstiger. Vielleicht wäre es noch möglich, dem zuvorzukommen." — „Schwerlich," entgegnete ich; „Marianne scheint viel Beharrlichkeit zu haben, und — doch Sie werden am besten wissen, was Sie von ihrer Gesinnung gegen Sie hoffen dürfen. Aber haben Sie nie überlegt, welchen Verhältnissen Sie da entgegengehen können? Was dürfen Sie sich z. B. von der sichtlichen Abneigung der Tochter gegen die Mutter für Ihr eheliches Glück versprechen?" — „Marianne," entgegnete er, „könnte fortleben, wie bisher. Nichts sollte sie darin stören. Die Richter besorgte den Garten, während ich meinen Beschäftigungen nachginge. Auch ist die Mutter bereit, die Vorderseite des Hauses ausbauen zu lassen, falls Marianne es wünschte; wir wohnten dann dort, und sie könnte, einem früher oft geäußerten Wunsche gemäß, daselbst eine Freischule für arme Mädchen anlegen, in welcher sie beim Unterricht zu unterstützen, ich mich gerne anheischig machen wollte." — „Nun gut, ich will mir's überlegen, will sehen, was etwa in der Sache sich thun läßt," war endlich meine lezte Antwort, womit ich ihn entließ.

Ich hatte im Laufe des Tages nicht Zeit gehabt, weiter an dies Gespräch, noch an den Auftrag, den ich halb und halb übernommen, zu denken. Der Abend war kühl und regnicht, ich hatte viel zu thun und saß, als schon die Nacht hereingebrochen, noch spät am Schreibtisch; da klopfte es leise an meiner Thüre und klopfte abermals, und als ich nachsah, stand Marianne vor mir, verlegen, wortlos und vor innerer Bewegung bebend. „Was fehlt Ihnen, liebes Kind?" sprach ich sie freundlich an, „was führt Sie zu mir?" — „Vergeben

Sie, Herr Herbert," flüsterte sie endlich, „wenn ich Sie störe; aber ich sah vom Garten aus noch Licht in Ihrem Zimmer." — Sie war während dem eingetreten und hatte ruhig auf dem Sopha Platz genommen. Ihre Verlegenheit war nach den ersten Minuten gewichen und hatte der gewöhnlichen sichern und ernsten Haltung Platz gemacht. „Denken Sie nicht schlimm von mir, Herr Herbert," sagte sie, mir fest ins Auge sehend, „und haben Sie, wie ich mir schmeichle, einige Theilnahme für mich, so versagen Sie mir Rath und Beistand nicht, mich aus der traurigsten Lage zu befreien." — „Aus welcher Lage? Sprechen Sie doch, was kann ich für Sie thun?" Sie schwieg nachdenkend und sah tief seufzend vor sich nieder. „Es wird, nein, es kann Ihnen nicht entgangen seyn, wie ich mit meiner Mutter stehe," hob sie endlich, mit vom Weinen halb unterdrückter Stimme an; „aber es ist eine Bedingung, die ich machen muß, daß Sie mir versprechen, nicht nach den Ursachen eines so unglücklichen Verhältnisses fragen zu wollen. Sie sind sehr trauriger Natur, aber gewiß, ich bin kein entartetes Kind."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

Simond. Peschier. Bonstetten.

Genf hat in kurzer Zeit drei ausgezeichnete Männer verloren. Zuerst starb Simond, der Verfasser geistreicher Reisebeschreibungen von England, der Schweiz und Italien. Wie er in diesen Büchern erscheint, so war er auch: ein Mann, großgezogen in dem einfachen, gerabsinnigen Nordamerika, voll Wahrheit, Recht und Wärme für das Gute und Wahre. Angenehme gesellschaftliche Formen mußte man nicht bei ihm suchen, so wenig wie Kunstsinn. Darum äußerte er sich in seiner italienischen Reise so vandalisch über die ganze bildende Kunst, zumal über die Antiken und Raphael. Nach ihm starb Jakob Peschier, unstreitig der beste Chemiker in der Schweiz. Als Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften war er unablässig thätig in seiner Wissenschaft, und besonders die Pariser Chemiker hielten viel auf ihn. Ihm verdankt man eine Menge zarter Analysen aus dem Pflanzen- und Thierreich. Fast Alles, was er durch seine treffliche Apotheke erwarb, verwandte er zu schwierigen und kostspieligen chemischen Untersuchungen; dabei that er, wie seine Brüder, die Aerzte, viel für kranke Arme. Er war in seiner Jugend lange in Deutschland, und ich hörte ihn mehrmals sagen, nur in diesem Lande finde man gute Apotheken, gründliche Apotheker und Aerzte ohne Charlatanerie. Er hat ein treffliches Mittel zur Vertreibung des Bandwurms erfunden. Kurz vor ihm war sein Bruder, der Arzt, gestorben, der in seinem Fache eben so ausgezeichnet, gewissenhaft und wohlthätig war und viel Gutes im Stillen gestiftet hat. Sodann verloren wir unsern alten, würdigen Bonstetten, der ohne Schmerz und Leid zu seinen Vätern einging. Sein Tod war, wie sein Leben, mild und sanft, und Alle, die ihm nahe waren, werden des freundlichen, bis auf die letzte Stunde geistreichen und anmuthigen Greises ehrend und liebend gedenken. Es ist unbegreiflich, daß der lebendig Fühlende es so lange in dem kalten, rechnenden und messenden Genf hat aushalten können. Wahr ist es, bei seiner Stellung in der Gesellschaft hat er weniger durch diese Stimmung gelitten. Er kam in der Genfer aristokratischen Zeit als Sprosse einer der ältesten und vornehmsten Schweizer Familien hierher, und hatte schon einen literarischen Ruf, der weniger durch hervorstechendes Verdienst, als durch seine genaue Verbindung mit ausgezeichneten Männern, besonders mit Joh. Müller, gehoben wurde. Hippel hat dies früher sehr richtig bezeichnet. Später kam die Commérage mit Matthisson, der Fr. Brun und Consorten, die ja lange genug in Deutschland ertragen wurde und deren Fadheit ihm hier nicht schaden konnte, weil man sie nicht kannte. Durch sein ganzes Seyn und Wesen, durch seine leichte, geistreiche Unterhaltung war er der Liebling der Genfer du haut-Damen geworden; selbst gegen die ältesten, häßlichsten und lächerlichsten war er artig wie ein Oberkammerherr gegen alte Hofdamen, und Alle behandelten dafür den lieben Greis fast wie die Wienerinnen ihren Mozart. Man verhätschelte ihn, und er ließ es sich gerne gefallen. So fand ich es vor sieben Jahren, als ich hierherkam, gerade so war es noch in der Gesellschaft, woran Bonstetten zuletzt Theil nahm. Von deutscher Literatur nach Matthisson und Joh. v. Müller konnte man nicht wohl mit ihm sprechen, denn mit diesen Männern beschloß er sie; die neuen Strebungen seit den Schlegeln kannte er zwar zum Theil dem Namen nach, von ihrem Sinn und ihrer Bedeutung hatte er aber so wenig einen rechten Begriff, als von dem Deutschland unserer Zeit. Am liebsten unterhielt er sich darüber mit Personen, die selbst ihren literarischen Ruf überlebt haben; dann war das Klagen, Bedauern und gutmüthige Bemitleiden der gesunkenen, ausgearteten Zeit gemeinschaftlich. So habe ich ihn nie dahin bringen können, das Literaturblatt oder andere gute kritische Journale regelmäßig zu lesen, um mit Deutschland und seiner Literatur auf dem Laufenden zu bleiben; er wollte nichts darüber lesen, um seine Lieblingsideen nicht aufgeben zu müssen. Er hinterläßt eine durch die Zeit und die frische Lokalfarbe nicht uninteressante Sammlung von ungedruckten Briefen, die er auf seiner ersten italienischen Reise 1774 an Joh. Müller schrieb, französisch, in schlechtem Berner deutsch und italienisch. Eine Auswahl davon, besonders die Briefe aus Rom, Neapel und Florenz, würden gewiß mit Interesse im Morgenblatt gelesen. — Ich habe B. in den Jahren unserer Bekanntschaft nie krank, nicht einmal unpäßlich gesehen, und wenn ihn Jemand über die Ursache dieses ungewöhnlichen Wohlbefindens, dieser Kraft und Heiterkeit fragte, so antwortete er: „Faites comme moi, depuis ma vingtième année je n'ai pas bu une goutte de vin." Ich weiß, daß er Nachts um zwei Uhr manchmal aufwachte und Hunger spürte; da ging er leise, damit es seine Haushälterin nicht höre, über den Vorrathsschrank, aß kaltes Gemüße, kalten Schweinebraten und dergleichen und legte sich darauf wieder nieder, ohne die geringste Unbequemlichkeit zu fühlen. Die Morgenruhe sey dem Greise auch von großem Nutzen, behauptete er. Darum lag er in der Regel bis Mittag im Bett. In diesem Augenblick unterhielt ich mich am liebsten mit ihm, sein Geist war dann am heitersten und freiesten. In der Wärme des Gesprächs schlug er immer heftiger mit dem Rücken der Hand an die Wand, und that sich manchmal recht weh.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 194.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 14. August 1832.

Der Ur kann nicht des Menschen Nachbar seyn.

Voltaire.

Das Wild im Staate Illinois.

Wie reißend schnell im ungeheuren Gebiete der Vereinigten Staaten die Wildniß vor der vorrückenden Kultur zurückweicht, ergibt sich wohl am besten aus der raschen Abnahme des Wilds selbst in den neuesten Staaten. Daß übrigens noch lange Zeit verstreichen wird, bevor sich die Jäger in Illinois, gleich den unsrigen, über die allzugroße Kultur zu beklagen haben werden, ersieht man aus folgendem Artikel, den wir einem im Staate Illinois erscheinenden Magazin entlehnen.

* * *

Der Büffel hat uns gänzlich verlassen. Ehe das Land angebaut war, gab es hier ganze Heerden dieser Thiere, und man sieht noch jetzt häufig Spuren derselben in den sogenannten Büffelpfaden. Es sind dieß hartgetretene Wege, welche gewöhnlich aus den Prairies im Innern des Staates an die Ufer der größern Flüsse führen; man sieht an ihnen, wie die Büffel nach den Jahreszeiten mit ihrer Weide zwischen den niedrigen Sumpfgegenden und den trockenen Bergflächen wechselten. Während des heißen Sommers wurden sie aus den letztern von den Prairiefliegen und im Herbst aus den erstern durch die Muskiten vertrieben; im Frühjahr bot ihnen das Gras der Ebenen eine Fülle von Futter; im Winter gab ihnen das immergrüne Rohr am Flußufer reichliche Nahrung, und das dicke Gehölz in den nahen Niederungen Schutz gegen die kalten Winde. Ihre Pfade sind eng und schnurgerade und zeigen, daß die Thiere einzeln hintereinander und auf der kürzesten Linie ihren Weg durch die Wälder machten. — Das Rothwild ist jetzt häufiger, als man es bei der ersten Niederlassung gefunden, und scheint sich gewissermaßen mit der Bevölkerung zu vermehren. Die Ursache hievon glaubt man darin zu finden, daß das Wild in der Nähe des Menschen Schutz vor den Raubthieren findet, die es in der Wildniß verfolgen, und welchen besonders die Jungen unterliegen. Am meisten leidet es von den Wölfen, welche, wie Hunde, in Koppeln jagen und selten die Jagd aufgeben, bevor sie nicht ihre Beute ereilt haben. Oft hörten wir in mondhellen Sommernächten, während wir an der Thüre des Blockhauses auf der Prairie saßen, Wölfe wie eine Hundemeute hinter einem Reh herbellen. Manchmal erscholl das Gebell aus weiter Ferne über die Ebene her, verlor sich, ließ sich dann wieder mehr in der Nähe und in anderer Richtung vernehmen, brach plötzlich dicht bei uns aus Dickicht hervor, und es war uns, als hörten wir das angstvolle Schnauben des athemlosen Thieres. Einmal sahen wir sogar ein Reh dicht vor der Thüre vorbeifliehen und ihm auf den Fersen seine kühnen Verfolger. Es wird indessen jährlich eine zahllose Menge Rehe von unsern Jägern erlegt, welche blos die Keule und das Fell mitnehmen, das Uebrige aber als unnütz liegen lassen. Auch sind Rehschinken und Felle bedeutende Handelsartikel.

Elendthiere hat man vor einigen Jahren noch gesehen und sogar geschossen; jetzt aber ist es zweifelhaft, ob es

noch welche im Staate gibt. Bären sieht man selten mehr. Sie halten sich am liebsten in den Rohrbrüchen auf, wo sie sich im Winter von den jungen Rohrschößlingen nähren. Ihr Fleisch ist zart und wohlschmeckend und auch sehr beliebt. Wölfe aber gibt es allenthalben in Menge. Es sind zwei Arten, nämlich der gewöhnliche oder schwarze Wolf und der Prairiewolf. Der erstere ist ein großes, wildes Thier, welches große Verheerungen unter den Schaafen, Schweinen, Kälbern, Hühnern und selbst den Füllen anrichtet. Sie jagen in großen Koppeln; am liebsten aber überfallen sie, wie der Indianer, ihr Schlachtopfer und tödten es mit Einem Bisse, ohne sich selbst einer Gefahr dabei auszusetzen. Sie wagen sich selten an einen Menschen, außer wenn sie ihn im Schlaf oder verwundet überfallen können; unter solchen Umständen, wenn die Thiere überhaupt hülflos geworden, machen sie sich auch an die größten, aber nie, wenn sie einen Widerstand zu fürchten haben. Manchmal verbergen sie sich am Ufer der Ströme, wo die Büffel durchzukommen pflegen, und wenn eines dieser mächtigen Thiere etwa im Schlamme stecken bleibt, werfen sie sich über dasselbe her und reißen es in Stücke. Ihre gewöhnlichste Beute ist das Reh; doch verschmäht ihr Heißhunger das kleinste Thier nicht. Vom Hunger getrieben, nähern sie sich den Bauernhöfen und schnappen oft ein Thier vor den Augen der Bewohner weg; besonders kühn zeigen sie sich, wenn die Männer mit den Hunden weg sind, wo die Weiber sie nicht selten am hellen Tage umherschleichen sehen, als wüßten sie, daß die Wohnung ohne Schutz ist.

In früherer Zeit, als das Land noch wenig bevölkert war, begab sich ein Neger im untern Kentucky von einer Pflanzung zu einer andern, mehrere Meilen entlegenen. Am folgenden Morgen fand man sein Gerippe, wovon alles Fleisch abgefressen war. Nicht weit davon lag sein blutiges Beil, und alle Büsche und das Gras umher waren so niedergetreten und der Fußstapfen so viele, daß die Anzahl seiner Verfolger sehr groß gewesen seyn und der Unglückliche lange mit ihnen gekämpft haben muß. Den Spuren nachgehend, fand man, daß die Wölfe ihn eine lange Strecke verfolgt und er sich oft zur Wehr gesezt und sie abgetrieben hatte, wie sich an mehreren Stellen aus den Spuren und dem vergoßenen Blute zeigte. Er hatte dabei mehrere der Raubthiere erlegt, die meisten noch im lezten Todeskampfe, obgleich er keine andere Waffe hatte als sein Beil. — Der Prairiewolf ist kleiner und heißt so, weil er sich ausschließlich in den Ebenen aufhält. Selbst wenn man ihn durch Hunde jagen läßt, flieht er immer nur auf der Ebene hin, verliert sich nur auf Augenblicke und in der dringendsten Noth im Dickicht, erscheint aber gleich wieder im Freien und sezt seine Flucht im Kreise fort. In Größe sowohl als Gestalt hält er sich zwischen Wolf und Fuchs, und in der hellrothen Farbe gleicht er noch mehr dem lezteren. Er nährt sich von Geflügel, Kaninchen, Ferkeln, Kälbern u. s. w., und ist mit dem andern Wolf so vertraut, daß man ihn oft in Gesellschaft mit ihm jagen sieht; ja nichts ist gewöhnlicher, als einen großen schwarzen Wolf von mehreren Prairiewölfen begleitet zu sehen. Füchse gibt es jezt nicht viele; sie werden sich aber ohne Zweifel mit der Bevölkerung vermehren. Den Panther und die wilde Katze findet man wohl tief in den Wäldern, aber für unsere offenen Gegenden sind sie zu scheu. Otter und Biber, sonst so zahlreich, kommen höchstens noch hier und da an den Grenzen vor.

Vergehen und Strafe.

(Fortsetzung.)

„Die Entfremdung von meiner unglücklichen Mutter," fuhr Marianne etwas gesammelter fort, „trat schon frühe ein, und ist leider mit mir groß geworden. Durch eine besondere Verkettung von Umständen geschah es, daß meine Mutter dieselbe nicht so ungern sah, als man hätte meinen sollen, indem es ihr eifriges Bestreben war, mich in Beschäftigung, Betragen und Lebensweise in den Gewöhnungen eines höhern Standes zu erziehen, als der ist, in dem ich geboren war, und als ich erwachsen, war es ihr sehnlichster Wunsch, mich dem gemäß zu verheirathen. Das wollte sich jedoch nicht so fügen, und ich würde auch, wäre es geschehen, aus Gründen, die mir allein angehören, jeden Antrag von der Hand gewiesen haben. So habe ich denn so hingelebt, mit Sehnsucht des Zeitpunktes harrend, wo ich alt genug seyn würde, um selbstständig zu seyn. Er ist jezt nahe, noch wenige Tage, und ich habe das Alter der Mündigkeit erreicht, und ich denke dann einen Entschluß zur Ausführung zu bringen, den ich lange schon hegte, nämlich — das Haus meiner Mutter zu verlassen. Sie haben, auf meinen Wunsch, mir die Hauptstadt und das dortige Leben oft so ausführlich geschildert und hatten dann stets an mir eine aufmerksame Zuhörerin. Ach, nicht ohne Ursache! Es ist meine Absicht, dahin zu gehen und daselbst unbekannt, unter fremdem Namen, von dem Erwerb meiner Hände, oder, wenn das nicht gelingt, dienend mir meinen Unterhalt zu verschaffen. Schon lange trug ich mich mit diesem Plan, aber meine gänzliche Unbekanntschaft mit der Welt ließ mich doch vor der Ausführung erbangen, und es war nur mein sehnlichster Wunsch, ja mein flehentlichstes Gebet, daß Gott mir Jemand senden möchte, mich mit Rath bei diesem Vorhaben zu unterstützen. Da zogen Sie in dieses Haus und ich glaubte einen Wink des Himmels darin zu sehen, und je mehr ich Sie kennen lernte, um so mehr fand ich in dieser Ansicht

mich bestärkt, und mein Vorsatz bildete sich immer weiter aus, je mehr ich durch das, was ich von Ihnen erfragte, zu einer deutlichen Vorstellung dessen kam, was ich ungefähr von einem Aufenthalt in der Residenz dürfte zu hoffen haben. Dennoch hätte ich vielleicht vor der Hand mit der Ausführung noch gezögert, hätte nicht das Wiedererscheinen des Vetters Leidmann meinen Vorsatz plötzlich zum festen, unwiderruflichen Entschluß gestaltet. Dieser Mensch verfolgt mich seit Jahren mit seiner Liebe, seinen Heirathsanträgen. Er weiß nicht, was er sich wünscht. Es ist mir eben so unmöglich, seine Frau zu werden, als ihn zu lieben. Seit seinem Wiedererscheinen vereinigt auch die Mutter ihr Dringen mit dem Seinigen. Dem muß ein Ende werden! Ja, in wenig Tagen bin ich vier-und-zwanzig Jahre alt, und obschon ich in meinem Innern mich längst schon mündig fühlte, so ist es doch gut, daß ich den Schritt, den ich nun thun will, als eine auch der Form nach nicht mehr Unmündige thue. Ich bin geübt in allen feinen Handarbeiten, so wie im Rechnen und Schreiben. Es ist die Aufgabe meiner einsamen Tage gewesen, mich in allen diesen Dingen zu vervollkommnen; könnten Sie nun mir mit einigen Adressen an anständige Personen aushelfen, so gelänge es mir vielleicht, ein vorläufiges Unterkommen zu finden, bis ich dann sähe, wie ich mir weiter helfen könnte."

Die Abentheuerlichkeit dieses Plans erschreckte mich in eben dem Maße, als die starre Entschlossenheit Mariannens, ihn auszuführen, mich in Erstaunen sezte. Ich versuchte, ihr solchen auszureden, und suchte dadurch, daß ich die Gefahren und Unannehmlichkeiten, denen eine Person von ihrer Jugend und Schönheit, so ganz allein stehend, in der Hauptstadt, und überhaupt in der Fremde ausgesezt sey, ihr schilderte, sie von ihrem Vorhaben abzubringen; aber vergebens. Ein ernster Wille, meinte sie, und ein gesetztes Betragen müsse hinreichend seyn, sie überall, wo Gesetz und Sitte walteten, vor jenen Gefahren zu schützen. Es müßte traurig seyn, wenn Frauen, wofern sie anders nur von einem ernsten Willen für Ehrbarkeit und Tugend beseelt wären, wirklich so hülflos seyn sollten, als Romanschreiber sie zu schildern Vergnügen fänden. „Nun wohl," hob ich zulezt an, als ich nach manchen vergeblichen Einwendungen mich von der Unerschütterlichkeit ihres Entschlusses überzeugt hatte, „wenn Sie denn durchaus darauf bestehen, so ließe doch wohl ein solches Vorhaben sich auf eine bequemere Weise ausführen. Es ließe sich eine Auseinandersetzung mit Ihrer Mutter bewirken, nach welcher Sie mit deren Einwilligung sich an einen andern Ort begeben könnten, ohne genöthigt zu seyn, sich den Lebensunterhalt durch Arbeit oder Dienstbarkeit zu erwerben; ich erbiete mich, dieß bei ihrer Mutter einzuleiten." Aber Marianne wieß diesen Vorschlag mit einer Lebhaftigkeit zurück, die an Abscheu grenzte. „Nimmermehr!" rief sie heftig aus; „ich will nichts von der Mutter! — Seit Jahren sammelte ich von dem heimlichen Verkauf seiner Handarbeiten mir einen kleinen Schatz. Er reicht hin, die Kosten der Reise und meiner ersten Bedürfnisse an einem fremden Orte zu bestreiten. Gott wird dann weiter helfen!" „Aber, Marianne," wandte ich nochmals ein, „rechnen Sie denn den Schmerz Ihrer Mutter so gar für Nichts? Wird es Ihnen so leicht, diejenige zu betrüben und hülflos zu lassen, die Ihnen das Leben gab? Bedenken Sie selbst ihr einsames Alter und den Kummer, welchen der Undank ihres einzigen Kindes ihr verursachen muß." — Sie war erbleicht. Thränen rollten über ihre Wangen; aber sie blickte mich fest an und sagte: „Meinen Sie, ich habe, was ich seit Jahren beabsichtige, nicht auch reiflich überlegt? Fragen Sie nicht, ob es mir leicht wird; haben Sie doch stets den tiefen Kummer, der an meiner Jugend nagt, durch Schweigen geehrt. Aber es kann nun nicht anders seyn, soll ich nicht zu Grunde gehen, ohne gleichwohl zum Glück der Mutter etwas beizutragen. Ueberlegen Sie nun, Herr Herbert," fuhr sie, sich erhebend, fort, „was ich Ihnen anvertraut und ob Sie etwas für mich thun können. Den 20sten ist mein Geburtstag, und ich habe die nächste Nacht zu meiner Reise bestimmt, wo gerade auch, wie ich erfragt habe, die Fahrpost nach der Hauptstadt von hier abgeht. Wollen Sie hierbei mir mit dem Erforderlichen behülflich seyn und insgeheim die nothwendigen Anstalten für mich treffen, so werden Sie mir einen sehr großen Dienst leisten. Außerdem hoffe ich wenigstens, sicher auf Ihre Verschwiegenheit rechnen zu dürfen."

Sie ging. Ich überlegte lange, in wiefern ein thätiges Eingreifen in die Verhältnisse dieser Menschen mir zustehe oder nicht. Es war mir jezt klar, nur die Erinnerung an das Verbrechen der Mutter war es, was Mariannen aus ihrer Nähe trieb, und ich konnte mir mit den lebhaftesten Farben ausmalen, wie viel dies zartfühlende Geschöpf darunter mochte gelitten, wie schwere Kämpfe es ihr mochte gekostet haben, bevor der Entschluß, den sie gefaßt, sich in ihr entwickelt und so befestigt hatte, daß nicht Zeit, noch Gewohnheit etwas darüber vermochten. Sollte ich aber diese dunkeln Spuren weiter verfolgen? Sollte ich ans Licht zu ziehen suchen, was noch mit dem Schleier tiefen Geheimnisses bedeckt war? — Nein, ich vermochte das nicht. Diese unglückliche alte Frau war schon hart genug gestraft durch ihr freudenloses Alter, durch den Abscheu, der das eigene Kind von dem Herzen der Mörderin weg in die Fremde scheuchte. — Mochte es denn der Vorsehung überlassen bleiben, wenn sie es so beschlossen hatte, eine noch härtere Strafe über die Verbrecherin hereinbrechen zu lassen. Ich meines Theils glaubte von der Pflicht, darauf hinzuwirken, mich mit gutem Gewissen lossprechen zu

dürfen, und so beschloß ich denn, Mariannens Flucht, die ich aus diesem Gesichtspunkte nur gutheißen konnte, befördern zu helfen, dann aber dies unglückliche Haus ohne Säumen zu verlassen.

Ich glaubte nicht besser für Mariannen sorgen zu können, als indem ich meine Mutter zum Theil ins Geheimniß zog. Ich theilte ihr von der Lage und dem Charakter des Mädchens so viel mit, als nöthig war, ihre Theilnahme für sie anzuregen, und bat, bis ein anderes Unterkommen sich würde gefunden haben, Mariannen bei sich aufzunehmen. Der Bewilligung meiner Bitte war ich im Voraus gewiß, und hatte die Freude, Mariannen, als ich ihr mittheilte, was ich für sie gethan, mir unter Thränen der Rührung danken zu sehen. Sie gestand mir, daß das ihr geheimer Wunsch gewesen sey, welchen jedoch laut werden zu lassen, sie sich nimmermehr würde erlaubt haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Moulton. Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard.

An dem wackern Pfarrer Moulton verlor zwar die literarische Welt nicht viel, um so mehr aber die Armen und Leidenden und alle die, welchen das Vaterland am Herzen liegt. Er war der Sohn des Genfers Moulton, den wir als Jean-Jacques genauen Freund und Vertrauten kennen, und an den Rousseau eine Menge geistreicher Briefe geschrieben hat, die in seiner Korrespondenz enthalten sind. Des würdigen Vaters würdiger Sohn war einer der seltenen Männer, an die man nicht denken kann, ohne an ihr Leben die Ideen von reiner Vaterlandsliebe, von Milde, Wohlthun und Tugend zu knüpfen, was freilich viel seltener und viel mehr werth ist, als literarische Mittelmäßigkeit und literarische Franbaserei. Große Stücke hielten auch die Mönche vom großen St. Bernhard auf Moulton, deren jährliche Sammlungen in Genf er durch seinen Eifer und seine Theilnahme in allen Ständen bedeutend mehrte. So war es auch noch bei dem lezten Hierseyn des würdigen Canonicus Barras. Bei dieser Gelegenheit will ich einige Bemerkungen über dies Hospiz machen, das wesentlich die jährlichen Gaben der Kantone Waad, Genf, Wallis, Freiburg, Neuchatel, Basel und der Stadt Bern erhalten. In den andern Kantonen wird nur alle acht Jahre einmal gesammelt. Zu diesen Gaben kommt noch der jährliche Beitrag der Stadt Aosta in Piemont in Naturalien, besonders an Getreide, Ochsen, Schaafen und Kälbern. Wer je einmal in jenen Gegenden gereist, wer je bei jenen freundlichen Vätern des Berges in stürmischer Nacht eingekehrt ist und unter ihrem gastlichen Dache ausgeruht hat, der wird von dem Nutzen dieser Anstalt durchdrungen seyn. In der guten Jahrszeit werden da täglich vier- bis fünfhundert Wanderer empfangen und mehr denn die Hälfte unentgeldlich verpflegt. Im Herbst und selbst im Winter hört das Reisen über den Berg nie ganz auf; immer kommen Maurer aus Savoyen, Schäfer aus der Schweiz, Viehhändler, Einwohner von Aosta, die nach Bex gehen, um den Arzt Guéret um Rath zu fragen. Alle diese Leute wagen den Gang über die gefährlichen Berge, ungeachtet der furchtbaren, erschrecklichen Stürme, der Schneewehen und der Kälte, was ohne das Hospiz gar nicht möglich wäre; denn hier suchen sie Schutz gegen die furchtbar rauhen Elemente, hierher werden sie gebracht, wenn ihnen unterwegs ein Unfall begegnet ist, hier pflegt man sie mit stärkenden Mitteln, mit Essen und Trinken, und entläßt sie nicht eher, als bis sie wieder ganz hergestellt sind. — Napoleon hatte auf dem Simplon ein großes und schönes Hospiz anzulegen begonnen, das Reisende ebenso aufnehmen und verpflegen sollte, wie das Hospiz vom großen St. Bernhard, und ihm sollten vier Geistliche von demselben Orden vorstehen. Der Bau wurde 1814 unterbrochen und erst vorigen Oktober (1831) vollendet. Seitdem übt die Anstalt auch unentgeldliche Gastfreundschaft. Sie hat ihr eigenes Vermögen, das ihr vor zwanzig Jahren die französische Regierung ausgeworfen hatte. Die Zahl der jährlichen Reisenden beläuft sich dort höchstens auf 1300, auf dem großen St. Bernhard hingegen über 10.000. Bei dem trefflichen Zustand der Straßen braucht das Hospiz auf dem Simplon nur zwei Pferde, auf dem St. Bernhard aber müssen dreißig unterhalten werden. Die Geistlichen beider Hospize gehören einem besondern Orden an, den man den republikanischen nennen könnte. Sie sind keinem Bischof unterworfen, sondern nur einem Superior, den sie selbst wählen, der aber vom Pabst bestätigt werden muß. Dieser Obere ist ein Abt mit Infut und Stab, der unmittelbar mit dem Pabst korrespondirt. Das Noviziat der jungen Ordensgeistlichen dauert ein Jahr, und dann erst thun sie die herkömmlichen Gelübde. Acht Pfarreien, die im Wallis liegen, gehören zum St. Bernhardshospiz. Zu diesen Pfarreien ernennt der Superior, und gibt sie gewöhnlich den Geistlichen, die zehn Jahre lang eifrig und unverdrossen den schweren Dienst im Hospiz versehen haben. Diese Pfarrer bleiben aber doch noch Religiosen des St. Bernhards; alles, was sie erwerben und ersparen, fällt nach ihrem Tode an das Hospiz. Unbemittelte Reisende, besonders die vielen Handwerksleute, welche herüber und hinüber gehen, erhalten im Laufe eines Tages zwei Rationen Fleisch, drei halbe Bouteillen Wein, Brod, so viel sie essen wollen, Käse und Suppe. Es läßt sich denken, was ein Tisch kosten muß, an den sich acht bis zehn Monate lang so viele Gäste mit ungeheurer Eßlust setzen. Indessen kommen doch die Hauptausgaben nicht von den Gegenständen selbst, sondern von der Länge und der Schwierigkeit ihres Transports; so kostet z. B. jeder Eimer Wein im Hospiz oben fünf Franken mehr, als in Martigny, und dabei ist noch angenommen, daß er von den eigenen Pferden und Mauleseln des Hospizes hinaufgebracht wird; denn außerdem würde er noch viel theurer zu stehen kommen. Die zahlreichsten Uebergänge hatten am Ende des vorigen Jahrhunderts statt. So gingen 1794 gegen 50.000 Ausgewanderte über den großen St. Bernhard, im Jahr 1798 mehr denn 30.000 französische Soldaten, ohne Artillerie. Das Jahr darauf blieb gar eine Abtheilung da in Garnison; endlich im Monat Juni 1800 kam unter Bonapartes Kommando die Reservearmee, 40.000 Mann stark, troz unsäglicher Schwierigkeiten, mit vielen Kanonen und Kavallerie über den steilen Rücken. Auf dem kleinen St. Bernhard wurde auch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Anlage eines gastlichen Hospizes begonnen, als Anhang dessen auf dem großen St. Bernhard. Da kamen aber die traurigen Streitigkeiten zwischen dem Wallis und Savoyen, und es erfolgte ein Bruch, wodurch die Geistlichen des Ordens alle ihre Besitzungen im Val d'Aosta verloren, die 24.000 Fr. jährliche Einkünfte betrugen. Seitdem mußte das Hospiz auf dem kleinen St. Bernhard eingehen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 195.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 15. August 1832.

Es umfängt noch, wie sonst, die Muttererde, die treue,
Immer ihr edel Volk, und unter heiligem Himmel
Ruhen sie sanft.

Hölderlin.

Briefe aus Griechenland.
Von Thiersch.

(s. Nro. 119.)

Mistra bei Sparta, 3ten Mai 1832.

Ich ging in Begleitung von Herrn Metzger und Theodor den 2ten Mai Abends um zehn Uhr mit dem Admiral Hugon auf seine Fregatte, von welcher aus wir den andern Morgen um drei Uhr in einem guten und stark bemannten Canot nach Astros abruderten und absegelten. Wir kamen mit Sonnenaufgang dort an. Astros liegt in einer schönen Ebene neben dem Meere, die sich südlich ungefähr zwei Stunden lang bis nach Hagios Andreas erstreckt und gegen die Mitte durch ein dem Meer näher tretendes Gebirg in zwei Theile geschieden ist. Die dem Meer näher liegenden Fluren sind ausnehmend fruchtbar und prangten in der Blüthenfrische und Blumenpracht des griechischen Mai's; auch gewährte der friedliche Anblick der über sie in ihren Geschäften, besonders in ihren Weingärten zerstreuten Einwohner zwischen den hochwallenden Saatfeldern und unter den Blüthenbäumen, mit seinen Bildern eines tiefen und gesegneten Friedens, einen höchst erfreulichen Gegensatz gegen das Getümmel, die Unruhe und Noth im noch fortdauernd erschütterten Nauplia. Vor der Ebene und östlich, vom Meere bespült, erhebt sich ein felsigtes Vorgebirg mit Resten einer kyklopischen Burg, von welcher sich eine herrliche Aussicht auf Nauplia und Spezia und rückwärts über die Ebene mit ihrer Fülle und ihren zahlreichen Ortschaften am Fuße der Gebirge öffnet. Oben hat eine wohlhabende Familie, die der Saphyropulo, sich angebaut. Wird die an mehreren Stellen versumpfte Ebene durch Gräben geöffnet und die den Südstürmen offene Rhede durch einen Molo geschirmt, so wird man den jetzt geringfügigen Ort sich zu einer Stadt ausbreiten sehen, nicht nur wegen der Fruchtbarkeit der Flur, sondern auch weil er die Pässe nach dem innern Peloponnes, besonders nach Arkadien, an dieser Stelle öffnet und der Handel mit den Erzeugnissen des innern Landes und seinen Bedürfnissen von der See hier und in Hagios Andreas getrieben wird. Die Gegend wird für die des alten Thyrea, um welches Argos und Sparta in einem hartnäckigen Kampfe begriffen gewesen sind, und welches beide Völker oft mit ihrem Blute begossen haben, gehalten. Die Trümmer einer Stadt liegen tiefer gegen das Gebirg, doch unter dem Ackergrunde fast ganz verborgen.

Wir schickten das Gepäcke auf geradem Wege nach Hagios Petros, im lakonischen Gebirge, wo wir übernachten wollten, und nahmen unsern Weg durch ein Seitenthal von H. Petros nach dem Kloster Luku, welches auf den Trümmern eines alten Tempels gebaut ist. Tiefer unten zwischen den Oelbäumen, die von einem reichlichen Quell bewässert werden, liegen auch die Trümmer eines Ortes, der hier gestanden, unter ihnen Reste kolossaler Säulen aus sehr hartem Granit. Eine kleine Sammlung

von Alterthümern, welche der Higumenos hier umher ausgegraben und, wie er sagte, sorgfältiger als seine Kleider bewacht hatte, ist von dem Präsidenten mit Gewalt dem Kloster entrissen und nach Aegina geführt worden.

Wir kamen aus den schönbewässerten Wein- und Oelpflanzungen des Klosters, über rauhes und zum Theil gigantisches Gebirg, südlich gegen Mittag nach H. Johannes, dessen Häuser, von Blüthenbäumen umgeben, zwischen Quellen und lieblichem Grün sich sehr einladend vor uns zeigten. Die Nachricht, daß der Didaskalos (so heiße ich hier überall) unter Wegs sey, war mir vorausgegangen, und die Leute wetteiferten überall, mir Beweise ihrer Gastfreundschaft und einer rührenden Dankbarkeit zu geben. Gegen drei Uhr, wo die schon sehr lästige Hitze nachließ, sezten wir über gleich ödes, aber des Anbaues nicht unfähiges Gebirg unsern Weg fort und kamen, die Gebirgsrücken des bewaldeten Malvos, mit Schnee auf den höchsten Gipfeln, zur linken Hand, bald abwärts durch wiesenreiche Gründe mit Quellen und Nachtigallen, bald aufwärts über Gestein und durch kurzes Gestripp gegen Abend in die Gebirge und Klippen, welche die Betriebsamkeit der Einwohner von H. Petros mit allem Reiz der Natur umgeben hat. Die Berge sind terrassenmäßig eingerichtet und mit Weinpflanzungen und Saatfeldern bedeckt, im Grunde rauschen zwischen Gebüsch und Gärten lautere Quellen, welche sich zwischen den Felsabhängen und den Fruchthainen über ihnen herabstürzen. Zwischen den Bäumen versteckt und von ihrer Blüthenfülle fast wie mit Schnee überzogen, blinkten an den steilen Abhängen die Häuser von H. Petros uns entgegen, und wie wir zwischen ihnen und dem üppig blühenden Gebüsche emporritten, wurden wir von einer ganzen Heerschaar von Nachtigallen begrüßt und besungen, welche durch die liebliche Kühle des Abends, durch die milde Klarheit der ätherisch-balsamischen Luft und den Strom der Düfte zur vollen Begeisterung ihres himmlischen Gesanges erhoben wurde.

Hagios Petros ist der Hauptort einer kleinen Eparchie, die von ihm den Namen hat. Es hat etwa 2000 Einwohner in 300 Häusern, die sehr vielen und guten Wein, Getreide aber nur auf drei Monate bauen. Die hohe Lage des Ortes und der vom Malvos auslaufenden Berge macht sie ausnehmend gesund, und ein Menschenalter von hundert Jahren ist dort keine Seltenheit. Vor Kurzem ist ein Mann in seinem 132sten Jahre gestorben. Am Morgen nach meiner Ankunft erhielt ich unter andern einen Besuch von dem Großvater meines Wirths. Er ist 112 Jahre alt, hat in seiner Jugend die Türken unter Orloff bekämpft, in seinem 101 Jahre an der Spitze von 150 rüstigen Hagiopetriden das südliche Thor von Tripolizza erstürmt und die Eroberung der Stadt entschieden, und ist jezt noch vollkommen Herr seiner Sinne und Bewegungen. Sein Sohn war abwesend, sein ältester Enkel, mein Wirth, einer der schönsten Männer, die ich gesehen, 32 Jahre alt und Vater einer zahlreichen Familie, seine jüngern Brüder ihm alle ähnlich — der jüngste, ein Bursch von fünfzehn Jahren und groß und stattlich wie ein Mann gewachsen, kam am Abend mit reichlicher Beute aus dem Malvos von der Jagd zurück — die ganze Familie von einer Rüstigkeit und Männerschönheit, wie ich sie noch wenig selbst in Griechenland gesehen hatte. Auch andere der angesehenen Einwohner hatten etwas sehr Stattliches, und ich fand später, daß auch die andern Orte des lakonischen Gebirgslandes sich ähnlicher Vorzüge in dem Grade erfreuen, als sie hoch und gesund gelegen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vergehen und Strafe.

(Fortsetzung.)

Marianne betrieb nun die Vorbereitungen zu ihrer Reise aufs Eifrigste. Ich wich der Mutter und dem Kandidaten möglichst aus; als aber der Zwanzigste herannahte, trat er mich einst mit listiger Miene an und sagte: „Uebermorgen ist Mariannens Geburtstag; da muß sich meine Sache entscheiden. Die Mutter denkt den Tag mit einer fröhlichen Abendmahlzeit zu feiern, wozu sie auch Sie einladen wird; da will ich denn mein Wörtchen anbringen und rechne dabei auf Ihre Unterstützung. Marianne ist seit Kurzem freundlicher gegen mich und die Mutter als je; ich schmeichle mir mit einem glücklichen Ausgang.“

Als darauf spät Abends Marianne auf ein zwischen uns verabredetes Zeichen in mein Zimmer trat, hob sie fast fröhlich an: „Alles geht gut! Die Mutter will meinen Geburtstag feiern; schlagen Sie ihr die Einladung nicht ab, die sie auch an Sie ergehen lassen wird. Die Anstalten zur Bewirthung ihrer Gäste werden ihre Aufmerksamkeit von meinem Thun und Lassen ablenken; Ihre Gegenwart wird mich in der nöthigen Fassung erhalten; die Mutter aber wird, da sie etwas später zu Bette geht, um so fester schlafen, und ich kann, da die Post erst nach Mitternacht abgeht, mich, wenn die Zeit herannaht, um so sicherer fortschleichen.“ Als ich ihr hierauf mittheilte, daß Leidmann beabsichtige, seine Bewerbung an jenem Abend in aller Form anzubringen, sagte sie fest: „Auch das kann nichts in meinem Vorhaben ändern. Lassen Sie uns nur einverstanden seyn, ihn so lange als möglich nicht zum Worte kommen zu lassen. Geschähe es dennoch, so wird mir nicht schwer werden, ihm eine Antwort zu geben, die ihm genügen muß; denn ich beabsichtige nicht, ihn zu täuschen.“

Ich hatte Mariannen einen Platz auf der Post besorgt

und es übernommen, ihr wenigen Sachen unvermerkt hinzuschaffen. So kam der Abend heran. Das Mahl war bereit; Frau Richter ließ mich herunter citiren. Wir gingen in eines der vordern Zimmer, das, wie noch nie geschehen, geländert und mit den besten Möbeln des Haushalts aufgeschmückt war. In der Mitte stand der gedeckte Tisch, beladen mit feinen lakirten und gläsernen Geräthen im neuesten Geschmack; in der Mitte eine köstliche Torte mit Lichtern und Blumen verziert, darum her eine Menge zierlicher Modesachen. Die Richter selbst war, nach ihrer Weise zwar, doch mit besonderer Auswahl gekleidet, und zwischen den Runzeln spielte der Ausdruck einer ungewöhnlichen Heiterkeit. Auch Leidmann war schon gegenwärtig. Er besah mit läppischer Vergnüglichkeit jeden Gegenstand, nahm alles in die Hände, ordnete zehnmal die Blumen auf der Torte und schmunzelte vergnügt und heimlich thuend, indem er sich die dürren Hände rieb. — Endlich ward Marianne gerufen. Sie trat blaß wie eine Marmorbüste herein, und, war es der Glanz der Lichter, der verletzend die von Weinen geschwollenen Augen traf, oder irgend ein anderes unheimliches Gefühl, das sie durchzuckte, sie fuhr mit einer heftigen Bewegung des Kopfes zurück und mit den Händen vor beide Augen. Aber Leidmann schoß auch in demselben Augenblick auf sie zu, und ihre Arme ergreifend, zog er sie unter allerlei glückwünschenden Reden herein und zum Tische. Da stand sie nun, fast regungslos, vor der Herrlichkeit; der volle Lichtglanz bestrahlte mit hellem Schimmer die reinen Formen des schönen Mädchens, das gesenkte Auge ruhte mit ernstem Ausdruck auf all' dem Flitter, und ein trauriges Lächeln machte sich mühsam in den wehmüthigen Zügen Bahn. Die Mutter stand von Ferne, sie schien mit gespannter Erwartung auf eine Aeußerung des Danks oder der Freude zu harren; aber vergebens. „Mutter," hauchte Marianne kaum hörbar, „wozu das Alles! Ich brauche ja dergleichen nicht!" Die Alte bebte vor innerem Schmerz. „Marianne!" rief sie, „mein einziges Kind! Willst Du denn nimmer ein liebreiches Herz haben zu Deiner alten Mutter, die nur Dein Glück" — — Die Stimme versagte ihr unter Thränen, auch Marianne weinte, ich aber trat, dem peinlichen Moment ein Ende zu machen, hinzu, indem ich Marianne mit einer scherzhaften Wendung Glück wünschte. Auch Leidmann nahte sich jezt. Er reichte ihr auf einem Teller ein Blatt, das ein Gedicht, den Erguß seiner zärtlichen Gefühle enthielt. Darauf lag ein seltener indischer Käfer, vermittelst eines Goldstifts zur Vorstecknadel zubereitet, und er ermangelte nicht, mit vieler Wichtigkeit zu erzählen, wie viele Mühe es ihn gekostet, das seltene Exemplar sich zu verschaffen, während Marianne, der Gabe so wenig als des Gebers achtend, alles auf's Fenster schob.

Wir sezten uns darauf zu Tische. Leidmann und ich nahmen zu beiden Seiten der Gefeierten Platz. Die Mutter sezte sich zu Ersterm; doch stand sie öfters auf, um nach der Küche zu sehen und dies und jenes zu ordnen. Marianne war still und horchte mit ängstlicher Spannung auf die Schläge der Wanduhr. Auch mich beschäftigten Erwartung, Theilnahme und die Aufmerksamkeit, womit ich jede Aeußerung des Kandidaten bewachte. Er aber ließ sich's auf die harmloseste Weise wohl seyn, und die zarten Fische, der schmackhafte Braten schienen ihn vorerst seine Herzensangelegenheit völlig vergessen zu lassen. Auch versäumte ich nicht, ihm fleißig einzuschenken, und hatte die Genugthuung, zu bemerken, daß jedes geleerte Glas ihn zwar redseliger, aber auch zerstreuter und den Gang seiner Gedanken verworrener werden ließ.

Wir waren endlich beim Dessert. Leidmann zerlegte die Torte, und auf dem Tische dampfte die gefüllte Bowle. Mehr als einmal war es mir vorgekommen, als ob ein aufmunternder Blick der Mutter und ein paar zugeflüsterte Worte den Kandidaten ermuthigen sollten, seinen Antrag nun zu machen, immer aber war es mir gelungen, durch eine rasche Wendung des Gesprächs, einen Scherz oder Aehnliches ihn dergestalt zu verwirren, daß der Faden der Rede ihm auf der Zunge entschlüpfte, und bald hoffte ich, ihn durch die Wirkung des Weins gänzlich außer Stand gesezt zu sehen, seinen Vorsatz auszuführen. Da sah ich ihn gedankenvoll in das rauchende Punschglas schauen, das er vor sich in der Hand hielt, und glaubte in seiner Miene zu lesen, daß er auf einen Eingang sinne, seinen Spruch anzuheben. Schon rüstete ich mich zu einer Gegenrede, als er plötzlich, das Glas emporhebend, begann: „Nun sind es ja wohl schon zehn Jahre, daß der Bursche, der Fritz unsichtbar geworden ist? Ja, ja, es können ungefähr noch ein paar Wochen daran fehlen. Ich weiß es noch wie heute. Als damals Mariannens Geburtstag war, da hatte der wilde Junge sie mit einem Halsband von Engelsköpfen beschenkt, die aus Kirschkernen künstlich geschnizt waren. Viel mochte wohl nicht daran seyn, aber der gute Vater Richter hatte große Freude daran und meinte, in dem Jungen stecke wohl ein rechtes Kunstgenie. Und als das Mühmchen, damals noch ein kindisches Ding, Hand in Hand mit dem Buben zur Stube hinaushüpfte, da schaute der Vetter ihnen lächelnd nach und sagte: Aus den Beiden kann mit Gottes Hülfe noch ein Paar werden. Sie aber, Muhme, sagten entrüstet: Das wäre mir recht! Meine Marianne kann wohl einmal was Höheres haben, als einen Drechslergesellen! — ich habe es ganz anders im Sinne."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Beschluß.)

Der Arzt Peschier und die Homöopathie.

Wenn wir von Wohlthun sprechen, dürfen wir die unablässigen, menschenfreundlichen Bemühungen nicht vergessen, mit denen der Dr. Ev. Peschier (Bruder des erwähnten verstorbenen Pharmaceuten) die Homöopathie für die Behandlung der Unvermögenden und Armen eingeführt hat, von denen sie denn auch, alles feindlichen Ausstrebens der Aerzte und Apotheker ungeachtet, zu den Wohlhabenden und Reichen übergeht. Zu diesem Zweck gab er zuerst als Vorläufer zwei kleine Schriften über die Homöopathie heraus, wodurch er sie in Genf bekannt machen und einführen wollte. Hierauf ließ er, vereinigt mit noch einem hiesigen Arzt, seine Bibliothèque homoeopathique in freien Heften folgen, aus deren Ankündigung ich Folgendes für Deutschland Interessante entnehme: „Seit länger denn zwanzig Jahren bereitet sich in Deutschland eine wichtige Umgestaltung der Heilkunde vor, die ein weites und neues Feld für wissenschaftliche Untersuchungen und zugleich der Zugang zu einer reichen Quelle voll Segen und Glück für die Menschheit ist. Homöopathie heißt die neue, schon berühmt gewordene Lehre, die zuerst das Genie eines einzigen Mannes schuf und entwickelte, wofür ihn die Nachwelt wie einen der größten Wohlthäter der Menschheit segnen wird. In Deutschland hat sich die Homöopathie zwar nur nach und nach, aber sichern, gleichen Ganges verbreitet, und fand da unter den Aerzten zahlreiche Anhänger, die sich ausschließlich ihrem Dienst und ihrer Verbreitung gewidmet haben. Von da drang sie nach Polen, Rußland, Dänemark, Italien, Oesterreich, Ungarn und Gallizien; auch in England hat sie seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit der Aerzte auf sich gezogen. Frankreich allein ist den Lehren und der Wahrheit der Homöopathie fast ganz fremd geblieben. Nur sehr im Allgemeinen, unvollständig und lückenhaft ist in einigen Journalen die Rede davon gewesen, ja der Dr. de Guidi in Lyon ist der einzige ausübende Arzt, der sie in Anwendung gebracht hat. Der Zweck unsers Journals ist nun, die Homöopathie in Frankreich nach ihren Grundsätzen und Resultaten bekannt zu machen, damit unpartheiischen Männern und aufrichtigen Beobachtern die nöthigen Materialien an die Hand zu geben, um sich durch deren eigene Prüfung ein sachkundiges Urtheil und eine klare Meinung über die Richtigkeit homöopathischer Fakta zu bilden, und neue Untersuchungen zu den bisherigen zu fügen. Die Macht der Thatsachen ist unwiderstreitbar. Es kann einer neuen Lehre auf vielen Wegen entgegengearbeitet werden, durch Meinungen, wie durch Privatinteresse; wenn ihr aber jene Macht der Thatsachen helfend zur Seite steht, so überwindet sie alle Hindernisse. Die homöopathischen Erfahrungen und Thatsachen sind noch neu, sonderbar, außerordentlich, wie dies immer der Fall ist, wenn wichtige Lehren und Entdeckungen auf einmal die Sphäre einer Wissenschaft bedeutend erweitern. Die homöopathischen Erscheinungen und Thatsachen sind aber leicht zu beobachten und wieder hervorzubringen; ihr bestimmter Charakter fällt jedem Beobachter auf, dem es um die Wahrheit zu thun ist und der es aufrichtig meint, der mit der Sorgfalt und der Aufmerksamkeit sehen und prüfen will, die alle Erscheinungen der Homöopathie in so hohem Grade verdienen. Sie gründet sich ganz auf Thatsachen und bestimmte Erfahrungen; die Theorie, welche die so oft unerklärlichen Erscheinungen erklären soll, nimmt nur eine untergeordnete Stelle bei ihr ein. Wir werden uns Mühe geben, diesen Charakter praktischer Wirklichkeit zu erhalten, der nach unserer Ansicht die sicherste Bürgschaft ihrer Fortschritte ist.“ Diese Aeußerungen sind gewiß merkwürdig im Mund französischer Aerzte. Sie wünschen sehr, daß deutsche homöopathische Aerzte ihnen für ihr Journal deutsche Mittheilungen machen mögen, welche Gang und Entwicklung dieses Heilsystems und die nähere Kenntniß der Heilmittel betreffen, und welche sie dann in französischer Uebersetzung in ihrem Journal liefern werden; sie wünschen dies nicht nur, sie bitten ihre deutschen Kollegen darum.

London, Juli.

Englische Justiz. Die deutsche Oper.

Der starre Buchstaben des Gesetzes hat vor ein Paar Tagen hier wieder einem überwiesenen Diebe durchgeholfen. Dem bekannten Marquis von Londonderry wurden seit Kurzem öfters Wachslichter gestohlen, und endlich fand man eine bedeutende Quantität bei einem Manne, der sich bei der Dienerschaft Eingang zu verschaffen gewußt hatte. Es wurde vor Gericht beschworen, daß die gefundenen von den vermißten Lichtern waren, und der Angeklagte wußte nichts zu seiner Entschuldigung vorzubringen, als sie seyen ihm von einem der Bedienten gegeben worden. Die Geschwornen hätten ihn schuldig finden müssen, da verlangte einer derselben die gefundenen Lichter zu sehen. „Mylord,“ sagte er zum Richter, „das sind keine Wachslichter, sie bestehen aus Wallrath und Wachs; ich bin ein Lichtzieher und kann es Ihnen beweisen.“ Mehr brauchte es nicht; der Angeklagte wurde freigesprochen. Freilich stand es dem Marquis frei, ihn aufs Neue wegen des Diebstahls der Kompositionslichter zu belangen; aber Se. Herrlichkeit sagt, sie wolle sich nicht mehr mit der Sache plagen, und läßt den Kerl laufen.

So lächerlich nun dies alles einem Juristen vom Festlande erscheinen mag, so möchte ich doch zu bedenken bitten, daß solche Gewichte, die „der bedrängte Mensch an seiner Dränger raschen Willen band,“ nicht zu verachten sind, und daß, während durch dieses ängstliche Kleben am Buchstaben dann und wann ein Verbrecher der Strafe entgeht, es auch den Unschuldigen vor den Krallen der Gewalt schützt, ja daß diese Strenge ausnehmend viel zur Entwickelung des konstitutionellen Lebens in England beigetragen hat.

Die deutsche Operngesellschaft ist noch immer hier, aber da Pelligrini, Haizinger und nun auch Madame Schröder-Devrient weg sind, ziemlich schwach. So oft sie den Freischütz und Fidelio aufführte, war das Haus immer voll; aber ein Versuch, den Don Juan aufzuführen, schlug ganz fehl; sie war dem Stück weder positiv, noch relativ gewachsen, und es war ein Mißgriff, ein so schweres Stück, welches so viele der besten Sänger und Sängerinnen erfordert, wovon mehrere auch gute Schauspieler seyn müssen, in einer Stadt geben zu wollen, wo man es so oft von den besten Italienern hat aufführen sehen und es in dem italienischen Styl bewundern und lieben gelernt hat. Auch Chelards Macbeth ist durchgefallen. Jetzt ist Mad. Fischer hier und man spielt die Schweizerfamilie, aber auch mit weniger Glück, als die zwei ersten Stücke. Indessen hatte im Ganzen die deutsche Oper einen so guten Fortgang, daß sie den Unternehmer (Mason) hätte retten können, wenn er noch zu retten gewesen wäre. Aber der Mensch war schon in den Händen der Wucherer, ehe er anfing. Wie man hört, ist er bankerott, und die deutschen Künstler verlieren wohl den größten Theil ihres Gehaltes. Hoffentlich werden sie und Andere es sich zur Lehre nehmen, und wenn sie in Zukunft Jemand für London engagirt, auf wöchentliche Bezahlung dringen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 196.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 16. August 1832.

Ob du es bist, ob nicht,
Ob ein bezaubert Spielwerk, mich zu täuschen,
Ich weiß es nicht. — Dein Puls
Schlägt wie von Fleisch und Blut; seit ich dich sah,
Genas die Seelenangst.

Shakespeare.

Vergehen und Strafe.

(Fortsetzung.)

Leidmann blinzelte bei diesen Worten die Richter vertraulich an und schien den Beifall über diese wohlersonnene Wendung in ihren Mienen lesen zu wollen. Aber die Alte starrte verdüstert vor sich nieder und erwiederte kein Wort. Marianne saß leichenblaß und ließ mit zitternder Hand die Gabel auf dem Rand des Tellers klimpern, indem große Thränen aus ihren Augen darauf niedertropften. „Warum doch,“ redete ich unwillig den Läppischen an, „regen Sie die Erinnerung an einen Vorfall auf, welcher den Verwandten des armen jungen Menschen nicht anders als schmerzhaft kann gewesen seyn?“ Aber er lächelte einfältig und sagte: „Hi hi hi, es war wohl eben kein großer Schade um den liederlichen Burschen!“ Da hob Marianne entrüstet das tiefgesenkte Haupt, und die Lippen regten sich zu einer zürnenden Erwiederung. In dem Augenblick aber öffnete sich die Thür, an der ich schon ein Weilchen knistern und rascheln gehört, und eine stattliche Männergestalt, den blühenden Lockenkopf in das hellbeleuchtete Gemach vorbeugend, schaute schweigend, geheimnißvoll herein.

Alle fuhren auf, die Richter aber stürzte mit dem gellenden Ausruf: „Herr Jesus, sein Geist!“ zu Boden. Der nun Eingetretene aber flog mit freudigem Ungestüm, den Ausruf nicht achtend, auf Mariannen zu, die ihn bebend und keines Wortes mächtig anstarrte, und erst in seinen umfangenden Armen, an seiner kräftigen und froh bewegten Brust schien ihr Leben und Besinnung allmählig wieder aufzugehen. Vetter Leidmann war sonderbar verdutzt, nicht wissend, wie es schien, ob er lachen oder weinen sollte, und entfernte sich immer weiter von dem Paar. Mir selber schwanden schier die Sinne, aber die unglückliche Alte, die unter schweren Krämpfen wimmernd am Boden lag, lenkte meine Aufmerksamkeit von der fremden Erscheinung ab. Ich begann ihr beizuspringen und rief Leidmann zu Hülfe, sie vom Boden und auf das Kanape zu heben. Aber jezt flog auch Marianne herbei. „Meine Mutter!“ rief sie, „meine unglückliche Mutter!“ Und sich über sie stürzend, sie mit einer Zärtlichkeit umschlingend, deren ich sie nie gegen die alte Frau fähig gehalten hätte, rief sie mit Heftigkeit: „O Mutter, erwache doch, besinne Dich doch, liebste Mutter! Er lebt ja, er ist es ja selbst! Fritz ist es, er ist ja wieder da!“ — „O ich Unglückliche!“ rief sie dann wieder, „wie schreckliches Unrecht hab' ich Dir gethan! Und wenn sie nun stirbt, wenn sie nicht wieder zur Besinnung erwacht, dann bin ich es, die ihr den Tod gegeben, durch alle Qualen des Undanks und der Härte langsam ihr Leben vergiftet hat.“ So ging es lange fort. Auch der Fremde trat endlich hinzu. „Wie bin ich doch so unglücklich,“ rief er, indem er Mariannen sanft hinwegzuziehen suchte, „hier nur Schreck und Verwirrung an

zurichten, indem ich Freude zu bereiten dachte! Marianne, kannst Du — können Sie," verbesserte er mit leiser Stimme und einem Seitenblick auf mich, „es mir vergeben?" Aber sie weinte an seinem Herzen, ich weiß nicht, ob Schmerzens- oder Freudenthränen, und ich — ich wünschte mich weit hinweg und trat von der Gruppe wieder zu der Mutter, die endlich durch Hülfe geistiger Mittel wieder zur Besinnung erwachte. „Fritz," stammelte sie kaum hörbar, indem ihr scheuer Blick den jungen Mann suchte, „bist Du es wirklich? Tritt her, daß ich Dich sehe, fühle, ob es kein Traum ist! O Gott sey Dank!" setzte sie hinzu, als er ihr theilnehmend beide Hände gereicht, „so fällt ein schwerer Stein von meinem Herzen, und ich kann ruhiger sterben! Fritz," fuhr sie dann wieder nach einer Pause auf, „willst Du mir denn auch vergeben?" — „Vergeben, Muhme?" fragte der Fremde; „ich wüßte ja nicht, was ich Euch zu vergeben hätte." Aber sie seufzte tief auf und sagte mit schwacher Stimme: „Mein Gott, viel, recht furchtbar viel! Es ist meine Strafe, wenn Du's nicht weißt, daß ich Dir es selbst sagen muß. Betet, liebe Kinder, daß Gott mir noch eine kurze Frist schenkt, auf daß ich mein Herz erleichtern kann, bevor ich sterbe!" Sie ward von Neuem ohnmächtig. Die vorige Scene, Mariannens Schmerz, ihre Hülfleistungen erneuerten sich, so wie der nämliche Erfolg eines zwar bewußten, aber sehr schwachen Zustandes bei der alten Frau.

Marianne trug endlich Sorge, sie zu Bette zu bringen. Fritz hatte sich nach einigen heimlich mit Mariannen gewechselten Worten entfernt, und auch Leidmann sah ich, beschämt, verwirrt, von Niemand zurückgehalten, sich fortschleichen, nicht ohne noch in der Thüre einen schmerzlichen Blick zurückzuwerfen, von dem es mir jedoch zweifelhaft blieb, ob er Mariannen oder den Resten des kaum berührten Deserts und der Bowle galte. So blieb ich denn allein bei Mariannen zurück, von deren Reise nun nicht mehr die Rede seyn konnte. Ich hatte mich erboten, mit ihr die Nacht hindurch bei der Kranken, von welcher ich wirklich dachte, sie werde den Morgen kaum erleben, zu wachen. Sie nahm es gern an, und nachdem sie Thee bereitet, wovon sie der Mutter von Zeit zu Zeit einflößte, setzte sie sich zu mir in das anstoßende Zimmer und begann:

„Ich bin Ihnen eine Aufklärung über die Vorgänge schuldig, deren Zeuge Sie gewesen sind, und Ihre Theilnahme an meinem Schicksal legt mir die Pflicht auf, diese ohne allen Rückhalt selbst in Beziehung auf die Sterbende, die hier vor uns liegt, zu geben. — Ich weiß nicht," fuhr sie, als sie bemerkte, mit welcher Spannung ich diesen Aufschlüssen entgegen sah, „wie viel von den Verhältnissen meiner Eltern Ihnen schon durch's Gerücht bekannt geworden seyn mag? wie viel es aber auch sey, meine arme Mutter war, wie sehr sie auch mag gefehlt haben, doch so ganz schuldig nicht, als das Gerücht sie Ihnen wird geschildert haben."

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tag ritten wir über einen fast gleich schön gelegenen Ort, Arachora, in das meist enge Thal von Sellasia, durch welches die Kalastina (Onus), ein beträchtlicher Bach, sich unter schönen Platanus- und Kastanienbäumen und Waldungen durchschlingt, um, nachdem er tiefer unten einen ostsüdlichen Bogen beschrieben, sich Sparta gegenüber in den Eurotas zu ergießen. Gegen Mittag verließen wir sein schattiges und nachtigallenreiches Ufer, da wo der Weg von Tegea mit dem von Sellasia zusammenfällt, und nachdem wir über den Rücken einer Anhöhe geritten waren, hatten wir die ganze majestätische Kette des Taygetos vor uns, dessen schneeweiße Gipfel uns früher vor dem Ausgange des Thales zu liegen und ihn zu sperren geschienen hatten. Jetzt lag er von N.W. nach S.O. in majestätischer Größe hingelagert, seine südöstlichen Gipfel höher und höher übereinander steigend, bis sie sich in dem südlichsten mit einer in der Bläue des Aethers schimmernden weißen Schneewand schloßen. Gegen die Hälfte der Anhöhe, nach bewaldeten und schrägen Abhängen, lagert sich eine Reihe von dreizehn steilabfallenden und durch Klüfte getrennten Bergkegeln, an deren Fuße die lange, breite, von Oelwaldungen und Maulbeerbäumen, von Saat und Wiesen erfüllte Ebene des Eurotas, so weit das Auge reicht, sich ausbreitet. Ueber die Hügel hin, mit denen sie gegen den Fluß abläuft, war Sparta gebaut. Nie habe ich eine größere, mannigfaltigere Scene der Natur gesehen, als diese Ebene mit dem Taygetus, und wenn ihr etwas abgeht, um sie über die Aussicht von Korinth, die umfassender und ausgebreiteter ist, zu erheben, so ist es das Meer.

Wir blieben, da unmöglich war, noch diesen Abend Mistra zu erreichen, das uns aus der Ferne am Fuße des nordwestlichen Vorberges des Taygetus mit dem Schloß auf seinem Gipfel entgegenschimmerte, die Nacht in einem Dorfe, Broulià, das rechts ab vom Wege in den Falten des Gebirges liegt, welche sich gegen den Eurotas hinabsenken, nachdem wir linker Hand auf einer steilen Anhöhe noch Einsicht von den kyklopischen Resten einer Burg mit der Grundlage eines großen Baues genommen hatten. Die Anhöhe ist offenbar der Thornax und der Bau hat zu dem berühmten Apollotempel auf demselben

gehört. Das Dorf war fast von allem Vorrath entblößt; eine Schaar lybernitischer Rumelioten, welche den Tag vorher auf ihrem Abzuge durchgekommen waren, hatte Alles wie Heuschrecken aufgezehrt, und die Leute liefen Anfangs wie gescheuchtes Wild davon, als sie (ich war den andern voraus) einen Mann zu Pferd ankommen sahen. Der Zuruf meines Treibers, daß ich ein Milordo sey, brachte endlich eine alte Frau zum Stehen, die ohnehin nicht laufen konnte. Sie fragte halb beruhigt, ob ich allein sey? „Es kommen noch andere Milordi." — „Wie viele?" — „Einhundert und fünfzig," sagte der Mensch in schlechtem Scherz, und die Alte rief erschreckt ihr Kyrie eleison aus, schlug das Kreuz und suchte sich, so schnell als ihr möglich war, in einer nahen Hütte vor den hundert und fünfzig Milords in Sicherheit zu bringen, die sie als eben so viele Rumelioten sich denken mochte. Nach langem Suchen wurden uns noch sechs Eyer gebracht und zuletzt, als die Leute hörten, daß ich der Didaskalos sey, von dem Demogeronten Brod, Honig und geronnene Milch.

Der Weg am folgenden Morgen führte uns durch schattige Gründe voll Quellen und Nachtigallen in ein enges und friedliches Thal hinab, aus dem uns, noch ehe wir ihn sahen, zwischen Gebüschen beinahe ganz versteckt, der Eurotas durch lautes Rauschen seiner Gewässer sich ankündigte. Er strömt hin, klar wie ein Quell, rasch, etwa achtzehn Fuß breit und zwei Fuß tief, durch fruchtbares Ackerfeld, das er durch seinen Niederschlag gebildet hat. Denn der Charakter des Gebirges auf unserm ganzen Wege war vorherrschend Thonschiefer, dessen an Luft und Sonne zerbröckelten Massen, vermischt mit der verwesenden Vegetation, jedes Jahr den guten Ackergrund bilden, den die Bäche von den Anhöhen in die Niederungen führen und um den sich überall in den Falten dieses im Uebrigen verödeten Gebirges friedliche Dörfer, unter Gebüschen zwischen Saatfluren an den Quellen und Bächen, angesiedelt haben. Ueber eine Brücke am Wege von Tripolizza und hinauf im breiten Thale, den Eurotas entlang, zuletzt durch die Falten und über die Hügel des hier in einem sich verflachenden Rücken auslaufenden Taygetus, kamen wir gegen vier Uhr in dem obern Theile der Ebene und bald darauf in Mistra an.

Den Nachmittag ritten wir durch die Ebene zurück nach den Hügeln am Eurotas, jenseits des Dorfes Magula, auf und neben denen die alte Sparta sich ausbreitete. Nach etwa einer halben Stunde waren wir auf den Aeckern, wo die Trümmer der untergegangenen Stadt anfangen, eine Viertelstunde nachher auf der Anhöhe, auf welcher die spätern Einwohner in byzantinischer Zeit sich zusammengezogen und befestigt haben. Sie ist, wie die Gegend, noch mit vielem Mauerwerk bedeckt, das aber, fast alles spätrömisch, zum Theil aus alten Tempeln gebaut ist. Die hellenischen Werke sind, mit weniger Ausnahme, nur noch in den Grundmauern, oder von ihnen nur Säulenschäfte und Gesimsüberreste vorhanden, doch die Hügel der in Trümmer gestürzten Gebäude und die wallähnlichen, lang hingestreckten Erhöhungen, welche sie erzeugt, sehr zahlreich, zwischen ihnen, in der fruchtbaren Ebene hochwallende Saat, auf den Höhen üppig wucherndes Gestripp. Wir haben auch die folgenden Nachmittage mit antiquarisch-topographischen Untersuchungen über dem alten Sparta zugebracht, und selbst den neuesten Plan von Leake fast ganz unbrauchbar gefunden. Die Lage des Theaters ist allein nicht zu verkennen, die des Marktes, des Tempels der Artemis Orthia und mehrerer anderer Tempel, das Grabmal des Leonidas und der Agiden theils durch Inschriften, theils durch Pausanias und die Ruinen auszumitteln. Das Grabmal des Leonidas gehört zu den schönsten Bauwerken von Griechenland; die gegen Norden gewandte Mauer hat in einer Ausdehnung von zweiunddreißig Fuß nur drei Quader, den einen von sechszehn Fuß. Noch ist hier Vieles zu thun und aufzudecken; doch auch mit dem, was wir beobachtet und gefunden, können wir einen Plan liefern, der topographisch genauer und antiquarisch richtiger ist, als die frühern, von denen z. B. O. Müller den seinigen aus Bergen und Höhen, die nicht bestehen, ebenso aus imaginärem Laufe der Flüsse mit ebenen Plätzen da, wo Berge, und mit Bergen da, wo Ebenen sind, und dazu das Oberste zu unterst stellend, zusammengesetzt hat.

Den Tag nach unserer Ankunft ritt ich am Morgen aus, die südliche Gegend des Thales mit der Lage von Therapne, Amyklä und ein altes Schatzhaus zu sehen, das bei Leukä ausgegraben seyn sollte. Der Weg am Fuße des Taygetus und seinem mächtigen Vorgebirge hin zeigte zugleich den Quellenreichthum der Gegend. Aus fast allen Klüften des Gebirges rinnen, und an mehreren Stellen der Ebene quellen Bäche frischen, klaren, lieblichen Wassers hervor, welche die Oelwaldungen und die Orangegärten bewässern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Ein Deutscher auf der französischen klassischen Bühne.

Wir hatten hier schon Deutsche, Engländer und Franzosen in der italienischen Oper auftreten sehen; aber ein Deutscher in Racine's und Corneille's Trauerspielen am Théâtre français ist eine ganz neue, unerhörte Erscheinung. Wenn es etwas ganz Nationales gibt, so ist es unstreitig das französische Trauerspiel, und besonders die Art der Aufführung; auch hat man nie gehört, daß andere als Franzosen jemals auf dem Théâtre français aufgetreten wären; ja

man hatte es nicht für möglich gehalten, daß Fremde darin eine andere Empfindung als Lachen und Mitleid erregen könnten; hätte man hier wie in England die Wuth des Wettens, so wären neun gegen eins geboten worden, daß ein Deutscher in einem Corneille'schen Trauerspiele vor einem Pariser Parterre, das schon über seine eigenen Landsleute so strenge richtet, nothwendig ausgepfiffen werden und durchfallen müsse, und doch ist gerade das Gegentheil geschehen: Jermann ist nicht allein nicht durchgefallen, sondern hat vielen Beifall eingeerndtet; man hat sogar in einigen Journalen behauptet, die Rolle des alten Horaziers in Corneille's Horaces sey niemals so gut dargestellt worden, als durch ihn. Ist es nicht höchst sonderbar, daß nach anderthalb Jahrhunderten erst Jemand aus unserm Norden kommen muß, um den Franzosen, welche le Kain, Brizard, Molé und Talma besessen haben, zu zeigen, wie eine Rolle in einem Corneille'schen Trauerspiele gegeben werden müsse? Wie hat es denn Jermann angefangen, um sich so ganz in die französischen Sitten und Manieren hineinzustudiren und den Deutschen mit einem völligen Franzosen zu vertauschen? Die Pariser pflegen zu behaupten, einem Deutschen sey es unmöglich, sich dergestalt das französische Wesen anzueignen, daß man ihm nicht nach einer Unterredung von fünf Minuten seinen fremden Ursprung anmerken könne, wogegen Polen und Russen sehr leicht für geborne Franzosen gelten können. Freilich haben wir ein nationales Gepräge, das uns die Natur tief aufgedrückt hat, tiefer, als manchem andern Volke, und das sich schwerlich verlöschen läßt. Dieser Jermann muß also von Geburt ein slavisches Nachahmungstalent besitzen, oder sehr tiefe Studien über das französische Wesen gemacht haben. Von den Vorbereitungen zu seiner neuen Laufbahn verlautet nichts, und ich bin leider nicht im Stande, darüber Auskunft zu geben. Es heißt blos, er sey in Deutschland Schauspieler gewesen und habe Lust bekommen, sich auch im französischen Schauspiele zu versuchen. Dazu gehört Muth und ein festes Bewußtseyn seiner Kräfte und der Möglichkeit, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Jezt aber kommt es darauf an, ob er auch in andern Rollen dieselbe Gewandtheit, dieselbe Einsicht an den Tag legen wird, und ob er wirklich ein Gewinn für die Bühne des Théâtre français ist. Schon mehrmals hat man Schauspieler in einer ihnen geläufigen Rolle auftreten und mit vielem Beifalle spielen sehen; gingen sie nun aber zu andern Rollen über, so waren sie nicht mehr dieselben, sondern verfielen in eine hoffnungslose Mittelmäßigkeit. Ich wünsche sehr, daß dieses mit unserm Landsmann nicht der Fall seyn möge; vielleicht wird er eine Stütze des etwas morschen Théâtre français werden, welches der Stützen sehr bedarf, seitdem ihm die ältern entzogen worden sind; denn Talma hat keinen Nachfolger gehabt und Dem. Mars altert und hat weislich beschlossen, sich zurückzuziehen; sie spielt jezt auf der französischen Bühne zu London, und man weiß nicht, ob sie nach ihrer Rückkunft wieder auftreten wird. Mlle. Duchesnois ist von der Bühne verschwunden, und schon seit einigen Jahren ist von ihr keine Rede mehr. Ebenso hat Dlle. Georges, wie es scheint, die Bühne verlassen, und diese beiden Schauspielerinnen, deren Rivalität vor zwanzig Jahren die Journale und das Pariser Publikum so sehr beschäftigte, sind nun beide durch die unerbittliche Zeit in den Ruhestand versezt, welche alle Stürme endigt und Alles nach und nach in Ruhe bringt. Neue Schauspieler und Schauspielerinnen haben sich in dieser Jahreszeit, während die ältern in der Provinz umherreisen, auf jener Bühne hervorgethan, jedoch nicht so, daß das Publikum durch sie bedeutend angezogen worden wäre. Wie Meteore sind sie vorübergegangen, ohne tiefen Eindruck zu machen. Die Schauspieldirektoren klagen noch beständig fort, daß das Publikum durch die Politik zu sehr zerstreut werde, als daß es dem Schauspiele die gebührende Aufmerksamkeit und Zeit schenken könnte. Was läßt sich aber dagegen thun? Sobald das große Schauspiel der Welt wieder in Unbedeutenheit zurückfallen wird, haben die Schauspieldirektoren wieder Hoffnung, der Hauptgegenstand der öffentlichen Unterhaltung zu werden, und sogar durch mittelmäßige Produkte Aufsehen zu erregen.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Juli.

(Beschluß.)

Das französische Schauspiel. Die Cholera.

Laporte, ein Franzose, welcher das Coventgardentheater gepachtet hat, läßt während der Sommermonate eine französische Truppe spielen, worunter Dem. Mars; auch hat er ein Ballet, worin die Taglioni auftritt; man darf sich also nicht wundern, daß das Haus jeden Abend voll ist, auffallend ist nur, daß John Bull sich in wenigen Jahren so sehr mit dem Ausländischen befreundet hat, und überhaupt so tolerant geworden ist, daß er ohne Murren in einem seiner Nationaltheater französisch spielen läßt. Vor sieben bis acht Jahren, als eine französische Truppe unter eben diesem Laporte hier zu spielen anfing, mußte sie sich, so zu sagen, in einen Winkel verkriechen; der Adel besuchte sie zwar, weil es etwas Fremdes war (das Haus war klein und schmuzig, und die Truppe größtentheils unter aller Kritik), aber der Oberkammerherr wagte es nicht, ihnen eine Licenz zu geben, und sie mußten es darauf wagen, die Leute unentgeldlich eintreten zu lassen, wenn sie ihnen ihre Adresse gaben, um am folgenden Tag das Eintrittsgeld bei ihnen abzuholen. Auf diese Art konnten sie es ein Subscriptionstheater nennen und bedurften keiner Licenz. Ohne Zweifel haben die Julitage viel zu dieser Sinnesänderung beigetragen.

Die Cholera ist ziemlich heftig zurückgekehrt; auch verschont sie diesesmal die höhern Stände nicht. Dennoch sieht man hier nichts von dem allgemeinen Schrecken, den sie anderwärts erregt; alle Geschäfte und Lustbarkeiten gehen vielmehr ganz ihren gewöhnlichen Gang. Freilich ist man vorsichtiger im Essen und Trinken, was besonders Fische, Obst und grüne Gemüse ungemein wohlfeil macht. In Folge dessen haben die Eigenthümer der benachbarten Gemüsegärten, deren vierzehn über dreitausend Menschen beschäftigen sollen, eine öffentliche Versammlung gehalten, um ihre Noth vor's Publikum zu bringen, da ihnen das Meiste verfault und sie ihren Leuten fast keine Arbeit geben können. Sie ernannten eine Deputation, welche sich vor die Sanitätskommission begab und dieselbe um ihr öffentliches Gutachten ersuchte; dieses ist dahin ausgefallen, daß Gemüse und Obst, mäßig genossen, nicht schädlich seyen. Die Regierung gibt diesesmal keine Berichte über die Anzahl der Kranken und Todten, weil man gefunden, daß dieselben das Publikum nur in der Angst erhalten, den Handel stören und doch zu nichts nützen. Man sollte aber konsequent seyn und auch von andern Orten keine Berichte geben. Nach diesen sind in England und Schottland (London nicht einbegriffen) bereits über 22.000 Personen an der Cholera erkrankt und über 8000, also mehr als ein Drittel, gestorben.

Beilage: Kunstblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 197.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 17. August 1832.

Eurotas, Eurotas, que font ces lauriers roses
Sur ton rivage en deuil, par la mort habité?

Delavigne.

Briefe aus Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung.)

Wir hielten in Hagios Johannes an, wo die berühmtesten Orangengärten sind; der Ort liefert allein jährlich über eine Million der größten und schönsten Portogallen. Die Orangengärten des Hauses, in dem ich bewirthet wurde, sind ein Wunder an Größe und an Schönheit der wohlgepflanzten und bewässerten Bäume, die ihre zugleich von Blüthen und Früchten strotzenden Aeste zu einem dichten Laubdach verschlingen. An einem einzigen Büschel zählte ich ein und-zwanzig dichtgedrängte, große goldene Früchte in einem Knäuel. Derselbe Baum hatte dieses Jahr allein 3000 geliefert. Die zwei Söhne unseres Wirthes, zwei rüstige und der Gegend wohl kundige Jungen, begleiteten uns zu Pferde zuerst nach den Kalybien von Zocha, die anderthalb Stunden weit am Fuß eines der Vorgebirge gelegen sind. Trümmer von Säulen und andern Stücken marmorner Gebäude, Grundmauern und Ziegeln auf dem Felde umher zeigen, daß der Ort in alter Zeit bewohnt war, und auf dem Gipfel des Gebirgs, von wo eine Aussicht in die Hochthäler dieser Alpenwelt sich öffnet, sind noch die zum Theil sehr wohl erhaltenen Mauern einer mächtigen kyklopischen Burg, die auch in neuerer Zeit den Einwohnern gegen Ibrahim als Zufluchtsort gedient hat. Hier also wird Therapne, der „hochlandige Sitz der Tyndariden" nach Pindar (Isthm. 1, 43) gewesen seyn. Wir ritten von hier in südöstlicher Richtung gegen den Eurotas nach Lenkà, einem großen, aber ganz in Ruinen liegenden Dorfe, dessen türkische Einwohner, wie die gleichen Stammes in der ganzen Ebene, mit dem Schwerte vertilgt worden. Kein lebendiges Wesen war in dieser Oede ganz zerfallener Mauern, doch die Flur mit hohen Saaten bedeckt, die Maulbeerbäume wohl unterhalten. Hinter dem Orte erhebt sich, gegen den Eurotas gewandt, eine beträchtliche Hügelreihe, auf einer ihrer westlichen Spitzen der kyklopische Eingang in einen Rundbau, der hinter ihm zusammengefallen ist. Die Meinung, daß dieses ein Schatzhaus gewesen, hat auch auf das nicht archäologische Gemüth des Gouverneurs Eindruck gemacht, und in der Hoffnung, den Schatz aus dem Hause zu heben, hat er darin eifrig nachgraben lassen; doch ist das ohne Ordnung und Verstand geschehen: man hat mitten hinein ein Loch gemacht, die Steine nur zurückgeworfen, und ist abgestanden, ehe man auf den Grund gekommen, wo noch erhaltene Theile des Baues seyn müssen, nach deren Aufdeckung allein man über denselben urtheilen kann.

Wir kehrten von da gegen Norden um und kamen nach einer halben Stunde in den fruchtbarsten und üppigsten Theil der Gegend, wo die Ortschaften Godma und Slavochori mit Trümmern zahlreicher Kirchen zwischen fetten Saatfeldern zerstreut liegen. Die Erde gibt hier ungedüngt zwanzigfältige Frucht, doch ist ihr Anbau zur Zeit der Türken versäumt gewesen und auch jezt noch

nicht in Ordnung; weder Oelbäume, noch Orangen, noch Wein sind noch gepflanzt worden, und die Noth der lezten Jahre, wo die Dörfer von zahlreichen Soldaten, welche gegen die Mainoten zu Felde lagen, heimgesucht wurden, hat vollends allen Eifer erstickt.

Die ganze Gegend ist reich an Alterthümern, besonders die versumpften Büsche zwischen Godma und Slavochori; die zahlreichen Kirchen von Slavochori sind fast alle aus Trümmern alter Tempel gebaut, eben so andere in Godma, wie die der Panagia, seitwärts vom Orte an einer reichen Quelle, und der H. Kyriaki, hinter dem Dorfe, auf einer Anhöhe gegen den Eurotas. Man wandelt über dem Grabe einer untergegangenen Stadt, und diese muß, nach Lage und Entfernung von Sparta, Amyklä gewesen seyn. Man hat Amyklä in Slavochori, Leake hat es auf dem Hügel der H. Kyriaki gesucht. Es breitete sich offenbar an der Stelle und über die Fluren beider genannten Dörfer aus, die nur zwanzig Minuten von einander entfernt liegen. Auf der Höhe der H. Kyriaki war die Burg, und in der Kirche und in den gewaltigen Substruktionen umher haben sich wahrscheinlich Spuren des berühmten Apollotempels von Amyklä erhalten. Auf uralte Festesfeyer deutet auch ihr Name hin, indem er, den eine Märtyrin und der Sonntag gemein haben, öfters in Griechenland den Kirchen gegeben ward, die an den Stellen alter Volksfeste gebaut wurden. Eine Burg von Amyklä wird zwar nicht erwähnt; aber wie könnte eine Stadt jenes Alterthums ohne Burg gewesen seyn, zumal in diesem Thal voll natürlicher Burgen in den Anhöhen gegen den Eurotas? Auch deutet der lange Widerstand, den sie den Doriern geleistet, auf starke Befestigungen hin, die in Griechenland sich überall an Berge lehnen oder Berge umspannen und krönen. Vergeblich war unser Bemühen, hier, wo vor hundert Jahren Fourmont merkwürdige Inschriften fand und noch mehr erdichtete, wenigstens einige derselben zu finden. Eine mit dem Namen von Amyklä in H. Kyriaki, eine andere ebenfalls mit diesem Namen in einer Kirche von Slavochori und einiges Römische war alles, was sich erhalten hatte. Erst vor zwei Jahren waren aus einer Kirche von Slavochori die lezten durch „Milordi“ abgeführt worden. In der Panagia von Godma, auf einem Marmorpfeiler, der dem Gewölbe zur Stütze dient, ist der Name Eugenidas in uralten Zügen *) geschrieben, die einzige Erinnerung an das fernere hellenische Alterthum erwecken.

Wir gingen über das Dorf Kalogonia zurück, hinter dem der Fluß von Magula weggeht, um das Thal des Eurotas zu erreichen. An seinen Ufern ist die untere Hälfte eines großen und schönen Sarkophags aufgedeckt worden, dessen halbgebrochene Figuren einerseits eine Opferscene, auf der andern einen Kampf bei einer Einschiffung andeuten und wohl auf die Scene der Iphigenia in Tauris Bezug haben. In derselben Richtung, an einem Hügel, an welchem der kleine Ort Psychiko liegt, sind andere Gräber gefunden worden. Gleich neben diesem Orte gehen dann die Trümmer von Sparta an.

Wir kamen auf dem lezten Theil unserer Heimkehr in ein arges Gewitter, das südlich unter den Schneeregionen des Taygetus an dem Berg herabzog und die Flur mit einem ausnehmend reichen und erfrischenden Regen erquickte. Gleich darauf ward es heiter und die Luft von einer außerordentlichen Lieblichkeit. Wie schön, unaussprechlich schön ist doch dieses Klima, dieser Himmel und, in den erlesenen Theilen, dieses Land! Korinth, der Parnaß, die Thermopylen und dieses Thal des Eurotas, welche Gegenden! Diesen Abend kamen wir nach Untergang der Sonne gegen Mistra zurück und hatten das riesenhafte Gebirg in ernster Stille vor uns. Eine zauberische Klarheit schimmerte um die weißen und bewaldeten Gipfel desselben, und der milde Strom der Alpenluft aus seinen Höhen war mit den Düften der Orangengärten, über welche er zu uns kam, balsamisch erfüllt, während Schaaren von Nachtigallen wetteiferten, diese Verklärung und Herrlichkeit der südlichen Natur mit Melodien zu erfüllen, würdig des irdischen Paradieses, das von ihnen wiederklang. Mistra, so weit es jezt unter alten Ruinen aufgebaut ist, hat etwa dreihundert Häuser und nur zweihundert Einwohner, deren Wohlstand in den Kriegen gegen die Türken und dann durch die Bedrückung erschöpft worden ist. Die Stadt leidet durch die Nähe des Gebirgs, besonders durch den Luftzug einer, bis in die oberste Höhe hinaufreichenden Bergschlucht, durch welche, sobald die Atmosphäre sich erwärmt, ein heftiger kalter Luftstrom herabbraust. Es war im Plan, die Hügel der alten Sparta mitten in den schönen Fluren am Eurotas zu bebauen und den Namen der glorreichen Stadt zu erneuern. Der Präsident hat auch dieses gehindert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vergehen und Strafe.

(Fortsetzung.)

Meine Eltern lebten (so lautete dem Inhalt nach Mariannens Mittheilung) in dem Zeitpunkt meiner frühsten Erinnerungen fleißig und friedlich und hatten den Ruf rechtschaffener, gutgesinnter Leute. Meine Mutter mochte wohl immer auf den Besitz von Geld und Gut mehr Werth legen, als recht und christlich ist, was durch die Jahre, die sie im Dienst angesehener und wohlhabender Familien zugebracht, wo sie die Vortheile und den Werth des Besitzes hatte kennen lernen, in sie gekommen

*) ⅂ΑΔΙΝ∋7V∋

war und vielleicht den Grund zu ihren spätern Vergehungen legte. Der erste Unfall, der uns traf, war der Verlust eines ersparten Kapitälchens, durch den Bankerott des Hofraths von T., eines angesehenen Beamten, der stets im besten Ruf gestanden hatte und nun auf die schändlichste Weise eine Menge armer Familien um das Ihrige betrog. Dieser Unfall drückte in das Herz meiner Mutter den Stachel eines unauslöschlichen Mißtrauens und Hasses gegen die höhern Stände, welche sie, mit einem hellen Verstande begabt, während ihrer Dienstjahre wohl von manchen nicht eben lobenswerthen Seiten kennen gelernt haben mochte. Sie äußerte sich von da an nur bitter über ihr Schicksal, das sie in niedern Verhältnissen hatte lassen geboren werden, und mißgünstig über die Vorrechte und Vorzüge höherer Stände, und alles, was mein frommer und verständiger Vater dagegen vorbringen mochte, diente nur, beide zu entzweien und die Mutter noch mehr zu verstimmen. Mit dieser Richtung ihres Gemüths schien sich jedoch die Thätigkeit der Mutter zu verdoppeln, sie bezog die benachbarten Jahrmärkte, und zwar bald allein, da des Vaters Kränklichkeit ihn an das Haus fesselte. Ich begleitete sie oft auf diesen Reisen und hatte da Gelegenheit, zu bemerken, daß die Mutter dann häufig mit Juden und allerlei Gesindel verkehrte, von denen sie Geld empfing, ohne daß ich doch gesehen hätte, daß sie was kaufte. Zu Hause gab es dann auch viel Heimliches mit dem Vater zu besprechen, was diesen zu ängstigen und zu bedrücken schien; denn seine Stimmung ward von Tag zu Tage trüber und düsterer. Endlich kauften die Eltern dieß Haus mit dem Garten, und bald bemerkte ich, daß die Mutter dort nächtlich ein unheimliches Wesen trieb, daß die nämlichen Gestalten, die mir auf den Märkten begegnet waren, und noch andere dort Nachts aus- und eingingen, bald auf heimliche Weise etwas brachten, bald holten und forttrugen. Späteres Nachdenken und Erfahrung haben mich überzeugt, daß es Schmuggler waren, die zu jener Zeit einer allgemeinen Handelssperre in dieser Gegend ihr Wesen trieben, und denen die Oertlichkeit dieses Gartens sehr bequem zu ihrem Verkehr seyn mochte. Die Mutter stand sich ohne Zweifel nicht übel dabei, denn sie schaffte viel an und wendete viel Geld auf meine Erziehung, indem sie mir geschickte Lehrer hielt und mich ganz im Zuschnitt eines höhern Standes unterrichten ließ. Ich solle es dereinst besser haben als sie, sagte sie immer, und nicht verdammt seyn, mich in der Dienstbarkeit oder der drückenden Lage gemeiner Leute zu plagen. Der Vater dagegen ermahnte mich stets zur Demuth und Sitteneinfalt. Er gab mir Lehren der Rechtschaffenheit und Tugend, an denen festzuhalten ich ihm mehrmals geloben mußte. So war ich dreizehn Jahr alt geworden, als die Mutter auf die Entdeckung kam, daß in dem alten Gemäuer des ehemaligen Gartenhauses etwas von einem Schatz verborgen sey. Sie sparte keine Mühe, sich in den Besitz desselben zu setzen, und es gelang ihr endlich.

Ihre Kräfte hätten indeß zu diesem Werke nicht hingereicht. Der Vater lag krank, und so geschah es, daß sie den Fritz, den Schwestersohn meines Vaters, den die Eltern als Waise zu sich genommen und erzogen hatten, einen kräftigen Burschen von sechszehn bis siebzehn Jahren, bei jenem Geschäft brauchte, und ihm war es bei nächtlicher Arbeit gelungen, die alte Mauer zu durchbrechen und zum verborgenen Kästchen, welches darin steckte, zu gelangen. Die Freude war groß, aber nicht von langer Dauer. Ein Maurer, der an der alten Mauer, welche den Einsturz drohte, gearbeitet, war zuerst jener Entdeckung auf die Spur gekommen. Da aber die Mutter, statt ihn Theil an dem Funde nehmen zu lassen, ihn sogleich abgelohnt und fortgeschickt hatte, so schwieg er nicht davon, und machte zuletzt dem Anwalt der Erben des verstorbenen Besitzers Anzeige von der Sache. Es war ohnehin sehr auffallend gewesen, daß der alte Doktor, der doch für wohlhabend gegolten, nichts hinterlassen haben sollte, und da in seinen Papieren sich häufige Beweise von einem Kapital, das er besessen, fanden, so ward sofort eine Untersuchung angeordnet, der Sache auf den Grund zu kommen. Die Mutter hatte indessen ihre Maßregeln gut genug genommen, um jeder Entdeckung vorzubeugen. Sie ward gerichtlich vernommen und leugnete mit der größten Ruhe und Beharrlichkeit alles. Der Vater lag an einem schweren Nervenfieber, und so schützte sein Zustand ihn vor der Vernehmung, und Fritz, welcher derselben nicht entging, war von der Mutter in seiner Rolle gut unterrichtet und durch Drohungen hinlänglich eingeschüchtert, um Alles zu leugnen.

Da jedoch zu viele Umstände den Fund wahrscheinlich machten, so ließ jener Anwalt nicht nach, bis der Mutter ein Eidschwur auferlegt ward, um sich von dem Verdacht der Verheimlichung zu reinigen. Es war ein schwerer Kampf, den ihre frühere Rechtschaffenheit und Gottesfurcht mit der Habsucht bestand. — Aber die letztere trug den Sieg davon. Es hatte überdieß seit ihrem Verlust beim Hofrath v. T. sich das Vorurtheil bei ihr festgesetzt, als schützen die Gesetze nur die höhern Stände in ihrem Recht, während man bei den niedern nur immer Schlechtes voraussetze und ihre Gerechtsame wo nicht unterdrücke, doch wenigstens sehr lässig unterstütze. So gesellten sich Trotz und Erbitterung hinzu, und sie schwor, die unglückliche Frau, schwor sich zur Meineidigen.

Von diesem Tage an wich der letzte Rest von Glück und Frieden aus unserem Hause. Eine feindselige erbitterte Stimmung bemächtigte sich der Mutter je mehr und mehr; sie zog sich von allen Verbindungen mit Nach-

barn und Bekannten zurück, denn nicht selten wurde in gröbern und feinern Andeutungen ihr zu verstehen gegeben, was man von ihr halte. Der Vater erfuhr, als er genesen, was ihm freilich nicht verborgen bleiben konnte. Ihm schauderte; der Meineid war für den frommen, kränkelnden Mann ein Verbrechen der gröbsten Art. Die Früchte desselben zu genießen, hieß ihm, sich desselben theilhaftig machen, und was auch die Mutter versuchen mochte, ihn durch Wohlthaten, die sie spendete, zu der Ansicht zu überreden, der gute Gebrauch vermöge mit der Art des Erwerbes zu versöhnen, es vermochte nichts seine verlorne Ruhe wieder herzustellen. Er lebte trübsinnig vor sich hin, floh allen menschlichen Umgang, und es zeigten sich Spuren von Geisteszerrüttung. Er entfernte sich fast gänzlich von der Mutter, und Friz und ich waren seine einzige Gesellschaft. Stets gab er uns die eindringlichsten Lehren zu einem sittlich guten, rechtschaffenen Wandel, und nahm mehr wie einmal das feierliche Versprechen von mir, daß, käme ich einst zum Besitz, ich nichts von dem ungerechten Gut behalten, sondern den rechtmäßigen Eigenthümern oder deren Erben alles bei Heller und Pfennig zurückgeben wolle. Nur die feste Ueberzeugung, daß ich das thun werde, versicherte er, könne ihn im Leben und Sterben beruhigen und das Verbrechen der Mutter versöhnen, und Sie zweifeln gewiß nicht, daß ich es ihm unter den heiligsten Eiden gelobte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Die Versuchung. Kleine Theater.

Bis die Schauspiele wieder der Hauptgegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit werden, werden sich die Direktoren ganz besonders anstrengen müssen, um ihre Gunst beim Publikum nicht zu verlieren. Dies thut Herr Véron, der bekannte Direktor der Oper. Zu Anfang des Sommers waren ihm seine Hauptsänger und Tänzerinnen davongegangen, um zu London Robert le diable aufzuführen. Ein Anderer hätte vielleicht die Oper geschlossen, um sich die Mühe zu ersparen, durch etwas ganz Neues das Publikum herbeizulocken. Er aber that dies nicht, sondern erfand etwas Außerordentliches, das ihn in Stand sezte, auch ohne seine Hauptakteurs den Parisern zu gefallen, und so kam seine Tentation oder „Versuchung“ zu Stande, halb Oper und halb Ballet, von der die Zeitungen so viel gesprochen haben, daß ich hier in keine Beschreibung derselben einzugehen brauche. Ich weiß nicht, wer den ersten Einfall gehabt hat, die Versuchung des heil. Antonius auf die Opernbühne zu bringen. Der Einfall muß von einem originellen Kopfe herrühren; indessen scheint er nicht auf einmal entstanden zu seyn, sondern hat wohl durch Callots bekannten phantastischen Kupferstich und durch ein lustiges, von Sedaine herrührendes Lied über diese Versuchung allmählig seine Ausbildung erhalten. Man hat einen wahren Roman aus der Geschichte des versuchten Einsiedlers gemacht; die Geschichte ist aber nichts, sondern die Einkleidung, das heißt die Scenerei, Alles. Véron soll 200,000 Franken auf die Dekorationen und die wundervollen Verwandlungen und Prospekte dieses Opernballets verwendet haben. Vielleicht hat die alles vergrößernde Fama ein Viertel oder gar die Hälfte hinzugesezt; allein hunderttausend Franken sind noch immer eine beträchtliche Summe, und wenn man bedenkt, daß diese erst müssen wieder herbeigeschafft werden, ehe auch nur ein Heller in die Opernkasse gelangt, so möchte vielen andern Unternehmern bange geworden seyn. Für dieses Geld sind aber die wunderbarsten Dinge zu Stande gekommen, die jemals auf der Opernbühne das schaulustige Publikum entzückten, und haben der großen Oper wieder zum ersten Range unter den Schauspielen verholfen, den ihr seit einiger Zeit die kleinern Theater, sogar die Volkstheater auf den Boulevards, streitig machten. Es war hohe Zeit, daß sich die Oper in dieser Hinsicht wieder aufrichtete, denn sonst wäre sie von den andern Schauspielen ganz heruntergebracht worden. Zum erstenmal hat man versucht, die Künstler, deren Paris eine Menge hat, zur Verschönerung der Scene zu gebrauchen und von ausgezeichneten Malern Entwürfe zu Landschaften und Perspektiven, wie man sie in jenem Stücke nöthig hatte, fertigen zu lassen. Bisher nahm man einen besoldeten Mann dazu, gewöhnlich den Dekorationsmaler, der für alle Stücke die nöthigen Verzierungen lieferte. Bei einem so großen und so phantastischen Stücke, wie jene „Versuchung“ ist, war es aber besser, Skizzen von verschiedenen Händen zu haben, wenigstens gewann das Stück dadurch an Mannigfaltigkeit. Nur hat man die Bemerkung gemacht, daß die Künstler ihrer Phantasie nicht freien Lauf gelassen, sondern sich allzusehr in den Schranken der Mäßigung gehalten haben. Vielleicht haben sie gefürchtet, sie möchten in Callots Manier verfallen und gar zu drollicht werden, was dann einem so vornehmen Publikum, wie das der Oper ist, nicht würde behagt haben; die schudrkeligen und frazenhaften Teufel, die Callot auf seinem Blatte angebracht hat, mögen ebenfalls in der Wirklichkeit schwer darzustellen seyn. Indessen bleiben die von den Pariser Künstlern gelieferten Entwürfe noch immer merkwürdig genug, und es heißt, man werde sie vereinigt herausgeben; wir werden also den Roman vom versuchten Einsiedler gestochen oder lithographirt vor Augen bekommen; diese Darstellungen werden aber nur einen schwachen Begriff von dem überraschenden Anblicke geben, welchen die große Opernbühne in diesem Stücke gewährt. Himmel und Hölle stehen hier in ihrer respektiven Herrlichkeit und Furchtbarkeit vor dem Pariser Publikum. Die Musik zu diesem phantastischen Stücke ist von Halevy und Gulde gesezt worden; ersterer hat sein Talent bereits in andern Opern bewiesen; lezterer ist noch wenig bekannt, und hier hat er wohl einen seine Kräfte übersteigenden Versuch gewagt; ein Weber oder Meyerbeer wäre zu solch einer Arbeit nöthig gewesen. Die Musik ist übrigens der hervorstechende Theil dieses Schauspiels nicht; für das Ohr ist nur beiläufig gesorgt, vielleicht aus der bescheidenen Vorsicht, das Auge in seinem Genusse nicht zu stören. Eine Parodie des barocken Stückes wird auf dem kleinen Theater des Palais royal gegeben; der Witz wird aber darin etwas sparsam ausgetheilt. Diese kleine, erst seit anderthalb Jahren bestehende Bühne hat ziemlich guten Fortgang und bereits mehrere sehr heitere Stücke dargestellt. Die kleinen Bühnen sind jezt überhaupt viel blühender, als die großen, und wachsen gleichsam auf den Trümmern der leztern hervor; die komische Oper und das Odeon sind eingegangen, aber drei bis vier kleine Theater sind dagegen neu eröffnet worden. Erst kürzlich wurde eines im Lustgarten Tivoli angelegt, und es gibt fast kein Stadtrevier, das nicht seine Theater hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 198.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. August 1832.

Auf, auf, fleug bald, mein junges Herz,
Zu deren, die allein dich nähret;
Sag' ihr, wie übergroßer Schmerz
Von ihretwegen mich bethöret.

Rudolph Wetherlin.

Liebe, Wanderschaft und Heimkehr.

In vierzehn Liedern von Julius Mosen.

An Sie.

Es blüht am Rain der weiße Schlee,
Wohl kommt der Lenz, doch mir ist weh;
Am Kirchthurm seh' ich Schwalben ziehn,
Könnt' ich mit ihnen heimwärts fliehn!

Wie ist mein Liebchen gar so hold,
Sein Lockenhaar so helles Gold,
Und in den Augen klar und rein
Des ganzen Himmels Wiederschein!

Ich bin von ihr nun fern, so fern;
Wär' bei der Trauten gar so gern!
Im Waizen lockt die Wachtel laut
Mich in die Arme meiner Braut.

Vor ihrer Thüre wird sie stehn,
Hinaus zur Ferne spähend sehn,
Ein Blüthenregen um sie her.
Wer doch an ihrer Seite wär'!

Die Botschaft.

Mondenschein, stiller Mondenschein,
Eile zu ihrem Kämmerlein;
Du sollst sie oftmals grüßen,
Mondenschein, darfst sie küssen;
Willst du mein Bote seyn?

Nachtigall, traute Nachtigall,
Fliege mit deinem Liederschall,
Fliege zu ihr und sage,
Was ich im Herzen trage
Ueberall, überall!

Rosenduft, süßer Rosenduft,
Schwinge dich durch die Abendluft,
Eile mit deinem Wehen!
Schmeichler, sie wird es verstehen,
Daß dich die Liebe ruft.

Aber der treuste Bote hier
Plaudert den ganzen Tag von ihr.
Immerfort muß er springen,
Fröhliche Botschaft mir bringen.
Eile, mein Herz, zu ihr!

Der Ostertag in Rom.

Ob am grünen Donnerstage
Auch der Pabst gar sehr geflucht,
Hab' ich doch am Ostertage
Wieder Peters Dom besucht.

Wenig hat es mich gekümmert,
Wie in schwerer goldner Pracht
Seine Heiligkeit geflimmert,
Schön das schöne Spiel vollbracht.

Denn vor all den schönen Frauen,
Welche Roma zart gepflegt,
Mußt' ich auf die Schönste schauen,
Die mir Herz und Sinn bewegt.

Rosa, mit denselben Blicken
Drang dein Auge einst zu mir;
Soll es mich denn nicht entzücken,
Find' ich dich in Roma hier?

Der Osterabend in Rom.

Da der Abend war gekommen,
Und sie mir vorüberschwand,
Streifte flüchtig, wie beklommen,
Mich ein wenig ihre Hand.

Traf mit ihr gar bald zusammen
Vor dem Dom, der war erhellt —
Millionen kleine Flammen
Um die Kuppel bunt gesellt.

Von der Engelsburg zum Himmel
Warf der Pabst ein Feuermeer;
Meiner Donna im Getümmel
Schlug das Römerherzchen sehr.

Ihr Gesicht war sanft geneiget,
Und ihr Kuß war glühend heiß —
Lieder! kleine Lügner, schweiget,
Schweigt von dem, was ich nicht weiß!

In der Villa reale zu Neapel am Meere.

Wanderer:

Wo kommst du her, du grüne Welle,
Im Meere herüber so schnelle?

Welle:

Mich schickt her ein schönes Kind,
Und mich trieb ein guter Wind;
Hab' dich müssen
Viel tausendmal grüßen —
Geschwind! Geschwind!
Ueber Sand- und Felsenbank!

Wanderer:

Schönen Dank.

Vergehen und Strafe.

(Fortsetzung.)

Das waren wohl traurige, aber auch schmerzlich süße Stunden, denn zwischen Fritz und mir hatte das geschwisterliche Verhältniß, in dem wir aufgewachsen, sich allgemach zum Bündniß zweier zärtlichen und unschuldigen Herzen gestaltet. Der Vater sah es, es machte ihm Freude, und er sagte uns, er wünsche nichts sehnlicher, als uns durch dauernde Neigung dereinst verbunden zu sehen, wozu er freilich einen sehr entfernten Zeitpunkt ansezte; denn Fritz, an welchem er ein vortreffliches Talent zu künstlicher Schnitzarbeit wahrzunehmen glaubte, sollte sich in dieser Kunst erst vervollkommnen, um dann nach mehrjährigen Reisen und dem Aufenthalt in großen Städten sich irgendwo als ein geschickter Künstler niederzulassen. Unsere Liebe war noch ohne Leidenschaft, und so hatte diese Aussicht und der Zwischenraum mehrerer Jahre nichts Abschreckendes für unsere jugendlichen Herzen. Die Mutter aber, als sie endlich bemerkte, wir seyen einander nicht blos wie Geschwister zugethan, zeigte sich solchem Verhältniß aufs äußerste abgeneigt. Ich sollte, das war ihre Absicht, durchaus in den von ihr so oft beneideten höhern Stand mich verheirathen. Geld, dieser Haupthebel der menschlichen Verhältnisse, meinte sie, werde mir dazu unfehlbar behülflich sey, und da ich auch hübsch war, so könne es mir um so weniger an einer annehmlichen Parthie fehlen. Auf meine Einwendungen und die Versicherung, daß das bescheidene Loos des Standes, in dem ich geboren, mir genüge, entgegnete sie dann heftig auffahrend, daß jener Plan das einzige Ziel und Streben ihres Lebens gewesen sey, dem sie den Frieden ihrer Tage und ach! ihrer Seele zum Opfer gebracht, und daß sie wenigstens hoffe, ihr einziges Kind werde solche Opfer nicht mit Undank lohnen, da sie überdieß nur mein Glück wolle. Als sie aber anfing, die Entdeckung zu machen, daß Fritz ihren Entwürfen am meisten entgegenstehe, ward der arme Junge ihr ein Dorn im Auge. Schon längst hatte sie ihn mit mißtrauischen Blicken angesehen, denn einmal hatte Fritz ihr aufs Bestimmteste erklärt, er wolle zwar von dem, was er wisse, gern und immer schweigen, doch nur so lange, als Niemand einen Eid von ihm fordere. Geschähe aber dieß über kurz oder lang, so würde keine Macht und Rücksicht in der Welt ihn verleiten, einen solchen zu schwören. Die Mutter hütete ihn von da an mit stetem Argwohn, und ich merkte wohl, daß nur die Besorgniß, er könne außer dem Hause wohl noch eher verleitet werden, ihr Geheimniß zu verrathen, sie bewog, ihn bei sich zu behalten. Des Vaters Profession war längst ganz eingegangen, und Fritz führte im Grunde ein müßiges Leben, wobei nur sein Hang, sich durch Lesen zu unterrichten, ihn beschäftigte; denn er hatte fast alle Unterrichtsstunden mit mir getheilt und hiedurch einen guten Grund zu künftiger Bildung gelegt.

Da trat jener Geburtstag ein, dessen der Kandidat Leidmann erwähnte. Fritz und ich feierten ihn dießmal in der frohesten Stimmung. Wir waren nicht mehr Kinder, wir waren ein erwachsenes, liebendes Paar. In einer Gartenlaube schwuren wir einander ewige Liebe und Treue. Mir verrieth der Zufall, daß die Mutter diese

Scene belauscht hatte. Es nahm mich Wunder, statt des Ungewitters, das, wie ich glaubte, über mich losbrechen würde, sie gegen mich und Fritz freundlicher als sonst zu sehen, und schon überließ ich mich den frohesten Hoffnungen. Aber vierzehn Tage später war Fritz verschwunden. Spurlos war er verschwunden, und wenn gleich die Vermuthung, er möchte beim Bade im Flusse verunglückt seyn, die wahrscheinlichste blieb, so war doch der Umstand, daß weder seine Kleidungsstücke, noch, trotz der sorgfältigsten Nachsuchungen im Bett des Stromes, sein Körper gefunden wurde, damit auf keine Weise zu reimen. Von seinen übrigen Sachen fehlte nichts, auch nicht die kleinste Spur konnte auf die Vermuthung einer absichtlichen Entfernung führen. Es war eine traurige Zeit, die ich nun lebte. Eine dunkle, schreckliche Vermuthung begann sich in meiner Seele zu regen, und wie ich mich auch anstrengte, sie zu unterdrücken, sie rührte sich immer von Neuem, und ein instinktartiges Gefühl schärfte mir den Blick, womit ich — Gott weiß mit welchem Schauder — die Mutter beobachtete. Es entging mir nicht, daß ihre Betrübniß über den Vorfall nur erkünstelt, ihre Bemühungen nach Aufklärung nur sehr oberflächlich, ihre Vermuthungen aus der Luft gegriffen und ganz dazu berechnet waren, jeden Verdacht von ihr zu entfernen. Auch den Vater quälten, ich sah es deutlich, ähnliche Muthmaßungen, aber er vermied, sie gegen mich auszusprechen, ja seine Aengstlichkeit, einen so schrecklichen Argwohn bei mir nicht vielleicht durch ein unvorsichtiges Wort anzuregen, ging so weit, daß er bald Fritzens gar nicht mehr erwähnte. Auch die Mutter erwähnte seiner nicht, und ich glaubte deutlich zu sehen, daß es sie verletzend berührte, wenn seiner nur Erwähnung geschah. So kam es denn bald dahin, daß der Name des unglücklichen Jünglings nicht mehr unter uns genannt wurde; aber die Herzen verschlossen sich immer mehr gegen einander und die Empfindungen des Argwohns, des Abscheues und Grolls arbeiteten im Stillen um so heftiger fort. Denn ach! mir war, was ich bisher bei mir selbst kaum deutlich zu denken wagte, durch einen zufälligen Umstand zur fürchterlichen Gewißheit geworden. Die Mutter reiste zu ihrem Vergnügen, wie sie sagte (denn sie besuchte des Handels wegen die Märkte nicht mehr) nach dem Städtchen G...... und nahm mich dahin mit. Das Städtchen war mit Menschen angefüllt, wir konnten nur ein kleines Stübchen im Gasthof erhalten, und ich mußte, da ich unterwegs unwohl geworden, mich aufs Bette legen, während die Mutter ihre Bekannten aufzusuchen ging. Ich war eingeschlafen, als ein Geräusch mich weckte. Ich blinzelte mit den Augen und sah die Mutter im Gespräch mit einem fremden Mann, den ich als Einen von denen, womit sie schon früher verkehrt hatte, zu erkennen glaubte, was mich bestimmte, mich nicht zu rühren, indem ich dachte, er werde bald fortgehen. Bald aber nahm ich wahr, daß die Mutter weinte, während der Fremde ihr mit Ungeduld zuzureden schien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung.)

Nauplia, den 12ten Mai 1832.

Unser Weg führte uns vergangenen Donnerstag über den Eurotas in die hohen und öden östlichen Gebirge von Lakonien, durch ihre Niederungen mit Anbau, Grün, Quellen und anmuthigen Dörfern, immer höher in den Bergreihen des Malvos empor. Wir kamen über Brasara gegen fünf Uhr in Veria an, in dessen hochgelegenem, quellenreichen Thal wir in einer Hütte unter Blüthenbäumen und den Gesängen der Nachtigallen die Nacht zubrachten. Am folgenden Morgen ging es durch höhere Gebirgszüge, und die von der Zerstörung der Hirten noch nicht ganz erreichten Waldungen der Hochthäler nahmen ihren Anfang, die Föhren und Fichten zum Theil in dichtem Bestand, trotz der Verwüstungen im Einzelnen, da Jeder ungestört nimmt, was er braucht, und in ihrem Schatten üppiges Gras, Quellen, eine Fülle von Veilchen, Narcissen und prachtvollen Tazetten; auch die Singvögel unserer Waldungen fehlen nicht. Gegen Mittag zogen wir abwärts durch ein Thal voll Nuß- und Kastanienpflanzungen nach Kastanizza, eine Ortschaft, die von den eigentlichen Zakonen (Lakonen) bewohnt wird, welche unter andern einen ganz eigenthümlichen, dem altlakonischen sehr nahen Dialekt reden, in dem zugleich vieles andere Altgriechische sich erhalten hat *). Ihr Hauptort, Brastos, einige Stunden von Kastanizza, gegen tausend Familien stark, ist nach der Zerstörung durch Ibrahim wenig aufgebaut worden, und die Einwohner haben sich in ihre Besitzungen am Meere, nach Limeni und H. Andreas, zerstreut. Außer Brastos und Kastanizza, das 130 Häuser hat, ist der Dialekt nur noch in Aigithyra, einem nordwestlich von Kastanizza gelegenen Dorfe von hundert Häusern, ursprünglich; wo er sonst vorkommt, ist er durch Einwohner der drei Orte hingebracht. Ich habe mir Mühe gegeben, von ihm so viel als möglich zu erfahren. Den Nachmittag ritten wir durch sich mehr und mehr senkende Gebirge nach dem

---

*) Z. B. ἔνθσχε oder ἀπὸ τάνου νὰ φύξεμεν νὰ πᾶμεν 'ς τὰν χώρα. d. i. ἔνθεν oder ἀπὸ τάνου νὰ φύξωμεν (φεύγωμεν) νὰ ὑπάγωμεν εἰς τὰν χώραν; — γουναῖκα ἀγαποῦτα τὸν πόθσι. d. i. γυναῖκα ἀγαπῶσα τὸν πόσιν.

Meere, und kamen um sieben Uhr durch eine mit Astros zusammenhängende Ebene am Fuße einer Anhöhe am Meere an, die auf der Spitze die Kirche des heil. Andreas hat, von der die Gegend den Namen trägt; desgleichen bedeutende kyklopische Reste einer Burg und über die Bergfläche verbreiteten Stadt, in welcher wohl mit mehr Sicherheit die Ruinen des alten Thyrea, als hinter Astros zu suchen sind; am Fuße eine durch den Handel mit Nauplia, Syra und dem Innern des Landes belebte Rhede, und die geringen Reste eines ursprünglich größern, aber fast ganz verschlammten Hafens, bis zu dem sich die alten und starken Substruktionen hinaberstrecken. Am Ufer sind nur einzelne Magazine erbaut.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Neue Theaterstücke.

Jezt kann kein Theater mehr auf den glänzenden Erfolg rechnen, der sonst die theatralischen Bemühungen krönte, wo nur fünf oder sechs Theater in Paris waren; der Gewinn wird von zwanzigen getheilt, und nur diejenigen, die nicht allzugroße Kosten zu tragen haben, können fortkommen. Eines der thätigsten Theater ist immer noch das alte Vaudeville, das sich freilich nicht stets mit Vaudevillen begnügt, sondern sich auch in höhere Gattungen versteigt. Neulich sah ich hier an einem Abend drei Stücke, die neu für mich waren; zuerst ein kleines Vaudeville: le contrebandier, „der Schleichhändler," welches blos den Zweck zu haben schien, den zum Schauspieler gewordenen Zeichner Monter, dessen Sittenskizzen in lithographirten Blättern längst bekannt sind, unter mehreren Verkleidungen zu zeigen. Es handelt sich um das Einschwärzen englischer Waare an der Mauth von Calais. Dies Einschwärzen wird weder in der Gesellschaft, noch auf dem Theater als eine unsittliche Handlung betrachtet. In dem kleinen Vaudeville sucht der Schleichhändler die listigen Mauthbeamten zu überlisten, was ihm auch gelingt. Es kommen manche witzige Ausfälle wider die Unhöflichkeit und den Vorwitz der Mauthbeamten vor, über den schlechten Tabak der königlichen Fabrik und den bessern, der aus England herüber eingeschwärzt wird u. s. w. Der Mauthunfug ist Jedermann zur Last, und wahrscheinlich werden die Völker aus bloßem Ueberdrusse über solchen Zwang sich endlich sammt und sonders der Mauthen entledigen. Aus dem Beifall zu schließen, den das Publikum allen Sticheleien auf die Mauth in dem Vaudeville ertheilt, ist dies auch der Wunsch der Pariser. Nach diesem Vaudeville wurde ein sehr ernsthaftes Schauspiel oder Trauerspiel: „Ein Duell unter dem Kardinal Richelieu," gegeben, das auch schon auf einer Londoner Bühne aufgeführt wird; denn jezt sind die englischen Uebersetzer noch flinker als die deutschen, und kaum hat ein Stück einigen Beifall auf einer Pariser Bühne erhalten, so ist auch schon ein englischer Schriftsteller bei der Hand, um es auf eine Londoner Bühne überzutragen. Ein Trauerspiel in sechs Aufzügen und in Prosa wäre sonst ein Ungeheuer in der französischen Dramatik gewesen. Alle Trauerspiele sammt und sonders mußten fünf Aufzüge haben und in Alexandrinern gedichtet seyn. Glücklicherweise hat man sich über diese alten Regeln seit einigen Jahren weggesezt und Voltaires Spruch: alle Gattungen sind gut, ausgenommen die langweilige, zur Richtschnur genommen. Jenes Trauerspiel ist anziehend und eine gute Schilderung der Hofsitten und des priesterlichen Despotismus, den der alte Kardinal unter der Regierung des schwachen Ludwigs XIII. ausübte. Der Kardinal erscheint in dem Stücke nicht, aber es ist oft die Rede von ihm. Ein Herr vom Hofe, v. Chalais, liebt leidenschaftlich die Herzogin v. Chevreuse, welche aus Konvenienz hat heirathen müssen und im Herzen ihrem Chalais zugethan bleibt. Der Kardinal fällt einen Augenblick in Ungnade und der ganze Hof freut sich; Chalais wird zum Minister ernannt. Ein junger Abbé am Hofe, der, wie die adelichen Abbé's jener Zeit, ein Fuchsschwänzer ist, spricht in Gegenwart der Hofleute übel von der Herzogin v. Chevreuse; Chalais ergreift ihre Parthie, bekommt Händel mit dem schlagfertigen Abbé, für welchen Duelle eine Lieblingsbeschäftigung sind. Die junge Herzogin geräth in die größte Unruhe, denn auf jeden Fall steht ihr guter Ruf auf dem Spiele. Chalais hinterläßt einen zärtlichen Brief an sie und geht früh Morgens aus, um sich mit seinem Gegner zu schlagen. Unterdessen kommt der Kardinal wieder ans Staatsruder; sein Haß fährt natürlich auf Chalais los, den er als Duellanten verfolgen läßt. Seine Papiere werden in Beschlag genommen; man findet darunter den zärtlichen Abschiedsbrief an die Herzogin v. Chevreuse; diesen Brief läßt der verschmizte Kardinal dem Ehemann zustellen. Dieser wird nun wüthend und verstößt die treulose Gattin, indeß Chalais, um seinem Verfolger, der ihn von allen Seiten umringen läßt, zu entgehen, sich erschießt. Die zweideutige Lage der liebenden und doch nicht tugendlosen Herzogin, der Charakter des leichtfertigen und duellirenden Abbé's sind gut dargestellt; das Ganze ist in einem lebhaften Style geschrieben und wird gut gespielt. Ich vermuthete, es sey wieder ein Stück von dem fleißigen Ancelot, denn es ist in seiner Manier; allein es hat einen Schauspieler Namens Lacroy und einen andern Dichter zu Verfassern. Man gibt dieses Stück fast alle Abend, und leicht wird es ein halbhundert Darstellungen erleben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 192:
Lebewohl.

Palindrom.

Erstes Wort.
Als fruchtbar Wasser oft genannt;

Zweites Wort.
Als Schmerzensausruf wohl bekannt;

Drittes Wort.
Als starker Geist dem Rhum verwandt.

3. 2. 1. jedes verkehrt.
Nun kehre sie alle zusammen um,
So spricht's oft deutlich, doch ist es stumm;
Feil wäre Manchem sein Beutel drum;
Feil ist selbst manches Gewissen drum!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 199.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. August 1832.

— Sieh! es naht mit fürchterlichem Drohn
Ein ganzes Heer von kriegerischen Thieren,
Verschieden an Bewegung, Form und Ton.

Tasso.

Hindostanische Thierkämpfe.

Die folgende Beschreibung einer ächt antiken Lustbarkeit, welche an die Lieblingsschauspiele der weltherrschenden Römer erinnert, ist den indischen Skizzen des englischen Kapitäns Mundi entlehnt, aus denen wir bereits Mehreres mitgetheilt haben.

* * *

Der Beherrscher von Hindostan ließ dem englischen Kommandanten melden, es seyen zu einem Kampfe zwischen wilden Thieren auf den folgenden Tag alle erforderlichen Anstalten getroffen. Wir alle waren sehr begierig auf ein Schauspiel, das wir schon oft als äußerst merkwürdig und überraschend hatten schildern hören. Wir bestiegen demnach zur bestimmten Zeit unsere Elephanten und begaben uns mit den Damen, welche so neugierig waren als wir, zum Pallast des Königs. Wir waren nicht lange unterwegs, da kam der König dem Kommandanten entgegen und führte ihn und sein ganzes Gefolge in ein Haus im Park; hier nahmen wir auf einem Amphitheater Platz, das um einen zur Arena eingerichteten Hof herlief. In der Mitte befand sich ein Käfigt aus ungeheuren Bambusstämmen, gegen fünfzig Fuß hoch und ebensoviel im Durchmesser haltend; oben war es mit einem Stricknetz bedeckt. In verschiedenen kleinen Ställen, welche mittelst Fallthüren mit dem Cirkus in Verbindung standen, befanden sich Bewohner der Wildniß aller Art; in jenem großen Käfigt aber sah man eine Menge Büffel, dicht zusammengedrängt; sie bildeten mit den behaarten Köpfen, den langen, drohenden Hörnern eine furchtbare Schlachtlinie und harrten stille, regungslos des Signals zum Kampfe. Jetzt gingen die Fallthüren auf und zwei Tieger, zwei Leoparden und zwei Bären stürzten mit einemmal in die Kampfbahn. Die Büffel begannen sogleich den Kampf und fielen über die Bären her, welche aber eilends, ihren Hornstößen zu entgehen, an den Bambusstämmen hinaufkletterten. Tapferer hielten sich, trotz der Ueberzahl der Büffel, die Tieger, von denen der eine namentlich ein herrliches Thier war. Der leztere erhielt einen furchtbaren Stoß mit dem Horn an den Kopf, als er sich eben einem Büffel an den Hals geworfen hatte und ihm die Wammen gräßlich zerfleischte; ein zweiter Hornstoß schleuderte ihn hinauf an das Stricknetz und nun wurde er von den Büffeln zertreten. Die Leoparden verhielten sich während dieses Gefechts völlig ruhig.

Nun trat ein Nashorn im Cirkus auf und die Wärter gaben sich viele Mühe, es gegen einen Tieger zu hetzen, der an einer Kette lag. Das Nashorn schritt langsam vorwärts und betrachtete den Tieger aufmerksam, ohne irgend eine feindliche Absicht zu verrathen, während jener dumpf brüllte und, die sprühenden Augen auf seinen Feind geheftet, an der Kette zerrte; aber mit einemmal wandte sich das Rhinoceros, trabte davon und warf einen Palankin um, in welchem sich eine Dame befand, der es ob dem schrecklichen Schauspiel schon vorher übel geworden war.

Jezt traten ein Büffel und ein Tieger im Amphitheater auf. Sie fielen wüthend über einander her; der Tieger sprang seinem Gegner an den Hals und brachte ihm eine tiefe Wunde bei; aber nun erhielt er einen so heftigen Stoß mit dem Horn, daß er weit weg geschleudert wurde und, mit gebrochenem Rückgrat, unfähig war, den Kampf fortzusetzen. Nun griff ein kleiner Elephant einen Leoparden an; aber dießmal war die Sache bald entschieden: ersterer fiel auf die Knie nieder, gab seinem Gegner einen Streich mit seinen furchtbaren Stoßzähnen und ließ ihn bald todt auf dem Platze liegen.

Nach dieser Belustigung begaben wir uns in den Pallast, woselbst das Frühstück unser wartete; nach abgenommenem Tischtuch wurden eigens dressirte Wachteln auf den grünen Teppich gestellt und kämpften nun mit der größten Erbitterung, ungefähr wie die Hähne in London. Dieser Wachtelkampf ist eine große Liebhaberei der indischen Großen; sie wetten bedeutende Summen auf ihre Vögel und rauchen, träge um den grünen Teppich hergelagert, ihre Hukahs dazu.

Elephantenkämpfe sollten die Festlichkeiten des Tages beschließen. Die Zuschauer lagerten sich auf Stufen, eine Gallerie entlang. Der kleine Fluß Goomti bespült die Mauer des Pallastes und am gegenüberliegenden Ufer war ein sehr geräumiger Cirkus angelegt, solcher riesenmäßigen Athleten vollkommen würdig. Man wählt zu Kampfelephanten lauter große, kräftige, männliche Thiere und erhält sie dadurch, daß man starke Gewürze unter ihr Futter mischt, in beständiger Aufreizung. Auf der weiten Ebene, die sich vor uns ausbreitete, sahen wir eine Menge Elephanten allein, mit drohenden Blicken umhergehen; die Mahuts oder Führer saßen auf dem Rücken, den ein straff angezogenes Netz bedeckt, an welchem sich der Führer festhält, um nicht während des Kampfes abgeworfen zu werden. Neben jedem Elephanten gingen zwei, drei Männer mit langen Spießen, vor welchen sich die Thiere sehr fürchten. Nicht lange, so sahen wir zwei Kämpfer von zwei verschiedenen Seiten des Cirkus auf einander zurücken. Als sie einander ziemlich nahe waren, sezten sie sich in schärfern Lauf und stießen endlich mit furchtbarer Gewalt zusammen; ihre Rüssel wirrten sich in einander, wie zwei Schlangen, und sie drückten gegen einander mit voller Kraft, bis der eine, fühlend, sein Gegner sey ihm überlegen, sich wandte und im Davonlaufen vom andern einen Schlag mit dem Rüßel erhielt. Der Schlag war so heftig, daß der Führer des besiegten Elephanten abgeworfen wurde; zum Glück fiel er ziemlich weit vom Sieger zu Boden und machte sich, jedoch nicht ohne Quetschungen, aus dem Staube. Noch kamen fünf, sechs Kämpfe ähnlicher Art vor; aber sie waren für uns eben nicht sehr lehrreich und unterhaltend; denn die Elephanten sind so klug, daß sie sogleich merken, ob der Gegner ihnen überlegen ist, und dann vom Kampfe abstehen. — Ich hatte schon längst gewünscht, diese Kämpfe zu sehen, von denen man im Lande selbst ein großes Wesen macht und denen noch selten ein Europäer beigewohnt hat; meine Neugierde war nun befriedigt, ich hatte mir aber eine weit größere Vorstellung von der Sache gemacht.

Vergehen und Strafe.

(Fortsetzung.)

„Was ist es denn mit dem Jungen!“ redete der Fremde endlich leise, aber heftig zu der Mutter. Ist doch nichts mit ihm geschehen, als was Ihr selber gewollt habt! Es ist jezt Krieg, wie Viele müssen da dran, die wohl besser sind als der! Denkt denn, er sey in einer Schlacht geblieben!“ Er wollte noch mehr sagen, aber die Mutter wehrte dem und trat an mein Bett, zu sehen, ob ich schlafe. Ich hatte auch die Fassung, mich so zu stellen, worauf sie bald mit dem Fremden hinausging und mich mit der Qual der fürchterlichsten Gewißheit allein ließ.

Des Vaters Gemüthszustand ward immer trüber. Der Gram zehrte an seinen Kräften, und als ein Jahr vergangen war, ohne daß, wie er vielleicht noch im Stillen gehofft haben mochte, von Fritz die geringste Nachricht einlief, bemächtigte sich seiner eine tiefe Schwermuth. Er wünschte zu sterben, und ich hörte ihn oftmals schmerzlich beten, daß Gott ihm den Tod senden möchte, damit er nicht noch in trauriger Geistesverwirrung zum Verräther und Ankläger des eigenen Weibes werde. Vielleicht war es diese Vorstellung, welche, indem sie zulezt vorherrschend bei ihm wurde, ihn dahin brachte, zum Selbstmörder zu werden.

Ein solches Ereigniß hatte noch gefehlt, die Mutter zum Gegenstand des Abscheues für alle Welt zu machen. Hatte es vorher Uebelwollende genug gegeben, die bei Fritzens Verschwinden böse Vermuthungen wider sie in Umlauf gebracht, so erhielten solche Gerüchte jezt neue Nahrung, und wäre nicht durch mehrere Umstände des Vaters Selbstmord so klar erwiesen gewesen, so würde sie einer peinlichen Untersuchung wohl schwerlich entgangen seyn. Aber in der Meinung des Publikums half ihr das wenig. Sie ward als ein Ungeheuer verschrien, welches, nachdem sie den armen Schwestersohn auf unerklärliche Weise aus dem Wege geschafft, nun auch den guten Mann durch ewigen Zank und Vorwürfe über seine Kränklichkeit und Unthätigkeit zur Verzweiflung, und in dieser zum Selbstmord getrieben. Die Mutter sezte dem Allen einen verbissenen Troz und stille Erbitterung entgegen, und gewöhnte sich immer mehr an die größte Zurückgezogenheit, welche sie sich durch die kleinen Genüsse und Bequemlichkeiten, die ihr Wohlstand ihr gewährte, erträglich machte.

So lebten wir Jahrelang, äußerlich unangefochten, aber im Innern in stets wachsender Entfremdung fort. Mein Abscheu gegen das ungerechte Gut war wo möglich noch gewachsen, seit Fritz und mein Vater seine Opfer geworden waren, und mein Vorsatz, dem Versprechen gemäß, das ich dem Vater gegeben, so wenig als nur möglich davon zu genießen, befestigte sich immer mehr. Nichts konnte mich bewegen, mich besser zu kleiden, als meinem Stande angemessen war, noch an den Genüssen besserer Speisen und feiner Gerichte Theil zu nehmen, und ich genoß an dem gut besetzten Tisch meiner Mutter gewöhnlich nur trockenes Brod und Gemüse. Gekränkt dadurch, machte sie mir endlich selbst den Vorschlag, mich in Wohnung und Lebensweise gänzlich von ihr zu trennen. Das Uebrige ist Ihnen bereits bekannt. — So weit Marianne.

Der Gesundheitszustand der Richter hatte sich am folgenden Tage anders gestaltet, als man erwartet hatte. Sie hatte das Bewußtseyn wieder erhalten, aber ihre linke Seite war völlig gelähmt. Ein Schlagfluß hatte sie in Folge der heftigen Erschütterung, die Fritzens unvermuthete Erscheinung ihr verursachte, getroffen. Als ich herabkam, saß Fritz an ihrem Bette, ihre Rechte in seinen beiden Händen haltend. Seine offene, wohlwollende Miene ruhte auf den schmerzvollen Zügen der Kranken, während er mit sanfter Stimme beruhigende Worte zu ihr sprach. Ich betrachtete ihn jetzt näher. Es war eine jener ansprechenden Erscheinungen, von der Natur gleichsam mit einem Empfehlungsbrief an die gesammte Menschheit ausgestattet. Aus den blühenden Zügen sprachen Heiterkeit, Herzensgüte und ein behaglicher, mit der ganzen Welt im Frieden lebender Sinn. Lebenslust und Lebenskraft strahlten in dem großen dunkeln Augenpaar, und seine Gestalt, seine sichere Haltung und ungezwungener Anstand sprachen das Wesen eines Mannes aus, der sich in der Welt versucht hat; die feine, gewählte Kleidung aber und der schöne Brillant der Hemdnadel schienen den Beweis zu führen, daß dieß nicht ohne guten Erfolg geblieben sey. „Seyd doch ruhig, liebe Muhme," redete er der Kranken zu, „und vergeßt das Geschehene. Glaubt mir, ich hege keinen Groll, und wenn Ihr mir auch Unrecht gethan haben solltet, so werd' ich doch nie vergessen, daß Ihr die Wohlthäterin meiner Kindheit gewesen und mir die früh verlorne Mutter ersetzt habt." — „Nein! Nein!" entgegnete heftig die Richter. „Ihr müßt alles wissen, Du und Marianne! Ich kann eher weder genesen, noch ruhig sterben! — Gut, daß Sie da sind, Herr Herbert. Ich habe mich nach Ihrer Gegenwart gesehnt. Sie werden meinen Kindern rathen, was ferner in meiner Angelegenheit zu thun ist."

„Der Verlust," so lautete ungefähr der Inhalt ihrer Mittheilungen, „den der Bankerott des Hofraths v. T. mir zuzog, hat allmählig mein Verderben herbeigeführt. Ich war Jahrelang eine Zeugin des Wohllebens und der Verschwendung dieser Familie gewesen. Nach dem Bankerott zog die Hofräthin ihr bedeutendes Heirathgut aus der Masse und lebte nicht viel schlechter wahrlich als zuvor, während für die Forderungen so vieler Armen, die ihr sauer Erworbenes dem heuchlerischen Betrüger in die Hände gegeben, nichts übrig blieb. Das empörte, erbitterte mich. Ich fühlte, ich wäre zufrieden gewesen, hätte ein redlicher Mann ohne sein Verschulden mir den Verlust zugezogen. Und als ich nun, auf alle meine Klagen bei den Behörden, nur kalte und zuletzt unwillige Abfertigungen erhielt, da bemächtigte sich meiner der Glaube, es gebe überhaupt für Leute geringen Standes nicht eben viel Recht in der Welt, und sie seyen überhaupt nur dazu da, von den Vornehmen gemißbraucht und ausgesogen zu werden. Wer sich so in Dienstbarkeit und Mühsal durch die Welt drücken muß, kommt überhaupt so leicht zu diesem Glauben. Ich hatte, während ich diente, wenig von guter Gesinnung und Wohlwollen erfahren; harte Forderungen überall, denen fast nimmer genug zu thun war; knausender Geiz im Innern des häuslichen Lebens, während nach außen hin Glanzsucht und Ueppigkeit oft keine Grenzen kannten. Ward ich auch je zuweilen reichlich bezahlt und belobt, wenn meine Bestrebungen den Beifall der Herrschaft erworben, Wohlwollen, Theilnahme blieben doch fern. Ich war doch immer nur die Magd; zeigte man mir aber dann und wann Vertrauen, ach, so war es meistens nur, weil man zu strafbaren Heimlichkeiten der Vertrauten bedurfte.

Einige Zeit nach jenem Verluste meines Ersparten war ich im Städtchen G. zum Jahrmarkt. Ich saß trübsinnig in meiner Bude, wo Niemand zusprechen wollte, und berechnete, wie ich die Reisekosten wieder erschwingen möchte. Da trat ein Jude zu mir herein, mit dem ich schon früher zuweilen gehandelt. Er hatte von dem Unglück gehört, das ich gehabt, und bedauerte mich deshalb; nach einigem Hin- und Herreden versicherte er, mir Mittel und Wege angeben zu können, wie ich den Verlust mir in Kurzem wieder ersetzen könne. Ich horchte hoch auf. Es war, daß ich's kurz mache, nichts anders, als ein Vorschlag, ihm zum Einschmugglen verbotener Waaren behülflich zu seyn. Ich hatte anfänglich nicht Lust und bemerkte, das sey gegen die Gesetze. Er lachte. „Haben Euch denn die Gesetze, vor denen Ihr so viel Respekt habt, bei Euerm Eigenthum geschützt? So mögen sie Euch denn auch nicht wehren, wieder neues zu erwerben! Glaubt mir, es wird Euch Niemand beispringen, wenn Ihr mit Mann und Kind an den Bettelstab kommt, was bei den jetzigen nahrungslosen Zeiten, bei solchem Kram, wie Ihr da habt, unausbleiblich ist."

Er hatte mich da bei der schwächsten Seite angegriffen. Der Gedanke, dereinst noch betteln zu müssen, war mir von jeher der fürchterlichste gewesen. Es kostete nicht viel Mühe mehr, mich zu überreden. Ich willigte ein. Der Handel ging gut und war sehr einträglich. Nach einiger Zeit ward mir von der Schmugglergesellschaft untern Fuß gegeben, dieses Haus zu kaufen, dessen Lage in Hinsicht jenes Geschäfts die erwünschteste von der Welt war. Kam das Grundstück in andere Hände, so war es vorbei mit meinem Erwerb. Die Unternehmung kam zu Stande, die Juden gaben das Geld, und ich ward Besitzerin dieses Hauses.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Neue Theaterstücke.

Nach diesem Trauerspiele wurde ein lustiges Vaudeville in drei Aufzügen, Monsieur Prudhomme en voyage, gegeben, eine Fortsetzung des von Monnier entworfenen und dargestellten Stückes, la famille improvisée, Reisescenen und Abentheuer, in welchen der Conducteur der Diligence oder der Malleposte die Hauptrolle spielt. Die Absicht der Verfasser, denn auch zu diesem Stücke haben sich mehrere Verfasser bekennt, war wohl Anfangs, dem Reisenden Prudhomme, einer komischen Figur aus Monniers Famille improvisée, die Hauptrolle zu ertheilen; aber unvermerkt ist unter ihrer Feder der Conducteur zur ersten Person dieser Posse geworden. Eine solche Farce nach einem so ernsthaften Stücke, wie das „Duell unter dem Kardinal Richelieu," ist sehr ergötzlich, obschon die Anlage unbedeutend ist.

Einige Tage nachher besuchte ich das Theater der Porte St. Martin, an welches der Direktor Harel, welcher auch das Odeon leitete, einen Theil der Schauspieler dieses jezt geschlossenen Theaters gezogen hat. Man gab hier ein neues Stück in drei Aufzügen, le barbier du roi d'Aragon, weßhalb diesmal der Saal sehr voll war, und da dieser Schauspielsaal, der sonst für die Opernbarstellungen diente, sehr geräumig ist, so nimmt sich die Fülle in demselben schön aus. Vor dem neuen Stücke wurde ein Vaudeville, Namens Victorine, in fünf Aufzügen gegeben, die auf dem Anschlagzettel „Gemälde" genannt wurden. Es sollte nämlich die Geschichte eines koketten und verführten Mädchens in fünf verschiedenen Verhältnissen dargestellt werden; zuerst ist sie fleißige Arbeiterin in der Provinz, dann eine von einem reichen Herzog in Paris unterhaltene Dame, dann ein von dem Herzoge verlassenes, in einer Pension bourgeoise auf neues Glück harrendes Weib, dann herabgesunken und genöthigt, Magd zu werden. Hier hätte das Vaudeville zur Warnung für die koketten Mädchen enden sollen; allein die Dichter haben noch ein fünftes Verhältniß hinzugefügt, um das Stück gut zu enden. Ein ehemaliger verschmähter Geliebter aus der Provinz, der unterdessen durch seinen Fleiß und gute Aufführung in Paris reich geworden ist, erbarmt sich des verlassenen Mädchens und heirathet es. Vielleicht haben die Dichter die koketten und verführten Mädchen nicht in Verzweiflung bringen, sondern ihnen zeigen wollen, daß es ihnen nicht ganz unmöglich ist, zulezt doch noch einen Mann zu bekommen; vielleicht haben sie auch die Zuschauer nicht zu sehr betrüben mögen und für besser gehalten, das Stück gut zu endigen, das heißt, nach dem allgemeinen Brauche, mit einer Heirath. Neben das gefallsüchtige Mädchen haben sie einen Glücksritter gestellt, welcher sich mit einer vorgeblichen Baronesse in der Gesellschaft umhertreibt, zuerst als Pferdehändler und Wechselagent große Geschäfte macht, dann ein Betrüger im Spiele wird und zulezt, in Elend versunken, auf der Gasse sich mit Wahrsagerei und Taschenspielerkünsten abgibt. Sehr komisch ist der Auftritt im vierten Gemälde, wo dieser Glücksritter als Taschenspieler, die Baronesse als Pomeranzen feilbietendes Weib und das verführte Mädchen als Magd auf der Gasse zusammentreffen, sich erkennen, sich an ihren vormaligen Glanz erinnern und noch über die Narren lachen, denen sie ihr Geld abgezwackt haben. In den lezten Auftritten bekommen diese saubern Gesellen auch Händel mit der Polizei. Das Ganze ist mit einer guten Auswahl von Musik ausstaffirt und nicht übel berechnet, um bei den Zuschauern eines Boulevardtheaters Effekt zu machen. Idealisirt haben die Dichter ihren Gegenstand keineswegs; es ist alles pure Natur, und wer die Pariser Gesellschaft aufmerksam beobachtet, kann die Originale von diesen Porträts ziemlich leicht finden. — Nun sollte das neue Stück aufgeführt werden. Es entstand eine große Stille, und die vielen Freunde der Verfasser, welche der ersten Vorstellung beiwohnten, sorgten dafür, daß, so oft dieselbe gestört wurde, es bald wieder stille ward. Im ersten Aufzuge, ein aragonisches Wirthshaus, in welchem der schönen Wirthstochter von dem Barbier des Königs, einem furchtbaren Manne, Namens Perez, der Hof gemacht wird. Zu diesem Charakter scheint der bekannte Barbier des französischen Königs Ludwigs XI., Olivier le Daim, Anlaß gegeben zu haben. Aber der aragonische Perez hat etwas vom Figaro des Beaumarchais. Der Schauspieler Frederick, der sonst die Rolle brav darstellt und beim Publikum sehr beliebt ist, war etwas schwerfällig. Die junge Wirthstochter hält wenig auf den königlichen Barbier, maitre de plaisir und geheimen Vertrauten; sie zieht ihm im Geheimen einen jungen Mauleseltreiber, Torreno, vor; Perez weiß davon noch nichts. König Alphonso, ein gewaltiger Liebhaber des schönen Geschlechts, der, wie es scheint, nichts anders zu thun hat, als den Mädchen nachzugeben, hat die schöne Gastgeberin gesehen und läßt sie auf sein nahgelegenes Lustschloß entführen, obschon er eben auf dem Punkte steht, sich mit der Infantin von Kastilien zu vermählen. Diese kommt auch wirklich an, und ein Kardinal erscheint in der bloßen Absicht, den König zu bitten, er möchte seiner Braut entgegengehen. Dem Könige aber kommt dies sehr ungelegen, weil er mit der Wirthstochter allein seyn will, und er sagt dem Kardinale sehr harte Worte, beklagt sich über das gezwungene Heirathen der Könige und Prinzen mit Prinzessinnen, die sie nie gesehen haben u. s. w. Die Klagen fielen aber so ins Läppische, daß die Zuhörer laut murrten, und wahrscheinlich würden einige Pfeifchen sich haben hören lassen, wenn nicht die Freunde der Verfasser sogleich bei der Hand gewesen wären und mit durchdringender Stimme den Murrenden Stillschweigen geboten hätten. Perez wird rasend darüber, daß der König, statt seine eigene Braut zu empfangen, einem Andern die seinige geraubt hat, und aus Rache läßt er sich in die Rotte von Verschwornen aufnehmen, welche im Wirthshause zusammenkommen und einen Dominikaner an ihrer Spize haben. Zu diesen Verschwornen gehört auch der Mauleseltreiber Torreno. Er bestellt sie in die Nähe des königlichen Lustschlosses; hier sollen sie den König ermorden; Perez will ihnen vom Schlosse aus das Zeichen zum Angriff geben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 200.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 21. August 1832.

Die Veränderung ach! wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

Goethe.

Liebe, Wanderschaft und Heimkehr.

In vierzehn Liedern von Julius Mosen.

Heimkunft.

Ich kam von langer Reise
Am Ende doch nach Haus,
Und in der alten Weise
Sah ich zum Fenster heraus.

Welch sonnig schöner Himmel,
So blau und lengeshoch,
Welch fröhliches Gewimmel,
Das mir vorüber zog!

Eine Hochzeit da hinunter
Zur nahen Kirche ging;
Zwei Leute wechseln munter
Nun drinn den goldnen Ring.

Mein Herz, wie so lebendig?
Hast du sie auch erkannt —
Die Braut, für die unbändig
Dein Feuer einst gebrannt?

Hab' oft bei ihr gesessen
Auf grüner Rasenbank;
Sie wurde unterdessen
So bleich und seelenkrank.

Mich hätte sie genommen
Vor Allen in der Welt,
Hätt' ich ein Amt bekommen,
Vor Allem aber — Geld.

Des Waffenschmieds Fenster.

Traurig mag ich gern mich ducken
Durch den engen Fensterrahm,
Auf den Markt hinabzugucken,
Theilnahmlos und doch voll Gram.

Und das geht auf allen Gängen
Ohne Rast und ohne Ruh,
Das gibt ein verwirrtes Drängen
Ueberall und auf und zu.

Flinke Dirnen, edle Frauen,
Stolze Herren schlau und keck,
Mütterchen sind auch zu schauen,
Ach! und auch so mancher Geck.

Vor den Läden flattern Tücher,
Und der Kaufmann steht davor,
Und er denkt an seine Bücher,
Und er kraut sich hinter'm Ohr.

Von den bunten Waaren allen
An den Läden weit und breit
Könnt' mir eine nur gefallen,
Eine nur zu dieser Zeit.

Mit gar glühend hellem Blitze,
Hängt dort vor dem Fensterlein,
Mit der schneidend scharfen Spitze
Eine Waffe gut und fein.

Ja, der Waffenschmied, der schmiedet
Dolche wunderschön und blank
Für die Pilger, die ermüdet,
Und mein Herz ist todeskrank.

Z u r u f.

Was grämest du dich mein Gemüthe,
Daß dieses Saitenspiel zersprang,
Und daß vorbei die Rosenblüthe
Und der Schallmeien Maienklang!
Das eigne Herz muß sich der Mann bezwingen,
Will er das Höchste und sich selbst erringen; —
Nur frisch gewagt!

Noch wölbet sich der Himmel oben,
Noch braust das Meer in Wogen auf,
Noch hängt die Welt in ihren Kloben,
Noch gehet Alles seinen Lauf;
Es schiert kein Teufel sich um deine Zähren,
Zwei Fäuste hast du, um dich selbst zu wehren; —
Das Haupt empor!

Mit deinem Herzen laß nicht spielen,
Reiß los das Kind vom Weiberkand;
Zu dieser Zeit lehr' frei es fühlen,
Und schlagen für das Vaterland —
Das schreit zu dir — und hörst du nicht sein Jammern?
Es will sich ganz um deine Seele klammern,
Treu' bis zum Tod! —

Stehst du zum deutschen Sängerorden,
Denk' nicht an Lohn und Lorbeerkron!
Das Vaterland ist Bettler worden,
Was fordert noch des Bettlers Sohn?
Er heischt ein Schwert, und lebenstiefe Wunden,
Die sind ja bald in seinem Dienst gefunden; —
Nur keck voran!

Die Freiheit schenkt nicht Gold und Ketten,
Das Vaterland nicht Hof und Haus;
Lern auf die Erde dich zu betten,
Unter Gottes Himmel hinaus!
Kannst unter's Haupt dir mit den Händen greifen,
Und laß vom Sturm ein Schlummerlied dir pfeifen —
Stark, starr, und stolz!

V e r g e h e n u n d S t r a f e.

(Fortsetzung.)

Ich hatte freilich Richtern nun nach und nach in das Geheimniß meines Betriebes, welches ich ihm anfänglich verhehlt, einweihen müssen. Es ward mir schwer, ihn darüber nur einigermaßen zu beruhigen, da bald sein rechtlicher Sinn sich dagegen auflehnte, bald auch seine Aengstlichkeit ihn unaufhörlich mit Besorgnissen quälte. Ich dagegen hatte meine Lust an dem Geschäft und an den tausend Listen und Schlichen, womit es uns gelang, die Wachsamkeit der Douaniers zu täuschen. Den Feind, der das Land besezt hielt und aussog, zu betrügen, dünkte mich überdieß kein Verbrechen. Aber das Glück hatte mir noch eine besondere Gunst aufbewahrt. In dem Mauerwerk des alten Thurms, wovon ich einen Theil, welcher den Einsturz drohte, wollte niederreissen lassen, fand ich, was ich nicht dort gesucht hatte, den Schatz des alten Doktors, ein bedeutendes Kapital in baarem Gelde, welches er beim Ausbruch des Krieges und als der Feind sich unserer Gegend näherte, dort eingesenkt hatte. Ich trug kein Bedenken, mir zuzueignen, was, wie mir vorkam, der Himmel ganz augenscheinlich für mich bestimmt hatte, den frühern Verlust mir zu ersetzen. Die wahren Erben, sagte ich bei mir selbst, werden doch nicht viel davon bekommen. Vielleicht sind sie reich und bedürfen es nicht, und wenn nicht, so werden sie jezt schon über die getäuschte Hoffnung getröstet seyn. Mit solchen Betrachtungen suchte ich die Regungen des Gewissens zu beschwichtigen, und ähnliche fand ich auch, als mir auferlegt wurde, mein Läugnen des Fundes mit einem Eid zu bekräftigen. Ich war auf den Anwalt erbittert, welcher mit unerbittlicher Strenge der Sache auf den Grund zu kommen suchte, und mich dabei, gleich einer Spitzbübin, der nur das Schlimmste zuzutrauen, behandelte. Ich sah abermals darin nur die Verachtung der höhern Stände gegen uns gemeine Leute, und ich beschloß — gleichsam dem Manne zum Troz — zu s c h w ö r e n. Bei meinem Verkehr mit den Schmugglern hatte ich oft gehört, daß man durch gewisse, in Gedanken gesprochene Formeln den Meineid entkräften und sein Gewissen r e i n erhalten könne; ich glaubte eben nicht daran, aber — ich gebrauchte sie doch, und noch mehr als dieses beruhigte mein Gewissen der Vorsatz, den ich auch treulich gehalten, von dem ungerechten Gut den Armen wohl zu thun und mein Kind brav zu erziehen. So blieb ich denn in ruhigem Besitz, und nichts würde mich gestört haben, hätte nicht Richter, der damals tödtlich krank lag und erst, als er genesen, erfuhr, was geschehen, durch seine Gewissensskrupel und traurige Gemüthsstimmung mir das Leben verbittert.

Mein Wohlstand war jezt sehr blühend. Der Handel mit den Schmugglern hatte sich aus dieser Gegend schon mehr und mehr hinweggezogen, und ich konnte ihn allmählig, Kränklichkeit vorschützend, gänzlich aufgeben, was auch geschah. Aber mit den bessern Glücksumständen ward auch mein alter Wunsch wieder rege, meinem einzigen Kinde, meiner Marianne, ein anderes Loos zu bereiten, als

sich mühselig und verachtet durch die Welt zu schleppen. Es schien mir so natürlich, so billig. Ich hatte ja gesehen, wie gut es vornehme Leute haben, wie mühelos und heiter ihr Leben ist, wie viele Vorzüge vor den niedern Ständen ihnen zu Theil werden. Marianne wurde schön, sie war so gut und würde gewiß niemals eine schlimme Herrin werden. Ich ließ sie sorgfältig unterrichten; wie hätt' ich nicht hoffen dürfen, das hübsche und reiche Mädchen gut zu verheirathen? Aber Richter war mir stets darin entgegen, und bald konnte ich gewahr werden, daß er meinen Absichten bei dem Mädchen selbst entgegenwirke. Doch hofft' ich diesen Widerstand nach und nach zu überwinden, bis ich entdeckte, daß in der kindischen Neigung zwischen Fritz und Mariannen, die ich gar nicht beachtenswerth gehalten, sich ein weit stärkeres Hinderniß für meine Wünsche zu bilden anfange. Von dem Augenblick an ward mir gewiß, daß Fritz aus dem Hause entfernt werden müsse. War er mir doch, da er um das Geheimniß des Fundes und meines falschen Schwures wußte, längst ein lästiger Genosse gewesen, der mir stets die Furcht erregte, er werde über kurz oder lang einmal ausplaudern. Aber auf welche Weise ich mich seiner entledigen sollte, darüber konnte ich nicht mit mir einig werden, indem ich wohl sah, daß mein Mann zu einer Trennung von Fritz, in dem Sinn, wie ich sie wünschte, nicht würde zu bewegen seyn.

Da befand ich mich einst auf der Messe zu D., die ich zum Schein noch, obgleich eigentlich nur des Vergnügens wegen, besuchte. Dort traf ich Einen von den Juden, mit dem ich früher im Verkehr gestanden, und plötzlich kam mir der Gedanke, mich bei ihm Raths zu erholen. Ich fragte ihn, ob er nicht einen jungen Burschen, den ich als einen unnützen Brodesser gern los zu werden wünschte, sicher und in Geheim unterzubringen wisse? „Warum nicht?" antwortete er pfiffig lächelnd; „die englische Marine braucht immer Matrosen, und meine Prinzipale in Hamburg und Amsterdam machen gern ein kleines Geschäft der Art."

(Die Fortsetzung folgt.)

Einfluß mancher Luftarten auf die Vegetation.

Als Nachtrag zu den interessanten Versuchen des Genfers Macaire über den Kulturwechsel der Pflanzen, welche wir vor Kurzem (Nro. 187 ꝛc.) erzählt haben, geben wir die folgenden Beobachtungen desselben Naturforschers, obgleich sie mit jenem Gegenstande zunächst in keiner Verbindung stehen.

Es ist schon öfters vorgekommen, daß Eigenthümer von Land, das an Manufakturen stößt, sich darüber beklagten, daß die Ausdünstungen aus denselben nachtheilig auf die Gewächse wirken. Verschiedentlich wurden von Chemikern in dieser Hinsicht Versuche angestellt, und ihre Entscheidung lautete fast einstimmig, die Gase äußern keinen Einfluß auf die Vegetation. Unser Experimentator hatte nun aber die Beobachtung gemacht, daß ihm verschiedene seiner Pflanzen durch Chlordämpfe zu Grunde gegangen waren. Man gedachte dabei des Ausspruchs jener Chemiker, und Decandolle kam auf den Gedanken, ihre Versuche könnten sämmtlich bei Tag angestellt worden seyn. Da nun, wie längst erwiesen ist, die Gewächse luftförmige Stoffe nur bei Nacht, nie bei Tag einsaugen, so wäre die gedachte Verschiedenheit in den Resultaten leicht zu erklären. Man sezte, um sich davon zu überzeugen, Morgens entwurzelte Pflanzen der verschiedensten Art in ein großes Glasgefäß, in welches man Chlorkalk gebracht hatte; die Wurzeln tauchten außerhalb des Gefäßes in das Wasser; die Entwicklung von Chlor war bei weitem nicht stark genug, daß das Gewebe der Gewächse selbst davon hätte angegriffen werden können. Abends hatten die Pflanzen nicht im Mindesten gelitten, und der Geruch des Chlors war noch gleich stark. Dieselben Pflanzen in demselben Gefäße waren aber, ohne daß man mehr Chlor zugesezt hätte, Morgens darauf sämmtlich verwelkt; nur der Kohl hatte nicht gelitten. Der Chlorgeruch war ganz verschwunden, und an seine Stelle war ein saurer, unangenehmer Geruch getreten. Der Versuch wurde, mit verstärkter Entwicklung von Chlorgas, öfters wiederholt; immer mit demselben Erfolg: die Pflanzen ertrugen bei Tage eine sehr stark mit Chlor geschwängerte Luft, während sie von einer ungleich geringeren Dosis bei Nacht unfehlbar verwelkten. — Ganz dieselben Resultate erhielt man bei ähnlichen Versuchen mit salpetersaurem, mit salzsaurem Gas und mit Schwefelwasserstoffgas. Zu bemerken ist, daß der Kohl allein diesen Gasen, wie dem Chlor, widersteht und daß also dieses Gewächs die Nähe von Fabriken am wenigsten zu fürchten hat. Aus diesen Versuchen scheint demnach hervorzugehen, daß allerdings manche Luftarten schädlich auf die Vegetation wirken, aber blos bei Abwesenheit des Lichts.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Neue Theaterstücke.

Der zweite Akt geht im königlichen Lustschlosse vor. Alphonso unterhält sich mit seinem Barbier und verlangt, er solle ihn rasiren. Perez denkt, der Zeitpunkt sey gekommen, um sich an dem König zu rächen und ihm mit einemmale den Garaus zu machen. Aber als er anfängt zu rasiren, sagt ihm Alphonso in einem lustigen Tone, er sey mit seinem

Dienste sehr zufrieden; er wolle ihm ein Zeichen seines Wohlwollens geben und ernenne ihn zum Marquis. Perez fühlt sich dadurch unendlich geschmeichelt; dazu verspricht ihm der König, in Zeit von zwei Jahren noch weit mehr für ihn zu thun. Nun kann Perez unmöglich dem guten Könige die Kehle abschneiden. Er zittert, der König wird ungeduldig und wirft die Serviette aus dem Fenster; aber gerade dies war das Zeichen, das Perez mit den Verschwornen verabredet hatte; der Aufruhr bricht los; es wird tüchtig geschrieen, gelärmt und geknallt; die Zuschauer konnten selbst urtheilen, ob dies gut nachgeahmt war, denn erst vor sechs Wochen hatten sie einen solchen Auftritt in Paris mit angesehen und angehört; ich für meinen Theil kann bezeugen, daß die Nachahmung gar nicht übel war. Der König sezt sich zu Pferde und treibt die Aufrührer zu Paaren; Perez benuzt den Augenblick, um seine gefangene Braut, über welche ihm die Aufsicht anvertraut worden, in Freiheit zu setzen. Torreno, sein Nebenbuhler, will sie in Empfang nehmen; allein Perez ergreift ihn als einen der Mitverschwornen und läßt ihn ins Gefängniß werfen, weil er mit den Waffen in der Hand in den königlichen Pallast gedrungen ist. Dritter und lezter Aufzug, und man kann hinzusetzen, der beste von den dreien, wenigstens der lustigste. König Alphonso, der überhaupt ein sehr lustiger Kumpan ist und dem man die königliche Würde gar nicht ansieht, bekommt durch den Dominikaner, seinen Beichtvater, die Nachricht, daß Perez ein Verräther sey, indem er zu den Verschwornen gehört habe; er will seinen marquisirten Barbier in Angst setzen. Zu diesem Endzwecke kündigt er ihm an, er wolle ihm auf eine ganz außerordentliche Art seine Gunst bezeugen; zwar könne er ihn zum Prinzen oder zum Minister erheben; allein dies sey allzu gewöhnlich; für einen treuen Diener, wie Perez, müsse man etwas ganz Vorzügliches zur Belohnung erdenken. Da Perez ihn so lange rasirt habe, so wolle er, der König, auch einmal den Perez rasiren; solch eine Auszeichnung sey noch keinem Unterthan zu Theil geworden; keine höhere könne er, der Monarch, seinem treuen Barbier ertheilen. Perez mag wollen oder nicht, er muß sich setzen und die Serviette umhängen; unteedessen fängt der König an, eine Geschichte von einem treulosen Barbier zu erzählen, welcher in eine Verschwörung gegen seinen König getreten und welchem dieser auch den Bart scheeren wollen, statt dessen aber aus Rache den Hals abgeschnitten habe. Perez zittert und bebt unter dem königlichen Rasirmesser und geberdet sich auf eine höchst drollichte Art. Der Auftritt ist lang, aber eben, weil die Angst des armen Schelmen so sehr verlängert wird, erscheint sie wahrhaft komisch. Perez gesteht zulezt dem Könige, daß er nur aus Verzweiflung über die Entführung seiner Braut sich in die Verschwörung eingelassen. Der König verzeiht ihm, wie auch dem Torreno, welcher die Braut bekommt. Perez soll täglich bei dem Dominikaner zur Beichte gehen und dieser sich beständig von Perez rasiren lassen; ein Einfall, welchen das Publikum sehr belachte. Das Stück wurde sehr beklatscht, und obschon sich einige Pfeifchen hören ließen, so war doch die Zahl der Beifallklatscher überwiegend, und man verlangte die Namen der Verfasser zu wissen. Frederick, welcher den Barbier so gut, wiewohl etwas schwerfällig gespielt hatte, trat hervor und nannte als Verfasser dieses Stückes Fontan, Dupeuty und Aber. Ersterer ist derselbe, welcher unter Peyronnets Ministerium so hart behandelt, wegen eines leichtsinnigen Journalartikels wie ein Verbrecher ins Gefängniß geschleppt und vom Gerichte zu fünf Jahren Verhaft verurtheilt wurde. Von dieser unverdienten Strafe befreite ihn die Julirevolution; er verließ nun die Journalistik und legte sich aufs dramatische Fach. Schon im Gefängnisse hatte er ein Stück gedichtet, welches Peyronnet aus kleinlicher Rache nicht aufführen lassen wollte, und das erst nach der Julirevolution auf die Bühne kam. Von ihm wird jezt auch ein Melodram auf dem Gaitétheater gespielt: „der Dominikaner;“ ein anderes: „der Mönch,“ ist nach Lewis bekanntem Romane gedichtet, weshalb die Ultrablätter ihm auch eine Tendenz zu Herabwürdigung des geistlichen Standes vorwerfen. Dupeuty und Aber sind zwei minder bekannte Dichter, wovon ersterer an manchen Vaudevillestücken Antheil hat. Wahrscheinlich wird der „Barbier“ eine Menge Darstellungen erleben. Die Dichter sind, wie ich höre, so klug gewesen, daß sie gleich am Tage nach der ersten Darstellung mehrere Verbesserungen angebracht haben, deren Nothwendigkeit ihnen durch das Murren des Publikums hinlänglich angezeigt worden war. Ihre erste Absicht war, wie es scheint, gewesen, Don Miguel und seinen Barbier darzustellen; während der Arbeit hatten sie jedoch bemerkt, daß jener Regent einen traurigen Theaterhelden abgeben würde, und daher einen lebenslustigen aragonischen König statt seiner gewählt. Was jedoch etwa historisch in diesem Stücke seyn könnte, bezieht sich auf Don Miguels Geschichte; freilich mag dieses blutwenig seyn. — Auf dem Theater der Porte St. Martin wird auch noch ein ernsthaftes Schauspiel gegeben: La Tour de Nesle, nach einer Volkstradition von einer französischen Königin, welche oft ihre Liebhaber wechselte, und wenn sie ihrer satt war, sie von dem Neslethurme herab in die Seine stürzte. Dieses Stück war von einem jungen und unerfahrnen Dichter entworfen worden; J. Janin, welcher im Journal des Débats die Theaterkritiken schreibt, hatte es ganz durchgesehen und verbessert; nun gelangte es in die Hände des bekannten Dichters Alexander Dumas, der erst dem Stücke seinen Stempel aufdrückte. Das Schauspiel fand großen Beifall und wird sehr häufig gegeben. Der junge Dichter, welcher das Stück entworfen hatte, führte Klage vor Gericht darüber, daß man auf dem Anschlagzettel seinen Namen zulezt nenne, als ob er kaum Antheil daran habe, da er doch der eigentliche Verfasser sey. Der Theaterdirektor antwortete, sein Entwurf sey eine unreife Arbeit gewesen, und wenn man sich damit begnügt hätte, so würde das Publikum sich gewiß nicht so zahlreich eingefunden haben. Der Name des Dichters Dumas habe einen ganz andern Klang, und da er das Stück eigentlich gedichtet habe, so sey es auch nicht anders als billig, daß man seinen Namen zuerst auf dem Anschlagzettel nenne. Das Polizeigericht ließ sich jedoch durch diese Einwendungen nicht irre machen, und da ein Kontrakt vorhanden war, in welchem der junge und unbekannte Dichter als der Verfasser des Stückes genannt und vom Direktor anerkannt wurde, so urtheilte das Gericht, er müsse auch als der eigentliche Verfasser des Schauspiels angekündigt werden, wenn er es verlange. Erst durch diesen Prozeß erfuhr das Publikum, daß das Stück nicht von Alex. Dumas herrühre, dem es vom Direktor zugeschrieben wurde, sondern daß es einen jungen und unbekannten Dichter zum Verfasser habe, und daß Dumas blos der Verbesserer, der Durchseher des Stückes sey. Dergleichen Streitigkeiten wegen des Antheils der Dichter an ihren Stücken kommen hier ziemlich häufig vor Gericht, und überhaupt müssen die hinter den Koulissen vorgehenden Zwiste oft von den Richtern geschlichtet werden.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 201.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 22. August 1832.

— Enceinte devastée,
Où l'ange de la mort, effroyable Protée,
Couvrant de mille aspects son visage odieux,
Toujours d'un nouveau masque épouvante les yeux.

Méry et Barthélemy.

Gemälde einer Hungersnoth in Hindostan.

Die Präsidentschaft Bombay enthält ungefähr achtzehn Quadratmeilen und ist sieben bis acht Meilen lang, zwei bis drei breit. Nach dem gewöhnlichen Stande der Bevölkerung kommen etwa 9000 Einwohner auf die Meile, herrscht aber in der Umgegend Pest und Hungersnoth, so steigt die Bevölkerung bis auf 13,000. Bombay zählt höchstens 20,000 Häuser, und oft sah man fünfzig, sechzig, ja hundert Menschen unter Einem Dache; ja man zeigte mir ein sehr beschränktes Gebäude, in dem man ihrer über dreihundert zusammengedrängt hatte.

Im Jahr 1812 waren wir Zeugen der schrecklichen Folgen der Hungersnoth, welche alle Distrikte umher verheerte. Während wir auf unserer Insel in Frieden und Ueberfluß lebten, war alles Land gegen Norden der Schauplatz des schauderhaftesten Elends. Tag für Tag sahen wir Schwärme von Unglücklichen kommen, welche den Gräueln, die bei ihnen zu Hause herrschten, kaum entronnen waren. Die ganze Ostküste von Bombay war mit Todten und Sterbenden bedeckt. Was mir bei diesem Reflex der großen Hungersnoth, den wir vor Augen hatten, am meisten auffiel und mich eigentlich schmerzlich berührte, war die unbegreifliche Geduld der Opfer, ihre, wie wir es in Europa nennen würden, christliche Ergebung. Täglich sah ich diese armen Hindus dem äußersten Elende preisgegeben; aber nie hörte ich eine Klage aus ihrem Munde, nie bemerkte ich eine Geberde der Ungeduld. Ja noch mehr, große Haufen Menschen, die mit dem Hungertode rangen, lagerten sich um das Feuer, auf welchem Reis für sie gekocht wurde; ruhig sahen sie zu, wie die Rationen gemessen und ausgetheilt wurden; mancher mußte so eine Stunde und länger auf die Speise warten, welche sich zwei Schritte von ihm befand, welche er mit den Händen erreichen konnte. Während der ganzen Zeit der Hungersnoth lagen auf den Plätzen in der Stadt, Tag und Nacht, ohne Wachen, ungeheure Reishaufen, und auch nicht Ein Sack wurde gestohlen, nicht Einer aufgemacht. Zu Unterstützung der hungernden Menge wurden beträchtliche Sammlungen gemacht. Die reichen Eingebornen, namentlich die Banyans und Parsis, traten zusammen und kauften mehrere tausend Säcke Reis für die dürftigen Fremden, mehrere Wochen, bevor die englischen Residenten ihrem Beispiele folgten. Die Erfahrung ähnlicher Katastrophen, wie die, welche uns bedrohte, erklärt wohl hinreichend, warum die Indier in ihrer Mildthätigkeit den Christen zuvorkamen; bald aber machten Eingeborne und Europäer gemeinschaftliche Sache zum guten Werke. Ungeheure Kessel wurden unter einem malerischen Bosket von Kokosbäumen, eine Meile vom Fort, aufgestellt, und da in der Regel ein Hindus, und gälte es, sich das Leben zu retten, keinen Bissen genießt, den ein Mensch aus einer andern Kaste zubereitet hat, so stellte man Köche an, auf deren Stirne die Kastenabzeichen, roth und gelb, standen. Mehr als einmal sah ich Menschen, dem Hunger-

tode nahe, die dargebotene Speise ausschlagen, weil sie nicht ganz sicher waren, durch welche Hände sie gegangen. Freilich kamen Ausnahmen von dieser Regel vor, wie man später sehen wird, wenn wir von den Gräueln in den Landstrichen erzählen, wo die Pest im Verein mit Hungersnoth ganze Stämme wegraffte. Dort wurden Gesetze, uralte Sitten und Vorurtheile mit Füßen getreten; Hunger und Verzweiflung trieben dort die Menge zu Thaten, welche in gewöhnlicher Zeit jeden Hindus in der blossen Vorstellung mit Entsetzen erfüllt hätten; in Bombay aber lief Alles höchst erbaulich, in der größten Ruhe ab. Nur das folgende Ereigniß machte damals großen Lärm. Eilf Indier aus einer der strengsten Kasten zogen auf dem Wege von Cutch nach Bombay durch Guzerat. Im Dorfe Bhownagur waren die meisten von Hunger und Krankheit völlig erschöpft, da kam ihnen eine Kuh in den Weg. Im unwiderstehlichen Drange zur Selbsterhaltung tödteten sie das Thier und verschlangen gierig das rohe Fleisch. Europäische Leser finden dieß wohl sehr natürlich; aber die Kuh ist in ganz Hindostan ein heiliges Thier; eine Kuh tödten und essen, ist ein unerhörter Gräuel; nur der Tod der eilf Frevler konnte ihre furchtbare That sühnen. Der Thakore oder Beamte im Dorf ließ alle eilf auf der Stelle, wo das Verbrechen begangen worden, hinrichten. Dieser Akt indischer Rechtspflege wäre ganz unangefochten geblieben, wenn sich nicht zwischen dem ortdodoxen Thakore und den englischen Behörden ein Kompetenzstreit erhoben hätte. Der Thakore war ein — trotz des Widerspruchs im Worte — sogenannter unabhängiger Tributpflichtiger; da er aber zugleich Landeigenthum auf englischem Gebiet besaß, so behauptete man, er könne vor die britannischen Gerichte gezogen werden. Es war ein Glück für den Beamten, daß der Umfang seiner Pflichtigkeit noch nicht ganz bestimmt ausgemacht war; so kam er mit einem Verweise davon und es wurde ihm bedeutet, in der Folge werde er, wenn er sich etwas zu Schulden kommen lasse, trotz seiner Unabhängigkeit, vor die englischen Gerichte gestellt werden.

Indessen rückte die Hungersnoth, mit den andern Uebeln in ihrem Geleite, immer näher auf Bombay zu. Der Gouverneur der Präsidentschaft mußte nun neue Maaßregeln ergreifen. Da die Pest, den ewigen Gesetzen ihrer Verbreitung zufolge, bestimmt zu erwarten war, so errichtete man auf dem Rasen vor dem Glacis große Schuppen, hundert Klafter lang. Aus allen Grenzstationen wurden Wundärzte einberufen und ihnen die Aufsicht in den schnell errichteten Spitälern anvertraut. Bald waren sie auch voll; denn man machte es sich zur Regel, Niemand abzuweisen, der ärztliche Hülfe begehrte. Ich begleitete gerne unsere Aerzte, wenn sie die Runde machten, und oft war ich hier Zeuge herzzerreißender Auftritte. Nie will ich vergessen, wie wir ein hübsches kleines Mädchen von fünf, sechs Jahren fragten, wo sein Vater sey. Es deutete auf eine Matte, wo er todt lag; wir fragten sie nun nach ihrer Mutter, da deutete sie auf ein Weib, das auch todt war. Sie war, scheint es, aus dem nördlichen Indien herabgekommen, aus welcher Gegend, wußte sie nicht zu sagen; sie wußte nicht, wie ihre Eltern hießen, und allem Anschein nach, hatte sie keine Angehörigen als die Eltern, welche vor einer Stunde gestorben waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vergehen und Strafe.

(Fortsetzung.)

Ich ließ mir das näher auseinandersetzen, und was der Jude sagte, schien mir so übel nicht. Junge Leute aus allen Weltgegenden würden da zusammengebracht. Im Seedienst könne es einer in Kurzem weit bringen; es sey ein fröhliches, angenehmes Leben, und was dergleichen mehr war, das einer unwissenden alten Frau ganz annehmlich scheinen mußte. Fritz hatte immer gewünscht, die Welt zu sehen; er war gesund und kräftig, ich konnte, wenn die Franzosen, wie es den Anschein hatte, Herrn von unserem Lande blieben, ihn doch vor der Konscription nicht schützen, und der Aerger über die, mir sehr unwillkommene Liebelei mit Mariannen diente vollends, mein Gewissen zu betäuben. Genug, ich willigte ein, handelte mit dem Juden um eine bestimmte, nicht unbedeutende Summe, wovon Fritzen, sobald er auf dem Schiffe seyn würde, die Hälfte sollte ausgezahlt werden, und verabredete das Nähere mit ihm. Jezt in der Sommerhitze pflegte Fritz gewöhnlich in den frühesten Morgenstunden im Flusse zu baden. Das war die beste Gelegenheit, sich seiner ohne alles Aufsehen zu bemächtigen, und daß es ausgeführt wurde, davon überzeugte mich nur zu bald sein Verschwinden. Doch als ich den Gram meines Mannes und Mariannens sah, als ich erfuhr, welch schrecklichen Verdacht die Welt auf mich geworfen, da gereuete mich, was ich gethan, und ich hätte es gerne ungeschehen machen mögen. Ich schrieb mehrmals an den Juden und verlangte zu wissen, was aus Fritzen geworden und wo er sich befinde. Ich erhielt keine Antwort. Zulezt, als ich ihm drohte, selbst im Falle ich als seine Mitschuldige bestraft werden sollte, sein ganzes Treiben anzugeben, beschied er mich auf den Jahrmarkt nach G., wo er die bestimmtesten Nachrichten von Fritz mir mitzutheilen versprach. Und hier war es, wo er mir die durch Briefe, die er mir vorwies, und die wohl zu diesem Zweck geschmiedet seyn mochten, beglaubigte Nachricht gab, das Schiff, auf welchem sich Fritz befunden, sey auf dem Meere verunglückt und die ganze Mannschaft ums Leben gekommen; und hier war es,

wo dadurch, daß Marianne Zeugin dieses Gesprächs war, der fürchterliche Verdacht, ich habe Fritz umbringen lassen, in ihrem Herzen unvertilgbar Wurzel faßte. Das Unglück war einmal geschehen; ich mußte mich darein finden, mußte den Verdacht der Welt, den Abscheu der Meinigen schweigend ertragen; denn ein offenes Geständniß, hätte ich dazu mich überwinden können, würde doch nichts haben ungeschehen machen können. Ich gewöhnte mich endlich auch daran und lebte still für mich, abgeschieden von der Welt und zuletzt auch von meinen Angehörigen, und sogar der Selbstmord des unglücklichen Richter konnte an dieser Lage nicht viel mehr ändern. Meine einzige Hoffnung war noch, durch Mariannens Verheirathung dereinst noch frohere Tage zu erleben. Aber der Eigensinn des wunderlichen Kindes, wie ich ihre Abneigung gegen mich und ihre stille Trauer um Fritz nannte, verkümmerte mir auch diese Aussicht und ward zur bittersten Strafe meines Verbrechens.

Jener Wandschrank enthält das Kästchen, welches ich einst in der Mauer fand, sammt allen Papieren, welche sich damals dabei befanden. Ich hob sie, durch ein dunkles Gefühl dazu getrieben, noch immer sorgfältig auf, und hatte beschlossen, sie erst am Hochzeittage meiner Tochter zu vernichten. Das baare Geld hab' ich im Auslande mit Hülfe der Juden in sichere Papiere umgesetzt. Die Kleinodien sind noch vorhanden, indem ich niemals wagte, sie zu veräußern. Nehmt nun alles und thut damit, was Ihr für gut haltet. Herr Herbert aber wird so gut seyn, die Stelle eines Zeugen meiner Aussage und der Zurückgabe des Fundes dabei zu vertreten."

Sie sank erschöpft zurück. Fritz rückte ihr hülfreich die Kissen zurecht und sagte gutmüthig: „Gebt Euch zufrieden, Muhme und laßt die Vergangenheit ruhen. Was geschehen ist, sey vergessen; denn kann ich doch mit Joseph sagen: Ihr dachtet es übel mit mir zu machen, Gott aber hat es gut gemacht."

„Das glaubte ich freilich nicht," fuhr er, nachdem die Kranke eingeschlummert war, gegen Marianne und mich gewendet, fort, „als ich an jenem verhängnißvollen Morgen mich in die Fluthen warf, daß mein Fuß den vaterländischen Boden so bald nicht wieder betreten würde. Der Morgen war so still, die Wogen so lau, kein lebendiges Wesen weit und breit zu entdecken. Da vernahm ich plötzlich von einem Kahn, der in einiger Entfernung still lag und dem Anschein nach ganz verlassen war, ein jämmerliches Winseln, von einem schwachen Hülferuf begleitet. Ich schwamm darauf zu. Immer dringender und wie ersterbend klang der Ruf, dazwischen ein dumpfes Murmeln wie von einer drohenden Stimme. Ich konnte nicht zweifeln, daß hier eine Gewaltthat verübt werde, und rief, den Bord des Fahrzeugs erfassend, mit lauter Stimme, was hier vorgehe. Keine Antwort; aber das Winseln nach Hülfe ertönte fort, schwächer, aber dringender. Ich bedachte mich nicht lange, sprang in den Kahn und riß die Thüre der kleinen darauf befindlichen Kajüte auf. Plötzlich fühlte ich mich von starken Armen umfaßt, eine dicke Kappe mir über den Kopf geworfen und mich zu Boden gerissen; ich wußte nicht, wie mir geschah. Ich konnte nicht sehen, aber ich vernahm mehrere männliche Stimmen in meiner Nähe und hörte deutlich, daß Einem Befehl ertheilt wurde, ans Ufer zu schwimmen und meine Kleidungsstücke zu holen. Nicht lange, so ward mir die Kappe abgezogen. Zwei oder drei stämmige Bursche mit wahren Galgengesichtern kauerten neben mir; einer hielt eine gespannte Pistole, der andere ein blankgeschliffenes Messer mir entgegen. „Steh auf," hieß es, „zieh Deine Kleider an; aber beim ersten Versuche, Lärm zu machen, bist Du des Todes." Ich gehorchte, aber ich konnte mich nicht enthalten, zu fragen, was das bedeute und was man mit mir vorhabe. „Still," hieß es, „wenn Dir Dein Leben lieb ist! Es wird Dir nichts geschehen, wenn Du ruhig bist; aber keinen Laut, wenn Du nicht willst, daß man Gewalt brauche."

Ich sah wohl ein, daß gegen die überlegene Gewalt nichts auszurichten war, und hielt mich eine Weile ruhig. Das Fahrzeug ruderte rasch fort, aber ich konnte nicht unterscheiden, in welcher Richtung. Nach einiger Zeit brachte Einer einen Teller mit Brod und Schinken und Branntwein. Man nöthigte mich, davon zu genießen; ich nahm nur etwas Brod und wies das Andere zurück, indem ich keinen Branntwein zu trinken gewohnt sey. „Bringt ihm Wein," hieß es, „damit er sieht, daß er's nicht schlecht haben wird!" Augenblicklich brachte ein Schiffsjunge ein großes vollgeschenktes Glas. Ich trank herzhaft und ohne Besorgniß, da ich die Andern ohne Umstände genießen sah, was ich zurückgewiesen. Aber nicht lange, so überfiel mich eine betäubende Müdigkeit, deren ich mich auf keine Weise zu erwehren vermochte. Ich sank in einen tiefen, schweren Schlaf; wie lange er gedauert, vermag ich nicht zu sagen. Als ich erwachte, lag ich auf einem harten Lager in einer schlechten, ärmlichen Stube. Ich ging zur Thüre; sie war verschlossen, das einzige Fenster hoch oben unter der Decke. Ich machte Lärm; ein paar derbe Bursche öffneten die Thüre; doch so viel ich mich erinnern konnte, waren es andere, als die auf dem Schiffe. Sie hatten Knebel und Stricke in Händen und kündigten mir an, daß ich verloren sey, wenn ich Lärm mache, daß sie mich erst binden, und wenn ich mich dann nicht ruhig verhalte, niederstoßen würden. So beschloß ich denn, den Ausgang des Abentheuers ruhig zu erwarten. Man brachte mir zu Essen und zu Trinken. Bald darauf begann die Dämmerung einzutreten, und als es fast dun-

kelte, hieß es: „Vorwärts!“ Die Thüre öffnete sich; sechs bis acht Männer standen davor. Zwei faßten mich bei den Armen und führten mich hinaus in das Freie, die andern folgten. Es war ein kleines verfallenes Häuschen, das wir verließen, wie ich nun sah. Es schien eine verlassene Schenke zu seyn. Ungefähr hundert Schritte davon lag ein Fahrzeug auf einem schmalen Kanal, beladen mit Tonnen und Ballen. Das bestiegen wir, und nun ward so schnell fortgerudert, daß ich bald auf den Gedanken kam, die Ladung möchte wohl nur scheinbar seyn. So ging es die Nacht hindurch und den ganzen folgenden Tag und die Nacht. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, August.

Literarische Leistungen. Städtisches.

Der gelehrten Welt soll in einem nächstens bei uns erscheinenden Werke nicht weniger bewiesen werden, als daß alle ursprüngliche Kultur des Menschengeschlechts nicht, wie bis jezt allgemein angenommen worden, von Osten nach Westen, sondern umgekehrt von Westen nach Osten gekommen sey. Professor G. Schweighäuser, der Sohn des berühmten Hellenisten, welchen eine langwierige Krankheit seinem öffentlichen Amte schon einige Jahre entzogen hält, hat schon Vieles hierüber gesammelt und aufgesezt, und will nun die Resultate seiner Forschungen dem Publikum mittheilen. In der diesjährigen Sitzung der Straßburger Gesellschaft für Ackerbau, Künste und Wissenschaften vom 19. Juli las Professor Delcasso (Nachfolger des bekannten Abbé Bautain) im Namen des Verfassers, welcher Ehrenpräsident der Gesellschaft ist, den Anfang dieses Werkes vor, welches allgemeine Theilnahme erregte. Professor Schweighäuser glaubt, durch Zusammenstellung von verschiedenen Stellen aus Herodot, Plato, Diogenes Laertius, Euseb, Josephus u. A., die er durch ähnliche aus Hesiod, Aeschylus, Pindar u. A. bekräftigt findet, so wie auch durch etymologische Analogien alter und neuer Sprachen, Inschriften, Münzen, Denkmäler der Baukunst, Bildhauerei und Malerei Beweise gefunden zu haben, welche ihm darthun, daß sich unsere Erde vor der Sündfluth schon einer bedeutenden historischen Epoche zu erfreuen hatte. Ganz neue geologische Entdeckungen vereinigen sich noch mit diesen archäologischen Thatsachen und lassen außer Zweifel (nach Schweighäuser), daß unsere Rheingegend und besonders das Elsaß nicht weit von der Wiege dieser ersten Civilisation entfernt gewesen sey. Eine mit diesem wahrscheinlich ansehnlichen Werke in Verbindung stehende Schrift sind die **Tablettes chronologiques de l'histoire primitive du genre humain, des religions et des beaux arts**, von demselben Verfasser. Wir sind sehr begierig auf diese neuen Offenbarungen, welche dem bisherigen Gang der Wissenschaften einen nicht geringen Stoß geben könnten und uns auf ganz andere Bahnen bringen müßten. Es sey hier noch gesagt, daß Professor Schweighäuser, als Archäolog des niederrheinischen Departements, schon einige wichtige Entdeckungen gemacht hat; er ist der Verfasser des Prachtwerks **Antiquités du Bas-Rhin** und im Besize eines schönen Antiquitätenkabinets. — Ein schon lange Jahre projektirter Verein von Elsässer Künstlern soll nun endlich bald zu Stande kommen; wenn die Sache einmal völlig im Reinen ist, werde ich Bericht darüber erstatten.

An Dr. Dahler, Professor der Theologie, einem ehemaligen Gehülfen Eichhorns und sehr ausgezeichneten Orientalisten, hat unsere Akademie kürzlich einen bedeutenden Verlust erlitten. Er starb den 28. Juni in einem Alter von 78 Jahren. Mit ihm ist einer der lezten Zöglinge der alten Straßburger Universität zu Grabe gegangen. — Der geistreiche und gelehrte Dr. Matter, der auch in Deutschland nicht unbekannt ist und schon zwei Preise von der französischen Akademie erhalten hat (einen für seine Geschichte der Schule zu Alexandrien und einen für die des Gnosticismus), ist gegenwärtig in Paris, um daselbst von der Akademie für ein neues Werk: **Essai sur les rapports des lois aux moeurs et des moeurs aux lois**, welches ihm eine Medaille von 10,000 Franken einträgt, gekrönt zu werden; er bleibt in der Hauptstadt, um sogleich den Druck der Schrift zu leiten.

Durch den nun bald vollendeten Kanal zur Vereinigung des Rheins und der Rhone (und dadurch des Nordmeers mit dem Mittelmeer) sieht Straßburg einer neuen Aera entgegen und hofft, seinen einst so blühenden Handel, der zum Theil durch die erste Revolution, durch welche die Stadt alle ihre Privilegien verlor, zum Theil auch durch einige noch bestehende schändliche Monopole zerrüttet war, wieder etwas emporkommen zu sehen. Eine neue Verschönerung wurde auch dieses Frühjahr begonnen; der sogenannte Graben, faux-rempart, welcher zwischen den drei Vorstädten und der innern Stadt einen Arm der Ill in zwei Theile trennte, ist niedergerissen, und ein breiter Quai soll bis zum Quai Kleber hinter dem Theater führen. Die umliegenden Quartiere gewinnen dadurch nicht nur ein freundlicheres Ansehen, sondern auch eine gesundere Luft, da das Wasser den Sommer über oft fast zum Morast wurde. Es sind bei diesen Veränderungen eine Menge alter, besonders römischer Münzen, worunter einige silberne von Werth, gefunden worden; auch einige Denkmünzen, welche sich auf die Erfindung der Buchdruckerkunst beziehen und auf einer Seite ein Alphabet, auf der andern das Bildniß Guttenbergs tragen; ferner wurden alte Pfeile, zerbrochene Urnen, Messer u. s. w. und mehrere Todtengerippe ausgegraben, und theils für das Museum in der Stadtbibliothek, theils von Privatpersonen von den Arbeitern gekauft.

Seit Ostern ist bei uns eine recht gute deutsche Schauspielergesellschaft, die beste, die wir noch hier hatten. Es sind schon Bittschriften dem Maire überreicht worden, um dieselbe noch länger hier zu halten; allein Kabalen von Seiten der französischen Truppe und einiger ihrer Begünstiger haben die Unterhandlungen zerschlagen. Besonders gelungen waren die Vorstellungen von Rossinis Wilhelm Tell, der siebenmal gegeben wurde, und die von Meyerbeers Robert dem Teufel, den wir viermal sahen, und immer bei vollem Hause und mit großem Beifall. Der Berliner Dichter Michael Beer, der ein Bruder des Komponisteurs seyn soll, kam von Baden herüber, um der verlezten Darstellung beizuwohnen, und wurde von derselben freudig überrascht. Ueber die Musik der Oper will ich kein Urtheil wagen, da ich nur als Dilettant sprechen könnte; der Text aber ist ein neuer Beweis von dem Wahnsinn der französischen Romantik; Mondschein, eine Wolfsschlucht, ein paar gezückte Dolche, bezauberte Nonnen und andere schwarze und weiße Geister, und darüber ein Schwall überspannter, hochtönender Worte, gibt diesen Herrn einen romantischen Brei, aus dem sie eine solche Masse von Schauer und Entsezen emporsteigen lassen, daß einem die Haare zu Berge stehen. Der Stoff der interessanten Sage ist überaus albern und schief behandelt; die Franzosen verstehen überhaupt noch nicht ihre Volkssagen gehörig zu bearbeiten.

Die Cholera ist noch nicht bei uns, wir sind ihrer aber immer gewärtig; manche Familien haben schon gepackt, um beim ersten Zeichen abzureisen. Die Bäder Niederbronn im Elsaß, Baden, Griesbach, Petersthal, Antigast und Rippoltsau sind mit Leuten überfüllt; es kamen schon Straßburger zurück, welche in dem ersten keinen Plaz mehr fanden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 202.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. August 1832.

Welch böser Streich, daß wir von hinnen mußten!
Wie? oder war's zum Glücke?

Shakespeare.
Der Sturm.

Vergehen und Strafe.

(Fortsetzung.)

Endlich am Morgen des dritten Tags ward meine Thür aufgerissen, man rief mir zu, hervor zu kommen, und ich trat auf das Verdeck. Welch ein Anblick! Eine weite, große Wasserfläche, über welcher eben die Morgenröthe ein wunderbares Licht ergoß; in mäßiger Entfernung eine Menge großer und prächtiger Schiffe, wie ich noch keine gesehen, die unbeweglich wie Häuser auf dem beweglichen Grunde lagen. Weiter hinten dämmerte es durch den Nebel wie Thürme einer Stadt. So wie der Lufthauch mich berührte, schüttelte mich ein heftiger Frost, und ich hatte nicht Bewußtseyn genug, um recht zu wissen, ob ich wache oder träume. Ich ward nun unter kauderwelschen Reden der Schiffsleute in ein kleines Boot gehoben, das dicht an unserm Fahrzeug hielt und dann rasch auf eines der großen Schiffe zusegelte. Hier angelangt, ward ich an Bord und in einen Raum gehoben, wo ich mehrere Männer umher sitzen und liegen sah, welche, wie ich später erfuhr, Unglücksgefährten waren, durch List oder gegen Handgeld für den Seedienst geworben. Ich sank erschöpft auf einen Strohsack und verlor bald darauf alles Bewußtseyn sammt der Erinnerung an meine Lage. Schreck, Erkältung und vielleicht der Genuß betäubender Mittel mochten mich krank gemacht haben. Später erfuhr ich, daß ich lange zwischen Tod und Leben geschwankt. Gleichwohl schützte mich diese Krankheit vor dem Loose eines Matrosen auf einem englischen Kriegsschiffe, indem ich von dem Transport der Gefangenen, die nach wenigen Tagen auf ein der englischen Küste zusegelndes Schiff gebracht wurden, zurückbleiben mußte. Eine Regung von Menschlichkeit hatte den Kapitän des Fahrzeugs, worauf ich mich befand, bewogen, mich auf demselben, einem Ostindienfahrer, zurückzubehalten, und da er mich, Gott weiß aus welchen Gründen, für den Sohn einer guten Familie hielt, den seine Anverwandten, seiner Verschwendung wegen, hatten aufheben lassen, so mochte er sich wohl für die Folge noch ein gutes Lösegeld von mir versprechen; denn er gehörte zu einer Gesellschaft holländischer sogenannter Seelenverkäufer, welche ehemals, zur Zeit der Blüthe der ostindischen Kompagnie, in jenem Lande ein schauderhaftes Handwerk trieben, dem zwar bessere Staatseinrichtungen ein Ende gemacht, ohne jedoch verhindern zu können, daß nicht hie und da noch immer kleine Geschäfte der Art im tiefsten Geheimniß getrieben wurden.

Genug, ich befand mich da am Bord eines Ostindienfahrers, der, als ich eben anfing zu genesen, im Texel vor Anker lag und bald darauf seine Reise antrat. Ich hatte mich zwar weniger Pflege zu erfreuen, aber meine Jugend und gute Natur halfen mir durch, so daß ich endlich wieder mein Lager verlassen konnte. Zum Dienst auf dem Schiffe durch meine Schwäche unfähig, fing ich zum Zeitvertreib an, meine alte Holzschnitzkunst zu treiben, und so saß ich manches Stündchen einsam, voll

sehnsüchtiger Gedanken an die liebe Heimath, der ich auf so seltsame Weise war entrissen worden, und an die noch weit liebere Marianne, bei dieser Beschäftigung. Ich fühlte mich unendlich verlassen; noch war meine Lage mir größtentheils dunkel und unerklärlich, denn ich verstand noch zu wenig von der Sprache, die auf dem Schiffe gesprochen wurde (es war die holländische), um mich völlig verständigen zu können. Vielleicht gewann meine geringe Kunst unter diesen Umständen; wenigstens zog ich dadurch die Aufmerksamkeit eines Passagiers auf mich, der mit allerlei zierlichen Waaren, die dort sehr gesucht wurden, die Kapstadt besuchen wollte. Er sprach etwas Deutsch, und so gelang es mir nach und nach, mich so weit mit ihm zu verständigen, als nöthig war, seine Theilnahme zu erregen. Er bethätigte sie dadurch, daß er mir den Vorschlag machte, so viel von Holzschnitzereien, als nur immer möglich, während der Reise anzufertigen. Am Kap angelangt, wolle er mich dann von dem Kapitän, dessen Eigenthum ich sey, loskaufen und von dem Erlös der Sachen in der Kapstadt seine Auslage so weit als möglich ersetzen; was aber noch fehle, solle ich dort, wo er ein Waarenmagazin habe, nach und nach durch Kunstdrechslerarbeit abverdienen. Ich war es gern zufrieden, um nur meine Freiheit wieder zu erlangen; denn jezt erfuhr ich erst durch Herrn Schalken, dieß war der Name des Kaufmanns, die wahre Beschaffenheit meiner Lage, ohne jedoch nur im Entferntesten zu ahnen, von wem sie mir zubereitet worden sey. Der Kaufmann und der Schiffsherr einigten sich jezt über eine bestimmte Summe für meine Person und meinen Unterhalt während der Reise, und meine spätern Erfahrungen ließen mich einsehen, daß der Erstere keinen Schaden bei dem Handel gehabt. Ein Jahr ungefähr dauerte meine Verbindung mit ihm und war, wenn gleich für Schalken, der ein sehr umsichtiger, jedoch nicht unredlicher Mann war, sehr ergiebig, doch auch für mich von vielfachem Nutzen. Ich befleißigte mich, die Sprachen des Landes zu erlernen, und machte mich mit allen Eigenthümlichkeiten dieses wunderbaren Landes bekannt; denn es hatte sich allmählig der Vorsatz in mir gebildet, nun, da ich einmal, so ganz ohne mein Zuthun, so weit von der Heimath fortgeschleudert war, nicht eher wieder dahin zurückzukehren, bis ich es zu etwas Rechtem würde gebracht haben.

Marianne, hoffte ich, werde mir, so wie ich ihr, Liebe und Treue bewahren, und Muhme Richter dann nicht mehr scheel sehen zu unserm Bunde, was, wie ich wohl gemerkt hatte, in der lezten Zeit der Fall gewesen. Ich hatte wohl von Zeit zu Zeit die Absicht, nach der Heimath zu schreiben, aber die jezt obwaltende Schwierigkeit der Verbindung mit unserm Kontinent und meine häufigen Reisen verhinderten es; mehr als das aber, um es offen zu sagen, hielt ein gewisser Widerwille, mit der Muhme wieder in eine Art von Verkehr zu treten, mich davon ab. Denn ich hatte, seit ich von ihrem falschen Eidschwur wußte und über ihren Verkehr mit den Schleichhändlern zur Einsicht gekommen war, doch eine geheime Scheu vor der Frau; und nur die Hoffnung, meine Marianne einst aus ihrer Nähe zu entfernen, erhielt den Vorsatz an eine künftige Rückkehr bei mir rege und leuchtete mir wie ein Leitstern durch lange Jahre, durch Mühseligkeiten und entfernte Weltgegenden. Ich war geübt im Schreiben und Rechnen, und da es mir auch an Lust und Eifer nicht fehlte, so gelang es mir, als ich nun selbstständig war, ziemlich bald, mich unter Schalkens Leitung zum kaufmännischen Geschäft auszubilden. Ich sah bald, was vortheilhaft war oder nicht, machte Einkäufe und schiffte mich nach Ceylon ein, meine Waaren dort abzusetzen. Das gelang denn über Erwarten, wie denn überhaupt ein wunderbarer Segen jede meiner Unternehmungen begleitete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gemälde einer Hungersnoth in Hindostan.

(Fortsetzung.)

Ich weiß selbst nicht, wie es kam, ich fühlte mich, so schmerzlich es mich berührte, unwillkührlich hingezogen, so oft sich eine neue Scene im schauderhaften Drama aufthat. So ging ich jeden Tag Morgens früh nach diesem Schauspiele aus, auf die Plätze, die Landstraßen, besonders aber an die Landungsplätze, wo beständig Leichen von Menschen jeden Alters und Geschlechts gehäuft lagen, die in der Nacht gestorben waren. Manche athmeten noch, und ich sah mehr als einmal Kinder, welche, wie das kleine Mädchen im Hospital, allein alle die Ihrigen überlebt hatten, von Leiche zu Leiche wandern, ohne daß sie einen klaren Begriff von ihrer furchtbaren Lage hatten. Es fiel mir Anfangs auf, daß just die jüngsten und schwächsten in der Familie zulezt unterliegen sollten; es kam dieß aber wohl nur daher, daß die Eltern Alles dem eigenen Munde entzogen, um nur den Kindern noch etwas geben zu können. So ginge es wohl, meine ich, überall auf der Welt; noch natürlicher war dieß aber bei einem Volke, bei dem das ganze Leben des Menschen nichts ist als eine Reihe von Entsagungen. Es that dem Herzen wohl, zu sehen, daß diese Waisen nie verlassen blieben, daß sie immer in der Kaste, der sie angehörten, einen Vater oder eine Mutter fanden. So fand sich auch immer Jemand, der die Körper der in der Nacht vor Hunger oder an Krankheit Gestorbenen bestattete, und der Todten einziger Empfehlungsbrief war dabei meist das auf ihre Stirne gezeichnete Kastenmerkmal.

Alle diese Leichen, so wie die in den Spitälern und bei ihren Gastfreunden in Bombay Gestorbenen wurden über Bal-Bay hinausgeschafft und nach der uralten Landessitte verbrannt. Soviel ich weiß, verbrennen alle Kasten in Indien ihre Todten, und ich gestehe, diese Leichenceremonie hat etwas Feierliches, Antikes, das auch die Einbildungskraft der Europäer mächtig anspricht. Wohl wenige haben einen Begriff davon, wie leicht und rasch eine Leiche durch Feuer verzehrt wird; wenige wissen, daß von dieser ganzen sterblichen Hülle kaum ein Paar Unzen weißlicher Asche übrig bleiben.

Expende Annibalem: quot libras in duce summo . .

Alles Uebrige verfliegt als Dunst in die Luft, um einst zur Mutter Erde wieder zu kehren und in ihren Gebilden ein neues Leben zu beginnen.

Meistens ging ich allein zu diesen Leichenbegängnissen; wenige Engländer konnten begreifen, was ich für eine Freude daran haben könne, Leichname von Hindus verbrennen zu sehen. So verließ mich namentlich ein Freund, der nach seinem regen Interesse für indische Sitten mein unzertrennlicher Begleiter auf diesen Ausflügen hätte seyn müssen, jedesmal, wenn wir an die Ausbiegung der Küste kamen; hier sah man das Feuer der Scheiterhaufen. Er wohnte jenseits der Bai, und um nach Hause zu kommen, hätte er just mit mir gehen müssen; ich mochte aber machen, was ich wollte, da, wo die Straßen sich kreuzen, wandte er sich und machte einen Umweg von einer Meile, um einem Anblick auszuweichen, der für mich einmal eine so sonderbare Anziehungskraft hatte. — Welche Fülle von Stoff für den Pinsel eines Turners! Stundenlang konnte ich zusehen, wie Hindus die Reste eines Freundes oder eines Unbekannten von ihrer Kaste, den sie todt am Wege gefunden, oder der im Spitale gestorben, aus dem Kokoswalde von Bombay herausbrachten. Während die einen den Leichnam im Meere wuschen, errichteten andere einen länglichten Scheiterhaufen, einen bis zwei Fuß hoch, fünf bis sechs breit; das unglückliche Opfer des Hungers wurde darauf gelegt und mit einigen Scheiten vollends bedeckt. War das Feuer angelegt, so kauerten die Hindus am Scheiterhaufen an der Seite, wo der Wind herkam, nieder und verharrten im tiefsten Schweigen. Nie bemerkte ich auf einem Gesichte die mindeste Spur von Rührung, was wir so nennen. Der charakteristischste Ausdruck in den indischen Gesichtern ist immer Ruhe bei allem Leiden. Ich beobachtete aufmerksam die um sich greifende Flamme und bemerkte, daß nach kurzer Zeit die knochichten Theile des magersten Leichnams materiell den Brennstoff vermehren halfen. So oft ein Glied sich ablöste, legten es die Umstehenden mit derselben Gleichgültigkeit oder wenigstens Kaltblütigkeit wieder auf die Feuerbrände. Oft ging ich an Hunderten solcher Scheiterhaufen vorüber, an deren jedem fünf, sechs Menschen schweigend beschäftigt waren.

Wie gesagt, oft zog es mich zu diesem traurigen Schauspiel, und zwar Morgens, wenn die feuchte Landluft in der Windstille erstarb, und Abends, wenn die köstliche Seeluft hinten im Golf die Kronen der Kokosbäume fächelte. Morgens war die ganze Bai, nicht nur zwischen den beiden Vorgebirgen, sondern bis hinaus an den Horizont, spiegelglatt, wie Krystall, nicht die kleinste Welle rollte auf den Sand. Die Scheiterhaufen standen dicht am Strande, und fast symmetrisch stiegen Hunderte von Rauchsäulen auf, deren Kapitäle sich hoch über die höchsten Kokosbäume erhoben. Kein Baumblatt rührte sich, kein Laut war ringsum zu vernehmen, und dieß machte die Scene noch feierlicher, geheimnißvoller. Wäre nicht hie und da eine Leiche aus den Händen der Waschenden ins Wasser geglitten, wäre nicht da und dort zwischen denen, welche einen neuen Scheiterhaufen bauten, ein leises Wort gewechselt, oder die Flamme an einem halberloschenen durch einen raschen Luftzug angefacht worden, man hätte glauben können, das Ganze sey ein zauberischer Spuck. Ich ging, völlig unbeachtet von den Hindus, als wäre ich unsichtbar, an diesem Todtenufer auf und ab. Wo ich hinblickte, sah ich durch Flammen und Rauch halbverzehrte Leiber und Glieder, und an jedem Scheiterhaufen in stiller Geschäftigkeit eine Gruppe Hindus mit hohlen Augen und vom Hunger eingefallenen Wangen.

An einem auffallenden und ganz materiellen Umstand konnte ich eben daselbst den Umfang der Plage abmessen, welche Indien heimsuchte. Zu gewöhnlichen Zeiten, wenn höchstens zwanzig Sterbefälle täglich zu Bombay vorkommen, reicht das Holz, das täglich auf den Bazar geführt wird, zu sämmtlichen Bestattungen hin; als aber 1812 die Hungersnoth in Marwar, Cutch, Guzerat und den andern nördlichen Provinzen ausgebrochen war, als Schaaren von hungrigen Hindus der Präsidentschaft zuströmten und meistens hier ihren Tod fanden, da wurde das Brennholz ein bedeutender Einfuhrartikel, weshalb auch bald damit spekulirt wurde. So sah man denn beständig im Angesicht der Scheiterhaufen, welche Tag und Nacht fortbrannten, eine lange Reihe von Küstenschiffen vor Anker liegen. Die Fahrzeuge waren bis zur Mitte des Masts mit Reisbündeln und Scheiten beladen.

Wir erlebten indessen zu Bombay nur eine unbedeutende Episode des großen Trauerspiels, dessen schauderhafter Schauplatz damals Indien war. In unserer gesegneten Präsidentschaft gingen Geschäfte wie Vergnügungen ihren gewohnten Gang; so war es aber nicht in Guzerat, und ehe ich in meiner Beschreibung weiter gehe, muß ich noch von einer andern Landplage sprechen. In Europa weiß man nicht viel mehr von den Heuschrecken,

als was man in der heiligen Schrift davon liest, und sogar in Indien ist die Geschichte dieser Insekten nicht allgemein bekannt. Ich sprach einmal einen Engländer, der mich versicherte, er habe während eines fünfzehnjährigen Aufenthalts im Orient nur dreimal Heuschrecken gesehen, einmal im Flug und zweimal vom Koch zugerichtet in einem Curry (indischen Ragout). Ich für meine Person hatte nur in den Museen welche gesehen; aber beschreiben hatte ich mir ihren Zug lassen, als ein furchtbares Schneegestöber (von dunklem Schnee, versteht sich), wobei man das Schwirren der Billionen Flügel in ungeheurer Entfernung hört und die Masse sich dreimal vier-und-zwanzig Stunden lang, einer Sündfluth gleich, vorüberwälzt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

Briefe aus Berlin. Bauten. Hr. Spitzeder.

Es sind hier Briefe aus Berlin, in Hanau bei König erschienen, angekommen, die erst reißend gelesen und dann konfiscirt wurden. Wer die Art kennt, wie die Feder hier den jungen Leuten in die Hände kommt, kann dem Verfasser dieser Briefe auf das Genaueste den Weg nachzeichnen, den er einschlagen mußte, um diese Briefe zu schreiben, die in dem Grade, als sie gut sind, auch schlecht genannt werden müssen. Man sieht ihm nicht mehr an, als daß er in den kleinlichen literarischen Fehden, die einst die preußische Hauptstadt erschütterten, jugendlich Partbei genommen und sich um Alles wohl bekümmert hat, was man an diesen schmutzigen Debatten lieber hätte vergessen sollen. Man versteht mich, wenn ich an die Zeiten der Schnellpost, der Couriere, an die Eulenspiegel, Figaros und Don Quixote und die alberne Vornehmheit erinnere, die so verzweifelte Gesellen, wie Gubitz, Häring, Förster, die Bühnendichter, jenen Sansculotten entgegenbielten. In dieser Schule hat sich unser Berliner Briefsteller gebildet; er mag später die beiden in Altenburg erscheinenden Blätter, den Eremiten und Kometen, recht fleißig gelesen haben, hörte theilnehmend auf die Gespräche, von denen unsere Kaffeehäuser widerhallen, und schrieb zulezt diese Briefe, die von Vielen zu streng beurtheilt, von den Meisten aber überschäzt sind. Da ist kein höherer Gesichtspunkt, der der ganzen Polemik ihre Weihe und Würde gäbe, kein Maaß und Ziel in dem Streben, das Bekannte außerordentlich zu sagen, sondern nur ein schwaches, nachhaltendes Gähren einer schon längst gekelterten Hefe, in Sprache sowohl, als im Inhalt. Der Verfasser ist zu sehr Berliner. Das Buch soll freisinnig seyn, aber es findet sich in ihm keine Ahnung, daß man auch in den Tempel der Freiheit mit einem Feierkleide treten müsse. Wollte der Verfasser nur Humorist seyn, so hätte er seine absichtlichen Zwecke etwas verstecken sollen, wollte er auf Berlins politische Aufklärung wirken, so mußte er vorsichtiger in der Wahl seiner witzigen Ausfälle seyn. Eine Petition der Heidelberger Hunde an den badischen Landtag im Namen des ganzen Badner „Hundevolks“ ist nicht nur im höchsten Grade trivial, sondern ist ein so unvorsichtig gewählter Gegenstand, daß man daraus den Mangel an Takt und politischer Umsicht, der uns charakterisirt, erkennen kann. In diesen Briefen wird unter andern der König bis in die Sterne erhoben; warum das? Das Buch ist dennoch verboten worden. Solche Bücher sind übrigens bei aller Wildheit recht herzlich zahm gemeint.

In den langweiligen Zeiten der Restauration, vor den militärischen Rüstungen und den Verheerungen der Cholera waren die Kassen des Staats reicher gefüllt, als gegenwärtig. Berlin war in zunehmender Verschönerung begriffen; die Aufführung vieler öffentlicher Gebäude ließ ebenso sehr den Geschmack bewundern, in dem sie angelegt und vollendet wurden, als die Vorsicht loben, die einem großen Theile unserer Proletairs eine reichliche Nahrungsquelle sicherte. Diese Baulust ging damals auch auf Privatleute über, deren Geld und Unternehmungsgeist Berlin um ein prachtvoll gebautes Stadtquartier vergrößerte. Aber auch von dieser Seite stehen alle Plane gegenwärtig still. Die beiden öffentlichen Bauten, an die in diesem Augenblick allein gedacht wird, sind die völlige Umgestaltung des sogenannten Packhofes, eines Stapelplatzes und Waarenlagers für die ankommenden Kaufmannsgüter, und ein künftiger Neubau der Bauakademie. Wer in Berlin gewesen ist, weiß, daß er, um vom Schloßplatze nach der Jägerstraße zu kommen, sich durch die lebhafteste, aber zugleich auch engste Passage, die Werderschen Mühlen, die Schleusenbrücken, die Verbindung unserer Alt- und Neustadt, durchwinden muß. Später wird diese unbequeme Gegend gelichtet werden. Dicht an der genannten Brücke wird rechts ein freier Platz beginnen, der die Aussicht nach dem Packhofgebäude und der Werderschen Kirche frei macht. Gewinnen werden bei einem solchen Projekt die Besitzer jenes Häuserwinkels von der Niederlagstraße bis zur Brücke, verlieren aber muß die kleine, winzige Werdersche Kirche, deren Unbedeutenheit bei einer großartigern und freiern Umgebung nur deutlicher hervortreten wird. — Der Bau der obengenannten Akademie hat noch nicht begonnen, aber es kann auch noch lang mit ihm anstehen, da der gegenwärtige Zustand dieses Instituts einen so bedeutenden Kostenaufwand nicht vergilt. Diese einst so blühende Anstalt ist gegenwärtig durch die Eröffnung neuer Provinzialbauschulen und die Gewerbakademie, die sich unter der Leitung des Hrn. Beuth, unsers künftigen Handels- und Gewerbeministers, immer mehr hebt, in die tiefste Zerrüttung gesunken, so daß die Zahl der an ihr angestellten Lehrer der der Schüler gleichkommen mag. Darum bleibt vielleicht dieses Bauprojekt einstweilen noch unausgeführt.

Ein Streit des Hrn. Spitzeder und seiner Gattin (frühern Dem. Vio) mit dem Eigenthümer des Königsstädter Theaters, Hrn. Cerf, macht unter dem hiesigen Publikum sehr viel Aufsehen. Man liest sich an öffentlichen Orten die wechselseitigen Repliken und Dupliken vor, ergreift Partbei für oder gegen den Künstler, dessen Leistungen bei uns im schönsten Andenken sind und den wir ungern verlieren. Der Gegenstand des Streites sind Honorarzahlungen, die Herr Cerf zu leisten versprochen, später aber nicht geleistet haben soll. Herr Spitzeder hat sich gegen die Anschuldigung, er übertreibe seine Propositionen, recht gut vertheidigt. „Wir Sänger,“ sagt er, „werden früher untauglich, als Militärs und Beamte; wie lange dauert es, so ist mein Instrument verstimmt? Pensionen erhalte ich dereinst nicht, warum soll ich jezt nicht für den Winter sammeln, da es noch Sommer ist?“ Er hat vollkommen Recht. Vielleicht hat Herr Cerf auch Recht.

*.

Beilage: Kunstblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 203.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 24. August 1832.

Also den alten Kummer
Singst du, o Riesengeist,
Indeß der träge Schlummer
Die lasse Welt umfleußt.

Justinus Kerner.

Kunde vom Straßburger Münster.

Und wieder auf den hohen Zinnen
Steh' ich, in heller Sternennacht,
Und schau empor mit ernstem Sinnen
An des verklärten Thurmes Pracht.

Da schwingt sich tief aus dem Geklüfte
Des Schwarzwalds ein Gebild hervor,
Und leuchtend rauscht es durch die Lüfte,
Gehüllt in trüber Wolken Flor.

Ein weiter Schleier hüllt die Gassen
Mit dichter, schwarzer Decke ein,
Als wollt' er nicht der Erde lassen
Des Himmels milden Silberschein.

Und nur das Licht, aus trüber Ferne,
Und nur den glanzumflossnen Thurm
Erblick ich noch, und alle Sterne
Sie zittern, wie bewegt vom Sturm.

Aus Sturm und Sternen donnert's nieder;
Es ist genaht, das Riesenbild,
Und wie der Hall verklungner Lieder
So rauscht's im Thurme mahnend, wild:

„Wenn einst der Geist, der dich gegründet,
Du Tempelhaus, du deutsches Haus,
Von dieses Landes Gauen schwindet,
Dann rege dich mit Sturmesgraus!

Dann schüttle wild und immer wilder,
Vom wolk'gen Knauf, bis tief zum Grund,
Herab die alten Heldenbilder;
Thu' strafend deine Schrecken kund!

Laß steigen von den hohen Rossen
Die Reiter ab, auf luft'ger Bahn,
Daß sie die mächtigen Genossen
Zum Streite führen frisch voran!

Reiß ab der Krone Steingeblätter,
Lösch aus der Minnerosen Schein!
Die Heil'gen all', im Sturmeswetter,
Sie sollen schließen ihren Reih'n!

Sie sollen wandeln durch die Straßen,
Und suchen alter Helden Gruft,
Die schlummern einsam und verlassen
Viel Zeiten schon, in Berg und Kluft.

Sie sollen wecken alte Weisen
Und alten, deutschen Liedeston;
Der muß in hohen Worten kreisen
Um den verlaßnen Tempelthron.

Dann öffne seinen schwarzen Rachen
Tief, meerestief, ein weiter Schlund,
Und schling hinab, mit Welttags Krachen,
Die alte Zeit, in ew'gen Grund!

Drauf soll es sonnenhelle tagen
Um den verlassnen, öden Raum;
Kein Bild, kein Sängermund soll tragen
Zur neuen Zeit den alten Traum!"

So hat's im Sturmesgraus gerufen,
Die Sterne glänzten wieder mild,
Im Silberlicht, auf hohen Stufen,
Stand manch verklärtes Heldenbild.

August Stöber.

Gemälde einer Hungersnoth in Hindostan.

(Beschluß.)

Kapitän Beaufort, der Verfasser des interessanten Werks über Caramanien, erzählte mir, er habe 1811 zu Smyrna Gelegenheit gehabt, über den Raum, den ein von Süd nach Nord ziehendes Heuschreckenheer eingenommen, eine ungefähre Berechnung anzustellen. Der Konsul mußte dem Pascha von Sardes einen Boten schicken, d. h. in einer Richtung, die mit dem Zuge der Heuschrecken einen rechten Winkel bildete. Der Bote machte zu Pferd vierzig englische Meilen, bevor er die bewegliche Kolonne der gefräßigen Insekten in den Rücken bekam. Man fand mittelst eines guten Taschenteleseops, daß die Höhe der Kolonne gewiß dreihundert Toisen betrug, und daß sich der Zug in der Stunde sieben Meilen vorwärts bewegte. Der Zug dauerte drei Tage und drei Nächte ohne merkbare Unterbrechung. Da die Heuschrecken etwa drei Fuß hintereinander und nur einen Fuß über einander flogen, so ergab sich, daß dieser ungeheure Schwarm aus wenigstens 168,608,563,000 Individuen bestand. Vergeblich strengt man sich an, eine solche Zahl zu fassen; es geht einem dabei, wie wenn man von der Entfernung der Fixsterne oder der Geschwindigkeit des Lichts sprechen hört. Es ist gar nicht unmöglich, daß diese Heuschrecken blos eine Abtheilung der Kolonne waren, von deren Verheerungen in Ländern, die weit ostwärts vom heiligen Lande liegen, ich jezt schprechen will.

Zu Anfang des Jahrs 1810 erschienen Myriaden dieser Insekten in den östlichen Provinzen von Bengalen und zogen durch das eigentliche Hindostan gegen Nordwest. Im Jahr 1811 erschienen sie in Marwar, und da ohnehin nicht viel Regen gefallen war, so hatten sie bald die ganze Vegetation bis auf den lezten Halm aufgezehrt. So wälzte sich der verheerende Zug fort bis zur Stadt Baroach, am rechten Ufer des Nerbudda, der sich in den Meerbusen von Cambaye ergießt, anderthalb Grade vom Wendekreis und sechzig franz. Meilen von der Stadt Bombay; dort wurden sie durch den Eintritt des Monssons im Jahr 1812 aufgehalten, und damit verschwand die furchtbare Plage aus dem unglücklichen Lande, ohne daß man wußte, woher die Thiere kamen, noch was aus ihnen wurde. Durch die Dürre und die Plage der Heuschrecken aufs Aeußerste gebracht, stürzte sich die Bevölkerung von Marwar in ganzen Strömen auf das Gebiet von Guzerat; aber nicht lange, so ereilte diese Massen von Auswanderern das Verderben, dem sie zu entrinnen glaubten, als im Jahr 1812 durch das Ausbleiben des Regens in Guzerat die Erndte da zu Grunde ging, wohin die Heuschrecken nicht gekommen waren. Die Bevölkerung war aufs Doppelte angewachsen, als mit einemmale die Lebensmittel auf den zehnten Theil ihres gewöhnlichen Bestandes fielen. Jedermann eilte, seine Vorräthe zu verbergen, und die Wucherer beschleunigten noch die Hungersnoth. Der unbegreifliche Eigensinn der Flüchtlinge aus Marwar stumpfte die Theilnahme, welche ihr Elend Anfangs eingeflößt hatte, bedeutend ab. Mochten sie nun nach der Bereitwilligkeit, womit man ihnen bei ihrer Ankunft in Guzerat zu Hülfe gekommen war, glauben, die mildthätige Hand werde sich nie von ihnen abziehen, war es angeborne Trägheit oder jener Stumpfsinn, der häufige Begleiter des äußersten Elends, sie wiesen alle Anerbietungen zu sicherem Auskommen durch Arbeit hartnäckig von sich; freilich wußten sie am Ende wohl, daß sie doch zu Grunde gehen mußten. Schaaren dieser Flüchtlinge blieben endlich, nachdem sie wie Heerden wilder Thiere in Guzerat umhergeirrt, in den Vorstädten großer Städte oder an den Landstraßen liegen; denn Seuchen wütheten unter ihnen mit dem Hunger um die Wette; namentlich brachten sie bösartige Blattern in das Land, in das sie die Verzweiflung getrieben.

Kein Anblick war wohl ergreifender in diesem Schauergemälde, als wenn kleine Kinder vergeblich an der ausgetrockneten Brust ihrer Mütter Nahrung suchten, welche selbst umsonst nach einem Tropfen Wasser winselten, ihren Durst zu stillen. Das Uebermaß des Elends machte endlich die Gemüther stumpf; die schönen Gefühle, welche mir zu Bombay als Züge des Nationalcharakters hohe Achtung eingeflößt, erstarben dort in kurzer Zeit. Die Kastenunterschiede wurden zu allerlezt aufgegeben, aber auch sie verschwanden mit der Zeit, und man sah Braminen ihre Weiber, Schwestern, Kinder, ihre ganze Verwandtschaft für zwei, drei Rupien dem nächsten Besten hingeben, der sich damit belasten wollte. Kapitän Carnac will gesehen haben, wie ein lebendiges Kind von einer Kuppel hungriger Hunde der Mutter aus den Armen gerissen wurde, die, unfähig zu sprechen, dem Gegenstand ihrer Zärtlichkeit nur mit den Augen folgen konnte. Andere Kinder liefen den Hunden nach; aber die Bestien, welche, seit sie Menschenfleisch gekostet hatten, ungewöhnlich wild waren, kehrten sich um und wiesen den schuldlosen Geschöpfen die vom Blute ihrer Beute bereits gerötheten Zähne.

Ich habe erzählt, mit welcher Geduld die Hindus zu Bombay am Topfe auf ihren Reis warteten; aber im Norden, wo die Hungersnoth mit allen ihren Schrecken herrschte, wo die Mehrzahl der Bevölkerung Hunger litt, war es ganz anders. Manche brachte ihre Gier ums Leben, andere wurden Opfer der Kniffe, wodurch sie sich doppelte Rationen zu verschaffen gewußt, Kinder wurden von den Eltern, wenn sie sich mit furchtbarer Gier über die Lebensmittel herwarfen, zertreten. Auch von den Bestattungen, wie ich sie in Bombay beschrieben, war in Guzerat keine Rede. Die Achtung vor den Todten hielt nicht länger aus als die Theilnahme für die Sterbenden. Die Leichen der armen Marwaris, welche in der Hungersnoth starben, blieben offen liegen; dieser Nachläßigkeit schreibt Kapitän Carnae, wohl mit Recht, die bösartige Pest vom Jahr 1812 und die immer zunehmende Sterblichkeit zu. Zu Baroda, dem Sitz der Regierung, wo täglich gegen fünfhundert Menschen starben, hielt man noch soviel Ordnung, daß die Leichen verbrannt wurden; zu Ahmedabad aber war die Sterblichkeit so groß, daß dieß ganz unmöglich wurde. Es starben in dieser Stadt nicht weniger als hunderttausend Menschen, d. h. etwa die Hälfte der Bevölkerung. Man machte die Bemerkung, daß im ganzen Lande, Ahmedabad ausgenommen, die muselmännische Bevölkerung nicht so furchtbar litt als die Hindus, und man schrieb dieß dem Umstande zu, daß die Moslem thierische Nahrung genießen. „Ich kann," sagt Kapitän Carnae, „nicht angeben, wie viele Einwohner von Marwar diese Hungersnoth weggerafft hat. Zu Baroda, wo zu ihrer Rettung nichts versäumt wurde, sah ich manchmal in den Vorstädten gegen fünfzig Leichen, welche die Regierungsbeamten nicht Zeit gehabt zu bestatten; nach Allem, was ich gesehen und gehört, glaube ich gewiß, daß von hundert dieser Unglücklichen höchstens Einer sein Vaterland wieder gesehen hat."

Vergehen und Strafe.

(Fortsetzung.)

Mein Kredit befestigte sich mehr und mehr, bald auch mein Wohlstand, und als nach Jahren die Kunde von der Befreiung meines deutschen Vaterlandes mich erreichte, war ich ein Mann, der dort für reich gelten konnte, und mein Entschluß, zurückzukehren, war sogleich gefaßt. Ich verwandelte mein großes Besitzthum in baares Geld, dieses in gute Wechsel, und langte glücklich in einem holländischen Hafen an. Meine Sehnsucht trieb mich rasch weiter. Schreiben, Erkundigung einziehen, das war mir alles viel zu umständlich. Mein ungeduldiges Verlangen wuchs mit jedem Tage, jeder Stunde, und was mir in der Ferne gar nicht in den Sinn gekommen, der Gedanke, daß Marianne vielleicht längst verheirathet, wohl gar gestorben seyn könne, quälte mich nun unaufhörlich und ließ mir Tag und Nacht keine Ruhe.

Mariannens Geburtstag nahte. Ich hatte ihn jedes Jahr in der Kapstadt oder auf Ceylon, wo ich abwechselnd war, gefeiert. Der Gedanke, an dem Tage einzutreffen, sie durch meine Ankunft zu überraschen, entzückte mich. Ich spendete Geld über Geld, um weiter zu kommen. Gleichwohl konnte ich doch erst spät Abends die Stadt erreichen. Ich sprang am Thore aus dem Wagen, schickte diesen nach dem Gasthofe, und nachdem ich nur in flüchtiger Erkundigung erfahren, daß Marianne noch lebe und unvermählt sey, flog ich hierher. Alles Uebrige, was man von Vater Richters Tode, von seiner Wittwe mir noch erzählen wollte — ich hatte nicht Zeit, es anzuhören. Ich schlich durch Schlupfwege, mir noch von Alters her bekannt, in den Garten. Der Mond schien hell; mir ward so wohl, so heimisch. Ich kam durch den Hof in das Vorderhaus. Hier traf ich auf den aufwartenden Burschen; er wollte Lärm machen, aber ein Geschenk beschwichtigte ihn, so wie die Versicherung, daß ich, ein lang abwesend gewesener Verwandter, gekommen sey, meine Muhme zu überraschen, und nur den gelegenen Augenblick, zu erscheinen, abpassen wolle. Ich versteckte mich zu diesem Ende hinter der Küche, in welche die Mutter von Zeit zu Zeit kam, nach den Speisen zu sehen; denn plötzlich überfiel mich eine Scheu und Beklommenheit, und ich fühlte, daß ich mich sammeln müsse. Wenn die Mutter entfernt war, trat der Bursche zu mir und erzählte mir flüsternd von der festlichen Mahlzeit, die da eben gehalten werde, vom Vetter Leidmann, der wohl noch der Bräutigam der Jungfer Marianne werde, und von einem jungen fremden Herrn, der als Miethsmann im Hause wohne und auch mit am Tische sey. Da faßte mich's wie Eifersucht, und es drängte mich, zu wissen, wie es denn damit sey, ja selbst zu sehen, bevor ich mich sehen ließe. Durch die Spalten der alten baufälligen Thüre schimmerte das Licht so hell; ich trat vor diese und sah hinein. Wie schien mir Marianne so lieblich und hold! viel lieblicher, als da ich sie verlassen, obschon sie so viel älter geworden; denn es lag so etwas von sittsamem Bewußtseyn ihrer selbst und ihrer Schönheit in ihrem Wesen. Aber sie sah nicht aus wie eine glückliche Braut. Der Kandidat neben ihr — wahrlich! nicht schöner war er geworden, denn ehedem, und ich wußte ja, sie hatte ihn immer nicht leiden können; wie käme sie denn jezt dazu? Ein anderes war es mit dem fremden jungen Mann zu ihrer Rechten. Aber sie saß doch auch nicht neben ihm wie

eine Liebende. Da höre ich plötzlich meinen Namen nennen, sehe Mariannens Auge sich mit Thränen füllen, und als der Vetter Leidmann mich so boshaft lästerte, da vermochte ich mich nicht länger zu halten und stürzte herein, nicht ahnend, daß ich nicht Freude allein, sondern auch Schrecken und Entsetzen bereiten werde.

Marianne war dieser Mittheilung mit dem lebhaftesten Ausdruck des Schmerzens, der Angst und endlich der Freude, die wechselsweise aus ihren Zügen sprachen, gefolgt. Friz las mit Entzücken darin die wechselnden Bewegungen ihres liebenden Herzens. „So bist Du denn nun wirklich mein,“ rief er, sie an seine Brust ziehend, „meine Verlobte vor Gott und der Welt, und nichts soll uns hinfort mehr trennen!“ — Sie hauchte erröthend ein seliges „Ja!“ und als ich nach einer stillen Minute wieder zu den Vereinten trat, sie zu beglückwünschen, konnte ich es aus vollem Herzen, denn ich feierte zugleich einen Sieg über eine mir kaum selbst bewußt gewordene Regung.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Konstantinopel, Juli.

Reise von Alexandrien nach Konstantinopel.

Ich habe endlich am 3. Juni mit größter Freude den Hafen von Alexandrien verlassen; nur der Abschied von einigen europäischen Freunden erfüllte meine Seele mit Wehmuth, während ich in jeder andern Hinsicht mich glücklich schäzte, endlich, wenn auch in achtzehn Monaten sowohl moralisch, als physisch um mehr als sechs Jahre gealtert, doch mit noch ziemlich kräftigem Körper dem unglückseligen Egypten den Rücken kehren zu dürfen. Länger hätte ich nimmermehr Augenzeuge der unausstehlichen Plackereien seyn mögen, denen die bedauernswerthen Araber ausgesezt sind, so wie ihrer jämmerlichen Armuth und Unterdrückung; aber auch meine Gesundheit machte meine Entfernung dringend nothwendig, indem ich in kurzer Zeit von mehreren heftigen Ophthalmien befallen worden war. Ein schlechteres und unangenehmeres Klima, als Egypten, besonders aber Alexandrien hat, mag es wohl schwerlich irgendwo geben, denn nachdem man den ganzen Tag von einer unbarmherzigen Sonne geplagt worden, zu der sich oft noch schwüle, erstickende Mittagswinde gesellen, kann man nicht einmal Abends ungestraft eine frischere Luft athmen; denn schon eine Stunde vor Sonnenuntergang herrscht überall eine solche Feuchtigkeit, daß man wie von einem starken Regen benezt nach Hause kommt; auch kann man nur zu Pferd oder zu Esel sich von der Stadt entfernen, da selbst der beste Fußgänger vom hohen Sande, der sich überall findet, und von der monotonen, todten Aussicht bald ermüdet würde. So bestieg ich denn mit Entzücken eine österreichische, das heißt lombardische, ziemlich große Kaufmannsbrigg, die nach Konstantinopel segelte. Ich mußte dem Kapitän für die Ueberfahrt fünfzehn Thaler und einen halben Thaler täglich für die Kost bezahlen. Da ich es diesmal weder mit einem schmuzigen Neapolitaner, wie von Toulon nach Algier, zu thun, noch türkische Gefangene, die jeden Augenblick unser Leben bedrohten, wie von Algier nach Marseille, am Bord hatte, so genoß ich ungestört und in vollem Maaße die Freuden der Schiffahrt. Munter stieg ich Morgens früh aus meinem Bette, das ich mit Erlaubniß des guten Kapitäns, um mehr Luft zu haben, im Zimmer selbst, nicht, wie gewöhnlich, im engen Nebenkämmerchen aufgeschlagen hatte; mit einer Pfeife voll köstlichem Latakietabak ging ich eine Stunde lang auf dem Verdecke, eine reine, von keinem Menschenhauche verpestete Luft athmend, auf und ab, und erst nach dem Kaffee sezte ich mich unter das Zelt, das auf dem Hintertheile des Schiffes aufgeschlagen war, um ein paar Stunden lang leichte, unterhaltende Bücher zu lesen; denn wenn man auch gar nicht an Seekrankheit leidet, so läßt sich auf dem Meere durchaus nichts den Kopf Anstrengendes arbeiten. Etwa eine Stunde vor Mittag fing ich an, mich mit den drei griechischen Passagieren, von denen zwei bis Rodosto und einer bis Konstantinopel mit uns reisten, in ein Gespräch einzulassen. Nach der Mittagsmahlzeit machte ich gewöhnlich eine Siesta von zwei Stunden, brachte den übrigen Nachmittag wieder mit Lesen zu, und eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang begann mein Lieblingsspaziergang, der bis zum Nachtessen dauerte. Wir hatten immer entweder Windstille, oder widrigen Nordwind, der in den Monaten Juni, Juli und August auf dem mittelländischen Meere vorherrschend ist. Indessen vergingen mir die zehn Tage, die wir bis zur Insel Rhodos brauchten, sehr schnell, und unvermerkt sahen wir uns auf einmal den 17. Juni in der Meerenge zwischen Rhodos und Kleinasien. Allein je näher wir dem Archipelagus kamen, desto banger ward uns Allen zu Muthe, da nun die bisher genossene Sicherheit verschwand und unsere Lage anfing, gefährlich zu werden. Wir wußten, daß in den lezten Monaten mehrere Kaufmannsschiffe von griechischen Seeräubern angefallen worden waren, die sich nicht damit begnügt, das Schiff auszuplündern, sondern, um ihren Frevel länger verborgen zu halten, die Mannschaft getödtet und das Schiff in den Grund gebohrt hatten. So lange ich in Alexandrien war, sah ich ein russisches Schiff, das nach Konstantinopel hatte segeln wollen und in der Nähe von Rhodos von Piraten angegriffen worden war. Sie sicherten den Schiffleuten das Leben zu, damit sie sich ergeben möchten; jene willigten ein und ließen sich, ohne den mindesten Widerstand zu leisten, von den Griechen, deren 50 — 60 in einer Barke waren, binden. Nachdem diese aber ihre Raubsucht befriedigt hatten, fingen sie an, Alles niederzumezeln und das Schiff so zu beschädigen, daß sie glaubten, es werde bald untergehen. Es hatten sich aber drei Matrosen im untern Theile des Schiffes verborgen, die, nachdem die Piraten sich entfernt hatten, das Schiff retteten und mit großer Mühe nach Alexandrien zurückkehrten. Auf diese Weise bezeugt das hellenische Heldenvolk den Europäern seine Dankbarkeit, den Europäern, die nur gar zu viel gethan haben, um es von der türkischen Herrschaft unabhängig zu machen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 204.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. August 1832.

Heran mit!
Die im reichbehalmten Saatgefild
Ihr weidet, o Zehntausende, Gerstennäscher ihr,
Und die ihr Saamen auch pickt, schnellfliegende Schaaren!

Aristophanes.
Die Vögel.

Scenen aus dem Leben nordamerikanischer Vögel.

(s. Mbl. 1832. Nro. 84 — 86.)

Die Wandertauben.

Die **Wandertaube** (*columba migratoria*) haust im Norden von Amerika, von der Hudsons-Bay bis zum Meerbusen von Mexiko. Einzelne Banden dieser Taubenart überwintern bis unter dem sechzigsten Grade der Breite und nähren sich von den Wachholderbeeren, die sie da in großer Menge vorfinden. Das Männchen ist größer und schöner, als das Weibchen; lezterem fehlt es an den, das Männchen zierenden, in Gold und Purpur schillernden lebhaften Farben, und bey aller Mannigfaltigkeit der Tinten auch seines Gefieders, ist bei ihm doch die vorherrschende Farbe ein mattes, glanzloses Aschgrau. Das Feuer seiner Augen ist weniger lebhaft und selbst die Füße sind nicht so schön roth. Die ganze Länge des Männchens, vom Schnabel bis zur Spitze des Schweifes, beträgt zwei englische Fuß (22″ 6‴ französischen Maaßes). Sein Kopf ist schieferblau und die Brust von röthlicher Haselnußfarbe; der Hals prangt in den schönsten Farben, Gold, Grün, Purpur und ein prächtiges Scharlachroth schillern an demselben in beweglichen Tinten. Die herrschende Farbe des Gefieders aber ist ein mit schwarzen und braunen Flecken versetztes Schieferblau. Der Bauch ist schön weiß und der Schweif sehr lang. Mitten durch denselben zieht sich ein glänzender schwarzer Streif.

Das Merkwürdigste an den Wandertauben sind ihre gesellschaftlichen Verbindungen und ihre weiten Reisen. Ihre Wanderzüge, zu denen sie nicht die Sehnsucht nach einem mildern Klima bei einbrechendem Winterfroste, sondern das Bedürfniß, für ihren Lebensunterhalt zu sorgen, antreibt, richten sich keineswegs nach den Jahreszeiten, sondern einzig nach dem Ueberflusse oder dem Mangel an den Kernfrüchten, von welchen sie sich nähren. Sie verändern ihren Standpunkt nicht eher, als bis die Vorräthe in der Gegend, wo sie sich aufhalten, ganz erschöpft sind. So ist es z. B. eine, auf sorgfältige Erkundigungen sich gründende Thatsache, daß die Bewohner von Kentuky die Wandertauben, nachdem diese mehrere Jahre nach einander sich in verschiedenen Gegenden dieser Provinz aufgehalten, einmal alle zusammen haben verschwinden sehen, blos weil die Eichelernte schlecht ausgefallen war. Erst nach einer sehr langen Abwesenheit kehrten sie wieder in dieselben Gegenden zurück. Glaubwürdigen Berichten zufolge hat sich Aehnliches in mehreren andern nordamerikanischen Provinzen zugetragen. Ganz erstaunlich und alles, was hin und wieder in Europa an den sogenannten Brieftauben beobachtet worden, weit hinter sich lassend, ist die Flugkraft der amerikanischen Wandertauben; ans Wunderbare gränzt die Schnelligkeit, womit sie die weiten Lufträume durchsegeln. Einzelne, in der Gegend von New-York erlegte Wandertauben hatten ihren Kropf noch voll von Reißkörnern, deren sie an keinem andern Orte als in Karolina

und Georgien hatten habhaft werden können. Da man nun bestimmt weiß, daß auch die unverdaulichsten Nahrungsmittel der Wirksamkeit des Magensaftes dieser Vögel höchstens zwölf Stunden zu widerstehen vermögen, so hat man hieraus die richtige Schlußfolge gezogen, daß jene Individuen in Zeit von höchstens sechs Stunden einen Raum von drei- bis vierhundert Meilen oder ungefähr eine Meile in der Minute (fünf-und-zwanzig Postmeilen in der Stunde) zurückgelegt haben müssen. Nach diesem Verhältnisse würde eine Wandertaube in zwei Tagen den Ocean überfliegen, wie denn auch wirklich, zufolge der Angabe des Edinburger Journals, im Januar 1826 eine solche an den Küsten von Schottland getödtet worden ist.

Es ist übrigens diese außerordentliche Flugkraft keineswegs der einzige Vorzug, welcher den Wandertauben zu Statten kommt: sie haben auch ein vortreffliches Gesicht und sind, ohne in der Schnelligkeit ihres Fluges nachzulassen, im Stande, doch aus der Luft herab zu erkennen, was ihnen an Baumfrüchten und Sämereien zur Nahrung dienen mag. Sobald sie etwas der Art wahrnehmen, halten sie an. Es fehlt nicht an Gelegenheit, ihre Manövers zu beobachten. Wenn sie über einen Landstrich fliegen, wo nichts für sie zu finden ist, so bleiben sie hoch in den Lüften. Haben sie hingegen eine willkommene Entdeckung gemacht, so schweben sie in der schönsten Ordnung hernieder, um das Revier, welches ihnen Futter zu verheißen scheint, näher zu besichtigen, worauf dann der Boden nicht ohne große Vorsicht betreten wird.

Die Wandertauben, erzählt der Verfasser dieser Nachrichten, sind in den Wäldern von Nordamerika in solcher Menge vorhanden, daß, nachdem ich mehrere Jahre lang das Schauspiel ihrer zahllosen Heere vor Augen gehabt und sie in verschiedenen Climaten unter den verschiedensten Umständen beobachtet habe, ich gleichwohl Bedenken tragen würde, die nachstehenden außerordentlichen Thatsachen mitzutheilen, wenn ich mich nicht dabei auf eine Menge Augenzeugen berufen könnte, welche Aehnliches beobachtet und mein Erstaunen getheilt haben. Einst reiste ich zur Herbstzeit von meiner Wohnung an den Ufern des Ohio, zu Hinderson, in der Provinz Kentuky, nach Ludwigsstadt. Unterwegs stieß ich auf Tauben, deren Flug von Nordost nach Südwest gerichtet war. Ich befand mich in dem öden, um Hardensburg sich dehnenden Flachlande. Die über meinem Kopfe dahinfliegenden Taubenzüge wurden immer zahlreicher; in solcher Menge hatte ich dieselben noch nie gesehen. Auf der Höhe eines kleinen Hügels wollte ich, mit Papier und Bleistift versehen, einen Versuch machen, durch Striche die Zahl der vorbeipassirenden Züge anzugeben. Allein bald vermehrten sich diese mit so ungeheurer Schnelligkeit, daß ich von meinem Vorhaben abstehen mußte, da ich die Banden nicht mehr von einander unterscheiden konnte. Während der ein-und-zwanzig Minuten, die meine Beobachtungen gedauert hatten, belief sich die Zahl meiner Bleistiftstriche auf 163; es mußten folglich wenigstens eben so viele Taubenheere innerhalb meines Gesichtskreises vorbeipassirt seyn. Zuletzt berührten sich diese Züge, und es entstand buchstäblich eine, wie das Sonnenlicht raubende Wolke von Tauben; nebenbei bildete der Mist, den die Vögel aus der Höhe des Luftraums herunterfallen ließen, gleichsam eine Schneedecke und die Bewegung ihrer Flügel erzeugte ein eintöniges Schwirren und Pfeifen. Während man mir in Youngs Gasthause, da wo der Salzfluß sich in den Ohio ausmündet, ein Mittagsmahl bereitete, hatte ich Zeit genug, die eben ankommenden zahllosen Taubenheere mit Muße zu beobachten. Westlich lag mir der Ohio vor Augen und nach Osten ein ungeheurer Buchwald. Die Vögel flogen vorüber, ohne sich aufzuhalten und ohne einen einzigen Nachzügler zurückzulassen. Allerdings konnte die Gegend, in der ich mich gerade befand, nichts Anziehendes für sie haben, indem die Nüsse und Eicheln gänzlich gefehlt hatten. Auch schwebten die sämmtlichen Züge fortwährend in einer Höhe, wohin auch die beste Büchse nicht zu reichen vermochte. Wurde etwa die Nachhut eines Zuges von einem schwarzen Falken bedroht, so schloßen sich augenblicklich die Reihen und es bildete sich eine kompakte Masse, welche die schönsten Evolutionen in der Luft ausführte, sich oft plötzlich mit dem Ungestüm eines Waldstromes und mit donnerähnlichem Getöse gegen die Erde warf, und wenn sie durch vielfache Zickzacke den Feind ermüdet hatte, sich wieder, gleich einer majestätischen Säule, emporschwang und ihre früheren wellenförmigen Bewegungen fortsetzte, welche, freilich in einem sehr großen Maßstabe, den Windungen gleichen, die man zu Wasser und Lande an den Schlangen wahrnimmt. Der Durchzug der Wandertauben in der Gegend von Hardensburg dauerte drei volle Tage. Diese ganze Zeit über blieb die Einwohnerschaft unter den Waffen und Jedermann, Alt und Jung, gab sich mit der Jagd ab. Die Schützen hatten vorzugsweise an den Ufern des Ohio Posto gefaßt, weil die Tauben beim Uebersetzen über einen Fluß so tief zu fliegen pflegen, daß sie innerhalb Schußweite kommen und dann in ungeheurer Menge erlegt werden können. Länger als eine ganze Woche wurde von nichts als von Tauben gesprochen und kein anderes Fleisch gegessen, als Taubenfleisch, auch war die Luft voll von Taubeneffluvien, die, wenn die Vögel in so übergroßer Anzahl beisammen sind, sehr stark riechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vergehen und Strafe.

(Beschluß.)

Als die Mutter sich etwas erholt hatte, bestand sie darauf, daß wir das Kästchen öffnen, seinen Inhalt untersuchen und ich es sofort unter amtliche Verwahrung nehmen solle. Es geschah. Außer den Dokumenten, die wohl ein Kapital von 12 – 15,000 Thalern ausmachen mochten, und einigen alten Schmucksachen, fand sich eine Schrift des alten Doktors darin, der diese Summe hier vergrub, um sie der Plünderungssucht der anrückenden Feinde zu entziehen, und den dereinstigen Finder, wenn anders er selbst den Schatz nicht wieder sollte heben können, beschwor, ihn seiner Schwestertochter und nächsten Anverwandten, der Räthin Friese, oder deren Erben zuzustellen. — Der Mann schien geisteskrank, oder im höchsten Grade aufgeregt gewesen zu seyn, wie er denn wirklich auch den Einmarsch der französischen Heere in seinem Wohnort nur um wenige Tage überlebt hatte. Der alte Diener, welcher mit ihm das Einsenken des Kästchens in die Mauer bewerkstelligt hatte, war noch vor ihm gestorben. Ich siegelte alles wieder zu, nahm ein amtliches Protokoll auf und gab der Kranken das feierliche Versprechen, alles anwenden zu wollen, um den Fund den rechtmäßigen Eigenthümern zurückzugeben. Sie schien dieß fast nur bedurft zu haben, um sterben zu können. Denn als ich zur Bekräftigung meines Versprechens ihr die Hand reichte und Fritz und Marianne unaufgefordert ihre vereinten Hände bestätigend auf die meine legten, da blickte sie uns dankbar an, und ein Segensspruch bewegte die matten Lippen. Dann kehrte sie sich der Wandseite zu, als ob sie schlafen wollte, und als die Tochter nach einem Weilchen nach ihr sah, war ihr Geist entflohen.

Um Mariannens und Fritzens willen war es wünschenswerth, die Sache ohne Aufsehen in der Stille abzumachen. Aber die Einwilligung der Erben war dazu nöthig. Ich suchte den Anwalt auf und fand einen verständigen, rechtlichen, obschon etwas heftigen und auffahrenden Mann, der in meine Ideen und Vorschläge einging. Fritz hatte sich bereit erklärt, die Zinsen zu erstatten, welche das Kapital während der Zeit getragen, und das Grundstück sammt allem Zubehör herauszugeben, obgleich dasselbe sich unter den Händen der Richter bedeutend verbessert hatte. — Der Anwalt blätterte in seinem Geschäftsjournal. „Die nächsten Verwandten des Doktor Born," sagte er, „waren schon damals lange todt, und auch jene Schwestertochter, die Räthin Frise, die nächste Erbin, ist seitdem gestorben. Aber sie hatte eine Tochter hinterlassen, eine gewisse Räthin Walther, die in der Hauptstadt verheirathet gewesen; ob die noch lebt, ist mir unbekannt." — „Räthin Walther," fiel ich gespannt ein, „Sophie Walther?" — „Sophie Walther, geborne Friese. Im Jahr siebzehnhundert und — —" Aber ich hörte nichts mehr. „Paulinens Mutter!" rief ich, und der Anwalt, nachdem er mich verwundernd angeschaut, sagte ironisch lächelnd: „Sie scheinen die Dame zu kennen, und so wäre es wohl für unsern Zweck, die Sache ohne Aufsehen abzumachen, am besten, Sie übernähmen das Geschäft, sie mit dem Ereigniß bekannt zu machen." Ich ging ungern daran, aber ich überwand mich, obschon nicht ohne schmerzliche Regungen; denn wäre dieser Glücksfall für Paulinens Mutter früher eingetreten, wie viel hätte er für uns beide ändern können! Sie durfte dann nicht ängstlich für die Zukunft von Paulinens jüngern Geschwistern sorgen, und diese wäre einer vielleicht übertriebenen Muttersorge nicht aufgeopfert worden. Indeß, ich schrieb, und — war es die Wirkung eines unverhofften Glücks, welches die Mutter milder gestimmt hatte, oder sprach wirklich mehr, als ich es gedacht, eine Stimme für mich in ihrem Herzen — genug, ich erreichte meinen Zweck, die Hofräthin zur Annahme von Fritzens Vorschlägen ohne gerichtliche Einmischung zu bewegen, und erndtete eine Fülle von Lobsprüchen und Danksagungen dabei. Paulinens ward in dem mütterlichen Schreiben nicht gedacht; auch ich hatte ihrer nicht erwähnt. War sie vermählt? war sie glücklich? Es waren schmerzliche Fragen, die bei dem Glück der beiden Verlobten, die ich täglich sah, mir öfters den Wunsch abnöthigten, daß Pauline so treu als Marianne möchte gewesen seyn.

Aber Niemand war übler daran, als Leidmann, der arme Kandidat, der von Zeit zu Zeit einsprach, und wenn die frohen Blicke der glücklichen Braut sein Herz allzu schmerzlich berührt hatten, in den Garten schlich und dort trübselig von jedem Baum und Strauch Abschied zu nehmen schien. „Er dauert mich, der arme Schelm," sagte Fritz einst, als er ihn so betrübt umhergehen sah. „Es ist zu hart, Liebesglück und Versorgung mit einemmale zu verlieren. Laß uns, Marianne, in ihm einen Glücklichen hier zurücklassen." — Fritz kaufte das Haus und den Garten, um nach Mariannens Wunsch eine Armenschule darin zu stiften, bei welcher Leidmann als Lehrer angestellt wurde. So blieb der Genuß des Gartens, sammt dem Ertrage der Jagd an Schmetterlingen und Käfern ihm unverkümmert. Sein Liebesunglück zu verschmerzen, ward ihm minder schwer.

Als diese Angelegenheiten geordnet waren, feierten Fritz und Marianne in aller Stille das Fest ihrer Verbindung, und reisten gleich darauf nach der Handelsstadt ab, wo Fritz seine Niederlassung bereits eingeleitet hatte. Auch ich verließ nach einiger Zeit die Grenzstadt, wo meine Geschäfte beendet w. een, und kehrte nach der Residenz zurück.

Pauline ist noch unvermählt und hat, wie ich auf

insgeheim angestellte Nachforschungen erfuhr, jenen Heirathsantrag entschieden zurückgewiesen. Sie hält sich noch in jener kleinen Stadt bei ihren Anverwandten auf; in dem freundlichen Blicke aber, womit die Mutter, so oft ich vorübergehe, meinen Gruß erwidert, lächelt mir der Morgenschimmer meines Glücks.

Korrespondenz-Nachrichten.

Konstantinopel, Juli.

(Fortsetzung.)

Reise von Alexandrien nach Konstantinopel.

Es ist eine große Frage, ob der Brand der türkischen Flotte bei Navarin ein Gewinn für die Civilisation war, ob es nicht besser gewesen wäre, Sultan Mahmud hätte Macht genug behalten, um seine innern und äußern Feinde zu entwaffnen und auf dem Wege der Verbesserungen ungehindert fortzuschreiten. Allein die französische, stets unzufriedene Opposition wollte Martignac troz seines Liberalismus vom Ministerstuhle drängen, und das vergrößerungssüchtige Rußland die Pforte, troz ihrer aufblühenden Bildung und Aufklärung, aus einem Theile ihres Gebiets vertreiben, während das selbstsüchtige England an dem Brande fremder Kriegsschiffe wie an einer Hochzeitfackel seine schadenfrohen Blicke weidete. So viele Europäer, die Griechen und Türken recht gut durch einen langen Aufenthalt in beiden Ländern kannten, ich auch bis jezt gesprochen habe, so fand sich kein einziger unter ihnen, der nicht leztere in jeder Hinsicht weit über erstere erhob.

Wir hatten zwar vier kleine Kanonen auf unserer Brigg, auch waren wir mit Pulver, Kanonenkugeln und Kartätschen ziemlich gut versehen; allein in der Nacht konnten kleine Barken sich leicht unserm Schiffe unbemerkt nähern, und die Piraten, ehe wir im Stande waren, uns zu vertheidigen, das Schiff besteigen; auch sezte ich in unsere zehn Matrosen als Kanoniere oder auch nur als Flintenschüzen nicht das größte Vertrauen, da nur ein einziger unter ihnen je was anderes als Fische gejagt hat. Der Kapitän, ein gar zu kleinmüthiger Mann, der, sobald er in Alexandrien hörte, daß in Damiette die Pest sey, die Anker lichten ließ, der auch hier, weil man von Pestfällen spricht, sich aus Furcht nur einige Tage aufhielt, war, vielleicht weil er am meisten zu verlieren hatte, sehr verzagt und ängstlich; ich konnte es aber nie dahin bringen, daß er seine Leute übte, daß er etwa einen Gegenstand ins Meer werfen und mit Gewehren und Kanonen darauf schießen ließ. Er antwortete mir immer; „non bisogna buttar via la polvere e le balle.“ Diese Gleichgültigkeit, verbunden mit der größten Aengstlichkeit, erinnerte mich an meine Reise von Algier nach Egypten, wo ebenfalls der Kapitän jeden Augenblick eine Revolte von Seiten der verbannten Türken befürchtete, und dennoch jeden Tag sich mit ihnen wegen ihres Zwiebacks herumzankte. Indessen ging die Nacht, wenn auch schlaflos, doch ruhig vorüber, und Morgens früh waren wir nur noch ein paar Meilen weit von der Stadt Rhodos, die, wie alle türkischen Städte, die ich nachher bis Konstantinopel zu sehen Gelegenheit hatte, von außen einen herrlichen Anblick gewährt, da beinahe jedes Haus seinen großen, von vielen Bäumen beschatteten Garten hat, so daß die ganze Stadt in der Ferne wie ein weiter Wald aussieht, in dem hübsche Landhäuser zerstreut liegen. Höchst belebend war für mich die Aussicht auf prangende Fluren und blühende Gebirge nach den ewig traurigen Ebenen Egyptens, die nur von öden Sandhügeln begrenzt sind. Meine Täuschung verschwand aber bald, als ich mitten in der Stadt mich befand und, wie überall in der Türkei, enge, unregelmäßige Straßen, schlecht gebaute Häuser, elende Buden, eine Menge umherirrender Hunde, schmuzig gekleidete Männer und verschleierte Weiber sah. Die Festungswerke der Stadt sind in ziemlich schlechtem Zustande; wohl sind die Meeresufer mit ungeheuern Kanonen besezt, allein obgleich die Insel Kandien im Besitze des rebellischen Pascha von Egypten ist, so hatte doch Rhodos keine Garnison, ja auch nicht das kleinste Kriegsschiff, während ganz in der Nähe der Insel eine egyptische Fregatte ungestört umherstreifte. Der österreichische Konsul, den ich mit dem Kapitän besuchte, um nähere Auskunft über den Zustand der Seeräuberei zu erhalten, gab uns die tröstende Nachricht, daß viele der Piraten gefangen worden seyen, und daß die österreichische Kriegsbrigg Montecuculi, die eben etwa zwölf Meilen von der Stadt sich befinde, seit einiger Zeit den durchfahrenden Kaufmannsschiffen bis über Samos Geleit gebe. Wir wollten daher keine Zeit verlieren, um dieses Schiff, das zwei französische Bombarden eskortirte, einzuholen. Da uns aber der immer ungünstige Wind bei so engem Meere gar nicht vorwärts kommen ließ, so rieth ich dem Kapitän, als die Nacht heranahte, einige Kanonen abfeuern zu lassen, um dadurch das Kriegsschiff zu uns zu rufen; er folgte diesmal meinem Rath, und in weniger als einer Stunde war der Montecuculi bei uns und fragte, ob wir mit Piraten zu thun gehabt hätten; um unsern Nothruf zu rechtfertigen, sagten wir, es habe eine verdächtige Barke sich uns nähern wollen, habe aber, vom Kanonendonner zurückgeschreckt, bald wieder die Flucht ergriffen. Der Kommandant sagte uns nun, er werde uns bis Samos nicht verlassen. Jezt wurde uns wieder wohl zu Muth, und beim fröhlichen Nachtessen trank der Kapitän, der, als Ausnahme von seinen Landsleuten, den Lombarden, früher schon in seinen Gesprächen große Anhänglichkeit an seinen Regenten hatte blicken lassen, auf das Wohl seines Kaisers, der, troz seiner unbedeutenden Marine, mehr für die Sicherheit des Handels thut, als die drei großen Seemächte. Besser wäre es freilich, um die Piraten gründlich abzuschrecken und wenigstens einen Theil derselben zu vertilgen, statt eines von Ferne schon kennbaren Kriegsschiffes, dem sie auszuweichen klug genug sind, ein unscheinbares, doch schnell segelndes Kaufmannsschiff mit Soldaten und Kanonen auszurüsten, um so die herbeikommenden, habsüchtigen Seeräuber zu ertappen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Palindroms in Nr. 198:

Karolin.

Charade.

1.

Setze das Ich mir vor, und fast allmächtig geworden
Durch dies mächtige Wort bist du, mit männlichem Sinn.

2. 3.

Mich erwartet und hofft ein Mancher, mich fürchtet ein Andrer;
Was ich bringe, das ist Schuld an der Hoffnung und Furcht.

1. 2. 3.

Sey es, du selbst, und brächtest du auch, o Liebliche, nichts mit;
Immer bist du es ja, bringst du dich selber nur mit.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 205.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. August 1832.

Rousseaus Grab! gegrüßet seyst du mir.
Fried' und Ruh' den Trümmern deines Lebens,
Fried' und Ruhe suchtest du vergebens,
Fried' und Ruhe fandst du hier.

Schiller.

J. J. Rousseaus häusliches Leben und Tod.

Vierter und lezter Artikel.

Wir kommen nun in unserer Skizze von Jean-Jacques Charakter an den lezten traurigen Akt seines Lebens, und da über die Art seines Todes die Meinungen so sehr getheilt sind, und wohl nichts ein helleres Licht auf seinen Charakter wirft, als eben sein Ende, so wird es die Leser nicht ermüden, wenn wir darüber etwas weitläuftiger sind.

Wir lassen unsern Hauptgewährsmann, Corancez, weiter sprechen.

Rousseaus körperliche und Gemüthsschwäche hatte bereits zu Anfang des Junius 1778 einen bedeutenden Grad erreicht. Schon seit geraumer Zeit arbeitete er weniger und sein Erwerb war daher auch geringer und nicht mehr zureichend. Dazu kam, daß seine Frau kränklich wurde, worüber er mir mehrmals mit Unruhe sprach, denn er hatte nur zu ihr noch Zutrauen, ohne sie hätte er sich in der ganzen weiten Welt allein gefühlt, und sich von zahlreichen Feinden, die alle auf seinen Untergang bedacht seyn sollten, umringt geglaubt. Er erzählte mir einmal, ein Arzt, den er wegen der Gesundheit seiner Frau um Rath gefragt, habe ihm den Aufenthalt auf dem Lande für sie angerathen, wenn erst die entschiedene Sonnenwärme eingetreten sey. Damals waren wir noch im Frühling. Er bemerkte aber dabei, seine Vermögensumstände erlauben ihm nicht, eine Wohnung auf dem Lande zu miethen. Es fiel mir gleich ein, ihm eine kleine ländliche Wohnung in Sceaux anzubieten, die ich da für einige Zeit inne hatte. Es gelang mir auch, nach vieler Mühe, ihn zu überreden, daß er mir zusagte, von meinem Anerbieten Gebrauch machen zu wollen. Indessen waren Girardin, der Eigenthümer der prächtigen Gärten von Ermenonville, der Rousseau nur wenig und erst seit kurzer Zeit kannte, und Lebègue de Presle, ein sehr verdienstvoller und achtungswerther Arzt, zu ihm gekommen und hatten ihm vorgeschlagen, das schöne Ermenonville zu beziehen, und Rousseau hatte sich flugs dazu entschlossen, denn er war schon dahin abgereist, als ich ihn besuchen wollte. Der mit seinen Freunden und Vertrauten so schwierige und gegen sie so mißtrauische Jean-Jacques war doch, nach einer sonderbaren Paradoxie seines Charakters, in fremden Händen wie ein Kind. Darum gab er auch hier gleich nach und ließ sich Alles gefallen. Ganz natürlich war's, daß Madame Rousseau lieber nach Ermenonville als nach Sceaux ging, denn an lezterem Ort fand sie nichts als die Wohnung, und bei dem geringen Erwerb Jean-Jacques, war sie nicht im Stande, daselbst das Hauswesen zu führen. Bei diesem schnellen Entschluß und seiner raschen Ausführung irrte man sich nur in Einem: man urtheilte und schloß, in Beziehung auf Rousseau, wie in Beziehung auf jeden andern Menschen, ohne zu bedenken, wie ganz anders er dachte und wie sich Alles ganz anders in seinem Hirn gestaltete. Gerade in diesen Tagen begegnete ich im

Odeon dem jungen Maltheserritter Flamanville, den ich oft bei Rousseau getroffen hatte und der sich mit Gefühl, Klugheit und Vorsicht alle mögliche Mühe gab, sich bei Jean-Jacques in Gunst zu erhalten. Er nahm mich auf die Seite und erzählte, er komme so eben von Ermenonville; dort habe er Rousseau in der unruhigsten und mißtrauischsten Stimmung gefunden, und um aus seiner dortigen Lage zu kommen, habe er ihm ein eigenhändig geschriebenes Papier eingehändigt, worin er ihn bitte, ihm in irgend einem Hospital einen Zufluchtsort zu verschaffen.

Jean-Jacques starb den 2ten Julius 1778 im sechsundsechzigsten Jahr. Das Visum repertum über seine Todesart ist vom 3ten Julius. Darin bezeugen zwei Wundärzte: „daß sie nach der genauesten Untersuchung des Körpers gefunden haben und der Wahrheit gemäß gemeinschaftlich erklären, daß Herr Rousseau am Schlagfluß gestorben sey.“

Da Rousseau Genfer und Protestant war, so konnte er nicht begraben werden wie die Katholiken, man mußte also Zeugen haben und zwar solche, die mit den protestantischen Beerdigungsgebräuchen genau bekannt waren. Darum bat man meinen Schwiegervater, der aus Genf war, dem Begräbniß beizuwohnen. Ich begleitete ihn. Als wir in Louvres, der lezten Post vor Ermenonville, ankamen, stieg der Postillon ab, um die Schlüssel zu dem Garten zu holen. Indessen kam der Postmeister Paven an unsern Wagen und äußerte seine Vermuthung, unsere Reise nach Ermenonville sey durch das unglückliche Ereigniß von Rousseaus Tod veranlaßt, und dabei sezte er nicht ohne Rührung hinzu: „Wer hätte es glauben sollen, daß Herr Rousseau sich selbst das Leben nehmen werde!“ Wir erstaunten nicht wenig über diese Aeußerung und fragten, auf welche Weise er sich getödtet habe. „Mit einem Pistolenschuß,“ war seine Antwort. Bei unserer Ankunft empfing uns Herr Girardin sehr artig, und als wir ihm sogleich wiederholten, was uns eben der Postmeister gesagt hatte, so fiel ihm dieß sehr unangenehm auf, er läugnete es hitzig und bat uns, es nicht weiter zu sagen. Er wollte mir den Leichnam zeigen, und da er nicht wußte, ob ich es ausschlagen würde, so fügte er gleich hinzu, Rousseau habe eben auf dem Leibstuhl gesessen, da habe ihn der Tod angewandelt; er sey umgesunken und habe sich dabei auf der Stirn ein Loch in den Kopf geschlagen. Ich lehnte es ab, den Leichnam zu sehen, denn es wäre mir auf der einen Seite zu schmerzlich und auf der andern zur Ergründung der Wahrheit unnöthig gewesen, mochte ich auch sehen, was ich wollte. Die Beerdigung hatte Abends bei herrlichem Mondschein und anmuthigem Wetter statt. Unvergeßlich ist mir der Augenblick, wo wir mit der Leiche auf der Insel ankamen. Der reizende Ort, das geisterartige Mondlicht, die ruhige, stille Luft, die Bedeutung des Mannes, den wir begruben, die Erinnerung an die Ereignisse und das sonderbare Geschick seines Lebens wirkten zusammen auf mein Gemüth. Beruhigend und fast möchte ich sagen erfreuend war mir der Gedanke, daß nun endlich der unglückliche Jean-Jacques die Ruhe finde, die er, so lange er lebte, nirgends gefunden hatte.

Da Girardin aus Artigkeit mich keinen Augenblick verließ, so konnte ich unmöglich mit den Leuten des Hauses und mit den Ortsbewohnern über das Ereigniß sprechen, was ich so sehr gewünscht hätte. Mein Schwiegervater war glücklicher, denn er erfuhr: Rousseau sey diesen Morgen nicht wie gewöhnlich auf das Schloß gegangen, um dem jungen Girardin seine Lektion zu geben, sondern habe Pflanzen gesucht und über die Kräuter, welche er mitgebracht, heißen schwarzen Kaffee gegossen und ihn getrunken. Madame Rousseau erzählte mir, er habe bis auf den lezten Augenblick sein volles Bewußtseyn behalten: er ließ ein Fenster öffnen, denn das Wetter war wunderschön und der Himmel heiter, er warf noch einen langen vollen Blick auf die Gärten und einige Worte entquollen seiner innern Stimmung, seinem Gemüth, das so ruhig und rein war, wie die Luft, die er athmete; so warf er sich vertrauend und hoffend der Ewigkeit an's Herz. Madame Girardin hingegen erzählte mir, Rousseaus Zustand habe sie so erschreckt, daß sie zu ihm geeilt und schnell in sein Zimmer getreten sey; er aber habe sie mit den Worten empfangen: „Was wollen Sie hier? Ihr Gefühl würde zu viel bei einem solchen Auftritt und bei der Katastrophe leiden, mit der er schließen muß.“ Hierauf habe er sie inständig gebeten, ihn allein zu lassen und wieder fortzugehen; sie habe es auch gethan, kaum aber sey sie aus dem Zimmer getreten, so habe sie gehört, wie er inwendig den Riegel vorgeschoben, und dadurch sey es ihr unmöglich geworden, wieder hinein zu gehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Scenen aus dem Leben nordamerikanischer Vögel.

(Fortsetzung.)

Wenn mehrere solcher Taubenzüge in einer Richtung recht nahe hinter einander sind, so sieht man sie, beinahe ohne Ausnahme, an derselben Stelle die gleichen Evolutionen machen. Diese Uebereinstimmung in den Bewegungen ist eine eben so merkwürdige als schwer zu erklärende Thatsache. Ist eine abgesonderte Abtheilung durch den Angriff eines Falken oder irgend eines andern Feindes in Unordnung gerathen, so fahren die übrigen gleichwohl fort, die von der erstern beschriebene Fluglinie unverändert, und ohne daß auch nur eine der Beugungen ausgelassen wird, zu verfolgen; jener auf ein Paar Augenblicke vom Schrecken ergriffene Schwarm aber faßt

sich, sobald die Gefahr vorüber ist, sogleich wieder und folgt geradeaus dem ganzen Wanderzuge, von welchem er einen Theil ausmacht. Man hat versucht, wenigstens annähernd die Zahl der Individuen zu berechnen, welche so ungeheure Taubenheere bilden. Angenommen z. B., eine solche Taubenkolonne von einer Meile in der Breite, was weit unter dem gewöhnlichen Maaße ist, brauche zu ihrem Durchzuge durch den Wohnort des Beobachters drei Stunden, so müßte, da ihre Geschwindigkeit eine Meile auf die Minute beträgt, ihre Länge 180 Meilen betragen, deren jede 1760 englische Ellen (Yards) hält. Rechnet man nun weiter auf den Raum einer englischen Elle zwei Tauben, so müßte sich die Gesammtzahl der Vögel auf 1,115,136,000 belaufen, und da jede einzelne Taube täglich zum wenigsten eine halbe Pinte Obst oder Körner verzehrt, würden von einem solchen Taubenheere täglich nicht weniger als 8,712,000 Scheffel verzehrt werden.

Sobald, was schon oben im Allgemeinen bemerkt worden, die Wandertauben von weitem auf den Bäumen oder Feldern einer hinlänglichen Menge von Futter ansichtig geworden, rüsten sie sich zu einem Halte. Alsdann sieht man sie im Kreise fliegen, um die Gegend auszuspähen, und diese zirkelförmigen Bewegungen, bald höher, bald tiefer und in verschiedener Richtung vorgenommen, zeigen die Farben ihres Gefieders im schönsten, immer wechselnden Glanze. Wenn in der einen Stellung der ganze Zug in hellblauer Färbung erscheint, so verwandelt in der andern sich dieß Blau in den dunkelsten Purpur. Allmählich werden die Vögel kecker, und wagen es zuletzt, in die Wälder hineinzuschlüpfen, unter deren Laub sie augenblicklich alle verschwinden. Aber nicht lange, so kommen sie wieder zum Vorschein. Noch kühner geworden, lassen sie sich nun auf den Boden nieder, bis etwa ein panischer Schrecken sie mit solcher Gewalt und Schnelligkeit in die Wälder zurückjagt, daß das Getöse ihrer Flucht alle ihre Feinde, auch die herzhaftesten, einzig mit Ausnahme des Menschen, in Schrecken setzt. Indeß treibt das gebieterische Bedürfniß der Nahrung sie neuerdings aus ihrem Zufluchtsorte hervor und siegt über alle Furcht. Unter den dürren, abgefallenen Blättern suchen sie die Saamenkörner und Früchte des vorigen Jahres hervor, wobei sie in ihren Bewegungen so behend und dem Scheine nach so tumultuarisch sind, und mit solcher Schnelligkeit kommen, gehen, auf- und absteigen und sich nach allen Richtungen durchkreuzen, daß der verblüffte Zuschauer erwartet, sie alle auf einmal davonfliegen zu sehen. Der Boden, auf welchem sie ernten, wird völlig rein ausgeplündert. Diese Augenblicke sind besonders günstig für die Jäger, welche Tauben in unglaublicher Menge tödten können, ohne daß sich ihre Heerzüge irgend zu vermindern scheinen. An solchen Tagen setzen sich die Wandertauben, nachdem sie reichliche Nahrung zu sich genommen, um die Mittagsstunde zur Ruhe und pflegen auf den benachbarten Bäumen der Verdauung; sobald aber die Sonne vom Horizonte verschwindet, fliegen sie alle in Masse und mit einemmale davon und begeben sich nach ihrem gemeinschaftlichen Nacht- und Absteigequartier, welches, zufolge sorgfältiger und wiederholter Beobachtungen, zuweilen über hundert Meilen weit entfernt ist. Diese Schlaf- und Ruheorte schienen dem Verfasser dieser Nachrichten ebenfalls einer genauern Beobachtung in mehr als einer Hinsicht werth zu seyn. Einen derselben, in der Nähe des grünen Flusses im Staate Kentuky gelegen, nahm er mehrmals in Augenschein. Es war, was in der Regel von allen diesen Nachtsammelplätzen gilt, eine der schönsten Parthien der dortigen Wälder. Die Bäume dieses Reviers erhoben sich, völlig frei von Unterholz und Gestripp, zu erstaunlicher Höhe. Dieses Waldrevier durchstreifte der Berichterstatter in einer Länge von etwa vierzig, und einer mittlern Breite von drei Meilen, mit dem Vorhaben, vierzehn Tage nachdem die Vögel, um die gewohnte Zeit, davon würden Besitz genommen haben, wieder dahin zurückzukehren. Er traf wirklich zur bestimmten Zeit, zwei Stunden vor Sonnenuntergang, wieder daselbst ein. Tauben waren nur wenige zu sehen, wohl aber eine gewaltige Menge von Jägern, mit ihren Pferden und mit Munition und Feuergewehren beladenen Wagen; Lagerplätze waren rings um den allgemeinen Versammlungsort, wo man die Tauben erwartete, zugerichtet. Zwei Pächter aus der Umgegend der über hundert Meilen weit entlegenen Ortschaft Russelsstadt hatten zweihundert Schweine herbeigetrieben, um sie mit Tauben zu füttern und so in kurzer Zeit, fast ohne Kosten, mit kräftiger Nahrung zu mästen. Hier lagen die Tauben in ungeheuer großen Haufen zum Einsalzen fertig, dort wurden sie mit Salz eingerieben. Aus allen diesen Umständen ließ sich abnehmen, in welch erstaunlichem Maaße jeder Tag die Mittel an die Hand geben müsse, eine so verheerende Jagd fortzusetzen. Was übrigens am meisten in Erstaunen setzte, war die Thatsache, daß jene geflügelten Schlachtopfer jeden Abend aus dem ihnen gerade damals reichliche Nahrung liefernden Staate Indiana eintrafen, um in der Provinz Kentuky unter dem mörderischen Blei des Jägers eine Ruhestätte zu suchen; daß sie, aus der Gegend von Jeffersonsstadt, alle Abend einen Weg von hundert und fünfzig Meilen zurücklegten und mit einbrechender Morgenröthe wieder nach dem Orte zurückkehrten, von welchem sie Abends zuvor aufgebrochen. Eine Lage Mist bedeckte den Boden im ganzen Umfange dieses Nachtquartiers etliche Zoll hoch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Konstantinopel, Juli.

(Beschluß.)

Reise von Alexandrien nach Konstantinopel.

Ich überließ mich wieder meinen frohen Gefühlen und lebte auf die schon beschriebene Weise noch neun vergnügte Tage, während welcher wir mit immer ungünstigem Winde langsam längs der Küsten von Stanchio, Patmos, Samos, Chios und Mytilene nach allen Richtungen hin und her kreuzten. Den 26. Juni endlich erreichten wir die Insel Tenedos, wo der immer fortdauernde Nordwind uns Anker zu werfen nöthigte. Nur in der weiten See kann man, auch bei widrigem Winde, lavirend gegen seinen Bestimmungsort vorwärts kommen. Hier aber, wo der enge Kanal der Dardanellen beginnt, wird das Laviren unmöglich; ohnedies ist der Gegenstrom im Hellespont für die nach Konstantinopel segelnden Schiffe so stark, daß man ihn nur mit Süd- oder Südwestwind überwinden kann. Es versammeln sich daher in dieser Jahrszeit oft über hundert Schiffe am Ausflusse des Kanals und warten manchmal über zwei Monate lang vergebens, daß der heftige Nordwind dem milden Südwinde weiche. Auch wir fanden hier über zwanzig Schiffe, deren Zahl bald gestiegen wäre, wenn nicht glücklicherweise nach drei Tagen schon die Witterung uns erlaubt hätte, in den Kanal einzulaufen. Auch hier brachte ich meine Zeit sehr angenehm zu, da ich bald auf dem asiatischen Festlande an den klassischen Ufern des Scamander herumstreifte, bald nach Tenedos hinüberschiffte. Wie es scheint, sieht man im Dorfe, das über der neuen, großen Citadelle von Tenedos liegt, sehr selten Europäer; denn ich bemerkte, daß, so oft mir und dem Kapitän, der fränkisch gekleidet war, ein Frauenzimmer begegnete, sie, wie von einem bösen Geist gejagt, ins erste beste Haus sich flüchtete, bis wir vorüber waren. Die Schiffleute, die in Tenedos frische Lebensmittel einkaufen, gehen gewöhnlich nicht weiter als bis zum Bazar, der nahe am Ufer ist. In diesen Tagen hatte ich auch ein seltenes, schönes Schauspiel. Ich sah hier die türkische Flotte, über hundert Segel stark, in bester Ordnung aus dem Hellespont an uns vorüber nach Mytilene steuern. Ich begleitete sie, meine deutschen Landsleute mögen dazu denken, was sie wollen, mit heißen Wünschen für das Gelingen ihrer Unternehmung, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil der erbärmliche Zustand der armen Egypter durch den Sturz ihres egoistischen und grausamen Paschas, der nur durch erbenchelte Liberalität und eigennützige Generosität einige französische Panegyristen gefunden hat, nur gelindert werden kann und muß, und weil auf der andern Seite zu befürchten ist, daß, wenn der Sultan jenem treulosen Verräther unterliegt, dies seine übrigen Feinde, das heißt Alle, die von seinen für das allgemeine Wohl so heilbringenden Reformen nichts wissen wollen, ermuthigt, die Fahne der Empörung auch wieder zu erheben; das türkische Reich würde dann wieder, wer weiß, wie lange, in seine frühere Finsterniß und Rohheit versinken. Auch die mahomedanische Religion ist einer Verfeinerung und Vergeistigung fähig, und man sieht nicht ein, warum nicht einst der Islamismus sowohl, als der aufgeklärte Judaismus sich dem Christenthume freundschaftlich anschließen könnten. Wie der gebildete Theil der europäischen Israeliten, je mehr sie an der allgemeinen Kultur Theil nahmen, dem orthodoxen Rabbinismus Feind wurde, so werden auch bald die Mahomedaner, wenn sie sich einmal aus ihrer krassen Ignoranz emporgerungen haben, die Elemente in ihrem Koran, welche sich auf gewisse Verhältnisse, auf einen bestimmten Zustand des Volks beziehen, von dem ewig wahren, keiner Veränderung unterworfenen Theil desselben scheiden. Vergebens hoffen manche eifrige Christen, die Türken entweder durch Gewalt nach einer Unterjochung, oder durch Ueberredung auf einmal von Mahomed zu Christus überzuführen. Ohnehin würde eine solche Bekehrung, wenn sie auch möglich wäre, für die allgemeine Civilisation von wenig Nutzen seyn. Viel zweckmäßiger und erfolgreicher wäre es daher, wenn die unzähligen Missionäre, die umsonst so viel Geld in allen Theilen des ottomanischen Reichs verschwenden, statt diese rohen Länder mit Bibeln zu überschwemmen, die von Niemanden gelesen werden, gut übersezte historische, geographische, allgemein moralische Werke u. s. w. zu verbreiten suchten. Wollen die Missionäre sich diesem löblichen Unternehmen nicht widmen, so mögen sie wenigstens das Land verlassen, um nicht durch ihre störende Gegenwart die Muselmänner noch mißtrauischer gegen alle europäische Lehre zu machen, als sie ohnehin sind. Es werden sich dann schon uneigennützige, wahre Menschenfreunde finden, die, wenn auch nicht mit englischem Golde gemiethet, an das schöne Werk der Civilisirung des Orients Hand anlegen. Sehr viel Unheil stiften die englischen Missionäre in diesen Ländern besonders dadurch, daß sie Katholiken zum Anglikanismus überführen wollen. Wie viele in Eintracht lebende Familien sind durch diese Prediger der Liebe entzweit worden! Wie viele Ueberredete sind, von ihren Bekehrern verlassen, von den in diesen Ländern mächtigen Patriarchen und Erzbischöfen nachher eingekerkert und gegeißelt worden! Wie viele unschuldige Reisende sind, vorzüglich in Syrien, von den dortigen Christen mißhandelt worden, dies weil man sie für englische Missionäre hielt!

Noch Vieles bliebe mir über diesen Gegenstand zu sagen übrig; ich verschiebe es aber auf ein andermal und eile, durch die Dardanellen zu kommen. Man kann sich nichts Herrlicheres denken, als dieses drei bis fünf Meilen breite Meer, dessen Ufer eine Menge hübscher Dörfer und Städte beleben. An vielen Stellen gleicht dieser Kanal einem stillen See, da oft die fernen Krümmungen verschwinden und das Wasser von allen Seiten eingeschlossen scheint. Der Südwind war so stark, daß ich leider nur einen Tag in diesem Zauberlande verweilte; noch vor Sonnenuntergang segelten wir vor dem lieblichen Lampsacus und Gallipoli vorüber, und nach und nach dehnte sich die See wieder weit vor uns aus; das Schiff ward von den heftig bewegten Wellen unsanft hin und hergeworfen, bis wir endlich den folgenden Morgen vor Rodosto hielten, die zwei obengenannten Griechen auszuschiffen. Auch diese auf einer kleinen, grünenden Anhöhe liegende Stadt mit ihren prächtigen, zahlreichen Moskeen sieht in der Ferne wie ein wahres Paradies aus. Rodosto zählt über 6000 Häuser, worunter 3000 türkische, 1000 armenische, 1600 griechische und 400 jüdische. Hier sah ich zum erstenmale die Türken in ihrem neuen Kostüm, d. h. fast ganz europäisch gekleidet. Nur der Hut fehlte ihnen, weil er nicht bequem ist, um beim Gebete mit der Stirne die Erde zu berühren. Wir mußten drei Tage hier verweilen, theils um die Waaren dieser Griechen, Weihrauch, Tomback, Lein und Reis, auszuschiffen, theils um das Schiff wieder mit Ballast anzufüllen, und endlich um eine Parthie Wein, der der Haupthandelsartikel der Griechen und Juden in Rodosto ist, einzukaufen. Endlich erreichten wir den 4. Juli mit Sonnenaufgang den unvergleichlich schönen, langen und sichern Hafen von Konstantinopel. Die Ansicht dieser merkwürdigen Stadt, und wie ich die ersten Tage daselbst zubrachte, wird den Gegenstand meines nächsten Briefs ausmachen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 206.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. August 1832.

Die Eich' ob meiner Scheitel,
Wie ist der Kranz so groß;
Mein Ringen war nicht eitel,
Ich ruh' in ihrem Schooß.

Rückert.

Wendische Sagen*).

Von Fr. Helms.

Die schmucke Eiche**).

Wo fern im wilden Forste,
Der Taubenfalke schreit,
Da zählst du vierzehn Gräben,
Einst tiefgesenkt und breit.

Dort ziehn sich vierzehn Wälle,
Einst steil und hoch gethürmt,
Bevor sie Herrmann Billung
Mit blut'gem Schwert erstürmt.

Der Wende stand gerüstet
Mit Bogen und mit Speer,
Dort zwischen Sumpf und Sumpfe
In seiner sichern Wehr.

Und bei dem ersten Graben
Und auf dem ersten Wall,
Da hält das Vordertreffen
Fest bis an seinen Fall.

Und in dem zweiten Graben
Wird alles Wasser roth,
Am zweiten Walle sinken
Die besten Krieger todt.

*) s. 1828. Nro. 71. 1831 Nro. 39.

**) Auf dem Wege von Lüchow nach Arendsee führt der Weg durch einen Wald, die Planken genannt, wo sich zwischen zwei naheliegenden Sümpfen die sogenannten vierzehn Gräben mit eben so viel Wällen hinziehen. Auf einem der vordersten Wälle von der Lüchower Seite stand die schöne, oder die schmucke Eiche, bis sie erst vor ungefähr drei Jahren der Sturm umstürzte. Nicht die Sage allein, sondern auch geschichtliche Spuren deuten darauf hin, daß diese wohlgewählten Verschanzungen aus den Zeiten der Kämpfe zwischen den ersten sächsischen Kaisern und den Wenden stammen. Aus dem dreißigjährigen Kriege können sie auf keinen Fall herrühren, denn in der „Topographie der vornehmsten Städte, Schlösser ꝛc. in den Herzogthümern Braunschweig Lüneburg ꝛc. erschienen zu Frankfurt bei M. Merians Erben 1654 in Fol. mit Kupfern," heißt es bei der Beschreibung von Lüchow: „In dem Walde, die Planken, ist ein Eichenbaum zu befinden, der schöne Baum genannt, welcher wegen dessen proportionirter Schönheit an Länge, Gradigkeit und Dicke für dem und noch jährlich von vielen tausend Menschen besehen worden und noch besehen wird; inmassen ab (von) denen vielen Abzeichen und Namen, so darauf geschnitten und dabei gefunden werden, mit mehrerem zu ersehen ist." Der Baum stand also zur Zeit des dreißigjährigen Krieges schon auf dem Walle. So mag diese schöne Sage von der schmucken Eiche auch einen Beitrag liefern zu dem Alter der Bäume, von dem schon mehrere Male im Morgenblatt die Rede gewesen ist. Welch ein schöner und großer Eichbaum mußte es seyn, zu welchem schon vor zweihundert Jahren, und noch viel früher, als es doch noch viele schöne und große Eichen gab, die Menschen, welche sich damals wenig um Naturschönheiten kümmerten, meilenweit wanderten. Der Baum erreichte gewiß ein Alter von neunhundert Jahren.

Doch an dem dritten Graben
Da ficht der Fürstensohn,
Inmitten seiner Treuen,
Die nie dem Feind gefloh'n.

Und auf dem dritten Walle,
Da loht des Kampfes Gluth,
Und nährt die wilde Flamme
Mit der Erschlagnen Blut,

Bis alle kämpfend fallen
Die Treuen, um den Herrn,
Mit ihren Leibern schirmend
Noch todt den edlen Kern.

Da stürmt ihm durch die Seite
Der starke Sachsenspeer,
Da schmettert auf das Haupt ihm
Die hochgeschwungne Wehr.

Da wankt der Held und stürzet
Schwer in sein rothes Blut,
Ob Herz und Augen brechen,
Doch nimmer bricht sein Muth.

Und als er liegt im Sterben
Auf seines Waldes Grund,
Da fällt ihm hoch vom Baume
Ein' Eichel in den Mund.

Die wird mit ihm begraben
Dort unter Laub und Moos,
Sein edles Haupt erkiesend
Zu ihres Keimes Schooß.

Sie treibt die ersten Wurzeln,
Frisch durch des Fürsten Mark —
Wächst drum zum schmucken Baume,
So hoch und breit und stark.

Das war die Königseiche,
Dort auf dem dritten Wall,
Gar lang sie dort bezeugte
Des tapfern Fürsten Fall.

Dort grünte sie und prangte
Voll Kraft neunhundert Jahr;
Nie hat die Axt gedrohet
Dem Königsbaum Gefahr,

Und tausend Namen wuchsen
In seiner Rinde Raum:
Bis ihn der Sturm zerbrochen,
Den alten, schmucken Baum.

Scenen aus dem Leben nordamerikanischer Vögel.

(Fortsetzung.)

Wenn man, meldet der Erzähler, diesen kahlen, weiß überzogenen Boden ansieht, die nahe am Boden zerknickten Bäume, die abgerissenen oder zerbrochenen Aeste, so sollte man denken, ein Orkan habe dieses Waldrevier verwüstet, und auf den Sturm sey sofort der Winter mit seinem ganzen, unfreundlichen Gefolge eingetreten.

Gegen Abend machten sich sämmtliche Jäger, jeder nach Maaßgabe der ihm zustehenden Verrichtungen, fertig. Die einen trugen in eisernen Töpfen Schwefel herbei, andere waren mit Stangen oder einer Anzahl aus sehr dürrem und harzigem Tannenholz verfertigter Latten versehen. Die Hauptjäger hatten Feuergewehre mit doppelter Ladung. Die Sonne war bereits untergegangen und noch nirgends ein Vogel zu sehen. Auf einmal aber hörte ich den allgemeinen Ruf: „Da sind sie!“ Das bei ihrer Annäherung entstehende Getöse glich dem Pfeifen des Windes im Takelwerk eines Schiffes, dessen sämmtliche Reefe eingenommen sind. Als die Taubenkolonne über meinem Kopfe dahin schwebte, verspürte ich einen Luftzug. Indeß nun mehrere tausend Stücke mit Stangen todtgeschlagen wurden, vermehrte sich das Heer in einem fort, und die von allen Seiten auflodernden Feuer erhellten das prächtigste, aber auch zugleich furchtbarste Schauspiel, welches ich jemals gesehen hatte. Zu Millionen langten die Tauben an, stürzten sich auf einander, klammerten sich an einander, wie die Bienen eines von einem Aste herabhängenden Schwarmes. Die Aeste der auf dem Lagerplatze befindlichen Bäume brachen unter dem Gewichte der Tauben, fielen mit ihrer Last auf die Erde, rissen im Fallen auch die untern Aeste mit sich und erschlugen vorweg alles, was von Vögeln in ihren Bereich kam. Umsonst würde man versucht haben, sich in diesem Lärm seinem Nachbar verständlich zu machen; selbst lautes Geschrei verlor sich in dem allgemeinen Getöse. Die einzigen distinkten Töne, die man hörte, waren die Flintenschüsse; aber auch, daß ein Jäger sein Gewehr abgefeuert hatte, merkte man meist blos daran, wenn man ihn wieder laden sah.

Die Vorsicht gebietet, sich außerhalb dieser Schauplätze der Verheerung und des Gemetzels zu halten; auch wagt sich Niemand auf dieselben. Die Schweine werden eingepfercht gehalten, bis man sie ohne Gefahr herauslassen kann. Man erwartet den folgenden Morgen, um die Todten und Verwundeten zu sammeln. Diesmal wollte es aber mit den dem unheilbringenden Schlafplatze zueilenden Tauben kein Ende nehmen, und erst gegen Mitternacht sah es aus, als ob der Andrang sich mindern wolle. Das Gemetzel dauerte fort, bis es Tag

war. Da ich gern in Erfahrung gebracht hätte, wie weit man diesen betäubenden Jagdlärm höre, so sandte ich einen sehr geübten Waldgänger aus, um hievon Kunde einzuziehen. Nach Verfluß von zwei Stunden kam er zurück, mit der Nachricht, das Getöse sey ihm mehr *als* drei Meilen weit vollkommen vernehmbar geblieben. Mit Anbruch des Tages begann ein ganz anderes Geräusch mir in die Ohren zu tönen; es rührte von den Taubenzügen allen her, welche gleich beim Erscheinen der Sonne am Horizonte insgesammt ihren Lagerplatz verlassen hatten und nun von dannen eilten, um ihr Futter zu suchen. Nun veränderte sich die Scene; mit einem Mal ertönte jezt das Geheul der Wölfe; die Füchse, Luchse, Kuguare, Bären und eine Menge anderer fleischfressender Thiere zweiten Rangs machten sich aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um ebenfalls das Jägerrecht zu üben, während die Adler, die Falken und ihnen auf dem Fuße die unersättlichen Schaaren der Weihen und Raben sich anschickten, auch ihrerseits sich diese Nacht der Zerstörung zu Nutze zu machen. Zugleich mit allen diesen Räuberbanden erschienen nun auch die Jäger, um die Tauben einzusammeln. Was die Jäger nicht mit sich wegtragen konnten, gab man den Schweinen und Hunden Preis; überhaupt gab es keine Thiergattung, zahm oder wild, welche nicht auf Kosten des armen Taubenvolkes in überschwänglichem Maaße wäre gefüttert worden. Betrachtet man alles dieses, so sollte man denken, ein Geschlecht, das von einer solchen Menge von Feinden so grausam verfolgt wird, daß sie ihm nicht einmal die Nachtruhe gönnen, sollte nicht lange fortbestehen können; die angestellten Beobachtungen aber beweisen das Gegentheil und setzen es so viel als außer Zweifel, daß die Zahl der Tauben fortwährend im Verhältnisse zu dem Umfange der Waldungen bleiben wird. Schon im Jahre 1805 sah ich nahe an dem Kay von New-York einen Schoner mit einer Ladung von Tauben landen, die man auf dem Hudsonsflusse gefangen hatte, und das Stück zu einem Cent verkaufen, (hundert Cent machen einen Dollar, ungefähr 104 Sous französischen Geldes); sodann kannte ich einen Einwohner von Pensylvanien, der an e i n e m Tage ihrer fünfhundert Dutzend in einem Netz, und zwanzig Dutzend auf andere Art gefangen hatte; ferner sah ich in den Salzwerken von Shawanen-Town Neger mit gänzlich erschöpften Kräften, welche den ganzen Tag damit zugebracht hatten, Tauben, welche das schweißende Salzwasser herbeigelockt hatte, niederzumachen, und noch im Jahre 1826 stieß ich, nach einem dreißigjährigen Aufenthalte in den Vereinigten Staaten, auf Taubenzüge, die eben so zahlreich waren, als die, welche mir gleich bei meiner Ankunft in diesem Lande zu Gesichte gekommen.

Die Brüte- und Legezeit nöthigt die Wandertauben, sich nach Verstecken in den Forsten umzusehen. Ein einziger Baum wird mit fünfzig bis hundert Nestern belastet, die nicht sehr tief sind und aus verschlungenen hölzernen Stäbchen bestehen. In diese Nester legt das Weibchen zwei Eier und brütet sie sorgfältig aus, indeß das Männchen für seine Sicherheit und seine Bedürfnisse sorgt, und es ihm weder an Nahrung, noch an Beweisen seiner Zärtlichkeit fehlen läßt. Meistens sind die Jungen so glücklich, dem Neste zu entfliegen, bevor ein Mensch diese friedlichen Wohnungen erspäht hat. Geht aber in der Nähe der Nester ein Jäger oder ein Holzhauer vorbei, so verbreiten Metzeleien, noch grausamer, als die erwähnten, Verzweiflung und Schrecken über den bis jezt so glücklichen Haushalt. Die Bäume werden gefällt und die jungen Tauben entweder nutzlos am Boden erdrückt, oder unter den Augen der Eltern verspeist, die dem gräßlichen Schauspiele unbeweglich zusehen, ohne daß ihr Geschrei die unbarmherzigen Zerstörer ihrer süßesten Hoffnung zu rühren vermag.

(Die Fortsetzung folgt.)

J. J. Rousseaus häusliches Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

Das ist Alles, was ich mich noch erinnere, aber Alles ist ganz genau und wahr. Es läßt sich nicht wohl annehmen, daß die obenerwähnte Aeusserung des Postmeisters Papen aus der Luft gegriffen sey, denn Papen hatte gar keine Ursache dazu. Im ersten Augenblick, und nur im ersten Augenblick bringt die Wahrheit leicht durch, weil da noch keine Vorsichtsmaßregeln gegen sie genommen werden. Das Vorhandenseyn der Wunde, welche durch den Pistolenschuß entstanden seyn muß, bestätigte mir Girardin selbst und gab mir einen Fall als Entstehungsgrund an. Von dieser wichtigen Wunde steht kein Wort in dem Visum-repertum der Wundärzte, die doch darin ausdrücklich erklären, daß sie den Körper genau und nach allen seinen Theilen untersucht haben. Sie erklären, Rousseau sey am Schlagfluß gestorben. Aber alle angeführten Umstände passen schlecht zu einem Schlagfluß, und ich bin überzeugt, daß Rousseau seinem ihm so drückend und unerträglich gewordenen Leben ein Ende gemacht hat. Denke man sich die gespenstischen Vorstellungen von Feinden und Verfolgern, die seit sechs Wochen mächtigen Einfluß auf sein krankes Gehirn hatten, weil ihnen die Eile und sichtliche Verabredung bei seiner Ueberführung von Paris nach Ermenonville viel Schein gab. Seine Sehnsucht, um jeden Preis wieder von Ermenonville wegzukommen, geht klar hervor aus dem Auftrag, den er

dem Maltheserritter gab. Dabei sah er auch bei mangelnden Mitteln die Unmöglichkeit ein, sich einen andern Zufluchtsort zu verschaffen; er fürchtete sich auch bei seiner natürlichen Schüchternheit vor den gemeinschaftlichen Bemühungen und Bestrebungen des Girardin'schen Hauses und seiner Frau, ihn in Ermenonville zurückzuhalten. Alles dieß zusammengenommen, gibt mir die Ueberzeugung, sein Tod sey nicht nur freiwillig, sondern auch durch die Umstände und sein krankes Gehirn nothwendig und unvermeidlich gewesen. Freilich läugnet Girardin den Selbstmord Rousseaus. Dieß ist aber ganz natürlich und begreiflich. Er hatte mit dem besten, freundlichsten Willen, aber nicht mit gehöriger Kenntniß und Erwägung von Jean-Jacques Denkweise Alles gethan, um ihn nach Ermenonville zu bringen; er hatte geglaubt, ihm und seiner Frau nützlich und angenehm zu seyn. Es mußte ihn also sehr kümmern, daß ihm dieß nicht nur nicht gelungen war, sondern daß er sich auch vorwerfen mußte, freilich ganz unverschuldeterweise, die nächste Ursache seines Tods zu seyn. Es ist gewiß sehr verzeihlich, wenn man in solcher Lage bemüht ist, die Wahrheit zu verhüllen, zumal wenn sie von keinem Nutzen seyn kann, wie hier. Ich bin aber jezt, wo ich dieß schreibe, in einer ganz andern Lage, wie damals Girardin. Man hätte sogar ein Recht, mir einen Vorwurf darüber zu machen, wenn ich nicht über Jean-Jacques lezte Tage alles sagte, was mir bekannt ist. Ueberdieß gehört er weder zu Girardins nähern Freunden, ja nicht einmal zu den Männern seiner Zeit. Wohl aber gehört er der literarischen Welt, er gehört der Nachwelt an. Sie soll ihn und alle Handlungen seines Lebens richten. Montaigne sagt: la mort est un acte de la vie, et cet acte est le dernier. So ist's auch hier.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

Das Vogelschießen.

Der ewige Zufluß von Fremden gibt unserer Stadt so eben ein überaus volkreiches Ansehen. Die Hauptstraßen und Pläze, wie der zwischen dem Schlosse und der Elbbrücke, diese selbst und die Brühlsche Terrasse ertönen von einem Leben, lauter und schon darum fröhlicher, als gewöhnlich, weil die Zugvögel des Auslandes zu dieser Jahrszeit zunächst dem Vergnügen zuzuflattern pflegen. Aber bei der Menge Fremder fehlt es doch auffallend an solchen, die einen gewissen Glanz um sich her verbreiten. Statt in eigenem, mit Postpferden reichbespanntem Fuhrwerk und mit fleißig knallenden Postillons rauschend einzufahren, schleicht sich die große Mehrheit der Ankommenden mit der Eilpost ganz still und unbemerkt in die Stadt, und schlägt zu ihren Ausflügen in die Umgegend entweder den höchst bescheidenen Weg des Fußgängers ein, oder nimmt ihre Zuflucht zu den Fiakers. Diese verdienen im Allgemeinen wegen ihrer Schnelligkeit alles Lob, wenn auch nicht gerade von Seiten der überaus stark in Anspruch genommenen Pferde.

Ein aus alter Zeit herstammendes Volksfest, das einzige, an dem die höhern, wie die geringsten Volksklassen, leztere zum Theil recht leidenschaftlichen, Antheil nehmen, ist das jährliche Vogelschießen. Wenn es auch gewiß so viel Abänderungen erhalten hat, daß es seinem ursprünglichen Wesen nach sich gar nicht mehr ähnlich sieht, so hat es doch in Rücksicht der jedesmaligen Menschenfülle eher zu- als abgenommen. Die ganze erste Woche des Augustmonats ist dazu bestimmt und die an der Elbe gelegene Wiese ein sehr geräumiger Plaz für dieses Vergnügen. Das köstlichste Wetter trug in diesem Jahre noch mehr bei, ihn zu bevölkern. Die zahlreichen Ringelrennen und russischen und andern Schaukeln waren fortdauernd im Umschwunge. Für die Glieder des königlichen Hauses ist ein Kammerherr täglich zu schießen beauftragt, in dessen Zelte zuweilen kleine Tafelvereine stattfinden. Doch freute man sich auch das einemal, wie gewöhnlich alle Jahre, der persönlichen Theilnahme des höchst wohlwollenden und daher allenthalben mit der aufrichtigsten Freude empfangenen Königshauses. — Obschon dieses Schießen in die Grenzen einer Woche, vom Sonntage bis wieder zum Sonntage, verwiesen ist, so hat sich doch, besonders in der lezten Zeit, der Königsschuß oft bis zum Montage der darauf folgenden Woche verzögert. Auch diesmal war es der Fall, und dieser Schuß dem Bevollmächtigten des Ministers Lindenau vorbehalten. Unter den zahlreichen Zuschauern verlautete eine unwillkührliche Freudenregung, wie immer, bei dem Namen dieses hochverdienten Staatsmanns.

Troz dem lebhaften Besuche der Vogelwiese sollen doch die zahlreichen Restaurationszelte mit Wein und Erfrischungen jeder Art den Einfluß der gewerbarmen — empfunden haben. Den zahllosen Glücksbuden und Tischen fehlte es weniger an Zuspruch. Fast alle Arten von Waaren können hier durch den Würfel oder auf andere Weise gewonnen werden. Unter den Merkwürdigkeiten mancher Art hatte gemeiniglich eine Bude den meisten Zuspruch, in der pantomimische Ballets von Hunden und Affen zu schauen waren, deren Kunst aber allerdings Manches zu wünschen übrig ließ. Desto anmuthiger stach von so unsauberm Grunde ein recht reizendes weibliches Wesen ab, welches, nachdem das Hunde- und Affenspiel zum Tempel hinausgetrieben war, die bekannten indischen Kunststücke des Kugel- und Messerwerfens, nebst sehr artigen Balanceirübungen, nicht nur ungemein fertig, sondern auch mit der einnehmendsten Grazie producirte.

Die Cholera ist aus Töpliz wieder völlig verschwunden. An Dresden hat sie zum Glück noch gar keinen Theil gehabt. Gleichwohl ist sie Ursache an einem hiesigen Todesfalle gewesen. Eine Frau von 71 Jahren hat sich nämlich aus Furcht vor dem Sterben an der Cholera ins Wasser gestürzt. Ueberhaupt sind die Selbstmorde an der Tagesordnung. Der Monat Juli allein hat deren zehn verschuldet. — Die französischen Schauspieler von Berlin schlossen am 11. dieses Monats ihre hiesigen Vorstellungen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 207.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. August 1832.

— Es freut mich wenig,
Zu melden dieß; doch was ich sag', ist wahr.

Shakespeare.
Richard II.

J. J. Rousseaus häusliches Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

Fragt man mich nun: hat sich Rousseau freiwillig selbst getödtet? so kann ich nur antworten: ich weiß es nicht, ich glaube es aber. In diesem Sinne habe ich obige Bemerkungen drucken lassen, in diesem Sinne schrieb ich Rousseau's Wittwe und erhielt von ihr folgende Antwort:

Du Plessis-Belleville, den 27. Prairial
im sechsten Jahr der Republik.

Citoyen! Sie haben genauere Umstände über den Tod meines Mannes bekannt gemacht, und zwar nach dem, was Sie in einem Wirthshaus davon haben reden hören. Dieser Tod steht noch ganz lebhaft in meinem Gedächtniß und wird es immer bleiben, so lange ich lebe. Darum kann ich noch genau alle Umstände angeben. Vorher aber muß ich Ihnen darüber Vorwürfe machen, daß Sie die Wittwe Ihres Freundes so lange vergessen konnten und daß Sie über einen Gegenstand schreiben, über den Sie vorher hätten Rücksprache mit mir nehmen sollen. Den 3ten Julius 1778 und nicht, wie Sie sagen, am 2ten stand mein Mann um die gewöhnliche Zeit auf, ging aber den Morgen nicht aus. Später sollte er der ältern Demoiselle Girardin zum ersten Mal Musikstunde geben. Zu seinem Ankleiden mußten ich und die Magd das Nöthige verrichten. Hierauf frühstückten wir, er aber genoß nichts, weil er sich unwohl fühlte. Den Tag vorher hatte er im Schloß Ermenonville zu Mittag gegessen und da vielleicht zu viel zu sich genommen. Als ich gefrühstückt hatte, sagte er mir, der Schlosser, der unsern Umzug von Paris nach Ermenonville besorgt, verlange seine Bezahlung. Ich ging hinunter, um dem Mann das Geld zu bringen. Als ich — es war noch nicht zehn Uhr — wieder die Treppe herauf kam, hörte ich schon das ängstliche Geschrei meines Mannes. Ich eilte hinauf, und als ich ins Zimmer trat, sah ich ihn auf dem Boden liegen. Ich rief nach Hülfe, er aber verbot es mir, weil er Niemandens Hülfe brauche, da ich nun zurückgekommen. Er verlangte hierauf, ich solle die Thür zu, das Fenster aber aufmachen; dieß that ich, dann half ich ihm aufstehen und führte ihn, seinem Verlangen nach, zum Leibstuhl. Hier fiel er auf einmal um und schlug mit solcher Heftigkeit mit der Stirn gegen den Boden, daß er mich umwarf. Ich stand aber gleich wieder auf und schrie aus Leibeskräften um Hülfe. Hierauf kam sogleich Herr Girardin — nicht Madame Girardin — herbei und öffnete mit seinem Doppelschlüssel unsere zugeschlossene Thüre. Ich war über und über voll Blut, das meinem Mann von der Stirn floß. So ist er gestorben, seine Hände fest in den meinigen haltend und ohne ein Wort zu sprechen. Ich versichere Sie, ich versichere meine Mitbürger, ich versichere die ganze Nachwelt, daß mein Mann auf die angegebene Art in meinen Armen gestorben ist; er hat sich nicht mit einer Tasse Kaffee vergiftet, er hat sich nicht mit einer Pistole erschossen. Kurze

Zeit nach seiner Ankunft in Ermenonville wurde mein Mann ängstlich über seinen dasigen Aufenthalt. Er sagte mir dieß und wollte mich von der Nothwendigkeit seiner Rückkehr nach Paris überzeugen. Zwar hatten alle seine Gründe keinen Halt, aber — ich vergieße noch Thränen, wenn ich daran zurückdenke — ich werde mir einen ewigen Vorwurf wegen der Hartnäckigkeit machen, mit der ich auf unserem Verbleiben in Ermenonville bestand. Daran war besonders Herr Girardin Schuld, der mich mehrmals auf den Knieen bat, ich solle meine Einwilligung zur Rückkehr nach Paris nicht geben, aber auch der Gedanke an die große Ausgabe, die ein neuer Umzug machen würde. Nein, nie habe ich mich seit seinem Tod in meinen eigenen Augen entschuldigen können. Als mein Mann todt war, vergaß ich, was er mir gesagt hatte und warf mich dem Mann in die Arme, der vor mir auf den Knieen gelegen hatte. Ich gab ihm alles baare Geld, was im Hause war, ich ließ zu, daß er sich des Herbariums, der Musik, kurz aller Gegenstände bemächtigte, die wir hatten. Dieser Mann eilte mit Adlersschnelligkeit nach Genf und verkaufte, ohne mich zu fragen, ohne mich in der Sache klar sehen zu lassen, alles, was ich hatte, und stellte mir dagegen Wechsel aus, die er nicht bezahlte und für die ich später vergleichsweise eine Leibrente annahm. Das baare Geld, das ich ihm gegeben hatte, um mich für meine noch übrigen Tage damit zu unterstützen, gab er mir in Assignaten zurück. So hat denn die Wittwe Ihres Freundes, J. J. Rousseaus, fast achtzigjährige Wittwe, nichts als eine geringe Leibrente von einigen Privatpersonen in Genf, die sehr unordentlich bezahlt wird, und eine Pension von 1500 Liv., die ihr die Nation ausgesezt hat, von der das Jahr Fünf noch rückständig, das Ganze aber den Renten und Pensionen des großen Buchs gleichgestellt ist. Daher bewohnt sie auch eine armselige Hütte und es mangelt ihr fast an Allem.

Marie Therese Le Vasseur,
Wittwe von J. J. Rousseau.

Ich, so fährt Corancez fort, habe nicht öffentlich auf diesen Brief geantwortet, weil ich die Wittwe des großen Mannes nicht in eine unangenehme Lage versetzen wollte. Er enthält aber, wiewohl er mir widersprechen soll, viel Schätzbares, und dieses bestätigt gerade auf ganz positive Weise, was ich nur als Wahrscheinlichkeit angegeben hatte. Madame Rousseau widerspricht mir nur Eins, nämlich die Todesart ihres Mannes. Bei meiner Behauptung stüzte ich mich auf Folgendes: Rousseau hatte Ermenonville gar nicht freiwillig gewählt, um sich dahin zurückzuziehen; er war gar nicht glücklich da gewesen, er hatte sich Mühe gegeben, wieder wegzukommen, und da alle seine Bemühungen vergeblich waren, so hatte er nach dem lezten Mittel gegriffen, aus einer Lage zu kommen, die ihm täglich unerträglicher wird. Madame Rousseau bestätigt diese Umstände auf das Bündigste. Zwar gibt sie eine Erzählung von Jean-Jacques Tod, diese Erzählung ist aber mit sich selbst, mit dem, was man mir bei meiner Ankunft in Ermenonville berichtete und damit im Widerspruch, was Madame Rousseau früher über die lezten Augenblicke und Worte ihres Mannes gesagt hat, worüber sogar ein Kupferstich erschienen ist.

Girardin, Madame Rousseau und der Bildhauer Houdon, der nach Rousseaus Tod seinen Kopf in Wachs abgegossen hat, bezeugen das Loch in der Stirn, das durch den bloßen Fall entstanden seyn soll. Das Loch war aber so tief, daß Houdon, wie er mir selbst erzählte, nur mit Schwierigkeit die Lücke ausfüllen konnte. Wie aber konnte eine solche entstehen, da Rousseau nur von dem niedrigen Stuhl auf den ebenen Boden fiel und überdieß in seinem Fall durch seine Frau gehindert wurde, welche er auch über den Haufen geworfen haben soll, wodurch natürlich die Heftigkeit seines Sturzes sehr gemindert wurde. Unter der alten französischen Regierung und als Jean-Jacques starb, entehrte der Selbstmord und wurde bestraft. Es geschah daher, was aus ähnlichem Grunde noch heutzutage in England geschieht: man verhehlte und läugnete ihn, ja man mußte ihn läugnen. Dieß geschah auch hier aus sehr gutem Beweggrund. Aber die gutgemeinten Unwahrheiten lassen sich nun einmal nicht mit den entschiedenen und unwiderleglichen Thatsachen zusammenreimen, und ihr greller Widerspruch bestätigt mich in meiner Meinung über Rosseaus Tod. So weit Corancez.

(Der Beschluß folgt.)

Scenen aus dem Leben nordamerikanischer Vögel.

(Fortsetzung.)

Der wilde Truthahn.

Der Truthahn stammt ursprünglich aus Amerika. Wer zuerst (1525) seiner erwähnt, ist Oviedo, in seiner Geschichte von Westindien. Bald nach der Erscheinung dieses Werkes wurde der Vogel aus Mexiko nach Spanien versetzt, aus welchem Lande den Britten die ersten Individuen seiner Gattung, die man auf ihrem Eilande gesehen hat, zugekommen sind. Nach und nach verbreiteten sich die Truthähne in ganz Europa, und in weniger als einem Jahrhundert waren Asien, Afrika und die verschiedenen europäischen Kolonien ebenfalls damit versehen. Es scheint außer Zweifel, daß man diese Vogelart schon den Entdeckungen des Columbus zu verdanken hat. Bonapartes (C. L.) ornithologisches Werk enthält ein Verzeichniß von 27 Namen, womit eben so viele nordamerikanische Völkerstämme den Truthahn bezeichnen.

Wenn eine Schaar dieser Vögel sich anschickt, einen breiten Fluß zu passiren, so wählen sie die Stelle, wo der Strom am schmälsten und das Ufer am höchsten ist. Auf dieser Station verbleiben sie sehr lange, oft einen ganzen Tag und drüber; denn der gefährliche Uebergang darf nicht ohne reifliche Ueberlegung unternommen werden. Während dieser allgemeinen Rathsversammlung gluckſen die Männchen, schlagen das Rad und scheinen durch mannigfaltige Demonstrationen gegenseitige Ermuthigung zu bezwecken. In der That wird endlich die ganze Schaar vom Enthusiasmus ergriffen; Weibchen und Junge suchen es den Männchen gleich zu thun; zulezt sucht jeder Vogel sich auf den Gipfel des höchsten Baumes, den er auffinden kann, hinzupflanzen. Endlich, auf ein von dem Führer der Bande gegebenes Zeichen, lüftet Alles die Schwingen und sucht mit möglichster Anstrengung das jenseitige Ufer zu erreichen. Den kräftigsten der Truppe ist dieß, auch wenn die Breite des Stromes eine Meile beträgt, ein Leichtes; die schwächern aber und die Jungen sind nicht immer so glücklich. Sinken sie wider ihren Willen auf die Oberfläche des Wassers nieder, so müssen sie den Uebergang schwimmend vollenden; sie benehmen sich geschickt dabei, indem sie, um sich auf der Fläche des Wassers zu erhalten, den Schweif ausbreiten, die Flügel so nahe als möglich zusammenrücken, um den Widerstand des Wassers beim Durchschneiden desselben zu vermindern, und mit den Füßen, die übrigens zu solchem Manöver nicht gebaut sind, mit außerordentlicher Kraftanstrengung rudern. Wenn sie an ein steiles Ufer gelangen, das sie nicht zu erklimmen vermögen, so ruhen sie einige Augenblicke aus und raffen dann ihre Kräfte zusammen, um sich in die Höhe zu schwingen; aber nicht selten erschöpft das mehrmalige Aufflattern ihre Kräfte. Die schwächsten vermögen sich nicht mehr zu erheben und finden ihren Tod in den Wellen. Die, denen es gelingt, das jenseitige Ufer zu erreichen, verfallen in einen Zustand von Ermattung, der an Betäubung grenzt, in welchem sie einige Zeit, wie es scheint, zwecklos umherirren, und den die Jäger zu benutzen wissen, um sie in großer Anzahl zu fangen; der Truthahn ist aber um die Zeit dieser Wanderungen hager und sein Fleisch sehr wenig geachtet. — Jeder Vogel wacht an seinem Orte für die allgemeine Sicherheit. Der erste, welcher eines Adlers, Falken oder andern Feindes gewahr wird, gibt das Allarmzeichen, auf welches die ganze Schaar sich von der Höhe des Baumes, auf den sie sich gepflanzt hatte, niederstürzt und auf dem Boden lauernd wartet, bis die Gefahr vorüber ist. Da sie gewohnt sind, die Nacht über sich auf die dürren Aeste eines großen Baumes zusammenzusetzen, so kann ein solcher Zufluchtsort den nächtlichen Raubvögeln nicht lange verborgen bleiben. Der Truthahn aber besizt eine besondere Geschicklichkeit, sich den Klauen seiner Verfolger zu entwinden. Der Raubvogel fliegt in Kreisen um den Baum herum, um sich sein Schlachtopfer auszuwählen. So wenig Geräusch er macht, so gibt es unter den Schlafenden immer einen, dessen horchendem und geübtem Ohr auch dieser schwache Ton vernehmbar genug ist und der sofort durch eine ganz eigene Art von Gluckſen die ganze Schaar aufweckt. Nun richten die sämmtlichen Truthähne sich in die Höhe; der Räuber stürzt sich auf den, welchen er ausersehen hat; dieser kauert auf die Stelle nieder, verbirgt den Kopf und wirft seinen ausgebreiteten Schweif über den Rücken hin. Den Feind, der jezt nichts mehr erblickt, als eine, seinem Schnabel und seinen Klauen unzugängliche Außenseite, macht dieses Manöver stutzig; der Truthahn aber benuzt diesen Augenblick der Unschlüssigkeit dazu, daß er sich zur Erde wirft, wo sein Widersacher es nicht wagt, ihn anzugreifen. — Der junge Truthahn hat viel Anhänglichkeit an seinen Geburtsort; er scheint sogar für einzelne Bäume, auf die er sich zu setzen gewohnt ist, eine besondere Vorliebe zu hegen. Obgleich seiner Nahrung wegen zu häufigen, öfters sehr weiten Wanderungen gezwungen, kehrt er doch mehrere Jahre nacheinander auf die von ihm liebgewonnenen Bäume zurück. Diese stehen gewöhnlich auf einer von einem Flusse eingefaßten Erdzunge. Wenn die Zeit der Ruhe herannaht, versammeln sich die Truthähne, und ein langes Gluckſen ist das Zeichen zum Aufbruche. Von nun an hört man nichts mehr, als das Geräusch der Flügelschläge, welches fortdauert, bis die Vögel, dicht aneinander gedrängt und oft so zahlreich, daß man glauben sollte, es sey eine Versammlung sämmtlicher Truthähne im Lande, sich auf ihren Baum niedergelassen haben. Diese Ruhestätte ist aber nicht so versteckt, daß sie der Jäger nicht entdecken sollte. Nachdem dieser bei Tage einen solchen Baum erspäht hat, wählt er sich einen bequemen Standort und begibt sich hieher bei Mondschein, der ihm Licht genug liefert, um zielen zu können. Er richtet sein Augenmerk vornämlich auf die Vögel, welche am meisten frei sitzen und deren Fall vom Baume nicht zu viel Aufruhr unter den Schlafenden verursacht. Sehr auffallend ist nun der Umstand, daß dieselben Vögel, welche die Erscheinung einer Eule so in Schrecken sezt, daß auf der Stelle die ganze Schaar davon ergriffen wird, weder durch die Gegenwart des Jägers, noch durch wiederholte Flintenschüsse, noch durch den Fall mehrerer aus ihrer Mitte erschreckt zu werden scheinen. Jeder Schuß erregt blos ein Gesumme im Trupp, das vielmehr ein Ausdruck der Verwunderung, als des Schreckens zu seyn scheint. Diese Stupidität ist allen Hühnergeschlechtern von Nordamerika gemein und bildet eine ihrer Eigenthümlichkeiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sehnsucht und Genuß.

Ich saß im Stübchen ganz allein
Im stillen Dämmerlicht;
Da zog ein Sehnen in mich ein,
Woher, das wußt' ich nicht.

Und ach! es quoll so wunderbar,
Es wob so süß vor mir,
Bald dunkel und bald licht und klar
Sah dort ich's, sah ich's hier.

O tiefe, quellendheiße Lust,
Zu glühn nur nach dem Bild!
Wie lebt es erst in meiner Brust
Wird dieser Drang erfüllt!

Und rasch und feurig holt' ich's ein,
Lebendig es hier ruht;
Doch wo ist nun der Zauberschein,
Wo ist die sel'ge Glut?

Ach! in den Armen liegt das Glück,
Dem Herzen ist's entflohn,
Unfühlend schweifet mir der Blick;
Ist das des Sehnens Lohn?

O tiefe, heiße Sehnenslust,
Du seligweich Gefühl,
Kehr wieder ein in diese Brust
Und nie erreich dein Ziel!

M. Mayr.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Fortsetzung.)

Die Kunstausstellung.

Mit dem 1sten dieses Monats begann die hiesige Kunstausstellung. Wenn man den beschränkten Landesumfang zugleich mit dieser, alle Jahre sich erneuernden Erscheinung in Betrachtung zieht, so muß man erstaunen, wie viel, und zwar nicht blos in Hinsicht auf die Zahl der Kunstwerke (der gedruckte Katalog nennt deren 693), sondern auch in Ansehung des innern Gehalts derselben geleistet zu werden pflegt. Auch dieses Jahr ist keineswegs hinter seinen Vorgängern zurückgeblieben. Allerdings findet sich dabei das historische Fach, dem wohl Niemand den ersten Rang in der Malerei bestreiten wird, nur wenig bedacht, und an diesem Wenigen auch nicht derjenige Grad der Vollendung, welchen einzelne Werke der meisten andern Fächer erreicht haben. Allein hieran sind weit weniger die Künstler, als eine Zeit Schuld, in deren Lockerheit aller Verhältnisse und Einrichtungen gerade der edlere Theil der Luxusartikel am wenigsten auf Begünstigung hoffen kann. Wie andere Spekulanten, ist auch der, bekanntlich in der Regel mit Allem eher, als mit Geld und Gut versehene Maler großentheils genöthigt, das Feld zu bearbeiten, welches noch am ehesten einigen pecuniären Ertrag hoffen läßt. Dahin gehört zunächst das Porträt und sodann das Genrestück und die Landschaft. In diesen drei Fächern gibt es hier manches Ausgezeichnete und Werthvolle. Ein Aufzeichner des Besten, was die Ausstellung lieferte, würde gar manches Porträt zu empfehlen haben, allein dieß kann hier unsere Absicht nicht seyn.

Im Genrefache thun sich mehrere besonders gelungene Leistungen hervor. Als ein wahrhaftes Musterbild hierin dürften die Oktoberbelustigungen in einem ländlichen Wirthshause vor der Porta Salara bei Rom von Lindau zu betrachten seyn. Der in diesem Fache ausgezeichnete Meister kann, wenn er fortfährt, den römischen Volkssitten seine Aufmerksamkeit und sein ungemeines Auffassungstalent zu widmen, nach und nach eine köstliche Gallerie von Gemälden zu Stande bringen, aus denen Geist, Charakter und Eigenthümlichkeit von Gegend und Menschen leichter und besser an's Licht treten, als durch ganze Bände umständlicher Beschreibungen. Die Beschreibung ist das Material, aus dem die Einbildungskraft des Lesers erst die Sache formen muß; das treue Bild gibt die Sache selbst wieder. Jede Kleinigkeit an Lindau's Gestalten charakterisirt, und es wäre wahrlich zu beklagen, wenn solche aus der Quelle der Natur selbst geschöpften Kunstwerke nicht durch den Grabstichel oder die Lithographie verbreitet werden sollten. — Aber auch der deutsche Boden hatte der Ausstellung in diesem Kunstzweige manchen ausgezeichneten Beitrag geliefert, und wenn hier nur zweier Stücke dieser Art noch gedacht wird, so geschieht es keineswegs aus Mangel an mehreren glücklichen Kunstgebilden, sondern nur wegen Beschränkung sowohl an Raum als an Zeit. Ein Dorfschuhflicker, mitten in seiner kleinen Stube bei der Arbeit sitzend und umgeben von seinem ganzen, geringfügigen Werkzeuge, gibt nebenher dem in der Nähe über ihm in einem dort befestigten Käfig sitzenden Gimpel Unterricht im Pfeifen. Das Bildchen ist von Georgi und so artig ausgearbeitet als gedacht. Ueberaus treffend und werthvoll hat ein junger Künstler, Namens Most, eine Dorfschenkstube dargestellt, in der an einem großen Tische die Zeitung vorgelesen wird. Welche wohlstudirte Verschiedenheit der Individualität in Person und Ausdruck bei diesen Dorfpolitikern! Dem Müller schauert offenbar die Haut vor den Folgen der sich verbreitenden Begebenheiten. Auch dem an dem einen Ende des Tisches dem Vorleser gegenüber sitzenden Jäger scheint der Gedanke im Kopfe herumzugehen, daß die Jägerei einer großen Veränderung unterliege und durch die heillosen, immer weiter um sich greifenden Rechte der Menschen den Rechten des Wildes ein bedeutender Eintrag geschehen könnte. Seine ihm zu Füßen sitzende Diane macht eine Ausnahme von ihrer gesammten, andächtig zuhörenden Nachbarschaft. Während diese ganz Ohr und Auge ist, wendet der Hund den Kopf zurück nach einem in der Entfernung stehenden Knaben, der eben im Auslöffeln einer Schüssel begriffen ist. Ein junger Dienstthuender, einen leeren Krug in seiner Hand, den er ohnstreitig eben wieder zu füllen geht, denkt offenbar ganz anders als der Hund, indem er das Gesicht neugierig zurück nach dem Zeitungstische kehrt. Die Hauswirthin im Hintergrunde möchte in diesem Momente wohl das nützlichste Wesen in der ganzen Stube seyn. Sie steht vor dem Waschfasse, und das zweckmäßige Geräusch des Wassers überhebt ihr Ohr unstreitig der Mühe, das zwecklose des Zeitungslesens mit anhören zu müssen. — Wie Lindau's früher besprochenes Gemälde die römische Volksnatur ergründete, so hat der Verfertiger dieses ländlichen Zeitungscollegiums die deutsche nach ihrem ganzen Charakter aufgefaßt und das Resultat auf höchstanziehende Weise zu einem sinnreichen Ganzen abgerundet. Möge der wackere Künstler seinen Pfad unter fortdauerndem Studium der unergründlichen Natur weiter verfolgen. Ostade reicht ihm bereits von Weitem eine Freundeshand traulich entgegen. — Der vorzüglichen landschaftlichen Gemälde in Oel und Wasserfarben gibt es eine bedeutende Zahl. Schon die im Katalog vorhandenen rühmlich bekannten Namen von Dahl, Friedrich, Richter, drei Fabern u. s. w. verbürgen das.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 208.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 30. August 1832.

Mährchen, noch so wunderbar,
Dichterkünste machen's wahr.

Goethe.

Das Lied vom Nek.

Irische Sage.

Es ging ein Knabe an Ufers Rand,
Da schimmert's vom Strom, wie weißes Gewand,
Es schimmert herüber, wie strahlendes Gold,
Und es rauschen Töne, so lieblich und hold:
„Horch, horch! was rauschet vom Strom?“

Wie er oftmal erschauet im Traumgesicht,
So schwebet ein Elf im Mondeslicht,
Der singet und drücket, voll jauchzender Lust,
Die Harfe von Gold an die fröhliche Brust,
Und es tönet gar wonnig sein Lied.

„Was schwebst du so fröhlich im Wogenschaum?
Du wirst einst träumen gar bösen Traum;
Dich erfasset und stürzt eine rächende Hand
Hinunter in Nifelheims finst'res Land
Zur Marter, abtrünniger Geist!“

Und der Elf gar traurig zum Himmel schaut,
Es schweigen die Töne, er weinet laut,
Die Lust verkehrt sich in düsteren Schmerz,
Er presset die Harfe ans bebende Herz,
Und tauchet hinab in den Grund.

Und der Knabe traurig zum Vater kam,
Und sagt's ihm, bereuend, voll weinender Schaam.
„„Geh, Bube! zum Strome zurück und sprich:
Der Götter Gnade erreichet auch dich,
Laß tönen die Harfe, wie vor!““

Und der Elf schwebt wieder auf rauschendem Strom,
Schaut weinend empor zum Himmelsdom;
Er singet und presset mit düsterem Schmerz
Die klagende Harfe ans bebende Herz,
Und es tönet gar traurig sein Lied.

Und der Knabe kommt weinend an Ufers Rand,
Sieht's wieder schimmern, wie weißes Gewand,
Sieht's wieder schimmern, wie strahlendes Gold,
Hört rauschen die Töne, so traurig und hold:
„Weh, Weh! wie klaget's vom Strom!“

„Ach! Nek, mich reuet der frevelnde Spruch,
Es kehrt sich in Segen der Götter Fluch:
Es hebet dich wieder die gnädige Hand
Empor in dein strahlendes Heimathland;
Laß jauchzen die Harfe, wie vor!“

Und der Elf gar freudig zum Himmel blickt,
Er lächelt dankend, er schweiget entzückt;
Dann stimmt er zur Wonne das jauchzende Lied,
Und bis in den Bergen der Mond verglüht,
Horcht der Knabe dem himmlischen Sang.

F. A. Funk-Hänel.

J. J. Rousseaus häusliches Leben und Tod.

(Beschluß.)

Interessant ist auch, was Madame Staël über diesen Gegenstand sagt: „Ihr Herrn, die Ihr Jean-Jacques immer Schuld gabt, er spiele nur eine Rolle, er stelle sich nur, als sey er unglücklich, was habt Ihr gesagt, als Ihr seinen Tod vernahmt? Nun glaubt Ihr doch an sein Unglück? denn es muß viel zusammen kommen, ehe Ihr Jemanden bedauert. Was aber konnte Rousseau zu einem solchen traurigen Entschluß bringen? Man hat mich versichert, die Gewißheit, auch von der Frau betrogen und hintergangen zu seyn, die allein noch sein Zutrauen besaß und die sich unentbehrlich bei ihm gemacht hatte, dadurch, daß sie ihn von allen andern Verhältnissen und Verbindungen loszumachen wußte. Vielleicht wundert man sich, daß ich es für ausgemacht halte, Rousseau habe sich den Tod gegeben. Ein Genfer, der mit ihm in seiner lezten Lebenszeit mehrere Jahre lang in vertrautem Umgang lebte, hat mir einen Brief von ihm gezeigt, worin er einige Zeit vor seinem Tod den festen Entschluß, sich zu tödten, auszusprechen scheint. Seitdem hat er sich mit großer Sorgfalt nach Rousseaus lezten Tagen und Stunden erkundigt und Folgendes in sichere Erfahrung gebracht. An dem Tag, wo Jean-Jacques starb, stand er in voller Gesundheit auf, sagte aber, er sehe heute die Sonne zum lezten Mal. Vor dem Ausgehen trank er eine Tasse Kaffee, den er selbst gemacht hatte. Einige Stunden darauf kam er wieder nach Haus, und wiewohl er an heftigen Leibschmerzen zu leiden anfing, so verbot er doch wiederholt, nach Hülfe zu rufen oder Jemanden von seinem Zustand in Kenntniß zu setzen. Kurz vor diesem traurigen Tag hatte er sich von dem schmutzigen Verhältniß seiner Frau mit einem Stallknecht in Ermenonville überzeugt. Diese Entdeckung drückte ihn ganz nieder und er brachte gleich darauf acht Stunden sinnend am Ufer des Sees zu. Mir scheint, es ist unmöglich, an seinem Selbstmord zu zweifeln, wenn man seine gewöhnliche Niedergeschlagenheit und Traurigkeit und die außerordentliche Zunahme seines Mißtrauens und seiner Angst in Erwägung zieht."

Die Gräfin Vassi, Tochter des Herrn von Girardin, schrieb freilich an Frau von Staël, um sie zu versichern, daß Jean-Jacques nicht in Folge eines Selbstmords gestorben sey. In diesem Brief sagt sie unter andern: „Rousseau habe nichts von der Untreue seiner Frau wissen können, denn erst ein Jahr nach seinem Tod sey sie so schlecht geworden, daß man sie nicht länger in Ermenonville habe lassen können." Außerdem stüzt sie sich auf das Visum repertum und auf das Zeugniß des Dr. Le Bègue de Presle und hält beide für unwiderlegliche Beweise. Frau von Staël führt in ihrer Antwort ihre Autoritäten an: „Ein Genfer, der Sekretär meines Vaters war und eine Zeitlang mit Rousseau gelebt hat, ein anderer Genfer, Namens Moultou, ein sehr geistreicher Mann und Vertrauter Jean-Jacques bis zu dessen lezter Stunde, beide haben mich versichert, er habe sich selbst das Leben genommen. Außerdem habe ich eigenhändige Briefe von ihm gesehen, die er kurz vor seinem Tod schrieb und in denen er ganz klar den Vorsatz ausspricht, seinem Leben ein Ende zu machen. Dieß Alles zusammen genommen kann meinen Irrthum entschuldigen; denn Irrthum nenne ich eine Meinung, der Sie widersprechen." In diesen feinen Worten der Frau von Staël liegt weniger Aufrichtigkeit als Artigkeit. Jeder ruhig Ueberlegende wird ihren „Irrthum" theilen, ja sie selbst ist auch nie davon zurückgekommen.

Es ist glaublich, daß Rousseau, um seinen Tod zu beschleunigen, zwei Mittel gebrauchte: daß er erst selbst bereitetes Gift nahm und sich dann, da die Wirkungen nicht schnell genug waren und ihm viel Leiden verursachten, mit einer Pistole erschoß. Den wichtigen Gründen von Corancez und der Frau von Staël hat man als stärksten Gegenbeweis das Visum repertum der beiden Wundärzte entgegengesezt, demzufolge Rousseau an einem Schlagfluß gestorben seyn soll. Das Zeugniß, ohne alles nöthige Detail, ist aber auf jeden Fall lückenhaft und dadurch verdächtig: es spricht von der genauen Untersuchung des Körpers nach allen seinen Theilen und sagt doch nichts von der tiefen Wunde an der Stirn. In Deutschland hat ein solches Zeugniß nur Werth und erhält Vertrauen, wenn es den vorgefundenen Zustand des äußern Körpers, des Gehirns, des Herzens, der Lunge, der Eingeweide genau entwickelt. Die Wundärzte mußten das große Loch in der Stirn bemerkt haben; warum untersuchten sie es nicht, und wenn sie es ganz unbedenklich und oberflächlich fanden, warum sprechen sie nicht davon? Nach allen diesen Umständen ist fast unumstößlich gewiß, daß der arme, körper- und seelenkranke Jean-Jacques sein Leben auf der Erde abkürzte, wo er nie Glück, nicht einmal Gerechtigkeit fand. Er konnte nicht mehr an die Möglichkeit denken, noch irgend eine gute Handlung vor seinem Tod zu thun, einem Unglücklichen zu helfen; er konnte nicht einmal einen trösten, oder einen Unterdrückten vertheidigen; er hatte keinen mächtigen Freund, um ihm Unglückliche zu empfehlen. Er glaubte also aus der Welt gehen zu können.

Es ist bekannt, daß sein Leichnam auf der Pappelinsel bei Ermenonville begraben und auf seinem Grabe ein Denkmal von Herrn von Girardin errichtet wurde. Wer, der in Paris gewesen, kannte es nicht? Aber auch hier sollte Rousseau noch keine Ruhe haben, denn am 11ten Oktober 1794 wurden seine Gebeine da weggenommen und aus der stillen, seeumflutheten Ruhestätte auf

ein neues Theater gebracht, nämlich ins Pantheon zu Paris, da doch seine Statue oder Büste hingereicht hätte. In der spätern Zeit der Restauration, als das nach Heidenthum schmeckende Pantheon wieder in die christliche St. Genevievenkirche verwandelt wurde, nahm man Rousseaus Gebeine wieder weg, warf sie — welch seltsames Geschick! — mit denen seines Feindes und literarischen Widersachers Voltaire und anderer heterogener Menschen zusammen und brachte sie auf die Seite. Nach der Juliusrevolution 1830 wurde die St. Genevievenkirche wieder in ein Pantheon verwandelt und die Knochen der „großen und berühmten Männer" wurden wieder hervorgesucht, so daß das Ganze einer Komödie nur allzu ähnlich sieht.

Als 1815 die „barbares und die hordes du Nord qui par leur présence souillaient le beau sol de la France," als die Alliirten nach Frankreichs Bezwingung nach Ermenonville kamen, hielten sie den durch Rousseaus Andenken geweihten Ort so hoch, daß sie ihn von allen Kriegssteuern und Leistungen befreiten. Die „große Nation," die Franzosen, das „civilisirteste Volk der Erde," handelten in Deutschland nicht so. Man sah sie nach der Schlacht von Jena unter den Auspicien des „großen" Napoleon in Weimar, nahe bei Schillers Grab und in Goethes Wohnung, plündern, sengen und brennen und alle möglichen Gräuel in den Straßen verüben.

Scenen aus dem Leben nordamerikanischer Vögel.

(Fortsetzung.)

Der Spottvogel.

(Nachträglich. Vergl. Nr. 84. 1832.)

Zur Charakteristik dieses Vogels, der sich in Nr. 84 dieser Blätter bereits aufgeführt findet, fügen wir aus den Berichten A. Wilsons, dessen und C. L. Buonapartes überaus schätzbaren ornithologischen Schriften über die Vereinigten Staaten, neben denen des Naturforschers Audubon, diese Analekten zur Geschichte der transmarinischen Vögelwelt enthoben sind, noch Folgendes bei. Das Gefieder des Spottvogels hat nichts, das ihn auszeichnete; seine Gestalt ist aber nicht ohne Grazie: die leichten, eleganten und bebenden Bewegungen, das Feuer der Augen, ihr verständiger Ausdruck, wenn der geschickte Nachahmer den Lektionen, die ihm von den sämmtlichen gefiederten Zünften gegeben werden, zuhorcht oder sie wiederholt — das alles sind Charakterzüge unsers Sängers. Mit allen diesen Eigenschaften verbindet er eine helltönende, biegsame Stimme, die aller Modifikationen fähig ist, und alle Tonnüancen, von den zarten und sanften Modulationen der Walddrossel bis zu dem rauhen und wilden Geschrei des kahlköpfigen Adlers, wiederzugeben vermag. Mit äußerster Genauigkeit weiß der Spottvogel das Tonmaaß und den Accent seiner Muster aufzufassen, übertrifft sie aber alle hinsichtlich des Ausdrucks und der Lieblichkeit, welche sein schönes Organ in die von ihm nachgeahmten Weisen zu legen weiß. Sein Talent beschränkt sich indessen keineswegs auf die Nachahmung; auch sein natürlicher Gesang ist eben so brillant, als melodisch; er unterbricht ihn aber öfter, um sich seinen Nachahmungslaunen hinzugeben, und nimmt ihn dann neuerdings auf. Diese Singübungen dauern nie weniger als eine halbe, zuweilen über eine ganze Stunde. Während dieser Zeit sind seine ausgebreiteten Flügel, sein weiß gefleckter Schweif, seine muntern und lebhaften Bewegungen für das Auge eben so ergötzlich, als der helle und anmuthige Schall seiner Modulationen angenehm für das Ohr. Man sieht ihn, wie in der höchsten Begeisterung, sich im Kreise drehen, je nach den Beugungen der Stimme am Baume auf- und absteigen, auch wohl sich mit der Schnelligkeit eines Pfeiles emporschwingen, als wollte er, wie einer jener Naturforscher sich ausdrückt, seine Seele, die er mit dem lezten seiner Töne ausgehaucht, wieder zurückholen. Ein Blinder, wenn er den Spottvogel hörte, müßte auf den Gedanken gerathen, es haben sich Vögel aller Art vereinigt, um für den Preis des Gesanges einen Wettstreit zu beginnen. In der That ist seine Nachahmungskunst so groß, daß sie nicht blos den Jäger und den Vogelsteller, sondern die Vögel selbst täuscht, die nicht ermangeln, auf die Töne seiner trügerischen Stimme, die sie nicht selten für einen Ruf oder für eine Einladung halten, herbeizueilen. Mitunter werden sie von Schrecken ergriffen und flüchten sich in das Dickicht der Gebüsche; aber auch dann ist es der Spottvogel, der durch sein Falkengeschrei sie aus ihrer Sicherheit aufschreckt.

Der kahlköpfige Adler.

Diesen edlen Vogel, den schönsten seiner Gattung in Nordamerika, haben, da er in beiden Kontinenten und unter allen Breiten, von den Polargegenden bis zum Aequator, haust, schon die ältesten Naturforscher gekannt und beschrieben. Er besucht die Ufer des Meeres, der Seen und großen Ströme, und lebt eben so gut auf Kosten der Wasser- als der Landbewohner. Mit gewaltiger Flugkraft ausgerüstet, erhebt er sich bis in die Regionen der Stürme und Ungewitter, trozt ihrem Ungestüm und fürchtet einzig den Menschen. Hoch aus der Luft herab durchspäht sein durchdringender Blick ein unermeßliches Gebiet von Wäldern, Feldern, Seen oder Küsten des Ozeans. Gleichgültig gegen den Wechsel der entgegengesetztesten Temperaturen, versezt er sich in wenigen Minuten aus der Kälte der höchsten Regionen der Atmosphäre in die Gluth der heißen Zone. Da er Fische jeder andern Nahrung vorzieht, so schlägt er am

liebsten in der Nähe von großen Wassermassen seinen Sitz auf. In der Art, wie dieser Adler dazu gelangt, sich seine Lieblingsspeise zu verschaffen, geben sich seine guten Eigenschaften und Untugenden zumal kund. Man beobachtet dabei die Geduld und Gewandtheit des Spähers, den Stolz und die Kühnheit des Kriegers und den grausamen Eigensinn eines Tyrannen. Auf einem dürren Ast, im Wipfel eines Baumes von gigantischem Wuchse, beobachtet er in starrer Ruhe, die man für völlige Gleichgültigkeit nehmen könnte, die Bewegungen der verschiedenen Vögelschaaren; er sieht die silbergefiederten Möwen die Lüfte langsam durchschweben, die stummen und behutsamen Kraniche gravitätisch auf den Sandbänken umherschreiten, die Enten ausruhen auf dem Spiegel der Fluth und die lärmenden Krähen unter lautem Geschrei in der Luft ihre Schwenkungen machen. Alles dieses rührt ihn nicht an; aber nun schwebt ein Meeradler mit ausgebreiteten, gewaltigen Schwingen über den Gewässern her, in denen er sich seine Beute ersehen hat, und über welche herzufallen er sich anschickt. Der kahlköpfige Adler erblickt ihn; sein Auge wird feurig, sein Körper fängt an, auf dem Aste zu zittern. Er legt seine Flügel auseinander, und nunmehr beginnt der Kampf. Der Meeradler ist mit Pfeilesschnelligkeit auf seine Beute herabgeschossen; er hat einen Augenblick untergetaucht in die unter seinem Flügelschlage aufschäumend Fluth. Schnell benuzt sein Feind den Moment, wo der geflügelte Fischfänger, mit einem großen, ihn durch sein Zappeln ermüdenden Fische beladen, sich ganz ruhig und seinen fruchtlosen Sieg mit Schreien feyernd, wieder in die Höhe schwingt. Blitzschnell hat er ihn erreicht und macht seinen Angriff. Dieser Augenblick ist es, wo sich die Unerschrockenheit beider Kämpfer und ihre Geschicklichkeit im Manövriren erprobt. Der Kahlköpfige indeß, durch nichts in seinen Bewegungen gehemmt, siegt meist mit leichter Mühe über den mit Beute beladenen Gegner. Dieser stößt ein Geschrei der Verzweiflung aus, läßt seine Beute fallen, und der Sieger, immerfort besonnen und seiner Bewegungen Meister, weiß auf den ersten Blick, was zu thun ist. Er schießt wie ein Pfeil nieder, erhascht den Fisch, noch ehe er das Wasser berührt, trägt ihn in den Klauen davon und eilt dem Walde zu, um seine Beute zu verzehren, die er sich als kecker Räuber errungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Beschluß.)

Kunstausstellung. Kunstlotterie.

Indem ich auf meine frühere Bemerkung zurückkomme, daß die diesjährige Ausstellung verhältnißmäßig gewiß so viel als die der frühern Jahre leistete, geschieht es nur, um einen von vielen Kunstfreunden gehegten Wunsch beizufügen. Würde es nicht, sowohl für Künstler als Publikum, vortheilhaft seyn, wenn auch die hiesigen Ausstellungen, nach dem Beispiele derer in weit umfangreichern Ländern, nicht alljährlich, sondern immer erst nach Intervallen von mehreren Jahren stattfänden? Ohne Zweifel wären dann die Künstler besser auf die Anstalt vorbereitet, weshalb die Schaulustigen ebenfalls nicht zu kurz kämen. Bei der hiesigen Gewerbausstellung hat man eine solche Pause bereits eintreten lassen. Im jezigen Jahre und auch im künftigen vielleicht findet keine statt, damit die Aussteller erst Athem schöpfen können zu recht vorzüglichen Leistungen. Warum kann die Kunstausstellung nicht ebenfalls ein, oder besser mehrere Jahre pausiren? So gar arm an historischen Darstellungen würde sie dann schwerlich ausfallen, wie diesmal. Professor Arnold stand in dieser Hinsicht mit seinem Altarblatte, welches den Heiland die Kinder segnend zeigt, ziemlich einsam da. Hiebei ist einer verdienstlichen Zeichnung von F. A. Frenzel zu gedenken, die Belehnung Friedrichs des Streitbaren mit der sächsischen Kurwürde.

Weil, wie eben erwähnt wurde, keine Gewerbausstellung stattfand, so hat die Meißner Porzellanmanufaktur diesmal einen Tisch der Kunstausstellung für ihre Fabrikate in Anspruch genommen. Die Vorzüge der Meißner Porzellanerzeugnisse sind bekannt. Aber das verdient gewiß bemerkt zu werden, daß der Geschmack, der, aus mancherlei Ursachen, früher hinter der Zeit zurückgeblieben war, schon seit einigen Jahren hierin nichts mehr zu wünschen übrig läßt und daß die den ausgestellten Gefäßen beigefügten Preise eine große Wohlfeilheit darthun, welche diesen schönen Fabrikaten früher ganz abging und am besten zu erkennen gibt, daß die Meißner Fabrik die Fortschritte der Zeit jezt recht gut zu benuzen weiß. Es wird ihr Schade gewiß nicht seyn. — Mitten in dem goldenen Prunk der schneeweißen und farbigen Gefäße steht, ebenfalls aus Meißner Porzellan und zwar in ganzer Figur, das kaum einen Schuh hohe Abbild Goethes. Ganz schimmerloses Weiß kleidet den Herrlichen am angemessensten. Unfehlbar ist es ein höchst willkommenes Kunstwerk für das ganze gebildete Europa, da es durch große Aehnlichkeit sich auszeichnet.

Ein recht rühmliches Bestreben ist der Versuch, den ausgestellten Kunstwerken Absaz im Publikum zu verschaffen. Schon seit einer Reihe von Jahren hat eine höchst achtbare, unter dem Namen des Kunstvereins hier existirende Gesellschaft gewöhnlich eine Anzahl der ausgestellten vorzüglichern Gemälde erkauft und sodann unter sich zur Verloosung gebracht. Zu Vermehrung dieses Gemäldeverkaufs strebt man diesmal auch die nicht zu dem Vereine Gehörenden durch Errichtung einer Kunstlotterie zu gewinnen. Unstreitig hat hiezu ein ähnliches Unternehmen im vorigen Jahre, welches an die damals stattfindende Gewerbausstellung geknüpft wurde, den ersten Impuls gegeben. Die Theilnahme des Publikums war so groß, daß aus einigen tausend Loosen, worauf die Sache nur berechnet gewesen seyn soll, ich glaube mehr als zweimal so viel werden mußten, um nur die unaufhörlichen Nachfragen befriedigen zu können. Möchte der Erfolg, den ich künftig zu berichten mir vorbehalte, die von Seiten der Unternehmer gehegten Erwartungen rechtfertigen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 209.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 31. August 1832.

— Ha! was kommt?
Ich glaub', es ist die Schwäche meiner Augen,
Die diese schreckliche Erscheinung schafft.

Shakespeare.

Eine englische Geisterseherin.

In Deutschland hat die Mystik ihr Haupt wieder erhoben, mehrere moderne Theosophen konstruirten ein Mittelreich, eine wahre chambre haute, eine Pairskammer, in der die der gemeinen Erde Entrückten zwar gleich vor dem Herrn, aber, nach der Seherin von Prevorst, sehr ungleich kostumirt sind, und während die Spötter darin die herrlichste Abgeschmacktheit sahen, ward die Sache von vielen Seiten ernst und tiefsinnig besprochen. Auch das englische Volk kann das germanische Blut in seinen Adern nicht verläugnen, auch in Großbritannien gewinnt wieder der Mysticismus Terrain, und so geben sich denn manche englische Philosophen viele Mühe, dem Volk die germanischen Teufel auszutreiben und darzuthun, daß aller Spuck, wie er heißen mag, eine Ausgeburt der kleinen Narrenwelt des menschlichen Gehirns ist. Namentlich hat in neuster Zeit Sir David Brewster in einem eigenen Bändchen der Family Library, das den Titel führt: natural magic, alle Gespenster, allen geistlichen und weltlichen Hocuspocus wegdemonstrirt. Wir werden später aus diesem Antidämonium Einiges, in Spaß und Ernst, ausheben, und theilen für heute blos ein interessantes Gegenstück zu Nikolais bekannter Spuckgeschichte mit.

* * *

Vor einiger Zeit brachte ich einige Tage in dem Hause der Mistreß A. zu. Damals hatte sie noch keine Geistererscheinungen und kannte die Sache nur aus Dr. Hibberts interessantem Buche. Wir sprachen über die Ursache solcher Erscheinungen, und ich sagte, sollte ihr etwas der Art aufstoßen, so lasse sich ein wirklicher, als äußerer Gegenstand sich darstellender Geist von einem Geschöpfe der Phantasie dadurch unterscheiden, daß, wenn man auf ein Auge drücke, oder beide sehr anstrenge, das Gesehene, wenn es wirklich selbstständiges Daseyn habe, sich doppelt darstellen müsse, während eine Ausgeburt des Gehirns einfach bleibe. Diese Bemerkung fiel ihr ein, als sie leider bald solche Blendwerke aus der Erfahrung kennen lernte; aber sie wußte zu gut, daß dieselben in ihrem Innern ihren Grund hatten, um eines solchen Beweises zu bedürfen; auch hat ihr wohl die Unruhe, welche einen solchen Zustand zu begleiten pflegt, nicht erlaubt, den Versuch aus Wißbegierde zu machen.

Das erstemal wurde blos das Ohr affizirt. Am 26sten December 1830, um 4 Uhr Nachmittags, stand sie beim Feuer in der Hausflur, da glaubte sie ihres Mannes Stimme zu hören, welche sie beim Namen rief und hinzusetzte: „Komm her zu mir!“ Sie meinte, er wolle die Hausthür geöffnet haben; als sie aber aufgemacht hatte, war Niemand da. Sogleich darauf hörte sie wieder dieselbe Stimme laut rufen: „komm!“ sie öffnete nun zwei andere Thüren, sah aber Niemand. Nach einigen Augenblicken rief dieselbe Stimme in einem lauten, klagenden, etwas ungeduldigen Ton: „komm zu mir! komm!“ Sie antwortete laut: „wo bist Du denn?“ noch immer glaubend, er suche sie. Natürlich wunderte sie sich, als

ihr Mann nachher auf ihre Frage versicherte, er habe ihr nicht gerufen. Jezt erinnerte sie sich, vor zehn Jahren, als sie sich in Florenz befand, beim Auskleiden eine Stimme gehört zu haben, die sie mehrere Male beim Namen rief. Sie war damals ganz gesund gewesen und hatte die Sache wieder vergessen.

Das zweite Blendwerk war ungleich schreckhafter. Am 30sten December Nachmittags 4 Uhr kam sie in den Gesellschaftssaal herunter, den sie kurz vorher verlassen hatte, und sah beim Eintreten ihren Mann, das Gesicht ihr zugewendet, vor dem Feuer stehen. Da er eine halbe Stunde vorher auf einen Spaziergang ausgegangen war, so fragte sie ihn verwundert, was ihn sobald zurückgeführt habe. Die Gestalt blickte sie ernst, nachdenklich an, sprach aber kein Wort. Meinend, er sey in Gedanken verloren, schwieg auch sie und sezte sich höchstens zwei Fuß von ihm ebenfalls ans Feuer. Die Gestalt blieb immer stehen und starrte sie an wie zuvor; nach einiger Zeit fragte die Dame: „aber warum sprichst Du denn nichts?" Da bewegte sich die Gestalt, immer die Augen auf sie gerichtet, nach dem Fenster am entfernten Ende des Saales und kam dabei so nahe an ihr vorüber, daß es ihr auffiel, keine Berührung der Kleider empfunden und durchaus kein Geräusch vernommen zu haben. Obgleich nun überzeugt, daß die Gestalt nicht ihr Mann selbst war, fühlte sie doch sogleich, daß es nichts Uebernatürliches, sondern eine Täuschung des innern Sinnes sey. Zugleich erinnerte sie sich auch der Probe, die ich ihr für einen solchen Fall angerathen; aber ehe sie dieselbe anstellen konnte, war die Gestalt hinter den Vorhängen verschwunden. Sie ging sogleich hin, schüttelte die Vorhänge und untersuchte das Fenster, da sie sich bei der Lebendigkeit der Erscheinung schwer bereden konnte, nicht dennoch etwas Wirkliches gesehen zu haben. Da sie jedoch fand, daß das Wesen, was es nun auch seyn mochte, auf keinem natürlichen Wege verschwunden seyn konnte, so zweifelte sie nicht, daß sie eine Erscheinung gehabt, wie Dr. Hibbert sie beschreibt, und war ganz ruhig dabei. Uebrigens war es heller Tag, die Erscheinung hatte etwa vier bis fünf Minuten gedauert und bedeckte, während sie vor ihr gestanden, wie etwas Körperliches, die Gegenstände, welche sich hinter derselben befanden.

In diesen beiden Fällen hatte sich indessen die Dame allein befunden; nun sollte sie aber dergleichen Erscheinungen auch in Gesellschaft haben. Am 4ten Januar 1831, gegen 10 Uhr Abends, befand sie sich mit ihrem Manne im Saal. Auf einmal glaubte sie dicht neben dem leztern eine ihrer Katzen liegen zu sehen. Sie zeigte sie ihrem Manne, und als dieser, welcher eben das Feuer geschürt hatte, mit der Stange nach der Stelle deutete, wo sie hinwies, rief sie ihm zu, das Thier nicht zu stoßen, stand dann auf und folgte der Gestalt, die, wie es ihr vorkam, unter einen Stuhl lief und dann nicht mehr zu sehen war. Die zwei Katzen im Hause hatten, wie man auf Erkundigung erfuhr, die ganze Zeit das Zimmer der Haushälterin nicht verlassen.

Ungefähr einen Monat darauf befand sich die Dame gegen 11 Uhr des Nachts allein auf ihrem Zimmer, vor dem Spiegel, und mit dem Aufwickeln der Haare beschäftigt. Sie hatte eine ermüdende Fahrt gemacht und war schläfrig, aber doch vollkommen wach. Auf einmal erschreckte sie der Anblick eines nahen Verwandten, welcher sich in voller Gesundheit in Schottland befand. Die Gestalt blickte ihr über die linke Schulter und ihre Augen begegneten den ihrigen im Spiegel. Sie trug ein Todtenkleid, welches am Saum auf die in England übliche Weise verziert war. Die Züge waren ernst, starr, wie bei einem Todten, aber die Augen standen offen. Mistreß A. sagte, sie habe, wie verzaubert, wider Willen auf die Gestalt blicken müssen, welche als ein wahres Spiegelbild erschien und deren Gesicht die auf dem Tische stehenden Lichter hell beleuchteten. Nach einigen Minuten blickte sie sich nach dem Urbilde um, welches hinter ihr zu stehen schien; aber da war nichts zu sehen, und als sie sich wieder nach dem Spiegel wandte, war die Gestalt auch dort verschwunden.

Zu Anfang März, während ihres Mannes Abwesenheit, hörte sie jede Nacht, völlig wach, etwas neben sich athmen und sich bewegen, als wenn eine Person sich im Bette umwendete. Während dieser Zeit hörte sie auch einmal bei Tage, da sie mit einem benachbarten Herrn ausritt, ihres Mannes Stimme, als wenn er neben jenem herritte und oft zu gleicher Zeit mit dem Nachbar sie anredete. Die Stimme machte Bemerkungen über die Gegend, über anzubringende Verbesserungen u. s. w., wie er sie etwa gemacht haben würde, wäre er wirklich zugegen gewesen. Sie hörte sogar den Hufschlag seines Pferdes; doch sah sie dießmal nichts.

Am 5ten Oktober Morgens 2 Uhr weckte sie ihren Mann und sagte ihm, sie habe so eben seine verstorbene Mutter die Vorhänge auseinander ziehen und zum Bette hereinblicken sehen. Kleider und Blick, sagte sie, seyen gerade so gewesen, wie sie ihre Schwiegermutter zum lezten Male gesehen.

Am 11ten Oktober, während sie im Saal auf einer Seite des Kamins saß, sah sie die Gestalt einer andern verstorbenen Freundin vom Fenster her auf sich zukommen und auf dem leeren Stuhle gegenüber Platz nehmen. Da sich mehrere Personen im Zimmer befanden, fiel ihr sogleich ein, wenn man sie so ins Leere hinstarren sehe, wie sie wohl wußte, daß sie in solchem Falle that, müsse man sie für verrückt halten. Dieser Verlegenheit zu entgehen, beschloß sie, einen Versuch zu machen, von dem Scott in seiner Dämonologie erzählt. Sie raffte sich zusammen, stand auf und sezte sich auf den Stuhl, wo die

Gestalt zu sitzen schien. Diese blieb dabei völlig deutlich vor ihr, bis sie sich derselben gleichsam in den Schooß gesezt hatte, wo sie dann verschwand.

Am 26sten desselben Monats saß sie in demselben Zimmer mit ihrem Manne beim Fenster. Auf einmal hörte er sie rufen: „Was hab' ich gesehen!" und als er sie ansah, erblickte er den Ausdruck des Schreckens in ihrem Gesichte. Es war ihr vorgekommen, als fahre ein vierspänniger Wagen auf das Haus zu. Da derselbe näher kam, wollte sie hinausgehen, um sich zum Empfang der unvermutheten Gäste zu rüsten; aber wie bezaubert, vermochte sie weder aufzustehen, noch zu reden. Der Wagen kam darüber näher, und als derselbe nur noch wenige Ellen vom Fenster war, verwandelten sich die Postillone so wie die Reisenden in Gerippe und andere gräßliche Gestalten. Gleich darauf verschwand das Ganze und sie that jenen Schrei.

Am Morgen des 30sten desselben Monats saß sie, mit ihrem Lieblingshunde auf dem Schooß; da kam es ihr vor, als wenn derselbe Hund über eine Minute im Zimmer herumginge.

Am 31sten December Abends neun Uhr saß sie neben ihrem Manne, mit dem sie etwas las. Auf einmal sah dieser seine Frau wild nach einem neun bis zehn Fuß weit von ihnen stehenden Stuhle hinstarren. Nachdem sie sich erholt hatte, sagte sie, sie habe seinen Bruder, welcher sich zur Zeit wohlbehalten in London befand, im Todtenhemde und leichenblaß auf jenem Stuhle sitzen sehen."

So weit geht die Geschichte der Erscheinungen der armen Dame. Der Verfasser gibt auch noch eine Beschreibung ihres physischen Zustandes und eine Theorie, welche erklären soll, wie Bilder des Gehirns sich wie äußere Perceptionen im Auge gestalten und dabei äußere Gegenstände bedecken, so daß das Auge sie gar nicht wahrnimmt. Beides aber behalten wir uns auf ein andermal vor.

Scenen aus dem Leben nordamerikanischer Vögel.

(Fortsetzung.)

Die Nachteule am Missisippi.

Diese Nachteule ist von der europäischen wesentlich verschieden. In unserm Welttheile denkt man bei dem Namen Eule an die Oerter, welche dieselbe zu ihrem Aufenthalt wählt, an alte Ruinen, deren Zerstörung die Zeit langsam vollendet, an weite Wälder, deren Dunkel man sich desto furchtbarer malt, wenn jener Freund der Finsterniß seine mißtönende Stimme darin vernehmen läßt. Hört man von der Höhe eines alterthümlichen Thurmes, im Zwielichte des Mondes das unheimliche Geschrei der Eule herabtönen, so verwandelt die Phantasie den Vogel gar in einen bösen Geist. Nicht also die Nachteule am Missisippi. Ihr dienen keine, von Menschen verlassenen Wohnsitze zum Aufenthalt; sie sucht ihre Zufluchtsstätte unter der Erde. Auch der Aufenthalt im Walde sagt ihr keineswegs zu; sie wählt sich ein ganz offenes und bevölkertes Flachland und schlägt ihren Wohnsitz mitten in Städten auf, die von einer Thiergattung erbaut sind, welche durch Geselligkeit, Ordnungsliebe, Reinlichkeit und harmloses Leben höchst liebenswürdig ist: kurz, die amerikanische Eule ist kein Vogel der Finsterniß; ihr gefällt es besser im Lichte und sie nimmt die Sonne zum Zeugen ihrer Jagden, Arbeiten und Kämpfe. Bis jezt hat man sie im Gebiete der Vereinigten Staaten nirgends gefunden, als jenseits des Missisippiflusses, in den Städten oder Dörfern der Murmelthiere, die hier ganz uneigentlich Wiesenhunde (prairie-dog) genannt werden. Der Vogel findet es überaus bequem, eine ganz ausgebaute und passend eingetheilte Wohnung in Besitz zu nehmen und sich hiemit der Mühe zu überheben, selbst eine in die Erde zu graben. Die in diesen Gegenden sehr häufig vorkommenden Niederlassungen der Murmelthiere sind hie und da bloße, kaum einige Morgen Landes einnehmende Weiler, anderwärts erstrecken sie sich mehrere Meilen weit und verdienen Städte zu heißen. Die Wohnung eines Murmelthiers kündigt sich von außen durch einen kleinen Erdhaufen an, der die Form eines abgeschnittenen Kegels hat, an der Grundfläche zwei Fuß breit und ungefähr acht Zoll hoch ist. Der Eingang ist oben auf dem Kegel, mitunter auch seitwärts angebracht. Das Erdreich, woraus diese Hügel bestehen, ist sorgfältig zusammengeschlagen und so hart, als es ein stark betretener Fußsteig nur werden kann. Ein Gang erstreckt sich in vertikaler Richtung bis zwei Fuß weit abwärts und sezt sich dann in schiefer Richtung bis zu einem Gemache fort, wo das emsige Thierchen, der Zukunft eingedenk, die erforderlichen Vorräthe für die lange Zeit seines Winterschlafes zusammenlegt. Höchst merkwürdig ist auch das Gewebe, in welches das Murmelthier zum Winterschlafe sich einhüllt; es besteht aus feinen, getrockneten Kräutern, hat oben eine kleine Oeffnung, ist rund und fest genug, um, ohne daß es Schaden nähme, gerollt werden zu können. Bei schönem Wetter ist nichts kurzweiliger, als diese Thiere am Eingange eines Baues spielen zu sehen. Erschreckt sie bei diesen Spielen ein einigermaßen furchtbarer Feind, so flüchtet sich Alles unter die Erde; ist der Lärm weniger bedeutend, so bleibt jedes Murmelthier am Eingange seiner Wohnung, wirft den Schwanz umher, als wollte es seinen Widersacher herausfordern, und stellt sich von Zeit zu Zeit auf die Hinterbeine, gleichsam um seine Bewegungen zu beobachten. Daß die Murmelthiere, obgleich sie sich ausschließlich von Pflanzen nähren, ihre Dörfer sehr oft auf Flächen anlegen, wo keine Spur von Vegetation zu finden ist, läßt sich blos daraus erklären, daß solche Orte ganz offen

liegen und dem Feinde keine Gelegenheit geben, sich in Hinterhalt zu legen, daher die Thierchen, denen es an Stärke und natürlichen Waffen fehlt, jede Gefahr schon von weitem wahrnehmen und Zeit behalten, sich zu ihrer Sicherheit unter die Erde zu retten. So sind die Murmelthierdörfer beschaffen, welche die Eule am Missisippi bald allein, bald in Gesellschaft zu ihrem Wohnsitze wählt. Aus einer gewissen Entfernung kann man diese Eule für ein auf den Hinterfüßen sitzendes Murmelthier halten. Sie ist behend in ihren Bewegungen, nichts weniger als furchtsam, und läßt den Jäger nicht selten näher kommen, als nöthig ist, damit er nicht fehlschieße. Man sieht diese Vögel meist in kleinen Truppen beisammen. Jagt ihnen ein Gegenstand Schrecken ein, so flattern sie auf, lassen sich aber in geringer Entfernung wieder nieder. Dauert der Lärm fort, so flüchten sie sich in ihre unterirdischen Sitze, aus denen sie nicht leicht vertrieben werden können. Sehr häufig findet man diese Vögel auch an den Ufern des Plataflusses. Die Löcher, in denen sie da hausen, sind gleichfalls Arbeiten der Murmelthiere, und sie haben sich ohne Zweifel gewaltsam in Besitz derselben gesezt. Es wird dies durch die Erfahrung genugsam bestätigt; denn während die Erdhügel, welche die Eule besezt hält, sich im Verfalle befinden und von der Nachlässigkeit oder Ungeschicklichkeit ihrer Inhaber zeugen, gereicht der gute Zustand, in dem sich die Murmelthierwohnungen befinden, und die darin herrschende Ordnung und Reinlichkeit dem Fleiß und der Thätigkeit dieser interessanten Thiere zur Ehre. Obschon übrigens keine Gründe zur Annahme vorhanden sind, die Eule lebe zuweilen mit dem Murmelthiere zusammen, so wird sie doch, nach der Versicherung glaubwürdiger Augenzeugen, nicht selten durch eine gemeinschaftliche Gefahr mit andern ganz ungleichartigen Gästen, z. B. Eidechsen, Klapperschlangen u. s. w., in solchen unterirdischen Zufluchtsorten zusammengeführt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Der Obelisk von Luxor.

In der lezten Sizung der Académie des inscriptions et belles lettres las unter andern Delaborde eine Abhandlung über die Obelisken, namentlich über den von Luxor, der gegenwärtig nach Paris gebracht wird. — Die Obelisken gehören den Egyptern ganz eigenthümlich an; sie stellten diese Monolithen vor ihre Tempel und Palläste, und verzeichneten darauf den Namen und die Bestimmung der Gebäude, an deren Thoren sie gleichsam als riesige Schildwachen standen. Auf dem 75 Fuß hohen Obelisken, der bald einen unserer öffentlichen Pläze zieren wird, steht der Name Sesostris. Das Dorf Luxor, das 800 Einwohner zählt und nicht 3000, wie uns die Geographen versichern, ist über den Trümmern von Theben, am östlichen Ufer des Nils gebaut; es liegt bei niedrigem Wasserstand etwa hundert Meter vom Ufer. Die beiden Obelisken aus rosenfarbigem Granit, welche vor der Façade des alten Pallastes standen, sind von Häusern und Taubenschlägen umgeben, und der Boden ist gegenwärtig um drei Meter über die Basis der Obelisken erhöht. Der westliche, jezt abgebrochene und eingeschiffte ist 20 Meter 89 Centimeter hoch, ohne die kleine Pyramide oben. Alle Seiten sind gleich, mit Ausnahme der gegen West gewandten; diese mißt unten 2 Meter 44 Centim. (7½ F.), die andere nur 2 Meter 42 Centimeter. Die westliche und die östliche Seite messen oben 1 Meter 50 Centim.; die nördliche und südliche 1 Meter 58 Centim. Die kleine Pyramide ist 1 Meter 91 Cent. hoch, und somit beträgt die Höhe des ganzen Monolithen 22 Meter 83 Centim. An allen vier Seiten ist der Stein hin und wieder ausgesprungen, am bedeutendsten an der gegen West gewandten; es wird sich aber Alles leicht restauriren lassen. Der Obelisk wiegt 250 Tonnen oder 500.000 Pfund. Die Hieroglyphen auf den vier Seiten sind vollkommen gut erhalten. Zwei der Seiten sind völlig eben; die westliche aber ist der ganzen Länge nach etwas convex, die östliche kaum merklich concav. Der Obelisk ruhte völlig frei, ohne Zapfen, was man Anfangs befürchtet hatte, auf einem Sokel. Dieser besteht aus zwei Theilen, einem Würfel von Granit, der auf einem Parallelepipedon von Sandstein steht. Auf der südlichen Seite sieht man drei Affen ausgehauen; der vierte, der dazu gehörte, ist abgebrochen. Die Nordseite bekleidete äußerlich eine Granitplatte, aus der auch vier Affen ausgehauen waren. Dieser Theil, so wie die Kanten des Würfels sind an manchen Stellen zerbrochen. — Von jeher wunderte man sich, wie die Egypter so erstaunliche Massen, wie dieser Monolith, hätten von der Stelle schaffen können. Laborde erinnert daran, wie weit die Römer in ihren Bestrebungen, diese Wunder der Mechanik der alten Egypter nachzuahmen, zurückgeblieben sind, weshalb sie auch, ihrer Schwäche sich schämend, mancherlei Mährchen ersonnen haben. So erzählten sie von eben dem Obelisken, von dem hier die Rede ist, zu seiner Aufrichtung seyen 2000 Menschen gebraucht worden; ja sogar, um die Arbeiter zu befeuern, habe man an der Spize des Steins den Königssohn befestigt. Am besten widerlegen sich diese Fabeln, wenn man sieht, wie die Macht der jezigen Mechanik jene alten Wunder erneuert. Mittelst sehr sinnreicher, aber höchst einfacher Apparate hat der französische Architekt das gigantische Monument von seinem uralten Fußgestelle abgenommen und auf dem Nil eingeschifft, und denkt man vollends daran, wie der Franzose Demontferrand aus den finnischen Gebirgen einen Granitblock gebrochen und nach Rußland geschafft hat, der eine 80 Fuß hohe Säule bildet und dreimal schwerer ist, als der Obelisk von Luxor, so überzeugt man sich, daß, wenn wir keine Riesenmale mehr bauen, wenigstens der Mangel an mechanischen Mitteln nicht Schuld daran ist. — Der Obelisk von Luxor wurde in 25 Minuten von seinem Fußgestell abgenommen; eigentlich majestätisch war es anzusehen, wie er sich senkte; blos acht Mann hielten die Läufer der Flaschenzüge, und senkten den ungeheuren Stein bald rascher, bald langsamer herab; zwei Minuten lang schwebte er unter einem Winkel von 28 Graden. Während der ganzen Rotation ruhte der Obelisk auf einem Stück Eichenholz, das als Rotationsachse diente und nur 20 Centimeter Halbmesser hatte. Dieses Holz hielt also 25 Minuten lang einen Druck von 500.000 Pfund aus.

Auflösung der Charade in Nr. 204:
Willkommen.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 88. u. Monatsreg. August.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 210.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 1. September 1832.

Ihre Wärter nennen's
Den letzten Lebensblitz.

Shakespeare.
Romeo und Julia.

Der Maler und die Leiche *).

Sie war gestorben, und im blonden Haar
Hing hingehaucht der weiße Kranz der Blüthen,
Der leicht gewelkt, wie sie, die Blüthe, war.

Es mußten Lebensengel sie behüten;
Doch ew'ge Nacht im frommen Rettungshaus
Schien dumpf der Todesengel ihr zu brüten.

O stummer Tod, herb zwiefach ist dein Graus,
Wenn Lebenswürdiges neu zu erwecken,
Umsonst die Hülfe bricht in Klagen aus!

Wenn eine Blume muß die Erde decken,
Die nimmermehr aufduften wird zum Licht
Und Nacht umfah'n mit nie geschauten Schrecken!

Aus der verwaisten Eltern Auge bricht
Der Zähren Quell in hoffnungslosem Sehnen,
Indeß dreifacher Pfeil ihr Herz durchsticht.

„Ein Bild von ihr!“ schluchzt unter heißen Thränen
Die greise Mutter; „welch' ein süßer Trost
Für dieses zweifelkranken Herzens Wähnen!

„Der Sturm, der tief in meinem Innern tost,
Bei ihrem Anschau'n würd' er Himmelsluft,
In der die Blume meiner Hoffnung kost! —

„Doch wehe, meine Blume birgt die Gruft! —
Ström' aus, du Quell der ungestillten Schmerzen! —
Weß ist die Stimme, die erwache! ruft!“

Im lichten Schein der heil'gen Todtenkerzen
Stand, der allhier der Mutter Weh belauscht,
Ein Maler, Mitgefühl im weichen Herzen.

Von Band und Blume geisterhaft umrauscht,
Lag Rosa — Lilie, die im starren Tode
Der Rose Gluth um Lilienschmelz getauscht.

Es war, als stünd' im jüngsten Morgenrothe
An Rosa's Sarg und sprach' ihr zu: „Wach auf!“
Der Maler, selbst ein Auferstehungsbote.

Da trat der Genius der Kunst herauf
Zu Rosa's Haupt und goß sein ew'ges Leben
Auf die Pallett' in leichtbeschwingtem Lauf.

Und sieh, dem blassen Elfenbein entschweben
Die Züge leicht und lieb; nur um den Mund
Will nicht der Rede sanfter Zauber beben.

Der Maler seufzt: „O würde mir zur Stund'
Der Lippen Zug, die nun so streng geschlossen,
O würd' er mir durch höh'res Anschau'n kund!“

Und als sich so des Künstlers Wunsch ergossen,
Bebt Rosa's Mund — es öffnet wie zum Worte
Die Lippe sich, die harter Krampf verschlossen *).

*) Nach einer wahren Erzählung.

*) Eine Beobachtung, die zuweilen an Leichen gemacht wird.

Ein Zug mit bebender Hand am rechten Orte —
Und Rosa lebt — sie lebt — ach nur im Bilde!
Zwölffach versiegelt ist des Todes Pforte!

Zu lächeln scheint ihr Mund mit jener Milde,
Wie oft sie Ausgeduldete umfängt,
Die hingeschieden auf des Glaubens Schilde. —

Der Maler eilt, von leichtem Graun bedrängt,
Hinweg und bringt den gramgebeugten Alten
Das Bild, das leicht in weißen Rosen hängt.

Da fließt der Strom der Zähren ungehalten
Doch jezt erleichternd aus der Mutter Aug',
Und bitt'rer Schmerz muß sich zu Trost gestalten. —

Mit Thränen und mit leis'rem Seufzerhauch
Holt einen Ring die Mutter: „Wir beschieden,“
Spricht sie, „als ein Geschenk nach altem Brauch,

Zum Wiegenfest ihr, die entschlief in Frieden,
Die kleine Gabe; nehmet Ihr sie hin,
Und manches Wiegenfest lach' Euch hienieden!“

Den Maler lohnt mit tiefem Kunstgewinn
Die edle That; denn jenes höhre Leben —
Der schönen Ahnung halb enthüllter Sinn —
Sieht man verklärt um Rosa's Bildniß schweben.

L. C. Wittich.

Der fliehende Holländer.

Eine Schiffersage.

Zur Zeit, als die niederländischen Städte sich in ihrem größten Reichthum, Glanze und Ansehen befanden, wie es noch zu schauen ist auf den Gemälden der alten Meister, die uns das fröhliche Gewimmel auf den Hafenplätzen, die Anzahl buntbewimpelter Schiffe, das freundliche Ansehen der Thürme und Palläste mit lebendigen Farben vor Augen stellen, lebte in der Stadt Antwerpen ein Mann, der sich unermeßliche Reichthümer erworben hatte. Er war bekannt unter dem Namen des Kapitän Holofernes, und wenn es gleich nicht seine Weise war, sich viel der Menge zu zeigen, so wußte doch im Umkreis der ganzen Stadt Antwerpen jedes Kind, welches nur einmal den Kapitän gesehen hatte, von ihm zu erzählen. Sein Aeußeres war das eines langen, hagern Mannes, im Antlitz trug er, wie es bei Seeleuten gewöhnlich, jene kalte, unerschütterliche Ruhe, einen schroffen, fast wilden Ernst, der durch keinen sanften Zug gemildert wurde; die Farbe seines Gesichts glich dem gelblichten Gestein, das lange in wettertrotzendem Mauerwerk von den Wellen bespült worden. Er selbst ging nicht mehr auf Reisen aus, und wie man sagte, hielt er sich seit seiner lezten Seereise, auf der ihm etwas höchst Seltsames sollte begegnet seyn, geflissentlich vom Wasser entfernt; desto öfter stachen seine Geschäftsleute in See, und oft war die Hafenstätte angefüllt mit Schiffen, die auf Gebot des Kapitäns kamen und gingen und ihm immer neue Reichthümer aus fernen Zonen mitbrachten. Daher wünschten sich viele kein besseres Glück, als unter dem Kapitän zu dienen, weil sie dann gewissermaßen sicher waren, daß Wind und Wellen ihnen kein Unheil brachten; andere Schiffer jedoch, die ein frommes, gottergebenes Gemüth in ihrem wilden Geschäfte bewahrt hatten, sprachen anders: sie wollten mit dem finstern Manne nichts zu thun haben, sie schrieben sein Glück nicht seiner Klugheit und seinem Muth zu, Eigenschaften, die auch ein christlicher Schiffer haben müsse, sondern eiteln Künsten des Bösen, der ihm zeitliches Gedeihen gebe, um ihn dereinst ewiglich zu verderben. Dieser Glaube tröstete sie dann, wenn sie vernahmen, daß ihr Eigenthum an fernen Küsten verunglückt sey, daß die Rippen ihrer Schiffe an Klippen und Untiefen geborsten, indeß jene des Kapitäns immer mit neuem Gut beladen in den Hafen von Antwerpen einliefen. So geschah es denn, daß die Reichthümer und Schätze des reichen Seemanns sich dergestalt mehrten, daß seine Vaterstadt ihm endlich den Antrag machte, an dem Bau eines neuen Gotteshauses, welches an Pracht und Herrlichkeit alle frühern übertreffen sollte, und das die reichen Bürger von Antwerpen zur Ehre der Stadt und ihres Namens aufführen wollten, thätig Antheil zu nehmen. Der Kapitän, der aus mancherlei Gründen ein solches Begehren nicht zurückweisen konnte, gab den Männern, die an ihn abgeschickt wurden, zur Antwort, daß er bereits schon ein ähnliches Gelübde bei sich gethan, welches er jezt ins Werk richten wolle; er biete sich nämlich an, zum Nutzen und Besten der Stadt, statt des Beitrags für den Bau eines Münsters, lediglich aus seiner Kasse allein eine solche Summe herzugeben, daß mit ihr ein weitläufiges, schönes Haus gebaut werden könne, zur Beherbergung und Verpflegung zu Grunde gerichteter Schiffer und ihrer Familien, welches Werk gewißlich eben so verdienstlich in den Augen des Himmels sey, als der Bau eines Hauses, wo sich täglich eine Stunde müssige Leute zusammenfänden, um entweder Stadtneuigkeiten zu berichten, oder fremden Putz zu sehen, so wie den ihrigen zu zeigen. Mit dieser nicht sehr ehrerbietigen und frommen Rede mußten sich die Abgesandten begnügen und abziehen, wenigstens durch den Gedanken befriedigt, daß jenes neue Gebäude, wenn es zu Stande käme, durch den Reichthum seines Erbauers der Stadt ebenfalls zu keiner geringen Zierde dienen werde. Sie hatten sich auch, was diesen Umstand betraf, keineswegs geirrt. Zu gleicher Zeit, als die Bauleute den Grund-

stein zu der neuen Kirche legten, die nach dem Plan eines trefflichen Meisters ein außerordentlich köstliches Werk werden sollte, legten auch die Arbeiter die ersten behauenen Steine des Holofernesbaues nahe dabei in den Grund, so daß das Gebäude, wenn es dereinst fertig stand, gerade am Eingang der Rhede sich erhob, von wo aus es einen herrlichen Anblick den ansegelnden Schiffen gewähren mußte, so wie wiederum aus den Fenstern des Baues sich eine reizende und weite Aussicht auf den Hafen, das Meer und den Reichthum der ganzen prachtvollen Stadt Antwerpen eröffnen mußte.

Holofernes selbst zeigte sich öfters auf dem Bauplatz und man sah seine dürre, lange Gestalt mit ächt seemännischer Geübtheit und Sicherheit auf dünnen Balken durch die Lüfte dahinschreiten. Ein übler Umstand war jedoch der, daß bei Legung der ersten Steine es gänzlich unterblieben war, die übliche Haustaufe vorzunehmen, damit das werdende Haus wie ein Mensch aufwachse in der Furcht des Herrn; ja, als sich der kleine Benediktiner aus dem nahen Kloster angeboten, die Formel zu sprechen, hatte ihn der Kapitän mit der Antwort fortgewiesen: „Geh Deiner Wege, Mönchlein, und taufe Deine eignen Kinder; dieser Bau aber ist mein Kindlein, und ich selbst will ihm das erste Süppchen auf den Kopf gießen;“ darauf hatte er mit der hohlen Hand Wasser geschöpft und es über die Steine ausgegossen.

Als der Bischof von Lüttich mit einer großen Anzahl Fremder, die damals die Stadt Antwerpen besuchten, den Grund der neuen Kirche in Augenschein nahm, trat er auch an den Holofernesbau, und von jenen Umständen in Kenntniß gesezt, soll er den Kopf geschüttelt und leise zu seiner nächsten Umgebung gesagt haben: „er zweifle, ob dieses ein verdienstliches Werk sey, denn es gelte das Sprichwort: wo der Herr sein Haus habe, da baue der Teufel eine Kapelle daneben.“ Holofernes kümmerte sich um dieses Gerede gar wenig, sein Haus stieg lustig in die Höhe, und als man bei dem Münster erst zu den Fenstern gelangt war, stand es schon fertig unter Dach, ein schönes, stolzes Gebäude, dessen zierlicher, schlanker Giebel mit dem saubern, künstlichen Bildwerk sich in den Wellen des Hafens spiegelte, zur Bewunderung und Freude der fremden Seefahrer, die ohne Aufhör die Klugheit, Milde und Menschenfreundlichkeit, so wie den Geschmack des reichen Erbauers priesen.

Als man an die Vertheilung der Gemächer ging, wollten sich wiederum die Männer der Stadt thätig zeigen, und schlugen vor allen Dingen eine Menge hülfsbedürftiger, kranker Leute vor, die man aus den überfüllten Krankenhäusern der Stadt hinüberschaffen sollte; doch Holofernes sagte auch hier in seiner kurzen, spöttischen Weise, indem sich sein schwarzer, struppiger Bart um Kinn und Wange beim Lächeln verzog: „Bleibt mir nur mit euerm dürftigen Gesindel vom Leibe, das auf dem Felde im Stich der Sonne verkümmert ist, und das nur immerhin auf der elenden Scholle vergehen mag, an der es die Zeit seines Lebens über geklebt hat; mein Haus steht da für Seeleute, für kecke, muntere Bursche, die das frische Element als seine verzärtelten Kinder immerdar in lustigen Wiegen geschaukelt hat, die kein anderes Gebot kennen, als das ihres Kapitäns, und keine Lust, als die flüchtige, von Wellen und Wind ihnen gegönnte.“ Nach diesem Ausspruch ging er jezt daran, den Platz zu vertheilen, und es fanden sich nun eine Menge Leute, theils wirklich bedürftige alte Schiffer, theils aber auch lockere, umtreibende Gesellen, denen das Meer stets als sichere Freistätte gedient hatte, um dem Arm der Gerechtigkeit zu entfliehen. Eine Anzahl Gemächer, und zwar die stattlichsten, behielt sich der Kapitän vor, wo er denn fremde reiche Leute, die ihn besuchten, auf das Trefflichste bewirthete. Die mächtigen Speicher wurden zu Waarenlagern bestimmt, so wie zu Vorräthen für Verpflegung und Kost der Bedürftigen.

So löblich sich diese Einrichtungen auch Anfangs auswiesen, so fand sich doch bald hie und da ein Umstand dabei, der zeigte, daß der Zweck des Erbauers kein durchaus frommer und verdienstlicher war. Das Erste war schon gleich, daß die Gemächer, die, wie Holofernes vorgab, dazu bestimmt waren, daselbst Zusammenkünfte und Unterredungen über Schiffahrt, Handel, so wie Kunde fremder Länder zu halten, von Leuten angefüllt wurden, die in rohen Gelagen ihre Lust fanden und tief in die Nacht hinein jubelten und lärmten, wenn schon längst im Umkreis der frommen Stadt sich die Bürger zur Ruhe begeben hatten.

Zur Zeit, als dieses sich begab, lebte nicht weit von Antwerpen ein junger Mann, Adrian van Roos, der in höchst dürftigen Umständen sich befand und dabei eine alte Mutter und fünf unerwachsene Geschwister zu ernähren hatte. Er war früher in Seediensten gewesen und suchte diese von neuem, obgleich sein Mißgeschick ihn lange in der Irre herumgetrieben, ohne ihn eine vortheilhafte Anstellung finden zu lassen. So kam er denn einmal nach manchem Ausflug wieder zurück in die Vaterstadt und wandelte bei eben anbrechender Nacht auf der Rhede umher, mit bekümmerter Seele und fast trostlosem Gemüth. Der Platz, den Anfangs noch ein unruhiges Leben erfüllt hatte, lag jezt in tiefer Stille, der Nachtwind, mit stärkerem Fittich dahinziehend, spielte mit den Flaggen und Wimpeln der Schiffe, schüttelte das Tauwerk und kräuselte die finstern Wellen, die, von Weitem kommend, mit eintönigem Geräusche an die Seitenwände der ruhenden Kolosse schlugen, deren Mastenwald hinauf in die dunkelnde Bläue ragte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende August.

Der Scribesche und der Holteische Robert der Teufel.

Noch immer speit die Hölle ihre Schrecken auf uns aus: ich muß Ihnen schon wieder vom Teufel Nachricht geben. Der Eindruck der Meyerbeerschen Oper wird täglich zweifelhafter. Die geringe Gewandtheit einiger hiesigen Stimmführer in Sachen des Theaters gereicht nicht so sehr den Stücken zum Schaden, die sie tadeln, als vielmehr denen, die sie loben. Ueberdies ist der größere, nüchterne Theil des Publikums nicht fähig, in eine Begeisterung einzustimmen, die sich leicht aus unreinen Quellen erklären läßt. Es mag nichts daran seyn, daß die Juden, Meyerbeers ehemalige Glaubensverwandte, es diesmal auf einen Kampf pro aris et focis ankommen lassen wollten, oder daß einige Literaten glaubten, jezt sey die Zeit gekommen, da sie ihre Erkenntlichkeit für die Ehre und das Vergnügen der Beerschen Soirées an den Tag legen müßten; aber man denkt sich doch die Möglichkeit dieser geheimen Triebfedern, und wird daher gegen die genannte Oper immer lauer gestimmt. Dennoch thut man dem Kunstwerke Unrecht, namentlich dem Texte, dessen Frivolität durchaus nicht so entsezlich ist, wie einige Beurtheiler haben glauben machen wollen. Daß z. B. während der Messe ein Ballet getanzt wird, gehört zum Sinne der Fabel, daß sich die vermummten Nonnen plözlich zu lüsternen Verführerinnen umwandeln, rechtfertigt sich durch den unübertrefflichen Eindruck dieser Scene. Herr von Holtei hat vielleicht auch an dieser Auffassung des Sujets Anstoß genommen, wenigstens sind in der „dramatischen Legende,“ die bis jezt an zwei Abenden im Königsstädtischen Theater aufgeführt worden ist und dieselbe Fabel behandelt, ähnliche schneidende Kontraste vermieden worden. Diesen neuen dramatischen Robert hatte ich zum Theil im Sinne, als ich Ihnen wiederum eine diabolische Unterhaltung ankündigte.

Herr von Holtei versteht es, aus dem Augenblicke Nutzen zu ziehen. Als von Tiecks neuer Bearbeitung des Goetheschen Faust die Rede war, schrieb er den Johannes Faustus, der vor mehreren Jahren hier sehr gern gesehen wurde; den ewig jungen Eindruck der Bürgerschen Lenore gab er in seinem bekannten Rührdrama wieder, und jezt war Robert so sehr an der Tagesordnung, daß ihm Hr. Cerf für die dramatische Bearbeitung dieses Stoffes nur wird dankbar seyn können. Der neue Dichter hat sich mehr an die Ueberlieferung gehalten, als Scribe, daran aber sehr Unrecht gethan, weil man einen epischen Stoff zum Behufe des Drama nicht besser ummodeln konnte, als der Franzose that. Herr von Holtei schneidet seinen Robert in zwei Hälften, läßt ihn in den beiden ersten Akten gleich einem Tiger wüthen und in den drei lezten zum Lamme werden. Die Oper hält diesen Dualismus bis zur Schlußscene fest und erreicht damit für Poesie und Musik Vorzügliches. Ich muß gestehen, daß ich mich freilich entsezt hätte, wenn der ritterliche Normane abwechselnd von irgend einer Verhimmelung plözlich in seine rasende Wuth übergesprungen wäre; aber entweder ist dieses Sujet recht eigentlich nur für die Oper geschaffen, oder die Klippe ließ sich noch auf eine andere Art vermeiden. Hr. von Holtei hat sich in seiner Legende die Sache sehr leicht gemacht. Im ersten Akt erschlägt Robert seinen Lehrer, die Ritter, die mit ihm turnieren, blendet einen Freund, wird vom Hofe seines Vaters verbannt; im zweiten wüthet er mit einer Räuberbande in den Wäldern, erschlägt Wehrlose und Bewaffnete, kurz, er ist recht eigentlich Robert der Tiger, wie er in Oesterreich nach dem Willen der Geistlichkeit muß genannt werden. Welche Verirrung! Dieser Teufel ist wahrlich nichts mehr, als ein Unband, dem zum erstenmale ein Säbel in die Faust geräth, der aus der Schule läuft und Straßenraub begeht. An diesem Robert sieht man nur, daß er eigentlich ein Vieh ist. Robert sieht im Walde ein Mädchen (sie soll die Alice, die unübertreffliche Alice der Oper seyn, und wird in der Königsstadt von der unausstehlich gemein-naiven Frau von Holtei gespielt); das Erste, worauf er verfällt, ist, sie zu ermorden; ja, daß er sie schänden könnte, ist nicht einmal der lezte, sondern der zweite Gedanke, dem der dritte, wiederum Mord, folgt: er läßt sie zum Tode führen. Man begreift, daß dieser Robert weder etwas vom Don Juan, noch vom Mephistopheles hat, sondern nur ein Caliban ist. Endlich, und zwar am Schluß des zweiten Aktes, bekehrt sich der Held, richtiger, er fängt an, sich zu civilisiren. In der Oper geschieht diese Umwandlung unter Orgelbegleitung, im Drama — unter obligatem Kuhgeläute. Wir sind wie nach der Schweiz, oder vielmehr nach Holbeins Alpenröslein versezt; die Heerden kehren von den Triften heim, die Schalmei flötet herüber, und Robert trifft die Mutter, die ihm seinen Ursprung auseinandersezt. Sie habe ihn, sagt sie, da ihr Leib so gar verschlossen geblieben sey, endlich vom Teufel erfleht, so den ungeduldigen Vater befriedigt, ihm aber dadurch die unvermeidliche Aussicht auf die Hölle gegeben. Nun Robert sein Elend weiß, bessert er sich, gleichsam nach dem Philosophem: wer von sich weiß, bestimmt sich selbst, und zieht nach Rom. Die Schicksale dieser langwierigen Pilgerfahrt füllen die drei noch übrigen Akte aus. Der König von Rom, Astolf, kämpft mit den Sarazenen; sie drängen ihn gar hart, sein tapferer Seneschall, dem er die Hand der Tochter verweigerte, verläßt ihn treulos und racheflammend, er wird hie und da total geschlagen. Jene Tochter ist, des dramatischen Effekts wegen, stumm; eine höchst unglückliche Idee, da sie für eine Prinzessin sehr unpassend ist. Naive Naturkinder, genienhafte Begleiterinnen, auf jeden Fall Mädchen von niederer Herkunft mögen sich immerhin zu diesem Naturfehler eignen; die Beweglichkeit, die Aufregung, der lebhafte Ausdruck der Mienen fällt da nicht auf; aber eine Prinzessin, die nur Hoheit um sich verbreiten soll, die nicht gut ohne Schleier und Schleppe sich sehen lassen darf, ist, wenn ihr die Sprache fehlt, ein jammervoller, unbeholfener Anblick. Wahrlich, wenn dies das Mitleiden seyn soll, das die Tragödie erregen muß, so war der Zweck hier vollkommen erreicht.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

Wie heißt der Lichtschirm, schönes Kind,
Er tritt oft vor ein Licht geschwind,
Und siehst du vor dem Licht ihn stehn,
So kannst du nicht dahinter sehn.

Der Schirm ist eine Wolke nicht,
Das Licht ist nicht der Sonne Licht;
Doch kann er trübe Wolke seyn,
Und Sonne wohl des Lichtes Schein.

Manch schönes Morgenroth erschien,
Wo lieblich diese Sonne schien,
Und theuer war oft guter Rath,
Wenn trüb vor sie die Wolke trat.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 211.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 3. September 1832.

Sie träumten Götterthiergestalt
Und Räthselbilder mannichfalt.

Rückert.

Der Vogel Phönix.

Von J. W. Pfaff.

Es ist gewiß unter alle, die dem Morgenblatte ihre Theilnahme schenken, eine Kunde von dem Vogel Phönix gekommen, sey es als eine dunkle Jugenderinnerung, oder als schmeichelndes Bild von etwas Vortrefflichem, oder als Tradition von der Verjüngung der menschlichen Dinge.

Diesen seltenen Vogel Phönix, der ehmals aus Arabien nach Egypten zog, bewundert von den Schaaren der ihn begleitenden und begrüßenden Vögel, den die Alten als den Träger eines astronomischen Geheimnisses betrachteten, in welchem selbst der strenge Geschichtschreiber Tacitus den Volksglauben ehrte, möchte ich wieder in lebendige Erinnerung bringen; seinen alten Adelsbrief möchte ich wieder herstellen unter seinen sternverwandten Genossen, dem himmlischen Schwan und Adler.

Ich muß es wagen, den gebildeten Leser in eine uralte Zeit zu versetzen, in alte Ruinen zu führen, nicht des sentimentalen Mittelalters, sondern der heidnischen Welt; eine sternbeschauende siderische Stimmung möchte ich in ihm erregen, wenn ich es könnte. Der Leser darf nicht fürchten, daß ihm alte chronologische Dispute vorgeführt werden, daß die Sorbonne ihm lästig falle und der Staub ihrer Folianten, und die veralteten Pergamente, durch die kein noch so feiner Witz dringt; ich möchte ihn vielmehr in einen Kreis leuchtender Sterne führen, eine edle Phönixkompagnie versammeln, die aus der Asche, welche Brand und Zerstörung von der alten Weisheit noch übrig gelassen, ein kleines Goldkörnlein sucht, an den Geheimnissen der Zahl Sieben sich erfreut und platonische Sagen deutet.

Berichte über den Phönix. — Die lezte Kunde von diesem Vogel gibt der Geschichtschreiber Tacitus, dessen Bericht hier aufzunehmen, mir gestattet seyn möge. „Im Jahr 787 der Erbauung Roms (etwa vor 1800 Jahren) kam nach Verlauf vieler Jahrhunderte der Vogel Phönix nach Egypten, und gab den Gelehrtesten unter den Eingebornen und den Griechen Stoff, viel über dieses Mirakel zu verhandeln; ich will das, worüber sie übereinkommen, und mehreres Zweifelhafte, das aber nicht gerade ungereimt ist, daraus ausheben. Dieser der Sonne geheiligte Vogel unterscheidet sich nach Uebereinstimmung derer, die seine Gestalt ausgemacht haben, von den andern Vögeln durch die eigenthümlichen Federn und durch seinen Kopf. Ueber die Anzahl der Jahre sind die Meinungen verschieden, gemeinhin wird der Zeitraum (von einer Ankunft bis zur andern) von 500 Jahren angegeben; einige behaupten, es sey ein Zwischenraum von 1461 Jahren, und die frühern Vögel seyen zuerst unter Sesostris, dann unter Amasis, und endlich unter Ptolemäus, dem dritten macedonischen Regenten, und zwar in die Stadt Heliopolis geflogen gekommen, unter großem Geleite anderer Vögel, die den neuen Anblick bewunderten. Doch die ältern Perioden sind dunkel, denn

zwischen Ptolemäus und Tiber waren weniger als 250 Jahre. Daher glaubten einige, dieß sey ein falscher Phönix gewesen; er sey auch nicht aus Arabien gekommen und habe auch nicht die Gewohnheit geübt, welche sich auf alte Berichte gründet. Nämlich, wenn die Zahl seiner Jahre herum sey und sein Tod herannahe, baue er in seinem Lande ein Nest, befruchte dasselbe, und daraus entstehe der junge Vogel; sobald dieser herangewachsen, sey seine erste Sorge, seinen Vater zu begraben; und dieß bewerkstellige er mit Vorsicht, denn er hebe die Masse von Myrrhen, worin jener eingehüllt, auf, und versuche sich damit eine Strecke weit, und erst wenn er sich für stark genug halte, die Last zu tragen und den vorhabenden Weg zu machen, belade er sich mit des Vaters Leiche, trage sie in den Sonnentempel und verbrenne sie daselbst. Dieß ist ungewiß, mit fabelhaften Zusätzen. Uebrigens zweifelt man nicht, daß dieser Vogel bisweilen in Egypten gesehen werde."

Der römische Naturforscher Plinius beschreibt ihn genauer; er habe die Größe eines Adlers, um den Hals Goldglanz; sonst sey er purpurfarbig, der Schwanz blau mit rosenfarbigen Federn, auf dem Kopf trage er einen spitzigen Federbusch. Er meldet ferner: Niemand habe ihn fressen sehen; er lebe 509 Jahre, und diese Periode beziehe sich auf das große Weltjahr; die Geschichte mit der Leiche des Vaters weiß er auch. Herodot, der älteste der griechischen Geschichtschrieber, erzählt sie wie Tacitus; Aristoteles schweigt gänzlich.

Die neuesten glaubwürdigen Zeugen, diesen seltenen Vogel betreffend, sind die französischen Gelehrten, welche die Expedition nach Egypten begleiteten. Sie sahen sein Bildniß mehrmals in den egyptischen Tempeln, und erkannten es namentlich an dem besondern Umstand, daß es immer in Begleitung eines Sterns erschien. In der Description d'Egypte haben sie mehrere Abbildungen des Vogels mitgetheilt, die der Leser mit den Beschreibungen der Alten zusammenstellen könnte *).

Die angeführten Zeugnisse geben uns natürliche Veranlassung zu einigen einleitenden Bemerkungen. Unbedenklich ist der Vogel Phönix eine egyptische Hieroglyphe, die älteste, und die sich zugleich am längsten lebendig erhalten hat. Es ist auch fast nicht zu bezweifeln, daß eine naturhistorische Idee dabei zu Grunde liegt; blos phantastische Vögel, gleichsam bloße Arabesken, hatten die Egypter nicht. Vielleicht spielt ein alter Volksglaube mit, oder ist in späterer Zeit mit Ausschmückung in die Sage übergegangen. Wir haben aus dem Alterthum noch ein authentisches Beispiel einer lebendigen — wahrscheinlich astronomischen — Hieroglyphe. Es ist dieß die Hieroglyphe des Stiers Apis, dessen Lebensperiode auf fünf-und-zwanzig Jahre von den Priestern — die ihn nicht länger leben ließen — gesezt wurde; und die ausführliche Beschreibung seiner Merkmale gibt, höchst interessant, einen Begriff von dem Sinne des witzigen Volks am Nilfluß für die Bedeutsamkeit natürlicher Symbole. So wie dieses lebendige Symbol, der Apis, ganz allgemein in Ehren und unter dem Volke bekannt war, so ist wohl auch der edle Phönix nicht blos in den Tempeln und unter den Priestern geblieben. Aber keine Festlichkeit, keine feierliche Begrüßung, kein Opfer wurde ihm zu Theil; Herodot, der sein Bildniß im Tempel sah, berichtet rein nichts davon; der Vogel, der die Leiche seines Vaters auf dem Altar des Sonnentempels den Flammen übergibt, ist die Haupt- und einzige Person bei der Ceremonie, während die Schaar der Vögel, die ihn bewundernd begleiteten, verschwindet.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) S. Descript. d'Egypte, Tom I. Tab. 60., Fig. 22., Tab. 78., Fig. 16., Tab. 80., Fig. 17. Ein hieroglyphischer Vogel, die Jahreserneurung bedeutend, findet sich anderswo in diesem Werke.

Der fliehende Holländer.

(Fortsetzung.)

Adrian heftete seinen Blick auf die Stadt und sein Auge traf jene Fenster, welche von dem späten Kerzenlicht, bei dem die lustigen Brüder schwärmten, hell erglänzten; er wußte nicht, wem der neue Bau gehörte, so lange war er von seinem Geburtslande abwesend gewesen. Er sah sich um, ob Niemand da sey, der ihm darüber Auskunft geben könnte, und gewahrte einen Mann, der dicht neben ihm stand, ohne daß er nur das Mindeste von dessen Annäherung vernommen. Adrian blickte ihn an und jener erwiederte den Gruß, indem er leise an dem großen, breiten, niederhängenden Hut zog, der sein ganzes Gesicht beschattete. „Wenn Ihr ein Bewohner dieser Stadt seyd," hob der Jüngling die Rede an, „so habt die Güte, mir zu sagen, wer in jenem neuen Hause wohnt." — „Ich will noch mehr thun," entgegnete der Fremde mit einer tiefen, rauhen Stimme, „ich will Euch an den Besitzer jenes Hauses empfehlen, als an denjenigen, dessen Hülfe Ihr eben jezt eifrig sucht." Der Jüngling sah seinen Nebenmann befremdet an. „Wie wißt Ihr, daß ich irgend einer Hülfe bedürftig bin?" — „Laßt das gut seyn," war die Antwort, „es sey Euch genug, daß ich da bin, um Euch einen Dienst zu leisten. Es ist gerade eine Unternehmung im Werke, wo man Eure Hülfe nicht ausschlagen wird. Geht in das Haus dort; das Zimmer, wo die lustigen Gesellen bei Wein und Karte beisammen sind, laßt rechts liegen und steigt eine kleine Treppe hinauf am Ende des Ganges, da kommt Ihr in ein Gemach, darin sitzen zwei Männer; derjenige,

der Euch entgegenkommen wird mit der Frage: „Nun, Berth, wie geht der Wind?“ mit dem schließt Euer Geschäft ab, denn er ist's, der Euch helfen kann; zum Ueberfluß könnt Ihr auch noch sagen, daß Euch der Kapitän Clamfort hingewiesen hat.“ Diese Worte waren kaum ausgesprochen, als der wunderbare Mann, nachdem er jenen kurzen Gruß wiederholt hatte, auch wieder verschwunden war, ohne daß Adrian recht begriff, wohin und auf welche Weise. Nur das Tauwerk eines mächtigen Schiffes neben ihm klapperte heftiger im Nachtwind, und es kam ihm vor, als klettere ein schwarzes, unkenntliches Wesen mit Schnelligkeit den schwankenden Mastbaum hinan. Den Jüngling überlief ein unbehagliches Gefühl; er sah sich wieder einsam auf dem Platze und wußte nicht, ob er dem Rath des Unbekannten folgen solle oder nicht; endlich entschloß er sich zu dem erstern, indem er mit Anstrengung die beunruhigenden und finstern Betrachtungen niederkämpfte.

Alle Umstände, bis auf die geringsten, fanden sich gerade so vor, wie sie der Fremde beschrieben; Adrian stieg die Wendeltreppe hinauf, und als er die Thür eines kleinen Gemachs öffnete, befiel ihn ein Grausen, denn vor ihm stand ein langer dürrer Mann, der ihm die Worte zurief: „Nun, Berth, wie geht der Wind?“ An einem Tisch saß ein zweiter, dessen Kleidung und Aeußeres einen Mann aus höherm Stande bezeichneten. Als der Kapitän merkte, daß er seine Frage an den Unrechten gerichtet, zog er ein finsteres Gesicht und rief barsch: „Wer seyd Ihr — was wollt Ihr hier?“ Der Jüngling antwortete mit fester Stimme: „Ihr habt eben eine große Unternehmung vor, dazu braucht Ihr die Hülfe eines Menschen, der Euch noch fehlt — nehmt mich dazu.“ Jener wich einen Schritt zurück, indem er rief: „Wie wißt Ihr von dem, was wir so eben in tiefem Geheimniß mit einander besprachen?“ — „Gleichviel,“ sagte Adrian, „ich weiß es, und damit gut.“ — „Ich habe einen tüchtigen Steuermann nöthig,“ rief Holofernes. „Dazu kann ich dienen,“ frohlockte der Jüngling; „bis jezt habe ich keinem andern Geschäft vorgestanden und stehe darin, ohne mich zu rühmen, meinen Mann.“ Der Kapitän sah dem Jüngling ins offene, jugendlichschöne Antlitz; die kecken Worte, noch mehr das Zuversichtliche und Seltsame, das in seinem Wesen lag, nahm ihn für den kräftigen Burschen ein und er rief: „Nun wohl, bringt mir Eure Papiere, und der Handel soll abgeschlossen seyn, damit Ihr seht, gestrenger Herr,“ wandte er sich zu seinem Nachbar am Tische, „wie ich den Befehlen Eurer Herrschaft aufs Geschwindeste nachkomme.“ Der Mann, welcher bis jezt einen stummen und, wie es schien, verwunderten Zeugen des ganzen Auftritts abgegeben, erhob sich jezt und rief, mitten in der Stube stehend: „Nun wohl, an! Ihr seht selbst, Herr Kapitän, wie sich Alles zu Eurem Willen fügt; laßt denn unsere Sache abgemacht seyn: Ihr übernehmt selbst die reiche, kostbare Ladung, und die Schatzkammer wird es an einem tüchtigen Zuschuß nicht fehlen lassen; jezt aber kommt und laßt uns unten einen tüchtigen Humpen leeren auf Abschluß der langen Verhandlung. Ihr, Meister Steuermann, mögt nur auch mitkommen.“

Die drei Männer stiegen jezt hinunter und mischten sich im großen Versammlungssaale unter die Gruppen der fremden und einheimischen Schiffer, so wie einiger jungen Leute aus der Stadt. Es wurde gespielt, theils mit Würfeln, theils mit der Karte; ein großer Theil saß aber um einen weitgereisten fremden Schiffsherrn herum, der von seinen Abentheuern und Schicksalen erzählte. Adrian suchte ein stilles Plätzchen, wo der Lärm ihn nicht von der Betrachtung über sich und das wunderbare Ereigniß der lezten Viertelstunde abhielt. Er wußte nun, daß er es mit dem berüchtigten Kapitän Holofernes zu thun hatte, und so vortheilhaft ihm diese Verbindung, von einer Seite betrachtet, schien, so drängte ihn auf der andern sein Gewissen; besonders fiel es ihm jezt ein, über die Erscheinung des Mannes auf dem Hafenplatz zu grübeln, so wie über die wunderbare Art, wie jener ihm alle Umstände, wie sie sich nachher wirklich begaben, vorhergesagt. Troz dieser Zweifel war er jedoch herzlich froh, ein so gutes Geschäft gefunden zu haben, und beschloß zulezt, die Gunst des Glückes zu erfassen, ohne durch zu weit gehende Besorglichkeit und Furcht sich ihrer unwerth zu machen. Er erhob sich und trat jezt auch in den Kreis, der um den Erzähler sich geschlossen hatte. Der fremde Schiffer war eben mit dem Bericht eines Abentheuers fertig geworden, und die Zuhörer wechselten ihre verschiedenen Meinungen über das Erzählte. Jezt erhob sich einer unter ihnen und nahm das Wort. Er war klein von Wuchs, und den feinen Zügen seines Gesichts sah man erst, wenn man sie näher ins Auge faßte, das hohe Alter an; sie hatten etwas Friedliches, Stilles, und ganz verschieden von den andern rohen, derben Physiognomien, blickten aus der seinigen die Spuren von Kränklichkeit und Leid. „Verehrte Kameraden,“ sagte er, „was böse und gute Schicksale auf der See betrifft, da kann ich wohl auch ein Wörtlein mitsprechen; denn so wie ihr mich hier seht, bin ich nun schon sechzig Jahre im Dienste auf dem Schiffe. Sturm und Ungewitter, Sonnenbrand und Frühlingssäuseln sind über mein Haupt dahingegangen, dreimal hat der Blitz den Mast zerschellt, an dem ich hing, sechs Schiffe sind unter mir geborsten, auf Tonne und Brett bin ich dahingeschwommen; Hungersnoth und Pest habe ich am Bord gesehen, und die krummen Säbel der Ungläubigen haben zu meinen Füßen gemordet; der große Gott hat mir immer das Leben geschenkt; er hat mich geführt,

der Erde uraltes Antlitz zu schauen, dahin, wo noch keine Menschenhand es verstümmelt; ungeheure Wälder, die die Seele mit Grauen und Anbetung erfüllen, rauschten über meinem Haupte zusammen; unter meinem bebenden Fuße klang der Fall heiliger, wunderbarer Ströme, deren Bild nicht im Traume unserm Sinne beikommt. Nun aber weiß ich aus meinem ganzen Leben keinen Anblick und kein Ereigniß zu erzählen, dessen Gedächtniß noch jezt meine ganze Seele mit so eiskaltem Schauder, mit so tiefem Entsetzen erfüllt, als ein Abentheuer, welches ich auf einer Fahrt im Nordmeere erlebte."

„Erzählt, Vater Martin," riefen mehrere junge Bursche und rückten näher; auch vom Spieltisch standen einige Leute auf und gesellten sich zu dem Kreis. „Hat einer von euch," sagte Martin, „wohl etwas gehört vom fliehenden Holländer?" — „Freilich," entgegneten zwei alte Schiffer und bekreuzten ihre Brust; „das ist ja das alte Gespenst, welches tausend Jahre schon herumfährt auf allen Meeren; wir nennen ihn auch den magern Kapitän, weil an dem ganzen Kerl nicht viel mehr seyn soll, als ein nackter Schädel und ein Paar dünne Arme und Beine. Wer aber hat ihn gesehen?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende August.

(Beschluß.)

Diabolisches. Literarisches.

Robert muß nach dem Spruche Gottes am Hofe Astolfs die Schmach eines Bettlers dulden; dies ist die Sühne seiner Verbrechen. Aber der Geist jener in der Normandie umgekommenen unschuldigen Frau von Holtei fordert ihn auf, die Waffen zu ergreifen und für Astolf zu kämpfen; solches thut er, er verhilft zum Siege, der Seneschall tödtet sich selbst, die Prinzessin fängt an, gebrochen Deutsch zu sprechen, und Robert, der Engel, darf sie die Seinige nennen. Dem alten Astolf ist es besonders lieb, daß jener blödsinnige Bettler, jener weiße Ritter in der Schlacht, der den Sieg errang, ein seiner Tochter Ebenbürtiger ist. Freudig, daß ihn der Conflikt der Umstände zu keiner Mesalliance des Verdienstes zwingt, legt er die Hände der Liebenden — der Liebenden? allerdings, die stumme Königstochter hatte längst gemerkt, daß der mit Füßen getretene Bettler, der entstellte, wilde Blödsinnige ein Anderer sey, wohl würdig ihrer Zuneigung — ich sage, er legt die Hände der Liebenden in einander. — Die Diktion des Hrn. v. Holtei ist sehr mittelmäßig. Sein Unstern hat gewollt, daß ihn Goethe einmal seinen Sohn nannte; diesem Namen muß er Ehre machen, er fühlt das, er will es, er kann nicht. Ich habe lachen müssen, als Roberts Mutter zu dem Teufel sagte: „Thue, was Du mußt, ich thue, was ich kann!" Ich sah nämlich, wie ungeschickt jenes Michelbeersche: „Stirb, wenn Du darfst, und lebe, wenn Du kannst!" nachgeahmt war.

Wie sehr wir aber den Teufel in der Gewalt haben, bezeugt eine zweite Erscheinung auf demselben Theater in der Königsstadt, ein Teufel, der seiner Thränen zuweilen nicht Meister ist, dem es zu öfterm an Gelde fehlt, und der eine Prise nicht abschlägt, wenn ihm die, die sich ihm verschrieben haben, ihre Dose präsentiren. Diesen sentimentalen Teufel verdanken wir dem Baron von Wimpffen, der in einer Lokalposse: „Des Pastetenbäckers Zwetkerls Leben, Thaten und Höllenfahrt," eine reiche Quelle des glücklichsten Humors geöffnet hat. Hier haben wir den lustigen, armen und dummen Teufel, wie er selbst von den ihm Verfallenen überlistet wird. Er ist feuerroth, wüthig, abscheulich, aber wo er ein Auge in Thränen sieht, muß er sein Schnupftuch ziehen; er liefert dem Pastetenbäcker Tausende von Goldstücken, scheinbares Geld, Zahlpfennige, und kann zulezt keine sechszehn Groschen aus seiner Börse herausfinden; die Versenkungen in die Hölle glücken nicht immer, er bleibt zuweilen zum Hohngelächter des Publikums und derer, die ihm verkauft sind, stecken; seine Hölle selbst ist grimmig kalt, es fehlt ihm an Holz, sie heizen zu lassen, kurz der Jammer des Fürchterlichen ist unbeschreiblich. Wird nun diese Rolle, wie es auf jenem Theater geschieht, mit einer tüchtigen Unverschämtheit, die den Kontrast der Verlegenheit nur noch erhöht, gespielt, so läßt sich keine ergözlichere Wirkung denken. Herr von Wimpffen hat das erste Heft eines humoristischen Polpourri, das er Zwickbuch nennt, herausgegeben; man lobt es nur bedingungsweise; ich habe es selbst nicht gelesen.

An sonstigen literarischen Erscheinungen sind wir sehr arm. Es ist überall dieselbe Klage, in Paris und London, überall zwei Schillingsschriften, die keinen Werth haben. Die deutschen Buchhändler pflegen recht gute Barometer der Volksstimmung zu seyn; der Restauration schenkten sie allen Glauben, und wie wenig sie sich getäuscht haben, beweist die literarische Aufregung der Tage vor der Julirevolution. Noch nie war die Fabrikation bis zu einer so einträglichen Höhe gekommen, wie damals. Die politischen Verhältnisse seit 1830 aber waren bald nur noch den flüchtigen Erscheinungen des Tages günstig, die Zeitschriften machten sich vom Interesse des Buchhändlers immer mehr frei, an die Stelle der Buchhändler traten hie und da schon, nach französischem Muster, Aktionäre. Seit den Bundesbeschlüssen sollte man nun fast erwarten, die Fabrikanten werden wieder alle Hände rühren, um nur die Stille, die im deutschen Reich eingetreten ist, mit einigem Lärm auszufüllen; aber die Buchhändler wissen sehr wohl, daß sich 1819 von 1832 bedeutend unterscheidet, daß das Publikum sich sehr verändert hat. Wolfgang Menzel hat in seiner jezt erschienenen und hier viel gelesenen Reise nach Oesterreich dies Verhältniß der Literatur zur politischen Aufklärung sehr treffend bestimmt. Er sagt, in Beziehung auf die im Jahre 1830 noch vorhandene Aussicht eines allgemeinen Krieges: „Ich stelle unbedingt und für alle Fälle den Saz fest, daß das Resultat eines Krieges allemal gleich ist der Bildungsstufe im Frieden vor dem Kriege." Dasselbe Gesez gilt für die Literatur. Die Deutschen hätten seit 1815 Vorzüglicheres geliefert, wenn sie am Tage der Schlacht von Jena nicht Taschenbücher gedruckt, wenn Hegel an demselben Tage zwar immerhin seine Phänomenologie des Geistes vollendet haben möchte, seine Schüler daraus aber nicht einen so thörichten Schluß gezogen hätten, als sey an jenem Tage Deutschland gebrochen und wieder aufgebaut worden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 212.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 4. September 1832.

Ich schwör' darauf, 's ist wahr; nie logen Reisende,
Schilt gleich zu Haus der Thor sie.

Shakespeare.
Der Sturm.

Der fliehende Holländer.

(Fortsetzung.)

„Ich," rief Martin, „ich habe den fliehenden Holländer erschaut, liebe Kameraden; doch nicht sowohl ihn, als sein Schiff. Es ist keine Fabel, kein Mährchen, und ich würde von jener gräßlichen Nacht, die mein Haar plötzlich grau färbte, gar nicht zu sprechen wagen, wären wir nicht auf festem Boden und sonder aller Gefahr. So erfahrt denn, daß ich vor ungefähr zwanzig Jahren eine Fahrt machte von den schetländischen Inseln aus unter einem Kapitän, der ein Irländer und der gottloseste Mensch war, den ich jemals kennen gelernt; er glaubte weder an Gott noch an die Heiligen, und hatte schon Schandthaten ausgeübt, vor denen eine christliche Seele im Innersten schaudert. Mit einem solchen Menschen unter einem Dache zu seyn, ist schon ein bös Ding, nun aber in einem und demselben Schiffsraume eingeschlossen, auf wildem, finsterm Meer, von aller menschlichen Hülfe weit, weit entfernt, mitten unter Larven und Ungeheuern mit ihm dahinfahren, das, Freunde, ist doch noch übler. Es ist jedem Schiffer bekannt, daß am Tage des heiligen Blasius keiner eine Fahrt unternehmen soll, wir aber lichteten die Anker gerade, als das Meßglöcklein läutete und die Prozessionen ihren Anfang nahmen; an ein frommes Gebet, an Altar und Betstund war nicht zu denken, dagegen waren Flüche und lose Lieder ein angenehmer Zeitvertreib bei der wilden, jungen Mannschaft. Anfangs ging die Fahrt noch leidlich, als wir aber auf die Höhe des offnen Meeres kamen, da drangen fürchterliche Stürme uns nach. Nun sagt man, daß in der ersten Nacht des gänzlich verfinsterten Mondes die See von Gespenstern wimmle, die in der Finsterniß, in der Oede ihr Wesen treiben. Wir sahen auch seltsame weiße Scheine dahin huschen über die Wellen, ohne daß wir wußten, woher sie kamen, noch wohin sie verschwanden. In einer Nacht, wo es toller als jemals auf dem Schiffe herging — die See lag im trüben Nebel schwarz und dunkel da — waren wir alle auf dem Verdeck versammelt, und so wie jezt, sprach einer von uns vom fliehenden Holländer. Der Kapitän hörte aufmerksam zu, dann erhob er sich und in seinem trunkenen Muthe, wie er war, rief er in die See hinaus, das Gespenst solle erscheinen, er fordere es zum Kampfe heraus. Die Gesellen lachten, mir aber war nicht erbaulich zu Muth. Wie das Geschrei und Rufen eben am ärgsten war, da — ach, lieben Freunde, mir schaudert's noch — da wurde es auf einmal todtenstill um uns her, alle sahen sich betroffen an, keiner wußte, was es bedeutete, endlich blieb allen der Blick wie erstarrt rückwärts gerichtet: da zog durch die Fluth, leise, ohne das mindeste Geräusch, ein großes, ein ungeheures Schiff auf uns zu, das — ein fürchterlicher Anblick — von unten bis oben zur Spitze des großen Mastes ganz weiß durch die Nacht schimmerte. Kein Laut regte sich, indeß das Todtenschiff immer näher kam. Endlich fiel die ganze Mannschaft auf

die Knie und rief mit ungeheurem Geschrei die Hülfe Gottes und der Heiligen an. Was geschah? ein fürchterlicher Stoß erschütterte unser Schiff, wir stürzten nieder, und als wir wieder aufblickten, war das Gespenst verschwunden, der Kapitän aber mit, und nie haben wir wieder etwas von ihm erfahren."

„Wohlverdiente Strafe!" rief der alte Schiffer, welcher früher seine Begebenheiten erzählt hatte. „Und das war das ganze Abentheuer, welches Ihr bestanden?" fragte ein junger Mann; „ich dachte, Ihr wäret mit den wunderbaren Leuten auf jenem Schiffe handgemein geworden." — „Dafür hätte ich gedankt," erwiederte Martin; „ich will nicht wissen, was es für Gesellen waren, die auf dem Schiffe saßen." — „Man sagt," nahm ein anderer Zuhörer das Wort, „daß der magere Kapitän manchmal Böte aussetze, in denen sich Leute befinden von ganz sonderbarem Ansehen und wunderlicher Tracht, und diese sollen dann allerlei Briefe abgeben wollen, an Personen gerichtet, die vor undenklichen Jahren schon gestorben sind." — „Das kann seyn," rief Martin; „ich erzähle nur, was ich mit eigenen Augen gesehen."

Eine Stille trat ein, dann sagte ein junger Matrose: „Mein Großvater hat mir auch von dem Gespenst erzählt, der aber meinte, es sey dahinter Niemand anders verborgen, als der, vor dem Gott unsre Seelen bewahre; auf dem Zauberschiffe seyen jedoch alle Unglücklichen versammelt, die sich ihm ergeben haben und die er nun viele Jahrhunderte lang mit sich herumführe, um sie dann, wenn ihre Zahl voll sey, allesammt in die ewige Verdammniß zu stoßen. Der alte Mann sagte noch ferner, daß der Böse nur den Schiffen erscheine, deren Kapitän oder Steuermann mit ihm einen Pakt geschlossen; dann segle oft mehrere Nächte lang das todte Schiff dem andern nach; gleichwohl könne der Kapitän sich und die Mannschaft aus den Klauen des Feindes retten, wenn er nur streng darauf halte, daß, während das Gespenst hinterher ist, kein Fluch, auch nicht der leiseste ausgestoßen werde auf dem ganzen Schiffe; so wie aber dergleichen geschieht, sind Schiff und Mann verloren und in der Gewalt des Bösen auf immerdar." — „Sehr wunderbar!" rief Martin, „dieser Umstand ist mir doch noch nicht bekannt gewesen, allein es mag damit wohl seine Richtigkeit haben." Der alte Schiffer nahm wieder das Wort und sagte: „Andre erzählen, der fliehende Holländer sey bei seinen Lebzeiten ein Schiffshauptmann gewesen und habe vor langen Jahren sein Wesen getrieben auf dem Meere. Unter allen Gräuelthaten, die er begangen, ist aber eine so unerhörte Frevelthat, daß er zur Abbüßung derselben nun bis an den jüngsten Tag in der Irre fahren muß." — „Und was ist dieß für eine That?" fragten Martin und noch einige andere. „Er soll," entgegnete der Erzähler, „zur Zeit eines ungeheuren Sturmes und da ihn kein Mittel mehr vom Tode hatte retten wollen, die heilige Hostie genommen und ins Meer geschleudert habe."

Diese Worte setzten alle Zuhörer in Erstaunen und Entsetzen, nur der Kapitän Holofernes beantwortete sie mit einem spöttischen Gelächter. „Wie mögt Ihr doch, Freunde," rief er, „solche Thoren seyn und an dergleichen Mährchen mit festem Glauben halten!" — „Keine Mährchen!" rief der alte Martin, „nur der Gottlose kann über solche Dinge spotten." Er sprach dieses mit einer ernsten, tiefen Stimme, indem er einen strafenden Blick auf den Kapitän warf. „Ich sage Euch aber," rief dieser, „Ihr mögt mich nun für gottlos halten, oder nicht, es sind leere, taube Mährchen, erfunden, um Kinder und schwache Greise zu schrecken; kein muthiger Schiffsmann, der sein Geschäft versteht, wird sich um derlei bekümmern. Hab ich denn nicht auch weite Reisen gemacht, und doch weiß ich kein Wörtlein von all dem Spuck." — „Wißt Ihr auch jezt nichts, so könntet Ihr doch einmal später etwas der Art erleben; nehmt Euch in Acht!" rief Martin, „denkt an mich und diese Stunde! Ihr meint meiner zu spotten und glaubt, daß ich nicht weiß, wie es um Euch steht; doch seyd nur ruhig, Kamerad; folget meinem Rath und sucht die See nicht auf; hier auf festem Boden hat er keine Macht über Euch!" — „Unerhörte Frechheit!" rief der Kapitän, „was wollt Ihr mit diesen verrückten Reden sagen, Alter? seyd Ihr kindisch geworden, oder soll man Euch ins Tollhaus sperren?" — „Ins Tollhaus?" wiederholte der Alte mit einer leisen, aber furchtbaren Stimme; „warum nicht? mit einem guten Gewissen schläft sichs überall wohl; wer aber, wie Ihr, Gäste bekommt, die durch keine Thür und durch keine Gitterstäbe abzuhalten sind, der ist nie vor unangenehmem Zuspruch sicher." Die Männer traten herbei, um den Streit, der sich jezt auf eine ernste Weise ententspinnen zu wollen schien, durch ihre Vermittlung zu hemmen. Es gelang ihnen auch nach einiger Mühe, den alten Martin zum Schweigen zu bringen, und so lößte sich die ganze Versammlung auf, indem jeder bemerkte, daß es schon spät und Zeit sey, die Ruhe zu suchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Vogel Phönix.

(Fortsetzung.)

Zur nähern Untersuchung, was denn dieser Vogel für eine hohe astronomische Bedeutung hat, wäre die einfachste geistige Vorbereitung, sich vorzustellen, die Alten haben anders geträumt, als wir, und Worte, mit denen wir bekanntlich Alles machen, seyen ihnen nicht würdig genug gewesen, so erhabene Ideen auszudrücken,

wie die Idee von dem großen Weltjahr, die Idee von der Erneurung der ganzen Natur, die mit dem Wiederanfang jenes Weltjahrs eintritt. Der Repräsentant solcher Ideen sollte der vortreffliche Vogel Phönix seyn.

Ein sehr tiefer, geheimnißvoller Sinn! aber von den Emblemen des Phönix ist uns nichts weiter übrig geblieben, als die feierliche Wiederkunft und die Zahl, die mit ihr zusammenhängt, die 500 Jahre seines Lebensalters. Dieß muß bildlich, wie beim Stier Apis die fünf-und-zwanzig Jahre, eine eben so lange astronomische Periode bedeuten. Keine Nachricht läßt sich sonst auf irgend etwas ein. Ja manche verwechseln sogar in späterer Zeit damit eine Periode, worin der Stern Sirius die Hauptrolle spielt. Diese Periode, welche im Folgenden noch näher besprochen werden wird, ist allerdings die verständlichste von Allen, die nach dem einstimmigen Urtheil den beobachtenden Egyptern eigenthümlich zukommende; es ist dieß die Periode, welche die Egypter durch die Zahl 1461 ausdrückten. Wenn schon diese Periode sich nicht auf die Planetenwelt und ihre Verhältnisse beschränkt, so möchte wohl auch das Phönixleben höhere Beziehungen aussprechen, nicht einzelnen Sternen, sondern dem Sternhimmel zugehören; es möchte ein Symbol seyn der geheimen Schickungen des Ganzen, eine Geschichte der Seelen, die in den Sternen wohnen.

Die astronomische Rolle der Egypter. — Wir haben gesehen, wie dürftig die authentischen Nachrichten über den Wundervogel sind, und so wird die astronomische Rolle, welche den Egyptern auf eigenthümliche Weise unter den Völkern des Alterthums zu Theil geworden, unser vornehmster Führer seyn, wenn wir uns näher nach der Bedeutung dieses Vogels und seiner fünfhundertjährigen Periode umsehen. Ist diese Rolle eine besondere Begünstigung der Natur, ist sie eine Folge der merkwürdigen Verkettung der Beschaffenheit ihres Landes und Wohnsitzes mit himmlischen Erscheinungen, ist es alte Kenntniß und Gewohnheit, die sie aus fremdem Lande bei ihrer Einwanderung mitnahmen, oder die Mischung ihres innern Lebens, das mit Traurigem und Ernsthaftem das Großartige und erfreulich Geheimnißvolle natürlicher Bilder und Räthsel vereinigte — dem sey, wie ihm wolle, alle Geschichtsforscher schreiben ihnen eine eigene Rolle zu.

Das ist allbekannt, daß allen Sterblichen, die mit uns auf einerlei Halbkugel sind, im Allgemeinen dieselben Sterne glänzen. Die Himmelskugel dreht sich über ihnen und führt die Sterne mit sich fort vom Aufgang bis zum Niedergang. Alle haben diese hellen Punkte als goldene Zahlen und Weiser der Zeit zu Anordnung ihres Lebens und ihres friedlichen bürgerlichen Verkehrs in Einfalt gebraucht; der Schiffer kehrt seine Blicke nach dem Nordpol; der Ackermann wartet den abendlichen Aufgang glänzender Gestirne ab; der Schatten der Sonne, wenn er sich verkürzt, zeigt des Sommers Hinabsteigen; der wieder mit Licht sich füllende Mond ist Zeichen zu Festen; und wie es der Natur der Menschen eigen ist, daß sie das Leibliche vergeistigen, so suchten sie alle in diesen Bildern und Bewegungen am Himmel die Bilder ihrer Seele, Gedanken und Hoffnungen ihres Innersten. Den Egyptern aber ist ein besonderer Stern zugewiesen, als besonderes Zeichen, der hellste Stern am Himmel, der glänzende Sirius, und wir betrachten nun, wie dieser auf mancherlei Weise für ihre astronomische Rolle entscheidend wurde, so daß sie sich eben durch diese Rolle von allen andern Völkern unterschieden.

Zuerst begab es sich auf wunderbare Weise, daß dieser glänzendste Stern, nachdem er eine geraume Zeit in der Morgen- und Abenddämmerung und die Nacht hindurch sich verborgen gehalten und unsichtbar gewesen, des Morgens wieder vor Sonnenaufgang erglänzte, als die große Gährung und Bewegung in ihrem segnenden Nilfluß begann, als dieser anfing zu wachsen und anzuschwellen, um später die wohlthätige Ueberschwemmung über ihr Land auszugießen. Ganz augenfällig war für sie dieser Erscheinungen Zusammentreffen. Aber es fügte sich zweitens durch eine Verkettung der Umstände und die damalige Stellung des Sterns gegen die Bahn der Sonne — welche Verkettung selbst die ältesten Chronologen als wahrhaft wunderbar preisen — daß dieser Frühaufgang des Sirius oder sein morgentliches Hervortreten aus den Sonnenstrahlen, welche ihn vorher überglänzten, mehrere tausend Jahre unverändert und beständig mit dieser Bewegung des Nils zusammentraf, wie wenn der Stern ein Wächter und verkündigender Bote des wohlthätigen Nils wäre. — Endlich begünstigte sie dieser Stern noch auf eine andere Weise, und sie allein, nach der Lage ihres Landes auf der Oberfläche der Erde. Er lehrte sie die Länge des Jahrs von 365¼ Tag. Da sie ihre Beobachtungen, aufgefordert durch die jährliche physische Revolution in ihrem Lande, fortsetzen mußten, wurden sie gewahr, daß er etwa nach vier Jahren Morgens einen Tag später erglänzte. Da nun der Sirius sie diese Jahreslänge lehrte, machten sie die obengenannte Periode des Sirius von viermal 365¼, d. h. 1461 Jahren daraus, deren Ablauf und Anfänge, wirklich beobachtete oder rückwärts gerechnete, in der Chronologie genau ausgemittelt worden sind. Wie natürlich war es, daß sie diesen in seiner Art einzigen Stern, an den sich so Vieles anknüpfte, verehrten, daß sie ihn, der in der Nähe der Milchstraße und der hellern Sterne glänzte, ihrer Göttin Isis weihten. Etwas

Religiöses verknüpfte sich nun mit diesem Stern: seine Wiedererscheinung war eine Feierlichkeit, ein Fest unter Anordnung der Priester. Die Tempel waren die Sternwarten, dort wurden die Geschichten der Sterne verzeichnet, wie sie mit dem Sirius und seinem Aufgang verwandt sind; wie ihr Verschwinden und Wiedererscheinen gleicherweise mit dem Sonnenlauf sich hält; wie und an welchem Ort und zu welchen andern Zeiten das Heer der Sterne aufgeht, wie sie einander der Reihe nach folgen, wie lange sie, verborgen im Sonnenglanz, uns unsichtbar sind. Er war der Anführer der Sterne, er war die Quelle ihrer ganzen Astronomie, und gab ihr ihre Richtung; der weite offene Horizont ringsum war ihr Schauplatz, die vier Weltgegenden die festen Haltungspunkte ihrer Messungen; die Punkte des Horizonts, welche die Sonne bei ihrer jährlichen Wanderung beim Auf- und Untergang bezeichnet, waren die natürlichen Abtheilungen (gleichsam Grade) jenes Kreises. Dieß war jener herrliche goldene Kreis des Osymandias, von dem uns die Alten erzählen. Kein anderes künstliches Instrument war nöthig; eins nur nennen die neuern Reisenden, ein Vermächtniß vieler Jahrtausende: nämlich die Pyramiden, deren Seiten, nach den vier Weltgegenden gestellt, auf unverrückte Weise die festen Punkte der Beobachtung andeuteten.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

Englische Justiz.

Die drei lezten Stücke von Frasers Magazin enthalten unter dem Titel: „Des Schulmeisters Erfahrungen in Newgate.“ eine Reihe von Thatsachen von höchster Wichtigkeit, sowohl für den Physiologen, als den Gesezgeber. Folgende Begebenheit, die in diesem merkwürdigen Aufsaze erzählt ist, verdient eine Stelle hier. — Wer Anwalt werden will, hat sich einer Prüfung zu unterwerfen und erhält ein Zeugniß vom Gerichte, womit ihm das Recht ertheilt wird, sein Geschäft zu treiben, und ohne welches er straffällig ist. Ein Anwalt, der sich irgend ein Vergehen zu Schulden kommen läßt, wird seines Zeugnisses verlustig. Wahrscheinlich war das leztere hier der Fall; denn es heißt in der Erzählung: ein Mann, welcher durch seine Verbindungen recht gut die Geschäfte eines Anwalts hätte treiben können, aber, da er kein Zeugniß hatte, nicht durfte, machte mit einem Anwalt einen schriftlichen Vertrag, daß er ihm, unter dem Titel seines Schreibers, seine Kundschaft zubringen und dafür die Hälfte des Vortheils genießen solle. Nach einiger Zeit kam es zwischen beiden zu einem Streite, und der Titularschreiber, fürchtend, man möchte seinen ihm gebührenden Antheil am Geschäfte unterschlagen, eilte zu seinen nächsten Freunden und ließ sich von denselben bezahlen, was sie dem Hause schuldig waren; es belief sich zusammen auf etwa sechszig bis siebenzig Pfund. Nun begab er sich zu dem Anwalt und sagte: „Ich habe so und so viel von diesen und jenen empfangen, verlange aber nicht mehr, als mir gebührt; ehe ich jedoch etwas herausgebe, müssen wir abrechnen.“ Dieß führte wieder zum Zank, worauf der Anwalt den angeblichen Schreiber des Unterschleifs beschuldigte und ihn verhaften ließ. Lezterer sezte dem Friedensrichter den ganzen Vorgang auseinander und zeigte den Vertrag vor, den er mit seinem angeblichen Brodherrn abgeschlossen. Aber der Vertrag selbst war gesezwidrig, und der Friedensrichter wußte keinen andern Rath, als daß er den Angeklagten vor das Assisengericht schickte. Indessen kam es zu Unterhandlungen zwischen den Freunden des Gefangenen und dem Kläger, und dieser, welcher wohl einsah, daß er sich durch Schließung jenes Vertrags selbst straffällig gemacht, zeigte sich bereitwillig, die ganze Sache niederzuschlagen, wenn es sich auf gute Art thun ließe. Der Gefangene, seiner gerechten Sache vertrauend, sah indeß dem Ausgange seines Prozesses ohne Besorgniß entgegen. Nicht so seine Familie; diese stellte ihm vor, das Gericht könnte vielleicht ein gesezwidriges Instrument gar nicht als Beweis gelten lassen, und beredete ihn, statt auf sein Recht zu pochen, sich für schuldig zu bekennen, da, um das Publikum nicht weiter in die Sache sehen zu lassen, die beiderseitigen Advokaten mit dem Richter übereingekommen, daß lezterer ihm eine Gefängnißstrafe von wenigen Tagen zuerkennen wolle. Der arme Mann ließ sich durch diese Vorstellungen, die Thränen seiner Frau und den Jammer einer zahlreichen Familie bereden, die Schande auf sich zu laden, und bekannte sich für schuldig, zumal die beiden Advokaten sich ihm für den glücklichen Ausgang verbürgten. Als der Tag des Urtheilsspruchs kam, trat er ganz furchtlos vor die Richter; aber man denke sich sein Entsezen, als er sich zu 14jähriger Deportation verurtheilen hörte. Er war entweder schändlich betrogen, oder es war irgendwo ein grober Irrthum begangen worden. Man erkundigte sich, wo man nur konnte. Der Vertheidiger des Gefangenen gab eine schriftliche Erklärung über die Art und Weise, wie man den Gefangenen bewogen, sich für schuldig zu erklären. Der Richter sagte: er erinnere sich der Sache dunkel, habe aber nichts darüber niedergeschrieben, und rieth, man solle beim Ministerium des Innern einkommen. Ueber ein Jahr schrieb man hin und her, ohne daß etwas entschieden wurde, indem es weder dem Ankläger, noch dessen Advokaten, noch dem Richter angenehm seyn konnte, der Wahrheit die Ehre zu geben, da sie ihnen selbst mehr oder weniger Unehre bringen mußte. Inzwischen starb dem Gefangenen eines seiner Kinder, seine Familie versank in die bitterste Armuth, und endlich wurde er selbst nach Van Diemensland transportirt. Dort scheint man ihn sehr gelinde behandelt zu haben, indem er sich jezt in Hobart-Town als Schreiber bei einem Anwalt befindet und man auch seiner Familie erlaubt hat, sich zu ihm zu begeben. Hiemit aber ist die schreiende Ungerechtigkeit keineswegs gut gemacht. Man hat seitdem über die Sache Folgendes erfahren. Der erste Richter schrieb die Anerkennung der Schuld hinter den Namen des Beklagten und verließ den Stuhl, der sogleich von einem andern eingenommen ward. Dieser sezte, ohne sich weiter zu erkundigen, die höchste Strafe an, welche das Gesez gegen Unterschleif verhängt, obgleich die Schuldigerkennung von Seiten des Angeklagten selbst schon ein Umstand war, welcher zu einer nähern Erkundigung hätte führen sollen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 213.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 5. September 1832.

Erringen quält, Errung'nem droht Verlust,
Und ew'ge Sehnsucht hebt die bange Jünglingsbrust.

Platen.

Eile und Zögerung.

Ging' es nach deinen Wünschen zu,
Gehorchten Monde dir und Sonnen:
Wie bald, o Seele! hättest du
Des Lebens Faden abgesponnen!

Berauscht vom selig warmen Duft,
Drin deiner Hoffnung Blumen brennen,
Würfst du die Jahre in die Kluft,
Die dich von der Gewährung trennen.

Längst wäre deines Morgens Dunst
Als Abendthau herabgeflossen,
Längst hättest du die höchste Gunst
Des kargen Lebens durchgenossen.

Du gäbst, von Frühlings Sehnsucht voll,
Den Winter hin, den blüthenlosen;
Die Mailust hin, als Eingangszoll
Ins trunkne Flammenreich der Rosen.

Doch Chronos zahlt gemach die Schuld,
Und hält die abgesteckten Zieler;
Nichts dringt ihm ab die Ungeduld
Der wagemuth'gen Schicksalsspieler.

So daß zulezt der kält're Geist
Das Glück der Zögerung begreifet,
Und auch die dürren Tage preist,
Da ihm die süße Traube reifet;

Daß er nur ungern aus der Brust
Die Sehnsucht läßt, die ihn beflügelt,
Und scheu am Rubikon der Lust
Die heißen Rosse plözlich zügelt;

Daß er des Tages Eile schilt,
Der ihn begnadigt mit Erfüllung,
Weil ihm der Gürtel höher gilt
Als selbst die Wonne der Enthüllung.

So bleibst du stets, o Herz! ein Kind,
Magst du die träge Zeit verklagen,
Magst du, weil sie zu schnell entrinnt,
Den Sommer in den Herbst vertagen.

Und ach, ich selbst — vermöcht' ich's, dir
Die Doppelthorheit zu verleiden?
Nur darfst du, dieß gelobe mir!
Die Horen nie in Trauer kleiden.

G. P.

Der fliehende Holländer.

(Fortsetzung.)

Die Anstalten zu der Reise wurden jezt getroffen; es sollte hoch hinauf nach Island gehen, und obgleich mancherlei Umstände eintraten, die da zeigten, daß die Fahrt um diese Jahreszeit nicht ohne große Gefahr seyn würde, so blieb der Kapitän doch fest bei seinem gegebenen

Wort und verlachte den guten Rath und die Bedenklichkeiten, welche seine Freunde ihm wiederholt äußerten. Nicht so dachte der junge Adrian, ihn gereute im Herzen der ganze Handel, den er leichtsinnig eingegangen, und hätte ihn nicht sein eigner frommer Sinn vom Kapitän ferne gehalten, so wären, dieses zu thun, die vielen abentheuerlichen und seltsamen Gerüchte im Stande gesen, welche über diesen furchtbaren Menschen ihm zu Ohren kamen. Lebendig stand ihm das lezte Gespräch in der Schenke vor der Seele, und er sah nun ein, wie Martins Rath der beste sey, nämlich sich von der ganzen Unternehmung loszusagen. Doch diesen Entschluß zu fassen, war das bekümmerte Gemüth des Jünglings nicht fähig; erstlich schien es ihm im höchsten Grade widerrechtlich, dem Kapitän sein Wort zu brechen, zumal da er von diesem schon eine bedeutende Summe in Händen hatte, und dann war noch ein Grund da, den er kaum sich selbst gestehen mochte, wenn er in Stunden der Einsamkeit durch die Straßen von Antwerpen wanderte und ihn der Geist trieb, beim Hause des Kapitäns stille zu stehen, um hinaufzusehen in das erleuchtete Fensterlein, wo die schöne Margarethe wohnte. Der strenge, finstere Mann hatte sich nach langem Bitten bewegen lassen, das zarte Mädchen mit einer alten Muhme ins Haus zu nehmen, und jezt war es beschlossen, daß beide Frauen die Reise mitmachen sollten, um im nördlichen Norwegen, wo einige Verwandte lebten, abgesezt zu werden. Diesen Umstand hatte Adrian erfahren, und nun schien es ihm angemessen, ja sogar nothwendig, das junge, schöne, unerfahrene und zaghafte Mädchen zu begleiten, ihr seinen Schutz zu gewähren, wenn sie dessen, wie es vorauszusehen war, in der Mitte von rohen, schonungslosen Matrosen, oder selbst an der Seite ihres finstern, verdächtigen Beschützers bedurfte. Margarethens einziger Trost war diese Zusage Adrians, und wie ein drohendes Mißgeschick oft wieder zwei entfremdete Seelen zusammenzuführen im Stande ist, so schließt es um so fester das Band der Zuneigung und Zärtlichkeit zwischen Geliebten. Diese Gedanken beschäftigten die Seele des Jünglings, als er eines Morgens aus der Messe heimkehrte; Ruhe und seliger Friede hatten in seinem Gemüth alle trüben Bekümmernisse beschwichtigt, und indem er sich im Gebet den Fügungen des Himmels völlig unterworfen, dachte er mit freudigem Sinn an die Reise und die Aussicht, mit dem geliebten Mädchen unausgesezt zusammen zu seyn. Als er am Hause des Kapitäns vorüber gehen wollte, stand dieser plötzlich vor ihm und maaß ihn mit finstern Blicken. „Was ich von Euch erwartet,“ hub er nach einer Weile an, „hat sich nicht erfüllt; es ist besser, mein Freund, daß wir wieder von einander scheiden.“ — „Was wollt Ihr damit sagen!“ rief Adrian erstaunt; „hab' ich etwas gegen Euer Geheiß gethan?“ — „Das habt Ihr!“ war die Antwort, „wo seyd Ihr jezt gewesen? Anstatt beim Schiffe zu seyn, lauft Ihr ins Bethaus zu den alten Weibern, um die Zeit zu tödten! Laßt mich das nicht wieder sehen, wenn wir Freunde bleiben sollen.“ Der Jüngling erröthete vor Zorn; mit unwilliger Stimme rief er: „Herr Kapitän, Ihr werdet selbst wissen, daß Eure Macht nicht so weit geht, mir das Gotteshaus zu verschließen!“ — „Wie?“ schrie der finstere Mann drohend, „noch Vorwürfe! Wohlan, wir sind geschiedene Leute, in einer Stunde sollt Ihr Eure Papiere wieder haben; andächtige Memmen dulde ich nicht auf meinem Schiffe! geht!“ Er machte Miene, dem Jüngling den Rücken zu wenden, aber diesem fiel zum Glück der Name des Mannes ein, der ihn an Holofernes gewiesen. „Ich gehe,“ rief er, „doch der Kapitän Clamford, der mich an Euch empfohlen, soll erfahren, wie Ihr Euer gegebenes Wort brecht.“ Kaum war dieser Name über die Lippen des jungen Steuermanns, als Holofernes sichtlich erbleichte und in der Verwirrung nicht sogleich ein Wort hervorbringen konnte; endlich stammelte er: „Clamford? wo habt Ihr ihn gesprochen?“ Adrian beschrieb das Ereigniß jenes Abends mit allen damit zusammenhängenden Umständen ruhig und kalt; der Kapitän verlor kein Wort seiner Erzählung und wandte sich manchmal um, als fürchte er Jemanden, der da lausche, und so sehr er vor dem Jünglinge die Zeichen seiner innern Bewegung zu verbergen trachtete, so glaubte doch dieser den gefährlichen Mann, mit dem er es zu thun hatte, jezt ganz zu durchschauen. Nach dieser Unterredung nahm der Kapitän seine frühern Aeußerungen zurück, überhaupt schien er sein Betragen jezt auffallend gegen den jungen Steuermann zu ändern, er behandelte ihn freundlich, ja sogar mit einer Art von Ehrerbietung, und Adrian war in seinem Herzen froh, daß er jezt die Reise mitmachen durfte, vor der er sich Anfangs so sehr gescheut hatte. So rückte denn unter mancherlei Zurüstungen der Tag der Abfahrt heran und die Rhede wimmelte von Zuschauern, welche das Schiff und die Mannschaft mit neugierigen Blicken musterten.

Eine geraume Zeit war vergangen, das Jahr schritt seinem Ende entgegen, und es kam die Periode, wo die in den nordischen Meeren furchtbaren Aequinoctialstürme zu wüthen beginnen. Keine Beschreibung und kein Bild vermag dem Bewohner des Mittellandes den Anblick zu vergegenwärtigen, den das Meer um diese Zeit bietet; eine finstere, gräßliche Wellenéinöde, umschlossen von einer schweren lastenden Wolkendecke, durchtobt von streitenden Orkanen, welche in heulenden Tönen dahinbrausen, ähnlich denen, die das Thier der Wüste in seinem nagenden Hunger ausstößt. Ohnmächtig ihrem Wüthen dahingegeben, schleudern die kolossalen Wassermassen spielend das unglückliche Schiff sich zu, gleichsam wie in

höhnender, grausamer Mordgier, ehe sie es vernichten; zitternd klammert sich der beherzte Matrose am Mastbaum fest; der Blick des geübten Steuermanns erblindet im tobenden Gischt, den das Meer ihm entgegenspeit, das Auge der Sehnsucht irrt am ganzen nächtlichen Umkreis des Horizontes herum, ob nicht ein Stern auftauche, das ferne Lämpchen eines Leuchtthurms sich zeige, welches verkündet, daß ein wirthlicher Hafen sich öffnet — umsonst! Nacht des Todes verschleiert die Welt und nur die Welle, die unter den Füßen den schwarzen gähnenden Abgrund aushöhlt, hebt ihr drohendes Haupt sichtbar über den schwankenden Kiel.

Eine solche Nacht war es, als sich auf der Höhe von Bergen das Schiff des Kapitän Holofernes befand; fünf Tage hatte schon der Sturm ununterbrochen angehalten, das Schiffsvolk, unermüdet in kluger Thätigkeit, drohte zu erlahmen, und schon lag, durch übermäßige Anstrengungen niedergeworfen, ein Theil der kräftigsten Matrosen wie todt in der Kajüte; nur Adrian, den die Kraft der Jugend und Liebe beseelte, stand felsenfest an seinem Platze, das Auge starr auf die zitternde Seele des Schiffes, auf die Magnetnadel gerichtet, da — es mochte gegen Mitternacht seyn — krachte ein Theil des obern Mastes und das frei gewordene Holz stürzte aufs Verdeck, mit wilder Gewalt den Jüngling treffend und niederschleudernd. Ein Blutstrom drang über sein Antlitz, er wurde in die Kajüte gebracht, und alsbald war allgemeine Wehklage und Verzweiflung unter der Mannschaft; das Gerücht: unser Steuermann ist todt, flog wie ein Lauffeuer von einem Ende des Schiffs zum andern; Niemand wollte mehr Hand anlegen und Jedermann glaubte sich verloren. Adrian lag sterbend im untern Schiffsraum, der Schiffsarzt, selbst verzweifelnd und aufs Leben verzichtend, war ohnmächtig hingesunken und der Pater war eben im Begriff, dem Sterbenden das lezte Sakrament zu reichen, als der Kapitän wüthend an das Bett stürzte und dem Geistlichen das heilige Gefäß entreißend, zu den Umstehenden sprach: „Memmen, die Ihr seyd, ists jezt Zeit zu solchen Possen? fort, hinauf! auf Euren Platz, ans Tauwerk!“ Er hatte kaum diese Worte geendet, als sich der alte Martin, der sich auf Adrians Bitten mit zur Reise entschlossen, ihm entgegenstürzte und mit aller Kraft seines greisen Körpers mit ihm zu ringen begann. „Nur Gott kann uns helfen, schrie er, „alle menschliche Hülfe ist umsonst! Wage es nicht, Elender, die heiligen Gefäße mit Deiner Betastung zu besudeln, oder wir sind Alle verloren!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Vogel Phönix.

(Fortsetzung.)

Von solchem Volke kann man nicht erwarten, daß sie die Sterne in todte arithmetische Register eintrugen, oder Freude daran fanden, das Winkelmaaß nach den Sternen zu richten. Es liegt in der Idee einer künstlichen Himmelskugel in der That zu viel mathematische Kunst und Sinn, auch in der Nachbildung zu viel Unnatürlich-Kleinliches, auch wohl Profanes, als daß wir glauben könnten, die Egypter hätten sie angenommen. Sogar uns fällt dies noch bei diesem Werkzeug auf, daß sich auf ihm alles verkehrt präsentirt; denn in der wirklichen Natur sehen wir an die Himmelskugel von innen heraus, bei der künstlichen von außen hinein. Deswegen bleibt es doch manchen Astronomen unbenommen, das hohe Alter der Himmelssphäre anzunehmen, bis die Griechen endlich auf den Gedanken kamen, einzelne Kreise aus derselben herauszuschneiden und zusammenzufügen.

Als eine fernere astronomische Begünstigung des egyptischen Landes rühmen die Reisenden meist den heitern, wolkenlosen Himmel, indem nur selten schnell vorübergehende, aber stürmende Ungewitter eine egyptische Finsterniß hervorbringen. Es scheint diesem in neuerer Zeit mit ziemlicher Entschiedenheit widersprochen zu werden. Nouet, einer von den Astronomen bei der Expedition nach Egypten, spricht von Dünsten, die meist und anhaltend den Horizont umgeben, und sogar die hellern Sterne beim Aufgang verdunkeln; selbst die Sonne gehe verzerrt und undeutlich auf; die Strahlenbrechung, die heißen und bewegten Dünste seyen die sehr häufige Ursache hievon; genaue Beobachtungen lassen sich daher mit astronomischer Schärfe gar nicht machen. Dies erzählt der sehr gelehrte Ausleger des egyptischen Thierkreises; nichtsdestoweniger lehrt er uns ausführlich und verständlich, wie die Egypter durch die Beobachtung des Sirius auf eine recht einfache und leichte Weise zur Erkenntniß des Jahrs von 365¼ Tagen kommen konnten. Ja er gibt sogar zu, daß sie noch Anderes, weit Interessanteres hätten beobachten können. Wir können also getrost über diese Bedenklichkeit weggehen; wir wissen auch aus der Geschichte der Herschelschen Beobachtungen, daß nicht alle Dünste schädlich sind, und die gleichfalls von den Franzosen beobachtete Luftspiegelung oder Fata morgana in der Wüste deutet doch auf eine Durchsichtigkeit jener Luft; auch handelt es sich hier nicht von astronomischer Schärfe, sondern von Beharrlichkeit und Entwicklung einfacher Grunderscheinungen, aus welchen sich eben so einfache Resultate ergeben.

Die Zahl Sieben. — Von der Natur also zur Beobachtung der Sterne berufen, wie sollte der Egypter

seine Augen dem übrigen Himmel verschlossen, wie sollte er nicht der Betrachtung der übrigen Himmelslichter sich hingegeben haben? Wer könnte zweifeln, daß die Könige des Firmaments, Jupiter, Saturn und Mars, ihnen bekannt worden, und der Abendstern und der zarte Merkurius, die so treuen Begleiter der Sonne, mit deren planetarischer Natur Pythagoras, von den Egyptern belehrt, die Griechen bekannt machte? Und gewiß wollte die Priesterkaste den Himmel nicht verschließen. Der Leser wird daher ohne weitere Bedenklichkeit und historische Zweifel den Egyptern die Bekanntschaft mit den sieben Planeten zugestehen. Als nicht unerwartet kann ich also sogleich die Frage anknüpfen: waren die Egypter auch die Urheber der Philosophie, welche im Alterthum einen so großen Nimbus mannigfachen, ernsten und tiefen, spielenden und heitern Sinnes um die Zahl sieben sammelte? Die Schöpfung, die Planeten, der Mond, die Menschen, die Thier- und Pflanzenwelt und die Zahlen, als die reinsten Bilder des Unsichtbaren, umfaßt ihr Gebiet.

Da diese Siebenzahl auch eine Hauptrolle in unserer Phönixabhandlung spielt, so ersuche ich den Leser, einigen kurzen Bemerkungen über dieselbe ein geneigtes Ohr zu schenken. Ich will sie von der Entstehung des Raums und der Welt ausgehen lassen. Die heidnischen und jüdischen Philosophen und die Kirchenväter stehen in dieser Lehre voran, als Verehrer alter Traditionen. In sieben Akten entsteht überhaupt alles Körperliche; es geht aus vom Punkt, breitet sich mit erweiterter Kraft aus in die Ebene, erhebt sich dann im vierten Akt über die Ebene, im Körper erzeugenden Ansatz und Beginnen, und erhält seine Begrenzung in den drei Dimensionen des Raums: Länge, Breite und Höhe. So haben auch die Alten, allerdings mit einiger Beschränktheit, nur siebenerlei Arten von Bewegung in der Natur angenommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Fortsetzung.)

Dampffahrten. Büchersteuer.

Wir haben immer noch keine regelmäßig fahrenden Dampfwagen auf gewöhnlichen Landstraßen. Im vorigen Jahre fuhr ein Wagen, nach Gurneys Methode gebaut, vier Monate lang zwischen Cheltenham und Gloucester, eine Strecke von zehn englischen Meilen. Die Fahrt wurde jeden Tag viermal hin und her gemacht, weit schneller als mit Pferden und um die Hälfte des gewöhnlichen Preises. Aber es gibt so viele Leute, die durch die Einführung solcher Wagen und die Beseitigung der Pferde sich beeinträchtigt glauben, daß die Eigenthümer täglich mit unendlichen Hindernissen zu kämpfen hatten. Unter andern ließen die Eigenthümer der Landstraße, auf welcher der Wagen fuhr, eine große Strecke achtzehn Zoll hoch mit losen Steinen belegen. Was aber dem Unternehmen den Todesstoß gab, war, daß ganz unerwartet das Parlament eine so hohe Abgabe auf Dampfwagen legte, daß aller Vortheil hinfort unmöglich wurde. Gurney ersuchte nun das Parlament um Aufhebung dieser Abgabe, und dieses führte zu Niedersetzung einer Kommission, welche in ihrem Bericht erklärte: Wagen können durch Dampf auf gewöhnlichen Landstraßen im Maßstabe von zehn englischen Meilen in der Stunde getrieben werden; man habe in diesem Grade von Schnelligkeit mehr als vierzehn Passagiere damit geführt; ihr Gewicht, mit Einschluß der Maschine, des Brennmaterials, Wassers und der Personen, könne unter drei Tonnen Gewicht gehalten werden; die Wagen können mit Leichtigkeit und ohne Gefahr bedeutend steile Berge hinauf- und hinabfahren; sie seyen für Passagiere ganz gefahrlos, haben, gehörig eingerichtet, lediglich keine Unbequemlichkeit für das Publikum und können schneller und wohlfeiler transportiren, als Pferdewagen; da die Räder breiter gemacht werden können, so würden sie die Landstraßen weniger verderben, als andere Wagen, bei denen auch die Hufe der Pferde viel schaden; endlich, man habe die Dampfwagen so hoch besteuert, daß die Unternehmer dabei nicht bestehen können. — Auf diesen Bericht sind denn auch die Zölle wieder herabgesezt worden, so daß jezt ein Dampfwagen nicht mehr zu bezahlen hat, als andere von gleichem Gewicht. Die Regierung will sie, wenigstens so lange andere Landkutschen Abgaben zu entrichten haben, nicht ganz frei geben, was allerdings nicht mehr als billig ist, obgleich andernseits Versuche, welche noch in der Kindheit sind, Berücksichtigung verdienen. Das Athenenum, eine Zeitschrift, welche durch ihre freisinnige Kritik und die Gemeinnützigkeit ihrer Mittheilungen immer mehr Ansehen gewinnt, enthält in ihren neuesten Nummern Beschreibungen von drei Arten von Dampfwagen, welche durch Patente gesichert sind und zu deren Benuzung sich Gesellschaften gebildet haben; die Patente gehören Gurney, Hancock und Dr. Church. Die Gesellschaft, welche Hancocks Patent übernommen, beschränkt sich für's erste auf die kleine Fahrt von der Bank und der Börse nach dem nordwestlichen Theile der Stadt; aber Dr. Churchs Freunde wollen ein Kapital von 16,000 Pfund zusammenbringen und ihre Wagen zwischen London, Birmingham und Liverpool laufen lassen. Gelingt dieses Unternehmen, wie Manche hoffen, so wird man der kostspieligen Eisenbahnen entbehren können; im Ganzen aber hat man wenig Glauben daran, weßhalb denn auch jezt die Rede davon ist, eine Eisenbahn zwischen hier und Dover anzulegen. Käme diese zu Stande und dann eine von Calais nach Paris, oder von Antwerpen nach Köln — welch einflußreiche Kommunikationsmittel!

Ihren Lesern ist es wohl bekannt, daß bei uns das Gesez das literarische Eigenthum nur auf vierzehn Jahre schüzt, und zwar nur gegen das Opfer von eilf Exemplaren, welche eben sovielen Bibliotheken in England, Schottland und Irland zugehören. Ja, diese Bibliotheken sind selbst zu solchen Werken berechtigt, die man nicht als literarisches Eigenthum gesichert wissen will, weil sie entweder nur ein augenblickliches Interesse haben, oder zu kostspielig sind, als daß sie zum zweitenmale verlegt werden könnten. Das Tollste aber dabei ist, daß nur die Bibliothek des brittischen Museums Nationaleigenthum ist und Jedem ohne besondere Schwierigkeit offensteht, alle andern aber Universitäten und andern Korporationen gehören, und folglich verhältnißmäßig von Wenigen benuzt werden; ja noch mehr, keine dieser Anstalten, ja nicht einmal die Bibliothek des brittischen Museums, ist gehalten, von jedem Werke ein Exemplar aufzubewahren, und so werden denn auch wirklich bei jeder von Zeit zu Zeit die Bücher, welche den Vorstehern nicht behagen, verkauft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 214.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 6. September 1832.

— Die Höll' ist ledig,
Und alle Teufel hier!

Shakespeare.
Der Sturm.

Der fliehende Holländer.

(Fortsetzung.)

Der Kapitän schlug ein helles Hohngelächter auf, das durch die brüllenden Stöße des Sturmwinds gellend hindurchdrang, er packte mit riesiger Gewalt den schwachen Greis und schleuderte ihn zu Boden, dann rief er mit fürchterlicher Stimme, indem er sich hoch aufgerichtet an einen Pfeiler lehnte: „Des Todes ist, wer meinem Befehle nicht gehorcht! fort, an eure Plätze!“ — „So gebt mir den Kelch!“ rief der Priester, „ein Sterbender verlangt nach dem lezten Troste!“ — „Er fahre zur Hölle!“ donnerte der Wüthende, und in dem Moment flog das blitzende Gefäß in die schäumenden Wogen, die dumpf und wie im zischenden Hohngelächter aufstobten. Allgemeines Entsetzen ergriff die Menge, aller Augen starrten auf die Oeffnung, durch die der heilige Becher verschwunden war. Der Priester lag zitternd auf seinen Knieen. „Allmächtiger dort oben!“ rief er wie im Wahnsinn; „er hat Dich gelästert, der Fluch des Himmels komme auf sein Haupt!“ Eine Pause entstand, Niemand wagte, empor zu blicken; der Sturm draußen schien plötzlich zu verstummen und es war, als stände das Schiff fest gewurzelt über der Tiefe. „Heiliger Gott!“ rief Martin, sich winselnd am Boden krümmend, „was ist das?“ Er hatte es kaum ausgesprochen, als ein wilder Angstruf auf dem Verdeck hörbar wurde. „Hört!“ rief Martin, „der Rächer kommt!“ Alle eilten jezt hinauf, da erstarrten sie beim Anblick des Entsezlichen. Jenes Todtenschiff, von dem Martin früher erzählt, ragte dicht an dem ihrigen empor; den Himmel hatte ein mattes, graues Licht umzogen, eine drückende Gewitterschwüle lag auf dem erstarrten Meere und gelbe zuckende Blitze zerrissen die schwere, stille Luft; Klagetöne, die aus dem Innersten des Meeres zu kommen schienen, füllten mit Grausen das Ohr und mischten sich mit einem gellenden, pfeifenden Laut, der von dem Gespensterschiffe herüberklang. Dieses selbst lag ruhig da, und Mast, Verdeck und Kiel schimmerten, wie von weißen Todtengebeinen zusammengesezt, durch die Nacht; kein menschliches Wesen zeigte sich auf dem Verdeck — tiefe Grabesstille schien an dem furchtbaren, geheimnißvollen Orte zu herrschen. Alle Matrosen, selbst die wildesten, waren aufs Knie gesunken und schienen mit bebendem Herzen den Augenblick ihres Todes zu erwarten, doch er erfolgte nicht; nach einigen qualvoll hingebrachten Stunden röthete sich der östliche Himmel, ein frischer Wind begann zu wehen, und beim Aufgang des neuen Tages verschwand wie ein dünner Nebel das furchtbare Gebilde der Nacht. Doch nur auf kurze Zeit war es den Unglücklichen vergönnt, frei aufzuathmen; so wie die Finsterniß das Meer wieder umhüllte, so wie sich die Stunde der Mitternacht näherte, da zeigte sich wieder der furchtbare Begleiter, und sein Anblick wurde von Nacht zu Nacht grausenerregender. Es schien, als käme er immer näher heran, ja der Blick konnte endlich auf

dem Verdeck Gestalten unterscheiden, die in Gruppen vertheilt, unbeweglich und starr auf den Brettern dalagen; nichts regte sich an diesem entsetzlichen Orte, und dennoch folgte das Schiff einer geheimnißvollen Lenkung, von der Niemand wußte, wo sie ihren Sitz hatte.

So vergingen vierzehn Tage, das Todtenschiff wich nicht und schien unausgesezt auf seine Beute zu lauern. Die ganze Schiffsmannschaft hütete sich aufs strengste, auch nur die kleinste Verwünschung oder den leisesten Fluch auszustoßen; gleichwohl brachte ihr der jammervolle Zustand oft einen solchen auf die Lippen. Bei Tage mußten die Trostlosen unermüdet gegen die Wellen kämpfen und Nachts immer wieder die schauerliche Nähe des sichtbaren Todes empfinden; ihre Wuth brach endlich alle Bande, sie fielen über den Kapitän her, und troz der Vorstellungen und Bitten Martins, ward er gefesselt und in einen Kerker geschleudert im untersten Schiffsraume. Allein auch durch diese That ward ihnen keine Erlösung, im Gegentheil lieferte sie die Unglücklichen ihrem Verderben hin; der Kapitän, als er sich verloren sah, sprach aus Rache jenen entsetzlichen Fluch aus, dessen Wirkung ihm nur zu wohl bekannt war. In dem Moment drang ein furchtbarer Stoß des Orkans aufs Schiff ein, es schwankte; oben auf dem Verdeck ertönte ein Schrei des Entsetzens. Adrian, der durch die zärtliche Pflege seiner Margarethe beinahe schon genesen war, sank ohnmächtig, das Bild des Gekreuzigten in seine Arme schließend, zurück; Margarethe und Martin klammerten sich fest ans Lager des Kranken, dann verschleierte auch ihr Auge eine undurchdringliche Nacht.

(Der Beschluß folgt.)

Der Vogel Phönix.

(Fortsetzung.)

Die in den heiligen Büchern der Juden entwickelte Weltschöpfung in sieben Tagen ist nur das belebte Symbol alles Entstehens überhaupt. Bei jeder Entwicklung, bei jedem Fortschritt (die moderne Welt würde sagen Prozeß) hat überhaupt die siebente Stufe, der siebente Schritt eine erhabenere Bedeutung. Wenn man nämlich die Entwicklung der einfachsten Urzahlen: 1. 2. 4. 8. 16. 32. 64., als ein geistiges Abbild aller Entwicklung betrachtet (die gemeine Zahlenreihe 1. 2. 3. 4. u. s. w. gibt nur die Ansicht des Geraden und Ungeraden aus sich), so ist das siebente Glied 64 das erhabenste; denn es repräsentirt (in neuer Weise zu reden) das vollkommen in sich gegründete Quadrat, und die ewig gründliche Dreiheit; nämlich 64 ist so viel als 8 mal 8, also ein Quadrat; es ist aber auch 64 so viel als 4 mal 4 mal 4, also eine dritte Potenz. Solches gilt von allen dergleichen Entwicklungen vollendeter Art; z. B. 1. 3. 9. 27. 81. u. s. w.; eben so 1. 5. 25. 125. u. s. w. Immer repräsentirt das siebente Glied das Quadrat und die Dreiung. In Kepplers Planetengesetz erscheint wieder Quadrat und Dreiung (oder Kubus), und das alte Symbol der 7 ist ⌂, das Dreieck auf dem Quadrat. Darnach ist zu deuten die Ruhe des Schöpfers auf der siebten Stufe der Vollendung. In Hesiods Kalender über die Bedeutung der Tage heißt es: Apollo ist am siebten Tage geboren (diese Bedeutung weiß Niemand). Ihm sind auch die Zahlen 1. 2. 4. gewidmet, weil sie die zwei Oktaven seiner siebensaitigen Leyer bedeuten. Er ließe sich noch anders deuten: man könnte alle Zahlen blos mit zwei Ziffern schreiben, der 1 und der 0; dann würden drei Einer neben einander (also 1 1 1) die Zahl Sieben bedeuten; die 7 wäre also wirklich auch der Repräsentant der Dreiheit; jenes ist die jungfräuliche Zahl, diese der Ursprung aller übrigen.

Wir wenden uns zum Monde, der nach gemeiner Meinung auch mit der Zahl Sieben verwandt scheint. Die alte Welt theilt sich, was das Himmelsherr als Beherrscher der Zeit betrifft, in die Verehrung des Monds, der Sonne und der Sterne. Allen westlichen Völkern, den Griechen, Römern, den alten Deutschen, ist der Mond der Zeitregent und Ordner der Feste, zugleich oft ein schreckliches Gestirn, das aus nächtlichem Dunkel zürnend herunter blickt. Der Neumond der Hekate und die erloschene Fackel des Himmels sind berüchtigte Erscheinungen. Man wartete auf die wieder hervortretende Sichel, das Monatsfest zu feiern. Aber alle diese Völker hatten die Woche nicht, diese siebentägige Periode, auch nirgends eine Anknüpfung an die Idee der Schöpfung, obgleich sie die Zahl Sieben ehrten. Die Woche und ihre sieben Tage können also nicht vom Mond ihren Ursprung haben. Bald trennten sich Monat und Woche gänzlich, oder nur der Monat blieb; so im Kalender Hesiods, wo jeder Tag seine eigenen Merkmale hat, so auch bei den Römern. Wollte man durchaus behaupten, der Mond sey der Urheber der Zahl Sieben, könnte man auf den Gedanken gerathen, es sey einmal eine Urzeit gewesen, wo der Mond einen schnellern Umlauf von reinen 4 mal 7 oder 28 Tagen gehabt, was man aber als unbegründet bald verwerfen müßte.

Als eine natürliche Quelle der Siebenzahl, die allerdings im Orient mehr Bedeutsamkeit erhalten, als im Occident, kennen wir also nur noch die Planeten, welche unbedingt den Egyptern bekannt waren. Wir suchen aber jezt bei denselben eine höhere Bedeutung dieser Zahl, wobei es sich nicht blos um die Entwicklung der ursprünglichen Natur handelt, sondern um eine höhere Wiedergeburt, gleichsam eine zweite Weltschöpfung im Phönix.

Bedeutung des Phönix. — Wenn es mir nun gelingen sollte, den wunderbaren Vogel Phönix in diesen

Kreis der heiligen Zahl Sieben mit einzuführen, so wäre dem Glanz, der ihn umgibt, ein Licht noch edlerer Art beigefügt. — Dieses sein Wandern aus dem Orient, sein Wiederkehren und Wiedererstehen, das sich ohne Ende erneuert, kann sich nur auf eine große, sich in einzelnen Gliedern gestaltende Periode beziehen. Vor Zahlen erschrecken die Vertrauten der himmlischen Bewegungen nicht, so wenig als die Indier, die nach Millionen rechnen; haben doch die Schüler Newtons jezt Kometenbahnen von mehreren Jahrtausenden berechnet. Ich bin aber deßwegen nicht so dreist, die 500 Jahre des Phönixlebens auf eine beliebige Weise zu verwandeln und zu verändern, um ihnen eine künstliche Bedeutung zu verschaffen; dieß ist ohnehin eine spielende und längst verschollene Wendung, wie sie ehmals bei den Erzvätern, z. B. dem Methusala und andern chronologischen Wunderdingen versucht worden. Wir gehen einen einfachern Weg.

Es ist uns wirklich aus dem Alterthum in dunkeln, geheimnißvollen Worten, oder in unentwickelter Rede, oft mit mancherlei Wendung verändert, eine Idee überliefert worden, deren astronomischer Werth und wahrer Inhalt als der Triumph unserer modernen Astronomie angesehen wird, obgleich dieselbe mehrere Jahrtausende älter als unserer Zeitrechnung seyn muß. Es ist dieß die im Anfang dieser Abhandlung angedeutete Idee des großen Weltjahrs, wohl auch des Sternjahrs, oder des großen Jahrs, der Wiederherstellung aller Dinge in ihren Urzustand, der Wiedergeburt, Restauration derselben. Alle Sterne, alle Planeten kehren zurück in ihre alte Stellung, zu ihren alten, aber veredelten Kräften. Es ist, wie wenn die ganze Himmelskugel sich mit allen ihren Sternen auf eine eigenthümliche Weise während dieses großen Jahres umgedreht hätte; wie wenn dieß gesammte Sternenheer inzwischen gewandert wäre, um an seinem ursprünglichen Punkt wieder anzukommen.

Wir sprechen demnach unsere Ansicht einfach so aus: die fünfhundertjährige Phönixperiode ist die Woche des großen Weltjahrs. Wir können es auch so ausdrücken: die Sterne wandern in 500 Jahren am Himmel so weit, als die Sonne auf ihrer jährlichen Wanderung in einer Woche von sieben Tagen; oder die 500 Jahre sind die sieben Tage der Sterne im großen Weltjahre. Der Leser wird erlauben, daß ich ihn in der Stille erinnere, dem Scheine sich hinzugeben; denn er weiß wohl, daß die Sonne in ihrem jährlichen Lauf nicht wandert und die Sterne also wohl auch nicht wandern, sondern daß alles in Prosa endlich auf eine Bewegung der Erde hinauslaufen wird. Laut möchte ich es nicht gerne thun; denn ich zweifle, ob das Interesse an den alten Egyptern hinreichend wäre, den Leser ferner zur Durchsicht dieser Phönixabhandlung festzuhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Post gegenüber.

Wenn ich kaum den Schlaf gefunden,
Wacht' ich wieder auf mit Zorn,
Denn es weckte alle Stunden
Mich ein lärmend kreischend Horn.

Auch die Stunde der Gespenster
Kam herbei und ohne Ruh';
Murrend trat ich an das Fenster,
Schaute dem Getreibe zu.

Von den halbverhüllten Sternen
Floß herab ein mattes Licht;
Trübe, schwankende Laternen
Blendeten, doch hellten nicht.

Rütteln hört' ich am Gepäcke
Und die Ketten klirrten schwer;
Tief in Mänteln, um die Ecke
Schlichen Reisende daher.

Ob der Zög'rung schilt ein Wandrer,
Weil die Nacht so rauh und kalt;
Schmerzvoll scheidend preist ein Andrer
Still bei sich den Aufenthalt.

Jener sucht mit leichtem Herzen
In der Fremde Gold und Glück;
Dieser läßt mit bittern Schmerzen,
Was ihm theuer, hier zurück.

Bei dem Licht, dem zitternd-matten,
Drin die Scene sich verlor,
Kamen sie mir selbst wie Schatten,
Wie gespenst'ge Pilger vor.

„Selbst auch werd' ich bald nun wandern,“
Fiel mir schreckhaft plötzlich ein,
„Und so werd' auch ich den Andern
Nur wie Traum und Schatten seyn.“

Aus des finstern Stalles Thüre
Trabte schwer der Pferde Troß,
Und gleichgültig, wen er führe,
Stieg der Postillon auf's Roß.

Und so fort zu allen Stunden
Schmetterte das heis're Horn;
Zwar mein Schlummer war verschwunden,
Doch erloschen auch der Zorn.

Gustav Pfizer.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Fortsetzung.)

Büchersteuer. Die deutsche Sonne.

Vor Kurzem hat die französische Regierung der unsrigen den Vorschlag gemacht, in Zukunft die wichtigsten literari-

schen Erscheinungen beider Länder gegenseitig auszutauschen, worauf denn unsere Regierung auch eingegangen ist, obgleich es beide Staaten weniger kosten würde, wenn jeder den Kuratoren der Nationalbibliotheken eine jährliche Summe zum Ankauf ausländischer Werke aussezte. Die Art und Weise aber, wie unser Ministerium den Plan auszuführen gedenkt, ist drollig genug. In Schottland gibt es bekanntlich vier Universitäten, zwei mehr, als in dem sechsmal so stark bevölkerten England, obgleich dort die Anzahl der Studirenden verhältnißmäßig nicht größer seyn würde, wenn die medizinische Fakultät zu Edinburg nicht manche Engländer anzöge, weil dieses Fach auf den heimischen Universitäten geringer besezt ist. Dabei hat sich Schottland, dessen verhältnißmäßig wenigen Deputirten durch geschicktes Manövriren, namentlich dadurch, daß sie seit der Vereinigung der Parlamente jedem Ministerium anhingen, beständig für ihr Vaterland das Beste davon trugen, vier Exemplare von den eilfen zu sichern gewußt. Nun aber läßt sich doch wohl kein anderer Grund für diese Abgabe angeben, als die Beförderung der Literatur und Wissenschaft; erklärt aber eine Universität, daß diese bei ihr dadurch nicht gefördert werden, so wäre es doch wohl am billigsten, man ließe dem Autor sein Eigenthum. Aber nein, die Universität Aberdeen betrachtet die Bücher als ihr Eigenthum, worüber sie nach Belieben schalten und walten könne; sie erbietet sich, der Nation die ihr zukommenden Exemplare für die jährliche Summe von 500 Pfund zu verkaufen, und die Regierung muthet dem Parlamente zu, dieses einzugeben, damit man die Bücher gegen französische vertauschen könne. Die hiesigen Verleger haben jedoch das Parlament ersucht, sich nicht zu übereilen, da z. B. alle im verflossenen Jahre in England erschienenen Werke, zum Verkaufspreis berechnet, nur dreihundert und etliche und zwanzig Pfund werth sind, und der Bischof von London hat im Namen einer andern Korporation (wahrscheinlich der Geistlichkeit des Londoner Sprengels, welche für ihre Bibliothek, die im Durchschnitt von zwei bis drei Personen des Tages besucht wird, auch ein Exemplar von jedem Buche erhält) das Recht derselben um 300 Pfund feil geboten. Die Regierung wird wohl die Sache dem nächsten Parlament zur Entscheidung überlassen müssen, welches vielleicht so billig ist, die Literatur von einer in manchen Fällen sehr drückenden Abgabe zu befreien. Dem brittischen Museum würde Jeder gern ein Buch geben, aber die reichen Universitäten sollten die bessern Bücher kaufen und so die Literatur aufmuntern helfen.

Die deutsche Sonne, welche nun schon so lange an unserm Horizonte schwebt, ist noch immer nicht aufgegangen, oder, ohne Metapher, die Zeitung jenes Namens, welche von hier aus das in Finsterniß versunkene Vaterland erleuchten sollte, erscheint noch immer nicht. Dies ist um so auffallender, da sich eine ziemlich große Anzahl Subscribenten dazu gefunden und der Londoner politische Verein erklärt hat, die Unterstützung eines solchen Journals sey für's erste das einzige Mittel, der gedrohten Vernichtung der Presse und ständischen Freiheit in Deutschland entgegen zu arbeiten. Ich glaube indessen, die Subscribenten sind größtentheils aus einer Klasse, auf deren Eifer nicht fortwährend zu rechnen ist, und von ihren Versammlungen möchten eher Beschlüsse, als baares Geld zu erhalten seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, August.

Die Juliusfeier.

Von der diesmaligen Feier der lezten Julitage läßt sich leider nicht so viel Interessantes melden, als von der des vorigen Jahres. Manche Leute waren mit dem Gange der Regierung unzufrieden, die Regierung wollte aus politischen Gründen nicht allzu lebhaft daran erinnern, daß Bürger sich vor zwei Jahren für das Wohl des Staates aufgeopfert und ihr Leben zur Begründung eines bessern Zustandes hingegeben hatten. Es geschah nichts, um ihr Andenken zu ehren, ausser daß man einige ihrer nachgelassenen Waisen verheirathete. Ob solche vom Staate veranstaltete Heirathen glücklich auszufallen pflegen, weiß ich nicht, indem nach der Ceremonie Niemand mehr etwas davon hört; es wäre aber interessant, etwas darüber zu erfahren. Unter Napoleons Herrschaft wurden bei allen öffentlichen Festen dergleichen Schauheirathen veranstaltet. Ganz undankbar kann man indessen den Staat doch nicht nennen; denn die Familien der Gebliebenen und schwer Verwundeten haben Pensionen von der Staatskasse erhalten und beziehen dieselben sehr regelmäßig; nach Verlauf von zehn Jahren können sie dieselben sogar kapitalisiren, das heißt in Geld umsetzen, wenn's ihnen beliebt. Aber die Gräber der Gebliebenen wurden, wie gesagt, diesmal von der Regierung nicht geehrt, jede Todtenfeier war unterblieben. Eigentlich braucht eine solche Feier nicht von der Regierung auszugehen; können nicht die Bürger ohne die Dazwischenkunft der Obrigkeit die Gräber der Verstorbenen ehren? freilich wohl; allein man ist es nun einmal in Frankreich gewohnt, daß nicht die Bürger, sondern die Obrigkeit die Feste anordnet, und dann hatte die Regierung noch mehr Ursache, als die Bürger, das Andenken der Vorfechter für gesezmäßige Freiheit zu ehren. Das Journal des Débats behauptete, die Trauerfeste verlieren mit der Zeit ihren Charakter und sinken zu leeren Ceremonien herab. Dies geschieht freilich nach einem langen Zeitlauf, besonders in einer volkreichen Hauptstadt, wo eine Begebenheit die andere verdrängt und ein Unglück, so allgemein es auch mag gewesen seyn, bald über andern darauf folgenden Begebenheiten vergessen wird. Aber gewiß haben weder die Pariser Bürger, noch die Familien der Getödteten den Heldenm[illegible] Bürger vergessen, welche erst vor zwei Jahren die Eigenma[illegible] vertrieben und eine gesezliche Regierung eingeführt haben. Die Spuren ihres Kampfes sind noch an einigen Hauptgebäuden zu bemerken; ihre Gräber sind noch mit frischen Blumen bepflanzt, die dreifarbige Fahne weht darüber, und diese Gräber befinden sich mitten in Paris auf öffentlichen Pläzen. Zwar ist kein Denkmal darüber errichtet; allein dessen bedarf es bis jezt nicht; es ist rührender, Blumengewinde, besonders Kronen von gelben Immortellen darüber wehen zu sehen. Es war von der Regierung feierlich verheißen worden, sie wolle ein Trauerdenkmal auf dem Bastilleplaze errichten; davon ist aber bisher nichts gehalten worden, und wahrscheinlich wird dieses Projekt, wie so manches andere in Vorschlag gebrachte Denkmal, bald vergessen werden. Ebenso bleibt jezt das Pantheon, aus dem man eine zweite Westminsterabtei machen wollte, leer und dient zu nichts; Foys, Benjamin Constants, Manuels Gebeine sollen darin niedergesezt werden; allein durch eine unglückliche Wendung der Dinge fanden einige ministerielle Deputirte, als der Gesezesvorschlag in der Deputirtenkammer verhandelt wurde, etwas Lächerliches darin, daß über Größe und Unsterblichkeit eines Namens durch Stimmenmehrheit entschieden werde, so daß zuweilen eine einzige Stimme hinreichen könne, um über die Unsterblichkeit eines großen Mannes und die Ehre, im Pantheon beigesezt zu werden, zu entscheiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 215.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 7. September 1832.

— Nicht spähn wir umsonst den Untergang und den Aufgang
Deutender Stern', und des Jahrs vierfach abwechselnde Gleichheit.

J. H. Voß.
nach Virgil.

Der Vogel Phönix.

(Fortsetzung.)

Weniger fürchte ich auch, daß die ausgesprochene Fassung des Räthsels zu fein, zu spitzfindig gefunden werden könnte, als ich die zweifelnde Frage voraussehe und ihr zu begegnen habe: „wie waren dann solche Beobachtungen möglich? denn daß die Idee des großen Jahrs im Alterthum schlummert, das glauben wir schon.“ Diesem Zweifel könnte man begegnen, ohne die Philosophen und Astronomen vom ersten Range gegen sich zu haben, durch ein wahres Phönixprinzip, das sich also nennt: Alle ursprünglichen und ersten, die Grundwahrheiten ergreifenden Beobachtungen sind so einfach, wie die Grundwahrheiten selbst. Das ist ungefähr die Sage vom Ey des Kolumbus, höre ich. Kein künstlicher Apparat, keine Verfeinerung, welche nur die Frucht langer, das Kleinste und Einzelnste umfassender Bemühungen ist, gehört dazu; dagegen ein Entschluß, der, vom Vorgefühl der Wahrheit gestärkt, nur große Wahrheiten erwartet, und das war dem Charakter und der astronomischen Rolle der Egypter gemäß. Noch mehr, die Fassung, der Ausdruck, in den sie das große Weltjahr kleideten, bringt nicht nur den Phönix zu Ehren, sondern gibt uns zu erkennen, wie die einfachsten Beobachtungen der Auffindung der Idee zu Grunde lagen. Es gehörte keine große Verkettung von Beobachtungen oder Schlüssen dazu, um sich im Verfolg einer langen Zeit dieser Idee ganz zu bemächtigen, wenn sie einmal geweckt war.

Wie die Egypter — nach Aufforderung ihres Isissterns Sirius — den Ort des Auf- (und Unter-) gangs der Sterne an dem Umkreise des Horizonts beobachteten und so das ganze Himmelsheer ordneten und unterschieden, so beobachteten sie auch bei dem jährlichen Laufe der Sonne die Oerter ihres Auf- und Untergangs, und die Unveränderlichkeit, den Bestand dieses Laufs erkannten sie nicht blos aus dem Sirius und seinem Wiedererglänzen, wie wir oben gesehen, sondern schon aus diesen Aufgangserscheinungen der Sonne. Im Frühling — was wir jezt mit unsern Uhren die Zeit der Tag- und Nachtgleiche nennen — ist der erste Kardinalpunkt am Horizont, wo sich die Sonne erhebt, die Weltgegend Ost. Von nun an erweitert sich der Punkt des Aufgangs gegen Norden zu, bis zu einer gewissen Grenze, welches die höchste Sommergrenze ist; dann geht die Sonne beim Aufgangsort wieder zurück, kommt im Herbst wieder nach Ost, nähert sich dann dem Süden des Horizonts und kehrt nach Erreichung einer gewissen Grenze wieder um. Solchen Lauf hält die Sonne ungestört Jahrtausende und wieder Jahrtausende lang, und dieß ist der Weg und die Weise des hellsten aller Sterne, der Sonne.

Den übrigen Sternen schien aber ein bestimmter, nie zu überschreitender Ort ihres Auf- und Untergangs angewiesen; wie sie fest an die eherne Himmels-

kugel geheftet erschienen, so waren sie auch beim Aufgang über den Horizont der Sterblichen an ein bestimmtes Maaß gebunden. Kein Menschenalter reicht hin, um daran eine Aenderung zu bemerken. Alle Sterblichen, die jezt das Morgenblatt lesen, in allen Ländern und Gegenden der Erde, wenn sie auch weit über achtzig Jahre alt geworden wären, werden im Allgemeinen und Einzelnen am gestirnten Himmel immer noch genau dasselbe beobachten, werden alle Sterne auf- und untergeben sehen, wie in ihrer Jugend. Noch immer geht der Jakobsstab, oder der Gürtel des leuchtenden Oriongestirns genau im Osten auf wie damals, und so die andern. Aber so blieb es nicht während des Verlaufs von mehreren Jahrhunderten. Wie sehr mußte sich der, der Sinn und Bedeutsamkeit in den Erscheinungen der Sterne suchte oder ahnete, angeregt fühlen, wenn er eine Art von Gewißheit über die bedeutungsvolle Erscheinung hatte: der Aufgangsort der Sterne am Horizont ist auch veränderlich. Welchen Träumen und Phantasien konnte sich ein abgeschiedener Weltweiser dabei überlassen! wie konnte er hin- und hersuchen bei der einfachen Erscheinung! Ich kann aber hier, auch zum Behuf unserer fernern Entwicklung, nicht verschweigen, daß die Natur nicht blos die Egypter, sondern das ganze sternverwandte Menschengeschlecht auf eine eigene Weise begünstigt und zur Erkenntniß dieser Erscheinung angeleitet hat.

Am Sternhimmel sind nämlich unter dem Heere der übrigen auf bedeutsame Weise vier helle Sterne vertheilt, nicht in vollkommener Symmetrie, damit noch anderes daraus sich ziehen lasse. Fast alle alten Völker gedenken ihrer. Sie sind der Aldebaran, genannt das Ochsenauge, das Löwenherz, das Herz des Scorpions Antares, und der helle Stern im südlichen Fische, Fomahant; je zwei sind einander fast entgegengesezt: der Stier dem Scorpion, der Löwe dem Fische, und sie haben sich in die vier Theile des Himmels als Herrscher getheilt. Das erste Paar war entscheidend, um sich von der Erscheinung, daß der Ort des Sternaufgangs sich ändere, schneller zu vergewissern; das andere konnte die Beziehung zur Sonne; in Vergleichung des großen Jahrs mit dem jährlichen Sonnenlauf, andeuten. Der Stier regierte im Osten, war der Stern des Aufgangs, der Scorpion des Untergangs; der Löwe herrschte in der Zwischengegend, da, wo die Sonne des Sommers haust, und der Fisch in der entgegengesezten. So war es etwa dritthalbtausend Jahre vor unserer Zeit, wo unsere Sternkenntniß beginnt. — Um den Stand der Gestirne etwas anschaulicher zu machen, erwähne ich Folgendes: Vor etwa 3000 Jahren standen die beiden Sterne, Stier und Scorpion, einander gerade im Auf- und Untergang entgegengesezt; wo der eine aufging, ging der andere unter, und umgekehrt; es war indessen der Ort, wo sie auf- und untergingen, nicht der Osten und Westen unmittelbar. Das Schauspiel ward aber dadurch noch lehrreicher; denn etwa anderthalb Phönixperioden (oder anderthalb Wochen des Sternjahrs) vorher war jener Antares der wahrhaftige Stern des Abends gewesen, oder des Untergangs, und etwa 1½ Phönixperioden nachher war der Aldebaran im Stier der wahre Stern des Aufgangs. Ob die Egypter anderthalb Phönixperioden über jene 3000 Jahre hinaus beobachtet haben, mag bezweifelt werden; aber fast zwei Phönixperioden nachher konnten sie unzweifelhaft den Aldebaran als Stern des Aufgangs begrüßt haben. Solche Veränderungen in dem Aufgangsort der Sterne wurden noch durch ähnliche Erscheinungen an andern Sternen bestätigt. Das Löwenherz, welches damals etwa in der Gegend des Horizonts aufging, wo die Sonne um den längsten Tag herum aufgeht, schien unverändert fest, oder nur wenig seinen Aufgangsort zu verändern, gerade wie die Sonne, die vor und nach dem längsten Tag nur langsam fortschreitet und die Tage länger und kürzer macht; anders verhält es sich mit dem hellen Stern in der Jungfrau, welcher schneller sich änderte; sie stand zu Anfang unserer Zeitrechnung als Stern des Untergangs am Himmel.

Diese Erscheinungen wurden noch durch andere unterstüzt. Wir haben gesehen, daß Sterne — nur von den hellen sprechen wir in diesem Kreis der Untersuchung — eine gewisse Zeitlang gänzlich unsichtbar sind während des Jahreslaufs der Sonne, indem sie in der Nähe der Sonne stehen, die sie mit ihren Strahlen verdunkelt oder eigentlich unsichtbar macht. Jeder Stern hat hierin seine eigene Zeitdauer, wie der Leser sich selbst überzeugen kann, durch einfache Beobachtung, wenn er sich die Zeit merkt, welche verfließt, bis der Stern, nachdem er Abends nach Untergang der Sonne untergegangen, Morgens vor Aufgang der Sonne wieder aufgeht. Wenn sich nun bei den Sternen diese Zeit geändert hat, müssen sie auch den Ort ihres Aufgangs und Untergangs geändert haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der fliehende Holländer.

(Beschluß.)

Lange nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges in Deutschland geschah es, daß die frommen Bürger der Stadt Antwerpen das Frohnleichnamsfest in aller geziemenden Pracht und Feierlichkeit begingen. Als der Zug in die Gegend des Klosters des heiligen Bernhard kam, ereignete sich ein Umstand, der eben so seltsam als unbegreiflich war. Man sah nämlich die Straße herauf eine Menge Leute kommen, die in ihrer Mitte vier Personen führten, welche mit Recht die allgemeine Aufmerksamkeit

auf sich zogen. Es waren zwei alte Männer, ein Jüngling und ein Mädchen, alle vier in einer Tracht, wie sie vor fünfzig Jahren Mode gewesen; von den beiden Greisen hatte der eine die damalige Kleidung der Schiffer an, den andern jedoch konnte man füglich für einen Geistlichen halten; am meisten aber sezte das junge Mädchen in Verwunderung, denn in ihrem bildschönen, ausdrucksvollen Gesichte zeigte sich das höchste Erstaunen, mit Furcht gemischt; sie blickte mit ihren großen blauen Augen fragend alle Gegenstände um sich an und theilte einmal über das andere ihre Bemerkungen den Begleitern mit, die ihrerseits nicht minder erstaunt und geängstigt schienen über das, was sie sahen. Der fromme Zug hielt auf seinem Wege inne, und war der Zulauf früher schon stark gewesen, so wuchs er jezt schnell um das Doppelte. Indem jezt alle stumm um die Gruppe der wunderbaren Fremden standen, trat der Prior des Klosters hervor, und sich an das Mädchen und ihre Begleiter wendend, fragte er, woher sie seyen und was sie bewege, in dieser Kleidung zu erscheinen. Auf diese Fragen stürzten der junge Mann und das Mädchen auf ihre Knie nieder und antworteten: „Heiliger Vater, wir sind vor vier Wochen aus der Stadt dort ausgesegelt, und jezt, da wir durch Gottes wundervolle Rettung wieder die geliebte Erde betreten, jezt finden wir alle Dinge auf eine wunderbare Weise um uns verändert, wahrlich so, daß wir nicht wissen, wie uns geschieht.“ Der Prior sah die Sprechenden mit fragenden Blicken an. „Vor vier Wochen habt Ihr diese Stadt verlassen? wer seyd Ihr und wie heißt Ihr?“ Alle vier nannten ihre Namen, doch keiner von den Umstehenden wollte diese gehört haben. „Ehrwürdiger Vater!“ rief endlich der Greis in Schiffertracht, „so ist denn Eure gute Stadt seit wenigen Wochen verwandelt worden! Führt mich doch hinein, laßt sehen, ob nicht jedes Kind mir das Haus des Kapitäns Holofernes zeigt, das große schöne Haus an der Rhede.“ — „Holofernes!“ wiederholte der Prior, sich zu der Umgebung wendend, „kennt Jemand einen Mann dieses Namens?“ Alle schwiegen und warfen mitleidige Blicke auf die seltsamen Ankömmlige, welche sie jezt für Geisteskranke hielten. Da endlich drängte sich mühsam durch die Menge die Gestalt eines alten Mannes und eine stammelnde Stimme rief: „Ich habe ihn gekannt, jenen Kapitän, ich kenne auch diese Leute, die dort stehen! Der Name Gottes sey gepriesen! Ihr Männer dieser Stadt höret: diese da sind vor fünfzig und mehr Jahren ausgefahren in die See; ein junger Bursche war ich und weiß mich der Gesichter gar wohl zu erinnern. Wunder über Wunder! Die Rathschlüsse Gottes sind dunkel und heilig!“ Er warf sich mit diesen Worten zu den Füßen der vier fremden Gestalten und brach in laute Thränen aus. Jezt fanden sich immer mehr Leute, die jene Aussagen bestätigten, die vom Kapitän und seiner Schiffahrt gehört hatten. Adrian und Margaretha hielten sich fest umschlossen; sie wußten nicht, wie ihnen geschehen war; zu ihren Füßen lag noch immer Anton, der Schiffer, der damals in der Schenke als ein Knabe die Geschichte von seinem Großvater erzählt hatte. Die Welt schien gänzlich verändert, und es wurde ihnen klar, daß sie auf dem Todtenschiffe in einen wunderbaren Schlaf verfallen seyen, aus welchem erst jezt eine Geisterhand sie geweckt und an das heimathliche Gestade gebracht hatte. Troz dieser schrecklichen Gewißheit, füllte doch eine beseligende Ueberzeugung ihren Busen, nämlich daß sie die einzigen seyen, die, aus der Gemeinschaft verlorner Seelen gewählt, bestimmt wurden, wieder ans heitere Licht zu treten. Auf die Fragen, die man an sie that, antworteten sie immer nur: daß das, was sie erschaut und erlebt, von so fürchterlicher Art sey, daß ein umständlicher Bericht davon ihnen unmöglich werde; nur dieses stehe fest in ihren Herzen geschrieben, daß der Himmel entsezliche Strafen verhänge über solche, die seine Gebote verlachen.

Später, als sie nach dem Haus des Holofernes sich erkundigten, zeigte man ihnen einen wüsten Plaz, auf dem noch einzelne Mauern standen, dem scheuen Geflügel der Nacht ein Zufluchtsort; ein anderer Theil des Plazes war aber zur Kirche gezogen und in eine Sakristei verwandelt worden. Zur Nachtzeit, wenn die See ganz besonders stürme, behaupteten viele Leute, spuke es im verfallenen Gemäuer und es lassen sich öfters zwei Männer drinnen sehen, die die Tracht reicher Seeleute trügen aus älterer Zeit. Die Sage vom fliehenden Holländer blieb aber von der Zeit im Munde des Volks, so wie die Geschichte des Kapitäns und der aus fünfzigjährigem Schlafe so wunderbar Erweckten. Martin und der fromme Pater starben bald nach diesen Ereignissen eines ruhigen Todes; Margaretha aber nahm den Schleier, um dem Himmel ein Leben zu weihen, das er auf so wunderbare Weise gerettet hatte; Adrian zog wieder hinaus in die See, um als frommer Schiffer, wozu er erzogen worden war, sein Leben zu beschließen. Von dem Kapitän und den Seinigen wurde aber keine Kunde mehr vernommen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Beschluß.)

Die deutsche Sonne. Deutsche Literatur.

Die Sache ist die: die Vernünftigern unter den Engländern sowohl, als unter den hier anwesenden Deutschen sehen zwar mit Schmerz, was jezt in Deutschland vorgeht,

aber sie wissen auch, daß die Deutschen noch dieselben sind, die im 16ten Jahrhundert das geistige Joch des Pabstthums und im Jahr 1813 das weltliche Joch der Franzosen abgeworfen haben. Freilich ward ihnen dabei Beistand von außen, aber sie mußten doch erst den Willen gezeigt haben, sich selbst zu helfen, und es wäre auch gewiß heilsamer gewesen, wenn sie in beiden Fällen der äußern Hülfe hätten entbehren können. Auch wissen wir ja, daß die deutschen Fürsten das Elend und die Erniedrigung des Vaterlandes nicht wollen und nicht wollen können, und daß, wenn sie es wollten, sie heutzutage kaum die Werkzeuge dazu in der Nation finden würden. Sie können unmöglich die Bewohner der Rheinländer so behandeln wollen, daß dieselben, das Vaterland vergessend, lernen sollten, nach französischer Hülfe zu seufzen. Wir hoffen zuversichtlich, der Deutschen gesunder Verstand werde auch hier wieder das rechte Mittel treffen; wüßten wir Deutschen hier aber nur, wie wir dem Vaterlande nützen könnten, es sollte gewiß keine ausgearteten Söhne an uns finden. Bis jezt haben sich freilich nur die wenigsten in dem Crown und Anchorsaal eingefunden, weil wir uns scheuen, uns in Demagogenumtriebe einzulassen, und die „deutsche Sonne,“ welche unter andern auch die Unabhängigkeit Polens, Italiens, Ungarns (!) und Böhmens (!) erzielen soll, für unsern beschränkten Sinn einen zu großen Wirkungskreis sucht. Sollte indessen der Preßzwang in Deutschland wirklich so arg werden, als Manche befürchten wollen, so zweifle ich nicht, daß sich hier ein kräftiger Verein zur Verbreitung nützlicher Wahrheiten im Vaterlande bilden wird, und ist man dort so geneigt, anzunehmen, als wir, zu geben, so müssen alle Mauth- und Polizeianstalten vor unserm festen Willen zu Schanden werden. Der Geist hat sich nie fesseln lassen, und sollte er es jezt?

So eben ist das 19te Stück des Foreign Quarterly Review erschienen. Es enthält unter andern einen Aufsaz über Börnes Briefe aus Paris und die Nachträge zu Heines Reisebildern. Der Verfasser nimmt an (und sucht es durch Beispiele aus Börnes frühern Schriften zu beweisen), daß die liberale Wuth beider Schriftsteller in den genannten Werken blos eine Satire auf die deutschen Demagogen sey, die alles Heilige angreifen und ihre höchst zufriedenen Landsleute gegen den „milden Despotismus,“ unter dem sie leben, aufreizen, den aber die Masse der Deutschen den zufälligen Resultaten theoretischer Neuerungen vorziehe. Dies ist nun Alles freilich baare Ironie, und Jeder wird die Diatribe zu würdigen wissen. Auch fand sich der Redakteur bewogen, in einer Note zu sagen, der Aufsaz sey vor Erlassung der Protokolle geschrieben und gedruckt gewesen. Was sagen Sie aber zur folgenden Stelle: „Vorschläge zu Veränderungen, welche vor drei Jahren den Leser mit Erstaunen erfüllt hätten, Angriffe auf besondere Regierungen und alle Regierung, Schmähung aller Machthaber, die heftigsten und boshaftesten Ausfälle gegen Alle, die eine andere Meinung haben — sind jezt so gemein in der Tribüne und im Morgenblatt, als in der Nemesis und im Figaro.“ Wo mag der Mann doch seine Kenntniß von den deutschen Journalen und deutschen Angelegenheiten hergeholt haben? — Noch enthält das Foreign Review einen andern für Deutschland interessanten Aufsaz über Goethe von der Feder des bekannten Thomas Carlyle, den ich aber noch nicht gelesen habe. Er hat schon oft über den großen Meister geschrieben, und ich bin begierig, ob er ihm hier eine neue Seite abgewonnen hat. Goethe wird immer bekannter hier. Ueber Falks Buch von ihm ist eben im Athenenm eine Kritik erschienen, und eine Uebersezung davon, wie von Goethes und Schillers Briefwechsel, ist angekündigt.

Paris, August.

(Fortsezung.)

Die Julinsfeier. Antiquitätenfischerei in der Seine.

Die ministeriellen Redner und Journalisten ließen sich über diesen Vorschlag sehr kurzweilig aus, und als dies die patriotisch gesinnten Deputirten merkten, nahmen sie lieber ihren Vorschlag zurück, so daß vom Beisezen im Pantheon weiter keine Rede mehr war. Der Regierung mußte wohl aller Enthusiasmus für patriotische Tugend ausgegangen seyn, denn sonst hätte sie ja selbst irgend ein Gesez hierüber in Vorschlag gebracht. Dies ist nicht geschehen, und es folgt daraus, daß das Pantheon zwar die während der Revolution daran mit goldenen Buchstaben angebrachte Inschrift: Aux grands hommes la patrie reconnaissante wieder erhalten hat, aber ohne daß irgend ein großer Mann darin beigesezt würde. Es wäre schön und erhaben gewesen, wenn eine aus dem Volkswillen entsprungene Regierung die dem Vaterlande geleisteten Dienste durch solche öffentliche Ehre zu belohnen, den Stellvertretern des Volkes vorgeschlagen hätte. Sie scheint diese Absicht eine Zeitlang gehabt zu haben; allein hernach ist sie von der erhabenen poetischen Idee abgestanden, ist wieder ins Prosaische und Alltägliche gefallen und hat nicht mehr und nicht minder gethan, als so manche andere Regierungen. Die beiden andern Tage wurden auf dieselbe Art gefeiert, wie alle sogenannten Volksfeste, das heißt dem Volke gegebenen Feste, und zwar mit freiem Schauspiel, Austheilung von Lebensmitteln, Preisen auf Kletterstangen, allerlei Spektakel und Belustigung in den Champs élysées, dann Heerschau über die Nationalgarden von der Barrière de l'Etoile bis zur Barrière du Trône, was einen Raum von einer guten deutschen Meile beträgt. Da diese Feste nichts Außerordentliches für einen Mann haben, welcher deren so viele unter Napoleon, Ludwig XVIII. und Karl X. hat feiern sehen, so zog ich an dem zweiten Tage, da das Wetter vorzüglich schön war, einen Spaziergang in den Pflanzengarten vor, dem ich in diesem Jahre noch keinen Besuch abgestattet hatte. Er liegt so entfernt von den bewohntesten Stadttheilen, daß manche Pariser diesen Garten Jahre lang nicht besuchen, und man wirklich beinahe einen ganzen Tag zu seiner Verfügung haben muß, um ihn ganz besichtigen zu können. Glücklicherweise fahren jezt auch mehrere Omnibus in diese Gegend der Stadt, so daß man leicht und in Gesellschaft nach dem Jardin des plantes gelangen kann. Unterwegs kam ich bei der Brücke der Insel St. Louis vorbei, unter welcher eben nach den ins Wasser geworfenen Alterthümern aus dem königlichen Medaillenkabinette gefischt und gesucht wurde. Es war sonderbar, daß hier römische und griechische Münzen, Gefäße und dergleichen wieder ans Tageslicht gezogen wurden, nachdem man schon ihren Verlust als unersezlich beklagt hatte. Leider fanden sich die seltenen Goldmünzen nicht mehr darunter, denn diese hatten die Schelme sogleich eingeschmolzen. Das gegossene Gold fand man nun freilich wieder; aber lieber hätten die Gelehrten ein Viertel desselben in alten Münzen wiedergefunden. Diese sind verschwunden und vielleicht ist alles Geld in der Welt nicht im Stande, ein zweites Exemplar von einigen herbeizuschaffen. Viele Leute standen auf der Brücke und am Ufer, neugierig harrend auf die sonderbaren Sachen, die hier zum Vorschein kamen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 216.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 8. September 1832.

Der Weise, dem Natur zu ihrem Magazin
Den Schlüssel gab, thut dieß und größre Sachen
In einem Augenblick.

Wieland.

Orientalisches Zauberwesen.

Bekanntlich sind die Orientalen, als Gaukler und Zauberer, uns weit überlegen. Wir geben im Folgenden, nach den Berichten eines Reisenden, eine Skizze vom Zustand der Magie im türkischen Reich, und erzählen, in naiver Weise, einige Kunststücke jener großen Hexenmeister nach. Diese Geschichten wären übrigens nicht halb so pikant, wenn diese Elemente nicht auch bei uns noch tief wurzelten, wenn nicht die Cabbala auf den Höhen und in den Tiefen unsers Volks, in den Köpfen der Philosophen und ihrer Gegenfüßler spuckte.

* * *

Vor einigen Jahren reiste ein Engländer, ein Mann von Geist und Muth, in Egypten. Kaum sprach ihn hier etwas mehr an, als die Menge wunderlicher Geschichten von Zaubereien und Zauberern, die er hörte, und nicht lange, so fand er so großen Geschmack an geheimen Künsten, daß er bei einem der berühmtesten Meister Unterricht darin nahm. Er hatte bereits einige Fortschritte in dieser wunderlichen Wissenschaft gemacht, da traf er zufällig mit einem Italiener zusammen, der für einen Meister in Hexereien aller Art galt. Dieser machte ihn auf seine gräßlich entstellten Züge, auf seinen völlig abgezehrten Körper aufmerksam, und bat ihn in ernstem, feierlichem Tone, wenn ihm seine Ruhe lieb sey, wenn er sich vor schlaflosen Nächten scheue, jenen gefährlichen Studien auf immer zu entsagen. Die Worte dieses Mannes, oder vielmehr dieses wandelnden Gerippș und sein Ernst machten Eindruck auf den Engländer und er entsagte der Magie.

Nicht lange darauf kamen einem seiner Freunde zu Alexandrien, der mit ihm in Einem Hause wohnte, ein Paar silberne Bestecke abhanden, und man kam auf den Gedanken, nach einem Zauberer zu schicken, wohl mehr, um sich einen Zeitvertreib zu machen, als um das Gestohlene wieder herbeizuschaffen. Man schickte nach einem berühmten Hexenmeister, der vor Kurzem tief aus Afrika gekommen war und in Alexandrien großes Aufsehen machte. Man sezte ihm den Handel auseinander, und er verlangte nun einen noch nicht zehnjährigen Knaben, eine mannbare Jungfrau oder eine seit Kurzem schwangere Frau. Das erste dieser Erforderniße war am leichtesten zu haben, und so holte man denn aus dem Nachbarhause einen Jungen, der vom Diebstahl nichts wußte. Der Zauberer sah seine große Jugend für keinen zureichenden Beweis seiner Unschuld an und versicherte sich zuvor mittelst verschiedener magischer Operationen von seiner Reinheit. Nun sprach er eine Zauberformel, beschrieb einen Kreis auf dem Boden und stellte das Kind, das nachgerade Angst bekam, hinein; sodann schüttete er demselben eine Flüßigkeit, die schwarz war wie Dinte, in die hohle Hand, verbrannte ein Pulver, das roch wie Weihrauch,

aber einen dichtern Rauch gab, und hieß den Jungen in die Hand sehen und sagen, was er darin erblicke. Er that, wie ihm geheißen wurde, sagte aber, er sehe nichts. Der Zauberer hieß ihn wieder hineinsehen; jezt erschrack der Junge sichtbar und sagte, er sehe einen Mann, der einen Pack trage. „Sieh noch einmal hin," sprach der Zauberer, „und sage, was in dem Pack ist." — „Das kann ich nicht sehen," erwiederte der Knabe, fortwährend in die Hand blickend; „doch ja, es ist ein Loch im Tuche, und da sehen silberne Bestecke heraus." — „Sieh immer hin! sieh näher hin!" — „Da schlüpft er mir durch die Finger!" — „Ehe er durchschlüpft, sprich, wie sieht er aus? beschreibe seine Kleidung, seinen Gang." Der Junge sah wieder hin. „Ja, sage uns, wie er gekleidet ist!" rief der bestohlene Engländer, der während dieses Auftritts ernsthaft geworden war und gar gerne sein Silber wieder gehabt hätte. Das Kind sah in die Hand und sagte rasch: „Er ist verschwunden!" — „Ja wohl ist er verschwunden!" sprach der Zauberer; „die Worte des Christen haben den Zauber vernichtet. Doch sprich, wie war er angezogen?" — „Er trug Kleid und Hut, wie die Franken," antwortete das Kind sogleich, mehr wußte es aber nicht zu sagen. Der Engländer ärgerte sich ob der Unterbrechung, die er selbst verschuldet; er hatte nun aber doch die Genugthuung, zu wissen, daß kein Egypter oder Araber sein Silber gestohlen, sondern ein Christ.

Ein ehrlicher neapolitanischer Kaufmann, der seit Monaten an der Küste von Afrika, von Tunis nach Egypten, Handel trieb, hätte gar zu gerne gewußt, wie es seiner Frau ergehe, einer lebendigen, muntern, reizenden Italienerin, die er in Torre del Greco bei Neapel gelassen, und entschloß sich einmal Nachts, einen Zauberer zu befragen. Man ließ, wie gewöhnlich, einen kleinen Jungen holen, und dieser sah gleich nach den ersten Zauberformeln in seiner Hand eine Dame mit einem blauen, prächtig gestickten Korset und einem gelben, mit Gold und Seide verbrämten Kleide von ungeheurem Umfang. Um den Hals trug sie ein kostbares Korallenhalsband und diamantene Ohrringe fielen ihr auf die Schultern nieder. Etwas wie ein Pfeil schien durch das Haar zu gehen, dessen schwarze Locken oben auf dem Kopfe zusammengeschürzt waren. Kurz, der Junge beschrieb die cara sposa des Neapolitaners in ihren schönsten Kleidern von Kopf zu Fuß, sogar ihr Gesicht, Zug für Zug. Sie lag eben, sagte der Junge, auf den Knieen vor einem großen Kasten, in welchem ein ganz schwarz gekleideter Mann fest schlief. Der Kasten mußte wohl, dachte der Neapolitaner, ein Beichtstuhl seyn. Nicht lange, so sah der Junge in seiner hohlen Hand ein großmächtiges, wunderliches Gebäude, wie der Hexenmeister selbst nie eins gesehen. Der Glanz des Goldes und tausend brennender Kerzen blendete die Augen, und Menschen ohne Zahl waren daselbst versammelt. An dieser Beschreibung erkannte unser Handelsmann das Theater San-Carlo, das Paradies der Neapolitaner; aber er hätte nicht gedacht, daß seine Frau während seiner Abwesenheit ins Schauspiel gehen würde. Und doch war sie da, denn der Junge fuhr fort: „Da sehe ich die Dame im blauen Korset, und an ihrer Seite einen Mann in rothem Rock, der ihr ins Ohr spricht." — „Teufel!" murmelte der Neapolitaner leise für sich. „Sieh noch einmal hin," sagte der Zauberer, „und sprich, was siehst Du?" — „Ich kann kaum sehen," erwiederte der Junge und hielt sich die Hand nahe an die Augen; „es ist so dunkel. Doch ja, jezt sehe ich eine lange Straße und darin ein schönes Haus mit eisernem Gitter; und da ist auch die schöne Dame und der Mann im rothen Rock; sie gehen auf die zweite Straße links zu, sie sprechen mit einander, da macht ein altes Weib eine Thüre auf . . . . „Ich will nichts mehr wissen!" rief der Neapolitaner, und wüthend schlug er dem Jungen von unten herauf seine Hand ins Gesicht. Damit war der Zauber vernichtet; aber der Hexenmeister hatte nicht Unrecht gehabt, denn als der Kaufmann einige Zeit darauf wieder nach Torre del Greco kam, mußte er hören, seine Frau sey mit einem Unteroffizier der Garde davongegangen.

Dieses Zauberwesen wird im ganzen Orient, Nubien, Egypten, Palästina und der Türkei getrieben. In Konstantinopel fallen die Professoren der geheimen Wissenschaft, die gewöhnlich aus Egypten, dem klassischen Lande der Magie seit Moses und Pharao, kommen, durch ihr seltsames moreisches Kostüm auf, und sie sind Gegenstände der Neugier, der Hochachtung und Furcht für Türken und Rajas oder christliche Unterthanen der Pforte; obgleich Koran und heilige Schrift einstimmig den Verkehr mit Zauberern und Hexenmeister als gottlos verdammen, so erholen sich doch Türken und Rajas mit demselben Eifer bei diesen Leuten Raths und schenken ihren Worten unbegrenztes Zutrauen. Manchmal trifft in ihren Schlupfwinkeln der Turban des Pascha und der Calpak des Armeniers zusammen, und oft und viel wird der geheimnißvolle Mann, wenn er, den Kopf hoch tragend und gen Himmel blickend, durch die Straßen schreitet, am Ermel seines weiten Gewandes hier vom verschleierten Weibe des Osmanlis, auf der andern Seite von der griechischen Frau mit unbedecktem Gesichte gezupft. Allerdings befragen die Weiber diese Magier weit häufiger als die Männer; doch besuchen sie selbst die mächtigsten und angesehensten Türken insgeheim.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Vogel Phönix.

(Fortsetzung.)

Wir fassen uns kurz: sehr einfache Beobachtungen über den Aufgangsort der Sterne und seine Veränderung, Kombination mehrerer Sterne, fortgesetzte Anschauung, physische Begünstigung in der symmetrischen Vertheilung der glänzenden Sterne, der Wächter an den vier Himmelspforten, der sinnreiche Gedanke, die Veränderung des Aufgangsorts der Sterne mit den Aufgangsörtern der Sonne zu vergleichen, die sie in ihrem jährlichen Laufe durchgeht: dieß Alles führte nothwendig zur Erkenntniß des Fixsternjahrs. Die Genauigkeit, die die Egypter hierin fanden, ist eine Belohnung der scharfsinnigen Auffassungsweise der fünfhundertjährigen Periode und der siebentägigen Woche. Mit Bewunderung erkennt man in dieser Idee der Wiedergeburt der Welt, die sich mit dem Beginne des Fixsternjahrs begibt, den Geist der alten Welt; sie hat Aehnlichkeit mit dem Gedanken der Seelenwanderung. Diese Idee des großen Fixsternjahres ist in ihrer Stellung für die alte Welt eben so charakteristisch, als die Idee der allgemeinen Attraktion für die neue: und dieß sind auch in dieser Sphäre die einzigen großen Gedanken.

Aus der Woche von 500 Jahren ergibt sich leicht, daß das Weltjahr 26,070 Jahre lang ist, oder 26,090, wenn das Jahr zu 365¼ Tag mit den Egyptern gerechnet wird. Die neuesten Astronomen setzen seine Länge auf 25,880 Jahre. Der Anfang des Fixsternjahres ist aus den Annalen der Vorwelt verschwunden.

Der egyptische Thierkreis in Paris. — Ich will nun zur Erläuterung, oder, wenn es seyn könnte, zur Bestätigung, auch wohl zu einer anmuthigen Ausschmückung, was noch wünschenswerther wäre, ein wohlbekanntes astronomisches Denkmal der Egypter citiren, eine der merkwürdigsten Eroberungen der gelehrten Franzosen, die auch den Vogel Phönix dort gesehen haben in Begleitung seines Sterns. Sie fanden in einer am Nil gelegenen Stadt Oberegyptens (Denderah jezt genannt) an dem Plafond eines Seitenzimmers eine Himmelskarte eingehauen, auf der unter andern unsere jetzigen Thierkreisbilder in unverkennbarer Deutlichkeit sich finden. Sie brachten diese Trophäe, zwar nur in einer Abbildung, nach Paris, sie gehörte aber dennoch zu den bewundertsten und besprochensten. Astronomen, Alterthumsforscher, Historiker, Hieroglyphiker aller Nationen suchten Erweiterung, Bestätigung ihrer Ansichten auf diesem Denkmal. Was geschah aber? „Dieser Thierkreis von Denderah," ich bediene mich der Worte Biots *), „schon seit langer Zeit der Gegenstand so vieler Diskussionen und Systeme, ward auf einmal nach Frankreich gebracht, in Folge einer eben so verwegenen als unerwarteten Unternehmung; die öffentliche Neugierde war aufs Höchste gestiegen." Franzosen hatten nämlich diesen Thierkreis dem Pascha von Egypten abgekauft und ihn, eingedenk der Weise des Kambyses, aus dem Plafond des Tempels herausgesägt. Sie brachten ihn glücklich und unversehrt nach Paris, gleichsam mit dem Zuruf: „Da ist das steinerne Monument! Ihr habt gestritten und streitet noch immerfort um eine Kopie, die mit Gefahr und Anstrengung, bei mattem Fackelschein, in einem im lybischen Sand halb begrabenen Tempel genommen war; ihr habt so zu sagen im Schatten gefochten." Ich glaube, wenn Niebuhr — worauf ihn Michaelis in Göttingen aufmerksam machte — die zwei Gesetztafeln Mosis vom Sinai mitgebracht hätte, kaum wäre die Freude größer gewesen; der allgemeine Wunsch war, dieß Denkmal in Paris zu fixiren; der König entsprach ihm und es wurde um 150,000 Franken gekauft. Wenn das köstliche Monument in Paris ist, so ist es auch bei uns, und ich nehme nun den Faden, an welchem der Vogel Phönix flattert, wieder auf und knüpfe daran eine Reihe von zu unserm Zwecke passenden Bemerkungen, die aus den mancherlei Abhandlungen und Streitigkeiten der Gelehrten über dieses Denkmal sich ergeben.

*) S. Biot Recherches sur plusieurs points de l'astronomie Egyptienne.

Besonders sinnreich ist die Bemerkung der Franzosen, die mit unendlicher Mühe, gleichsam als zweite Urheber, die erste Zeichnung nach Europa gebracht haben. Der Geist und die Manier der Zeichnung des Monuments entspricht ganz der Vorstellung der Alten: des Himmels Gewölbe ruhe von allen Seiten auf dem Ocean. So ist, übereinstimmend damit, oben angeführt worden (als wir von der astronomischen Rolle der Egypter sprachen), daß der unendliche Horizont der Hauptschauplatz ihrer Beobachtungen war. Ein einziger großer Kreis, in dessen Mittelpunkt der Himmelspol ist, faßt die ganze Himmelskugel mit den Sternbildern. Diese sind sammt den Sternen auf die Radien dieses Kreises, wie sie nach einander am Himmel sichtbar aufsteigen, und so nach ihrer Entfernung vom Pol aufgetragen. Daß diese ideelle Zeichnung mit ziemlicher Schärfe auf dem Monument ausgeführt worden, hat der vollkommenste mathematische Ausleger dieses Monuments außer allen Zweifel gesezt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Der Antiquitätendiebstahl. Der Pflanzengarten.

Ueber den berüchtigten Diebstahl im Antiquitätenkabinette ist noch viel Dunkel verbreitet, das sich aber nach und

nach aufhellen wird; vielleicht hat die Polizei jezt schon das gewünschte Licht; das Sonderbarste dabei ist wohl, daß eine Vicomtesse, also eine Dame von Adel, in die Schelmerei verwickelt war. Die Vicomtesse Nays hat die Polizei neulich aus der Provinz geholt; wie diese mit den Dieben zusammenkommt, mag der Himmel und die Polizei wissen. Freilich kann ei, junge Adeliche, die viele Eitelkeit und kein Geld hat, so gut wie eine Bürgerliche durch den Glanz des Goldes verblendet werden und sich dasselbe auf eine verbrecherische Art zuzueignen suchen. Indessen ist es doch etwas eben nicht sehr Gewöhnliches, eine junge und wahrscheinlich hübsche Vicomtesse mit Dieben in Verbindung treten zu sehen; der Kriminalprozeß wird in dieser Hinsicht wohl saubere Dinge aufdecken. Anfangs hatte man gesagt, nur ihre Kammerjungfer habe mit den Dieben in Verbindung gestanden; allein hernach scheint man die Gewißheit erlangt zu haben, daß auch die hohe Herrschaft sich zu denselben herabgelassen habe; wie das zusammenhängt, werden wir bald sehen. Ich verließ nun die sonderbare Antiquitätenfischerei, um meinen Weg nach dem Pflanzengarten fortzusetzen. Auf dem Kay dahin ist die Weinniederlage die merkwürdigste Anstalt in dieser Gegend. Man hat dazu ein ungeheures Terrain genommen, welches ehemals dem St. Victorkloster gehörte; dieses Kloster ist jezt ganz verschwunden und auf dem Plaze sind die Gewölbe zur Niederlage der Weine, nebst Alleen umher angelegt worden, unter welchen die Komptoire der Mäkler dieses Handels alle einzeln stehen. Die vielen hölzernen Häuschen unter den Bäumen nehmen sich sonderbar aus; man könnte an einen Bazar oder an ein russisches Gostinnoi-Dwor denken, wenn jedes dieser Häuschen nicht einzeln stände. Obschon die Weinniederlage auf Kosten des Publikums angelegt worden ist, so eignete sich doch unter den ältern Bourbonen der Seinepräfekt ein gewisses Recht über dieselben zu, und einmal ließ er die Fässer eines gewissen Weinhändlers hinauswerfen, oder kündigte ihm doch die Niederlage auf, weil derselbe bei den Deputirtenwahlen nicht für den ministeriellen, sondern für den Oppositionskandidaten gestimmt hatte. Vermuthlich war dem Präfekten bange, der Wein des Oppositionsmannes werde die andern Weine, besonders die ministeriellen, anstecken. Solche Plackereien, deren es damals eine Menge gab, machen es begreiflich, wie in den lezten Julitagen 1830 eine so große Menge von Händen bereit seyn konnte, um die damals bestehende schlechte Regierung über den Haufen zu werfen. Alles im Einzelnen erlittene Unrecht wurde damals auf einen Haufen gebracht, und das Maaß war übervoll. — Nachdem man an der Weinniederlage vorbeigegangen ist, erblickt man bald die Austerlitzbrücke über die Seine und das gegenüberstehende lange Gitter des Pflanzengartens, mit den zwei Pavillons am Eingange. In seiner Anlage hat dieser Garten seit einigen Jahren keine Veränderung erlitten; aber an Pflanzen ist beständiger Zuwachs, wie auch an Thieren; man hat sogar vor einiger Zeit das Publikum bitten müssen, keine wilden Thiere mehr einzusenden, da man der Bestien genug habe. Und in der That gibt es der Rehböcke, lang- und seidenhaarigen Ziegen, Schaafe, Affen, Büffel und dergleichen eine Menge, die meistens für den Pflanzengarten kostbare Gäste sind, besonders die Hyänen, Löwen und Pantherthiere. Die wilden Bestien sind in die Käfiche der neuen Menagerie gebannt; allein die andern grasen frei oder befinden sich in Gehegen mitten im Grünen. Alle diese zahmen Thiere werden im Pflanzengarten zu Bettlern. Sie sind nämlich dergestalt gewohnt, von den vielen Menschen, welche den Garten beständig besuchen, besonders von den zärtlichen Damen und den Kindern etwas zu fressen zu bekommen, daß sie, so oft sich Jemand nähert, herbeilaufen, ganz höflich thun und die Schnauze hervorstrecken. Sogar die beiden kolossalen Elephanten stecken demüthig ihre Rüssel durch die soliden Pfosten ihres Geheges, um etwas von den Zuschauern zu erhaschen, was dann freilich alsbald in ihrem Schlund verschwindet, wie ein Tropfen Wasser in einem Bache. Am bettelhaftesten betragen sich wohl die Bären, die man in einen Graben eingesperrt hat; diese grimmigen Thiere sind ganz kirre geworden und machen possirliche Dinge, um nur etwas von den Zuschauern zu bekommen. Niemand hat sie abgerichtet, die bloße Gierigkeit hat sie so geschmeidig gemacht; sie stehen oder sizen mit ausgestreckten Pfoten, in Erwartung der Gaben, die man ihnen zuwerfen wird, klettern auf Stangen und erregen ein lautes Gelächter unter dem Volke, blos weil es etwas einbringt. Nicht weit davon, in einem ziemlich geräumigen Gehege, spaziert die Giraffe umher, die mit ihrem Köpfchen, das bis zum Lächerlichen klein erscheint, wenn man es mit dem ungeheuren Elephantenkopfe vergleicht, sich über Thiere, Gesträuche und Gehege erhebt. Dies Köpfchen, am Ende eines ungeheuer langen Halses, schaut etwas verlegen umher und scheint sich in die europäische Natur noch nicht recht finden zu können.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 210:

Anglied.

Räthsel.

Ein Institut von Kindern, wohlerzogen
Und so bescheiden, ihnen ist gewogen,
Wer Demuth liebt, und wär's auch nur an Andern;
Nach diesem Institute laßt uns wandern.

Schon sind wir da, des Frühlings laue Lüfte
Verrathen's uns durch ihre feinsten Düfte,
Woran die große Hausfrau sich erlabet,
Und ihre Lieben gern damit begabet.

Zur Demuth müssen wir uns selbst entschließen,
Um dieser Kindlein Anblick zu genießen,
So bückt euch denn! seht ihr die dunkelblauen
Gewänder freundlich euch entgegenschauen?

Und liebt ihr denn die schönen, stillen Kinder,
Ihr andre schöne, nicht so stille Kinder?
So ladet sie, sie lassen euch nicht warten,
Ein ganzes Trüppchen kommt in euren Garten.

Ihr macht sie eitel, daß sie Reiz euch leihen,
Doch ihnen wird das Prangen schlecht gedeihen;
Sie werden bald an eurem Busen sterben,
O möchtet ihr die stille Demuth erben!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 217.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 10. September 1832.

— Quelle puissante fée
Aux murs de Tentyris a ravi ce trophée,
Bulletin de granit où leurs braves aïeux
Ont mêlé leur histoire à l'histoire des cieux!

Méry et Barthélemy.

Der Vogel Phönix.

(Fortsetzung.)

Die große Bedeutung des Isissterns, des Sirius, erhält merkwürdige Bestättigung durch dieses Monument, und dieß ist vielleicht eines der schätzbarsten Resultate, das aus der Verpflanzung desselben nach Paris hervorging. Auf dem heiligen Lotusstab steht der geweihte und angebetete Vogel, der Sonnenadler, das Symbol des Glanzes und der Majestät, derselbe, der auch auf der Spitze der Obelisken prangt, geschmückt mit der Kopfzierde, wie sie Priester und Götter auf den Tempelgemälden tragen. In seiner Nähe ist die heilige Kuh mit dem Stern zwischen den Hörnern. Das Siriussymbol fällt in seiner Richtung genau mit der Achse des Tempels zusammen, und diese Achse ist so gegen die Weltgegenden des Horizonts gerichtet oder orientirt, daß sie genau anzeigt, in welcher Himmelsgegend der Sirius aufgeht, also auch, wo die Haupterscheinung sich begibt, wenn Sirius zuerst wieder bei seinem morgendlichen Aufgang aus den Sonnenstrahlen hervortritt. Die ganze Richtung des Tempels ist demnach Einem Sterne zu Ehren nach astronomischen Gesetzen des Sternaufgangs orientirt! Wenn solche Zeugnisse reden, wenn die Wichtigkeit des Einen Sterns so tief empfunden, wenn solche Genauigkeit erstrebt wurde, kann man da noch einem Zweifel Raum lassen, daß die Egypter auch die Aufgangsörter der Sonne und der andern hellen Sterne aufmerksam beobachtet, und daß sie nach fortgesezten Anstrengungen das Veränderliche derselben in langen Jahrhunderten beobachtet haben? Und darauf allermeist gründet sich, wie oben entwickelt worden, die Erkenntniß des Fixsternjahrs, oder die Idee des Phönix. Auf dem Monument ist auch Sirius selbst als ein Vogel abgebildet, eine verwandte Hieroglyphe des Phönix.

Bis jezt haben wir nur Günstiges für unsern Vogel erfahren, oder gefunden. Wir kommen nun zu der, von den Franzosen mit Lebendigkeit abgehandelten Frage über das Alter dieser Monumente. Daß sie vom Glanz derselben geblendet wurden, wer kann es ihnen verargen? Begleiter eines wundervollen Kriegszugs in so wundervollem Land, überrascht von nie gekannten Denkmälern, begierig nach ungeheuren Resultaten beim Anblick so vieler Staunen erregenden Ruinen, und in einer antiquarischen Stimmung, die das Alter eines Volks nicht nach dem Maßstab von Jahrhunderten mißt, schmeichelten sie sich, und dieß war wohl natürlich, mit dem Gedanken, sie sehen Spuren geistiger Kraft, Ueberbleibsel von Sternweisheit vor sich, welche die christliche Zeit um mehr als 3000 Jahre übersteigen. Lag da nicht ganz nahe der Gedanke, die Tempel selbst, welche jene geistigen Denkmäler enthielten, seyen von demselben hohen Alter? War es nicht eine gelehrte Heldenthat, einem Volke eine neue Geschichte zu erobern? — Den lang geführten Streit brachte

das genaue Studium des in Paris so unerwartet erschienenen Originals vollkommen zu Ende. Das Alter der Tempel konnte nicht mehr vertheidigt werden; darum braucht man aber das Alter egyptischer Weisheit nicht mit fallen zu lassen. Vielmehr ist die Entscheidung günstig für die erhabenen Ideen vom großen Weltjahr ausgefallen, also nothwendig auch für jenes hohe Alter.

Diese Sternkarte, am Plafond des Tempels zu Denderah gefunden, stellt ungefähr den Zustand des Himmels zu der Periode des großen Fixsternjahrs vor, als die vorlezte historisch mythische Erscheinung des Vogels Phönix sich begab, d. h. die Erscheinung, welche der von Tacitus berichteten nur 500 Jahre voranging. Um ein Jahrhundert wollen wir nicht streiten, weder mit dem gelehrten Franzosen, der die Zeit oder Epoche auf 700 Jahre vor Christus sezt, noch über die Aechtheit der Angabe des Tacitus, noch mit dem Zeichner und Baumeister jener Himmelskarte und seiner Genauigkeit. Wir halten das Zusammentreffen des historischen Berichts und des Resultats nicht für zufällig, also auch unsere Ansicht, das astronomische Denkmal beziehe sich auf eine Wiederkunft des Vogels Phönix, nicht für willkührlich. Damit wollen wir uns begnügen und durch allzukühne Folgerungen Niemand abschrecken. Eine gewiße Mäßigung ist willkommene Begleiterin antiquarischer Bildung, um so mehr, da uns jezt eine spitzfindige Frage entgegentritt: Warum ist denn der Vogel Phönix nicht leibhaftig, wie Herodot sein Bildniß am Tempel zu Memphis gesehen, auf dieser steinernen Himmelskarte? Ist er nicht gleichsam der Regent der großen Fixsternschaar? Nicht um diese Frage zu beantworten, oder nur eine annähernde Möglichkeit dazu anzudeuten, sondern um dem Leser eine größere Anschaulichkeit zu bereiten, werden einige besondere Nachweisungen über das astronomische Denkmal — Medaillon nennt Biot bisweilen diese kreisförmige Himmelskarte — nicht unnütz seyn.

Sterne finden sich auf dieser Darstellung überhaupt wenige leibhaftig eingetragen; ausgenommen auf dem äußersten Rand des Kreises, wo es von Sternen wimmelt, wovon einige an der richtigen Stelle stehen, andere vielleicht Stellvertreter anderer sind. Dieser äußerste Rand enthält gleichfalls eine Menge hieroglyphischer und symbolischer Bilder, von denen wir nicht viel verstehen. Die Sterne sind sehr augenfällig fünfeckigt eingetragen. An dem Ort z. B., wo die sieben Sterne des großen Bären am Himmel sich befinden, steht ein einziger, wie die andern fünfeckiger, daneben eine, seine Bedeutung anzeigende Figur. Wir schließen daraus, daß die im Orient verehrten sieben Sterne auch in Egypten geehrt wurden. Von den übrigen Sternen, die in fünfeckigter Gestalt eingetragen sind, weiß man nicht entfernt den Grund, warum gerade sie gewählt worden. Von unsern vier oben angeführten Herrschern sind nur zwei eingetragen: das Herz des Scorpions und der helle Stern im südlichen Fisch; die entsprechenden Sterne, der Stier und Löwe, finden sich nicht. Der Grund, warum ein Stern aus dem Pegasus und einer aus dem Delphin eingetragen sind, ist nicht ganz einleuchtend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Orientalisches Zauberwesen.

(Fortsetzung.)

So war es früher zu Konstantinopel. „Ich befand mich,“ erzählt unser Berichterstatter, „zu Konstantinopel gerade zur Zeit der Reformation, da Mahmoud in seiner Hauptstadt Alles umkehren und sein Volk um jeden Preis civilisiren wollte. So beschloß er auch, alle Hexenmeister und Wahrsager aus dem Lande zu jagen; denn er wußte gar wohl, daß diese Menschen, die so bedeutenden Einfluß auf die Gemüther seiner Unterthanen übten, mit seinen Planen unzufrieden waren, sich alle Mühe gaben, die Anhänglichkeit des Volks an die alte Ordnung der Dinge zu nähren, und alle Neuerungen als gottlos bezeichneten. Ja Mahmoud wußte, daß sie sich bei jeder Gelegenheit feindselig gegen ihn äußerten und seinen nahen Sturz prophezeiten. So wurden denn im Jahr 1828, während ich eben darauf aus war, meine Neugier in diesem Punkte zu befriedigen, die Gaukler und Gitanos, als gefährliche Vagabunden, ohne Barmherzigkeit aus der Stadt gejagt, und mit ihnen aus demselben Grunde die Wahrsager, so wie die Legenden- und Geschichtenerzähler, welche die Repräsentanten alter Sitten und Gebräuche waren und in den Kaffeehäusern beständig eine neugierige Menge um sich versammelten. Ja sogar der Karaguse, der türkische Polichinell, der selbst in der Löwengrube den Mund nicht halten konnte, der, mochte es seyn wo es wollte, mittelst feiner Anspielungen und Bilder die Gebrechen und Laster der Großen und der Regierung geißelte, wurde zu ewigem Stillschweigen verurtheilt. Aber bei allem seinem Absolutismus brachte es der Sultan nicht dahin, daß sein Volk die alte Zeit vergaß und davon schwieg. Die Wunderwerke der Magier pflanzten sich traditionell fort, und ich ließ mir eine Menge ganz außerordentlicher Geschichten erzählen, die ich indessen hier bei Seite lasse, weil sie nicht gehörig beglaubigt sind. Für den Fall aber, den ich im Folgenden erzählen will, könnte ich tausend achtbare Zeugen stellen. Die Sache begab sich

nicht etwa auf einem einsamen Quai am Hafen von Konstantinopel, sondern auf einem öffentlichen Platz, ja noch dazu an einem hohen Festtage. Nicht Hausirer, Matrosen, Galeerensklaven, von denen es an Orten der Art wimmelt, sind die Gewährsmänner, sondern Agas und Paschas mit drei Roßschweifen, Kadeuns *) und Sultaninnen; ja wer weiß, vielleicht der Sultan selbst, ungerechnet eine Menge jüdischer und armenischer Banquiers, englischer, französischer Handelsleute und Diplomaten; es begab sich an einem Benish, im herrlichen, volkreichen Thale Dolma-Bachdhi.

Doch zuerst muß ich erklären, was ein Benish ist. Ein Benish ist in der Türkei ein großes Fest, wobei sich der Sultan mit seinem ganzen Hofstaat zeigt und vor seinem Volke in einer Pracht und Herrlichkeit auftritt, wovon man im Abendlande keinen Begriff hat. An solchen Tagen gibt es Turniere, Wettkämpfe, Gaukelkünste; Wahrsager, Zauberer treten auf, kurz Lustbarkeiten aller Art finden statt, manche den unsrigen ähnlich, andere ächt asiatisch. Doch ich hätte richtiger in der vergangenen Zeit gesprochen; denn diese Benish sind zwar nicht abgeschafft, aber Mahmoud hat diesen Volksbelustigungen materiell einen andern Charakter gegeben; an solchen Tagen finden jetzt Musterungen seiner auf europäische Weise disciplinirten Truppen Statt; denn sein Hauptaugenmerk bleibt, seinen Unterthanen die alten Nationalsitten zur Zeit der Janitscharen aus dem Gedächtniß zu bringen.

Der Benish nun, von dem hier die Rede ist, fand schon vor mehreren Jahren Statt und wurde beschriebenermaaßen nach altem Herkommen gefeiert. Eine recht hübsche Anzahl von Köpfen war blutig geschlagen, ein Paar ungeschickte Reiter hatten sich mit ihren Rossen im Staube gewälzt; riesenmäßige Athleten, nackt bis zum Gürtel, mit Oel bestrichen, hatten gekämpft, erst unter sich, dann gegen Bären mit Maulkörben. Die Seiltänzer hatten ganz außerordentliche Sprünge auf einem kaum sichtbaren, zwischen zwei Bäumen ausgespannten Seile gemacht; auch die Zauberer waren nicht zurückgeblieben, ganz unerhörte Stücke waren den Schaulustigen aufgetischt worden, da sah man einen untersetzten Kerl von Türken, der in seinen ungeheuer weiten Beinkleidern, indem sie ihn unförmlich breit machten, noch kleiner schien, als er war, mitten in den Cirkus treten. Dieser Bursche rief aus, er wolle ein Kunststück zeigen, daß alle Künstler, deren Stücke man bisher angestaunt, vor Aerger bersten müßten.

*) Kadeuns heißen die Frauen des Sultans; Sultaninnen aber sind die Prinzessinnen von Geblüt, die Schwestern, Cousinen, ja die Großmutter des Sultans.

Das war keine Kleinigkeit, das konnte man Selbstvertrauen nennen. Niemand kannte den Mann; seine Kollegen warfen Blicke voll unaussprechlicher Verachtung auf ihn, und viele Zuschauer, große Liebhaber von Zauberkünsten, die mit untergeschlagnen Beinen auf dem Boden saßen, riefen da und dort: „Wer ist's? wer ist's?" — „Wer ich bin?" erwiderte der kleine Mann mit den weiten Beinkleidern. „Man lass' mich nur meinen Krug hereinbringen, man lasse mich nu machen, und Maschallah! ihr sollt erfahren, wer ich bin und was ich kann!" — „Inschallah!" (nach Gottes Willen) riefen die Neugierigen; „laßt ihn seinen Krug bringen!" — „Baccalum!" (laßt sehn!) hieß es von allen Seiten. Auf diese Weise aufgemuntert, verließ der Unbekannte das Amphitheater, und nicht lange, so sah man ihn einen ungeheuren Krug, dicker als er selbst, hereinwälzen. „Haltet Ihr uns für Oelkrämer?" sprachen Einige scherzend; „wir haben kein Oel für Euern Krug." — „Ich frage nichts nach Oel," erwiderte der kleine Unbekannte; „man gebe mir einen Shawl, einen Turban, einen Yataghan, kurz, was es ist, in den Krug hier. Chelibis, Effendis! steht mir bei, und ihr sollt ein Kunststück sehen, worüber ihr euch werdet nicht satt wundern können."

Während er also sprach, hatten seine Augen einen ganz sonderbaren Ausdruck, und es war nicht anders, als sehe er Jedermann ins Gesicht, ohne den Kopf zu verwenden. „Ist Dein Krug rein?" fragte ein sehr sorgfältig gekleideter Osmanli, der aber ein eben so großer Freund der Magie, als des Putzes war. „So rein, so wohlriechend als ein Balsambüchschen," erwiderte der Mann mit den weiten Beinkleidern; „doch kommt selbst und seht." Der Kleinmeister trat vor in die Mitte des Circus, blickte in den Krug, der übrigens ein ganz gemeiner Krug war, beroch ihn und griff endlich mit der Hand hinein. Nun knüpfte er einen prächtigen Shawl vom Kopfe ab und gab ihn dem kleinen Zauberer, der ihn sofort in das Gefäß warf. Alsbald folgte die Menge diesem Beispiele; rechts und links, von allen Seiten rief man dem Unbekannten zu; der eine gab ihm seinen Turban, ein anderer seine Pantoffeln, ein dritter einen Shawl oder einen Yataghan, oder einen Tabaksbeutel, und so fort; Alles, wie er es bekam, warf der Tausendkünstler in den Krug. Es regnete dergestalt Gegenstände aller Art, daß der Krug bald voll war; da zeigte der Unbekannte der Versammlung, daß nichts mehr hineingehe, sprach sein Shukr Allahi (Gott sey gelobt!) und wies sofort zurück, was man ihm anbot.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Augsburg, August.

Das Wittelsbacher Nationalfest.

Fünf Stunden von Augsburg entfernt, jenseits des Lechs, in dem Umfange der ehemaligen Grafschaft Scheyern und in der Nähe des durch mannigfache Beziehungen denkwürdigen Städtchens Aichach liegt das Dörfchen Wittelsbach. Eine Bevölkerung von einigen und zwanzig Familien lebt darin in stiller Einsamkeit. Ihre Hütten lehnen sich in sehr anmuthiger Gruppirung an einen Hügel, welcher an der westlichen Seite des Dorfes sich erhebt, und durch seine regelmäßige Form, die ihn umgebenden Gräben und einige wenige darauf ruhende Trümmer verkündet, daß nicht stets Hütten seinen Rücken bedeckten, und daß der vormittelalterliche Dom, der, wohlerhalten, einsam auf seinem Gipfel thront, einst der Zeuge regern Lebens gewesen seyn möchte. Das Malerische des Ortes neben dem Ernste seiner Umgebungen, die imposanten Formen der Kirche neben der Armuth der kleinen Wohnungen, die blühenden Fluren, welche jene Trümmer umkränzen, der Kontrast geahnter ehemaliger Größe und Lebensfülle mit der jezt da herrschenden Grabesruhe versenken das Gemüth des Wanderers in wehmüthige Rührung. Aber höher schlägt sein Herz, wenn dann Name und Geschichte von der Bedeutsamkeit dieser Stelle zu ihm sprechen. Hier, wo nun niedriges Moos düstere Ruinen überwebt, stand einst Wittelsbach, die Stammburg der baierischen Fürsten; hier, wo nun Alltäglichkeit sich in ihrem Kreise bewegt, stieg aus ihrer Wiege eine der ältesten und glorreichsten Dynastien Europas. Die Gefühle der Wehmuth und der freudigen Erhebung werden noch gesteigert bei dem Gedanken an das betrübende Ereigniß, welches die Zerstörung Wittelsbachs zur Folge hatte, und an die Hand, welche diese Zerstörung vollzog *). In jedem Baierherzen war schon lange der stille Wunsch rege geworden, Wittelsbachs Ruinen in eine feierliche Urkunde der Volksliebe umzuwandeln. Der gegenwärtige Minister, Fürst von Oettingen-Wallerstein, brachte im Jahre 1829 diesen Wunsch zur Sprache, und die sofort veranstaltete Sammlung fiel so reichhaltig aus, daß ungesäumt zum Werke geschritten werden konnte. Vor Allem wurde nun der ehemalige Burgplatz in seinem Gesammtumfange erworben, von den fremdartigen Bürden, die er trug, Häusern, Stallungen 2c., befreit, dann der alte Dom, dieser alleinige Ueberrest der ehemaligen Veste, den seine heilige Bestimmung in jener Stunde, da das Haupt des Wittelsbachschen Hauses den Herd seiner Väter zum Sühnopfer zerbrach, gerettet hatte, mit liebender Sorgfalt bedacht. Er empfing seine alterthümlichen Altäre wieder, vor denen einst Baierns Herzoge gebetet und deren Verlust erst durch die Ereignisse dieses Jahrhunderts herbeigeführt worden war; die uralte Statue der Patronin Baierns sowohl, als dieser Burgkirche selbst, die auf dem Hochaltar gebliebene imago beatae virginis Mariae de victoria turcarum — mahnend an die Kreuzzüge der Wittelsbacher — gewann wieder ihre ursprünglichen Umgebungen. Glasgemälde, Schnitzwerke strömten von allen Seiten herbei zu Schmuck und Zierde; Waffen, Rüstungen und Fahnen suchten ihre Stelle wieder in den Hallen des Chors; Sitzbänke, gebildet aus Trümmern ehemaliger Bauzierden, traten an die ihnen bestimmten Plätze, und zur Errichtung eines würdigen Monuments auf dem Mittelpunkt des Burgraums, und zur Gründung einer Schule und eines Schulgebäudes in dessen Nähe wurden die erforderlichen Vorkehrungen getroffen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Ermordung Kaiser Philipps durch Otto von Wittelsbach und die Vollstreckung der über lezteren verhängten Acht durch seinen Vetter, den Baierherzog Ludwig.

Paris, August.

(Beschluß.)

Der Pflanzengarten.

Die Giraffe findet hier Niemand ihres Gleichen, und die Büffel, die zu ihren Füßen weiden, kommen ihr zu geringfügig vor, als daß sie sich mit denselben abgeben möchte. In einem europäischen Gehege nimmt sich die Giraffe wirklich sehr possierlich aus; in einer zwanzig Meilen langen afrikanischen Wüste ist es vermuthlich anders. — Auf dem kleinen Hügel im Pflanzengarten streckt noch immer die Ceder des Libanon ihre dunkelgrünen Aeste flach aus, und läßt durch diesen traurigen Flor des Himmels Blau kaum durchschimmern. Je älter dieser Baum wird, je ehrwürdiger erscheint er hier, der einsame Fremdling vom Libanon, obschon ihm während der Revolution die Spitze abgeschlagen worden ist, so daß auch er die Folgen der Staatsumwälzung hat mit empfinden müssen. Steht man unter den tiefdunkeln Aesten dieses Baumes am Abhange des Hügels und sieht von ferne das Köpfchen der Giraffe über die Stauden emporragen, und hört dazu das Gebrülle der Löwen und Tiger in der Menagerie, so kommen einen sonderbare Empfindungen an. Man weiß nicht recht, in welchem Welttheile man sich befindet. Geht man aber den Berg hinauf und überschaut von dort die Gebäude der Stadt, so kommt man bald wieder zur Besinnung. Ganz unten liegt das durch seine Schuldner und seine politischen Gefangenen so bekannte St. Pelagie und das Pitiéhospital, in welchem Gott weiß wie viele Leichen aus allen Hospitälern jährlich zur Uebung und zum Unterricht sezirt werden; dahinter thront auf einer Anhöhe die erhabene Kuppel des zu nichts dienenden Pantheons. Will man weiter hinausschauen, so bietet ein geschwätziger Junge auf der Spitze des Hügels sein großes Fernrohr dar, und zeigt in einer Entfernung von einer halben Meile die kostbaren Grabmäler des Leichenhofes Père la Chaise, das Dorf Montmartre auf dem Berge dieses Namens, nördlich von Paris u. s. w. Man kann hier recht angenehm eine Stunde zubringen, und kein künstliches Panorama gleicht diesem natürlichen. Freilich überschaut man hier nur einen Theil der Stadt, dagegen hat man nach Osten hin die Aussicht auf die flache Umgegend und kann eine Menge Dörfer gleichsam entdecken, die man sonst nicht zu sehen bekommt. Jezt ertönt in der Ferne Getrommel; das Geräusch kommt näher und stört die gewöhnliche Stille um den Pflanzengarten herum. Die große Heerschau der Nationalgarde auf den Boulevards ist zu Ende und die Legionen derselben begeben sich zurück in die verschiedenen Stadtreviere; eine wahre Reise für Manche, besonders für die Umwohner des Pflanzengartens. Allein der Pariser liebt das Nationalgardenwesen; für diese Anstalt ist ihm keine Mühe zu sauer, kein Opfer zu groß; freilich ist sie die Schutzmauer seiner Freiheit und die Erhalterin der öffentlichen Sicherheit, wie sie bei wichtigen Gelegenheiten bewiesen hat. Es schlägt vier Uhr; die Gehege der wilden Thiere werden zugeschlossen und nur die Spaziergänge des Pflanzengartens bleiben bis zum späten Abend dem Publikum offen.

D g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 218.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 11. September 1832.

Wen du nicht verlässest, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schlossensturm
Entgegensingen,
Wie die Lerche,
Du da droben.

Goethe.

Jahreszeiten.

Von Gustav Pfizer.

Sturm.

Am Horizont, dem erst noch blau erhellten,
Erbaut in finstrer Pracht
Aus dichtgedrängten schwarzen Wolkenzelten
Ihr Lager sich die Nacht.

Sie schreckt, mit Drohung furchtbarer Gerichte
Die Erd' aus ihrer Ruh,
Und wirft dem heitern, friedgewohnten Lichte
Den Fehdehandschuh zu.

Ein Herold hebt der Wind mit wildem Schnauben
Die Stimme heulend laut;
Der alte Thor! er hofft noch stets zu rauben
Die längst verheißne Braut.

Woher er stammt? wer konnt' es je erkunden?
Urplötzlich ist er da,
Und rasch, so wie er kam, ist er verschwunden,
Eh' ihn ein Auge sah.

Mit jenen Lüftchen, die um Blüthen gaukeln,
Die auf dem Haideland
Oft Stundenlang ein Pfauenauge schaukeln,
Ist schwerlich er verwandt.

Er scheint, verdammt zu schlummerlosem Gähnen,
Zur Wandrung ohne Ziel,
Sich nach dem Untergang der Welt zu sehnen;
Zerstörung ist sein Spiel.

Und nicht so fremd ist er dem Menschenherzen,
Das gähnend, klaffend oft
Verzagt am Glück, das Ende seiner Schmerzen
Von der Vernichtung hofft;

Bis doch zuletzt dem grausen Tanz der Larven
Des Morgens Engel winkt,
Und matt der Sturm, gelähmt an Aeolsharfen
Ins Meer der Wehmuth sinkt.

Regennacht.

So langsam wälzen sich die Stunden
Durch diese ew'ge Regennacht,
Die Zeiger sind wie festgebunden,
So oft ich unruhvoll erwacht.

Mir ist, als würden abgerissen
Die Leuchten von des Himmels Dom
Und schwämmen mit den Regengüssen
Als schwarze Kohlen in dem Strom.

Weh', wenn die Geister aus den Grüften
Verwiesen sind in solcher Nacht,
Wenn auf dem Feld sie und in Schlüften
Sich schlagen mit des Sturmes Macht!

Wenn, stimmend zu den Finsternissen,
Wovon ihr schuldig Herz erfüllt,
Der Himmel, wie ein bös Gewissen,
In Trotz und Thränen sich verhüllt!

Nimm', holder Schlaf! die scheuen Sinne
In deines Friedens süße Hut,
Damit die starre Nacht zerrinne,
Indeß das Herz bewußtlos ruht!

Erwecke mich, geliebte Sonne,
Wenn wieder du das Reich erlangst!
Wo nicht — so ist des Todes Wonne
Willkommner als des Lebens Angst.

Am kürzesten Tag.

Doppelt ehret man den Gast,
Wenn er kurz nur weilet
Und nach kaum genoßner Rast
Schnell von dannen eilet.

Eine Mutter, treugesinnt,
Wahrt es im Gedächtniß,
Wenn Ein Lächeln nur ihr Kind
Nachließ zum Vermächtniß.

Gönne mir ein gut Geschick,
Etwas zu ersinnen,
Von der Sonne einen Blick
Lobes zu gewinnen!

Trotzig zwar geberden sich
Alle Horen heute;
Doch vielleicht erober' ich
Grad die reichste Beute.

Spröde Blicke sind ja oft
Nicht das schlimmste Zeichen,
Mancher Zorn ließ unverhofft
Sich vor Nacht erweichen.

Doppelt sey das Werk bedacht
An dem kurzen Tage!
Daß man nicht zur langen Nacht
Auch den Tag noch schlage.

Orientalisches Zauberwesen.

(Beschluß.)

Der Zauberer ging zwei- dreimal um den Krug herum, wie ein Pferd in der Mühle, machte tiefe Bücklinge und bedankte sich gebührend bei der Gesellschaft. Dieß war nun sehr artig, aber die Zuschauer brannten, wie man sich leicht denken kann, vor Begierde, zu wissen, zu was Ende so viele Personen Mützen, Schuhe und Waffen hergegeben hatten. Sie sollten es bald erfahren. Der kleine Mann setzte sich rittlings auf seinen Krug, der fest stehen blieb, dann schob er ein Bein hinein, dann das andere, und allgemach sank sein Körper zur Hälfte in die Inventarstücke der Gläubigen nieder. Die Zuschauer waren außer sich vor Verwunderung. Wie konnte er, so klein er seyn mochte, Platz finden im Kruge, der doch gerüttelt voll war? Allermittelst schlüpfte der Herenmeister tiefer und tiefer hinein, wie ein Wurm in ein Loch, und bald war nichts mehr außerhalb des Krugs zu sehen als sein Kopf mit einem schmutzigen Turban. Drei, vier Sekunden lang blickte er stumm, unbeweglich mit seinen wunderlich funkelnden Augen die Gesellschaft an; dann erhob er seine Stimme, und sie scholl feierlich, geheimnißvoll aus dem ungeheuern Kruge. „Keiner," sprach er, „trete an den Krug heran, bevor ich rufe, oder das außerordentlichste Zauberstück, das je gesehen worden, wird zu nichte." Also sprach er, und kaum waren die Worte im Amphitheater verhallt, so schlüpfte auch der Kopf des Herenmeisters hinunter und die lezte Falte seines Turbans verschwand. Nun harrten die Zuschauer, die Augen auf den Krug geheftet, mit der gespanntesten Neugier der Dinge, die da kommen würden.

Bald begann jezt die Phantasie ihr lustig Spiel in den Köpfen. Die einen erwarteten nichts Geringeres, als den Krug und seinen Inhalt, den Gesetzen der Schwere zum Trotz, vom Boden auf die ausgespannten Seile springen und daselbst tanzen zu sehen. Andere meinten nur, das Gefäß werde ganz einfach im Cirkus herumspazieren, höchstens ein Menuet tanzen; manche Gelehrtere dachten sich, der Krug werde über kurz oder lang eine Menge Schlangen ausspeien, wie die in Pharaos Pallast, und auf einmal werde ein gräulicher Drache über sie kommen und sie sammt und sonders verschlingen, wie Aarons Stab. In den Drachen hatte sich natürlich der Zauberer verwandelt, und die Shawls, Pantoffeln und Turbans waren zu Schlangen geworden. Mit einem Wort, jeder stellte sich etwas Anderes vor, und der kleine Magier ließ ihnen Zeit dazu, ihre Gedanken auszuspinnen, denn im Kruge blieb alles todtenstille, und fortwährend hing die Menge mit starren, ängstlichen Blicken daran, und es wurde ihr am Ende fast peinlich zu Muth. Da indessen der Zauberer anbefohlen hatte, Niemand solle sich rühren, bevor er rufe, so blieb Alles noch lange mit untergeschlagenen Beinen ruhig sitzen. Einige, hitziger und ungeduldiger als die andern, fingen an, sich über den Magier, über seinen Vater und seine Mutter nicht sehr achtungsvoll zu äußern; nicht lange, so wurde das Murren lauter und lauter, und endlich war die Aufregung allgemein. Im Kruge blieb es still, von seiner Seite geschah rein nichts zur Beruhigung der Gemüther; da standen zwei, drei

Türken auf und fuhren mit den Fersen in die Pantoffeln. Diesem Beispiele folgten sogleich die Gläubigen in Menge, endlich entstand ein allgemeiner Aufstand und hundert Personen und mehr stürzten zumal auf den geheimnißvollen Krug zu. Als der Flinkste von ihnen ganz nahe beim Kruge war, der ruhig und feierlich im Amphitheater stand, wie der Dreifuß der Sibylle in einem heidnischen Tempel, hielt er plötzlich an, als hätte ihn der Blitz getroffen; er glaubte, im Krug ein dumpfes Geräusch zu hören. Alsbald bemeisterte er indessen seine Furcht, that noch ein Paar Schritte und streckte muthig den Kopf in das Gefäß. Als er sich aber gegen die nachdrängende Gesellschaft umwandte, lag der Ausdruck des Entsetzens in seinen Zügen, nicht anders, als hätte er den Kopf einem Löwen in den Rachen gesteckt. „Das Satanskind,“ rief er, „ist nicht mehr im Krug! keine Shawls mehr! keine Turbans mehr! der Krug ist leer!“ — „Der Krug ist leer! mein Shawl! mein Yataghan! meine Pantoffeln! mein schönster Tabaksbeutel! das kann nicht seyn!“ so rief es aus Aller Munde, und nicht allein die, welche herbeigelaufen waren, auch wer, geduldiger oder schwerfälliger, sitzen geblieben war, aber doch den verdammten Krug hatte füllen helfen, stimmte in dieses Klaglied mit ein.

Alle wollten sich indessen mit eigenen Augen von der Sache überzeugen; einer nach dem andern steckte den Kopf in den Krug und sah, daß Shawls, Turbans, Pantoffeln, Yataghans und Zauberer mit einander verschwunden waren; das Gefäß war ganz leer. Da rauften sich manche Türken, wie es Brauch bei ihnen ist, den Bart, andere spuckten voll Gift und Galle den Krug an, die Neugierigern untersuchten die Wände des Gefässes und den Boden, wo es gestanden. Einige behaupten, man habe am Gefäß ein Loch entdeckt, sie wissen aber nichts Näheres darüber; andere versichern, es sey kein wahres Wort daran, und der Boden des Krugs sey so ganz gewesen als eine Schüssel mit Pilau. Da wo der Krug gestanden, fand man etwas, das wir bei seinem eigentlichen Namen nicht nennen mögen; man sah daraus, daß hier ein Pferd gehalten haben mußte, ehe der Künstler seinen Krug hiehergestellt. Weiter war rein nichts zu entdecken, obgleich manche, zum Theil sehr verständige Türken ihre Brillen aufgesezt und den Boden mit dem Pfeifenstiel oder den eigenen Fingern aufgekrazt hatten.

Man weiß wahrscheinlich in Konstantinopel bis auf diesen Tag noch nicht, ob der Bursche mit dem pfiffigen Blick und den weiten Beinkleidern ein Dieb war, oder ob nicht die Ungeduld der Zuschauer das außerordentlichste Kunststück, das man, nach des Zauberers eigener Aeußerung, je gesehen, verdorben hat. Dem sey, wie ihm wolle, dieses Begebniß ist ganz authentisch, denn noch leben Zeugen desselben zu Tausenden, und jeder Reisende, der die Hauptstadt des türkischen Reichs besucht und für Geschichten der Art Interesse hat, wird noch heute vom Zauberer mit den weiten Beinkleidern und vom geheimnißvollen Krug sprechen hören.

Der Vogel Phönix.

(Fortsetzung.)

Ich muß noch etwas von den Bildern sagen, die sich auf dem Monument befinden. Es ist eine sonderbare Mischung von symbolischen, von eigenthümlichen und von griechischen; sie warten noch auf ihre Enträthselung. Statt des kleinen Bären ist dort ein Fuchs. Vom Bilde des Drachen, eines großen Bären, eines König Cepheus, einer Cassiopea findet sich keine Spur; dafür ein fürchterliches Ungeheuer, das, wegen seiner Nähe am Pol um so auffallender, alle übrigen Bilder weit übertrifft, von sonderbarer Mißgestalt: Schweinskopf, hervorgereckte Zunge, Dickbauch, zweibeinig, mit langem Messer, ein böses, verderbendes Ungethüm. Es kommt auch in andern Umgebungen auf astronomischen Denkmälern, in den Gräbern und sonst auf andern Bildern vor. Diesem gegenüber zieht sich eine Figur hin, wie ein Pferdeschenkel, auf dem ein kleines Thierchen sizt. Nicht weit davon ist ein hockendes, affenartiges Wesen, das ein anderes, wie todtes, auf seinem Rücken trägt; auf dem Kopf desselben steht ein bei den Egyptern verehrter Vogel. Ich darf gar nicht daran denken, daß dieser den Vogel Phönix bedeuten und in Gesellschaft so gräßlicher Ungeheuer auftreten sollte. — Unsere Thierkreisbilder finden sich alle; in ihrer Stellung ist bisweilen etwas Willkührliches, wohl aus Mangel an Raum.

Wenn wir aus diesen räthselhaften Figuren und andern ihnen ähnlichen nichts erfragen können, so dürfen wir doch wohl die Folgerung ziehen: die Egypter haben auf diesem Monumente noch eine unabhängige Sternkunde entwickelt, eine den Griechen unzugängliche Symbolik, ja sogar eine eigenthümliche Manier der zeichnenden Darstellung; sie blieben dabei getreu der langen Verehrung des Sirius.

Seitdem hat sich in noch neuerer Zeit der Stand der Sache allerdings wieder bedeutend verändert; die Ansicht hat sich nämlich verbreitet, dieser famöse Tempel zu Denderah sey wirklich erst zur Zeit des Tiberius errichtet worden. Die Franzosen befinden sich bekanntlich jezt im Besitz des Geheimnisses, die Namen, in Hieroglyphen geschrieben, zu lesen, und lesen nun auf dem Monument Inschriften aus der damaligen Zeit. Die Bauverständigen glauben auch, daß nach Geschmack und Art des Baues er recht wohl in jene Zeit gehören könnte. Die Fragen stellen sich dann ganz anders. Wie kam denn der Baumeister dazu, eine Himmelskarte, die den Himmel vor 500 Jahren darstellte, wieder an den-

Plafond des neuen Tempels zu setzen, und sogar den ganzen Tempel zu orientiren nach dem Stand des Isissterns vor 500 Jahren? Woher hatte er denn die Karte, und wer lehrte ihn so genau orientiren? Der große Ptolemäus stand erst später in Egypten auf, obgleich schon früher Caesar einen griechischen Astronomen aus Egypten geholt hatte, um den Kalender zu reformiren. Die Orientirung nach dem Sirius kann uns nicht stören in unserer Behauptung von der frühen Kenntniß des Weltjahrs; denn darin war dieser Stern nicht der Lehrmeister der Egypter; seine Lage am Himmel machte ihn zur Beobachtung des Phänomens vom veränderten Ort des Sternaufgangs nicht am tauglichsten; denn die Veränderung war bei ihm sehr langsam. Seine Rolle war, der Wächter des Jahrs und der Führer der Sterne zu seyn.

Sagen aus Herodot und Plato. — Wir verlassen den Thierkreis und suchen noch andere Zeugen für die hohe Würde unsers Phönix, als des Vogels des grossen Weltjahrs. Wie die Naturforscher aus dem noch so kleinen Ueberbleibsel eines in der Erde seit der Fluth begrabenen Thieres seine Lebensweise, seinen Bau und Aufenthaltsort erkennen, oder aus einem zerstreuten Felsstück, oder der umgestürzten Lage der Gebirgsschichten das Alter großer Katastrophen berechnen: auf ähnliche Weise erkennt der Sternkundige aus einer einsamen, übriggebliebenen Zahl, aus einer dunkeln Sage, die in der Geschichte eines Volks übrig geblieben ist, die wissenschaftliche Stufe uralter Zeit.

Die Zahl 500, die den Phönix begleitet, hat uns bisher als Leitfaden gedient; es bieten sich uns aber noch Sagen an, deren eine der Geschichtschreiber Herodot, die andere der Philosoph Plato erzählt, beide in Egypten gereist, beide in egyptischer Lehre nach ihrem Stand unterrichtet. Beide Sagen schließen in wunderlicher Schaale den köstlichen Kern der Phönixlehre in sich.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Augsburg, August.

(Beschluß.)

Das Wittelsbacher Nationalfest.

Am 25. August dieses Jahres, dem Geburts- und Namensfeste des Königs, war nun der erfreuliche Tag, an dem die feierliche Grundsteinlegung dieses Denkmals, welches aus den freiwilligen Beiträgen des gesammten baierischen Volkes dem Regentenhause der Dynastie Wittelsbach errichtet wird, vor sich ging. Sie ward zum erhebenden, mit allgemeiner, begeisterter Theilnahme begangenen Nationalfeste. Kanonensalven begrüßten den ersten Sonnenstrahl des Freudentages; auf allen Straßen und Pfaden strömte, von nah und fern, zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß eine unzählbare Menschenmasse herbei; ein großer, prächtiger Triumphbogen, welcher vor Aichach an der Stelle, wo der Weg sich gegen Wittelsbach erhebt, errichtet war, und mehrere längs dieses Weges und auf dem Wittelsbacher Thurme wehenden großen Fahnen mit den Nationalfarben (blau und weiß, den heutigen, und roth und weiß, den alten Panierfarben des Scheyrengeschlechts) bezeichneten die Bahn des Festzuges. Um zehn Uhr Morgens begann derselbe unter Kanonendonner und Glockengeläute. Voran die Schuljugend der Umgegend, festtäglich gekleidet, mit Kränzen und Sträußen geschmückt, dann die Magistrate, Gemeindebevollmächtigten, Ortsvorsteher ꝛc. von Aichach, Schrobenhausen, Wittelsbach ꝛc., die von den übrigen Städten und Korporationen des Königreichs angelangten Deputationen — worunter sich besonders die der königlichen Isarkreisregierung, der Gesetzgebungskommission, der Universität und Akademie von München, der Magistrate, Gemeindebevollmächtigten und Landwehr von München und Augsburg bemerklich machten — die königlichen Beamten der Oberdonaukreisregierung und anderer Stellen, der Adel und die Geistlichkeit des Bezirkes ꝛc. Der Generalkommissär und Präsident des Oberdonaukreises, mit den zum feierlichen Akte der Grundsteinlegung eingeladenen Zeugen, und der Bischof von Augsburg schlossen den Zug, welcher sich durch die aufgestellten Reihen der Landwehr von Aichach und Schrobenhausen in glänzender Gala nach der Burgkirche bewegte, wo der Bischof das Hochamt hielt und das „Herr Gott, dich loben wir!“ anstimmte. Nach dieser kirchlichen Feier verfügte man sich in derselben Ordnung auf die Burgstätte. Nachdem die Schuljugend eine für diese Feier gedichtete und komponirte Cantate abgesungen, sprach der erwähnte Generalkommissär ꝛc., Ritter von Link, eine Rede. Ein tausendstimmiges Lebehoch, dem Könige und seinem erhabenen Hause dargebracht, welches jezt ertönte und später noch oft sich wiederholte, überschallte den Donner der Geschütze, welche ununterbrochen fortfeuerten und von einer Abtheilung der Bürgerartillerie Augsburgs preiswürdig bedient wurden. Jezt überreichte der königliche Bauinspektor des Bezirks dem Präsidenten diejenigen Gegenstände, welche in den Grundstein eingelegt werden sollten, als: die Büste Sr. Majestät des Königs, eine Münze auf dessen Thronbesteigung, die Konstitutionsmünze, den Geschichtsthaler mit den Bildnissen der königlichen Familie, die im Jahre 1832 in der königlichen Münze ausgeprägten Münzen, die Medaille, welche auf die im Laufe dieses Jahres beendete Ludwig-Wilhelms-Brücke über die Donau bei Ulm geprägt worden, die Bildnisse der sämmtlichen Regenten aus dem Hause Wittelsbach, eine auf Pergament geschriebene Urkunde der Grundsteinlegung und der Zeugenschaft, eine Abbildung des Monuments ꝛc., leztere Gegenstände in Glas eingeschlossen. Nachdem dieselben in den Grundstein gelegt waren, erfolgte dieselbe Ceremonie auf dem nahe gelegenen Platze, wo das neue Schulhaus sich erheben wird. Hier hielt der Distriktsschulinspektor an die versammelten Schulkinder und ihre Eltern eine kurze, herzliche Anrede. Auch der Landtagsabgeordnete, Appellationsgerichts-Vicepräsident, Ritter von Mussinan sprach unvorbereitet einige, des schönen Momentes würdige Worte. Darauf fand im Gasthofe zum Bauerntanz in Aichach, vor dem eine Art Ehrenpforte von grünem Reisig, mit Nationalbändern und Inschriften geschmückt, errichtet war, ein Diner zu 250 Gedecken statt, wobei, wie nach dessen Beendigung auf dem Balle, herzliche, ungetrübte Fröhlichkeit waltete. Ueberhaupt störte kein Unfall, keine Unordnung und keine Ungunst der Witterung dieses merkwürdige Nationalfest, welches nicht nur für Baiern, sondern wohl für ganz Deutschland Bedeutung haben dürfte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 219.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 12. September 1832.

Die Sagen der Vorwelt liegen da wie eine heilige Sphinx, eine steinerne; sie zerreißt einen nicht, wenn man ihre Räthsel nicht erräth.

Fontenelle.

Der Vogel Phönix.

(Beschluß.)

Was die Sage des Herodot betrifft, so ist der Witz der Gelehrten und der Zorn der Grammatiker gleich geschäftig gewesen in Deutung dieses Räthsels. Sie haben dem Herodot Vorwürfe gemacht, daß er unverständliche Dinge, in seine eigene Unwissenheit noch eingewickelt, verkehrt ausgesprochen habe; die Priester selbst seyen unwissend gewesen und haben den Griechen Mährchen mit nach Hause gegeben; die unpartheyischsten dachten an den Schalttag, an Sonn- und Mondperioden, andere an den Hundsstern Sirius.

Aber in dieser Sage und ihrer dunkeln Umgebung blieb eine Zahl fest und deutlich stehen und trieb immer sympathetisch zur Lösung des Räthsels an. Die Sage lautet nämlich also: „In der Zeit vom Herrscher Menes bis zum Könige Sethon seyen 341 Menschenalter verflossen; während dieser Zeit sey die Sonne vier Mal an den gewöhnlichen Orten aufgegangen, zwei Mal aufgegangen, wo sie jezt untergeht, zwei Mal untergegangen, wo sie jezt aufgeht."

Was in diesem Räthsel wörtlich genommen werden kann, sind die vier Zahlenpunkte; sie müssen auf die vier Jahreszeiten, oder die vier Orte des Himmels, oder die vier Häuser, wie die Astrologen sagen, in welchen die Sonne in den vier Jahrszeiten sich befindet, gedeutet werden. Sonst ist allerdings in jedem Räthsel erlaubt, Zeit und Ort mit einander zu verwechseln. Auf- und Untergang der Sonne kann aber vieldeutig genommen werden. Er kann das Auf- und Absteigen der Sonne in ihrem täglichen Lauf, er kann aber auch den Ort des Auf- und Absteigens in ihrem jährlichen Lauf, ferner dieselben Oerter während des Wanderns der Sterne in dem großen Weltjahr bedeuten. Und das ist nun unsere Behauptung: das große Weltjahr hat bildlich für jeden Stern seinen Frühling, Sommer u. s. w., kurz seine vier Jahreszeiten, wie wir gesehen haben. Jeder Stern wird einmal der Ort der Sonne in der Frühlings Tag- und Nachtgleiche; nach dem halben Verlauf des großen Weltjahrs steht dann die Sonne bei ihm in der Herbst Tag- und Nachtgleiche, entgegengesezt ihrem vorigen Ort. Kann man da nicht bildlich sagen: die Sonne geht jezt unter, wo sie vorher aufging, nicht an dem Ort des Horizonts, sondern an dem Orte des Sterns, bei dem Sterne? Diese Deutung läßt sich gar leicht der Sprache des Räthsels anpassen. Die einzige Schwierigkeit machen also die 341 Menschenalter. Die Rechnung ist leicht zu führen: Nach der Phönixmythe besteht das große Fixsternjahr aus 52¼ Wochen, und jede Woche beträgt 500 egyptische Jahre. Wenn diese Summe von Jahren gleich seyn soll 341 Menschenaltern, so kommen auf ein Menschenalter ohngefähr 76 Jahre, oder die Mitte zwischen 70 und 80. — Nun

sagt man dagegen: kein Volk hat je diese Periode ein Menschenalter genannt; Homer rechnet drei Menschenalter auf ein Jahrhundert, und selbst Herodot thut dieß, gerade an der Stelle, wo er uns diese Sage erzählt. Es ist aber ganz natürlich, daran zu denken, ob hier nicht eine mehr orientalische Berechnungsweise angewendet werden müsse? Ob man vielleicht nicht die Stelle Mosis hieher ziehen könnte, wo von der Lebensdauer der Menschen die Rede ist: „Unser Leben währet siebzig, und wenn es hoch kommt, achtzig Jahre; und wenn es köstlich gewesen, ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Dieß würde mit den obigen 76 Jahren nicht übel zusammentreffen. Sickler, der zuerst diese Deutung gegeben (s. Morgenblatt 1820.), hat in der That schon vor langer Zeit bemerkt, daß die trojanische Rechnung im Homer hier gar nicht anwendbar sey, und gestützt auf seine orientalischen Kenntnisse in Sitten und Lebensweise, besonders auch auf Abrahams Beispiel und Geschichte, hat er für ein Menschenalter 75 Jahre angenommen, und so die Periode des großen Fixsternjahrs auf 25,600 Jahr berechnet; eine Uebereinstimmung von Mythus und Sage, die in der That merkwürdig und überraschend ist.

Es findet sich aber noch eine Sage ähnlicher Fassung bei Plato, zwar höchst fragmentarisch, aber sie sieht der Herodotischen so ähnlich, daß sie nothwendig einerlei Ursprung mit ihr haben, und als ein Theil oder Rest derselben angesehen werden muß, und somit als eine willkommene Bestätigung. Die Sage bei Plato heißt: die Sonne sey ehmals aufgegangen, wo sie jezt untergeht. Es wäre unendlich abentheuerlich, zu behaupten, es sey wirklich eine Kunde unter den Menschenkindern gewesen, daß sich die Erde zu einer gewissen Zeit umgekehrt um sich selbst gedreht, d. h. wie sie jezt von Abend gegen Morgen sich dreht, weßhalb die Sonne im Osten aufgeht, so sich zu jener Zeit von Ost nach West gedreht habe und die Sonne im Westen aufgegangen sey, wo sie jezt untergeht. Es ist allerdings wohl unzweifelhaft, daß die Erde nicht mit Einem Schlag in dieses stetige, unabänderliche Verhältniß der Richtung ihrer Umdrehung gekommen ist, wie man aus den manchen Revolutionen auf ihrer Oberfläche schließt, dagegen sehr zu bezweifeln, daß sich eine Nachricht darüber fortgepflanzt hat. Das Einfachste wäre also, die Platonische Sage gerade so zu deuten, wie wir die Herodotische gedeutet, wodurch sie eine Bestätigung derselben und unserer bisherigen Deutung des Phönix wird.

Schluß. — Einen Gedanken kann ich nicht verschweigen, der sich bei der Lesung des Berichts im Tacitus aufdringt. Dieser Geschichtschreiber sezt die Wiedererscheinung des Phönix in das Jahr 787 der Erbauung Roms, wohin ungefähr die ältesten christlichen Kirchenlehrer die Wiederbelebung des Stifters ihrer Kirche — allerdings nicht ganz der spätern Untersuchung gemäß — sezten. Dieses sonderbare, unabhängige Zusammentreffen erinnert an ein anderes astronomisches Faktum, das ehmals mit dem Ursprung unserer Zeitrechnung in Verbindung gebracht wurde, die Zusammenkunft der drei mächtigsten Planeten, unter dem Stern der Weisen bekannt, überhaupt an einen Kreis von Sagen und Ahnungen, die in der Geschichte der Völker bisweilen laut werden, wie eine Sprache aus fremdem Lande sich vernehmen lassen, oder wie rauschende Wellen in unbekannter Tiefe, deren Quellenursprung uns verborgen ist.

Eine Pantherjagd in Nordamerika.

Auf einem meiner Ausflüge im Staate Mississippi, erzählt der Ornitholog Audubon, von dessen Beobachtungen wir schon Mehreres mitgetheilt haben, kam ich einmal an eine einsame Kolonistenhütte am Ufer des Coldwaterrivers (Kaltwasserfluß). Gleich den meisten Kolonisten, die sich hier in der Wildniß an den Grenzen der Vereinigten Staaten angesiedelt haben, war wohl auch der Eigenthümer dieses kleinen Hauses vollkommen bekannt mit den vierfüßigen Thieren, den Vögeln, den Reptilien, wovon dieses Sumpfland wimmelt, und sie zu jagen, war seine Hauptbeschäftigung. Ich trat ohne Anstand geradezu in die Hütte, ließ mich in ein Gespräch mit dem Manne ein und erkundigte mich nach den Verhältnissen des Landes und seinen Produkten; denn wer lernen will, darf den Bericht des Kundigen, und wäre es der Geringsten einer, nicht verschmähen. Der Pflanzer sagte mir über das Land, was er wußte, namentlich ließ er sich über das Wild und die Jagd aus; er zeigte mir viele Bären- und Hirschfelle und versicherte mich, dieß sey nur ein kleiner Theil des Wilds, das er erlegt. Mein Herz hüpfte vor Freuden bei dieser Kunde, und ich fragte ihn, ob er mich wohl auf Ausflügen in das morastige Land umher begleiten und mich in seiner Hütte gastfreundlich aufnehmen wolle. Mein Vorschlag wurde sogleich aufs Freundlichste angenommen, und so legte ich denn mein schweres Portefeuille ab, stellte die Büchse in die Ecke, sezte mich an dem alten Tische nieder und theilte mit dem Pflanzer, seinem Weibe und seinen Kindern das bescheidene Abendmahl. In vollkommenem Einklange mit dem Frieden, mit der tiefen Stille der Natur standen die einfachen, liebenswürdigen Sitten dieser Familie. Ich erzählte ihnen vom Zwecke meiner Reisen; Mutter und Kinder sahen mich mit großen Augen an; wie man sein Leben damit zubringen könne, Vögel zu jagen und seltene Pflanzen zu sammeln, war ihnen unbegreiflich. Der

Mann, der aus dem Staate Connecticut gebürtig war, hatte von Reisenden wie ich sprechen hören, und es schien ihm sehr lieb, daß ich in seiner Hütte mein Absteigquartier genommen. Nach dem Essen kam das Gespräch bald auf Jagd und Fischfang; Mann, Weib, Kinder, Alles nahm Theil daran, bis der Schlaf über uns kam; da streckten wir uns im einzigen Zimmer der Hütte sammt und sonders zu ebener Erde auf die Bärenfälle und entschliefen flugs.

Bei Tages Anbruch wurde ich von meinem Wirthe geweckt, der mit lauter Stimme seinen Schweinen rief. Diese Thiere sind so gut als im wilden Zustande und suchen sich ihr Hauptfutter selbst im Walde. Nicht lange, so war ich an der Seite des Pflanzers. Die Schweine und ihre Jungen kamen auf die wohlbekannte Stimme des Herrn grunzend herbeigerannt; er warf ihnen ein Paar Kornähren zu, zählte sie und äußerte, seit ein Paar Wochen habe die Zahl seiner Schweine bedeutend abgenommen; denn ein furchtbarer Panther, in Amerika Cougar genannt, hause in der Gegend und richte arge Verheerungen in seiner Heerde an. Derselbe Panther, nicht zufrieden, ihm seine Schweine zu holen, zerreiße ihm seine Ochsen, einen nach dem andern, und trotz aller Mühe, habe er ihn bis jezt nicht erlegen können; erst gestern noch habe ihm das gefräßige Thier einen Tags zuvor geschossenen Hirsch gestohlen. Der Pflanzer wußte noch mancherlei von der Wildheit und Verwegenheit dieses Thiers zu erzählen, so daß ich keinen geringen Respekt vor ihm bekam. Ich erbot mich, ihm diesen furchtbaren Feind vom Halse schaffen zu helfen; mein Vorschlag schien ihm auch ganz gut zu behagen; er versicherte aber, wir würden uns ganz umsonst Mühe geben, wenn nicht ein Paar Nachbarn sich bewegen ließen, uns auf dem Jagdzug zu begleiten und ihre Hundemeuten zu den unsrigen herzugeben. Leicht beredete ich meinen Wirth, zu Pferde zu steigen, bei den Pflanzern in der Nachbarschaft herumzureiten, von denen aber Manche meilenweit entfernt wohnten, und Tag und Stunde der Jagd mit ihnen auszumachen.

Die Nachbarn sagten zu und hielten Wort; am festgesezten Tage fanden sie sich vor der Thür unserer Hütte ein, just als die Sonne am Horizont erschien. Es waren ihrer fünfe, in vollem Jagdanzug; sie ritten kleine, ziemlich unscheinbare, aber äußerst gewandte und feurige Pferde. Sie laufen ganz außerordentlich schnell, und um einem Bären oder Cougar in diesem Lande voll Schluchten und Morästen nachzusetzen, möchte schwerlich eine andere Pferderaçe geeigneter seyn. Eine Meute großer Hunde, welche mit unsern Jägern angekommen war, machte bereits Bekanntschaft mit der Meute meines Wirths. Er und ich wählten seine beiden besten Pferde, und seine Söhne bestiegen geringere.

Schweigend brach man auf. Am Moraste angelangt, beschloß man, sich zu zerstreuen und frische Spuren vom Panther aufzusuchen. Der Jäger, der zuerst welche erblickte, sollte in das Horn stoßen und an Ort und Stelle bleiben, bis sich Alles zu ihm gefunden habe. Man zerstreute sich also, und nach einer Stunde etwa ließ sich das Horn hören. Ich war immer meinem Wirthe zur Seite geblieben; jezt ritten wir durch dichte Wälder, ohne andern Wegweiser als den fernen Schall des Horns, das von Zeit zu Zeit geblasen wurde. Wir kamen indessen wohlbehalten am Sammelplatz an, und die andern Jäger fanden sich alle nach einander ein. Man sezte den besten Hund auf die Fährte des Cougars, und nicht lange, so sahen wir die ganze Meute in den Morast hineinjagen. Unsere Büchsen waren sogleich geladen; wir brachen auf, den Spuren der Hunde nach, und ritten zerstreut, doch so, daß wir einander im Gesicht behielten, entschlossen, nur auf den Panther Feuer zu geben.

(Der Beschluß folgt.)

Jahreszeiten.

Von Gustav Pfizer.

Wintermorgen.

Wie der kalte, blaue, klare
Himmel so erquicklich lacht!
Gleich als trüg' er seine wahre,
Höchste Sonntags-Morgen-Tracht.
Gibt, die Herzen zu erfrischen,
Er dem Volk heut' einen Schmaus?
Breitet deßhalb auf den Tischen
Er die weißen Tücher aus?
Bringt er edle Magenweine
Im geschliffenen Krystall?
Leckerei'n, kandirte, feine,
In den Körbchen von Metall?
Wenig wohl bekommt zu naschen,
Ist auch schon der Tisch gedeckt,
Wer nicht etwa selbst die Taschen
Sich mit Vorrath vollgesteckt.
Aber dieser klare Morgen,
Er erhöht mir Kraft und Muth;
Ohne Arbeit, ohne Sorgen
Kreist so rasch das leichte Blut.
Wenn der Wein gefriert von außen,
Wird er innen doppelt stark;
Lustig muß im Froste brausen
Innerer Gesundheit Mark.

---

an das Land zu steigen, so hätte sich wohl eine ewige Sehnsucht nach Konstantinopel meiner Seele bemeistert, oder eine unvergängliche süße Rückeinnerung hätte mein Leben gewürzt; so aber schiffte ich ungehindert in Galata aus, und sah mich, die Hoffnung, in Edens Gefilde einzutreten, im Herzen, auf einmal in häßlichen, engen, dunkeln Gassen, von betrunkenen Matrosen angefüllt, deren jeder, wie mir vorkam, wie beim babylonischen Thurmbau, eine andere Sprache oder vielmehr ein anderes Kauderwelsch redete. Wenn das Innere der Stadt auf mich, der doch nun schon zwei Jahre im Oriente zugebracht, und zwar in weit häßlichern Orten als Konstantinopel, einen so schlimmen Eindruck gemacht hat, was muß erst ein Europäer, der gerade aus einem Mittelpunkt europäischer Kultur ankommt, empfinden, wenn er auf einmal in eine ganz andere Welt sich versezt sieht, wo ihm Alles unter fremder, noch nie gesehener Gestalt entgegentritt, wo Alles — nach europäischen Begriffen beurtheilt — ihm minder gut und schön erscheint. Wenn, von dieser Seite betrachtet, einen andern Reisenden der erste Anblick von Konstantinopel mehr befremden muß als mich, so machte es dagegen auf mich einen sehr fatalen Eindruck, daß dem eigenthümlichen Leben des Orients hier der Untergang droht. Wie widerten mich die halbeuropäisirten Türken an, mit denen ich mich in ihrer Originalität längst befreundet hatte! Wie in Europa manche sogenannte neumodische Juden ihre Aufklärung mit Nachahmung des christlichen Luxus und Weintrinkens beginnen, so sieht man auch hier ganz ungebildete, unwissende Muselmänner, die damit civilisirt zu seyn glauben, wenn sie einen fränkischen Rock mit fränkischen Beinkleidern tragen, und so in den Kaffee- und Weinhäusern sich umhertreiben. Es mochte zweckmäßig seyn, dem Militär das europäische Kostüm zu geben; ich sehe aber durchaus nicht ein, warum für friedliche Bürger in diesen heißen Ländern der leichte, bequeme Kaftan und die Djube mit engen, anliegenden Beinkleidern und Röcken vertauscht werden, warum zwängende Stiefeln an die Stelle leichter Pantoffeln treten mußten. Was wird aus den prächtigen, angenehmen Divans werden, auf denen man jezt nicht mehr mit übereinandergekreuzten Beinen sanft ausruhen kann? Sollte man nicht eben so gut die engen Gassen niederreißen und weitere anlegen, gleichviel, wenn auch die glühende Sonne die Vorübergehenden verzehrt? Zulezt werden auch die türkischen Frauenzimmer, wie jezt schon die Griechinnen und ein Theil der Armenierinnen und Jüdinnen, sich ihre Toilette aus Paris kommen lassen müssen, um nicht gar zu seltsam neben ihrem modern aufgepuzten Gemahle, Bruder oder Vater sich auszunehmen. Aber den Damen wird dann der obligate Schleier noch schlechter stehen, als den Herren das rothe Feß, das sich allein aus dem Sturme der Nachahmungssucht gerettet hat; denn das Entblößen des Gesichts wird die Eifersucht des Mannes noch ungleich schwieriger machen, als der europäische Hut das Niederfallen beim Gebet. Außer dem, daß in diesen Ländern unsere Kleidung dem Körper höchst beschwerlich fällt, wird die Börse der armen Leute, die ohnedieß schon das Meiste, was sie brauchen, europäischen Kaufleuten theuer bezahlen müssen, bald so leicht werden, daß sie, den doppelt drückenden fränkischen Puz verwünschend, wieder zu ihrem väterlichen Gewand greifen müssen; denn wenn auch eine vollständige orientalische Kleidung nicht wohlfeiler ist, als eine abendländische, so dauert erstere dagegen drei-, viermal länger aus und braucht, da sie keiner Modeveränderung unterworfen ist, nicht abgelegt zu werden, bis sie abgenüzt ist.

Aergerlich über diese nicht nur unnüze, sondern sogar verderbliche Neuerungssucht, ging ich langsam nach Pera hinauf, um daselbst einen Freund zu bitten, mir, da sich kein ordentliches Gasthaus in der Stadt findet, in einem Privathause ein Zimmer zu verschaffen. Dieser bot mir einstweilen eine Wohnung in seinem Hause an, da er mir sagte, daß bei dem durch den vorjährigen Brand verursachten Mangel an Häusern schwer ein Zimmer zu finden sey.

(Die Fortsezung folgt.)

Eine Pantherjagd in Nordamerika.

(Beschluß.)

Bald schlugen die Hunde an und sezten sich mit einemmal in schnellern Lauf. Mein Begleiter bemerkte, der Cougar könne nicht weit seyn; wir sezten jezt unsere Pferde in kurzen Gallop, immer dem Hundegebell nach. Der Lärm wurde immer größer, da auf einmal bellten die Hunde verschieden. Der Pflanzer hieß mich jezt rascher zureiten und sagte, der Panther sey ohne Zweifel auf einen Baum gesprungen, um etwas auszuruhen. „Gelingt es uns nicht," bemerkte er weiter, „das Thier da zu schießen, so wird die Jagd wohl lange dauern." Die Jäger hatten sich in der lezten Zeit, da man den Hunden zueilte, auf einen Trupp zusammengezogen; aber jezt, da man die Hunde bellend um einen dicken Baum herrennen sah, zerstreuten wir uns wieder und umringten den Baum, auf den sich der Cougar geflüchtet hatte. Jeder warf nun seinem Pferd den Zügel über den Hals und rückte mit gespannter Büchse sachte vor. Auf einmal fiel ein Schuß, und wir sahen den Panther zur Erde springen und sich eilends davonmachen. Die Hunde stürzten ihm mit ohrzerreißendem Gebelle nach. Der Jäger, der Feuer gegeben hatte, kam zu uns und sagte, er habe getroffen; wahrscheinlich habe der Schuß dem Panther

eine Vorderpfote zerschmettert, denn nur dahin habe er zielen können. Wir bemerkten auch auf dem Boden eine leichte Blutspur; unsere Hunde liefen indessen so schnell, daß wir unsern Pferden die Sporen geben und uns weiter in das morastige Land vertiefen mußten. Wir jagten durch eine Schlucht, dann noch durch eine breitere, gefährlichere; die Hunde liefen beständig vor uns, aber unsere ganz mit Schweiß und Schaum bedeckten Pferde waren jezt völlig außer Athem, und wir hielten es daher für räthlich, die Jagd zu Fuß fortzusetzen. Die erfahrenen Jäger wußten wohl, daß der Cougar, angeschossen, wie er war, bald wieder sich von Neuem auf einen Baum flüchten und dann wahrscheinlich lange verweilen werde, und daß wir somit immerhin hingelangen könnten. Wir sattelten und zäumten also unsere Pferde ab, machten die am Halse befestigte Glocke frei und ließen sie grasen, wo sie wollten.

Jezt galt es also, sich frisch in das morastige Land hineinzuwagen, durch Sümpfe zu waten, sich, so gut man konnte, über ungeheure, umgestürzte Bäume wegzuhelfen, und durch das Gestrüpp und hohe Gras zu brechen, das überall den Weg versperrte. Der Jagdliebhaber, der diese Zeilen liest, wird unsern Hochgenuß zu würdigen wissen, wer aber von Jagdlust nichts weiß, der wird sich freilich schwer einen Begriff davon machen können, wie man bei einem Zuge, wie der unsrige, Vergnügen finden kann.

Nachdem wir uns zwei Stunden lang mit der größten Mühe und Gefahr vorwärts gearbeitet hatten, hörten wir wieder das Hundegebell. Alles verdoppelte nun die Schritte, in der frohen Hoffnung, endlich dem Cougar auf den Leib zu kommen. Wir hörten verschiedene von unsern Hunden heulen, die meisten aber schlugen hell und kräftig an. Der Cougar hatte sich, wie wir vermuthet, auf einen Baum geflüchtet und schien sich hier versteckt halten zu wollen. Wir rückten auf unsere Hunde zu und sahen bald den Cougar an einem sehr dicken Aste lehnen. Seine breite Brust kehrte er uns gerade zu, seine zornig funkelnden Augen warf er bald auf uns, bald auf die Hunde, eine seiner Vordertatzen war getroffen, sie hing kraftlos herab. Er war ganz außer Athem und senkte den Kopf. Man gab sogleich von drei Seiten Feuer auf ihn; alle drei Kugeln trafen, er machte einen Satz rückwärts und fiel der Länge nach zu Boden. Im Augenblick stürzten sich die Hunde über ihn her; aber obgleich von allen Seiten angefallen und tödtlich verwundet, wehrte sich das vor Wuth schäumende Thier noch eine ganze Weile. Nun aber trat der Pflanzer an der Spitze seiner Nachbarn unter die Hunde, gab Feuer und traf den Panther unter dem Schulterblatt. Jezt zuckten seine Glieder krampfhaft und nicht lange, so war er todt.

Die Sonne hatte bereits zwei Drittheile ihres Laufs vollendet. Ein Paar Jäger zogen jezt fort, um Wildpret zu schießen, und die Söhne meines Wirths mußten zurück nach der väterlichen Hütte, um den folgenden Morgen den Schweinen das gewöhnliche Futter reichen zu können. Die übrige Jagdgesellschaft beschloß, die Nacht an Ort und Stelle zuzubringen. Der Panther wurde abgezogen und er selbst den Hunden Preis gegeben, die ganz ausgehungert waren. Während wir noch daran waren, unser Nachtlager zu bereiten, hörten wir einen Schuß, und gleich darauf erschien einer unserer Jäger mit einem jungen Hirsch auf der Schulter. Alsbald loderte nun ein großes Feuer auf, jeder nahm aus seinem Vorrathsack Brod und seine Whiskyflasche, der Hirsch wurde auf der Stelle zerlegt, das Fleisch in Scheiben geschnitten und an spitzen Hölzern gebraten. Wir hielten ein herrliches Mahl, und da allgemach die Dämmerung hereinbrach, fieng man an, Geschichten aller Art zu erzählen und Rundlieder zu singen; aber bald streckte sich die durch die Strapatzen des Tages erschöpfte Gesellschaft am Feuer nieder und überließ sich dem Schlaf.

Ich ergieng mich noch eine Zeitlang um das Lager her und weidete mich schweigend am Zauber dieser wilden Natur, der ich schon so viele Genüsse verdanke. Ich ließ die Ereignisse des Tages an mir vorübergehen; aber bald nahm mich ein sonderbarer Anblick ganz in Anspruch, nemlich das phosphorische Leuchten aller der ungeheuren hundertjährigen Baumstämme, welche, Riesenleichen gleich, herumlagen. Wer sich zufällig in diesen traurigen Sümpfen verirrt hätte, dem wären leicht diese Streifen falben Lichts als ebensoviele Gespenster erschienen und sein Haar hätte sich gesträubt. Der Gedanke, ich selbst befinde mich in solcher Lage, kam plötzlich über mich, ich eilte zu meiner Gesellschaft zurück, legte mich nieder und entschlief ruhig; denn ich wußte wohl, daß, wenn sich irgend ein Feind während der Nacht näherte, die Hunde, welche immer noch an den Resten des Cougars zu schaffen hatten, Lärm machen würden.

Wir brachen mit Tages Anbruch aus unserem Nachtquartier auf. Mein Wirth warf das Fell des Unholds, der ihm sein Vieh zerrissen, über die Schulter; wir suchten unsern Weg durch die Schluchten, und fanden unsere Pferde wieder, die sich nicht weit verlaufen hatten. Sie waren bald gesattelt und gezäumt; so sezten wir, die Sonne zum Führer nehmend, unsern Weg rascher fort, und kamen bei guter Zeit vor der Hütte meines Wirths an. Die Jäger nahmen hier ein bescheidenes Mahl ein, dann brach jeder nach seiner Behausung auf, und ich gieng meinen Lieblingsbeschäftigungen nach.

Jahreszeiten.

Von Gustav Pfizer.

Thauwetter.

Soll jezt das alte Chaos wiederkehren?
Denkt lüstern wohl an Noahs Zeit die Fluth?
Es dehnen schon die Seen sich zu Meeren,
Und Quellen werden wach, die längst geruht;
An Wolkenzügen sieht das Aug' sich blind,
Und auf den Wassern schwebt der laue Wind.

Es lastet diese raschgekommne Schwüle
Auf meiner Seele mit gewalt'gem Druck;
Mir ist, der unabläß'ge Regen spüle
Hinweg den schon bereiten Lenzesschmuck.
Des Winters wird die Erde endlich los —
Doch ach, was ihn verscheucht, ist hoffnungslos!

Der Vogel schwirrt mit triefendem Gefieder,
Aus seinem Winkel endlich aufgethaut,
Der schwere Himmel drückt auf ihn darnieder,
Sein banger Blick umher nach Speise schaut.
Der karge Bissen, sonst im Schnee gesucht,
Ist weggerissen in des Gießbachs Flucht.

Es donnert fern des Stroms erzürntes Rollen,
Der graues Eis in schweren Massen hebt;
In wüstem Taumel drängen sich die Schollen,
Gebrochen ist der Steg, die Brücke bebt.
Auf der Verheerung weilt mein trüber Blick,
Erschrickt davor und kann doch nicht zurück.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsezung.)

Der Prinz Castelcicala.

Das nach dem Winde Drehen beschränkte sich bei Marron darauf, daß er, wie gesagt, alle auf einander folgenden Regierungen in Frankreich nach der Reihe in Versen besang; denn seine bei öffentlichen Feierlichkeiten gehaltenen Reden kommen hier nicht in Betracht. Solche Reden müssen ja wohl in einem bestimmten Sinne abgefaßt werden, und der Redner selbst schlägt sie nicht höher an als das Publikum. Kein Regierender ist ja auch wohl so für seine Person eingenommen, daß er dergleichen Reden für baare Münze annehmen sollte. — Der Prinz von Castelcicala, neapolitanischer Gesandter, war eines der ersten Opfer der Cholera in Paris. Das Leben dieses Mannes war weit stürmischer gewesen und hatte niemals die Heiterkeit gehabt, welche den guten Marron über seine vorübergehenden widrigen Schicksale tröstete. Die hiesigen liberalen Zeitungen haben ihm mehrmals bitter vorgeworfen, was er als Fabrizio Ruffo während einer Schreckenszeit zu Neapel als Richter Arges getrieben hatte. Einmal hatte der zum Prinzen gewordene Ruffo sich darüber ereifert, eines dieser Journale vor Gericht verklagt und auch die Verurtheilung des Blattes zu einer Geldstrafe bewirkt, weil der Herausgeber die Beschuldignngen natürlich nicht mit Aktenstücken belegen konnte; denn wo finden sich Dokumente über neapolitanische politische Angelegenheiten? Nach der Julirevolution begannen die Beschuldigungen in den Pariser Zeitungen aufs Neue, und diesmal hielt es der Prinz nicht für zuträglich, Klage zu führen. Der Gesandschaftsposten mußte wohl etwas Süßes für ihn haben, wie denn überhaupt die fremden Gesandten, wenn sie einige Jahre hier gewesen sind, gern auf ihrem Posten bleiben und ihr Leben hier beschließen. Deßhalb waren die andern Gesandten eben so wenig gewechselt worden, als der Prinz Castelcicala, und sie brachten Ludwig Philipp ihre Huldigung dar, wie sie Karln X. gehuldigt hatten. Der Prinz Castelcicala hatte sich freilich ganz vortrefflich in Paris eingerichtet, wie ich mich bei der Versteigerung seiner Effekten überzeugt habe. Eine solche Versteigerung ist in Paris eine Sehenswürdigkeit. Schon das Hôtel, das er in der Vorstadt St. Germain, dem gewöhnlichen Aufenthalte der Gesandten, Minister und Altadeligen, bewohnte, war musterhaft eingerichtet für einen Mann, welcher in den Fall kommen kann, Könige zu bewirthen. Ein großes Einfahrtsthor mit sogenannten Logen zu beiden Seiten für den Pförtner, oder wie es in den großen Hôtels heißt, den Concierge; zwischen diesen Logen gelangt man in den großen Hof; auf beiden Seiten Thore, welche zu Seitenhöfen führen, in welchen die Ställe und Nebengebäude angebracht sind. Auf die beiden Seitenthore, in Bogengestalt, folgen die beiden Flügel des Hauptgebäudes, und dieses schließt den Hof; durch einen der Flügel gelangt man, vermittelst eines Vestibuls mit Säulen, und einer Treppe, deren Wände mit großen Gemälden behangen sind, zu dem Hauptgemache im ersten Stockwerke. Hier war man eben mit der Bücherversteigerung beschäftigt, die schon einige Tage lang dauerte. Die kostbaren Bücher waren schon fort, und man war nur noch am Nachtrabe, indem man die Bücher zu 20 oder 30 Bänden zusammen ausbot. In Paris geht es bei manchen Bücherversteigerungen so, daß man, um die Zeit nicht unnüz zu verlieren, die Bücher stoßweise zum Verkauf aussezt. Dadurch machen die Büchertrödler oder Antiquarien ihre besten Geschäfte; denn sie kaufen solche Stöße zu einigen Franken, und zuweilen bringt ihnen ein einziges Buch den Kaufpreis wieder ein; freilich harren dafür auch manche andere Bücher Jahrelang auf einen Käufer. Sieht ein Trödler, daß ihm sein Vorrath von alten Büchern ausgeht, so begibt er sich zu einer Versteigerung und kauft hier einige Stöße oder Lots Bücher ein, wodurch dann sein Laden wieder belebt wird. Cataloge werden von solchen Lots nicht angefertigt, dies hält Niemand der Mühe werth; man kauft aufs Gerathewohl, wofern man nicht während des Verkaufs in der Schnelle übersieht, was vorhanden ist. In einem zweiten Saale waren die Gemälde aufgehängt; es fanden sich aber wenige Originalstücke darunter; Prinz Castelcicala scheint kein großer Kunstliebhaber gewesen zu seyn, und seine Sammlung mehr zum Prunke, als aus wahrer Kunstliebe angelegt zu haben. Auch waren diese Gemälde wohl nicht aus Italien gekommen, sondern vom Prinzen in Paris angekauft worden, um sein Hotel damit zu schmücken. Das beste Stück, und worauf er vielleicht das meiste gehalten hatte, war in dem großen Gesellschaftssaale aufgestellt; hier war nemlich eine sehr lange Tafel gedeckt, etwa für 30 Personen. Jedwedes Gedecke hatte seine 5 — 6 Gläser von Krystall und von verschiedener Größe neben sich. In der Mitte stand ein ungeheures Plateau mit prächtigen geschmackvollen Aufsätzen von vergoldetem Silber, nebst Vasen aus demselben kostbaren Metall, und allerlei Gefäßen, Blumenkörben, krystallenen Flaschen u. s. w. Kurz es fehlte dieser wahrlich fürstlichen Tafel nichts als Speisen und Gäste.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 221.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 14. September 1832.

O reines Jahr! o schöner Tag!
O spiegelklare Zeiten!
Zur Sommerlust nach Winterklag'
Der Frühling uns wird leiten!

Friedrich von Spee.

Jahreszeiten.

Von Gustav Pfizer.

Vorfrühling.

Noch keine Sänger schwingen
Sich durch den blauen Raum,
Doch Melodien klingen
Schon in der Seele Traum.

Wie glühend in der Wiege
Ein holdes Kind erwacht
Und durch die stillen Züge
Der Engel Friede lacht;

Es lächelt dir entgegen,
Doch bleibt es liegen still;
Die Aermchen mag's nicht regen,
Es weiß nicht, was es will:

So mit gebundnen Armen
Und leerer Hand, winkst du,
O Erde, mir mit warmen,
Beseelten Blicken zu.

Das Kind in meinem Innern
Vom Wintertraum erwacht,
Mit trunkenem Erinnern
An alte Frühlingspracht.

Frühlingsmüdigkeit.

Du lagerst schon am kühlen Bronnen,
Gleich als an einer Reise Ziel?
Hast du denn schon der Frühlingswonnen,
Der Balsamlüfte schon zu viel?

„Wo tausend Freudenquellen fließen,
Da wird die Wollust selber matt.
Ich wollte ohne Maaß genießen,
Und bin beim ersten Becher satt.

An Einem Tage wohl verzehrte
In Frühlingsgluthen sich das Herz,
Wenn's die Natur nicht gütig wehrte
Durch der Ermattung leisen Schmerz.“

An den Aether.

Daß du ein Gott bist, goldner Aether,
Wird mir erst heute offenbar,
Und reuig, wie ein Missethäter,
Umarm' ich deinen Hochaltar.

Ich fand zu brünstigen Gebeten
Den Glauben nie und nie das Wort;
Seit ich dein Sommerreich betreten,
Strömt fessellos die Seele fort.

Die blüthberauschten Lüfte tragen
Sanft dein Mysterium durchs Land,
Und wecken deine Göttersagen
Aus langem Schlaf mit leiser Hand.

Von Blumen ließ ich mich beschämen,
Von Rosen, die für dich gebrannt,
Von Lilien, die in süßem Grämen
Den Heimwehduft dir zugesandt.

Doch du, o Aether! wie so flüchtig
Ziehst in dich selbst du dich zurück,
Wenn mit der Braut du hold und züchtig
Gefeiert der Vermählung Glück!

Und deiner Gottheit recht zu dienen,
Es bleibt dem Sterblichen verwehrt,
Dem nicht ein Aetherkind erschienen
Und deinen Priesterdienst gelehrt.

O sende sie, die deine Bläue
In tiefem Auge mir enthüllt,
Und doch mit sel'ger Götterscheue
Den zagend Werbenden erfüllt.

Dann strömet erst mit dir zusammen
Mein Herz in jedem Wellenschlag,
Und steigen meine Opferflammen
Empor in deinen goldnen Tag!

Sommerlied im Wald.

Der dichtverwachs'nen Laubung freut
Der Vogel sich im Nest;
Das Jahr hat allwärts ausgestreut
Sein grünes Manifest.

Der stolze Wald — er trotzet doch
Des Sommers Regiment;
Er bleibet kühl und schattig noch,
Wenn's draußen glüht und brennt.

Jetzt röthet sich das blasse Erz
Im Felsenschooß zu Gold,
Und voller, wilder durch das Herz
Das Blut der Mannskraft rollt.

In sich gesammelt ruht die Kraft
Tiefer Melancholey,
Wie brütend ob der Leidenschaft
Geheimnißvollem Ey.

In solchen heißen Tagen reift
Der Kühnheit rothe Frucht,
Wird wohl die Hülle abgestreift
Von Lieb' und Eifersucht.

An solchen Tagen trinkt der Molch
Aus schwarzen Blumen Gift;
Der zorn'ge Römer wezt den Dolch
Zur blutig scharfen Schrift.

Durchdrungen hat auch mich das Licht,
Getaucht in goldne Fluth;
Gebräunt ist Hand und Angesicht,
Im Auge tiefre Gluth.

Doch sol[illegible] wilde Regung spürt
Mein friedlich Herz noch nicht;
Es wird, wenn mich der Strahl berührt,
Nur heißer mein Gedicht.

Und hätt' auch mir die Gluth entfacht
Der Sonne heißer Schein,
In meines Herzens Schwüle lacht
Des Waldes Grün herein.

Die erste Woche in Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

In der That bietet Pera immer noch einen sehr traurigen Anblick dar; denn so schnell man auch mit dem Bauen hier zu Werk geht, da bekanntlich die hiesigen leichten hölzernen Gebäude wahren Kartenhäusern gleichen, so liegt doch noch ein großer Theil von Pera in Trümmern, und es wird, obschon an allen Ecken thätig gearbeitet wird, wohl noch lange dauern, bis Pera wieder seine frühere Größe erreicht. Und wer weiß, ob nicht der schon vollendete Theil der Stadt wieder ein Raub der Flammen wird, noch ehe alle Lücken ausgefüllt sind. Es ist schrecklich, wie viele Menschenleben und Güter jährlich das Feuer hier verzehrt. Fast jede Nacht brennt es irgendwo in Konstantinopel, ohne daß man sich im mindesten darum bekümmert; denn wenn nicht ganze Stadtviertel auf einmal in Asche gelegt werden, so wird von Feuersbrünsten gar nicht gesprochen. Sehr gut sagt daher ein arabisches Sprichwort: „rühme dich nicht, auf dem schwarzen Meere ein Schiff, in Konstantinopel ein Haus, und in Kabira einen Freund zu besitzen." Aber nicht allein diese Landplage erfüllte mich beim Anblicke so vieler Schutthaufen mit tiefem Grauen, auch an eine andere, weit fürchterlichere noch, an die Pest, ward ich gleich bei meiner Ankunft schrecklich gemahnt. Schon auf der Straße bemerkte ich, daß die Franken allen ihnen begegnenden Eingebornen ängstlich auswichen und ihre Rockzipfel fest zusammen nahmen, um ja an Niemanden anzustreifen; ich dachte Anfangs, dieß sey wohl eine gewöhnliche Vorsichtsmaßregel, und zweifelte noch, ob wirklich die Seuche ihren Thron aufgeschlagen habe. Aber leider, noch ehe ich aus dem Munde meines Freundes vernahm, daß seit der Mitte Junius von häufigen Pestfällen die

Rede sey, wußte ich, woran ich war, indem im Vorhause mir nicht nur die Briefe mit einer eisernen Zange abgenommen, sondern sogar ich selbst zuerst durchräuchert wurde, ehe man mich ins Zimmer treten ließ. Es befindet sich nämlich in den meisten fränkischen Häusern im Hofe ein Kasten, in den man die von der Straße Kommenden einsperrt, nachdem unten Feuer angezündet worden ist. Ich bin also hier nicht glücklicher, als in Kahira, wo bald nach meiner Ankunft die mörderische Cholera ausbrach, und leider hat seit meinem Hierseyn die Pest täglich zugenommen; in diesem Augenblick erzählt man mir, es seyen diesen Morgen in einem fränkischen Hause fünf Personen gestorben. Gestern sah ich einen angesteckten Armenier ins Spital bringen; jammervoll war es, das Geschrei seiner Verwandten mit anzuhören, die ihn begleiten wollten und mit Gewalt in ein anderes Lazaret gebracht wurden. Das Entsetzlichste bei dieser Krankheit ist eben die trostlose Verlassenheit des Leidenden; denn in den Pestspitälern hat der Kranke rein nichts zu erwarten, als etwa alle vier-und-zwanzig Stunden gefragt zu werden, ob er noch lebe und ob er etwas Wasser und Reis verlange. Glücklich noch, wenn ihn seine Erben, das heißt die Spitalwächter, nicht absichtlich verhungern lassen. An gute Aerzte, die ohne Furcht Pestkranke behandeln wollten, ist hier, selbst unter den Europäern, nicht zu denken, und so oft auch noch ein wirklicher fremder Arzt — denn gar Viele geben sich hier, so wie im übrigen Orient, dafür aus, die in Europa höchstens Hühneraugenschneider waren — diese Krankheit auf eigene Lebensgefahr, ohne allen Eigennutz, studiren wollte, wurden ihm von den armenischen, noch mehr aber von den griechischen Charlatans, denen ihr Patriarch hülfreich zur Seite steht, so viele Hindernisse in den Weg gelegt, daß er nie seinen Zweck erreichen konnte. Vor sechs bis acht Monaten war ein holländischer Arzt hier, der mit vielem Erfolg den Pestkranken Heilmittel verordnete; als aber das Haus, worin er wohnte und worin auch ein Zwiebackmagazin war, abbrannte, ward er von den elenden Griechen dem Sultan als Spion Mehmed Ali's angegeben und beschuldigt, den Brand muthwillig gestiftet zu haben, um den für die Armee bestimmten Brodvorrath zu vernichten; er wurde exilirt und starb nach einiger Zeit in Silistria als Opfer seiner Menschlichkeit. So schwebt einem hier also immer der gräßliche Gedanke vor, einmal von der Pest befallen, in gräßlicher Hülflosigkeit, von allen Verwandten und Freunden, von der ganzen Menschheit geschieden, die lezten Stunden in einem vergifteten Kerker zubringen zu müssen.

Den 8ten Juli.

So eben vernehme ich den Tod eines bekannten Doktors aus Triest. Da ich vorgestern noch mit ihm ausgegangen war, so machte diese Nachricht einen sehr tiefen Eindruck auf mich, um so mehr, da ich befürchten muß, durch Berührung selbst kompromittirt zu seyn. Viele andere Franken sind gestern und heute theils krank geworden, theils schon gestorben und auf erbärmliche Weise beerdigt worden. Ich begegnete diesen Morgen einem solchen Leichenzuge, der mich schauerlich ergriff. Etwa vierhundert Schritte vor dem Sarg gingen zwei arme Priester, die Bahre selbst trugen vier zerlumpte Lastträger, und erst eine weite Strecke hinter dieser folgten einige Verwandte. So unerschrocken ich sonst bin, so verliere ich doch allen Muth, wenn ich daran denke, daß vielleicht, während ich Ihnen hier schreibe, der Todesstoff in mir gährt, und ich dann, von aller Welt verlassen, eines so häßlichen Todes sterben muß. Ich werde aber dennoch meinem einmal gefaßten Entschlusse, einige Monate wenigstens, meiner fernern Ausbildung in den orientalischen Sprachen wegen, hier zuzubringen, treu bleiben, wenn das Uebel nicht gar zu sehr überhand nimmt, d. h., wenn nicht täglich drei- bis vierhundert Menschen verschwinden. Es wäre übrigens jezt schon nicht mehr rathsam, sich von hier zu entfernen, wenigstens zu Wasser, da leicht die Krankheit auf dem Schiffe ausbrechen könnte und so die Gefahr verdoppelt würde. Ich werde also mein Mögliches thun, an den hierin unvergleichlichen Türken und Armeniern ein Beispiel zu nehmen, und zwar mehr Vorsichtmaaßregeln gebrauchen, doch ohne Furcht mein Schicksal abwarten.

Ich kehre nun zum Tage meiner Ankunft zurück, und führe Sie auch hier wieder in das Todtenreich. Ich ging nämlich denselben Abend auf verschiedenen Todtenäckern spazieren, die, Konstantinopel gegenüber, auf dem nördlichen Gebirgsabhang von Pera liegen, und wo die schöne Welt sich zu versammeln pflegt. Man sieht hier besonders viele Griechinnen und Armenierinnen, leztere mit einem Schleier, der aber nur bis zur Nase reicht, während die Türkinnen diesen Theil des Gesichts nur in ihrem Frauengemache entblößen. Unter den Griechinnen, die größtentheils europäisch gekleidet sind, habe ich noch wenig Schönheiten bemerkt; sie haben aber im Allgemeinen ein sehr interessantes Aussehen, sanfte Züge und eine zarte, weiße Haut. Dagegen sah ich schon ausgezeichnet schöne Armenierinnen, die mir um so mehr gefielen, da sie, statt des eintönigen Neugriechischen, die hübsche, wohlklingende türkische Sprache reden. (Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, August.

Der Segen des Waadtlandes.

Es ist nicht zu läugnen, die nördlichen und westlichen Schweizerländer am Leman gehören einem hochbegünstigten Geschlecht, auf das die Natur und der politische Weltgeist

all seine üppig schönen und guten Gaben ausgeschüttet hat; ja ich möchte diese kleinen Länder — Genf und Waad — zwischen dem stürmisch aufgeregten, blutenden, unglücklichen Frankreich und den bewegten, uneinigen Schweizerkantonen eine selige Friedensoase nennen.

Wie der See diese Länder immer mit seinem himmelblauen und sapphirnen Amphitritengürtel umzieht, wie sich die reizende Fluth immer gleich bleibt und alle Zauberfarben und Formen des nahen und fernen Landes festhält, wie sich unsere ewigen Berge und Schneehäupter darin abbilden und spiegeln, so bleibt auch ein guter Geist immer an diesen Gestaden wohnen: es ist der Geist des Maaßes, der Sitte und des Rechts, ein Abkömmling der Griechin Adrastäa.

Wir haben zwar auch eine etwas rasche Umgestaltung unsers öffentlichen Lebens gehabt, auch bei uns änderte hierauf eine Constituante den Blutumlauf des Staats; das war aber nicht Nachäffung nachbarlicher Aufregung, sondern nur das Reifen und Erndten alles dessen, was Laharpe, Monnard, Ricoto, Gindroz und andere geistreiche, gutdenkende und sittliche Männer, ächte Kenner und Freunde ihres Vaterlandes seit Jahren bei uns vorbereitet, auch in kühner, aber würdiger Rede in Zeitschriften oder von der Rednerbühne ausgesprochen hatten. Darum verwechsle man unsere ganz unblutige Umgestaltung ja nicht mit den vorhergegangenen Pariser Juliustagen, welche in ihren Schritten und Ergebnissen alles rechtlichen und sittlichen Werths ermangelten, und dadurch zu der bodenlosen Irrung und Verwirrung führten, welche jezt in Frankreich herrscht und auch ohne Rückkehr zur Wahrheit und zum Recht da herrschend bleibend wird. Wir hingegen wußten seit Jahren, was wir wollten und was uns Noth that; wir gingen auch, als es zum Handeln kam, nicht einen Schritt weiter als unser Recht. Darum beruhigte sich Alles nach kurzer Aufregung, und als die Wehen der Constituante vorüber waren, gestaltete sich bald eine feste und gesicherte Ordnung. Diese macht jezt des Landes Glück und aus ihr geht manches Segensreiche hervor, nicht blos ein größeres Maaß ächter Freiheit, sondern auch — was weit wichtiger ist, was aber in Frankreich fast ganz übersehen wird — Institutionen der wahren Civilisation, welche die Würde eines sittlich gebildeten Volkes bestimmen und sichern, z. B. durchgreifende Umgestaltung und Verbesserung der Volkserziehung, Gründung höherer Lehranstalten in ächt universitarischem Geist u. s. w.

Dieses gesteigerte öffentliche Lebensglück, dieses Streben nach dem Bessern und Würdigern macht die Anmuth unsers Landes und unserer Natur noch anmuthiger und reizender; denn beide stehen immer in Einklang mit einander und erhöhen sich gegenseitig. Wer auf unsern Signalen von Lausanne und Audonne, oder bei der Tour de Gourze steht und von da das schöne Land mit seinen Bergen und reichen Gründen, mit seinen malerischen Städten am Seegestade und seinen tausend wohlhabenden Dörfern, mit seinen Rebenhügeln, Wiesen und Fruchtfeldern, mit seinem reichen Obstbau und dem schmucken Vieh übersieht, und dazu die heitere Laune und den fröhlichen Scherz hört, der ungezwungen allen Lippen entquillt, denen des lieblichen Mädchens und des gekrümmten Greisen; oder wer auf einer andern weitherrschenden Stelle das Waadland überschaut, oder im Grunde in den Zaubergärten von Montreux und Clarence, mit ihrer hesperischen Vegetation, unter dem lieblichsten Wellengeplauder wandelt; oder wer zwischen den dicken Felsenmauern des Schlosses Chillon steht, die so manchen Angstruf der Verzweiflung gehört haben; oder wer unter den Hirten des pays d'en haut am Abhang der drohenden Diablerets lebt — dem thut es gewiß sehr wohl, daß er sagen kann:

„Das Land ist schön und gütig wie der Himmel,
Und die's bebauen, sie genießen auch
Den Segen, den sie pflanzen."

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, August.

(Fortsezung.)

Lagrenée, Beauchamps.

Vor wenig Jahren hatten sich der König und die Königin beider Sizilien, die Herzogin von Berry und andere fürstliche Personen an diese Tafel gesezt und der Gesandte hatte die Honneurs dabei gemacht. Wo sind jezt alle diese Personen? Der König beider Sizilien ist todt, der Gesandte ebenfalls, die Herzogin von Berry ist auf flüchtigem Fuße und sieht einer Aufwieglerin ziemlich ähnlich. Der ganze Saal stand mit dem prachtvollen Tische in Einklang: zwei große marmorne Kamine auf beiden Seiten mit ungeheuren Spiegelgläsern, ein großer Fußteppich, Kronleuchter, Tafeluhren nebst Vasen u. s. w. In einem Nebenzimmer befanden sich ganze Schränke voll von den niedlichen Kleinigkeiten, welche die geschmackvollen Pariser Kaufläden in Menge darbieten, als Kästchen, Gefäße, bemalte oder geschnizte Sachen u. dgl., die in die Wohnungen der Reichen passen und welche die Armen so gut entbehren können. Der Prinz von Castelcicala hätte ein ganzes Kunstkabinet davon anlegen können. Was der Prinz jedoch in größter Anzahl besessen hatte, waren Bücher, was zu beweisen scheint, daß er ein großer Liebhaber der Literatur war. — Unter die um dieselbe Zeit verstorbenen merkwürdigen Personen ist auch zu rechnen der Maler Lagrenée, Sohn eines im vorigen Jahrhundert zu den besten französischen Malern gerechneten Künstlers, dessen große historische Gemälde jezt aber, wie so manche andere aus jener Zeit, an Werth bedeutend verloren haben, weil sie zwar korrekt und verständig angelegt, allein ohne Feuer und Genie gemalt sind. Lagrenée der Sohn hatte sich lange Zeit in Rußland aufgehalten und dort eine Menge von kleinen Gemälden verfertigt, die großentheils russische Landschaften oder Auftritte aus dem bürgerlichen Leben in Rußland darstellen. Lagrenée war ein geistreicher und lustiger Gesellschafter, und französische Künstler mit diesen Eigenschaften werden in den Häusern der Reichen gerne gesehen. Jedoch zog er vor, wieder nach seinem Vaterlande zurückzukehren. Hier lieferte er einige Stücke für die öffentlichen Kunstausstellungen, wurde jedoch nicht zu den ersten Malern gerechnet. Seine Art zu malen war gefällig und er hatte ein schönes Kolorit; aber Originalität fehlte seinen Werken. — Alphonse de Beauchamp starb ebenfalls diesen Sommer, ein Schriftsteller, welcher sich durch eine etwas romanhafte Geschichte des Vendéekrieges einen Namen erworben hatte. Da dieses Werk zu Anfang der Napoleonschen Herrschaft erschienen war, so war es von dem Herrscher, als den Vendeern allzu günstig, übel aufgenommen worden, und Napoleon hatte Lust, wie es schien, den kleinen Alphonse de Beauchamp zu verfolgen, da er ihn nach Rheims gleichsam verbannte; jedoch mochte er sich dieser kleinlichen Verfolgung bald schämen, denn der Verbannungsbefehl wurde widerrufen und Beauchamp lebte seitdem ruhig in Paris; er bekam sogar, wenn ich nicht irre, eine Stelle in einem der Verwaltungsbureaus. Vermuthlich hat er das bischen Verfolgung sehr schlau zu benuzen gewußt, als die Bourbons zurückkehrten, und wohl deßhalb bekam er von Ludwig XVIII. eine Pension und das Ehrenkreuz, die er eben so wenig verdiente, als die Verbannung unter Napoleon.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 222.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 15. September 1832.

Auf dem Gipfel des von Wolken umschatteten Gebirgs windet sich, gleich einem furchtbaren Drachen, ein gezackter Streifen eines ungeheuern Baues. Dieses ewige Denkmal trifft mächtig die Blicke des Wanderers, hemmt seine Schritte und versezt ihn unwillkührlich in Nachdenken über das Außerordentliche, hervorgebracht von einem ungewöhnlichen Volke.

Timkowski.

Die Russen in Peking und die große Mauer.

Unter allen Nationen Europas besitzen bekanntlich allein die Russen das Privilegium einer festen Niederlassung in der Hauptstadt des chinesischen Reichs. Der Ursprung dieses Vorrechts ist folgender. In der lezten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts dehnten die Kosaken, welche Sibirien dem Scepter des Czars unterworfen, ihre Eroberungen sehr weit gegen Osten aus und bemächtigten sich auch des obern Amurs. Die in China herrschenden Mandschukaiser nahmen diesen Landstrich, als zu ihrem alten Gebiet gehörig, in Anspruch und verlangten daher von den Russen die Räumung desselben; da aber ihre Vorstellungen fruchtlos waren, griffen sie zur Gewalt. Mehrere von den Russen am Amur errichtete Forts mußten sich ergeben, und das Mandschuheer machte bei dieser Gelegenheit sehr viele Gefangene. Sie wurden nach Peking gebracht und in den Dörfern um die Stadt her vertheilt. Im Friedensschluß wurde festgesezt, jenen russischen Gefangenen solle es frei stehen, nach Hause zu gehen oder zu bleiben; da die meisten sich förmlich niedergelassen und eingeborne Weiber genommen hatten, so wählten sie das Leztere und wurden somit Unterthanen des Kaisers von China. Mit der Zeit machte es sich der Petersburger Hof zur Gewissenssache, daß er so viele Christen im heidnischen Lande lasse, und so stipulirte er denn im Handelsvertrag von 1727, daß in Peking ein Kloster und eine Kirche errichtet und alle zehn Jahre, zum Seelenheil der alten Unterthanen Rußlands, vier Mönche mit einem Archimandriten dahin geschickt werden sollen. Der Kaiser von China hatte aus den ehemaligen Russen ein Gardebataillon ausgehoben, und dieses besteht noch heutzutage, unter dem Namen der russischen Kompagnie. Zugleich mit den Mönchen sollten jedesmal vier junge Leute nach Peking kommen und sich zu Dolmetschern in der chinesischen und der Mandschusprache bilden. Seit dieser Zeit haben sich die Sendungen von Mönchen und Studirenden regelmäßig abgelöst, und auf diesem Wege unterhält Rußland seinen Verkehr mit China. Die Russen in Peking werden von Rußland und China gemeinschaftlich besoldet. Sie dürfen keinen schriftlichen Verkehr mit der Heimath unterhalten; aber alle fünf, sechs Jahre kommt ein russischer Inspektor und bringt ihnen Geld und Neuigkeiten.

Der Archimandrit Hyacinth, der von 1807 bis 1821 Vorsteher der russischen Niederlassung in Peking war, hat ein Buch über die Mongolei in russischer Sprache herausgegeben. Wir theilen daraus für dießmal etwas über die große Mauer mit, das zum Theil neu und interessant ist.

Dieses ungeheure Bauwerk war von jeher für die Europäer ein Gegenstand der Verwunderung, und die Wichtigkeit und Ausdehnung dieser befestigten Linie, welche ein ganzes Reich gegen die Einfälle seiner Nachbarn schützen soll, ist daher auch vielfach übertrieben worden. Diese Mauer, welche die Chinesen die Mauer von zehntausend Stadien nennen, ist keineswegs, wie man lange in Europa

geglaubt hat, auf einmal erbaut worden, und die jezt stehende ist an vielen Orten eine ganz andere als die alte. — Zu Anfang des vierten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung bestanden im nördlichen China drei Königreiche, Thsin, Tchao und Yen; sie grenzten an die jetzige Mongolei, in welcher damals türkische und andere Stämme hausten. Gegen die Einfälle dieser Horden mußten die Beherrscher jener drei Königreiche ihre Länder schützen. Die Könige von Thsin schlugen die Türken und bauten eine Mauer vom nördlichen Lin-tao-fou bis an den Fluß Houang-ho, da, wo er in China eintritt und die Grenzen der Provinzen Chen-si und Chan-si bildet. Der König von Tchao warf auch seine unruhigen Nachbarn zurück und ließ im Jahr 307 vor unserer Zeitrechnung eine Mauer vom Houang-ho bis an die Grenzen der heutigen Provinz Tchy-li bauen. Endlich schlug auch der König von Yen die Türken und führte die Mauer bis an das östliche Meer fort. — Im dritten Jahrhundert vor Christus vereinigte der Kaiser Thsin-chi-houang-ti mit seinem Reiche Thsin alle andern Reiche in China und befahl im Jahr 214, nach einem harten zehnjährigen Kriege mit den Türken, seinem Feldherrn Mung-tian, die alten Mauern zu besichtigen und sie unter einander verbinden zu lassen. Das ungeheure Bauwerk hat seitdem manche Veränderung erlitten, namentlich stammt das ganze Stück der Mauer vom Houang-ho bis an die Nordwestspitze von China erst aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Die Gelehrten Europas waren also sehr im Irrthum, wenn sie die Glaubwürdigkeit des berühmten Venetianers Marco Polo in Zweifel zogen, und zwar deßhalb, weil er nothwendig durch die große Mauer hätte nach China kommen und, wäre die von ihm beschriebene Reise wirklich von ihm gemacht worden, von dieser Mauer hätte sprechen müssen. Aber Marco Polo kam im 13ten Jahrhundert an der nordwestlichen Spitze herein und konnte daher von der großen Mauer nicht sprechen, die sich damals noch nicht so weit erstreckte und auch jezt daselbst nur aus einem Erdwall besteht. — Vom Pater Hyacinth erfahren wir, daß auch die östliche Hälfte der Mauer, vom Houang-ho bis ans Meer, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts neu erbaut und schon dreißig Jahre später ausgebessert worden ist. Nach ihm ist die Sitte, Befestigungen aus Backsteinen und Werksteinen zu errichten, erst unter der Dynastie Ming im vierzehnten Jahrhundert aufgekommen; früher waren die Mauern der Städte und Festungen nur aus Thon. Man muß sich also nicht vorstellen, als ob die alte große Mauer aus Backsteinen oder Bruchsteinen gebaut gewesen wäre. Soviel ist übrigens gewiß, daß die alte große Mauer unter Thsin-chi-houang-ti im Laufe eines einzigen Sommers gebaut worden ist. Man wird sich darüber weniger wundern, wenn man weiß, daß man in China bei jedem Bauwesen zum Voraus berechnet, wie viel ein Arbeiter in einem Sommer fertig bringen kann. Nach diesem Ueberschlag bringt man so viele Menschen zusammen, als man braucht. Für Beischaffung der Baumaterialien und Lebensmittel für die Arbeiter ist immer schon vorher gesorgt.

Die erste Woche in Konstantinopel.

(Beschluß.)

Auf dem Campo di morti, wo ich den ersten Abend zubrachte, befinden sich einige türkische Kaffeehäuser, die nicht so unreinlich sind, wie die egyptischen, und wo man ein vortreffliches Narguilé im Freien rauchen und gutes Eis darauf essen kann. Die inländischen Frauenzimmer besuchen diese Spaziergänge besonders gerne bei hellem Mondscheine, so daß sie in der zweiten Hälfte des Monats oft erst um zehn oder eilf Uhr dahin kommen. Diese Damen bringen dann gewöhnlich ihre Erfrischungen und Getränke mit, lassen sich auf einem grünbewachsenen Grabmahle unter einer Cypresse nieder und bringen so in lustigen Gesprächen die halbe Nacht zu. Mit den Griechinnen kann man fast so frei umgehen, wie mit den Europäerinnen. Die katholischen Armenierinnen vermeiden alles öffentliche Zusammenkommen mit jungen Leuten, leben aber ziemlich frei in ihrem Hause; bei den schismatischen hingegen geht es ganz türkisch zu. Man mag, so oft man will, ins Haus kommen, nie erblickt man ein weibliches Wesen. Nur die nächsten Verwandten bekommen Frauenzimmer zu sehen, und unter diesen nimmt sich dann mancher mehr heraus, als je ein Fremder wagen würde.

Das Erste, woran ein fremder Europäer bei seiner Ankunft in der Türkei denken muß, ist, die Protektion irgend eines Gesandten zu erhalten, weil, so lange dieß nicht geschehen, man der despotischen Willkühr der türkischen Gesetze unterworfen bleibt; da ich besonders, sowohl wegen meines orientalischen Kostüms, als weil ich aus dem verhaßten Egypten kam, leicht einen Verdacht bei den so mißtrauischen Behörden hätte erregen können, so wollte ich keinen Augenblick versäumen, um von dieser Seite her vollkommen ruhig zu seyn. Ich entschloß mich daher, den folgenden Morgen nach Bujuk-dere, wo seit dem großen Brande in Pera sämmtliche Gesandten residiren, zu schiffen, um daselbst den preußischen Gesandten, dem ich vom preußischen Konsul in Alexandrien persönlich empfohlen war, um seinen Schutz anzuflehen, da mein Fürst hier keine Gesandtschaft unterhält. Um nicht den langen Hafen durchzufahren, schiffte ich mich Morgens früh nicht in Galata, sondern in der östlichen, Scutari gegenüber liegenden Vorstadt Topana ein. Wohl kann man recht gut zu Land von Konstantinopel nach Bujukdere reisen; es gibt sogar zwei Wege dahin, einen etwas

längern am Ufer des Bosphorus und einen über das Gebirg; leztern kann man zu Pferd leicht in anderthalb Stunden zurücklegen; ich zog es aber, der reizenden Aussicht wegen, die man in der Mitte des Kanals genießt, vor, die Reise auf einem hübsch bemalten und vergoldeten Nachen zu machen. Hinwärts braucht man wegen des starken Gegenstroms mit dem besten Zweiruderer drei Stunden, heimwärts nur die Hälfte; ich zählte aber die Stunden nicht, die ich in dieser entzückenden Gegend zubrachte, und ich landete schon, da ich mich kaum eine Meile weit glaubte. Man befindet sich auf einem kleinen Meer, auf beiden Seiten von den blühendsten Gebirgen und Thälern begrenzt, in denen es von Dörfern und unzähligen Lustschlössern wimmelt. Auf der europäischen Seite dehnt sich Konstantinopel eigentlich bis Bujuk-dere aus, denn ein Städtchen reiht sich an das andere, ein Pallast an den andern. Hier finden sich mehrere, durch ihre leichte, zierliche Bauart auffallende Landhäuser des Sultans, des Seraskiers, des Reis-effendi, und überhaupt aller Großen des ottomanischen Reichs. Auf der minder bewohnten asiatischen Seite, wo mancher grünende Hügel, manche goldene Aue ein Dorf vom andern trennen, befindet sich der neue, mehr nach europäischem Geschmack angelegte Pallast des Großherrn, neben diesem der des Achmed Pascha. Durch die vielen Krümmungen, die der Bosphorus macht, verändert sich die Aussicht fast mit jedem Schritt. Ich will Sie hier mit der Aufzählung der zahlreichen Dörfer und Städtchen, die längs dem Bosphorus liegen, nicht ermüden; ich nenne nur das europäische, anmuthige Terapia, zwei Meilen noch vor Bujuk-dere, weil hier der französische und englische Gesandte residiren, und dieses hübsche Städtchen von den vornehmsten griechischen Familien aus Konstantinopel bewohnt ist.

In Bujuk-dere angekommen, war es mir leicht, den preußischen Pallast an dem großen Adler, der vor dem Hause hängt, zu erkennen. Ich fand in dem preußischen Gesandten, Freiherrn Brassier von St. Simon, einen geistreichen, einsichtsvollen und liebenswürdigen Mann. Er schlug mir vor, mich dem Visir Achmed Pascha als einen, mit dem Zustande Egyptens wohlbekannten Reisenden vorzustellen. Da es mir höchst angenehm seyn mußte, die Bekanntschaft des ersten Mannes im ottomanischen Reich zu machen, so nahm ich dieses Anerbieten mit Vergnügen an, und wir begaben uns den folgenden Morgen früh, weil Achmed Pascha nur zu dieser Zeit zu Hause ist, da er fast den ganzen Tag beim Sultan zubringt, in seinen schönen Pallast, der, wie schon gesagt, neben dem neuen kaiserlichen Schlosse in Beylerbey, eine halbe Stunde von Scutari, auf der asiatischen Seite liegt. Als wir dahin kamen, mußten wir etwa eine Viertelstunde im Vorsaal warten, weil er gerade im Bade war. Sobald wir dann in sein Zimmer traten, das ganz auf europäische Art möblirt ist, hieß er uns niedersitzen, und als er hörte, daß ich, troz meines orientalischen Kostüms, ein Europäer sey und lange in Egypten verweilt habe, wandte er sich sehr freundlich zu mir, schlug mir auf die Schulter und befragte mich, der bereits mit Pfeife und Kaffee versehen war, auf's Genaueste über Alles, was ihn bei den jetzigen Verhältnissen der Pforte zu Mehmed Ali interessiren konnte. Dann lud er mich ein, an demselben Abend mit ihm im russischen Palais der Feier des kaiserlichen Geburtstages beizuwohnen. Als ich dieß meiner einfachen Reisekleider wegen ablehnte, sagte er, er habe seine orientalischen Kleider alle noch (schon seit mehreren Jahren trägt er das fränkische Militärkostüm), und wolle mich in seiner Garderobe das Schönste auswählen lassen. Da ich dieß natürlich nicht annehmen konnte, so oft und so herzlich er es mir auch wiederholte, so mußte ich zu andern Entschuldigungen meine Zuflucht nehmen; allein er bat mich so dringend, doch ja den Abend mit ihm auf dem Feste zuzubringen, daß ich zulezt nachgeben mußte. Dann unterhielt ich mich noch lange mit ihm über die arabische Sprache und Literatur, in der er ziemlich bewandert ist. Während wir so anderthalb Stunden in zwanglosem Gespräche zubrachten, kamen jeden Augenblick allerlei Militärpersonen, welche Bittschriften überreichten. Er war gegen Jeden sehr zuvorkommend und gab nie zu, daß man, wie es die Ceremonie erheischt, vor ihm niederfalle und seine Kleider, seine Füße oder die Ecke seines Divans küsse. Ich habe überhaupt nie einen angenehmern Türken gesehen, als Achmed Pascha; sein Mund hört nicht auf zu lächeln, was bei den ernsten, feierlich aussehenden Muselmännern eine große Seltenheit ist. Er ist höchstens sechs-und-dreißig Jahre alt, und durch seine Verdienste nach und nach vom Obristen zum Visir von drei Roßschweifen und geheimen Sekretär des Großherrn emporgestiegen. Wie ich das Geburtsfest Sr. kaiserlichen Majestät von Rußland gefeiert, sollen Sie aus meinem nächsten Brief erfahren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, August.

(Fortsetzung.)

Politische Verhältnisse.

Gehen wir etwas ins Einzelne und Genauere. Gleich in den Anfang des Jahres fiel die Batrachomiomachie im Neuchatelschen, wo ein Haufe Bousingots unter der Anführung eines Bousingots ihrem Vaterlande die Unabhängigkeit von einer Regierung erobern wollte, die seit langer Zeit das Glück, die Ehre und den Wohlstand des Landes gemacht hatte. Die Sache fand bei den Bousingots in unserm Waadtland — denn wo gibt es deren jezt nicht? — viel Anklang, und wenn die Regierung nicht schnell, kräftig und rechtlich aufgetreten wäre, indem sie sieben Kompagnien gegen die In-

surgenten schickte und den Waadländern alle thätige Theilnahme an diesen Wirren verbot, so wäre es wohl noch weiter gegangen. Die Truppen betrugen sich auch musterhaft, die Presse konnte aber ihren Aerger über das schmähliche Mißlingen des ganzen Bourquinschen Unternehmens nicht unterdrücken, und als Pfuhi gleich nachdrücklich und mit gehöriger Kraft aufgetreten war, um alle weitere Reaktion im Lande zu verhindern und der Sache mit einem tüchtigen Schlage ein Ende zu machen, witzelten, keiften und schalten unsere Blätter. Dieß dauerte auch noch einige Wochen fort, dann schlief es aber ein.

Recht erfreulich und ehrenvoll für Waad sind die Folgen seiner neuen Umgestaltung, die auf ein Völkchen hindeuten, das zu höherer Freiheit reif ist und einen würdigern Gebrauch davon macht, als seine westlichen Nachbarn. Seit 1803 ist der große Rath zum erstenmale zwei Monate hindurch versammelt gewesen, und nie hat er seitdem etwas Wichtigeres verhandelt; denn die neue Gestaltung unserer Verfassung und unseres ganzen öffentlichen Lebens ist sein Werk. Daraus ist hervorgegangen die, wenigstens scheinbare, Fusion der politischen Partheien, was um so auffallender ist, da fast ein Drittheil des großen Raths aus Männern besteht, die bei der vorigen Regierung oder Verwaltung betheiligt waren. Nun geschieht auch die Abstimmung nicht mehr nach einer einmal angenommenen Farbe, für die Regierung oder für die Opposition, sondern lediglich nach der jedesmaligen Ueberzeugung, was freilich den Mitgliedern der französischen Deputirtenkammer absurd vorkommt. Eben so lächerlich finden sie, daß wir jezt darauf Verzicht thun, eine Opposition gegen unsere Regierung, gegen unsern Staatsrath zu bilden, da er mit dem redlichsten Sinn auf die vorgenommenen Umgestaltungen und Verbesserungen eingeht, mit Offenheit handelt und würdigen Sinn in allen seinen Verfügungen darlegt. Wir sind, wie die Franzosen sagen, noch so niais, noch so in den Kinderschuhen der Politik, daß wir es für Unrecht halten, solch eine Regierung durch Opposition in ihrem Gang zu stören und ihr Hindernisse in den Weg zu legen.

Dieses natürliche Rechtsgefühl zeigte sich auch in unsern parlamentarischen Debatten, welche dieses Jahr zum erstenmale öffentlich waren. Wer da eine Arena für die Eitelkeit und Selbstliebe gesucht hätte, oder einen Austausch schöner, klingender Phrasen mit oratorischem Firniß, der würde seine Rechnung nicht gefunden haben; denn bei uns hörte man nur ein patriotisches Besprechen von Angelegenheiten, die uns Alle angehen, eine offenherzige und ganz kunstlose Diskussion in einem großen Familienrath, wo Jeder frei seine Meinung sagt und des Nachbars Meinung wohlwollend anhört.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, August.

(Beschluß.)

Chaptal.

Seitdem hat Beauchamp manches Andere geschrieben, z. B. die Memoiren Lucian Bonaparte's, und von den berüchtigten Mémoires d'un homme d'état war er wenigstens der Herausgeber, wenn er sie nicht nach einigen authentischen Dokumenten selbst abgefaßt hat. Er war in der neuen Staatsgeschichte nicht übel bewandert, und da er in manchen großen Häusern Eingang hatte, so hatte er Staatssachen erfahren, von denen das Publikum nichts wußte. Er wäre nicht im Stande gewesen, die Mémoires d'un homme d'état zu schreiben, wenn er nicht dazu Papiere und mündliche Ueberlieferungen bekommen hätte. — Ein Mann ganz andern Schlages war der ehemalige Minister Chaptal, einer der verdienstvollsten Männer, welche die französische Revolution emporgebracht und auf die höchsten Stellen erhoben hat. Frankreichs Gewerbfleiß verdankt ihm unendlich viel. Als Minister gründete er manche vortreffliche Anstalten, die jezt ruhig fortblühen; er selbst legte Fabriken chemischer Produkte an, und diese nützlichen Anstalten wollte er als ein Vermächtniß seinem Sohne überlassen. Er ließ ihn zum Chemiker bilden, und konnte hoffen, daß er und seine Nachkommen beständigen Nutzen aus denselben ziehen würden, abgesehen davon, daß dadurch dem Staate ein bedeutender Zweig des Gewerbfleißes emporwuchs und sein Vaterland der Nothwendigkeit überhob, wegen gewisser Produkte vom Auslande abzuhängen. Allein hiermit gelang es ihm nicht so gut, als mit allem Andern. Entweder fehlte seinem Sohne die nöthige Einsicht und Erfahrung, um eine große Fabrikanstalt leiten zu können, oder widerwärtige Umstände vereitelten alle klugen Berechnungen; genug, Chaptal der Sohn gerieth mit seiner Fabrik chemischer Produkte in große Geldverlegenheit und mußte mit seinen Gläubigern einen Vergleich treffen, der so ziemlich einem Fallissement ähnlich sah. Dieß mußte den berühmten Vater tief kränken, obschon es sicher seine Schuld nicht war. Die Anstalt besteht noch, wiewohl bei weitem nicht mehr in derselben Thätigkeit, wie ehemals. Mit Chaptal ist der lezte der drei großen Chemiker, Berthollet, Monge und Chaptal, wozu man auch noch Vauquelin zählen könnte, zu Grabe gegangen, welche während der Revolution ihrem Vaterlande so wichtige Dienste geleistet und auf die Angelegenheiten desselben so großen Einfluß gehabt haben. Nicht leicht wird eine Zeit wiederkommen, in welcher eine so große Menge ausgezeichneter Männer zusammentreten, um ihr Vaterland mit wichtigen Entdeckungen zu bereichern.

D g.

Auflösung des Räthsels in Nr. 216:
Die Veilchen.

Charade.

1.

Wirst du das Erste mir mit Freude leihen,
So werd' ich schwerlich mich mit dir entzweien;
Und hab' ich deines immer, bald wird mir
Manch' andrer schöner Wunsch zu Theil von dir.

2. 3.

Das Andre reift der Sonne Glut im Osten,
Man gibt es Kindern ungekocht zu kosten;
Und schöne Perlen aus verschloss'nem Thor
Lockt seine Wurzel nach und nach hervor.

Von seinen Blättern hast du wohl mit Schrecken
Gelesen, daß bewußte Schuld sie decken;
Doch thut es anders, dann sey du es nicht,
Weil es dir sonst an Kraft und Muth gebricht.

1. 2. 3.

Das Ganze hat oft Männer schwer gereuet,
Von seiner Lotte Werthern doch erfreuet;
Doch hat es manchen Werther tief betrübt,
Der auf den Kuß den Mund schon eingeübt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 223.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 17. September 1832.

Notre faible raison se trouble et se confond;
Oui, la raison se tait, mais l'instinct vous répond.

Lamartine.

Die Ahnung.

Mitgetheilt von Dr. Nürnberger.

Ich erzähle eine Begebenheit, welche von Vielen für unglaublich erklärt werden wird, indeß ich eben so gewiß bin, der Phantasie mancher anderer Leser einen weiten Hintergrund des Lebens zu erschließen, in dessen geheimnißvolles Dunkel sich ihre Blicke gerne senken werden. Traum und Ahnung, welche ich darzustellen habe, gehören zu den tiefsten Mysterien unserer geistigen Existenz, und da die Relationen zwischen der sinnlichen und übersinnlichen Welt überhaupt schon so zarter Natur sind, daß sie nicht von jedem Auge mit gleicher Gewißheit aufgefaßt werden, so darf man sich über die Verschiedenartigkeit der Ansichten von den Verhältnissen zwischen dem Palpabeln und dem darüber Schwebenden nicht eben wundern. Indeß war und ist doch die Meinung, daß sich uns die Wahrheit zuweilen durch Traum und Ahnung offenbare, im Allgemeinen bei allen Völkern des Erdbodens verbreitet. Was mich selbst betrifft, so bin ich über diesen geheimnißvollen Gegenstand, auf eigene Erfahrung gestützt, vollkommen mit mir im Reinen, und halte mich fest überzeugt, daß Traum und Ahnung Mittel einer Mittheilung werden können, welche uns höhere, an unsern Schicksalen Theil nehmende Mächte zu machen wünschen. Eine Disputation hierüber ist übrigens desto überflüßiger, da es sich hiebei um Materien handelt, welche ganz außerhalb der Grenzen des logischen Raisonnements liegen. Ist indeß die Vernunft des Menschen ein Abglanz des göttlichen Geistes, so hat man, da dem Menschen Wege zu Gebote stehen, seine Mittheilungen auf geheime Weise bis in die entferntesten Länder gelangen zu lassen, allerdings ein Recht, zu fragen, warum sich die höchste, das Universum beherrschende und leitende Weisheit nicht ihrerseits ähnliche Mittel zu ähnlichen Zwecken vorbehalten haben könne? Ein Freund tröstet seinen abwesenden Freund durch ein versiegeltes Schreiben, welches Tausende von Meilen, ja selbst feindliche Staaten und kämpfende Armeen unverlezt durcheilt und Hoffnung und Freude in eine Menschenbrust gießt; sollte die Gottheit, oder ein zwischen ihr und dem armen Sterblichen stehender Genius nicht eine geistige Vermittlung kennen, um einem begünstigten oder ausersehenen Individuum in wichtigeren Lebenskatastrophen Weisungen und Andeutungen zugehen zu lassen?

Es war — in diesen Worten theilte mir ein nun verstorbener Freund, in dessen Namen ich hier spreche, auf Veranlassung von ähnlichen Betrachtungen über diese wichtige Materie, die Geschichte seines Lebens mit — es war im Herbste des Jahres 1788, als sich meine Eltern bewogen fanden, ihren reizenden Landsitz unfern M . . . aufzugeben und nach dieser Stadt zu ziehen. Ich war kurz vorher von der Universität zurückgekommen und hielt mich im elterlichen Hause auf, um die schriftlichen Arbeiten zu meinem juridischen Examen zu fertigen; also ging ich mit nach M . . . Wir bezogen, in

Gemäßheit der genauen Verhältnisse meines Vaters zur Loge F. z. G. *), den Unterstock des Logengebäudes; die Versammlungen der Maurer fanden in einem Saale und den anstoßenden Zimmern des zweiten Geschosses Statt. Zum Gebäude gehörte ein dicht anstoßender, schöner und großer Garten, welcher nur durch eine niedrige Mauer von dem französischen Kirchhofe getrennt ist; die Kirche selbst, eine Rotunde von den edelsten architektonischen Verhältnissen, schaute hoch über die Mauer hinweg in den Garten. Mein Zimmer war mir auf einer langen Gallerie eines, der freien Aussicht über Garten und Kirche genießenden Hintergebäudes angewiesen; eine Freitreppe führte hinauf und die Gallerie war bis zur Brusthöhe mit Pfosten versehen, welche eine Balustrade bildeten. Der Aufenthalt in diesem Logengebäude gefiel mir außerordentlich: erstlich ging aus mehreren Inschriften hervor, daß es schon vor dem dreißigjährigen Kriege gestanden habe, welcher Umstand auch durch die alterthümliche Einrichtung des Souterrains mit seinen ungewöhnlich tiefen Kellern bestätigt wurde und mir bei meinen Neigungen sehr zusagte; zweitens aber befanden sich unter den damaligen Brüdern mehrere ganz ausgezeichnete Sänger, deren Gesang bei Tafellogen bis in mein stilles Hinterzimmer drang und mich mit Entzücken erfüllte. Ich selbst war noch nicht recipirt. Man mag aber gegen maurerische Verbindungen sagen, was man will, ich bin von ihrer Feierlichkeit, als junger Mann und unter den damaligen Umständen, tief gerührt worden, und betrachtete den Orden, von jenem damaligen Standpunkte aus, mit großer Ehrfurcht. Die schwermüthige Richtung meines Geistes wurde durch diese zugleich alterthümliche und feierliche Umgebung sehr vermehrt, und es kam außerdem noch ein besonderer Umstand hinzu, um derselben einen ganz eigenthümlichen Charakter zu verleihen. Ich hatte nämlich einen jüngern Bruder, den ich sehr liebte und der bei mir auf dem oben beschriebenen Zimmer schlief, aber mondsüchtig war. Nichts hatte ihn von diesem Uebel befreien können, über dessen wunderbare Natur zu reden, ich gar nicht fertig werden würde. Jede Mondphase, ja selbst der Umstand, ob eine Mondnacht mehr oder weniger heiter war, hatte auf den Zustand des jungen Menschen, der damals etwa achtzehn Jahre alt war, einen unverkennbaren Einfluß. Um die Zeit des Neumondes war fast keine Spur seines Uebels zu bemerken; aber mit dem Wachsen des Mondes wuchs dasselbe auch: er ward dann Nachts immer unruhiger, stand auf, ging im Zimmer umher, setzte sich auch wohl an den Schreibtisch und ahmte, immer mit verschlossenen Augen, die Handlung des Schreibens nach. Oft aber entschlüpfte er mir auch, wie sehr ich aufpaßte, durch die Thüre, deren Schloß er sehr geschickt öffnete, ging die Treppe hinunter und stieg dieselbe dann auswärts, die Füße zwischen die Pfosten setzend, wieder hinauf, worauf er nun die oben beschriebene Gallerie eben so verfolgte und endlich über die Brustlehne wieder zurück kletterte; und ich mußte diesem, bei der Höhe der Gallerie lebensgefährlichen Experimente des Kranken schweigend und herzklopfend zusehen, da das Anrufen eines Nachtwandlers bekanntlich meistens die übelsten Folgen hat. Dann eilte er ins Bett zurück und Morgens darauf war's, als wenn Nichts vorgefallen wäre. Ich schwieg, um den armen Jungen nicht zu kränken, der sich höchst ungern an sein Nachtleiden erinnert sah; ich kann aber nicht beschreiben, wie grausig mir dieses Doppelleben als unverkennbare Folge eines geheimnißvollen, unerforschten Einflusses des Mondes oft vorkam. Dieses, über fünfzigtausend Meilen von der Erde entfernte Gestirn, welches die Meere durch seine Gewalt fluthen und ebben macht, sagte ich mir oft, übt also auch auf den menschlichen Organismus eine solche Wunderwirkung aus; wie viel andere unerkannte Relationen mag es noch zwischen den entferntesten Naturkräften geben, und wie oft mag's aus einer Welt in die andere, aus der übersinnlichen in die sinnliche herüber und hinüber klingen, ohne daß wir auch nur das Mindeste vom eigentlichen Wie? dieser Wechselbeziehung begreifen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Man hat Gründe gehabt, die Eigennamen nur anzudeuten. R.

Das Neueste über Dampfmaschinen, Kanäle und Eisenbahnen.

Ueber dem großen Problem der Dampfwagen auf gewöhnlichen Landstraßen geht in England ein Unternehmer nach dem andern zu Grunde; aber die bisherigen Leistungen und der englische Charakter bürgen dafür, daß endlich doch die solide Grundlage zu einem mechanischen System gelegt werden wird, das einst die Welt noch gründlicher umgestalten muß, als sie durch Einführung der Landstraßen umgestaltet worden ist. — Das größte Aufsehen in der jüngsten Zeit macht der Dampfwagen eines gewissen Ogle von Millbrook. Sein Kessel oder Dampferzeuger ist nur 3 Fuß lang, 3½ Fuß hoch und 2 Fuß 8 Zoll breit und wiegt, während er 268 Zoll heitzbare Fläche hat, nicht viel über 800 Pfund. Er hat mittelst dieses Kessels einen Wagen, welcher mit seiner Ladung wenigstens 4 Tonnen (80 Centner) wog, über Berg und Thal im Verhältniß von 30 Meilen in der Stunde getrieben, und es zeigte sich bei einem Druck von 240 Pfund auf den Quadratzoll nicht die kleinste Oeffnung. Vor wenigen Tagen meldeten die Londoner Blätter, einer von

Ogles Dampfwagen habe den sehr bergigten Weg von Southampten nach Orford mit 23 Reisenden zurückgelegt, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß, wenn auf dem Wege die Einrichtungen zu Erneurung des Brennmaterials (Coke) besser getroffen gewesen wären, der Weg in fünf Stunden hätte gemacht werden können. Zu Orford soll es sich gefunden haben, daß nur die Hauptachse nicht stark genug war; sobald dieser Fehler verbessert seyn wird, soll die Reise weiter über Birmingham und Liverpool nach Edinburgh gehen. — Dieß ist allerdings wunderbar und verspricht die interessantesten Resultate, besonders in Hinsicht auf die Eisenbahnen, da natürlich die Frage entsteht, ob die größere Schnelligkeit auf denselben, welche für manche Waaren, für manche Reisende, und besonders für die Briefpost allerdings wünschenswerth bleibt, wichtig genug ist, daß man in Zukunft deßhalb so kostbare Straßen unterhält. Auch scheinen die Kanäle den Eisenbahnen eine Konkurrenz entgegenzusetzen, welche sie nicht leicht überwinden dürften. Obgleich der Kanal zwischen Liverpool und Manchester zweimal so lang ist, als die dortige Eisenbahn, und ein Viertel des Wegs den Wirkungen der Winde wie der Ebbe und Fluth unterliegt, so kommt auf die Eisenbahn bis jezt doch nur der achtzehnte Theil der zwischen beiden Städten hin- und hergehenden Güter; dagegen hat die Bahn vernichtet, was sonst auf der Landstraße von Kutschen und Frachtwagen fuhr, und die Eigenthümer müssen somit von ihren Vortheilen als Kutscheneigenthümer den Verlust decken, den sie durch den Mangel an Fracht erleiden. Aber noch mehr: man hat die Erfahrung gemacht, daß Reisende auf Kanälen im Verhältniß von zehn Meilen die Stunde (die Schnelligkeit der englischen Briefpost) und zwar mit größerer Bequemlichkeit, und zwei bis drei Mal so wohlfeil, als auf der Eisenbahn, d. h. für dreiviertel bis einen Penny (2 bis 3 Kreuzer) die englische Meile (etwa 9 bis 13 Kreuzer die deutsche Meile) geführt werden können. Man hat nämlich auf dem Paisleyer Kanal in Schottland folgende höchst wichtige Beobachtungen gemacht, in Folge deren wahrscheinlich das Reisen auf Kanälen allgemeiner werden wird. Wenn die Schiffe auf dem Kanal langsam abfahren, so haben sie dem Anscheine nach nur den Widerstand eines sehr kleinen Theils des Wassers, das sie durchschneiden, zu überwinden. Fängt man nun aber an, schneller zu fahren, so erhebt sich eine Masse Wasser vor dem Schiffe, welche, je nach der Schnelligkeit der Fahrt, sich mehr oder weniger ausdehnt, allmählig bis auf achtzehn Zoll steigt, über das Ufer wegfließt und einen Widerstand bildet, der bei fortgesetztem Ziehen die Pferde bald umbringen würde. Fährt man aber noch rascher, so geht das Schiff über die Woge hinweg, das Wasser im Kanal wird wieder so ruhig, wie zuvor, und den Pferden wird das Ziehen in dem Grade leichter, als das Schiff schneller fährt, so daß, wenn ja noch ein Widerstand vorhanden seyn sollte, derselbe nicht zu bemerken ist. Die Kapitäns der auf dem Paisleyer Kanal fahrenden Eilschiffe kennen diese Eigenheit so gut, daß, wenn durch die Nachlässigkeit des Leinreiters eine Woge aufgeregt wird, sie sogleich anhalten lassen, weil man gefunden hat, daß es leichter ist, ein Schiff auf einmal in den gehörigen Grad der Schnelligkeit zu bringen, als dasselbe über die einmal aufgezogene Woge hinauszuschieppen. Auf dieselbe Weise findet man, daß, wenn das im Verhältniß von neun bis zehn Meilen in der Stunde fahrende Schiff plötzlich angehalten wird, die Woge entsteht und über die Ufer hinschlägt, bis das Schiff wieder auf den Anfangs erwähnten geringen Grad der Schnelligkeit gebracht ist. Es ist Thatsache, daß auf diesem Kanal zwei Pferde ein leicht, aber stark gebautes Schiff mit 75 bis 90 Passagieren im Verhältniß von zehn Meilen in der Stunde ziehen, und daß es leichter seyn würde, fünfzehn Meilen in der Stunde, als sechs zurückzulegen.

Folgende Bemerkungen aus Lardners Lectures of the Steam Engine (Vorlesungen über die Dampfmaschine) mögen diese Notizen schließen. „Das Gewicht eines gewöhnlichen Eilwagens ist ungefähr zwei Tonnen, und er fährt auf einer ziemlich ebenen Landstraße im Verhältniß von zehn Meilen in der Stunde. Dazu bedarf der Wagen ein Pferd auf jede Meile. Nehmen wir z. B. die Entfernung zwischen London und Birmingham zu hundert Meilen an, so braucht man hundert Pferde für einen Eilwagen, der zwischen beiden Städten täglich einmal hin und her fährt. Jedes dieser Pferde würde also jeden Tag zwei Tonnen zwei Meilen, oder vier Tonnen eine Meile weit führen. Auf einer ebenen Eisenbahn kann ein Pferd zum wenigsten zwölfmal so viel ziehen, folglich jeden Tag acht-und-vierzig Tonnen eine Meile weit. Die besten beweglichen Dampfmaschinen auf der Liverpooler Eisenbahn aber ziehen in dem genannten Verhältniß hundert-fünfzig Tonnen auf ebener Bahn, und wenn wir dieselbe Zeit für Aufenthalt annehmen, so würden sie in einem Tag 150 Tonnen 200 Meilen, oder 30,000 Tonnen eine Meile weit fördern können. Hieraus folgt, daß eine bewegliche Dampfmaschine so viel vermag als 7,500 Pferde auf einer guten Landstraße, und 625 Pferde auf einer Eisenbahn. Die besten Maschinen auf jener Bahn verbrauchen vier Unzen Coke per Tonne die Meile. Unter diesen Umständen würde eine Maschine täglich 7,500 Pfund Coke bedürfen, und ein Pfund Coke des Tages würde die Arbeit eines Pferdes auf einer guten Landstraße, und zwölf Pfund die eines Pferdes auf einer Eisenbahn verrichten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, August.

(Fortsetzung.)

Gesellschaftliche Reformen.

Wenig geübte Sprecher hatten bei uns das in Frankreich so fürchterliche ridicule nicht zu fürchten, weil nach unserer Meinung der Mann nie lächerlich seyn kann, welcher nach bestem Vermögen seine Pflicht thut, indem er über die Angelegenheiten seines Landes spricht. Die geschicktesten Redner aber hüteten sich sorgfältig vor dem Pomp und den Flittern der Beredtsamkeit, denn dadurch würden die gewaltig lächerlich werden, welche Haschen nach ein Bischen Ruhm der einfachen und wahren Anhänglichkeit an das Staatswohl vorzögen. Durch das richtige Erkennen dieses Unterschieds haben die Verhandlungen unsers großen Raths den rechten Charakter erhalten; sie sind eine Besprechung, eine Unterhaltung und Diskussion in zahlreicher Gesellschaft geworden, wo man einfach mit einander redet, seine abweichende Meinung sagt, einander antwortet und sich zu widerlegen sucht, wo Jeder frei spricht, ohne darum die Reputation eines Improvisators haben zu wollen. Deßhalb ist auch das Lesen der Vorträge abgekommen, ohne reglementarisch verboten worden zu seyn; kein Lesen macht den Eindruck freier, anspruchsloser Rede. Seit den Sitzungen der Constituante hat überhaupt das Ablesen sehr abgenommen und vermindert sich täglich; bald wird Keiner in einer Gesellschaft seine Conversation aus der Tasche ziehen wollen, wo die Andern sprechen. Durch den verringerten Apparat haben aber unsere Diskussionen durchaus nicht an innerm Werth, an Tiefe und Gründlichkeit verloren. Wir haben gesehen, wie ganz einfache Männer ohne Brimborium von Phrasen, Wendungen und oratorische Stellung einen Gegenstand schwieriger Gesetzgebung oder gesellschaftlicher Verfassung nach allen seinen Seiten darstellten und besprachen. Bei diesen Diskussionen findet Jeder etwas zu lernen, gerade weil sich Keiner herausnimmt, den Professor machen zu wollen. Daher waren unsere Tribünen auch fast immer voll, und man sah da Gelehrte und vielfach gebildete Männer ebenso bis ans Ende aushalten, wie einfache Bürger und Bauern.

Sehr erfreulich war die Redlichkeit und Thätigkeit, mit der unser neuer Staatsrath auf die neue Ordnung einging und ihr nicht allein keine Hindernisse in den Weg legte, sondern Alles that, um sie aufs Beste zu gründen und zu befördern. Hieher gehört besonders die Ernennung von mehreren Kommissionen, um durch getheilte Arbeit die Gesetzvorschläge vorzubereiten, die der Staatsrath nächstes Jahr dem großen Rath zur Diskussion und Genehmigung vorlegen will, als da sind: für die Verbesserung der bürgerlichen, peinlichen und Prozeßgesetzgebung — für die Handelsgesetzgebung — für den öffentlichen Unterricht — für die Militärgesetzgebung — für die Revision des Preßgesetzes — für die Munizipal- und Ruralgesetzgebung — für die Seeufer-, Strom-, Flußufer- und Teichgesetzgebung. Keine dieser Kommissionen ist wichtiger und soll einem so bösen und alten Schaden abhelfen, als die für den öffentlichen Unterricht, der in unserm Kanton in allen Sphären und Beziehungen entsetzlich vernachlässigt ist; hierin ist nicht weniger als Alles umzugestalten und neu zu schaffen. Glücklicherweise fiel die Wahl des Staatsraths unter andern auf so sachverständige, vom edelsten Eifer erfüllte Männer, wie die Professoren Gindroz und Monnard, und von ihnen läßt sich Bedeutendes erwarten. Monnard, unser Cousin, hat nicht nur gründliche Kenntnisse in der deutschen Literatur-, Wissenschafts- und Kunstwelt, er hat sich auch seit Jahren mit dem ganzen deutschen Unterrichtswesen beschäftigt und wird davon gewiß anzuwenden suchen, was für das Waadland passend ist. Besonders wäre dieß der Lausanner lateinischen Schule (Collège) und der Akademie sehr zu wünschen, bei denen sich Mißbräuche an Mißbräuche drängen. Recht originell und lobenswerth ist der Verein von Studenten, der sich unter einem Präsidenten gebildet hat, um jener Kommission eine Denkschrift zu überreichen, worin die Gebrechen jener Lehranstalten bündig und kräftig nach den jahrelangen traurigen Erfahrungen der jungen Leute auseinander gesezt und der Kommission zur weitern Prüfung empfohlen werden. Zur Bezeichnung jener Mißbräuche führe ich nur einige Aeußerungen aus dem Munde der Studenten an, Aeußerungen, die so wahr, als besonnen sind: „Wozu nützen unter andern im Kolleg die herzlosen, kalten, handwerksmäßigen Katechisationen, denen die Schüler beiwohnen müssen, wenn sie nicht gestraft seyn wollen, und womit? mit Geldbußen oder Aufgaben. Wozu nützt das gezwungene Bibellesen und zur Strafe das Abschreiben einiger Seiten aus dem Katechismus? Wozu soll dieß führen? etwa zur Religion, zur Begeisterung für ein höheres, würdigeres Daseyn? oder vielmehr zu der traurigen Gleichgültigkeit, zu dem Ekel vor allem Religiösen, zu den Zweifeln, die uns beim Austritt aus dem Kolleg packen und schnell eine furchtbare Leere in unsern Gemüthern hervorbringen? — Was wissen wir, nachdem wir acht Jahre Lateinisch und Griechisch gelernt? Alles besser, als Lateinisch und Griechisch. Vom Deutschen wissen wir ebensowenig, wiewohl uns diese Sprache als Schweizer unentbehrlich ist. In Geschichte und Geographie sind wir ebenfalls von krasser Ignoranz. Die Geschichte unsers Landes und Volkes lernen wir viel weniger, als die Roms und Athens.“ — Zunächst beschäftigt sich die Unterrichtskommission mit dem Nothwendigsten, d. h. mit dem Elementar- oder Volksunterricht, und später mit den andern Theilen der Nationalerziehung. Vor Allem und als nöthigste Vorbereitung zu allen Umgestaltungen trug die Kommission auf die baldige Errichtung von Schullehrerseminarien an, um für ein künftiges neues Unterrichtssystem die unerläßlich nöthigen Organe zu haben.

Die Gesetzgebungskommission beschäftigte sich auch mit einem interessanten Gegenstand, nämlich mit der Frage: ob es räthlich sey, die Jury bei unsern Gerichten einzuführen oder nicht? Zahlreiche Abhandlungen für und wider wurden abgefaßt und vor der ersten Sitzung der Kommission bei den Mitgliedern in Umlauf gesezt, so daß jedes Mitglied die Sache recht durchdenken und gründlich darüber seine Meinung äußern konnte. Die Diskussion wurde nach dieser reiflichen Vorbereitung eröffnet, und da ergab sich das in diesem Lande auffallende Resultat, daß sich die große Majorität dagegen erklärte und für permanente Gerichte, die zu gleicher Zeit über das Faktum und über die Strafe entscheiden. Die Kommission ist überzeugt, daß fast alle ausschließlich der Jury nachgerühmten Vortheile sich recht wohl auch bei gut eingerichteten permanenten Gerichtshöfen finden können, wo dann die großen Uebelstände vermieden werden, welche der Jury besonders eigen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 224.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 18. September 1832.

Hehe Nacht, ich knie vor deinem Altar!
Alle Funken des allweiten Aethers
Sind das Stirnband deiner heil'gen Schläfe,
Voll von Gottesschrift.

Herder.

Jahreszeiten.

Von Gustav Pfizer.

Sommernacht.

Kann zum Schlaf ihr Kind die Amme
Mit dem ersten Lied nicht bringen,
Wird des Lebens mächt'ge Flamme
Frischer nur im Aug' entspringen.

Nun es einmal durfte kosten
Jenes Götterbrod der Seelen,
Wird es, bis es tagt im Osten,
Sie um neue Mährchen quälen.

Immer wacher, immer heller
Sehen auf die klaren Augen,
Immer durst'ger, immer schneller
Will's die Wunder in sich saugen.

Also hast du aus den Gliedern
Mir, o Nacht! den Schlaf verdrungen,
Hast mit deinen leisern Liedern
Wacher mir den Geist gesungen,

Daß ich jezt, in dich versunken,
Deine Stimmen will belauschen,
Mich, von Ahnung halb schon trunken,
Zur Verzückung will berauschen.

Deinen Sternen sollst du sagen,
Die so golden sich entzünden:
Daß sie mir — jezt kann ich's tragen —
Die Geburt des Lichts verkünden;

Und den Vögeln, die den schweren
Erdenleib zum Flug erhoben:
Daß sie mich die Sprache lehren,
Drin sie ihren Schöpfer loben.

Und du selber! laß mich lesen,
Was mich sonst erfüllt mit Grauen,
Laß mich in mein eignes Wesen
Tief wie in die Sterne schauen.

Goldne! einen Engel sende
Himmlisch, und doch Meinesgleichen;
Laß ihn eines Bechers Spende
Meinem glühnden Gaumen reichen.

Dank sey dir gesagt! ich fühle,
Braut wohl bist du mir, nicht Amme;
Sel'ge Paradieseskühle
Rieselt in des Busens Flamme.

Kehre bald zu meinem Herzen,
Das in Tagesgluth erstarret,
Und mit sehnsuchtsbleichen Kerzen
Dein, wie der Geliebten, harret.

Kommt das Licht, das neuerhöhte,
Schon durch's Sapphirthor gezogen?
Längst ist ihm die Morgenröthe
Meiner Seele vorgeflogen.

Im Nebel.

Zum Wandern sind die Sinne tüchtig,
Es liebt der Fuß den kräft'gen Schritt,
Die Wünsche sind so leicht und flüchtig
Und ziehn das weiche Heimweh mit.

Doch eine dichte Nebeldecke
Ist hingebreitet auf das Feld,
Und hält mich gleichsam im Verstecke
In meinem eignen Reich, der Welt.

So wie einst, unsichtbar dem Volke,
Den Helden sich ein Gott genaht,
So wandl' ich jezt in einer Wolke
Und finde kaum den eignen Pfad.

Doch, schauend Sonne nicht, noch Sterne,
Ist wahrlich mir nicht allzuwohl!
Ein Menschenkind, entsagt' ich gerne
Dem aufgedrungenen Symbol.

Ich habe nichts, was ich verhehle;
Verhaßt ist, was den Blick mir hemmt.
Oft ist der freigebornen Seele
Selbst schon des Leibes Hülle fremd.

Ja, spalte du mit deinen Pfeilen,
O Helios, den trüben Kreis!
Berührt muß sich die Wolke theilen
Von deinem goldenen Geheiß.

Und in die Welt, die reichgeschmückte,
An die er längst sein Herz verlor,
Tritt aus dem Nebel der entzückte,
Der sonnentrunkne Mensch hervor.

Herbstabend.

Schon färben sich die Lüfte trüber,
Schon sparsamer durchwürzt;
Schon rascher geht der Tag vorüber,
Das Füllhorn umgestürzt.

Vor kurzem noch ein blonder Knabe,
Trat er so stolz einher;
Nun er entledigt seiner Gabe,
Ist wohl das Herz ihm schwer?

Ich kenn' es wohl! man freut sich herzlich,
So lang man gibt und schenkt;
Hat man nichts mehr, so fühlt sich schmerzlich
Das weiche Herz gekränkt.

O Gott! wenn ausgetheilt der Freuden
Hellgoldner, süßer Wein,
So möchte man am liebsten scheiden
Und keinem lästig seyn.

Versilbert hab' ich und bereichert,
Mit Blüthenschnee den Tag;
Doch nicht in Scheunen aufgespeichert
Den goldenen Ertrag.

Nun fühl' ich, daß den rüst'gen Gliedern
Der Winter lähmt die Kraft;
Schon sparsam rinnt zu neuen Liedern
Der heiße Lebenssaft.

Und soll dem Schicksal ich mich beugen?
Und stehen kahl und stumm?
Rauscht kein Gesang mehr in den Zweigen,
So haut den Stamm auch um.

Gern neig' ich mich mit voller Krone,
Nicht unbeweint, in's Grab;
So wie ein König steigt vom Throne,
Eh' ihm entsinkt der Stab.

Die Ahnung.

(Fortsetzung.)

Diese Richtung war's, welche meine Metaphysik in der Umgebung nahm, in der ich lebte; und ich gestehe, daß meine Berufsstudien und Beschäftigungen als Auskultator bei der damaligen M...schen Regierung unter diesem Brüten über der Nachtseite der Natur litten. Die Resignation, welche versteht, sich in beiden, so nahe angrenzenden und doch so scharf geschiedenen Welten, der praktischen und der spekulativen, zugleich zu ergeben, hatte ich mir, als junger Mann, noch nicht aneignen können; sie ist die reife Frucht eines späteren Lebensstudiums; und also war es ganz natürlich, daß mystische Vertiefungen mehr Reiz für mich hatten, als meine Proberelation.

Indeß ward leztere endlich doch fertig, und ich reiste nun, um meine Referendärprüfung zu bestehen, nach B... ab. Die Hauptstadt selbst mit ihrem Toben wirkte widrig auf mich; es fehlte mir hier mein stilles Zimmer, die Aussicht in den herrlichen Logengarten, und statt des vierstimmigen Männergesanges, der mir sonst in friedlicher Abendstunde oft einen Vorschmack der Seligkeit gegeben hatte, schlug nun nur Wagengerassel an mein Ohr. Genug, mir war's in der ersten Zeit höchst unheimlich, und ich eilte, dem Justizminister meine Aufwartung zu machen, weil ich mir mit der Hoffnung schmeichelte, meine Angelegenheit dadurch zu beschleunigen. Ich war diesem wackern Greise durch meinen Vater empfohlen; also erhielt ich bald Audienz, und ich

höre noch die Stimme des Ministers, mit welcher er dem Bedienten bei Nennung meines Namens zurief: „In das rothe Zimmer!“ Dieses Zimmer wird mir darum unvergeßlich bleiben, weil sich der ganze Vorgang, den ich zu erzählen habe, und dessen Einfluß durch mein Leben geht, an die eine, in demselben zugebrachte Stunde knüpft; und man wird es eben wegen dieser Erfahrung natürlich finden, wenn ich der festen Ueberzeugung lebe, daß die scheinbar unbedeutendsten Ereignisse in Wechselbeziehung zum Größten und Wichtigsten sind, und daß es einen Zufall in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes eigentlich gar nicht gibt.

Bei meinem Eintritte in dieses Zimmer fand ich noch einen jungen Mann, von vielleicht 28 bis 30 Jahren und einem blassen, aber unendlich interessanten Gesicht, dem man jedoch den Ausländer auf den ersten Blick ansah. Auch war er wirklich kein Deutscher, sondern, wie er mir bald erzählte, Franzose, hielt sich aber, zur Betreibung eines äußerst wichtigen, noch aus den Zeiten der Refugiés unter Ludwig XIV. herstammenden Prozesses, schon seit mehreren Jahren in B . . . auf. Die Sache war auf dem Punkte, günstig für ihn entschieden zu werden, und der Justizminister hatte den Chevalier Bernard de L., so hieß der junge Mann, für den er sich interessirte, eines besondern Umstandes wegen noch sprechen wollen. Dieß war der Grund, warum er sich im „rothen Zimmer“ befand. Ich kann nicht sagen, wie sehr mich die Physiognomie des Chevalier sogleich anzog; es lag darin ein Ausdruck von Martyrthum, welchen ich seitdem mehrere Male beobachtet habe, und dessen traurig-bedeutungsschwerer Typus fast nie trügt. Auch über diesen Umstand einer Art von Vorherverkündigung des Geschickes eines Menschenlebens durch den physiognomischen Charakter des betreffenden Individuums wäre viel zu sagen, wenn die uns umringende Natur nicht überhaupt eine Nachtseite von so unerschöpflichem Umfange darböte, daß man sich bei Darstellung des Lebens gewaltsam von ihr abwenden muß, um sich nicht ganz darin zu verlieren. Wie dem also auch sey, der Chevalier und ich, wir ahneten bei dem ersten Blick eine gegenseitige geistige Verwandtschaft, deren Gefühl ebenfalls nicht leicht trügt, sondern vielmehr eine wunderbare Gewißheit mit sich führt, deren Grund ich auf nichts anderes beziehen kann, als auf ein Wiederfinden, dessen historischer Theil — aber auch nur dieser — von der Tafel unserer Erinnerung weggewischt ist. Die Schwüle des Antichambrirens — denn eine gewisse bange Schwüle herrscht in dem Vorzimmer eines Ministers allemal — mochte uns auch wohl schneller zusammenführen, somit waren wir bald mit unsern gegenseitigen Verhältnissen bekannt, und plauderten so innig und vertraulich mit einander, als wenn wir uns Jahrelang gekannt hätten. Die Jugend befindet sich, zumal wenn sie von der oben angedeuteten Relation unterstützt wird, noch vorzugsweise im Besitze des glücklichen Privilegiums schnelleren Anknüpfens inniger und herzlicher Bekanntschaften; im Alter sind wir meistens vom Eis der Förmlichkeit und bittersten Erfahrungen so dicht umzogen, daß der Sonnenblick einer neuen Bekanntschaft nicht so leicht durchdringt. Als der Chevalier, nachdem man uns über eine Stunde hatte warten lassen, endlich in das Kabinet des Ministers gerufen wurde, waren wir schon so weit Freunde, daß er mich, mit Bezeichnung seiner Wohnung, inständig um meinen Besuch bat und mir den seinigen zusicherte; und ich trennte mich von diesem liebenswürdigen, schwermüthig-fröhlichen Manne mit einer Regung in meinem Innersten, über deren lezte Gründe ich noch jezt häufig nachgrüble.

Unter diesen Umständen sah ich es nicht mehr ganz ungern, als mir in B..., nach einem günstigen Ausfalle meines Examens, Geschäfte übertragen wurden, welche meinen dortigen Aufenthalt sehr verlängerten. Jede freie Stunde brachte ich bei dem Chevalier zu, und wir lebten uns bald so ineinander hinein, daß uns unsere andern Bekannten fast spöttisch nur die Unzertrennlichen nannten. Die damals ausbrechende, wenn gleich schon Jahrhunderte lang vorbereitete, französische Revolution, für welche sich der Chevalier feurig interessirte, gab unsern Unterhaltungen einen Reiz mehr, und unsere jungen Herzen schlugen hoffend der Morgenröthe eines vermeinten schönen Tages entgegen, welcher sich dagegen nur durch Blut und Thränen ankündigen sollte. Denn indem das Schicksal, mit undurchdringlicher Verheimlichung seiner wahren Absichten, irgend einer grossen und gräßlichen Katastrophe entgegen schreitet, hat es wohl die gleißnerische Heimtücke, die ausersehenen Opfer in einer süßen Täuschung zu erhalten, um ihnen diesen trügerischen Genuß nachher als eine Art von Compensation anrechnen zu können, höhnisch sprechend:

„Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewognes Glück.“

In der That, man kann die Wirksamkeit einer finster-spöttischen, durch das Leben irrenden Macht nicht in Abrede stellen, und wenn es nicht mehr als Ein Daseyn gäbe, so wäre der, fast immer ganz vergebliche Kampf gegen diese Macht in der irdischen Existenz fürwahr der Mühe nicht werth.

Während ich also in dem mir noch neuen Genusse einer wachsenden innigen Freundschaft und den Erwartungen einer schönen bürgerlichen und politischen Zukunft, von denen sich damals wohl noch ältere Männer haben hinreißen lassen, ganz behaglich fortlebte, ward ich eines Tages zu dem Geheimenrath R... von der Kolonie geladen, einem alten Bekannten meines Vaters, der aber

bei dem Prozesse des Chevalier als Gegner mit einer sehr bedeutenden Summe figurirte. So gerne ich die Einladung aus dem leztern Grunde abgelehnt hätte, so ging dieß doch aus dem erstern nicht an, und ich erschien. Was ich aber befürchtet hatte, traf ein: der alte Herr, dessen Liebe zum Gelde, wie das so oft der Fall ist, mit den Jahren gewachsen war, zeigte sich auf den Chevalier und seine, wie er es nannte, längst „verfaulten Ansprüche“ schrecklich erbittert, und wußte mich als Juristen, zumal da ich en famille bei ihm speisen sollte, von gar nichts anderem zu unterhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, August.

(Beschluß.)

Geist der periodischen Presse.

Das besonnene Fortschreiten auf dem Weg der Verbesserung, das sich nicht unüberdacht in Neuerungen stürzt, eine Haltung, die Waad neuerdings auch in Beziehung auf die Revision des Schweizerpakts gezeigt und sich dadurch des stürmischen Neu-Berns Unzufriedenheit zugezogen hat, dieses Maaß und diese ruhige Besonnenheit machen unserer jungen Regierung alle Ehre und gewinnen ihr das Zutrauen des Auslandes.

So haben unsere öffentlichen Angelegenheiten seit ihrer Umgestaltung eine beruhigende und erfreuende Gestalt angenommen. Das gesunde Urtheil, der richtige Blick unserer Waadländer hat dabei wesentlich gewirkt, aber nicht allein; ihnen kam der kluge Rath, das unermüdliche Reden unserer geistreichsten, wohldenkenden Männer sehr zu Hülfe, und das beste öffentliche Organ des Waadlandes, der Nouvelliste Vaudois, der schon vor mehreren Jahren kräftig gegen die alten Mißbräuche auftrat, als solches Anstemmen noch gefährlich war. Vieles von dem, was jezt einen wesentlichen Theil unsers öffentlichen Glücks ausmacht, findet man dort vor 1830 als Wunsch und bescheidenes Verlangen. Diesen achtungswerthen Charakter hat dieses Zeitblatt auch bis auf den heutigen Tag bewahrt, und es ist unstreitig wegen seiner gesunden und mäßigen Ansichten eines der besten französischen liberalen Journale überhaupt. Es spricht zu Zeiten Grundsäze aus, die den Mouvementsblättern in Paris furchtbare Kezereien scheinen. So sagte es z. B. vor einigen Monaten: „In unsern Artikeln über die lezten Verhandlungen des großen Raths haben wir viel mehr gelobt, als getadelt. Ja, seit der neuen Ordnung der Dinge in Waad billigen wir überhaupt von ganzem Herzen den Gang unserer öffentlichen Angelegenheiten. Daher wird uns hie und da vorgeworfen, wir haben uns geändert, ehemals haben wir Opposition gemacht, jezt sey dieß anders. Darüber haben wir mit wenigen Worten nur Folgendes zu sagen: Die Verfassung von 1814 schien uns den Einwohnern in aller Beziehung nachtheilig. Darum haben wir sie und ihre Anordnungen beharrlich bekämpft. Unsere Ueberzeugung war eine ganz andere, und darum waren wir in der Opposition. Wir wünschten Veränderungen und baten darum. Die Konstitution von 1831 gab sie, ja sie gab noch mehr, als wir für den Augenblick verlangt hatten; unsere Ueberzeugung ist ganz damit einverstanden, warum sollten wir also fortfahren, eine Opposition zu bilden? Die Behörden handeln in Einklang mit der neuen Konstitution; sollten wir sie blos deßhalb bekämpfen, weil sie das Unglück haben, Behörden der Regierung zu seyn? Gott behüte uns davor! So verstehen wir die Opposition nicht. Man sagt zwar: es muß eine Opposition seyn; freilich, aber mit Unterschied. In einem Lande, wo die Regierung viel Kraft und Gewalt hat und starke Mittel besizt, zu zwingen oder Einfluß zu üben, in solch einem Lande ist Opposition ein Bedürfniß, wohlverstanden, gerechte, wohlbegründete Opposition; denn eine andere hat nur schädliche Folgen. In einem kleinen Lande hingegen, wo die Regierung überall durch konstitutionnelle Grenzen eingeschränkt ist, wodurch große Mißbräuche unmöglich werden, darf man die Regierung nicht durch Opposition hindern und lähmen, sondern die guten Bürger müssen darauf denken, der Regierung für die entzogene materielle Kraft durch die Macht der öffentlichen Meinung Stärke zu geben, ohne die sie durchaus nicht an dem Wohl ihres Volks arbeiten kann. Diese friedsame Stellung in Beziehung auf die Regierung schließt indessen die unausgesezte Aufmerksamkeit auf ihre Schritte und Maaßregeln nicht aus; aber diese Aufmerksamkeit darf nicht mißtrauisch und feindlich seyn. Eine repräsentative Demokratie, die sich einer so guten Verfassung wie Waad erfreut, ist ja nichts anders als eine zahlreiche, öffentlich lebende Familie.“ — Aehnliche Grundsäze sprach in Frankreich nur der alte literarisch-politische Globe unter Dubois Redaktion aus, als er 1830 zurücktrat. Wie sehr sind sie von den Grundsäzen des heutigen französischen Liberalismus verschieden, dessen Hauptorgan, der National, neulich ohne Scheu bekannte: „das Wesen, die Lebensluft des Liberalismus bestehe in Opposition gegen jede Regierung, auch gegen die beste, und sein Streben müsse immer seyn, die bestehende Regierung umzuwerfen, um sich an ihre Stelle zu sezen.“ In schreiendem Gegensaz mit den Grundsäzen dieser Parthei sagte der Nouvelliste im Hinblick auf Deutschland: „Institutionen! vergessen wir nicht, daß sie ohne Menschen nichts weiter sind, als Uhren ohne Federn und Schiffsegel ohne Wind. Dieß gilt besonders von den Institutionen, die wie die große politische Kraft und die Erziehung viel Talent und Kenntnisse erfordern. In Beziehung auf öffentlichen Unterricht sage ich nur Eins: gebt mir Männer — wenn es seyn muß, Männer ohne Institutionen — und ich verspreche euch, aus ihnen ein freies, weises und großmüthiges Volk zu ziehen.“ — Schade ist's, daß der Nouvelliste zu Zeiten sein Maaß und seine würdige Haltung verliert, wenn er vom Ausland oder von den europäischen Mächten spricht, die mit ihm und einem Theil der Schweiz in ihren Ansichten nicht übereinstimmen. Da verfällt das Blatt in die Phrasenstereotypie der französischen Mouvementsblätter, wahrscheinlich um einem Theil seiner Leser zu gefallen, die es bei einem guten Glas Wein und aufgestemmten Ellenbogen recht gern hören, wenn in ihrem Blatt tüchtig auf Preußen, Oesterreich u. s. w. gewizelt oder gar tüchtig auf sie getrumpft wird — versteht sich, so lange von ihnen nichts zu fürchten ist. In dieser Beziehung könnte der Nouvelliste den Genfer Fédéral zum Muster nehmen, der bei viel Kenntniß und Geist ein Beispiel ist von Würde, die sich nichts vergibt, und von dem Maaß, das sich selbst ehrt.

Die Ereignisse in unserm Kanton, die Arbeiten der Constituante und die Umgestaltung unserer Verfassung haben mehreren andern Journalen, unter andern der Constituante und der Gazette Vaudoise, die Entstehung gegeben, die aber nur Organe der Leidenschaft und des Partheisinns waren, und als solche ihrem Ende bereits sehr nahe sind. Sie haben den Geifer der Pariser Tribune, der Révolution u. s. w., ohne so gut geschrieben zu seyn, wie diese Blätter.

Beilage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 225.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 19. September 1832.

Was Dolmetschen vor Kunst, Mühe und Arbeit sey, das hab' ich wohl erfahren; aber das kann ich mit gutem Gewissen zeugen, daß meine höchste Treue und Fleiß darin erzeigt und nie keine falsche Gedanken gehabt habe.

Luther.

Der dritte Akt der Sakuntala.

Zum erstenmal aus dem Original ins Deutsche übersezt von B. Hirzel.

Willt du die Blüthe des frühen, die Früchte des späteren Jahres;
Willt du, was reizt und entzückt, willt du, was sättigt und nährt;
Willt du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen:
Nenn ich, Sakuntala, dich — und so ist Alles gesagt! —

Wünscht Jemand Autoritäten, so wird er gewiß durch diese Worte unsers Göthe über den Werth der Sakuntala befriedigt seyn; jedes weitere Lob wäre überflüßig. Dagegen mag es nicht außer dem Wege liegen, die Leser der einzigen deutschen Uebersetzung dieses Dramas *) darauf aufmerksam zu machen, daß Forster, so unübertrefflich er auch das Englische wiedergegeben, doch das Sanskritoriginal nicht vor Augen hatte, daß die Handschrift, welche Jones benuzte, entweder damals noch nicht ganz von diesem Gelehrten verstanden wurde, da diese herrliche Sprache eben erst bekannt zu werden anfing, oder wohl eher, daß jene zu einer unvollständigeren Rezension gehörte, was sich aus der Vergleichung der Pariser mit den Londoner Handschriften ergeben soll, und endlich noch, daß beide, die englische wie die deutsche Uebersetzung, Prosa und Poesie, welche das Original sehr treffend unterscheidet, nicht einmal als geschieden anzeigen, geschweige in einer entsprechenden Form wieder zu geben suchen. So wird es gewiß Niemanden mehr befremden, wenn man die Forster'sche Arbeit ein wahres Meisterstück nennt in ihrer Art, als befriedigende Uebersetzung des Sanskrittextes aber nicht mehr anerkennen kann.

Inzwischen hat Chézy die treffliche Pariser Handschrift herausgegeben und ihr seine geschmackvolle französische Uebersetzung beigefügt. Chézy ging nun schon einen Schritt weiter. Seine Sprache gestattete ihm zwar nicht, die Verse als Verse und dennoch treu wieder zu geben; um aber doch die Poesie von dem Gesprächstyl zu trennen, machte er beides durch verschiedene Typen bemerkbar.

Im Vertrauen auf unsere herrliche Sprache, wage ich es nun, eine getreue Nachbildung dieses unsterblichen Werkes anzukündigen und zugleich als Probe den dritten Akt der Lesewelt, vorzüglich aber den Kennern der Sprache, anzubieten. Ihr Urtheil und ihren Rath zu hören vor der Herausgabe des Ganzen, wäre mir äußerst lieb.

Es sey mir erlaubt, in der Kürze noch die Prinzipien meiner Uebersetzung anzuführen. Vor allem soll der, welcher ein poetisches Werk in seine Sprache übertragen will, sich ganz mit dem Geiste des Dichters vermählt haben und dann auch die Form so entsprechend als immer möglich wieder zu geben trachten. Jenes ist reines Geschenk des Himmels, und keine Anstrengung vermag es zu erzwingen. Dieses wird durch jenes zwar sehr erleichtert, aber Fleiß und Studium sind dabei unumgänglich nothwendig. Wer das Erstere vermag, wird eine heilige Scheu davor haben, irgend etwas davonzunehmen

*) Gerhards im Ganzen liebliche und gelungene Ueberarbeitung gehört natürlich nicht hieher.

oder beizufügen, so wie er auch nie sich versündigen wird durch ein ungenaues Auffassen der feineren Gefühle und Gedanken; das Leztere erfordert vor allem das gründlichste Studium beider Sprachen, und zudem ein Festhalten an der gegebenen Form, so treu als möglich. In dieser Beziehung stoßen wir nun freilich von vorne herein auf eine unüberwindliche Schwierigkeit. Es sprechen nämlich in den indischen Dramen nur Männer von höherer Geburt das Sanskrit; Frauen und Kinder dagegen und Leute niedern Standes drücken sich in dem weniger gebildeten Prakrit aus. Zwar weiß ich wohl, daß man eine analoge Erscheinung im Griechischen durch deutsche Dialekte hat nachahmen wollen; aber ich gestehe es, der Versuch scheint mir nicht ganz gelungen, unter andern Gründen vorzüglich schon darum, weil solche dem größern Theile des Volkes immer unverständlich bleiben. Ich habe mich also darauf beschränkt, die Sprache je dem Charakter der Personen anzupassen. Hieher gehört aber auch nicht bloß die Unterscheidung zwischen Prosa und Poesie, sondern auch eine entsprechende Nachbildung dieser leztern. Es fragt sich nun vor allem: soll man die mannigfaltigen Sanskritmetra alle in unserer biegsamen Sprache nachbilden? oder aber alles in deutsche Reimverse übertragen, welche mir allerdings dem deutschen Genius am angemessensten scheinen? Jenes läßt sich jedoch z. B. wegen der ungemeinen Anhäufung von kurzen Sylben eben so wenig durchführen, als dieses, welches oft unmöglich wird, wenn man nicht die Treue der Uebersetzung allzusehr aufopfern will. Daher habe ich mir, entsprechend der Abwechslung der Metra im Sanskrit selbst, folgenden Plan gebildet. Wo es unsere Sprache und mein Gefühl mir erlaubten, behielt ich die Originalmetra bey; wo dieses nicht anging, sezte ich, wiewohl sehr selten, bei weniger sich erhebenden Stücken, die ächtdeutschen Jamben an ihre Stelle, wo aber die Poesie mehr lyrisch sich emporschwingt, oder die Lieblichkeit des Gedankens es mir zu erfordern schien, suchte ich sie in Reimversen wieder zu geben, indem ich den Rhythmus dem Inhalt anzupassen strebte.

Hiebei bleibt mir übrigens durchaus nicht verborgen, wie ich mein Ziel lange nicht ganz zu erreichen vermochte. Aber jedes Kunstwerk enthält ja seine Ironie in sich, wie viel mehr eine Uebersetzung. Möchten auch Andere mit mehr Kräften an diese Arbeit gegangen seyn, mit mehr Liebe gewiß keiner.

Zur Einleitung in diesen dritten Akt reicht Folgendes hin: Der König Duschmanta kömmt auf der Jagd in einen Büßerhain, wo er sich in Sakuntala, die Pflegetochter des Einsiedlers Kanua, verliebt. Dieser hatte sich nach einer heiligen Stätte begeben, um ein vom Himmel bestimmtes Unheil von Sakuntala abzuwenden. Indem nun der König eben auf ein Mittel dachte, in die Einsiedelei zurückzukehren, nahten sich ihm die Einsiedler mit der Bitte, sie von den Dämonen zu befreien, welche sie in ihren Bußübungen störten. Der König willfahrt, und hier beginnt die Scene.

Außer Sakuntala und Duschmanta treten in diesem dritten Akte noch auf: Gautami, eine fromme Matrone der Einsiedelei, Priamwada und Anusuja, Sakuntalas Freundinnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ahnung.

(Fortsetzung.)

Ich lasse das weitläufige juridische Detail dieser höchst verwickelten Rechtsangelegenheit, zumal sie mit dem eigentlichen Gegenstande meiner Darstellung nichts gemein hat, hier auf sich beruhen; allein die Forderung des Chevalier erschien mir nicht nur vollkommen gegründet, sondern die Geltendmachung derselben war bis auf einen gewissen Grad sogar Ehrensache der Familie meines Freundes, und er konnte, abgesehen von allen pekuniären Interessen, wie die Sache einmal stand, schlechterdings nicht mehr davon abgehen. Dieß suchte ich auch dem alten Geheimenrath begreiflich zu machen; allein ich predigte tauben Ohren, und dankte daher in meinem Herzen Gott, als endlich die Tochter des Hauses in das Zimmer trat und der für mich höchst peinlichen Unterhaltung ein Ende machte: eine schlanke, feurige Brünette, wie solche Figuren unter den Töchtern der Kolonie in B... öfter vorkommen, bei denen der fremde Ursprung wohl noch angedeutet, aber doch schon mit der physionomischen Eigenthümlichkeit des neuen Vaterlandes vermischt ist; ein gewiß unendlich liebenswürdiges Mädchen, die mich aber doch kalt ließ, da die Liebe von ganz andern, geheimnißvollen Bedingungen, als der absoluten Liebenswürdigkeit abhängt. Und doch hätte, wie es mir schien, der Geheimerath, aus alter Anhänglichkeit an unser Haus, das Gegentheil wohl nicht ungern gesehen; selbst Madelaine, so hieß die junge Dame, schien eine solche Besorgniß zu hegen, und betrachtete mich mit einem Blicke, welcher mich ahnen ließ, daß ihre Wahl schon getroffen, aber zuverläßig auf mich nicht gefallen sey. Mein herzliches, aber von aller Zudringlichkeit vollkommen freies Benehmen beruhigte sie indeß bald; und nachdem diese Scheu bezwungen war, behandelte mich Demoiselle R... mit der anmuthigsten Offenheit, und erfüllte mein Herz mit einer um so aufrichtigeren Achtung für sie, da ich jeder Regung von Zärtlichkeit unfähig blieb. Achtung kann man erzwingen, Liebe nicht, und die guten Väter und Mütter, welche den Herzen ihrer Kinder diese Gefühlsrichtung aufdringen möchten, sollten bedenken, daß die Vorsehung bei einer

Verbindung schon die ganze darauf basirte Generation und ihr Eingreifen in das Räderwerk der Menschheitsereignisse im Auge hat. — So verging der langweilige Tag bei dem Herrn Geheimenrath R . . . .

Als ich mich des andern Morgens auf das Kammergericht begeben wollte, sprach ich erst beim Chevalier vor und erzählte ihm scherzend, daß ich bald ein glücklicher Bräutigam seyn werde, und daß der Geheimerath R . . . meine Bewerbung um seine Tochter sichtlich begünstige. Aber wie soll ich meine Ueberraschung beschreiben, als Bernard bei dieser Erzählung plötzlich erblaßte, vom Sopha aufsprang, dann aber mit südlicher Heftigkeit in meine Arme flog und mich beschwor, von dieser Bewerbung abzustehen! Genug, er hatte Madelaine aus Veranlassung der ersten Konferenzen über die Prozeßangelegenheit, welche im Hause des Geheimenrathes abgehalten worden waren, kennen gelernt; der Bund ihrer Herzen war geschlossen, sie hatten aber nur zu gute Gründe, eine Liebe geheim zu halten, von der sie wußten, daß sie der Vater, beim Stande der Sachen, nimmermehr gut heißen würde. Diesen Umstand hatte der Freund bisher sebst dem Freunde verschwiegen, denn die Liebe besitzt eine Magie, welche stärker ist, als die Freundschaft, und kein Gesetz kennt, als das ihrige. Ja, ich halte dafür, daß sich das eigentliche Geheimniß inniger Geschlechtsliebe zwischen zwei bestimmten Individuen nur durch die Annahme eines eigenthümlichen, moralisch-magnetischen Wechselrapports erklären lasse, welcher die Wiederherstellung seines gestörten Gleichgewichts, als tiefsten Bedürfnisses, nur gerade in dieser individuellen Beziehung findet.

Wie dem indeß sey, so ward es mir sehr leicht, den Chevalier über seine Besorgniß zu beruhigen. Ich versicherte ihm mit aller Treuherzigkeit der innigsten Theilnahme, daß ich Madelaine bei meinem gestrigen Besuche zwar sehr achten gelernt habe, aber auch nicht die entfernteste Spur einer Neigung für sie fühle, welche ihm Unruhe einflößen könnte. Vielmehr erbot ich mich, mit allem Enthusiasmus der Freundschaft und aller Etourderie der Jugend, der Merkur dieser Verbindung zu seyn, und versetzte dadurch den Chevalier, der bisher nur mit großer Mühe ein Billet in die Hände seiner Geliebten gebracht hatte, in das lebhafteste Entzücken. Er fiel mir um den Hals, und der Bund unserer Freundschaft wurde durch dieses unerwartete Ereigniß, wo möglich, noch fester geschlossen. Die Innigkeit dieses Verhältnisses fand aber von meiner Seite noch eine Befestigung mehr in der schwärmerischen Richtung, welche mein Gemüth durch die oben geschilderten Verhältnisse im elterlichen Hause erhalten hatte; ich erschien mir wie der Genius der Neigung des Chevalier, und bis auf einen gewissen Grad mochte ich darin auch Recht haben, da die Vorsehung ohne Zweifel die menschlichen Kräfte nützt, um ihre Absichten in das Werk zu richten, und der Mensch also, unter dieser höhern Leitung, allerdings der Genius des Menschen werden kann. In dieser Ueberzeugung hat mich auch das Leben selbst nur befestigt, und es scheint mir gewiß, daß wir, oft bewußt, oft aber auch unbewußt, durch höhern Impuls dahin gestoßen und mit Unterordnung eigener Interessen, einem fremden Interesse dienen — weil wir müssen. Die geheimen Fäden, an welchen wir zu diesem Endzwecke gezogen werden, verlaufen sich tief in das tiefste Geheimniß der Nachtseite der Natur.

Was mich betrifft, so ging meine Bestrebung, der Liebe des Chevalier zu dienen, aus dem innersten Wunsche meines Herzens hervor, und vielleicht sind ähnliche Bestrebungen auch nie für würdigere Personen, als Bernard und Madelaine, aufgeboten worden. Ich lernte dieses liebenswürdige Frauenzimmer, nachdem ich mich ihr, bei nun wiederholten Besuchen, als Vertrauten des Chevalier zu erkennen gegeben hatte, von einer Seite kennen, die mir die höchste Achtung für sie einflößte. Sie hing mit schwärmerischer Anhänglichkeit am Geliebten, und sie sagte mir, indem sie sich über die ihrer Verbindung entgegenstehenden Hindernisse keineswegs zu täuschen suchte, mit einer Entschiedenheit, die ich ächt weiblichen Heroismus nenne, daß sie Alles zu leiden und zu tragen entschlossen sey, um das Glück des Chevalier zu machen. Auch hat ihr das Geschick die Prüfungen nicht erspart; aber die Geschicklichkeit dieser unergründlichen Behörde besteht darin, mit einem Takt, der Alles übertrifft, die Tragefähigkeit des auserwählten Individuums und die auferlegte Last richtig gegen einander abzumessen.

In dieser Lage der Dinge verstrich über ein Jahr. Es war dem Geheimenrathe gelungen, noch eine neue Chikane gegen den Chevalier geltend zu machen und dadurch dem Prozeß eine abermalige Ausdehnung zu geben; die Erbitterung zwischen den beiden Männern einerseits, und die zärtliche Zuneigung zwischen Bernard und Madelaine andrerseits, sammt der dringenden Nothwendigkeit, diese Liebe vor dem Vater zu verbergen, wuchs dabei täglich. Mein Verhältniß war eigenthümlich, aber bei einiger Geschicklichkeit in der Behandlung der Aufgabe gar nicht unangenehm; ich war der Colporteur der feurigsten Depeschen, welche vielleicht je zwischen Liebenden gewechselt worden sind, und dabei ein doppelt willkommener Gast im Hause des alten Herrn, der mich immer noch mit den Augen eines künftigen Schwiegervaters betrachtete und durch meine große und aufrichtige Achtung vor seiner Tochter vollkommen getäuscht wurde. Das schärfere Auge einer Mutter beobachtete mich nicht; denn der Geheimerath lebte getrennt von seiner

Gattin. So ging die Sache, und auch Bernard würde, im Vertrauen auf meine Vermittlung und im beseligenden Genusse einiger, wiewohl seltener Zusammenkünfte, zufriedener gewesen seyn, wenn die Nachrichten aus Frankreich seine Ruhe nicht so schmerzlich unterbrochen hätten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Der Abbé de L'épée. Der Bourgeois gentilhomme.

Vor einigen Tagen war eine Benefizvorstellung im Théâtre françois zum Besten eines Künstlers, wie der Anschlagzettel lautete. Was für ein Künstler es sey, wie er heiße, welches Unglück ihn betroffen, oder aus welchem Grund das Theater ihm diese Gunst bewilligt habe, darum bekümmerte sich Niemand. Es ereignet sich ziemlich oft, daß solche Darstellungen „zu Gunsten eines Künstlers“ auf den Theaterzetteln angekündigt werden, ohne daß Jemand, außer den ins Geheimniß Eingeweihten, erfährt, wem sie gelten. Die Hauptsache für das Publikum ist, zu erfahren, ob es auch der Mühe werth sey, die Vorstellung zu besuchen, und in der That hängt Alles von der Zusammensetzung des abendlichen Vergnügens und von der größern oder mindern Berühmtheit der darin auftretenden Personen ab. Dießmal hatte man manche Elemente zur Unterhaltung des schaugierigen Publikums zusammengestellt, berühmte Schauspieler aus mehreren Theatern, Bouilly's Abbé de L'épée und Molière's Bourgeois gentilhomme, mit eingeschobenem Gesange, mit Tanz und der sogenannten „Ceremonie,“ und ein Konzertstück für Klarinette zwischen den beiden Stücken. Solch einen Genuß darf man in Paris nicht versäumen, wenn man Muße hat, obschon dergleichen nicht selten vorkommt. Es war auch ziemlich voll in dem großen Saale des wahren Nationaltheaters, das aber nicht oft voll wird. Bouilly's Abbé de L'épée wurde vortrefflich gegeben. Den Abbé spielte ohne Affektation, ohne Uebertreibung, wiewohl mit ziemlicher Wärme Lepeintre, vom kleinen Theater des Palais royal; der Taubstumme ward mit tiefem Gefühle von Leontine Fay gegeben. Manche in Deutschland, der Schweiz und andern Ländern werden sich der Familie Fay erinnern, welche herumreiste und kleine Schauspiele aufführte. Leontine war damals noch ein Kind; jezt ist sie eine schöne, erwachsene Person und eine der ersten Schauspielerinnen des Gymnase dramatique. In Paris macht man sich über Bouilly's empfindsame und weinerliche Stücke manchmal lustig; freilich könnte Bouilly mit den empfindsamen Tiraden etwas sparsamer seyn und auch nicht so oft vom „Genie“ des Taubstummenlehrers sprechen; denn es ist keineswegs ausgemacht, ob Abbé de L'épée auch „Genie“ besessen habe; er war ein verständiger, geduldiger Mann; aber so viel ist gewiß, daß Bouilly das Herz zu treffen und zu rühren weiß und daß seine Schauspiele anziehend sind. Sonderbar ist es, daß de L'épée noch immer nicht Abbé genannt wird und auch auf der Bühne keine geistliche Kleidung trägt. Als Bouilly das Stück verfertigte, waren die Abbé's, wenigstens die ehrwürdigen, auf der Bühne verpönt, denn einen lächerlichen hat er selbst etwas später in seinem Vaudeville Fanchon dargestellt, und späterhin durften die Abbé's nicht auf die Bühne kommen, weil sie wieder ihren Einfluß erhalten hatten. Jezt aber könnte Bouilly ganz ungestört seinen Taubstummenlehrer wieder Abbé nennen und ihn auch als Abbé sich kleiden lassen; denn bei der jezigen Theaterfreiheit braucht es keiner Erlaubniß, um Abbé's, Mönche und Nonnen so gut als andere Stände auf der Bühne darzustellen. Nach den fünf Aufzügen dieses Stückes ließ sich ein junger Künstler auf der Klarinette hören; indessen bewies er in den Variationen, die er spielte, kein besonders auffallendes Talent. Bald darauf begann Molière's Lustspiel, so daß die Zuschauer kaum Zeit hatten, zur Besinnung zu kommen. Eine eigene Spekulation in Paris ist das Erscheinen eines Blattes, welches zwischen den Aufzügen in den Theatern feilgeboten wird und auch L'entreacte heißt, gleichsam zum flüchtigen Lesen während der Muße im Schauspiele. Es enthält kleine, unbedeutende Aufsäze, die Anzeige der Schauspieler, welche am Abend in allen Theatern die verschiedenen Rollen spielen (weßhalb dieses Blatt hauptsächlich von den Zuschauern gekauft wird), und dann auch Intelligenznachrichten. Dies ist also ein Tageblatt, welches nicht unter freiem Himmel, nicht im Studirzimmer, sondern unter dem Kronleuchter des Schauspielhauses gelesen wird, und welches wahrscheinlich die meisten Leser schon vergessen haben, wenn sie aus dem Schauspielsaale getreten sind. Wenn Molière's Bourgeois gentilhomme mit der Ceremonie angekündigt wird, so bedeutet dieß immer etwas Festliches, da nur bei besondern Gelegenheiten dieses alte Stück mit dem Zubehör gegeben wird, wie es zu den Zeiten Ludwigs XIV. vor dem prunkenden Hofe dieses Königs aufgeführt wurde; zwar nicht mit allem Zubehör, denn sonst ginge ein ganzer Abend mit der Aufführung hin. Eine sonderbare Belustigung jener Zeit waren die sogenannten Entrées de ballet, welche überall angebracht wurden. So hat Molière in seinem Bourgeois gentilhomme auch nicht ermangelt, die Schneider, welche dem Bourgeois gentilhomme ein Kleid bringen, tanzend einzuführen; ebenso tanzen die Köche, welche die Gerichte auftragen. Der Tanzmeister führt Tänzer und Tänzerinnen ein. In der türkischen Ceremonie, die eine gute halbe Stunde dauert, wird viel getanzt, und zulezt kommt noch ein Ballet des nations, worin die Repräsentanten verschiedener Nationen tanzend und in ihren Sprachen singend dargestellt werden. Von allem diesem war dießmal nur die Schneiderentrée, die Tänzerentrée und die Cérémonie turque beibehalten worden, und ich glaube, bei allen Vorstellungen werden die übrigen alten Entrées weggelassen, die jezt läppisch und langweilig erscheinen würden. Statt der Entrée des musiciens, welche bei Tische singen müssen, hatte man eine junge, reizende Sängerin eingeführt, die eine Bravourarie von Rossini mit einer sehr reinen Stimme vortrug. Es war ein starker Anachronismus, Rossinische Musik in einem Molièreschen Stücke anzubringen; allein die junge Sängerin stellte sich vorne auf die Bühne und ihr Gesang galt den Zuschauern, nicht dem am Tische sizenden Bourgeois gentilhomme. Die sogenannte Cérémonie turque war ganz beibehalten worden und dem gedruckten Texte getreu. Es pflegen in derselben alle Schauspieler des Theaters aufzutreten und vor dem Publikum die Musterung zu passiren, weßhalb die Schauspielerinnen auch außerordentlich geschmückt sind und nach ihrem Rufe, ihrer Schönheit, ihrem Schmucke von den Zuschauern im Vorübergehen beklatscht werden. Der Zuschauer kann hier den Reichthum des Theaters an schönen Schauspielerinnen mit dem Auge messen; an sich ist die Cérémonie turque eine läppische Erfindung; man stellt sie indessen mit so vieler Pracht dar, daß sie dadurch nicht allein erträglich, sondern sogar gefällig wird. Molière's Lustspiel aber ist und bleibt immer komisch, obschon es Sitten und Verhältnisse schildert, die längst aus der bürgerlichen Gesellschaft verschwunden sind.

D g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 226.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 20. September 1832.

— Trennung vom geliebten Freunde
Ist uns wie des Todes dunkle Blindheit;
Für die Krankheit gibt es keinen Arzt mehr.

Herder.

Die Ahnung.

(Fortsetzung.)

Die Zuckungen der Revolution erschütterten das unglückliche Land, im vollkommenen Widerspruche mit unsern oben beschriebenen anfänglichen sanguinischen Hoffnungen, täglich gewaltsamer, und die Familie des Chevalier gerieth, bei großem, aber auch mit vielen Schulden belasteten Grundeigenthume, in die unangenehmsten Kollisionen. Einerseits wäre seine Anwesenheit in Paris oft fast unentbehrlich gewesen, und anderseits hielten ihn Liebe, Prozeß und Ehre mit unzerreißbaren Ketten in B . . . fest. Dergleichen Verwicklungen kommen im Leben vor, und zwar sind sie oft so gehäßiger und schrecklicher Natur, daß der Glaube fest seyn muß, um nicht alles Vertrauen zur Barmherzigkeit Gottes einzubüßen, dessen Rathschluß uns in Alternativen verwickelt, aus denen gar keine Rettung möglich scheint. Man rede mir auch nicht zu viel von der menschlichen Spontaneität: ich habe mich in Situationen befunden, gegen deren Gewalt sie mir gerade gleich Null erschien. — Aber lassen wir dieß für einen Augenblick; es ist ohnedieß ein unerschöpfliches Kapitel, und ich werde im Laufe meiner Erzählung Gelegenheit genug haben, darauf zurückzukommen. Unterdeß erhielt ich Ordre, nach M . . . zurückzugehen. Mein Vater kränkelte; er wünschte mich, bis zu seinem vielleicht nicht fernen Tode, noch um sich zu sehen, und hatte bei dem alten Justizminister, der zwar nicht die glatte Zunge der heutigen Minister, aber dafür mehr Herzensgüte besaß, meine feste Anstellung bei der M . . .'schen Regierung zu erwirken gewußt. Ich kann nicht sagen, wie sauer mir der Abschied vom Chevalier wurde; nun erst, da ich von ihm mußte, lernte ich die ganze Innigkeit der Neigung kennen, welche mich an ihn fesselte. Der Geheimerath R . . . besaß eine kleine, unfern der Straße von B . . . nach M . . . ziemlich versteckt gelegene Meierei, wohin sich Madelaine am Tage meiner Abreise unter einem wirthschaftlichen Vorwande begeben hatte, und wo sich auch der Chevalier und ich einfanden. Mein Fuhrwerk war auf dem nahen Dorfe gemiethet, und so konnte ich bis zum letzten Augenblicke in der Gesellschaft der Personen zubringen, an denen mein ganzes Herz hing. Von einem solchen Zustande hat auch nur der Enthusiasmus der Jugend einen deutlichen Begriff: der Jüngling fühlt, der ältere Mann kalkulirt.

Es war ein trüber Herbstabend; der Wind raschelte unerquicklich in halb entblätterten Bäumen, und schiefergraue Wolken hatten den Himmel dicht umzogen. In der That, es ist zuweilen, als wenn der Ausdruck der Natur mit unsern Schmerzen sympathisire, als ob sie ein Trauerkleid anlege, um uns einen Antheil zu bezeigen, für welchen sie keine andere Sprache hat. Ich saß mit Bernard und Madelaine in dem niedrigen Stübchen der Meierei, dessen kleine Fenster mit runden Scheiben auf einen düstern Föhrenbusch hinausschauten; der Wind

stieß mit einzelnen heftigen Stößen dagegen an, und ein dichter Regen floß plätschernd daran hernieder; es war so etwas Unerfreuliches, Ahnungsschweres, Düsteres in dem ganzen Eindrucke, was ich nicht beschreiben kann; aber ich fühle es noch nach. „Wo und wann werden wir uns wiedersehen!“ rief der Chevalier in seinem gebrochenen Deutsch mit gepreßter Stimme: „ah! jamais!“ Er versank in ein trübes Nachdenken, und mir stürzten die Thränen aus den Augen. Vergebens versuchte ihn Madelaine aufzurichten, sie sah die Verhältnisse in einem hellen Lichte der Hoffnung, und die muthige Ergebenheit einer ächt weiblichen Seele bestärkte sie in dieser sanguinischen Ansicht sogar der Dinge in Frankreich, von deren Wendung der Chevalier damals das Aeußerste fürchtete. Sonderbar, daß von mehreren, bei einem drohenden schrecklichen Ereignisse gleich sehr betheiligten Personen meistens nur Eine von der Ahnung der Wahrheit durchdrungen wird; an den andern, scheint es, geht der Geist spurlos vorüber. Auch ich drang nicht in die Tiefe der Befürchtungen des Chevaliers ein, die der Erfolg doch nur zu sehr gerechtfertigt hat; meine nächste, tiefste Bekümmerniß war die Trennung von meinen Lieben. Schnell verflossen auch die paar Stunden unter Entwerfung von Plänen, von denen Nichts, auch gar Nichts in Erfüllung gegangen ist, und als die nahe Dorfuhr Mitternacht durch den Kieferwald brummte, rasselte meine Kalesche heran. Der Chevalier schloß mich mit ungestümer Heftigkeit, zu deren eigentlichem Sinn ich damals den Schlüssel noch nicht hatte, an seine Brust; Madelaine weinte sanft — und dahin fuhr ich durch rabenschwarze Nacht. Der einzige Trost, welchen ich für meine Schmerzen mitnahm, war das feste Versprechen regelmäßiger brieflicher Mittheilungen. Dieses Versprechen ist auch treulich gehalten worden.

Bei meiner Ankunft im elterlichen Hause fand ich meinen Vater allerdings kränkelnd; der Arzt sowohl aber, als meine wackere Mutter trösteten mich über die Natur des Uebels. Mein Bruder war, mit vorschreitender Entwicklung, von seinem Uebel dem Scheine nach geheilt, und ging, wenige Tage nachher, auf die Fürstenschule zu P . . . ad. Ich bezog also mein liebes, nun ganz stilles und einsames Gartenzimmer wieder, genoß neuerdings der Aussicht auf den schönen Logengarten und hörte den Maurergesang, der mich sonst so oft mit Entzücken erfüllt hatte. Die Außendinge um mich her waren also ziemlich die nämlichen; aber ich verhielt mich anders dagegen. Der Horizont unseres Lebens, unserer Hoffnungen, unserer Wünsche wird jedesmal durch den Standpunkt bestimmt, den wir beim Vorrücken von der Jugend zum Alter gerade einnehmen, und es ist eben so unmöglich, zum Jünglingsenthusiasmus, als zum Kinderspielwerke zurückzukehren. Der Ernst des Lebens fing an, seine Rechte auf mich geltend zu machen. Eine trübe, schwärmerische, ja — ich scheue mich nicht, den Ausdruck zu gebrauchen — selbst mystische Lebensresignation, genährt durch meine Verhältnisse und Umgebungen, ward die immer hervorstechendere Richtung meines Charakters, und sprach sich zunächst in der wachsenden Ueberzeugung aus, daß mein Beruf sey, dem Chevalier und seiner Geliebten, deren süßes Bild ich in meiner Einsamkeit idealisirend ausmalte, mit eigener Aufopferung nützlich zu werden. Nähere Bekanntschaften machte ich nicht in M . .; Bernard und Madelaine füllten mein Herz aus. Der ununterbrochene Briefwechsel mit diesen beiden Personen war ziemlich mein einziger Genuß, da ich dem Leben einen andern nicht abzugewinnen verstand. Nie aber werde ich die Ueberzeugung aufgeben, daß dieser Gemüthszustand, welcher der Entwicklung des Verhältnisses analog war, durch eine Art von Inspiration in mir begünstigt wurde, welche höhere, mit der Leitung der irdischen Angelegenheiten beauftragte Geister, ihm selbst unbewußt, auf den menschlichen Geist auszuüben verstehen. Dieser Glaube spricht sich, nur unter etwas veränderter Form, schon in der Mythologie der Griechen und Römer aus; er ist in der Bibel angedeutet, und eine genauere Analyse desjenigen, was wir Geschick nennen, in sofern wir uns den Fügungen desselben oft ganz verblendet und mit Verkennung unserer Widerstandskraft hingeben, bestätigt ihn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sakuntala oder der Erkennungsring.

Dritter Akt.

Eingang.

Ein Opferknabe tritt auf, Kusakräuter lesend.

(Erstaunt nachsinnend.) Wie großmächtig ist doch der König Duschmanta! Kaum hat er hier sich gezeigt, so sind unsere heiligen Uebungen wieder sicher geworden.

— ᴗ — —, ᴗ — — — | — — — —, ᴗ — ᴗ —
— — — —, ᴗ ᴗ ᴗ — | ᴗ ᴗ — —, ᴗ — ᴗ —

Wo das Wort? — Legt er den Pfeil auf, klingt von fern her die Sehne nur,
Wenn nur dumpf dröhnet das Geschoß, so zerreißt jedes Hinderniß! —

So will ich denn diese heiligen Kräuter den Lehrern überbringen, daß die Opferstätte bestreut werde. (Etwas vorwärts gegangen, richtet er seinen Blick fest auf den Raum zur Seite hin.) Priamwada, für wen trägst du diese Usirasalbe [1]) und die fasrigen Lotosblätter? (horcht.) Was sagst du?

---

[1]) Usira, eine wohlriechende Wurzel, die man zu Salben benuzt. Sie hat, wie auch das feine, weiße Fasernetz des Lotus, eine kühlende, stillende Kraft.

durch diese übermäßige Hitze fühle Sakuntala sich unwohl? — ihr sie aufzulegen? — Priamwada, daß sie ja recht sorgfältig gepflegt werde; sie ist ja unsers Familienhauptes zweites Leben! — Auch ich will der Waitana [2]) geweihtes, stillendes Wasser für sie in Gautamis Hände liefern. (tritt ab.)

Der König tritt auf in Liebesschmerzen.

König (nachsinnend und seufzend.)

Ich seh, wie fest die Jungfrau hält an ihren Pflichten,
Ich weiß, daß sie nicht über sich verfügen kann:
Doch nimmer wird mein Herz zurück sich richten,
Wie nie das Wasser noch zur Quelle rann.

Mächtiger Herzensrührer, woher doch, da deine Geschosse so blumig sind, diese Wunden? (sinnend.) Ach, ich weiß es:

⏑̲ — ⏑ — — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑̲

Es brennt in dir jetzo noch Hara's [3]) Zorngluth,
Dem Aurwa [4]) gleich unter dem Meere flammend.
O Liebesgott, könntest du sonst so brennen,
Wen Lieb' erfüllt, du, nur ein Restchen Asche?

Du und der Mond, wie quält ihr doch die euch vertrauenden Liebenden! denn

Wohl hast du nur Blumengeschoße,
Und kühl ist des Mondes Licht:
Doch, ach, wie täuschet ihr beide
Uns arme Liebende nicht!

Der Mond mit frostigem Strahle,
Er schleudert ja Flammen uns zu;
Aus deinen blumigen Pfeilen
Schaffst gleich diamantene du! —

Wahrhaftig

Stets magst du mich, o du Mächtiger, aufs Tiefste verwunden,
Ich stimme ja bei:
Nur daß auch sie, mit den großen, berauschenden Augen,
Besiegt von dir sey!

Du Mächtiger, an den ich meine Klagen wenden muß, hast du denn gar kein Erbarmen mit mir?

⏑̲ — ⏑ — — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑̲

O Liebesgott, hab' ich denn dich vergeblich
Wohl hundertfältig stets verehrt im Herzen?
Wie ziemt es dir, bis an das Ohr den Bogen
Zu ziehn, auf mich jezt das Geschoß entsendend? —

Wie kann ich denn jezt, da die Hindernisse weggeräumt sind und den Einsiedlern Genüge gethan ist, den Schmerz aus meinem Innern entfernen? (seufzend) Es ist da keine andere Hülfe, als im Anblick der Geliebten. (Aufwärts blickend) Die Jungfrau wird wohl, nebst ihren Freundinnen, diese glühende Mittagszeit dort an den gebüschreichen Ufern der Malini [5]) zubringen. Gut, dorthin will ich. (Sieht im Gehen sich um) So eben ist die Liebliche durch diesen Gang von jungen Bäumen gewandelt, meine ich; denn

Die Stängel, von welchen die Blumen sie pflückte,
Sie haben noch nicht sich geschlossen;
Den Blättern, die dort sie so eben zerknickte,
Ist lieblicher Milchsaft entflossen. —

(Er fühlt eine Berührung.) Welch köstliche Luft in dieser Gegend!

O wie doch die Lüfte,
Vom Lotos [6]) sich raubend
Die süßesten Düfte,

Mir wehen entgegen
Aus Malinis Wellen
Den zartesten Regen;

Und wie sie die Wangen,
Die Liebedurchglühten,
So wonnig umfangen! —

(Beobachtend.) O, in jener Wetasalaube [7]) muß Sakuntala seyn; denn

Vorn an der Laube seh' ich frische Tritte,
In gelben Sand geprägt, und lieblich zeigt
Der Hüfte Wucht sich hier bei jedem Schritte,
Der etwas vor, noch mehr zurück sich neigt.

Ich will doch zwischen dem Gebüsche hindurchschauen. — (freudig) Ach, meine Augen vergehen vor Entzücken! Da sizt die Geliebte meines Herzens mit ihren Freundinnen auf einer mit Blumen bestreuten steinernen Bank. Gut, ich kann also ihr trauliches Kosen belauschen.

(Bleibt stehen, hinblickend.)

Sakuntala tritt auf mit ihren beiden Freundinnen.

D. b. Fr. (sie fächelnd) Liebe Sakuntala, erquickt dich auch dieses Wehen der Lotosblätter?

Sak. (traurig) Ach, traute Freundinnen, was hilft's, daß ihr so mich fächelt? (beide sehen einander bekümmert an.)

Kön. (bei Seite) Die Jungfrau scheint sehr krank. (nachsinnend) Wie, sollte dieses Uebel von der Gluth der Sonne herkommen, oder ist's vielleicht das, was mein

---

[2]) Waitana, eine religiöse Ceremonie. Sie entspricht beinahe ganz unserem Weihwasser vergl. unten gegen das Ende des Aktes.

[3]) Der Gott der Liebe. Kama, der unter anderm auch Madana, Smara heißt, wagte es einst, einen seiner Pfeile auf den Gott Siwa loszuschießen. Dieser warf nun seinen Flammenblick auf ihn und verbrannte ihn so zu Asche. Allein gerührt durch die Thränen Ratis (der Zärtlichkeit), Kamas Gattin, streute er einen Ambrosiaregen über die Asche, worauf denn Kama, schöner als je, wieder auflebte. — Hara ist ein Beiname Siwas. Die indische Dreieinigkeit besteht aus Brahma, dem Schöpfer, Wischnu, dem Erhalter, Siwa, dem Zerstörer.

[4]) Aurwa. Ein Feuer, das unter dem Meere fortglüht. Es bezieht sich darauf eine Mythe des Hariwansa, welche Langlois wohl richtig als eine Anspielung auf Vulkane versteht.

[5]) Malini, ein aus dem Himalaja herabfließender Bergstrom.

[6]) Lotus, die heilige Blume der Indier, gewöhnlich mit blauen Blättern und goldenem Blüthenstaube in der röthlich schimmernden Krone. Es gibt unzählige Unterarten mit den mannigfaltigsten Schattirungen. Sie theilt sich besonders in den Taglotus und Nachtlotus. cf. Anm. 9.

[7]) Wetasa, eine liebliche Schlingpflanze am Ufer der Flüsse

Herz vermuthet? (denkt nach) Wahrhaftig, ist da noch zu zweifeln?

Mag die Usira gleich den Busen ihr bedecken,
Das Lotosfasernband am Arme lose seyn,
In solcher Unordnung muß doch die Theure wecken
Durch ihrer Glieder Reiz der Liebe Herzenspein!
Wohl mag derselbe Schmerz aus Lieb' und Gluth entstehen,
Doch Jugendkraft fühlt nie bei Hize solche Wehen.

Priamw. (bei Seite) Anusuja, seit Sakuntala jenen königlichen Weisen zum erstenmale erblickte, ist ihr Inneres so äußerst bewegt; kaum möchte etwas Anderes die Ursache ihres Leidens seyn.

Anus. Auch ich hege denselben Verdacht; nun, ich will sie doch fragen. (laut) Freundin, laß dich fragen, sind deine Schmerzen noch immer so heftig?

Kön. Nun muß sie sprechen;

Das Band um den Arm aus den Fasern des Lotos,
Das früher wie Mondlicht so klar,
Es beut, von der Hize des Fiebers entzündet,
Jezt schwärzliche Flecken ja dar.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

Nordamerikanische Barbarei. Irlands Zustand.

Der Zustand der Sklaven in Virginien und Südkarolina soll nach dem Zeugniß der meisten Reisenden schrecklich seyn; besonders auf dem Lande, bei den Bauern und kleinen Krämern. Bei den reichern Leuten in den Städten mögen sie es freilich oft sehr gut haben; was soll man aber von der Menschlichkeit dieser Reichen denken, welche die Geseze machen und bei schwerer Strafe verboten haben, unter irgend einem Vorwand je einem Sklaven seine Freiheit zu geben, einen lesen oder schreiben zu lehren, welche jeden freien Mann mit afrikanischem Blut in den Adern, der in ihr Land zu kommen wagt, und wäre er auch der Unterthan einer fremden Macht, ins Gefängniß werfen und ihn als Sklaven verkaufen, wenn er keine Mittel hat, die Kosten seines Unterhalts im Kerker zu vergüten? Zu träge, selbst zu arbeiten, können sie den Gedanken nicht ertragen, ohne Sklaven zu seyn, und da ihnen die Zufuhr neuer Sklaven von außen her abgeschnitten ist, so sollen die, welche sie einmal haben, mit ihren Nachkommen es ewig bleiben. Es herrschen daher auch die strengsten Geseze gegen die, welche in jenen Staaten mündlich oder schriftlich für die Menschenrechte der Neger auftreten, und ihr eifrigstes Bemühen geht jezt dahin, die Menschenfreunde der nördlichen Staaten zu unterstüzen, damit nur recht bald alle freien Schwarzen nach Liberia geschafft werden mögen. Auch erwartet man, daß es in wenigen Jahren keinen einzigen mehr bei ihnen geben wird, der durch seine Freiheit seinen Brüdern das Sklavenjoch verhaßter machen könnte. Selbst der berühmte Deputirte Randolph ist ein eifriger Vertheidiger des Sklavenwesens, und man erzählt folgende Anekdote von ihm. Bei einem Gastmahl zu Philadelphia sprach man sehr eifrig zu Gunsten der Negerfreiheit. Randolph bemerkte, daß sein alter Lieblingsneger, der ihm bei Tische aufwartete, mit sichtbarer Freude den Reden zuhörte. Sobald sie auf dem Rückweg waren, ließ er den armen Schelm absteigen und peitschte ihn so lange, bis er bekannte, er sey nichts als ein armer Nigger, der an keine Freiheit denke. Im Jahr 1826 wurden zu Greensville in Südkarolina zwei Neger, die ihren Herrn umgebracht hatten, lebendig verbrannt, und ein Gleiches geschah in Georgien um dieselbe Zeit wegen irgend eines andern Verbrechens.

Die folgende Anekdote wird von einem Reisenden im Monthly Magazine erzählt, und liefert ein Beispiel von Barbarei, wie sie sich vielleicht nur in einem Lande entwickeln kann, wo es einer Klasse freisteht, eine andere Klasse bis aufs Blut zu mißhandeln und mitunter ungestraft zu verstümmeln oder zu tödten. Zwei Bursche, von denen der älteste noch nicht neunzehn Jahre alt war, bekamen im Yalekollegium in Connecticut einen Streit. Sie waren aus Georgien, und als sie nach Hause kamen, bestanden ihre Verwandten darauf, daß sie ihn in einem Zweikampf ausfechten müßten, obgleich, wie man versichert, die jungen Leute die Sache gern vergessen hätten. Demnach begaben sich beide nach Augusta, der eine in Begleitung seines Oheims und Vormundes, der andere in Gesellschaft eines von seinem Vater bestellten Freundes. Aber es ging noch nicht zum Zweikampf. Vierzehn Tage lang mußte sich Jeder mit der Büchse im Scheibenschießen üben, wobei das Schwarze das Herz des Gegners vorstellte. Kühlte aber diese lange Zwischenzeit den Zorn der Verwandten nicht ab und führte dieß nicht zu menschlicher Versöhnung? Nein! die Knaben mußten daran, und der erste Schuß streckte den jüngsten todt zu Boden. In der ganzen übrigen Welt würde diese Schändlichkeit als prämeditirter Mord bestraft worden seyn; nicht so in Georgien; der Erzähler sah den Sieger nach mehreren Jahren frank und frei in Charlestown umhergehen, wo dessen Vater Theilhaber an einem der ersten Wechselhäuser ist.

Oft schon habe ich auf den merkwürdigen Zustand Irlands hingewiesen und manche Züge von barbarischer Grausamkeit von Seiten der rasenden Bauern gegen ihre wirklichen oder vermeintlichen Bedrücker erzählt. Dieser Zustand hat sich in der neuern Zeit keineswegs verbessert; Orangisten und Papisten theilen noch immer das Land und erfüllen alle Friedliebenden mit Schrecken; die Regierung, mit der bewaffneten Macht und dem Geseze, steht, nur von Wenigen unterstüzt, abwehrend zwischen beiden, und da, wo die Ausübung des Gesezes von Geschwornen abhängt, verliert es meistens seine Kraft. Religiöse Disputationen und Bekehrungszüge, seit einigen Jahren von protestantischen Eiferern unternommen, haben viele katholische Geistlichen und den ganzen katholischen Pöbel zu einer Wuth aufgeregt, welche alle Nachgiebigkeit der Legislatur und der Regierung nicht nur nicht gemildert, sondern sogar gesteigert hat. Der seit acht Monaten von der leztern eingeführte Erziehungsplan, nach welchem alle Kinder, ohne Unterschied des Glaubens, wie in Deutschland, zusammen den Unterricht genießen sollen, ist zwar von den Katholiken dankbar angenommen worden, findet aber von Seiten der evangelischen Bischöfe und vieler andern protestantischen Zeloten den hartnäckigsten Widerstand. Zwar sind zwei Tage in der Woche besonders dazu bestimmt, daß die Jugend von den Geistlichen ihres Glaubens in der Religion unterrichtet werde; aber daß man, um das Vorurtheil der Katholiken zu schonen und deren Jugend, die zahlreichste, ärmste und unwissendste im Lande, nicht vom Unterricht auszuschließen, die Bibel nur im Auszuge lesen lassen will, nennt man Papismus; man schreit, die Bibel werde verstümmelt, den Protestanten geraubt!

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 227.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 21. September 1832.

Treuherzig seyn ohn arge List
Der rechten Lieb Wahrzeichen ist. —
Mein Herz geb dir zu eigen,
Dein Herz zu mir thu neigen.

Paul Melissus.

Sakuntala oder der Erkennungsring.

(Fortsetzung.)

Sak. (halb vom Lager sich aufrichtend.) Freundin, sprich, was meinst du?

Anus. Liebe Sakuntala, wir wissen nicht, was in deinem Innern vorgeht; ist vielleicht dein Zustand wie der der Liebenden, von dem man in manchen Mährchen erzählt, wie ich vermuthe, so sag uns doch die Ursache dieses Leidens; wenn man den Zustand nicht ganz genau kennt, so kann man ja die Heilung nie anfangen.

Kön. (bei Seite.) Ich bin ganz Anusujas Meinung.

Sak. So schwer mein Leiden ist, so kann ich es doch nicht sogleich nennen.

Priamw. Aber, Freundin, sie hat ganz recht; was verbirgst du uns doch dieses dein Leiden? und wenn gleich deine reizende Anmuth dich nie verläßt, warum schwinden denn deine Glieder Tag für Tag so dahin?

Kön. O wie wahr spricht Priamwada!

— — — ◡ ◡ — ◡ — ◡ ◡ ◡ — — — ◡ — — ◡ —

Ja, die Ründe der Wangen schwindet ihr dahin, die Farbe wird blässer stets;
So von Liebe gequälet, scheint sie mir zugleich jezt trauernswerth, liebenswerth,
Wie vom Winde berührt, der plözlich ihr den Saft austrocknet, die Madhawi! *)

*) Madhawi, eine Pflanze mit sich schlängelndem Stamme und hochrothen Blumen.

Sak. (seufzend.) Ach, von etwas Anderem! was sollte ich auch euch noch Bekümmerniß machen?

Beide Fr. Freundin, Freundin, gerade darum sehnen wir uns darnach; ein getheilter Schmerz ist ja leichter zu tragen.

König.

⏑̲ — ◡ — ◡ ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ — ⏑̲

Gefragt von ihnen, die der Freud und des Leids Genossen,
Wird nicht sie sagen, was des inneren Kummers Grund sey?
Sich wendend schaute sie so häufig nach mir, so zärtlich;
Und doch ist bang mir vor der Antwort, die bald ich höre!

Sak. Seit der Beschützer des Büßerhaines, jener königliche Weise, mir vor die Augen kam — (hält verschämt inne).

Beide Fr. So sprich doch, liebe Freundin!

Sak. Seitdem bin ich durch die Sehnsucht nach ihm in diesem Zustande.

Beide Fr. Wohl dir, du hast da eine deiner würdige Wahl getroffen; gewiß, wohin sollten auch große Ströme sich richten, als nach dem Ocean?

Kön. (freudig.)

Ja, Smara ist's, der mich mit Schmerz erfüllet,
Und er zugleich, der Heilung mir gewährt!
So wie der Tag, mit Wolken schwarz umhüllet,
Nach mächt'ger Gluth die Welt des Lebens nährt!

Sak. Drum, wenn es euch recht ist, wollen wir uns bemühen, das Mitleiden dieses königlichen Weisen zu erregen. Sonst — vergeßt mein nicht!

Kön. Dieses Wort hat jeden Zweifel gehoben. Indessen bringt diese Frucht der Liebe nun die andere Frucht der Anstrengung; aber wie wohl ist mir auch in diesem Zustande!

Priamw. (bei Seite.) Anusuja, es ist auf's Aeußerste mit ihrer Liebe gekommen; da ist keine Zeit zu verlieren.

Anus. Priammwada, auf welchem Wege können wir wohl die Sehnsucht unserer Freundin schnell und unbemerkt stillen?

Priamw. Unbemerkt, Freundin, dafür müssen wir sorgen; mit dem Schnellen hat es keine Noth.

Anus. Wie so das?

Priamw. Wahrlich, auch er, der königliche Weise, sehnt sich nach dieser Jungfrau, das verriethen ja seine Liebesblicke.

Kön. (zu sich selbst) Ja, gewiß! so stehts mit mir; denn

Das goldne Armband, dessen Perlenschmuck entfärbt
Durch Thränen inn'rer Gluth, die Nacht für Nacht entrollen
Den auf den Arm gesenkten Augen, niederfällt es
Zur Wurzel meiner Hand, wenn noch so oft befestigt!

Priamw. (nachsinnend) Freundin, sie mag jezt ein Liebesbriefchen schreiben. Dieses will ich in eine Blume verstecken und unter dem Vorwande eines ehrerbietigen Geschenkes dem Könige in die Hand bringen.

Anus. Freundin, dieser sinnige Einfall gefällt mir; aber was sagt Sakuntala dazu?

Sak. Freundin, dieser Einfall ist aber doch zu bedenken.

Priamw. So sinne dir denn ein Verschen aus, das würdig ist seines Ursprungs und die Gluth deiner Liebe enthält.

Sak. Ich will auf etwas sinnen; aber wie das Herz mir schlägt, aus Furcht, verworfen zu werden!

Kön. (zu sich selbst.)

∪ — ∪ — — ∪ ∪ — ∪ — ∪ —

Da steht er ja, dich zu besitzen sehnsuchtsvoll,
Von welchem du fürchtetest, dich verschmäht zu sehn:
Mag Sehnsucht auch, mag sie auch nicht den Dank empfahn,
Wie könnte doch würdig der Lieb' ein Spröder seyn?

Ja er, von dem Liebesverschmähen du besorgt —
Was ganz umsonst, Liebliche, du, vorhin besorgt —
Er steht vor dir, sehnsuchterfüllt, der Jüngling, der
Nicht Perlen sucht; was er sich sucht, das bist nur du! —

D. b. Fr. (zu Sakuntala). Ach, du verkleinerst deinen eigenen Werth! Wer möchte doch das herbstliche Mondlicht, welches die Gluth des Tages lindert, mit einem Sonnenschirme abwehren?

Sak. (lächelnd) Ich bin ganz vertieft (denkt nach).

Kön. O, ich schaue auf die Geliebte mit Augen, die ganz das Zucken vergessen haben!

Ihr Antlitz, die Wimper, nach oben gerichtet,
Die Grübchen der Wangen
Verrathen, da dichtend die Füße sie zählet,
Ihr Liebesverlangen!

Sak. Freundin, ich habe nun ein Verschen ausgedacht; aber es ist kein Schreibgeräthe da.

Priamw. Könntest du es nicht, wenn du die Füße des Verses gut eintheilst, mit den Nägeln in dieses Lotosblatt ritzen, das so lieblich ist, wie der Bauch eines Papagaien?

Sak. So hört denn, ob es angemessen ist, oder nicht.

Beide Fr. Wir sind beide aufmerksam.

Sak. (sagt es her)

Es brennt das Herz
Der Liebe Macht
Mir Tag und Nacht
Mit Sehnsuchtsschmerz!

Ja, Leib und Seele,
Auch unbekannt,
In deine Hand
Ich nun befehle! —

Kön. Das ist wahrlich eine Gelegenheit, mich zu zeigen.

(tritt schnell hervor.)

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Die Ahnung.

(Fortsetzung.)

Gegen Ende des Jahres 1791 schien sich endlich das Verhältniß des Chevaliers aufzuklären. Der Geheimerath R . . . war gestorben, der Prozeß war bald nachher entschieden worden, und der Verbindung von Bernard und Madelaine standen nunmehr keine weitern Hindernisse entgegen. Zugleich ward in Frankreich das konstitutionelle Königthum proklamirt; die Angelegenheiten nahmen dort wenigstens den Schein neuer Ordnung und Sicherheit an, und der Chevalier beschloß daher, seine Rückkehr nach dem geliebten Vaterlande um so mehr zu beschleunigen, als die Verwicklung seiner häuslichen Angelegenheiten durch eine so lange Abwesenheit sehr groß geworden war. Alle seine Briefe athmeten Lust und Freude, ja Uebermuth, denn:

„Nescia mens hominum fati sortisque futurae,
„Et servare modum rebus sublata secundis!“ *)

Ich war glücklich mit ihm, wiewohl ich mich des Miteinflusses einer trüben Ahnung nicht erwehren konnte. Ihm, der bei unserm Abschiede so finster in die Zukunft geschaut hatte, verschloß jezt eine geheime Macht das innere Auge: er sollte nach Frankreich zurückkehren.

*) Aeneid. X. 501.

Ich nenne diese geheime Macht nicht unmittelbar Vorsehung, ich betrachte sie nur als einen Agenten der leztern. Ihre Anordnungen erscheinen oft so grausam, so fürchterlich, daß ich mir ein Tribunal der Appellation vorbehalten muß, und ich finde dieß in der Huld der Gottheit. Armer Sterblicher, was würde auch aus dir ohne die Hoffnung, ohne die Ahnung dieser Appellation!

Die Verbindung von Bernard und Madelaine ward noch in B. vollzogen. Wie gern hätte ich derselben beigewohnt! Aber die Krankheit meines Vaters fesselte mich an sein Bett, und ich konnte den Glücklichen, wofür ich sie hielt, nur brieflich meinen innigen Antheil bezeigen. Gott weiß, ob es mir aus dem Herzen floß; ich hätte wohl mein Leben für diese beiden Personen geopfert, an welche mich ein geheimes Band fesselte, welches meine wackern Eltern, denen ich nichts verhehlte, Schwärmerei nannten, und welches doch aus ganz andern Stoffen gewebt war. Unmittelbar nach den Feierlichkeiten der Hochzeit ging der Chevalier mit seiner jungen Gattin nach Paris ab. Die gegen nicht rückkehrende Emigranten, zu deren Klasse er bei längerm Ausbleiben hätte gerechnet werden können, in Frankreich angeordneten, unendlich strengen Maaßregeln ließen ihm schon keine Wahl mehr: sein Geschick drängte ihn vorwärts; aber er ging demselben, wie seine damaligen Briefe an mich beweisen, mit verschlossenen Augen und mit froher Laune entgegen. Vielleicht hätte er, um mich nochmals zu sehen, den Weg über M... einschlagen können; aber M... ist eine P... Festung; die erste Coalition gegen Frankreich, welcher sich die P...sche Regierung anschloß, fing damals bereits an sich zu bilden, und also wählte das junge Ehepaar, welches Deutschland mit sehr bedeutenden Geldsummen, aber nur begleitet von einem einzigen deutschen Bedienten verließ, eine Seitenstraße und vermied die schon mit Truppen bedeckte Hauptstraße über M... Meine Vernunft mußte dieß billigen, mein Gefühl empörte sich dagegen, und ich ließ diesem Gefühle in meinem nächsten Schreiben Lauf. Die Antwort hierauf ist von Madelaine und athmet eine Herzlichkeit der Gesinnung, eine Dankbarkeit für die geleisteten Dienste, die mich auf's Tiefste rührte. Unser Bund fand sich dadurch noch enger geschlossen, und das Interesse meines Lebens, dessen Lücken durch mein amtliches Verhältniß nur schwach ausgefüllt waren, richtete sich immer ausschließender auf die Schwärmerei einer Freundschaft, deren einzige Nahrung doch nur in einigen Briefen bestand. Allein wie bald sollte sich auch der Genuß dieser Mittheilung in die ängstliche Spannung verlieren. Die Lage der Dinge in Frankreich nahm mit jedem Tage eine gräßlichere Gestalt an. Anfangs suchte der Chevalier, der, gleich den meisten jungen Franzosen jener verblendeten Zeit, von dem konstitutionellen Königthume den Himmel auf Erden erwartet hatte, die Vorgänge in dem mildesten Lichte darzustellen; aber als das Haupt des unglücklichen Ludwigs unter der Guillotine gefallen war, als sich der Sansculottismus und Terrorismus förmlich zu organisiren begannen und ganz Frankreich decimirten, da bemächtigte sich eine düstere Verzweiflung seiner Seele, und seine Briefe an mich, die mein Innerstes zerrissen, hatten jezt die doppelte Tendenz eines Herzensergusses und der Verabredung von Mitteln zur Uebermachung mehrerer Geldsummen nach B..., wohin er mit Madelaine durch schnelle Flucht noch zu entkommen hoffte. Es war zu spät; das Netz hatte sich schon um diese unglücklichen Personen zusammengezogen.

Robespierre trat während dieser Zeit an die Spitze des französischen Gouvernements. Ich vermag keine Ausdrücke für meine Gefühle bei den Begebenheiten der vierzehn Monate zu finden, welche der Proscription der Gironde im Mai 1793 folgten, und die sich gleichsam unter meinen Augen zutrugen, indem mir der Chevalier, oder vielmehr, da von einem Ständeunterschied in Frankreich seit der „nuit des dupes“ *) keine Rede mehr war, der Citoyen Bernard L... fortwährend die getreuesten und ausführlichsten Schilderungen der Vorgänge mittheilte. Merkwürdig genug, entgingen auch alle diese, gleich gewöhnlicher Kaufmannskorrespondenz, scheinbar nachläßig verschlossenen, mit keinerlei Unterschrift versehenen, und an ein Bankierhaus zu M... kouvertirten Schreiben sämmtlich der Aufmerksamkeit der französischen Postspürhunde. Es war mir bei der Durchlesung oft, als wenn ich mit Dante, von Cirkel zu Cirkel, immer tiefer in die Hölle hinab stiege. Auf Haß und Mord des Adels und der Priester mußte ich die Verfolgung des Eigenthumes, des Talentes, ja selbst der Schönheit, kurz Alles dessen folgen sehen, was noch irgend Ausgezeichnetes auf Erden verblieb, und zähneknirschend rief ich oft mit Ovid aus:

> ... et sunt, qui credere possint
> Esse Deos!

Dieser bange Zweifel wurde damals immer vorherrschender in meiner Brust. Wie auch alle diese Gräßlichkeiten, bei denen das Herz erstarrte und der Verstand stille stand, mit der Idee der Barmherzigkeit eines Gottes, eines weisen, gnädigen, im schönen, menschlichen

---

*) „Nuit des dupes“ heißt die nächtliche Sitzung der konstituirenden Versammlung am 4ten August 1789, in welcher die privilegirten Kasten alle ihre Vorrechte dem Vaterlande zum Opfer brachten. Ein allgemeiner Schwindel schien sich namentlich des französischen Adels in dieser verhängnißvollen Nacht bemächtigt zu haben. Er ist nachher davon zurückgekommen und hat die Nacht „la nuit des sacrifices“ genannt. R.

Sinne des Wortes milden Gottes in Uebereinstimmung bringen? Gewiß, es kommen Scenen im Trauerspiele der französischen Revolution vor, bei denen man schlechterdings nicht mehr weiß, was man denken soll, und die Briefe des Chevalier, die ich noch verwahre, enthalten Details darüber, bei welchen man im Zweifel, ob man mit Menschen, mit Vernunftbegabten Wesen, oder mit Tigern und Affen verkehre, wahnwitzig werden könnte. In diesem, an aller Hülfe von oben verzweifelnden Unmuthe entwickelte sich ein Vorsatz, der Vorsatz der Selbsthülfe in den Bedrängnissen des Lebens, in mir, und also fing ich an, das: „Aide-toi et Dieu t'aidera," zu interpretiren. Ja, ich hätte, die Ohnmacht jenes Unmuthes vergessend, zur Rettung meines unglücklichen Freundes nach Frankreich fliegen mögen, wenn ich nicht durch höhere Pflicht am Krankenbette meines Vaters festgehalten worden wäre. Leider war sein Zustand hoffnungslos geworden, und er verlangte nur immer nach mir, da ihn die Thränen der Mutter ängstigten. Was ich, in Angst um die Freunde im Herzen, bestürmt von der Verzweiflung an höherm Beistande, am Krankenbette dieses geliebten Vaters, seine eiskalte Hand in der meinigen, ausgestanden habe, das weiß Gott, und er mag mir das Murren vergeben, zu dem ich mich damals oft vergaß.

So kam der Sommer 1794, die Kulminationsepoche des Terrorismus in Frankreich, heran, als plötzlich alle Zuschriften vom Chevalier ausblieben. Die lezten Zeilen, die ich erhalten hatte, waren von Madelaine; es war dieser eben so klugen, als entschlossenen Frau, die ihrem Gatten gleich einem Engel des Schutzes und Trostes zur Seite stand, bis dahin gelungen, seinen sinkenden Muth immer wieder zu beleben und ihn durch ihren Rath und Zuspruch zahllosen Gefahren zu entziehen. Sie rechnete noch immer auf die Möglichkeit einer Flucht und übersandte mir, in dieser Voraussetzung, mehrere tausend Franks in Wechseln auf B . . ., wohin sie sich, im Falle des Gelingens ihres Plans, mit ihrem Gatten und dem einzigen Sohne, den sie hatten, zu begeben gedachten. Sonderbar genug, ließ ich mich, wie genau ich auch den Zustand Frankreichs kannte, in eine Art von Hoffnungsschlummer einwiegen, indem ich mir einbildete, daß die Flucht gelungen seyn könne, und daß das Ausbleiben der Briefe daher rühre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

(Beschluß.)

Irlands Zustand. Die Begräbnißgesellschaft.

Durch Vorstellungen dieser Art haben sogar Edelleute und Deputirte, nebst Geistlichen von allen protestantischen Sekten, den irländischen Protestantenpöbel zur Raserei entflammt, so daß die Stellung der Regierung immer schwieriger wird. Auf der andern Seite geht alles Streben der Katholiken (rechtlich und unrechtlich) auf Vernichtung des Zehnten, so daß überall nur Verwirrung herrscht. Als Beweis jedoch, daß die Menschen dort nicht von Natur böse, daß sie dankbar sind, wo man ihnen Gutes erzeigt, erzählen die irländischen Blätter, daß, während Tausende sich weigern, für die Unterstützer des Zehntensystems zu arbeiten und mit Lebensgefahr Andere verhindern, für sie zu arbeiten, sich lezthin Hunderte, ja Tausende vereinigt haben, Freunden des Volkes (nicht Demagogen) unentgeldlich an einem einzigen Tag ihre ganze Erndte einzubringen, wobei viele der Arbeiter bei heißem Wetter mehrere Meilen zu gehen hatten. Wie viel ließe sich aus einem Volke mit solchem Sinn für das Allgemeine machen, aus einem Volke, das sich mit solcher Leichtigkeit zum Guten wie zum Bösen verbindet!

Die Begräbnißgesellschaft, welche sich hier unter dem Schutze mehrerer vornehmen Leute gebildet hat, wird in Kurzem ihren Begräbnißplatz eröffnen, der, außerhalb der Stadt gelegen, eine schöne Anlage à la Père la Chaise bilden, und einen wohlfeilern und dabei gegen das Wiederaufgraben sichern Ruheort gewähren soll. Vier Geistliche sind angestellt, um die Todtenfeier zu halten, welche aber unserer Stadtgeistlichkeit so viel einbringt, daß sie wahrscheinlich auf Entschädigung antragen wird. Vorzüglich die Ansprüche der Geistlichkeit haben bisher den abscheulichen Gebrauch aufrecht erhalten, Todte in den Kirchhöfen und Gewölben innerhalb dieser übergroßen Stadt anzuhäufen, so daß in manchen Gewölben zwölf bis zwanzig Särge über einander stehen. Dieser Mißbrauch erhält aber jezt einen vernichtenden Stoß. Sie wissen, daß es dem lezten Parlament gelungen ist, ein Gesetz durchzusetzen, welches den Vorstehern der Gefängnisse, wie der Armen- und Siechenhäuser erlaubt, Leichname, welche nicht nach einer gewissen Zeit von Verwandten oder Freunden zur Beerdigung abgeholt werden, an öffentliche Lehranstalten zur Zergliederung zu überlassen. Natürlich verband man damit alle möglichen Klauseln, um die Vorurtheile des Volkes zu schonen; unter andern verordnete man auch, damit man sich des Gedankens entwöhne, daß Zergliedern sey eine Schmach für den Leichnam, daß in Zukunft die Leichen hingerichteter Mörder nicht mehr den Zergliederern übergeben werden sollen. Um indessen der Strafe von ihren Schrecken nichts zu nehmen, hat ein barbarischer Sinn das Aufhängen der Hingerichteten in Ketten, was sonst nur bei Seeräubern zu geschehen pflegt, zum allgemeinen Gesetz erhoben, und es sind demnach bereits auch zwei oder drei Personen so aufgehängt worden. Aber die Regierung hat, wahrscheinlich aus Schaam, daß im 19ten Jahrhundert solche Barbarei eingeführt werden solle, bereits die Sache eingestellt und einen Mann, der schon so aufgehängt war, obgleich die von ihm verübte Mordthat allgemeines Entsetzen erregt hatte, wieder herabnehmen und begraben lassen. — Merkwürdiger Weise hat man bei den zwei lezten Hingerichteten, Smithers und Reiley, welche auf die Anatomie abgegeben worden, gefunden, daß der erstere die beiden Nieren über einander auf der rechten Seite, und der andere Herz, Lunge, Leber und alle übrigen Eingeweide auf der falschen Seite hatte. Beide waren dabei gesund gewesen und über vierzig Jahre alt geworden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 228.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 22. September 1832.

Que dira Ferdinand, l'Europe, l'avenir!

Delavigne.

Die Entdeckung der Südsee.

Nach Washington Irving.

Als Fortsetzung seiner bekannten Geschichte der Entdeckung von Amerika, hat Washington Irving jezt eine kurze Geschichte der Entdeckungen der Gefährten des Kolumbus herausgegeben. Den Lesern wird eine der anziehendsten Episoden derselben willkommen seyn.

* * *

Von all den Abentheurern, welche Christoph Kolumbus auf seinem Entdeckungszuge begleiteten, übertraf keiner Vasco Nunnez de Balboa an kühnem, unerschrockenem Muth. Dieser Mann schwang sich zum Gouverneur der Kolonie Darien auf; er lebte in beständigem Krieg mit den benachbarten Kaziken, und bei einem solchen Kriegszuge brachte er in Erfahrung, daß sich im Süden von seiner Provinz ein Ocean von unermeßlichem Umfang befinde. Kurze Zeit darauf erfuhr Vasco Nunnez durch Vertraute, seine Feinde haben ihn am spanischen Hofe als einen Mann angegeben, der Recht und Menschlichkeit mit Füßen trete, und der Monarch werde ihn über kurz oder lang nach Madrid entbieten, damit er Rechenschaft von seiner Amtsführung ablege. Nur eine glänzende That war im Stande, das Ungewitter, das sich über Vasco Nunnez Haupte zusammenzog, zu verjagen. Die Entdeckung des stillen Oceans war allerdings etwas, das das Geschehene in Vergessenheit bringen und ihn wiederum hoch stellen konnte in der Gunst seines Herrn. Freilich brauchte es zu einem so gefahrvollen Zuge nicht weniger als tausend Soldaten; konnte man aber warten, bis diese anlangten? unmöglich; und so beschloß denn Vasco Nunnez, ohne Zeitverlust, und zwar mit einer Handvoll Menschen, zur Entdeckung der Südsee aufzubrechen. Es war dieß ein verzweifeltes Unternehmen, aber die Lage, in der er sich befand, war es nicht minder. Sein Ruf, sein zeitliches Gut, sein Leben, Alles hing an der raschen, glücklichen Ausführung des Vorhabens; Verzug konnte ihm nur Verderben bringen.

Vasco Nunnez de Balboa musterte den Trupp Spanier, welche die Kolonie bildeten, und wählte aus diesem Haufen von Abentheurern hundert und neunzig der unerschrockensten, kräftigsten und ihm ergebensten. Er bewaffnete sie mit Bogen, Schwerdtern, Schilden und Büchsen, und verhielt ihnen nicht, wie schwierig der Zug sey. Aber gerade die Vorstellung der gefahrvollen Abentheuer, denen sie entgegengehen sollten, sezte die Spanier in Feuer. Zu Unterstützung seiner so unbedeutenden Heeresmacht nahm Balboa eine gewisse Anzahl wilder Hunde mit; denn er wußte aus Erfahrung, daß diese Thiere in den Kriegszügen gegen die Indier furchtbare Bundesgenossen sind. Die spanischen Geschichtschreiber thun besondere Erwähnung eines Hundes der Art, Leoncico genannt, welcher der stete Begleiter, gleichsam der Leibwächter Balboas war, und sie gehen bei Beschreibung dieses Thiers so ins Einzelne, als wäre es ein berühmter Kriegsheld gewesen. Der Hund war von mittlerem

Wuchs, aber furchtbar stark; die Schnauze war schwarz, der Körper dunkelgelb, in's Röthliche spielend, und er hatte Narben gräßlicher Wunden aufzuweisen, die er in den zahlreichen Schlachten erhalten, denen er beigewohnt. Leoncico war Balboas Begleiter auf allen seinen Zügen; zuweilen aber lieh er ihn andern Anführern, mit dem Beding, daß der Hund ganz wie ein ordentlicher Krieger seinen Antheil an der Beute haben sollte. Auf diese Weise hatte Leoncico seinem Herrn im Laufe seiner Feldzüge mehr denn tausend Kronen eingebracht. Leoncico war nach den Geschichtschreibern so gefürchtet, daß, wenn er sich nur blicken ließ, die Amerikaner schaarenweise die Flucht ergriffen.

Vasco Nunnez nahm auf seinem Zuge gleichfalls Indier von der Landenge Darien mit, die er an sich gewöhnt hatte und die ihm die wichtigsten Dienste leisten konnten, weil sie mit den Pfaden durch die Wildniß und der Lebensweise auf solchen Zügen bekannt waren. Dieß war also die ärmliche, abentheuerliche Kriegsmacht, welche unter einem unerschrockenen Führer aus der kleinen Kolonie Darien ausbrach, um das stille Meer zu entdecken.

Am 1sten September 1513 schiffte sich Vasco Nunnez de Balboa mit seinen Gefährten auf einer Brigantine und neun großen Canots oder Pirogue ein, unter dem Jubelgeschrei der ganzen Kolonie, die ihnen ihr Gebet und ihre besten Wünsche für das Gelingen des gefahrvollen Unternehmens mitgab. Balboa segelte zuerst gegen Nordwest und langte wohlbehalten zu Coyba an, welches dem Kaziken Careta zugehörte, der ihm als Unterpfand der Freundschaft, die er ihm geschworen, seine Tochter gegeben hatte. Diese junge, sehr schöne Indierin übte sehr großen Einfluß auf Vasco Nunnez, er liebte sie zärtlich, und durch ihre Vermittlung hatten sich, wie es scheint, ihr Vater und der spanische Abentheurer sehr enge verbunden. Der Kazike empfing Balboa auf's Herzlichste und gab ihm Führer und Krieger mit, ihm den Weg zu weisen und ihn bei seinem Vorhaben zu unterstützen. Vasco Nunnez sah sich genöthigt, die Hälfte seiner Begleiter in Coyba zurückzulassen, damit er die Brigantine und die Canots behalten konnte; drauf schickte er sich an, an der Spitze seiner übrigen Krieger weiter in die Wildniß zu dringen. Es war nicht anders, als hätte der Abentheurer eine Ahnung von der hohen Wichtigkeit seines Unternehmens, an dem nicht allein sein eigenes Schicksal hing, das auch von einem großen Naturgeheimnisse den Schleier nehmen sollte; denn man bemerkte in seinem Wesen etwas ungewöhnlich Feierliches, Großartiges. Bevor er den Befehl zum Aufbruch gab, ließ er eine Messe lesen, warf sich mit seiner ganzen Mannschaft auf die Knie nieder und flehte zum Allmächtigen, sie in den Gefahren, die ihrer warteten, nicht zu verlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ahnung.

(Fortsetzung.)

Wenn der Mensch eine Zeitlang nur Bekümmerniß und Ungemach ertragen hat, so gibt er sich einer solchen einzelnen, selbst unwahrscheinlichen Hoffnung wohl hin, weil ein dunkles Vertrauen auf die Gerechtigkeit der Vorsehung ihn immer noch annehmen läßt, daß sich zu so vielen Schmerzen endlich auch eine Erhebung gesellen könne, ja müsse. Und doch, wie oft verwandelt sich eine solche Hoffnung nur in noch schmerzlichere Täuschung!

Es war an einem Sonntage, den 25ten Juli, gegen Abend; ich werde diesen schweren Tag in meinem Leben nicht vergessen. Mein Vater schlief, nach einer fast acht-und-vierzigstündigen Krisis, während welcher ich beinahe nicht von seinem Bett weggekommen war, den Schlaf der tödtlichsten Ermattung, und ich hatte mich in mein stilles Zimmer zurückgezogen. Die Natur verlangte ihre Rechte: auch ich wollte eine Stunde ruhen. Der Himmel war aber dicht mit drohenden Gewitterwolken bezogen, die mir keine lange Ruhe verhießen, und ich eilte daher, mich auf's Sopha zu werfen, als mein Bedienten hereintrat und mir meldete, es sey ein Fremder im Hause, der mich sprechen wolle und sich durchaus nicht abweisen lasse. Es war Friedrich, der oben erwähnte alte deutsche Bediente des Chevalier, dem es, durch Einverständniß mit einem Gefangenwärter, einem halben Landsmanne von ihm, einem Polen, mit Namen Witcherig *), gelungen war, aus der Conciergerie zu entkommen, in welcher er, sammt dem Chevalier und Madelaine, an einem und demselben Tage, auf ganz unerwiesene Verdachtsgründe des Royalismus seiner Herrschaft hin, eingekerkert worden war. Er hatte sich durch Frankreich und Deutschland geschlichen und gebettelt und stand jetzt vor mir, um mir die Nachricht von Seiten seiner Herrin zu bringen, die, auch umringt von den Schrecken der Conciergerie, den Muth nicht verloren hatte und noch immer von der Hoffnung getragen worden war, sich, Gatten und Kind, durch ein ähnliches Einverständniß mit Witcherig, zu retten. Dieses Kind, ein damals etwa dreijähriger, liebenswürdiger Knabe, wie ihn mir Friedrich beschrieb, schien die Hauptsorge des Chevalier auszumachen; es war bei einem Nachbar untergebracht worden und spielte dort in Unschuld, während seine Eltern den wahrscheinlichen Tod unter der Guillotine erwarteten. Das ist die Welt, und wer erschräcke nicht vor ihr, wenn er sie in diesem Zusammenhange kennen lernt!

Was mir übrigens dieser Friedrich von den Revolutions- und Gefängnißgräueln in Frankreich erzählte, über-

*) Dieses „Witcherig" geschieht in mehreren andern Memoiren über die französische Revolution ehrende Erwähnung. R.

steigt allen Glauben, und regte mich, im Mitgefühle dessen, was meine unglücklichen und unschuldigen Freunde litten, zu einer Indignation auf, an welche ich jezt selbst mit Schauder zurück denke. So war er z. B. zugleich mit dem Herzoge von Châtelet, und getrennt von seiner Herrschaft, zu einer Bande von Spitzbuben in das nämliche, fast finstere Moderloch gesteckt worden, in welchem sich an Geräth schlechterdings nichts als verfaultes Stroh befunden hatte. Von jener höllischen Bande waren sie, unter den schrecklichsten Drohungen, zur Zahlung einer sogenannten bien-venue, einer Art von Eintrittsgeld, gezwungen worden, und hatten den Betrag hernach in Branntwein mit ihnen vertrinken müssen. Abends waren Schließer durch die verschiedenen Kerker gegangen und hatten den Verhafteten, welche am andern Morgen vor dem schrecklichen Revolutionstribunale erscheinen sollten, die Aufforderung dazu mit einem höhnischen Lachen und den Worten: Tiens, voilà ton extrait mortuaire! eingehändigt. In einer ähnlichen Lage mußte ich mir also meinen Freund und die zarte Madelaine denken; kurz, ich hörte hier so viel Gräuel, daß ich's nicht länger ertragen konnte. Ich gab Friedrich Geld zur Weiterreise nach B . . . ., wohin er von Madelaine einen zweiten Auftrag hatte, und entließ ihn, um nur allein zu seyn und zur Ruhe zu kommen. Aber kein Schlaf sank auf meine Augen; ich war zu aufgeregt. „Und es soll einen Gott geben!" rief ich in Verzweiflung, „einen Gott der Barmherzigkeit, der Milde, der Güte, der Gerechtigkeit und Weisheit, eine Vorsehung soll es geben, welche die Angelegenheiten der Menschen nach huldvollen Planen lenkt, und ohne deren Willen kein Haar von meinem Haupte fällt! Nein, ein blutdürstiges Ungeheuer wandelt mit ehernen Fußtritten durch die Himmel über uns und lezt sich an unserem Leid!" So fuhr ich fort, zu lästern; nichts unterbrach die Todtenstille um mich her, nur zuweilen irrte ein leises Murren des nahenden Donners, gleichsam mißbilligend, durch die Lüfte.

Endlich mochte mich, gegen Mitternacht, der Schlaf überwältigt haben, da schien mir's, als gehe meine Thüre plözlich auf und es trete der Briefträger herein und bringe mir das Zeitungsblatt, wie dieß in meiner Eltern Hause eingeführt war. Ich halte es noch in der Hand, ich starre es noch an, dieses Blatt. Eingangs stand: „Tageoliste der Guillotinirten," und mit einem Entsetzen, welches mir die Augäpfel zu ihren Höhlen heraustrieb, las ich: „Bernard L . . . . guillotinirt den 25ten Juli, 10 Uhr Morgens." In dem Augenblicke ward's lebendig im Zimmer, der Chevalier war um mich. Wie? das läßt sich nicht beschreiben; der Geist sieht und empfindet Geisternähe durch ein anderes Organ, als das körperliche Auge; aber die Beschreibung kann keine andern Worte aufbieten, weil sie keine andern hat, als solche, welche in die menschliche Begriffssphäre fallen. „Rette Madelaine, rette Henri!" (dieß war, wie sich hernach ergab, der Name des Kindes) klang's in Tönen an mein Ohr, die mein Blut in den Adern erstarren machten. Denn es war nicht mehr der geliebte Freund selbst, der zu mir sprach, es war sein blutiger Schatten, welcher, mit einer lezten, ernsten Mahnung, nochmals rückwärts über die Grenze trat, die zwei sonst streng geschiedene Welten trennt, um vom Freunde die Erfüllung einer heiligen Pflicht zu fordern. Der Chevalier schritt auf mich zu mit unhörbaren, leisen, großen Geisterschritten, mir eine Hand reichend, die doch keine war, gleichsam um die Darreichung der meinigen als Pfand zu verlangen, daß ich seiner Forderung genügen wolle. Das Phantom trug das Symbol der gräßlichen Wunde an sich, und ich stierte hinein, wie Aeneas in die Tiefe der Wunden des Schattens seines verstümmelten Freundes Deiphobus schaut *), mit einer Mischung von verzweifelndem Schmerze und von Grausen. Nichts war mir entsetzlicher, als die innige Vereinigung des Lebens an der Gestalt mit dem gespenstigen Charakter, der dieses Leben gleichsam in ein Leichentuch einwickelte, wodurch eine Beklommenheit in mir erzeugt wurde, deren namenlose Angst man nur zuweilen im Traume empfindet. Auch steigerte sich der schreckliche Zustand dieser Beklommenheit mit jedem Schritte, den die Erscheinung mir näher that, und als die Gestalt jezt dicht vor meinem Sopha stand und der hohle Geisterruf: „Rette Madelaine, rette Henri!" befehlend nochmals an mein Ohr schlug, verlor ich die Sinne und weiß nicht weiter, was sich in diesen lezten Augenblicken des Vorgangs mit mir zugetragen hat.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Aeneid. VI. 494.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Frankreich. August.

Versuche mit einer neuen Tauchmaschine.

Die Jahrhunderte haben den Menschen zum Herrn der Meere gemacht; aber wie auf der Erde, so herrscht er auch dort nur auf der Oberfläche. Er verlangt indessen mehr; er möchte sich nach Willkühr in die Tiefe der Wasser senken können, und dieser Wunsch ist allerdings kein müßiger. Eine Maschine, mittelst welcher man sich in bedeutende Tiefen niederlassen, längere Zeit daselbst verweilen und frei die Hände gebrauchen könnte, müßte nothwendig von sehr bedeutendem Nutzen seyn, einerseits zu Förderung von Hafenarbeiten, zu Aufbringung versunkener Gegenstände, zum Austerfang, zur Korallen- und Perlenfischerei, andererseits im Kriege, um, ungesehen vom Feinde, in einen Hafen oder unter eine Flotte zu dringen, seine Fahrzeuge in Brand zu stecken oder ihre Ankertaue zu zerhauen. Zu Erreichung dieses Zwecks sind schon verschiedene Versuche gemacht worden, doch bis jezt ist man dadurch dem Ziele nicht viel näher gekommen. Eine neue Maschine von einem gewissen Willerot aus Nantes scheint indessen mehr zu leisten, als alle bisherigen. Er nennt sie Bateau sous-marin; sie hat die Gestalt eines Delphins, ist aus Eisenblech und 9 Fuß 7½ Zoll

lang, 2 F. 6 Z. breit, 3 F. 4 Z. tief; sie wird mittelst Gläsern von gehöriger Dicke erleuchtet und enthält so viel Luft, daß zwei Menschen über eine Stunde darin frei athmen können, ohne daß sie erneuert zu werden braucht; wird dieses nothwendig, so darf man nur das Fahrzeug an die Oberfläche des Wassers steigen lassen. Die Maschine wird innen durch ein Steuerruder, das den Schwanz des Fisches, und durch zwei Ruder, welche die Brustflossen vorstellen, in Bewegung gesezt. Die darin befindlichen Menschen können mittelst lederner Schläuche, welche sich in Handschuhe aus demselben Stoff endigen, außerhalb des Fahrzeugs Körper im Meere oder auf dem Grund fassen. Mittelst zweier langen ledernen Blasen, welche zu beiden Seiten des Schiffes angebracht sind, mittelst eines Ballastes, der unter dem Bauch des Fisches so befestigt ist, daß er nach Belieben losgemacht werden kann, und endlich mittelst eines Verfahrens, das der Erfinder bis jezt noch geheim hält, kann man willkührlich bewirken, daß das Fahrzeug untertaucht und wieder aufsteigt.

Folgendes ist der Bericht über einen Versuch, der am 12. August zu Noirmoutiers, auf der Insel gleichen Namens, an der Küste des Departements Vendee, öffentlich angestellt worden ist.

Eine sehr zahlreiche Menschenmenge aller Stände bedeckte den amphitheatralisch aufsteigenden Strand, auf dessen Höhe zwei Zelte mit dreifarbigen Fahnen aufgeschlagen waren. Um vier Uhr, zur Zeit der höchsten Fluth, begab sich Villerol in seine Maschine und trieb sie hinaus in die See, begleitet von der Schaluppe, in der sich der Maire befand, von der in der Bai stationirten Peniche voll Damen, von dem Wachtschiff der Douane und einer Menge anderer Fahrzeuge. Das Taucherboot fuhr Anfangs eine halbe Stunde genau unter dem Wasserspiegel; sodann tauchte es 15 — 18 F. tief unter und brachte Gerölle und Muscheln vom Grunde herauf. Nun fuhr Villerol wieder gerade unter dem Wasserspiegel nach allen Richtungen hin und her, und als er nach fünfviertel Stunden — so lange dauerte die ganze Fahrt — sein Gehäuse öffnete, empfing ihn das Publikum mit lautem Jubel. Zum vollständigen Manöver braucht das Fahrzeug drei Menschen; da nun dem Erfinder einer seiner Leute, Krankheits halber, fehlte, so konnte er vom Steuer keinen Gebrauch machen und mußte also das Schiff allein mittelst der Ruder lenken, was, wie jeder Seemann weiß, sehr schwierig ist. Obgleich demnach dieser Versuch kein ganz vollständiges Resultat gibt, so ist doch dadurch bewiesen, daß man mit dieser Maschine willkührlich bedeutende Strecken zurücklegen kann, und zwar, nach der Behauptung des Erfinders, so schnell als mit einem gewöhnlichen Fahrzeug. Der Erfinder versichert, er könne 5 — 600 Fuß tief ganz nach Willkühr untertauchen; in diesem Fall aber müßte man freilich, weil das Licht völlig verschwunden oder doch äußerst geschwächt ist, nach den Gegenständen, die man erreichen will, ganz auf Gerathewohl greifen. Befand er sich 15 bis 20 Fuß tief unter Wasser, so sah er in der ganzen Maschine auf einer Taschenuhr noch ganz gut, wie viel Uhr es war. Da das Fahrzeug aus Eisen ist, konnte er nicht in dem Umfang, wie er wünschte, Versuche über den Magnetismus anstellen; die Maschine müßte aus Kupfer seyn. — „Wenn wir," erzählt er selbst, „gerade unter dem Wasserspiegel hinfuhren, hörten wir das Rauschen der Wellen sehr deutlich, und wir erhielten ein zitterndes Licht, dessen Undulationen Schritt hielten mit der Bewegung der Wogen; oft funkelte es auch auf sehr überraschende Weise. Tauchten wir 15 bis 20 Fuß tief unter, so nahm die Helle allmählig ab und wir befanden uns in einer Art von Dämmerung, welche auf Augenblicke in Nacht verwandelt wurde, wahrscheinlich wenn ein Fisch oder Massen von Seegewächsen vorüberzogen. Weiter konnten wir in der Bai nicht untertauchen; aber schon in dieser Tiefe herrschte die tiefste, vollkommenste Ruhe; ganz sonderbar war uns hier zu Muthe, umfangen von einem für ganz andere Wesen geschaffenen Elemente. Von der Hitze hatten wir nie viel zu leiden, wie man hätte befürchten können, selbst als wir noch zu drei waren; die Temperatur nahm merklich ab, wenn wir untertauchten, und so oft wir überdieß die Schwimmblasen entfalteten, empfanden wir eine köstliche Kühlung."

Wir schließen diesen Bericht mit ein Paar Bemerkungen und Zweifeln. Der Versuch wurde an einem flachen Ufer bei 12 — 20 F. Tiefe angestellt; würde nun aber das Fahrzeug eben so leicht tiefer tauchen? könnte es unter den Riffen, wie sie auf dem Boden mancher Meere vorkommen, unter den Seegewächsen an ihrer Oberfläche manövriren? Bekanntlich nimmt die Intensität des Lichts im Wasser in gleichem Verhältniß mit der Tiefe ab, und nach Bouguer bringt das äußere Licht überhaupt nicht tiefer als 113 Toisen. Ist es wohl möglich, die Maschine in einem unruhigen Meer durch die Strömungen zu steuern? Kann die Mannschaft, wenn sie ihren Ballast verloren hat, desselben wieder habhaft werden? Denn wollte man sich z. B. des Fahrzeugs gegen eine feindliche Flotte bedienen, so wäre es rein verloren, wenn es nicht wieder untertauchen könnte. Es bedarf also durchaus noch wiederholter Versuche, bevor man über den Werth der Erfindung absprechen kann.

Auflösung der Charade in Nr. 222:
Ohrfeige.

Räthsel.

Nennt mir ein Instrument, sein Streich
Macht Manchen hochbeglückt und reich,
Sein Schlag den Bauern Herren gleich.

Nicht Schwert! Als Wage, Teller auch,
Als Pritsch' und Schlegel ist's im Brauch,
Als Haken scheut's der flücht'ge Gauch.

Besezt mit Nägeln reich an Zahl,
Brauchbar ist's auch im Futteral,
Doch eisern war's ein einzigmal.

Oft faßt es auch ein spizig Rohr,
Deß Leib ist weiß, deß Mund ein Mohr,
Die beiden spiegeln viel euch vor.

Sie dienen manchem Bösewicht,
Und wem der scharfe Sinn gebricht,
Den führt die Schwarzkunst hinter's Licht.

Allein auch hat's auf manche Art,
Als Ball, Zahl, Sinnbild und gepaart,
Seines Herrn Sinn euch geoffenbart.

Und wenn's drei Spizen gen Himmel streckt,
Hat's manchen Verbrecher aufgeschreckt,
Doch auch viel gräßliche Schuld bedeckt.

Es dient selbst Geistern oft zum Steg,
In seinem äußeren Gepräg
Hat man gesucht des Schicksals Weg.

Den fand ein Mancher, der irre ging,
Wenn er das lust'ge, lebendige Ding
Nur recht gefesselt mit fremdem Ring.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 229.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 24. September 1832.

— Kann so was seyn,
Und uns vorüberziehn wie Sommerwolken,
Ohn' unser mächtig Staunen?

Shakespeare.

Die Ahnung.

(Fortsetzung.)

Ein furchtbarer Donnerschlag des unterdeß heraufgekommenen Gewitters, von dem das ganze Haus erbebte, brachte mich endlich wieder zu mir, und ich fand mich auf der oben beschriebenen Gallerie vor meinem Zimmer, wohin mich Schreck und Angst getrieben haben mochten, die Füße fest eingeklemmt zwischen die Pfosten der Brustlehne, gerade in der Stellung meines oben erwähnten, nachtwandelnden Bruders. Rabenfinstere Nacht war um mich; erst ein zweiter Blitzstrahl, fürchterlicher noch als jener erste, zeigte mich mir und erhellte zugleich die Kuppel der, meiner Gallerie gerade gegenüberliegenden, französischen Kirche. In dem Augenblicke schlug die Thurmuhr Eins nach Mitternacht; zugleich aber ertönte auch die Sturmglocke: der Blitz hatte in einem Nachbarhause gezündet.

Wie ganz erfüllt meine Seele von der eben erlebten Scene war, so fiel mir doch augenblicklich mein todtkranker Vater und seine Gefahr bei der schnell überhandnehmenden Feuersbrunst ein, und ich stürzte die Treppe zu seinem Zimmer hinab. Der alte Mann schlief noch, es war sein lezter Schlaf vor dem ewigen, vor jenem süßen, ewigen Schlafe, welcher dem finstern Traume des Lebens endlich ein Ende macht, wenn die Pflichten gegen die Hinterbleibenden nicht so wichtig und heilig sind, um einen schon Schlummernden, gleichwie den Chevalier, auf Augenblicke nochmals über die stille Grenze zurückzudrängen. Darum ist's so schön, alt zu werden, oder überhaupt auszuleben, und seine Rechnung mit der Erde ganz haben abschließen zu können, und die Bibel verbirgt hinter ihrem: „damit du lange lebest und alt werdest auf Erden!“ einen tiefen Sinn. Doch hatte ich nicht viel Zeit, diese Reflexionen, welche sich bei dem schaurigen Konflikte zweier grausen Vorgänge in meinem Gemüthe entspannen, fortzusetzen; das Feuer drang unaufhaltsam vor, und erst bei einer hohen Mauer, welche den Logengarten von dem anstoßenden Gehöfte trennte, ward man seiner Herr. Während dieses Kampfes mit dem entfesselten Elemente, dessen Getöse aber nicht mehr zu seinen Ohren drang, gab mein Vater seinen Geist in die Hände des Schöpfers zurück; unser Mädchen suchte mich unter den Löschenden und Rettenden auf, um mich an das Sterbebett zurückzurufen, allein ich kam schon zu spät. Mein Gemüth war gespalten zwischen zwei Interessen: diesem Schmerze und der Mahnung des Freundes, dessen schaurige Geisterworte ununterbrochen in meinem Innersten nachklangen. Den Vorgang anders denn als ein wirkliches Hereinbrechen der Geisterwelt in die materielle zu interpretiren, kam mir gar nicht in den Sinn; in meiner Erinnerung trug er die Spuren einer unvertilgbaren Gewißheit an sich, und meine Verpflichtung, nach Paris zu eilen und Madelaine und Henri zu retten, schien mir entschieden. Dennoch wagte ich nicht, mich meiner weinenden Mutter sogleich zu entdecken, und Gott weiß, was ich in diesen

Tagen des Selbstkampfes zwischen zwei Verpflichtungen, welche mir beide gleich heilig erschienen, gelitten habe.

Am vierten Tage endlich, als ich meine Mutter etwas beruhigter fand, warf ich mich ihr zu Füßen und gestand ihr Alles. Diese lebensgewandte, wackere Frau, von scharfem Weltblicke, alle dem, was sie Illusion nannte, vollkommen unzugänglich, hörte mich zwar aufmerksam und gelassen, aber kopfschüttelnd an. Sie machte mich aufmerksam auf alle Umstände, auf Friedrichs Besuch und Erzählungen, welche meine Einbildungskraft nothwendig mit den finstern Bildern erfüllt haben müßten, als deren unausbleibliche Fortsetzung der schwere Traum, wie sie es nannte, erscheine; auf meine schwärmerische Liebe zum Chevalier und zu Madelaine, die mich, abgesehen von jenem speciellen Ereignisse, in beständiger Angst und Unruhe um sie erhalten hätten, woraus sich ein solches nächtliches Gebild gar wohl habe erzeugen können, kurz, wenn sie mich nicht überzeugte, so erschütterte sie mich doch. Denn so zart sind die Relationen zwischen der Geisterwelt und der materiellen, daß die greifbare Gewißheit niemals erlangt werden kann, und daß dasselbe Faktum des Hereinleuchtens der erstern in die leztere von zwei verschiedenen Auslegern meistens auch ganz verschieden interpretirt wird. Ja, vielleicht gibt es Naturen, welche demjenigen, was ich Traum im höhern Sinne nenne, oder einem Ahnungseindruck, wie der von mir erfahrene, ganz unzugänglich sind; und es erscheint also in der That vollkommen unnütz, sich über Materien dieser Art in einen Streit einzulassen, der durch Argumentation nun einmal schlechterdings nicht entschieden werden kann. Der Sinn für die Geisterwelt könnte ein eigener seyn, z. B. gleichwie das Gesicht; und so vergeblich es seyn würde, einem Blinden, dem also lezteres fehlt, auch nur einen Begriff von der blos dadurch auffaßbaren Seite der Natur beizubringen, eben so ganz umsonst würde man sich vielleicht bemühen, einem, des erstern Organs nicht theilhaftig gewordenen, Wesen Ideen anzueignen, für welche dasselbe keine Perceptionsfähigkeit besizt.

In meinem Innersten wirkte der gewaltige Eindruck jener furchtbaren Nacht fort; ja — ich gestehe meine Schwachheit — es war mir unmöglich, länger in meinem einsamen Galleriezimmer, wo ich mich beständig vom Geiste des Chevaliers umschwebt wähnte, auszudauern, und ich mußte ein anderes Zimmer beziehen. Meine Mutter stellte mir dagegen meinen Pariser Reiseplan, aus dem Grunde m e i n e r Motive, fortwährend als etwas Chimärisches vor; sie machte auf die Gefahren eines Aufenthalts in dem unglücklichen Frankreich aufmerksam und bes[illegible] vor mich, wenigstens eine schriftliche Bestätigung meiner geisterhaften Kunde vom Tode des Chevaliers abzuwarten. Zwischen dem Reflektiren über diesem scheinbar so vernünftigen Raisonnement und einer innern unabweislichen Mahnung, die mich unterirdisch verfolgte, wie der Geist von Hamlets Vater die Schwörenden verfolgt, verstrich längere Zeit.

Vierzehn Tage nach dem Ereignisse jener Nacht ließ sich, schon zeitig, unser Bankier, bei dem mein verblichener Vater einen Theil seines Vermögens deponirt hatte, und der, wie ich erzählt habe, auch der Vermittler einer Korrespondenz mit dem Chevalier gewesen und vom ganzen Verhältniß unterrichtet war, bei uns melden; meine Mutter und ich saßen noch zusammen beim Frühstück. „Ich bringe Ihnen," sagte er beim Hereintreten, „eine der wichtigsten und glücklichsten Nachrichten, die ich eben durch einen Handelskourier erhalte. Die Schreckensregierung in Frankreich ist am 27ten vorigen Monats *) gestürzt worden; dieses Schreiben eines Freundes enthält mehreres Detail." Er zog bei diesen Worten einen Brief aus der Brusttasche und las uns einige Absätze aus demselben vor. Die Ueberraschung und eine eigenthümliche Empfindung anderer Natur, für welche ich keinen Ausdruck habe, verhinderten mich, dem wackern Manne gleich eine Antwort zu geben. Er schien auf eine solche zu warten. Endlich fuhr er, nach einer langen Pause, mit einem trüben, auf mich gehefteten Blicke fort: „Schlimm nur, daß der Terrorismus noch in den lezten Tagen so manches bedauernswerthe Opfer gefordert hat. Auch unser guter Chevalier ist, wie mir mein Korrespondent ausdrücklich meldet, unter der Guillotine gefallen." Er stockte. „Wann?" rief ich erstarrend. Der Kaufmann sah nochmals in den Brief. „Sonntags, den 25ten Juli, zehn Uhr Morgens." Hier verließen mich meine Sinne und ich sank ohnmächtig nieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Revolution vom 9ten Thermidor.

Die Entdeckung der Südsee.

(Fortsetzung.)

Am sechsten September gelangte man an den Fuß der Gebirge. Die Spanier mußten nun, belastet mit ihren Waffen, in der glühenden tropischen Hitze hohe Berge erklimmen, dichte Forste durchziehen; von allen Seiten versperrten ihnen derbe, stachlichte, in einander geschlungene Gewächse den Weg; nirgends ein Pfad, nirgends eine Spur der Menschenhand. Die Indier waren ihre Wegweiser auf diesem beschwerlichen Zuge und trugen ihnen überdieß Mundvorrath und Munition. Am achten September, nach unerhörter Mühe und Arbeit, gelangten sie zum Dorfe des Kaziken Ponca, der in Feindschaft mit Careta lebte. Die Ortschaft war völlig verödet; die Ein-

wohner waren bei Annäherung der Spanier ausgezogen und hatten sich mit Ponca in die unzugänglichsten Schluchten ihrer Gebirge geflüchtet. Unsere Abentheurer blieben ein paar Tage im Dorf liegen, um zu rasten und die, welche krank geworden waren, sich erholen zu lassen. Balboa fühlte indessen, daß er sich um jeden Preis Führer verschaffen müsse, welche sie durch das Gebirg, das vor ihnen lag, weiter geleiteten. Zum Glück entdeckte man Poncas Schlupfwinkel, und nach langem Sträuben vermochte man endlich den Kaziken, vor dem spanischen Anführer zu erscheinen. Dieser verstand es meisterlich, das Zutrauen und die Freundschaft der Indier zu gewinnen, und Ponca ließ sich von Vasco Nunnez so einnehmen, daß er ihm insgeheim anvertraute, was er von den Naturschätzen des Landes nur wußte; auch bekräftigte er die Sage von dem ungeheuren Meere jenseits des Gebirgs vor ihnen, und beschenkte ihn mit prachtvollem goldenem Schmuck von sehr hübscher Arbeit, der aus dem Uferlande an jenem Ocean kam. Ferner sagte der Kazike dem Spanier, sobald er den Gipfel eines hohen Bergs, den er ihm zeigte, und dessen Spitze sich in den Wolken verlor, erstiegen habe, werde er ein ungeheures Meer sich weithin vor sich ausbreiten sehen. Ermuthigt durch diese Worte, schickte sich Vasco Nunnez an, mit Wegweisern, die man ihm mitgab, das Gebirge zu erklimmen. Viele seiner Gefährten waren, erschöpft durch die Strapazen und die Hitze, außer Stande, ihn weiter zu begleiten; diesen befahl er, gemach wieder zurück nach Coyba zu ziehen; denn er wollte keine andere als durchaus gesunde und kräftige Leute mit sich nehmen.

Am zwanzigsten September machte sich Nunnez in das aus lauter steilen Felsen bestehende Gebirge; die Gipfel dieser Felsen waren mit dichten Forsten gekrönt, und tiefe Waldströme, über die man nur vermittelst Flößen gelangen konnte, machten den Weg noch schwieriger und gefährlicher. Wie viel die tapfern Abentheurer auszustehen hatten, läßt sich aus dem Umstand abnehmen, daß sie in vier Tagen nicht mehr als zehn Stunden Wegs zurücklegten und dabei mit dem Hunger zu kämpfen hatten. Am Ende dieser vier Tage gelangten sie auf das Gebiet eines tapfern Kaziken, Namens Quaraqua, der eben in Krieg mit Ponca lebte. Als Quaraqua in Erfahrung brachte, Fremde, geführt von Unterthanen seines Todfeindes, seyen in sein Land gedrungen, rückte er ihnen an der Spitze eines ansehnlichen Kriegshaufens entgegen, der zum Theil mit Bogen und Pfeilen bewaffnet war, zum Theil mit langen Speeren und Keilen aus Palmholz, die so schwer und hart sind, als wären sie aus Eisen. Als die Indier gewahrten, wie gering die Zahl ihrer Feinde sey, meinten sie, ihnen leicht den Garaus machen zu können, und stürzten sogleich mit lautem Geschrei auf sie los. Aber nach der ersten Salve der Feuergewehre hielten sie, von Entsetzen ergriffen, plötzlich an; sie dachten nicht anders, als die Feinde vor ihnen seyen böse Geister, welche über Donner und Blitz geböten, und noch größer ward ihr Schrecken, als sie viele der Ihrigen theils verwundet, theils todt an ihrer Seite stürzen und das Blut stromweise aus den Wunden rinnen sahen, und dabei doch nichts gewahrten, was sie getroffen hatte. Alsbald wandten sie sich zur schleunigsten Flucht, die Spanier, die wilden Hunde mit ihnen, stürzten ihnen nach; die einen wurden mit Lanzen durchbohrt, andere mit dem Schwerdt niedergemacht, noch weit mehrere von den Hunden zerrissen. Quaraqua und sechshundert seiner Krieger büßten das Leben in diesem Treffen ein.

Nach diesem blutigen Siege zogen die Spanier in Quaraquas Dorfe ein und fanden daselbst eine unermeßliche Beute an Gold und Edelsteinen aller Art. Vasco Nunnez legte den fünften Theil für die Krone Spanien zurück und vertheilte den Rest unter seine Begleiter. Das Dorf stand am Fuße des lezten Bergs, den sie noch zu ersteigen hatten. Mehrere im lezten Gefechte gefährlich verwundete, oder durch die Strapatzen und den Hunger völlig erschöpfte Spanier konnten nicht mehr weiter; sie mußten also wohl oder übel im Dorfe zurückbleiben, Angesichts der Spitze des Riesenbergs, von wo man jenen Ocean, das glorreiche Ziel ihrer Mühen und Gefahren, erblickte. Vasco Nunnez schickte Poncas Leute, welche ihm bisher als Führer gedient, zurück und wählte unter den gemachten Gefangenen neue Führer, welche mit dem Lande, das er noch zu durchziehen hatte, besser bekannt waren. Von hundert-neunzig Spaniern, die mit ihm ausgezogen, waren nur siebzig im Stande, diesen lezten Theil des Abentheuers zu bestehen. Nunnez hieß die Krieger, von denen Kraft und Muth noch nicht gewichen waren, sich der Nachtruhe überlassen, damit sie bei frühem Morgen aufbrechen und den Gipfel des Bergs erreichen könnten, bevor die Sonne die Hälfte ihrer Bahn zurückgelegt hätte.

Mit Tages Anbruch zog Vasco Nunnez mit den Seinigen aus dem indischen Dorfe, und nun galt es, den Berg zu erklimmen; es war dieß eine harte Aufgabe für Menschen, welche ein solcher Zug erschöpft hatte; aber der Gedanke an das herrliche Schauspiel, das ihrer wartete, vor allem aber die Hoffnung, ein so schwieriges Unternehmen mit Erfolg gekrönt zu sehen, sprach mächtig zu ihrer Einbildungskraft und hielt ihren Muth aufrecht. Etwa um zehn Uhr Morgens gelangten unsere Abentheurer, nachdem sie sich durch die Urwälder auf dem Kamme der Gebirge durchgearbeitet, auf eine weite, nackte Hochebene, und hier machten sie Halt. Sie hatten nur noch einen kahlen Felsgrat zu erklimmen, und die Führer wiesen auf eine kleine Spitze, von wo aus, wie sie sagten, man den stillen Ocean gewahre. (Der Beschl. folgt.)

Die zwei Bronnen.

Ich weiß zwei tiefe Bronnen,
Wo blaues Wasser quillt;
Sie spiegeln Tags der Sonnen
Und Nachts der Sterne Bild.

Dort habe sich's begeben:
Eine Seele stieg hinab,
Zu schöpfen Wasser und Leben,
Und fand darin ihr Grab.

Doch sagen sie nicht, welchen
Sie sich gewann zum Sarg;
Nicht, welcher von beiden Kelchen
Den Trank, den tödtlichen, barg.

Wenn ich sie selbst betrachte,
Denk' ich, es kann nicht seyn!
Und wird mir vom Verdachte
Die Seele völlig rein.

Die Spiegel sind, die hellen,
Sich keines Mords bewußt;
Es strömen diese Wellen
Aus eines Engels Brust.

G. P.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfang Septembers.

Literarisches, Volksthümliches.

Man spricht gegenwärtig von einem neuen Censurgesetz, welches vielen Beschwerden abhelfen solle und der erste Schritt zu einer vernünftigen Preßfreiheit werden könne. Dem Vernehmen nach soll das ältere Privilegium der Universitätsprofessoren und akademischen Mitglieder, ohne Censur drucken zu lassen, zum Grunde gelegt werden. Jeder von diesen, und außerdem gewisse homines gentiles, hidalgos, Graduirte, sollen, doch wahrscheinlich auch nur in Werken, keinem Censor als ihrem Gewissen und ihrer Amtspflicht unterworfen, drucken lassen dürfen und dann für ihre Person die Verantwortlichkeit übernehmen.

Es ist bekannt, daß der Professor v. Raumer hoher Seits den Auftrag erhalten hat, aus den Ministerialakten alle Data und Verhandlungen, bezüglich auf die Verpflegung und Weiterschaffung der übergetretenen Polen, zusammenzustellen. Das Ministerium wollte die Schrift alsdann publiziren, um den verläumderischen Gerüchten durch Aufstellung der Thatsachen entgegenzuarbeiten. Die Arbeit ist vollendet, zur Zeit aber ad acta gelegt, indem man es nicht für angemessen gefunden, alle Details zur Kenntniß des größern Publikums zu bringen. Wie verlautet, ist das Motiv jedoch nicht Besorgniß, denn es ist wirklich, wenn man von dem höhern politischen Standpunkte absieht, der Preußen so oder anders hätte handeln lassen sollen, gewiß, daß den Unglücklichen kein Unrecht geschehen, daß im Gegentheil aus Staatskräften mehr gethan worden, als das Ministerium vielleicht, stände es vor einer ökonomischen Repräsentativkammer, vertreten könnte. Die polizeilichen Gewaltschritte haben sich die unglücklichen Polen, mißgeleitet von fremden Intriguants, noch mehr aber von ihrem eigenen Mißtrauen — wobei die Unkenntniß der Sprache hinzukommt — selbst zuzuschreiben. Allein die Akten, die man ohne Deduction mittheilen könnte, enthalten eine Masse von Berichten, Briefen, Zeugenaussagen, welche viele Individuen und Behörden des Auslandes, wenn auch nicht kompromittiren, doch impliciren würden. Der hat von dem gehört und jener von jenem, daß in Frankreich das und das geschehe, in Sachsen jenes, in Oesterreich etwas anderes. Die Briefsteller u. s. w. haben nicht mit diplomatischer Genauigkeit und Vorsicht ihre Meinungen niedergelegt, und die offizielle Bekanntmachung der Akten würde, meint man, eine Unzahl Reklamationen, Deklarationen und Berichtigungen nach sich ziehen, die man vermeiden will. Ihr Korrespondent ist überzeugt, daß darin Preußen nichts zur Last fällt, daß die Leiden der übergetretenen Polen bei uns dem Geschick und nicht einem bösen Willen zuzuschreiben und die Gerüchte der Zeitungen zu drei Viertein böslich erlogen sind; nichtsdestoweniger wirft dies wieder einen Schatten auf uns, der so leicht zu vermeiden gewesen wäre, wenn nicht das alte Prinzip waltete, daß wir unsere guten Thaten verbergen und den bösen Schein scheinen lassen, sind wir uns nur des Guten bewußt.

Man erzählte sich viel Lustiges, was bei unserm diesjährigen Stralauer Fischzuge, dem viel genannten Volksfeste, vorfallen könnte. Was soll bei einem norddeutschen Volksfeste vorfallen? Man hatte revolutionäre Briefe an die Altgesellen der Gewerke gefunden, daß sie Tische und Stühle für Redner bereit halten sollten, wenn sich solche fänden. Wer, der Berlin kennt und den Berliner Volkswitz, würde es wagen, als Redner vor Berlinern aufzutreten! Die Satire machte ihn in den ersten Minuten todt, wär's auch nur mit der Redensart: „Was, der Kerl will was Apartes wissen, was wir nicht wissen thun!“ Er würde verhöhnt abziehen müssen, und sagte er die allerpraktischsten Wahrheiten; im Augenblicke darauf parodirten ihn vielleicht schon ein paar Gassenjungen. Es ist hier kein Boden zu einem Hambacher Feste. Still und ruhig wie immer lief der berühmte Fischzug ab. Man sah weder etwas von den Fischen, noch hörte man etwas von der lauten Lustbarkeit; beides ist in der Ordnung. Des Königs Majestät erschien dagegen mit fast allen Prinzen und Prinzessinnen des Hauses auf einer königlichen Gondel, um dem Feste zuzusehen und selbst etwas dazu beizutragen; denn mehr als billig zieht sich die vornehmere Welt davon zurück.

Die neue Anleihe von zwölf Millionen, welche unter dem Namen der Seehandlung und mit der Verwahrung gemacht worden, daß man damit nur den Kapitalwerth der Chausseen, die gerade eben so viel kosten sollen, versilbern, oder, wie der Kunstausdruck lautet, flüssig machen wolle, hätte mehr Anlaß zu vieldeutigen Gesprächen gegeben, interessirte sie mehr das große Publikum. So überläßt man aber die praktischen Glossen den Bankiers; die Masse fragt nicht nach der Bedeutung, nach dem wirklichen Werthe der Chausseen, und ob ihr reiner Ertrag zur Deckung auch nur der Zinsen einer so großen Anleihe hinreicht, und hält sich an die lustigen Worte. Ueber das Flüssigmachen unserer Chausseen und daß jedem Kapitalisten ein Stückchen derselben als Faustpfand in die Tasche gesteckt wird, cursirt eine beträchtliche Anzahl von Witzen. Doch aller Witz geht in einem neuen Schauspiel unter. Halb Berlin strömt täglich nach Teltow, um das neue große Lager zum Herbstmanöver in Augenschein zu nehmen. Alles sieht dort, wie in den Straßen, äußerst kriegerisch aus, es ist aber sehr friedlich gemeint. Vielleicht nächstens eine Schilderung dieses neuen Volksfestes.

Beilage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 230.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 25. September 1832.

Es macht warm in der Nähe, und wir stehn da wie Butter an der Sonne.

Goethe.

Der Schneckenberg.

Kennt ihr wohl die Sage schon
Von dem Schneckenberge?
Wollten einmal einen Thron
Auferbau'n die Zwerge.

Wollten erst mit Steinen bau'n,
Doch sie herzuschaffen
Und sie zierlich zu behau'n,
Fehlten Kraft und Waffen.

Einer unter ihnen war
Als die andern weiser;
Sammelt, sprach er zu der Schaar,
Sammelt Schneckenhäuser!

Alle gingen nun drauf aus,
Solchen Thron zu zimmern;
Doch, ob voll, ob leer ein Haus,
Mochte sie nicht kümmern.

Muscheln man zusammentrug,
Schön von Farb' und Windung,
Und man konnte nicht genug
Loben die Erfindung.

Und der Thron ward wie ein Berg
Auferbaut, mit Stufen,
Und der allerklügste Zwerg
Aus als Fürst gerufen.

Weil der Thron so künstlich gar,
Und so leicht zerstörlich;
Blieb, wer einmal droben war,
Sitzen unaufhörlich.

Als im Lenz die Witt'rung schon
Warm ward und beständig,
Wurde einst der Schneckenthron
Ueber Nacht lebendig.

Alles ging nun um und um,
Suchten all' die Weite,
Und der König saß schon krumm
Auf der Sommerseite.

Zwar die Zwerge setzten nach
Vielen Deserteuren;
Doch es ließ des Thrones Schmach
Sich nicht mehr beschwören.

Sinkend schalt der König noch:
O ihr dummen Zwerge!
Welch' Gezücht ergriff't ihr doch
Statt der hohlen Särge!

Wenn ihr Schaalen nur gewählt,
Blieb mein Reich unsterblich,
Aber daß sie noch beseelt,
Ward dem Thron verderblich.

Daß nicht mehr mit langem Hohn
Kurzen Glanz ich zahle,
Suchet, Zwerge! mir zum Thron
Eine Schildkrotschaale!

Die Ahnung.

(Fortsetzung.)

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in den Armen meiner Mutter, welche bitterlich weinte. Die brave Frau gestand mir, daß sie durch die Uebereinstimmung zwischen den Nachrichten des Bankier und meinem Traume ebenfalls auf das Tiefste erschüttert worden sey. Mit ihrer Theorie war sie nun am Ende. In der That, wer hätte es auch noch wagen mögen, diese Uebereinstimmung einen bloßen Zufall zu nennen? Freilich wäre dieß das leichteste Mittel gewesen, den Knoten zu zerhauen; aber es gibt eine Gerichtsbehörde in uns, die über Grenzstreitigkeiten zwischen dem Zufalle und einer höhern Anordnung entscheidet, und diese Behörde ist durch Sophismen nicht so leicht zu beschwichtigen. Meinen Zustand kann ich nicht beschreiben, diese Vermischung der Geisterwelt mit der materiellen, wenn gleich die Möglichkeit eines Zufalls nicht ausgeschlossen blieb, verwirrte alle meine Ideen. Wie nahe wir auch, Nachtwandlern gleich, am Rande des geistigen Abgrunds wandeln, so geschieht es doch immer mit einer gewissen Sicherheit; für mich war der schützende Vorhang beinahe weggezogen, ich sah hinein in die Tiefe. Ließe sich eine Fluth von Empfindungen, wie sie durch diesen Vorfall in meiner Brust erregt wurden, nur ganz in Worten darstellen! für manche innere Gewalt gibt es aber gar kein entsprechendes äußeres Symbol. So viel stand indeß nunmehr unerschütterlich fest bei mir, daß es mein Auftrag sey, Madelaine und Henri nach Deutschland zu bringen. Robespierre war todt; eine Reise nach Paris war kein lebensgefährliches Unternehmen mehr, und der Zustimmung meiner Mutter durfte ich jezt gewiß seyn. Ich besuchte den Bankier, der Tags darauf, im gewöhnlichen Wege, ein zweites Schreiben von Paris erhalten hatte: keine Nachricht über die Wittwe des Chevaliers. — So ward meine Reise beschlossen.

Zufällig — wofern ich den Ausdruck auch nur auf diesen Umstand anwenden darf — fand sich eine erwünschte Gelegenheit. Das Handelshaus selbst, von dem ich gesprochen habe, sah sich in die Nothwendigkeit versezt, unverzüglich einen Commis nach Paris zu senden, und ich schloß mich an diesen an. Meine Mutter, ihrem Charakter wieder getreu, sah die Sache jezt von dem doppelten Gesichtspunkte der Erfüllung eines Reisewunsches des geliebten Sohnes und der Möglichkeit an, daß sich hinter diesem Allen doch ein Etwas verbergen könne, wofür die bloße Weltklugheit mit ihrer Reflexionskälte am Ende keine ausreichende Regel besitze. Vielleicht haust in einer jeden menschlichen Brust ein gleicher geheimer Zweifel, und wenn der Sinn für die Beziehung noch nicht aufgegangen ist, so ist die Ahnung doch bereits vorhanden. Selbst der compactesten Natur scheint sich hie und da eine solche Unheimlichkeit zu bemeistern.

Ich übergehe die Abentheuer meiner Reise; eigentlich bot sie auch keine dar; ich und mein Reisegefährte, wenn gleich angetrieben von sehr verschiedenartigen Interessen, durchflogen mit gleicher Ungeduld Deutschland und Frankreich, und Ende Augusts (1794) trafen wir in Paris ein. Das Schreckenssystem hatte wirklich aufgehört, sogar der Saal des Jakobinerklubbs war geschlossen, das Revolutionstribunal ganz neu organisirt und der Nationalkonvent wenigstens in gewisse Grenzen der Mäßigkeit und Menschlichkeit zurückgekehrt. Wenige Stunden nach meiner Ankunft befand ich mich mit meinem Reisegefährten schon auf dem Wege zu dem Korrespondenten seines Hauses, durch welchen die Nachricht von dem Tode des Chevalier nach M... gekommen war. Wir fuhren über die Place de la révolution, wo mein unglücklicher Freund sein schönes Leben ausgeblutet hatte, und ein Strom der bittersten Zähren stürzte aus meinen Augen. Sein blutiger Schatten, meinte ich, müsse noch einmal hervorschweben und einen säumigen Freund an Erfüllung einer so dringend empfohlenen Verbindlichkeit mahnen. Aber eine heitere Augustmorgensonne bestrahlte diesen Schreckensort, diesen Schauplatz einer guillotine en permanence, deren grause Thätigkeit kaum geendet hatte; der klarste Herbsthimmel hing über diesen Blutgefilden, und ein neu angeregtes Volksleben verscheuchte jedes geisterhafte Wehen. Denn die Welt bleibt Welt, welche Ungewitter auch über sie hingezogen seyn mögen, und die festen Grenzen zwischen dieser materiellen und der Geisterwelt, wenn sie auch während irgend einer außerordentlichen Katastrophe in einander zu fließen geschienen haben, finden sich alsbald wieder hergestellt.

Meine Erkundigungen nach Frau v. L... hatten, in der Hauptsache, den erwünschtesten Erfolg. Man wußte mir wenigstens zu sagen, daß sie nach der Revolution vom 9ten Thermidor aus der Conciergerie entlassen worden sey und jezt auf dem Boulevard de Montmartre wohne. Ich flog zu ihr, und wahrlich, wenn noch der leiseste Zweifel über meinen Ruf bei mir hätte walten können, so würde er durch die Lage gehoben worden seyn, in welcher ich diese unglückliche Frau fand. Ihre Kräfte hatten sich erschöpft in dem heldenmüthigen Beistande, den sie ihrem Gemahl, mit dem ihr in seinen lezten Tagen einige Zusammenkünfte gestattet worden waren, geleistet hatte, und wie sie ihm ein Engel des Trostes gewesen war, so erschien ich ihr jezt als ein Engel der

Rettung. Verzweifelnd über ihren Verlust, todtkrank an einem bösartigen Kerkerfieber, welches damals fast alle aus den Gefängnissen Entkommene ergriff, hülflos, indem ihre Verwandte theils guillotinirt, theils entflohen, die Güter aber eingezogen waren, und zunächst noch bekümmerter über die Abwesenheit ihres Kindes, welches der herzlose Arzt unter dem Vorwande, daß jede Gemüthsbewegung vermieden werden müsse, entfernt halten ließ, bot Madelaine ein wahres Bild des Jammers dar. Sie starrte mich, als ich endlich vor ihr Bett gelassen wurde, an, wie man ein Gespenst anstarrt. Aber sie erkannte mich, und indem sie meine Hand, mit einem unbeschreiblichen Blicke zum Himmel, an ihre Brust drückte, war ihr erstes Wort: „Haben Sie Barmherzigkeit mit einer Mutter, schaffen Sie mir mein Kind; ich trage es nicht länger.“ Das Kind war, wie ich vorläufig schon oben angeführt habe, bei der Einkerkerung des Chevaliers und seiner Gattin, im Hause eines Nachbars untergebracht worden, wo es sich zwar gut aufgehoben fand, aber doch der unglücklichen Mutter fehlte, die es, nach dem Tode des Chevaliers, als das einzige Band betrachtete, welches sie noch mit dem Leben zusammenhielt.

(Der Beschluß folgt.)

Die Entdeckung der Südsee.

(Beschluß.)

Als Vasco Nunnez dieß vernahm, ließ er Halt machen; keiner durfte einen Schritt weiter, und mit hochklopfendem Herzen machte er sich daran, allein den steilen Felsgrat zu erklimmen. Sobald er den Gipfel erreicht hatte, lag das lang ersehnte Meer, die neue Welt, die bis jezt der mächtige Gebirgswall unzugänglich gemacht, vor seinen entzückten Blicken. Zu seinen Füßen dehnte sich weithin ein unendliches Chaos von Felsen, Forsten, grünen Savannen und donnernden Bergströmen. Weiterhin lag der längst verheißene Ocean, in dem sich die Morgensonne spiegelte.

Ergriffen von dem prächtigen Anblick, fiel Vasco Nunnez auf die Knie nieder und dankte Gott in einem brünstigen Gebet, daß er ihn vor allen Europäern diese große Entdeckung machen lassen; dann hieß er seine Begleiter heraufkommen. „Kommt, Freunde,“ rief er in voller Herzensfreude, „kommt, weidet euch an dem herrlichen Anblick, nach dem wir uns so heiß gesehnt! Laßt uns dem Allmächtigen danken, der so Großes an uns gethan! Laßt uns ihn bitten, daß er uns ferner geleite, daß er uns das Meer und das Land erobern lasse, das wir entdeckt, das vor uns keines Europäers Auge geschaut, wo nie eine christliche Stimme das Wort Gottes gepredigt. Und ihr, Freunde, vertraut auch ferner Gott, bleibet getreu eurem Führer, und durch die Gnade Jesu Christi sollen euch mehr Schätze zufließen, als je ein Spanier besessen, der in die neue Welt gekommen. Nie hat ein Unterthan seinem Herrn Dienste geleistet, wie ihr jezt unserm Monarchen werdet leisten können, und euch allein wird der Ruhm gebühren, diesen weiten Länderstrich entdeckt, erobert und unserm heiligen Glauben gewonnen zu haben.“

Die Spanier schlossen nach einander Vasco Nunnez in die Arme und gelobten ihm Treue bis zum Tod. Es war unter ihnen ein Priester mit Namen Andreas de Vara, und dieser stimmte alsbald das Te Deum an. Die Spanier warfen sich auf die Knie nieder und stimmten unter Freudenthränen und in brünstiger Andacht in den Gesang des Priesters ein. Nie strömte wohl ein Dankopfer, im Heiligthum des Tempels der Gottheit dargebracht, aus tieferem Herzen, als hier das Gebet der knieenden Männer auf dem wilden Felsen. Allerdings war diese Entdeckung eine der schönsten, die je gemacht worden, und vor den kecken Blicken der Abentheurer that sich damit ein grenzenloses Feld auf. Wie seltsam mochte diesen feurigen Schwindelköpfen zu Muthe seyn! Das war also der große indische Ocean, wimmelnd von reichen Eilanden, wo es Gold und Diamanten im Ueberfluß gab, und eine Unzahl stolzer Städte, und die reichen Messen des Morgenlandes? Oder war es vielleicht nur eine einsame See, eingeengt zwischen zwei armseligen Kontinenten, auf die sich nie ein Fahrzeug gewagt hatte, außer der leichten Pirogue des Wilden? Solche Gedanken mochten beim Anblick der unbekannten See durch die Köpfe der muthigen Spanier stürmen. Sie waren überzeugt, daß sie zuerst diesen Ocean entdeckt, und Vasco Nunnez erklärte feierlich, indem er alle Anwesenden zu Zeugen aufrief, er nehme im Namen des Herrn von Castilien Besitz von diesem Meere, diesen Inseln und dem Lande ringsum. Der Notar der Expedition sezte auf der Stelle die Urkunde der Besitznahme auf, unterzeichnete sie, und nach ihm schrieben sämmtliche anwesende Spanier, siebzig an der Zahl, ihre Namen unter das Aktenstück; drauf fällte man einen riesengroßen Baum, zimmerte ein Kreuz aus ihm und richtete es an der Stelle auf, wo Vasco Nunnez zuerst den Ocean erblickt hatte. Zu Füßen des Kreuzes wälzte man als Denkmal eine ungeheure Menge von Steinen aufeinander, und die Namen der Beherrscher von Castilien wurden in alle Bäume ringsum geschnitten. Die Indier sahen diese feierlichen Ceremonien und den Jubel der Spanier stillschweigend an; sie halfen das Kreuz errichten und den Steinhügel, und warfen Blicke voll Erstaunen auf diese Denkmäler, deren Zweck ihnen ganz unbegreiflich war; denn es konnte ihnen nicht in den Sinn kommen, daß es Sinnbilder der Eroberung ihres Landes waren.

Dieses denkwürdige Ereigniß begab sich am 26ten September 1513. Jezt sind es sechs starke Tagereisen von der Provinz Caretas auf den Gipfel des Bergs, den die Spanier erstiegen, und diese brauchten nicht weniger als zwanzig Tage zu diesem gefahrvollen Marsch. Die Landenge ist an der schmalsten Stelle nicht breiter als neun geographische Meilen, an manchen Punkten sogar nur vierthalb Meilen; aber ganz durchhin zieht sich eine himmelhohe Mauer dürrer, steiler Felsen. Zur Zeit, da die spanischen Krieger jenes Wagniß bestanden, gab es keinen andern Weg, als die Pfade der Indier, und mehr als einmal mußten sie die Hindernisse, welche ihnen die Natur oder die wilden Bewohner des Landes in den Weg geworfen, gewaltsam wegräumen. Schon aus unserer Erzählung erklärt sich der langsame Marsch der Abentheurer zur Genüge, und man fühlt, daß nur Männer von Eisen, wie sie, über alle jene Schwierigkeiten siegen, allen jenen Gefahren trotzen konnten *).

*) Troz der großen und vielen Dienste, welche Vasco Nunnez de Balboa seinem Vaterlande geleistet, wurde ihm als Rebellen der Prozeß gemacht, und er trug sein Haupt auf's Blutgerüste.

Korrespondenz-Nachrichten.

Havre de Grace, September.

(Ergänzungsartikel zu Nr. 146 u. 147.)

Für Auswanderer nach Nordamerika.

Zu Paris gewährten im verflossenen Jahre die einem fremden Welttheile zueilenden Elsäßer, welche an dem Hafen St. Nicolas stationirten, einen ergreifenden Anblick. Die ganze Stadt erstaunte über dieses sonderbare, aus Weibern, Kindern, Greisen und ganzen Familien, denen dieselben Wagen, welche zu ihrem Transporte gebraucht worden, jezt zu Wohnungen dienten, zusammengesezte Feldlager. Seither gewährte die Stadt Havre dasselbe herzzerreißende Schauspiel. Tausende solcher unglücklichen Auswanderer von den Ufern des Rheins erfüllten und versperrten gleichsam die dortigen Hafendämme und Straßen, und standen im Begriffe, sich nach Nordamerika einzuschiffen, um in einem fremden Lande den Lebensunterhalt zu suchen, den ihnen die heimathliche Erde nicht mehr liefern wollte. Die meisten kampirten im Freien in einer Art von Bivouak, wo für sie alle zusammen gekocht wurde. Die Kost verdankten sie größtentheils mitleidigen Stadtbewohnern. Einige von ihnen hatten sich bereits an Bord begeben und mußten nun auf den Schiffen die Vervollständigung der Ladung abwarten. Unter diesen Auswanderern bemerkte man nicht ohne ein schmerzliches Gefühl eine beträchtliche Anzahl Minderjähriger, namentlich viele junge Mädchen, hin und wieder auch Mütter mit ihren Säuglingen an der Brust, Greise und alte Weiber, zum Theil so hoch betagt, daß man sich wundern mußte, wie sie darauf hatten verfallen können, sich für die wenigen, ihnen noch übrigen Lebenstage in so entfernte Länder versetzen zu lassen. So traurig übrigens dieß alles zu schauen ist, so dürften gleichwohl diese großen Völkerwanderungen, die sich zu gewissen Zeiten gleich ansteckenden Seuchen auf dem Erdboden verbreiten, noch als eines der mildesten unter jenen furchtbaren Verwahrungsmitteln, welche die Vorsehung gegen die allzureißenden Fortschritte der Bevölkerung in Bereitschaft hält, zu betrachten seyn. Die ersten Emigrirten, welche man am Bord amerikanischer Fahrzeuge sich einschiffen sah, waren Schweizer, und schon im Jahre 1818 hatten sich Unterhändler der Auswanderungsgesellschaften nach dem Kanton Freiburg begeben, um die armen Katholiken, welche der heimische Boden nicht mehr ernähren wollte, für die Vereinigten Staaten anzuwerben. Die Auswanderer mußten sich zu einem zwei- bis dreijährigen Arbeitsdienste bei den Einwohnern von Amerika verpflichten, und diese hinwieder machten sich anheischig, ihnen nach Verfluß dieser Zeit eine Portion Landes nebst den zum Anbaue desselben erforderlichen Ackergeräthschaften zu überlassen, so daß, nach Ablauf des Accords, die Schweizer von ihrer Arbeit sollten leben und ihre Familien durchbringen können. Wirklich wußten sich, vermöge der ihnen inwohnenden Nüchternheit, einige dieser Landbauer zu einer behaglichen Existenz emporzuschwingen. Diese beriefen wieder viele von ihren Landsleuten zu sich in die neue Welt hinüber, so daß es in den Vereinigten Staaten kleine Dörfer gibt, welche ausschließlich von schweizerischen Landbauern erbaut und bewohnt sind, die fortwährend zusammenhalten und in den von ihnen angelegten Niederlassungen die Sitten und Gebräuche des Mutterlandes zu bewahren suchen. Einige Jahre später hörten die amerikanischen Grundeigenthümer, denen es früherhin an Armen zum Anbau ihres Bodens gefehlt hatte, auf, unsern Welttheil um Landbauer anzusprechen. Da jedoch der Impuls einmal gegeben war, sah man auch Einwohner von Baden, Würtemberger und zulezt Elsäßer, durch den Wohlstand, zu dem die ersten Auswanderer gelangt waren, insgesammt ermuthigt und wohl gar verführt, in Havre eintreffen. Die Mäkler der Anwerbungskompagnien, die es gegen eine starke Provision übernahmen, diesen armen Leuten das zur Ueberfahrt Erforderliche zu verschaffen, ermangelten nicht, ihnen die Vortheile, die ihnen der Aufenthalt in der neuen Heimath gewähren würde, möglichst herauszustreichen. Da sah man denn solche dürftige Landbauer die wenigen Habseligkeiten, welche sie mit sich führten, verkaufen, um sich die zur Ueberfahrt nach Amerika erforderliche Baarschaft zu verschaffen. Auf leichten, von ihnen selbst verfertigten Fuhrwerken, in denen sie auch übernachteten, schleppten sie sich durch ganz Frankreich und lebten von den unterwegs eingesammelten Almosen. Bei ihrer Ankunft in Havre kauften ihnen habsüchtige Leute die Pferde und Geräthschaften, womit sie die Reise dorthin gemacht hatten, zu sehr niedrigen Preisen ab; sie aber begaben sich, mit den zur Ueberfahrt erforderlichen Lebensmitteln versehen, nach Neuyork, Philadelphia oder Boston, um jenes zweifelhafte Glück aufzusuchen, das man ihnen, sie vorläufig des wenigen, ihnen noch übrigen Eigenthums beraubend, verheißen hatte. Die amerikanischen und französischen Schiffskapitäne, welche ihre Fahrzeuge zum Transporte der Auswanderer vermietheten, trachteten, wie leicht zu erachten, so viel Passagiere einzunehmen, als sich nur immer thun ließ; ein sehr humanes, von den Vereinigten Staaten erlassenes Gesetz aber verbot, bei Strafe der Konfiskation des Fahrzeuges, auf fünf Tonnen mehr als zwei Passagiere einzunehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 231.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 26. September 1832.

War sie da? wo ist sie hin?
Ja! sie war's, sie hat's gegeben,
Hat gegeben sich im Flieh'n
Und gefesselt all mein Leben.

Goethe.
West-östlicher Divan.

Sakuntala oder der Erkennungsring.

(Fortsetzung.)

Zweiter Abschnitt.

Der König (ist hervorgetreten und spricht.)

Es brennet dich
Die Liebe bloß;
Doch schonungslos
Verzehrt sie mich.

Die Sonn' entziehet
Dem Monde die Pracht;
Die Blume der Nacht [1])
Am Tag auch blühet!

Beide Fr. (hinschauend und freudig aufstehend.) Willkommen! Ha! das Ziel unseres Wunsches ist erreicht! (Sakuntala will aufstehen.)

Kön. Nicht, nicht doch bemühe dich, du Liebliche!

Die Glieder hier auf diesem Blumensitze,
Die von des Fiebers Gluth so heftig leiden,
Daß selbst das Lotosarmband welkt vor Hitze,
Sie mögen doch den Zwang der Sitte meiden!

Sak. (furchtsam zu sich selbst.) O Herz, jezt magst du schlagen! Wohin kommt es noch mit dir!

Anus. Hier auf diesem Felsensitze möge der erhabene Geliebte unserer Freundin Platz nehmen.

(Sakuntala macht ein wenig Platz.)

Kön. (sezt sich.) Priamwada, hat das Fieber unserer Freundin etwas nachgelassen?

Priamw. (lächelnd.) So eben hat sie die Arznei genommen und wird nun ruhig werden. — Aber, o großer König, da einmal die gegenseitige Zuneigung des Jünglings und der Jungfrau vor Augen liegt, so läßt mich die Liebe zur Freundin Fragen auf Fragen thun.

Kön. Ja, Liebliche, nichts darf verhalten werden; denn ein ungesagtes zu sagendes Wort schafft Kummer.

Priamw. Nun, so höre mein Herr.

Kön. Ich höre.

Priamw. Die Bewohner der Einsiedelei sind durch deine Hoheit aus ihrer Bedrängniß erlöst worden; damit wurde in der That eine heilige Pflicht erfüllt.

Kön. Sprich doch von etwas Anderem, als von uns.

Priamw. Als unsere theure Freundin hier dich so erblickte, ward ihr Inneres durch den mächtigen Madana in diesen Zustand versezt; du kannst darum durch dein Wohlwollen ihr Leben erhalten.

Kön. O Liebliche, gegenseitig ist diese Zuneigung; mit der höchsten Freude ergreif' ich das.

Sak. (durch Liebe und Unwillen verwirrt.) O Freundinnen, haltet doch den königlichen Weisen nicht länger auf, der gewiß innig sich sehnt, nach seinem Frauenpallaste zurückzukehren.

König.

◡ ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ —

Die du mir Alles in Allem ja bleibest stets,
O du Geliebte, die tief mir im Herzen wohnt,

---

[1]) Der Mond schwindet am Tage ganz, während die Mondblume immer noch blüht, wiewohl nicht mehr so duftend wie zur Nachtzeit.

So du das wünschest, o Reizende, stürb' ich gleich,
Der ich bereits vom Blumengeschoße wund!

Anus. Man sagt ja, die Könige haben viele Frauen; drum wird deine Hoheit dafür sorgen, daß diese unsere liebe Freundin von den übrigen Gemahlinnen nicht gekränkt werde.

Kön. O Liebliche, wozu viele Worte?

Was immer daheim mich umringet,
Nur zweierlei steht vor mir:
Die meerumgürtete Erde
Und eure Freundin hier!

Beide Fr. Wir sind beruhigt.

(Sakuntala verräth ihre Freude.)

Priamw. (bei Seite.) Anusuja, sieh, sieh, wie die geliebte Freundin wieder auflebt, wie die Pfauhenne, die von der Mittagsschwüle gedrückt war, nach einem Regenschauer.

Sak. Bittet doch den Weltbeschützer um Verzeihung, daß wir so über das Maaß und Ziel hinaus plauderten.

Die beiden Fr. (lächelnd.) Für wen es gesprochen wurde, der soll um Verzeihung bitten; was für Schuld hat denn ein anderer?

Sak. Möge doch der große König verzeihen, was vor ihm gesprochen wurde; (bei Seite) aber was wurde nicht in seiner Abwesenheit verhandelt!

Kön. (lächelnd.) Diese Beleidigung werde ich dann nur verzeihen, wenn du mir, Reizende, auf diesem Blumenlager, welches deine Glieder drücken, huldreich etwas Raum gestattest, um von der Ermüdung mich zu erholen.

Priamw. Wo nicht, wodurch könnte er wieder Trost finden?

Sak. (stellt sich böse.) Still, du Unartige, kannst du noch über meine Lage spotten?

Anus. (nach der Seite hinschauend.) Priamwada, sieh dort die junge Hindin der Einsiedelei, wie sie die Augen hin und her wirft. Gewiß, sie hat sich aus der Hütte verloren und sucht nun die Mutter. Ich will sie doch einfangen.

Priamw. Freundin, die Unartige ist sicher zu schnell; du allein könntest sie nicht einfangen; ich gehe mit, dir zu helfen!

(beide stehen auf.)

Sak. Freundinnen, nein, ihr denkt doch nicht beide mich zu verlassen, daß ich so allein bliebe?

D. Fr. (lächelnd.) Du jezt allein, in deren Nähe der Beschützer der Erde ist? (entfernen sich.)

Sak. Wie, die lieben Freundinnen sind weg!

Kön. (nach allen Seiten sich umsehend.) Du Holde, laß nun diese Unruhe! Ist nicht der Jüngling hier an der Freundinnen Stelle, dir zu dienen? Sag doch:

⏓ — ◡ — ◡ ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ — ⏓

O dürft' ich, dürft' ich da den Fächer von Lotos wiegen,
Mit kühlem Wehen die ermüdeten Glieder labend?
Und wenn im Schooß mir, o du Holde, die Füßchen lägen,
Die roth wie Lilien erglänzen, sie sanft dir reiben? [1])

Sak. Ich werde mich nicht selbst vor dem erniedrigen, den ich verehren soll. (sie steht auf, ihres Zustandes halber schwankend.)

Kön. O Holde, die Hitze ist noch nicht vorbei und deine Glieder sind so schwach.

Wie, wolltest du den Blumensitz verlassen,
Wo in des Lotos Schutz dein Busen ruht?
Daß Schmerzen deinen zarten Leib erfassen,
Hinaus dich wagen in der Sonne Gluth?

(zieht sie zurück.)

Sak. Laß, laß mich! — ich bin ja nicht Herr meiner selbst! — Gewiß, einzig meinen Freundinnen bin ich hier anvertraut! Ach! was soll ich beginnen!

Kön. Weh, wie schäm' ich mich!

Sak. Nicht den großen König, das Geschick klag' ich ja an.

Kön. Warum das Geschick anklagen, das so Erfreuliches schafft?

Sak. Wie sollt' ich es jezt nicht anklagen, da es mich, die ich nicht Herr bin über mich selbst, von Anderer Vorzügen gerührt werden läßt!

Kön. (zu sich selbst:)

So innig ein Mädchen auch liebe,
Es bleibt für den Liebenden kalt,
Und hemmet die eigenen Triebe
Der Sehnsucht mit spröder Gewalt.

Sie quälet ja Madana nimmer
So, daß es ihr Inn'res erreicht;
Gequält wird selber er immer,
So oft sich Gelegenheit zeigt!

(Sakuntala entfernt sich.)

Kön. Wie kann ich doch den Wunsch meines Herzens erreichen!

(folgt ihr und ergreift den Saum ihres Kleides.)

Sak. Purus Sohn, bewahre die Scheu! Hier und dort sind Einsiedler auf dem Wege!

Kön. Holde, laß diese Furcht vor den Ehrwürdigen! Der gesetzkundige Kanua selbst würde nicht zürnen:

— — — ◡, ◡ — — ◡ | ◡ ◡ — — ◡ — ◡ —
— — — ◡, ◡ — — — | ◡ ◡ —, — ◡ — ◡ —

Nach dem Bunde der Gandarwer [2]), wie bekannt ist, vermählten ja
Sich die heiligen Jungfrau'n oft, und es stimmt ein der Vater froh.

(Schaut umher.) Wie? — Offenbar, ich bin verloren! (Geht von Sakuntala weg, kehrt aber wieder zurück.)

---

[1]) Die Schönen Indiens pflegten und pflegen sich die Zehen und Fingerspitzen mit einem röthlichen, wohlriechenden Safte zu bemalen.

[2]) Die Gandarwer sind Genien der Musik in Indras Himmel, zu deren Liebesbunde nichts nöthig ist, als die gegenseitige Einstimmung.

Sak. (nachdem sie einige Schritte sich entfernt, wendet sie sich um mit vorgebogenem Halse) Purus Sohn, ob ich gleich deinen Wunsch so eben nicht erfüllt und nichts als Worte mit dir gewechselt, so mögest du doch des Mädchens nicht vergessen.

Kön. Du Liebliche!

Und möchtest du fliehn in den weitesten Raum,
Es läßt meine Seele dich nimmer;
Mag Abends der Schatten enteilen dem Baum,
An der Wurzel haftet er immer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ahnung.

(Beschluß.)

Der Mutter Sehnsucht nach diesem geliebten Wesen war unbeschreiblich: der ganze Rest ihrer Existenz schien sich in dieser Sehnsucht, deren längere Nichtbefriedigung ihr gewiß das Herz gebrochen hätte, zu koncentriren, und ich lernte jezt erst recht fühlen, was Mutterliebe ist, und was die Geisterworte jener Nacht: „Rette Madelaine, rette Henri!“ in dieser Beziehung für einen eigentlichen Sinn gehabt hatten. Auch war ich weit entfernt, die Anordnungen des Arztes und sein Prognostikon, wegen des zu befürchtenden Einflusses einer heftigen Gemüthsbewegung, nur einen Augenblick zu theilen; ich gab vielmehr der Kranken mein heiliges Wort, ihr das Kind, es möge kosten, was es wolle, zu schaffen, und schon diese bloße Zusicherung schien sie mit neuem Leben zu durchströmen. Was aber bei diesem Allen immer mehr in meinem Innersten vorging, das lasse ich unbeschrieben. Traum und Ahnung, und diese grause Wirklichkeit, das plastische Hervortreten gleichsam der Figuren aus jenem Nachtgebilde — ich hätte den Eindrücken erliegen können, wenn mich nicht der Ernst des an mich ergangenen Geisterrufes aufrecht erhalten hätte.

So begab ich mich denn in die Wohnung, wo Henri verpflegt wurde, und die Vermittlung meines neuen Pariser Bekannten, welcher mich als einen deutschen Verwandten der Frau von L... vorstellte, bewirkte auch sogleich, daß man mir das Kind anvertraute, um es in die Arme seiner Mutter zu führen. Eines rührenderen Moments, als dieser ersten Wiederumarmung eines geliebten und so lang entbehrten Kindes durch eine solche Mutter und unter solchen Umständen, habe ich nie genossen, und wenn das Leben sehr viel Furchtbares hat, und wenn namentlich in der damaligen Katastrophe nur das Furchtbarste an der Tagesordnung zu seyn schien, so konnte ich mir doch anderseits auch nicht verbergen, daß es gerade eines so grausend-finsteren Hintergrundes bedürfe, um dem Glanze einer solchen Freude seine ganze Kraft zu verleihen. Aus solchen Katastrophen hat es Gott gefallen, seine moralische Welt zu bilden!

Die Wiederherstellung der Frau v. L... ging, ihrem Arzte zum Troze, mit raschen Schritten vor sich, als nur Henri wieder an ihrem Busen lag, und ihr muthiger Geist ward Herr über die Schauer der Erinnerung, nachdem die dringendste Muttersorge gehoben war. Mich aber bezeichnete sie als ihren Retter und segnete den Zufall, als den ich ihr meine Ankunft zu Paris im entscheidenden Augenblicke erscheinen ließ. Sie vermied ganz, über die Vergangenheit zu sprechen. Nur um Eins noch bat mich Frau v. L..., nachdem ihre Gesundheit bis auf einen gewissen Grad befestigt war: „Bringen Sie mich aus diesem Lande des Blutes, aus der Mitte dieses wahnsinnigen Volkes, dessen eine Hälfte der Schwindel der gräßlichsten Revolution in Tiger, und die andere in Affen verkehrt hat. Hier hätte ich ohne Ihre Dazwischenkunft umkommen müssen.“ Glücklicherweise war ein Theil des Vermögens meiner Freundin in B.. geborgen, und, wahrlich! sie wollte um den Rest nicht mit der Revolution streiten. Der Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches stand also weiter nichts im Wege, und es gelang mir, sie und Henri ungefährdet nach B.. zu geleiten, und so dem mir durch Traum und Ahnung gewordenen Auftrage in seinem ganzen Umfange zu genügen. —

Hier schloß mein Freund, und ich füge seiner Erzählung eine Erweiterung der Betrachtungen bei, mittelst welcher ich dieselbe eingeleitet habe. In der That, Demonstrationen sind in allen denjenigen Fällen überflüssig, in welchen es sich nur um Gefühlsgegenstände handelt. Unser Erkenntnißvermögen spaltet sich auf das Bestimmteste in zwei Richtungen, auf deren einen mit dem rechnenden Verstande fortzukommen ist, während die andere in ein matt erhelltes Gebiet führet, dessen geheimnißvolles Zwielicht kein bloßer Verstand der Verständigen durchdringt. Die Relationen zwischen der Geisterwelt und der Welt der Körper namentlich sind für den dreisten Blick jenes reinen Calculs nicht geeignet, und gleichwie das Auge des Kurzsichtigen in dunkler Nacht noch Gegenstände erkennt, die sich dem Scharfsichtigen entziehen, so kann die Schärfe des geistigen Vermögens selbst ein Hinderniß dieser besondern Wahrnehmung werden. Eins nur steht hinsichtlich dieser Relationen unbezweifelt fest: es gibt — und ich beziehe mich auf alle Leser — Niemand, welcher sich, zumal unter den diese Disposition begünstigenden Umständen stiller Mitternacht, tiefer Einsamkeit u. s. w. bei Verfolgung der hier angeregten Gedanken eines geheimen Schauers ganz erwehren könnte. Das leiseste Geräusch, dessen Grund sich uns nicht alsbald sinnlich offenbart, erscheint unter solchen begünstigenden Umständen als ein Herüberschall aus fremder, geheimnißvoller Region, von deren Existenz, gleich einer verklungenen Sage, eine Kenntnis-

cenz oder Ahnung in unserer tiefsten Brust lebt. Entsprechen **muß** diesem unvertilgbaren und unwiderstehlichen Gefühle eine gewisse Realität, wenn sich gleich über deren eigentliche Natur durch Anwendung jenes ersteren Seelenvermögens nichts sogenanntes Wissenschaftliches festsetzen läßt. Es würde also, bei diesem Stande der Frage, eine große Voreiligkeit und Anmaßung seyn, Vorgänge, wie der hier erzählte, nach ihrem Zusammenhange in die Kategorie bloßer Zufälligkeiten zu verweisen. Das Zusammentreffen von Traum und Ahnung mit dem Ereignisse ist ein Gegenstand der höhern Naturlehre; aber die Theorie dieses Zusammenhangs sezt nothwendig eine Kenntniß der Grenze voraus, bis zu welcher sich unsere erhabenste moralische Kraft erstrecken kann. Diese Kenntniß gebricht uns. Man sieht oft, bei außerordentlichen Veranlassungen, bei Feuersgefahren u. s. w., anscheinend schwache Menschen eine ganz unerwartete physische Kraft entwickeln, und Niemand wird wagen, die Grenze anzugeben, bis zu welcher dergleichen körperliche, über alle gewöhnliche Grenze hinausgehende Anstrengung bei dem weitern Wachsen der Gefahr noch hätte getrieben werden können. Nach dieser Analogie erscheint es aber mehr als vermessen, eine solche Grenze für die geistige Kraft des Traum- und Ahnungsvermögens vorschreiben zu wollen. Schon der Schlaf selbst ist ein tiefes Naturgeheimniß; niemals werden die Modifikationen hinlänglich aufgehellt werden, welche die Beziehung zwischen Geist und Leib während desselben erleidet. Eine größere Unabhängigkeit der Seele vom Körper scheint aber in diesem Zustande allerdings einzutreten, und die Zulässigkeit der Rolle, welche Traum und Ahnung, als Vermittlungen des Schlafes, in unserer Mittheilung spielen, ist also, auch abgesehen von aller übrigen speziellen Autorität, im Allgemeinen durch die hier angedeuteten Bedingungen des Seelenlebens vollkommen dargethan.

Korrespondenz-Nachrichten.

Havre de Grace, September.

(Beschluß.)

Für Auswanderer nach Nordamerika.

In der Folge trieb der Kongreß seine Vorsicht noch weiter und die Schiffskapitäne wurden angewiesen, in ein Fahrzeug von vierhundert Tonnen nicht über hundert, in eines von zweihundert Tonnen nicht über fünfzig Reisende u. s. w. einzunehmen. Ungeachtet dieses Gesetzes wurde erst neuerlich noch ein Versuch gemacht, auf kleinen Schiffen von sehr geringem Werthe eine die gesetzliche übersteigende Anzahl von Passagieren überzusetzen. Die Absicht dieser Spekulanten ging dahin, ihre Fahrzeuge in Beschlag nehmen zu lassen, weil der Werth derselben bedeutend geringer war, als die Summe, die sie für eine unproportionirte Anzahl von Passagieren an Frachtgeldern einzunehmen hofften. Streiche solcher Art werden in Havre häufig gewagt. Unter andern hat man ein schlechtes Schiff von vier-und-neunzig Tonnen für die Ueberfahrt von hundert-und-sechs Auswanderern nach Philadelphia akkordiren sehen, und einzig den zwischen den Armateurs und den Lieferanten entstandenen Streitigkeiten, welche der Abfahrt jenes Fahrzeuges Hindernisse in den Weg legten, hatten die unglücklichen Auswanderer es zu verdanken, daß sie den Gefahren und Entbehrungen einer Ueberfahrt auf einem alten, schlechten Schiffe entgingen. Unter der ganzen zahllosen Menge von französischen Gesetzen fand sich auch nicht *eine* Verfügung, welche die Behörden befugt hätte, eine Expedition nicht auslaufen zu lassen, deren Zweck kein anderer war, als über hundert Unglückliche dem schändlichen Eigennutze von zwei oder drei weißen Sklavenhändlern preiszugeben. Der Ueberfahrtspreis nach Nordamerika war anfänglich auf 300 Fr. für die Person festgesezt; späterhin sank er auf 230 und 200; gegenwärtig werden in der Regel 120 Fr. bezahlt. Jede Familie schifft sich mit Allem ein, was sie für die Ueberfahrt nöthig hat. Der Kapitän liefert nur das für die Mannschaft erforderliche Wasser. Wenn sich die Fahrt so sehr in die Länge zieht, daß der eingenommene Mundvorrath nicht hinreicht, so sucht er mit einer Ration Zwieback auszuhelfen. Es gibt unter den Auswanderern nicht wenige, die, nachdem sie sich in ihrer Heimath eines ziemlichen Grades von Wohlstand erfreut hatten, nach Amerika übergingen, um auf einem ergiebigen Boden vermittelst ihrer Hände Arbeit die in ihrem Vaterlande zusammengebrachten Fonds zinstragend zu machen. So wurde von einem betagten und überaus arbeitsamen Schweizer, der aber noch geiziger war, als fleißig, vor zwei Jahren in Havre für 30,000 Fr. Newyorker Papier gegen baares Geld eingewechselt, wobei er erklärte, sich nach Amerika begeben zu wollen, um ein Stück des dortigen Bodens im Großen zu bewirthschaften. Es ist ferner nicht ohne Beispiel, daß einzelne Auswanderer, die in sehr dürftigen Umständen aus Europa abgegangen waren, um sich auf drei oder vier Jahre an amerikanische Pflanzer zu vermiethen, sich in Zeit von zehn bis zwölf Jahren durch Arbeit und Sparsamkeit einen gewissen Grad von Wohlhabenheit errungen haben, mit dem sie nach Europa zurückgekommen sind; solche Beispiele sind aber sehr selten. Hinwieder hat man vor nicht gar langer Zeit Auswanderer, die eben zu Newyork angekommen waren, in den Straßen dieser Hauptstadt betteln sehen; daher auch die Regierung der Vereinigten Staaten, um sich vor dem Ueberhandnehmen solcher Bettelei sicher zu stellen, eine Verfügung erlassen hat, kraft welcher jeder Neuangekommene darthun muß, daß er wenigstens ein Jahr lang von eigenem Vermögen leben könne. Die amerikanischen Fahrzeuge, welche den Hafen von Havre besuchen und noch gegenwärtig die sogenannten Schweizer, die solches aber gar häufig nicht sind, nach den Vereinigten Staaten übersetzen, nehmen auf jeder Reise im Durchschnitte hundert Personen in das Zwischendeck. Diese Passagiere bilden den Gegensatz zu denjenigen, welche sich in das Zimmer einlogiren und die Ueberfahrt mit 750 Franken bezahlen, um an Bord eben so gut traktirt zu werden, als in den besten Pariser Hotels. Man muß die Eleganz dieser Schiffe in ihrem ganzen Umfange gesehen haben, um sich von diesem Gegensatze eine Vorstellung machen zu können. Auf der einen Seite erblickt man alle Bequemlichkeiten des Lebens; Täfelwerk, Geräthschaften von kostbarem Holze, Spiegel, Krystallglas, kostbare Teppiche, feine Gerichte, ausgesuchte Weine; auf der andern Seite Lumpen, bloße Füße, grobe Kost und als Lagerstätte den Fußboden. Luxus und tiefes Elend in unmittelbarer Nähe und durch nichts von einander getrennt, als durch die Zwischenwände eines Schiffes! Man schäzt die Zahl der Emigranten, die sich seit der Epoche der ersten Auswanderungen von Havre aus nach den Vereinigten Staaten begeben haben, um daselbst vermittelst der Arbeit ihrer Hände ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, auf 14 bis 15,000.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 232.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 27. September 1832.

— Sans hyperbole,
Grace aux plus drôles de corps,
La France était folle. —
On ne rit guere aujourd'hui;
Est on moins frivole?

Béranger.

Die Pariser Oper sonst und jezt.

Mein Großvater, der alte, gebrechliche Mann, hat zu Paris die Oper gesehen, da sie noch Nationaltheater war, und ich beneide ihn darum; er hat die Königin sechsspännig, im vergoldeten, mit Federbüschen gezierten Wagen, zwanzig Heiduken voraus und hinterdrein, von Versailles kommen und am Peristyl der königlichen Akademie der Musik absteigen sehen. Da schritt sie die große, mit glänzenden Teppichen belegte Treppe hinauf, die beiden Flügelthüren ihrer hübschen Loge rauschten auf und die absolute Königin, die angebetete Göttin ließ sich zögernd in ihrem Lehnstuhle nieder und verblaßte dabei ein wenig, denn sie war nicht ganz beruhigt darüber, wie sie der Pariser heute aufnehmen werde. Es war auch ein Tag herber Prüfung. Die Königin ward weit weniger beklatscht als Mademoiselle Guimart, die Sängerin, und als die Herzogin von Orleans. Die Tänzer und den Grafen von Artois pfiff man aus; lezterer aber sprach auf's Witzigste mit einer zierlichen Verbeugung den Pfeifern Hohn. Ja, für diese Pariser war alles ein Spektakelstück, Histrionen und große Herrn, die Oper und der Hof. Die geschminkten, mit Gold und Flitter beladenen Schauspieler sind gut, recht gut bezahlt, das Volk ist großmüthig, es liebt die Pracht und läßt sich ihre Capricen, ihre Unverschämtheiten gerne gefallen; nur klatscht es, oder pfeift es, oder macht Chansons, wann und wo es ihm beliebt. Achtung, Könige und Prinzessinnen, Tänzer, Sänger und premiers sujets! bringt eure Gesichter in Falten, daß sie lächeln, legt Roth auf und studirt angenehme Mienen! ihr sollt vor dem Volke auftreten, vor dem Volke, das bezahlt und bei euch nimmermehr Gnade vor Recht wird ergehen lassen; der König der Komödianten und der Könige sizt auf seinem Stuhle, er harrt eurer, ein unerbittlicher Richter. Habt gelenke Beine, ihr Tänzer! habt schmiegsame Nacken, ihr Hofleute! sonst gellen die Pfeifen und ihr fallt durch, fallt desto härter, je höher ihr steht. Gute alte Zeit!

Eines Tags kam die Königin aus der Pariser Oper nach Hause. Man hatte ein neues Stück gegeben, Endymion, oder ein albernes Ding der Art. Da fragte sie der König nicht, wie ihr Stück und Musik gefallen, sondern wie ihr das Publikum behagt. Ein konstitutioneller Monarch fragt nicht viel nach dem Publikum, und der Julioskönig kümmert sich kaum mehr darum als irgend ein anderer Fürst. Mag es den Hof auspfeifen oder ihn mit Hurrah empfangen, das Budjet geht deßhalb doch durch, und überdieß pfeift ja das konstitutionelle Parterre den Hof gar nicht aus; erlaubt es sich doch kaum, in seiner Gegenwart zu klatschen. Ich möchte wirklich einmal die Juliuspariser ihn auspfeifen hören; man brauchte nicht lange nach der Polizei zu schicken. Aber ehemals, zur Zeit, von der wir sprechen, war das Parterre ungleich weniger civilisirt, es wurde hin und wieder brutal, und an jenem Abende war es mit der Königin nicht anders umgegangen, als mit einer Figurantin.

Der König sah eine kleine Wolke auf der Stirne seiner schönen Königin und fragte sie, wie schon gesagt, wie das Publikum gewesen sey. „Kalt," erwiederte Ihre Majestät etwas ärgerlich; der König wußte recht wohl, was das zu sagen hatte, und entgegnete lächelnd: „Sicher, Madame, kommt dieß daher, daß Sie nicht genug Federn an sich hatten." Die Königin hatte für die kränkenden, für die abscheulichen Stunden, die sie durchgemacht, ganz andern Trost erwartet; die Thränen kamen ihr in die Augen und sie rief heftig: „Ja, Sie, Sire, möchte ich einmal dort sehen mit Ihrem St. Germain und Ihrem Turgot! Sie sollten derb ausgezischt werden!"

Ja, damals war die Oper etwas; die Oper stellte wirklich eine Regierung mit drei Gewalten vor, Bühne, Hof, Publikum, und wie in einem ächt demagogischen Staate tyrannisirte das leztere die beiden andern gewaltig. Die Tänzerinnen — ich spreche hier nur vom Tanze — gehörten ausschließlich dem Hof an; aber das Publikum hatte den Hof unter seiner Zuchtruthe, und da war es denn eine Seelenwonne, wenn man einen Prinzen von Geblüt oder einen Marschall von Frankreich in der Person einer Mademoiselle Allard, und wie sie alle hießen, auszischen konnte. Was die Kunst anlangt, so hatte der Pariser damals zu viel Esprit, Verstand und Geschmack, um aus dem Tanze etwas Ernstes, etwas Hochwichtiges zu machen. Man ließ Noverre, den sinnreichen Narren, Ballette aus der römischen Geschichte drechseln und Bände über choregraphische Kunst schreiben. Die großen Herrn und das Publikum achteten den großen Tanzkünstler und behandelten ihn mit Auszeichnung; denn in dieser lustigen und höchst vernünftigen Zeit war einmal ein Mann, der Tänzerinnen bildete und zur Feerei der Oper das Seinige beitrug, eine höchst achtungswürdige Person; aber man tanzte Noverres Ballette völlig ungezwungen, ohne Pedanterie und Steifheit, zum unaussprechlichen Verdruß des Meisters, der seufzend der Zeit gedachte, da er mit fügsameren Schülern am würtembergischen Hofe die sublimsten Ballette des Jahrhunderts aufgeführt. Die Pariser Tänzerinnen hatten taube Ohren für seine Deklamationen über die historische Treue, und ließen ihn klagen und schreien, wenn Ariane in einer Fontange hereingehüpft kam und die Schwester der Horazier den Tod ihres geliebten Curiaziers mit Federn auf dem Kopfe und Muschen im Gesichte beweinte.

Und die Schäfer, und die Schäferinnen! wie beneide ich den Großvater, daß er sie mit seines Leibes Augen erblickt! O die liebliche Schäferin mit dem weißen, in die Poschen aufgeschürzten Atlasrock, in den weißen, von Diamanten funkelnden Schuhen mit hohen Absätzen, mit dem weißgepuderten Haar! und wie süß, wenn sie in diesem jungfräulichen Putze einen Kuß gab, einen empfing! Galathea war damals das Gespräch von Europa; die Czarin unterhielt eine Korrespondenz mit Paris einzig und allein, um zu erfahren, ob Galathea ihr Band hingibt oder es sich nehmen läßt; Grimm, Diderot, d'Alembert schrieben an alle Fürsten Germaniens von Galatheens Band, und die feine literarischen Factotums zu Paris hatten, schickten einander Kouriere und erzählten sich Galatheens Geschichte. So wenig als beim Kostüm, war damals beim Tanz selbst von Natur die Rede. Der napolitanische Tanz, den die Landmädchen auf dem Markte von Portici aufführen, und so viele gelehrte Studien über Nationalspiel und Tanz hatten damals die Welt noch nicht erleuchtet. In einem russischen Ballet tanzte man keineswegs russisch, noch deutsch in einem deutschen; man lebte in einer künstlichen, konventionellen Welt, das Falsche, das Gemachte war die Poesie der Zeit; aber eben dadurch ward die Oper zu einem so einzigen Schauspiele, zu einem universellen Geistesgenuß. Wahrhaftig! was kümmerte sich die Czarin um den russischen Tanz, und Grimms hohe Korrespondenten um den deutschen! Nein, die abgeschmackten, die unmöglichen Ballette wollten sie haben und sehen, die galanten, erfundenen Kostüme, wie es welche weder in Rußland, noch in Deutschland, noch sonst wo in der Welt gab, die namen- und wesenlosen Sitten an der Pariser königlichen Akademie der Musik, das war ihre Lust, ihre Poesie. Es ist aber wohl zu bemerken, daß, wenn man damals in einer falschen, lächerlich idealen Welt sich bewegte, dieß mit Bewußtseyn geschah; denn eine gewisse Klasse der Gesellschaft war damals gerade nicht ungebildeter als heutzutage. An Alterthumskennern vollends fehlte es in der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften nicht; aber diese Herrn mochten denken, sie haben Anderes zu thun, als das Theaterkostüm zu reformiren, und die gelehrten Perrücken im heiligen römischen Reich deutscher Nation waren vollends nicht dazu berufen. Kam so ein Professor, der über die Chlamys der Alten geschrieben hatte, in die Opera seines gnädigsten Landesfürsten, so gefiel ihm Jason in seinem Reifrock und Theseus in seiner Perrücke ganz ungemein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sakuntala oder der Erkennungsring.

(Fortsetzung.)

Sak. (ist wieder etwas vorwärts gegangen; zu sich selbst:) Ach, ach! wenn ich ihn höre, bewegen meine Füße sich nicht mehr vorwärts. Hinter diesem Kuruwakagebüsche *) versteckt, will ich doch sehen, wie seine Liebe sich äußert. (Steht so da.)

*) Kuruwaka, eine Blumenstaude mit Dornen.

Kön. Wie konntest du so grausam mich verlassen, da ich so eben der Liebe Glück zu kosten begann!

Wie bist du doch so liebverheißend, schön und zart,
Und doch dein Herz wie der Sirischa Staude [5]) hart!

Sak. Wenn ich solches höre, kann ich nicht weiter gehen!

Kön. Was thu' ich jezt an dieser Stätte, die von der Geliebten verlassen ist! (vor sich hinblickend) Ach! da ist etwas, das mich zurückhält!

Da liegt es vor mir, dieses Lotosband,
Von der Usira Wohlgeruch durchdrungen,
Und hält, entfallen der Geliebten Hand,
Gleich einer Fessel nun mein Herz bezwungen!

(Hebt es mit tiefer Ehrfurcht auf.)

Sak. (auf ihre Hand blickend.) Ach, lose, ob meiner Schwäche, ist es mir unbemerkt entfallen!

Kön. (das Lotosarmband an die Brust heftend.) O welch Gefühl!

⏓ — ⏑ — — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ —

Durch diesen Schmuck, welcher, o Theure, mir so süß,
Da eben noch dort an dem linken Arm er hing,
Wie selig ist, mag er auch noch so fühllos seyn,
Dieß arme Herz; — aber es ist's ja nicht durch dich!

Sak. Hier kann ich durchaus nicht mehr bleiben. Gut denn, unter diesem Vorwand kann ich mich wieder zeigen.

(Tritt hervor.)

Kön. (sie erblickend, freudig.) Ey, da kömmt sie, die Herrin meines Lebens! Für den tiefen Kummer bin ich nun auf einmal durch die Gunst des Schicksals entschädigt.

— — — —, ⏑ — — ⏑ | — ⏑ — —, ⏑ — ⏑ —
⏑ ⏑ — —, ⏑ — — ⏑ | — — ⏑ ⏑, ⏑ — ⏑ —

Vor Durst die Kehle ganz trocken, fleht um Naß kaum der Tschatata, [6])
Und es fließt ihm der Frühregen vom Himmel in den Schnabel gleich!

Sak. (vor den König sich hinstellend.) Auf halbem Weg, o Herr, erinnerte ich mich an dieses mir von der Hand gefallene Lotosarmband, und deßhalb bin ich wieder zurückgekehrt. O, es sagte mir mein Herz, es sey gewiß von dir aufgehoben worden. So gib es mir denn zurück, daß es nicht etwa dich und mich den frommen Männern verrathe.

Kön. Unter Einer Bedingung nur liefere ich es aus.

Sak. Unter welcher? sprich.

Kön. Daß ich es dir wieder an seinen Ort befestige.

Sak. (zu sich selbst.) Mir bleibt kein Ausweg. (Laut.) Nun, so befestige es denn. (Tritt zu ihm hin.)

Kön. Laß uns beide dort auf den glatten Felsen uns setzen.

(Beide gehen hin und setzen sich.)

Kön. (nimmt Sakuntalas Hand.) Ach, welch Gefühl!

Ist's nicht ein Zweig von dem Baume der Liebe, [7])
Den Siwa's Zornglut verzehrt?
Doch fühlt er kaum den Ambrosiaregen,
Blüht auf er, an Glanz noch gemehrt.

Sak. (drückt ihm leise die Hand.) Es eile, es eile der Sohn meines Herrn!

Kön. (freudig zu sich selbst.) Jezt bin ich voll Hoffnung! diesen Namen gibt man nur einem Gemahl. (Laut) Du Holde, der Haken dieses Lotosbandes schließt nicht gut; ich will doch wieder machen, daß es paßt.

Sak. (lächelnd.) Wie es dir gefällt.

Kön. (zögert absichtlich, vereinigt die Enden.) O du Holde,

⏑ — ⏑ — — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ —

Der junge Mond, sieh, er verläßt des Himmels Raum,
Und daß er dich vollkommen ziere, schlingt er jezt
Um deine Hand, welche die Herzen wonnig faßt,
Als Lotosband, faserig weich, das Hörnerpaar. [8])

Sak. Ich sehe doch wahrlich nichts davon; mein Blick ist wohl getrübt von dem Staube der Lilie hinter meinem Ohr, den die Lüfte aufregen.

Kön. (lächelnd.) Wenn du es erlaubst, so will ich dir ihn mit dem Hauche meines Mundes wieder klar machen.

Sak. Das wäre wohl gütig von dir; aber ich traue dir nicht.

Kön. Nicht doch, nicht doch; ein neuer Knecht überschreitet das Gebot ja nie.

Sak. Doch der allzueifrige flößt kein Vertrauen ein.

Kön. (zu sich selbst.) Diese liebliche Gelegenheit zu einem Dienste soll mir nicht entgehen. (Sucht ihr das Gesicht aufzurichten; Sakuntala leistet ungerne Widerstand, bleibt aber ruhig.)

---

[5]) Wie der Stengel der Sirischa hart, so lieblich und zart ist die Blume selbst, die aus vielen kleinen zusammengesezt ist und den angenehmsten Duft verbreitet. In dem Vorspiele zur Sakuntala singt eine Schauspielerin zur Verherrlichung des Frühlings:

Und sieh an den zartesten Kesarakelchen,
Wie jezo die Bienchen in Küssen da schwelgen!
Und sieh, wie die Mädchen Sarischen sich pflücken,
Mit Blumengeschmeide das Ohr sich zu schmücken! —

[6]) Von diesem Vogel singen die Dichter, daß er im Fliegen beständig den Blick nach den Wolken richte, als ob er sich Erquickung von ihnen erflehe.

[7]) Vergl. Anm. 3 des ersten Abschnitts. Die Mythe von Kama ist hier übergetragen auf die Kamalata, Liebespflanze, die dem Gotte heilig ist.

[8]) Man hat dieses Bild als zu gesucht angegriffen; aber sollte es nicht vielleicht absichtlich dem verliebten Könige in den Mund gelegt seyn? Wenigstens neckt Sakuntala gleich darauf den König, sie sehe doch wahrlich den Mond hier nicht.

Kön. (laut.) **O du mit deinen berauschenden Augen, laß doch diese Furcht vor meiner Unbescheidenheit!** (Sakuntala blickt ihn etwas an, senkt aber das Haupt gleich wieder.)

Kön. (mit den Fingern ihr Gesicht aufrichtend, zu sich selbst:)

Ach, wie ich dürste! die liebe Lippe,
So zart und rein!
Ist's nicht, als ob sie mit holdem Zittern
Mir willige ein?

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

Fall eines Theaterstücks. Das Konstitutionsfest.

Auf dem Theater ist lange eben nichts Besonderes vorgekommen, als daß am 24sten v. M. „der Papa und sein Söhnchen," eine Posse, die vollständigste Niederlage erlitt. Mit größter Ungeduld wartete man den ersten Akt ab, um sodann in ein desto heftigeres Geschrei auszubrechen. Das Stück sollte nicht fortgespielt werden. Der Regisseur Pauli erschien, um Nachsicht, wenigstens für die armen, unschuldigen Schauspieler zu bitten. Mit Mühe brachte er es zu der Frage, ob man das Stück fortspielen solle oder nicht. Seine Erklärung, daß die Bühne auf ein anderes, an der Stelle der verschmähten Posse zu gebendes Stück nicht vorbereitet sey, schien endlich die Mehrheit für die Bejahung zu stimmen, welcher jedoch der laute Widerspruch nicht fehlte. So wurde denn auch Papa und sein Söhnchen unter stetem Gemurmel ferner Gewitter zu Ende gebracht, worauf die volle Explosion erfolgte. Nach einem wahrhaft schauderhaften Anathem über das Stück, wurden zulezt noch wenigstens sämmtliche Schauspieler durch Herausrufen und Applaus von der Mitschuld förmlich losgesprochen.

Als ein wahrhaft erfreuliches Fest zeichnete sich der Jahrestag der sächsischen Konstitution, der vierte September, aus. Sogleich früh um vier Uhr durch Glockengeläute als ein hoher Festtag angekündigt, blieb er seinem Charakter bis in die späteste Nacht getreu. Mit Recht machten, nachdem der der Feier der schönen Erinnerung gewidmete kirchliche Gottesdienst vorüber war, die oft nur allzugrellen Laute des Geschäftstreibens dießmal dem so wohlthuenden Geräusche ächten, gemeinsamen Bürgerfrohsinns Plaz. Recht glücklich war besonders auch der Gedanke der Landleute des Amts Dresden, durch eine Deputation aus ihrer Mitte (Geistliche und Schullehrer eingeschlossen), welcher das Amtspersonal mit seinen Vorständen beitrat, ihre freudige Theilnahme zu erkennen zu geben. An zwei Thoren, einem der Altstadt und einem der Neustadt, wurden sie von Stadtverordneten feierlichst empfangen. Die Jugend der Dörfer schickte ebenfalls ihre Stellvertreter und Stellvertreterinnen, Blumen und Früchte darbringend. Auch die ältern Mitglieder der ländlichen Gemeinden waren mit vollem Herzen bei der schönen Feierlichkeit. Allgemein freute man sich unter andern über einen langen, sehr bejahrten Gemeindevorstand, der mit seinem weiß und grün bebänderten Marschallstabe ein angestrengtes Kommando führte, um so willkommener Allen, da die Lust ihm aus dem Auge leuchtete, wenn er mit Gesten voll Feuer und Leben und bald kleinem, bald großem Schritte jezt auf Mäßigung und dann wieder auf Beschleunigung des Marsches hindeutete. Sämmtliche Landleute, von der hiesigen Kommunalgarde begleitet, trafen auf dem Landhause zusammen, um dann vereint nach dem königlichen Schlosse zu ziehen. Alle Fenster und Straßen, durch die sie kamen, so wie die Straßen selbst, waren mit Menschen überfüllt. Mittags wurden an verschiedenen Orten Arme gespeist und Nachmittags gab die königliche Kapelle in der Neustädter Kirche eine große Musik ebenfalls zum Besten der Armen.

Am Abend war Feuerwerk auf dem Elbufer, der Brühlschen Terrasse gegenüber. Es dauerte drei Viertelstunden und bot fortwährend einen solchen Reichthum dar, daß das Auge stets zu thun hatte, um dem flüchtigen Glanze nach allen Seiten hin zu folgen. Kurz vor dem Anfange erschien unten auf dem Elbstrome in einer mit Fackeln wohlversehenen Gondel ein Musikchor von Bergleuten, ein Lebehoch nach der Brühlschen Terrasse hinauf zu bringen, wo der König, der Mitregent und die ganze königliche Familie im Pavillon nahe an der Elbbrücke das Feuerwerk abwarteten. Der allgemeine Enthusiasmus schloß sich der Innigkeit des bergmännischen Zurufs an.

Die Dekoration, womit das Feuerwerk begann, war eine aufgehende Sonne mit der Inschrift: IV. September 1831. Ihre äußere Schönheit, verbunden mit den so einfachen und doch Alles ausdrückenden Worten, sprach allgemein mächtig an. Während der Dauer dieser Darstellung ertönten Kanonenschüsse und Kleingewehrfeuer.

Der Elbstrom unter der Brühlschen Terrasse war mit überfüllten großen und kleinen Fahrzeugen, Gondeln und Flößen bedeckt, wie das ganze Ufer, die Elbbrücke und die Terrasse mit Schaulustigen. Allenthalben waren Gerüste und Bänke für diese angebracht und reichlich besezt. Die Dächer, Schornsteine und höchsten Thürme der Stadt trugen Lasten von Menschen. Sogar an dem im Strome stehenden Untertheile der Brückenpfeiler hatten sich Schaaren zu befestigen gewußt. Auch der Zufluß weit entfernter Auswärtiger zu diesem Feste war außerordentlich. In der That konnte man das Feuerwerk prachtvoll nennen. Der größte Theil desselben stammt aus früherer Zeit. Es ist, wie man vernimmt, auf die Ankunft eines Monarchen berechnet gewesen, welche jedoch nicht stattgefunden hat.

Eine Menge gesellschaftlicher Cirkel hatten den Mittag gefeiert und konnten auch der Freude des Abends sich um so rückhaltsloser hingeben, da wirklich, troz dem unablässigen Treiben und Gewirr der Menschen durcheinander, während der ganzen Zeit nicht die mindeste wesentliche Störung vorkam. Und was das Beruhigendste bei der Sache seyn möchte, so war zwar überall Sorgfalt der Polizei für die Ruhe und Lebenssicherheit der Bürger, aber nirgends ein entmuthigender Zwang wahrzunehmen. Wie alle Stände ihre volle Zufriedenheit mit dem heitern Feste ausdrückten, so schien auch Jedermann mit der Polizeideputation zufrieden zu seyn. Doch nein, einer einzigen Klasse könnte sie wohl Ursache zu Unmuth und Unwillen, ja sogar zu einer Schadenklage gegeben haben. Denn den Leuten, welche man Diebe nennt, ist wirklich ein auffallender Eingriff in's Gewerbe durch die Polizei geschehen. Besonders hatte sie auch durch öffentliche Anschläge die Einwohner ersucht, während des Feuerwerks Quartiere und wo möglich Häuser zu verschließen. Vermuthlich ist diesem Rathe Gehör gegeben worden. Wenigstens habe ich von bedeutenden Diebstählen am Konstitutionsfeste bis jezt nichts vernommen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 233.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 28. September 1832.

Es brachte jedes Lüftchen mir aus deinen Locken süßen Duft,
Und Rede stand dein blitzend Aug', so schien's, auf meine Frage mir:
An deiner Stimme hing ich fest, an deiner Lippen weichem Ton:
Musik, bei der mein Herz gehüpft, wo flohst du hin, o sage mir!

Platen.

Sakuntala oder der Erkennungsring.

(Beschluß.)

Sak. Der Sohn meines Herrn scheint sein Versprechen zu vergessen.

Kön. Durch die Nähe des Lotos am Ohre, der deinem Blicke gleicht, bin ich ganz außer mich gekommen. (Er haucht über ihr Auge.)

Sak. Jezt ist mein Auge wieder in seinem natürlichen Zustande; ich schäme mich aber, daß ich dem Sohne meines Herrn seinen lieben Dienst nicht vergelten kann.

Kön. Du Holde,

Wenn deiner Lippen süßen Duft ich trinke,
Was fehlt mir dann?
Es gnügt der Biene, wenn des Lotos Düfte
Sie kosten kann.

Sak. Sollte das ihr nicht genügen, was könnte sie sonst machen?

Kön. Das! — (gibt sich alle Mühe, sie zu küssen.)

Hinter der Scene. Das Tschakrawakaweibchen *) ruft seinem Gefährten; seht, es nahet die Nacht! —

Sak. (horcht in Verwirrung.) O Sohn meines Herrn, dort kömmt die ehrwürdige Gautami, nach meinem Befinden sich zu erkundigen; verbirg dich doch hinter dieses Gesträuch!

Kön. Ach ja! (bleibt an der einen Seite stehen.)

Gautami tritt auf, ein Gefäß in der Hand.

Gaut. Hier, mein Kind, ist heiliges Wasser. — Wie, so allein bist du mit den Göttern?

Sak. So eben nur sind Priamwada und Anusuja an die Malini hinabgegangen.

Gaut. (mit dem heiligen Wasser Sakuntala besprengend.) Und haben deine Schmerzen sich etwas gemildert? (Berührt sie.)

Sak. Jezt fühl' ich mich weit besser.

Gaut. Nun denn, so mögest du lange und ruhig leben! Mein Kind, es neigt sich der Tag; drum komm, laß uns nach der Hütte gehen.

Sak. (ein wenig sich erhebend, zu sich selbst:) O, mein Herz, kaum hat dein Wunsch sich der Erfüllung genähert, so mußt du wieder Aufschub erdulden! Wisse denn, jezt bist du unglücklich! (Geht etwas vorwärts und spricht dann, sich zurückwendend, laut:) O du schmerzentilgende Laube, dich ruf ich an, mich wieder zu beglücken! (Beide entfernen sich.)

Kön. (tritt wieder hervor, seufzend:) Ach, daß doch die Erfüllung meiner Sehnsucht vereitelt wurde!

⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑̲
⏑ ⏑ — — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑̲
⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑̲
⏑ ⏑ — — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑̲

*) Ein Wasservogel. Jeden Abend beim Sonnenuntergang flattert, nach den indischen Dichtern, das Männchen auf der einen, das Weibchen auf der andern Seite des Flusses traurig hin und her, und die ganze Nacht hindurch drücken sie einander in ächzenden Tönen ihre Zärtlichkeit und Trauer aus. Bemerkenswerth ist, daß auch diese Liebenden, wie später Duschmanta und Sakuntala, durch den Fluch eines beleidigten Weisen geschieden sind.

O wie kommt's, daß das aufgehobne Antlitz,
Da sie stets deckte die Lippen mit den Fingern,
Da die Augen zur Hälfte zu sie drückte,
Da so süß „nimmer!" sie hauchte, nicht ich küßte!

Wie nun? soll ich jezt weggehen, oder in dieser Blumenlaube, wo ich mein Glück genossen, noch etwas weilen? (Sieht sich nach allen Seiten um.)

Hier auf dem Felsen das blumige Lager,
Von ihren Gliedern zerknickt,
Und dort das Briefchen der Liebe, das theure,
In's Blatt des Lotos gedrückt;

Und hier das Band, von der Hand ihr gefallen,
Wie haftet mein Auge daran!
Ach, die nun einsame Wetasalaube
Ich nimmer verlassen kann! — —

Weh, da die Geliebte in meiner Hand war, wie schwach war ich, wie ließ ich die Gelegenheit fahren! Ja jezt

Käme mir die Holde wieder
An den trauten Ort zurück,
Würd' ich nicht die Zeit verlieren;
Denn nur selten kehrt das Glück.

Ach! mein Herz betäubt, gequälet,
Schwazt sich jezt so manches vor:
Säh' der Theuren ich in's Auge —
Wär' verwirrt ich wie zuvor!

Von der Seite her:

— — ∪ — ∪ ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪

Beim Abendopfer, das so eben wir bringen wollten,
Umschwärmen Haufen von Dämonen, sich lagernd ringsum,
Die Opferstätte, wo das Feuer bereits im Brand ist,
Nach Blut begierig, und so roth wie Gewölk der Dämm'rung!

Kön. (horchend.) O! ihr Einsiedler, fürchtet euch nicht! ich komme hier!

(Tritt ab.)

Die Pariser Oper sonst und jezt.

(Fortsetzung.)

Nicht allein im Kostüm, in den Dekorationen, im ganzen Geschmack und der Poesie der Oper herrschte dieser lustige Wirrwarr. Der ganze Geist der Zeit, die Sitten, das Leben hatten diesen Anstrich. Sobald die junge Tänzerin die Fußspitze auf die Bretter des königlichen Theaters sezte, war sie legal emancipirt und trat in eine überaus wunderliche Welt ein, die sich unmöglich nach allen Seiten schildern läßt. Erste Regel: nichts von wissenschaftlichem Kram; kein Maler oder Bildhauer kam ihr auf hundert Schritte nahe; man kopirte kein Basrelief bei ihrem Anzug und fragte keinen Winkelmann um Rath, ob sie den Hals offen oder bedeckt, einen Schleier oder keinen tragen solle. Die Tänzerin saß frei und frank, umschwärmt von stumpfen Hofleuten und schelmischen Abbés, in ihrem Ankleidezimmer, puzte sich, wie es ihr gefiel, verbarg ihr Bein, wenn es schlecht, ließ es sehen, wenn es gut konditionirt war, und trat vor das Publikum, als wäre sie seine Maitresse, mit all ihrer Koketterie, ihren Launen und Grillen. Diese Geschöpfe waren um so origineller, als sie, völlig sich selbst überlassen, sich rein ohne alle Kultur aus sich selbst entwickelten; die Welt, in der sie sich bewegten, eine Welt voll Thoren und Tollköpfen, konnte sie nichts lehren; wußten sie doch selbst nichts. Zu einer Zeit, wo ein Herzog von Richelieu nicht orthographisch schrieb, war es ganz in der Ordnung, daß eine Tänzerin nicht lesen konnte. Ein Romanschreiber, der auf historische Treue hält, mag sich darum wohl hüten, eine Tänzerin aus der guten alten Zeit einen Liebesbrief schreiben, überhaupt schreiben zu lassen.

Wenn die Tänzerin auf die Bühne geschwebt kam, konnte sie mit Horaz sprechen: Nunc pede libero pulsanda tellus! Mochte ihre Wolke oder ihr Wagen in Egypten, in Italien oder in Argolis landen, hatte sie vor dem Kapitol oder im Thale Tempe aufzutreten, war sie Göttin oder Schäferin, Bäurin oder Prinzessin — einerlei, ihr Tanz war, wie Alles in und an ihr, ein Kind ihrer Laune, ihres Geschmacks. Der Choregraph war ja so galant, so gefällig und, was die Hauptsache ist, so unwissend. Er muthete der Tänzerin nicht zu, ihre Beine sollen heute griechisch, morgen türkisch und übermorgen lateinisch seyn; leicht, ätherisch, verführerisch sollten sie seyn, und damit Holla! Die Tänzerin flog, hüpfte, pirouettirte nach Belieben von einem Ende der Bühne zum andern, tanzte eine Chaconne in einer Moschee zu Konstantinopel und ein Menuet in Alhambra, und der Kritiker fand das ganz in der Ordnung. Auch dem Kritiker in dieser geistreichen Zeit kamen Dinge, die uns heutzutage so viel zu schaffen machen, als da sind poetische Wahrheit, Natur u. s. w., gar nicht in den Sinn, und von gelehrtem Kram war vollends keine Rede. Da hieß es: „Die und die Tänzerin ist ausgezeichnet: herrliches Bein, merveilleux jarret, Augen, wie man sie nicht schöner sehen kann. Gestern hat sie sich mit ihrem Liebhaber überworfen, heute ist sie zu haben; greift zu, morgen ist es zu spät, und die Tänzerin ist wirklich ausgezeichnet." — Wahrhaftig! damals war doch die Kritik zu etwas nütze!

Die Tänzerin der alten Oper war immer leichtsinnig, sehr leichtsinnig, aber dabei nicht selten religiös; sie ließ von dem Abbé, der ihr den Hof machte, Seelenmessen lesen für die selige Mutter. Sie hatte einen höchst pikanten Beigeschmack von bürgerlichem Wesen und roch im höchsten Saus und Braus der vornehmen Welt nach dem Waschkessel. Ja, die Tänzerin, in deren Wesen die beiden Pole der Gesellschaft verschmolzen, die nach Kräften an Mischung des adeligen Bluts mit dem bürgerlichen arbeitete, war wohl das merkwürdigste Phänomen

jener wunderlichen Zeit. Sie kam schnurstracks aus der Loge des Papas Schweitzer in die Karosse eines Prinzen und aus der vergoldeten Karosse auf den Schindanger. Eine ehrbare Tänzerin war damals ein unmöglich Ding, die Tugend und die Grazien waren einmal Antipoden. Von verschämten Grazien weiß man erst seit Wiederauferstehung der Griechen in der Kunstwelt. Die Tänzerin ist seitdem Bürgerin geworden, ist eine große Dame geworden, eine gelehrte, ja sogar eine tugendhafte Dame. Sie hat neben St. Just und Robespierre bei den Volksfesten figurirt, sie hat in den Salons unter dem Direktorium das große Wort geführt, sie hat die kaiserlichen Generale gegängelt und die Heerführer der Alliirten zahm gemacht. Unter der Restauration endlich schlug sie wiederum den Weg zur Kirche ein, blieb aber dabei aus der petite maison weg; man sah sie allerdings auch bei den großen Herrn, aber nicht mehr als Bacchantin, nein, züchtig gehüllt in ein langes Mousselinkleid, gesenkten Blicks und bescheidener Haltung. Solche Umwälzungen in der tanzenden Welt mußten nothwendig zu großen, tiefgreifenden Neuerungen im Tanze selbst führen; so war es auch, und der Sturm hat alle jene leichtfertigen Insassen der alten Oper verweht, während die politischen Stürme, in Karl X., in Lafayette, in Talleyrand, doch ein Paar Trümmer, Zeugen der alten Zeit, haben stehen lassen.

In der alten Oper trugen die Tänzer bekanntlich Masken. Aber eines Tags — zur Zeit, da man allen Dingen auf den Grund sehen wollte, zur Zeit, da das französische Volk in frevelhaftem Vorwitz Schleier um Schleier vom Königthume abriß — eines Tags fiel es dem Parterre ein, sehen zu wollen, was hinter den Masken der Tänzer sey. König und Volk, Priester und Adel, Publikum und Tänzer, Alles wollte sich damals ins Gesicht sehen. Man that damit, daß man alle Masken wegwarf, einen großen Schritt der Wahrheit näher; was hatte man aber davon, daß man sich so ganz in der Nähe sah? Alle Illusion war dahin; jene großartigen Figuren, welche man früher aus der Ferne und durch ein Augenglas sich hatte bewegen sehen, jetzt erschienen sie in ihrer wahren Gestalt, nichtsbedeutend, gemein, ohne Adel, ohne Poesie. Das Volk schlug alle seine alten entheiligten Idole nieder, und die neuen, die es aufstellen wollte, geriethen nicht. In dieser allgemeinen Sündfluth Alles einst Bewunderten und Großen verloren, wie gesagt, auch die Tänzer ihre Masken, und kaum sah ihnen das Publikum ins Gesicht, so erklärte es sie für abscheulich häßlich. Von Stunde an sind auch die nobeln Tänzer von der Bühne verschwunden.

(Der Beschluß folgt.)

Die Klage des Kusses.

Härmt der Mensch sich bitterlich
Ob des Lebens kurzer Dauer:
Nun fürwahr, so darf auch ich
Lispeln wohl ein Wort der Trauer.

Ahnend die Vernichtung schon,
Will ich noch die Stimm' erheben;
Meiner Klage schwacher Ton
Ist schon länger als mein Leben.

Angehaucht vom Abendwind
Zwischen rosenrothen Wiegen,
Fühlt' ich mich, ein zartes Kind,
Auf den seidnen Kissen liegen;

Und im selben Augenblick,
Eh' ich meiner mich noch freute,
Gab das stürmische Geschick
Mich dem raschen Tod zur Beute.

Doch das Grab war schön geschmückt,
Drin so bald ich mußte welken;
Schmachtend sich hinabgebückt
Hatten würz'ge Purpurnelken.

Neidisch glühend sah mir nach
Noch die Sonne unter'n Boden;
Die Musik der Wehmuth brach
Bahn sich an das Herz des Todten.

Ach! und jener Blitz der Lust,
Bis ich ganz den Tod erworben!
Daß mir selbst noch nicht bewußt,
Ob's gelebt war, ob gestorben?

Wär' so süß des Sterbens Rausch,
Müßte Alles darnach brennen;
Doch so plötzlich war der Tausch,
Daß ich's nicht kann Leben nennen.

Abgeschieden und verwaist,
Denk' ich nun der schönen Erde,
Zweifelnd, ob ich blasser Geist
Einst auch auferstehen werde?

Ob mir dann das Morgenroth
Leuchten wird zum ew'gen Glücke,
Und ich fern von Todesnoth
Ruhig schweb' auf sel'ger Brücke?

Ob des kurzen Seyns Genuß
Sich erneut dem ew'gen Wandrer?
Ob verjüngt hinauf ich muß,
Fremd mir selbst und doch kein Andrer?

Oder ob, gelebt einmal,
Mir kein Morgen wiederkehret,
Und mich, wie die Nacht den Strahl,
Die Vergessenheit verzehret?

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, September.

Anstalten und Vereine. Die Separatisten.

Bei den neuen, Vieles umgestaltenden politischen Ereignissen wurden doch nüzliche öffentliche Anstalten und Vereine nicht vergessen, und manches Erfreuliche ist von ihnen ausgegangen. Die Landesbibliothek, zu der unser Monnard einen trefflichen Katalog gemacht hat und noch fortsezt, war bisher unverantwortlich von der Regierung vernachlässigt, und sie that nichts zu der Unterhaltung und Vermehrung dieser Sammlung, der einzigen öffentlichen in Lausanne. Von nun an wird sie jährlich im Kantonalbudget mit einer angemessenen Summe erscheinen. Dieß ist der erste vorbereitende Schritt der Regierung zu den bedeutenden Maßregeln, die in Beziehung auf den bisher so versäumten öffentlichen Unterricht im Lande ergriffen werden müssen. Wie kleinlich, winzig und ärmlich scheint in dieser Beziehung noch Alles in Vergleich mit Städten Deutschlands, die nicht so viel Einwohner und Hülfsquellen haben, wie Lausanne!

Unsere Spinnanstalt, unsere unentgeldlichen Schulen für Knaben und Mädchen haben guten und erfreulichen Fortgang und werden immer mehr durch milde Gaben unterstüzt. Wesentlich zum allgemeinen Wohl wirkt die waadländische Société d'utilité publique, die vor Kurzem ihren Rechenschaftsbericht von 1830 hat drucken lassen. Die wichtigsten Fragen, deren Lösung aufgegeben und auch vielfach mit mehr oder weniger Glück versucht wurde, sind folgende: Sind die Auswanderungen aus der Schweiz und die Kolonisation fremder Länder durch Schweizer als Mittel zur Minderung der Armuth in der Schweiz wünschenswerth und räthlich? — Was soll die Elementarerziehung in Beziehung auf die Entwickelung der geistigen Fähigkeiten bei den Kindern seyn? Was ist sie jezt in den verschiedenen Schweizerkantonen? Wie viel Kinder können im Allgemeinen einem Schullehrer anvertraut werden, so daß man hoffen kann, er sey im Stande, sich mit Erfolg mit der Entwickelung ihrer geistigen Anlagen zu beschäftigen? — Obgleich die Freiheit des Gewerbfleißes als Grundsaz bei uns aufgestellt ist, wäre es dennoch nicht vielleicht gut, sie auf gewisse Grenzen zu beschränken, wodurch der Nuzen des Publikums mit dem der Industrie besser in Einklang gebracht werden kann? — Diese drei Fragen geben die drei Gegenstände der Gesellschaft an: Volkserziehung, Gewerbfleiß und Arme. Schon 1829 waren diese Fragen zur Beantwortung aufgestellt und auch von Mehreren behandelt, aber nicht erschöpft worden. 1830 wurden sie daher erneut, und noch mehrere Denkschriften gingen ein; aber noch immer wurde nichts gründlich genug entwickelt, wiewohl mehr Licht über die Gegenstände verbreitet ward. Hinsichtlich der Auswanderungen sah man nun ein, daß sie kein Mittel zur Verminderung der Armuth seyen, denn für's Erste ist gar keine Uebervölkerung in der Schweiz, und dann dürften diese Auswanderungen außer der Entvölkerung mancher Gegenden noch andere traurige Resultate haben. Es ist hier übrigens nur die Rede von Auswanderungen, zu denen die Regierungen aufmunterten. Weniger Entwickelung und Auflösung fanden die Fragen, betreffend die Volkserziehung und Gewerbsfreiheit. In Beziehung auf leztere ist Eins merkwürdig. Die Frankreich nachgeahmte Gewerbsfreiheit, die Abschaffung der Zünfte, wurde im Anfang als eine der herrlichsten Eroberungen des Zeitgeistes betrachtet, allen andern Völkern, zumal den Deutschen, zur Nachahmung angepriesen, und als die deutschen Regierungen nicht gleich nachahmen wollten, verschrie man sie als stumpfsinnige Anhänger des Mittelalters, seiner Vorurtheile und seiner Mißbräuche. Nun zeigt sich etwas ganz Auffallendes: man hat die Uebelstände und unangenehmen Folgen der Gewerbsfreiheit eingesehen und möchte sie gerne wieder einschränken. Gerade so war es mit dem Geschwornengericht. Es wurde für Geistesbeschränkung, für Illiberalität und Furcht vor Volkserhebung bei den deutschen Fürsten gehalten, daß sie vor mehreren Jahren die Jury nicht einführen wollten. Jezt hat unsere Gesezgebungskommission selbst dagegen entschieden, wie wir schon früher bemerkten.

Wir haben in der neuern Zeit einige verdienstvolle Männer hier verloren, namentlich den Dekan Curtat, der mehreres Gute geschrieben und interessante Manuscripte hinterlassen hat. Er war ein Mann von vielem, besonders theologischem Wissen und seltenem, ganz eigenthümlichen Talent für die Kanzelberedtsamkeit, bei der er alle Form auffallend versäumte und nur auf Reichthum der Gedanken und Thatsachen, desgleichen auf Rührung bedacht war. Es ist zu wünschen, daß die Erben einige von seinen Reden bekannt machen. Früher war er der heftigste Feind und Widersacher der Genfer Kirche; als diese aber durch die methodistische Opposition Malans und Anderer zu leiden bekam, was gerade auch in Lausanne der Fall war, befreundete sich Curtat wieder mit dem Genfer Klerus. Sonderbarerweise hat er selbst bei den jungen waadländischen Geistlichen die Anregung zu einer neuen religiösen Richtung gegeben, die er doch hernach mit gr. Leidenschaftlichkeit verdammte. Er hinterläßt ein interessantes Manuscript über die Wohlthätigkeitsanstalten bei den Alten.

Der kirchliche Separatismus ist in Waad in eine arge und lächerliche Ausartung übergegangen, die ihm bei allen Gutdenkenden Schaden thun muß. Glücklicherweise ist dieß nicht der Fall in Lausanne selbst, sondern nur im Innern des Landes, besonders in Yverdun. Hier spielen die Methodisten wahrhaft Komödie, ohne es vielleicht zu wollen. So beschlossen sie an einem Tag, sich der Briefpost nicht mehr zu bedienen, weil — es zu Christi Zeiten noch keine gab. An einem Abend errichteten die Sektenhäuptlinge einen Scheiterhaufen, zündeten ihn an und warfen dann eine Menge Bücher hinein, weltliche und geistliche, selbst die Bibel mit Osterwalds Anmerkungen, Psalmen, Katechismen, Sammlungen von Bibelstellen, die Predigten Gautheys, Monods, die geistlichen Gesänge von Malan (in Genf), die treffliche Schrift Vinets über religiöse Freiheit und eine Menge anderer guten Bücher. Das Volk machte Miene, sich über diesen Unsinn zu erboßen und über die Fanatiker herzufallen, was diese gerade sehnlich wünschten, um dann als Märtyrer zu gelten. Die Behörden schritten aber zur rechten Zeit ein und so ging Alles ruhig ab, und man kann den Bürgern keinen Vorwurf machen, als daß sie einige brennende Bücher zu retten suchten und nach Hause schleppten. Diese Scenen sollten kurz darauf in Lucens bei Moudon wiederholt werden, und es wäre da gewiß zu Schlägen oder andern ärgerlichen Auftritten gekommen, wenn die Behörden nicht zur rechten Zeit hindernd eingeschritten wären. Unsere Methodisten in Lausanne mißbilligen diese lächerlichen Exzesse krankhafter und überspannter Einbildungskraft, denn bei ihnen selbst herrscht Maaß und Sitte in hohem Grade. Ihre Vereine haben durchaus nichts Absonderndes und Gehässiges gegen die Nationalkirche und gegen anders Denkende, sondern sind nur das Ergebniß höherer religiösen Begeisterung, die das schöne Geheimniß gefunden hat, den christlichen Sinn innig mit allen Lebensverhältnissen zu verbinden und sie durch diese Beimischung zu erheben, zu reinigen und zu verschönern.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 234.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 29. September 1832.

Mißtrau'n in guten Ausgang bracht' ihn um!
O hassenswerther Wahn, der Schwermuth Kind!

Shakespeare.
Julius Cäsar.

Der lezte Sieg.

Fröhlich tummeln sich die Schaaren,
Tiefgebräunt von langen Kriegen,
Hoch zu Roß, auf grünen Auen
Vor des alten Fürsten Zelt;
Zitterten nie vor Gefahren,
Wurden matt nie, als von Siegen;
Ihre stolzen Augen schauen
Muthig auf des Kampfes Feld.

Eine Blume fehlt dem Kranze,
Eine Beute den Trophäen,
Eine Feder nur dem Jäger
Von dem lezten Vogel noch!
Und sie lechzen nach dem Tanze,
Eifrig nach dem Feind sie spähen;
Bei dem Lied der Leyerschläger
Schwillt der Seelen Jubel hoch.

In dem Zelte sizt der Alte,
Dem wohl Schwereres gelungen
Als der leichte Kampf von morgen,
Denn er ist des Glückes Kind;
Heute — eine tiefe Falte
Hat der Stirne Glanz verschlungen;
Nur die Locken, nicht die Sorgen,
Weht empor der Abendwind.

Seine Heeresfürsten melden,
Wie nach Kampf die Völker dürsten;
Bitten ihn, bald zu gewähren
Des ersehnten Streites Lust.
Tröstlich war's dem alten Helden,
War's dem grauen Schlachtenfürsten,
Daß sie solche Hoffnung nähren
Auf den Sieg in starker Brust.

Und er spricht: „An diese Fahnen
Hab' ich lang den Sieg gekettet;
Eurer Treu weiß ich zu danken,
Daß an meinen Stern ihr glaubt.
Morgen geht's auf blut'gen Bahnen!
Gott mit uns, ihr Treuen! Wettet,
Ohne Zweifelmuth und Wanken,
Keck wie ehmals auf mein Haupt!"

Mit dem Morgen, mit dem frühen,
Hat das Heer sich blank erhoben,
Nach dem Königszelte lauschet
Manches Helden Blick und Ohr.
Zornesroth die Speere glühen,
Dürstend nach den ernsten Proben;
Doch am Zelt kein Vorhang rauschet
Und kein König tritt hervor.

Denn die Göttin, die im Schlummer
Sonst mit Lorbeer ihn umschlungen,
Fühllos, wie zu Stein gefroren,
Stand sie vor ihm, diese Nacht.
Seiner Seele banger Kummer
Hat kein Lächeln ihr entrungen,
Und der Glaube bleibt verloren,
Der ihn sonst gestärkt zur Schlacht.

Mit den neun und neunzig Schlachten,
Die er schlug seit brauner Jugend,
Hat, so dünkt's den Schlummerlosen,
Seinen Brief das Glück gelöst.
Ode Gestein in tauben Schachten
Sieht er, ohne Glanz und Tugend,
Und ein herbstlich Feld, von Rosen
Und von jedem Grün entblößt.

Da verzagt er am Verhängniß;
An dem lezten Säulenbogen,
Wo der Kränze lezter winket —
Da verläßt ihn Kraft und Muth.
Und in schmerzlicher Bedrängniß
Hört des Todes Strom er wogen,
Und er zittert und versinket
In der schadenfrohen Fluth.

Die Pariser Oper sonst und jezt.

(Beschluß.)

Der alte gravitätische, noble Tanz ging also mit den Masken zu Grabe; die Naivetät dagegen, die Simplicität der alten Zeit, das laisser aller, wie der Franzose sagt, verschwanden mit den materiellen Fortschritten der Tanzkunst. Unter dem Direktorium wurde der feinere, höhere Tanz in den gesellschaftlichen Cirkeln heimisch, und die Opertänzerinnen hatten mit hübschen Dilettantinnen zu rivalisiren, denen eine Gavotte eine Kleinigkeit war. Gewandtheit wurde von nun an der Cardinalpunkt beim Tanze, und die Oper bevölkerte sich mit Springern und Springerinnen von erstaunlicher Gelenkigkeit. Wer am höchsten sprang, war Meister, und der Werth eines Tänzers war damals mit dem Zollstab abzumessen. Da kam Napoleon, und mit ihm, seinem persönlichen Charakter und dem seiner Regierung angemessen, jene kalte Pantomime, die gar kein Tanz mehr war, aber dem Publikum, das die Tragödien eines Ducis bewunderte, trefflich behagte. Drauf, in den ersten Jahren der Restauration, kam der Eclecticismus, wie er sich damals in Alles mischte, auch über die Oper, und Alles schon Dagewesene wurde zu einem geschmack- und charakterlosen Genre zusammengerührt. Der großartige, noble Tanz der alten Zeit, der kecke, phantastische Tanz unter Ludwig XV., die tolle Springerei der Revolution, die kaiserliche Pantomime — Alles mußte herhalten, Alles wurde versucht, aber unter dem Einflusse jenes bigotten Geistes, der jesuitisch die Röcke verlängerte und die Pirouetten beschnitt. Lange hätte es so das Publikum nicht ausgehalten, die Oper ging auf diesem Wege ihrem völligen Zerfall entgegen. Da kamen ein paar feine Köpfe, und diese unternahmen es, durch glückliche Neuerungen das alte ehrwürdige Institut zu retten. Was that man nun? Man machte sich mit Eifer daran, alte Sitten und Kostüme zu studiren; zu gleicher Zeit begannen ja auch Literatur und Poesie ihre Promenaden durch die Katakomben des Mittelalters. Ein für allemal mußten in der Oper die Kleider der Tänzerinnen über die Wade herunter-, und über die Schulter heraufgehen; ein für allemal durfte das Innere einer Kirche, eine Kapelle, ein Kirchhof nicht dargestellt werden; da warf man sich auf die historische Treue in Kostüm und Dekorationen, und wer zu Paris die ersten Vorstellungen jener Stummen gesehen hat, welche le tour du monde machen wird, weiß, daß dieß ein wahrer Triumph war.

Zur selben Zeit trat eine Tänzerin auf, der es offenbart war, welche Tanzweise der Charakter unserer Zeit erfordert. Die alte noble Pantomime, die tanzlose Pantomime des Kaiserreichs waren ab und todt; kaum hatte man sich in der Stummen damit vertragen können. Die Springerei war abgenuzt, war schaal und fade geworden. Ein neuer Tanz mußte erfunden werden, ein Tanz, der sich mit den langen Röcken und den Halskrausen vertrug, sonst war das Ballet verloren, troz historischer Gelehrsamkeit und Kostümtreue. Diese große Idee sprang wie ein Funken aus dem Kopfe der Taglioni in ihre Füße. Gleich allen großen Geistern, kam die Taglioni gerade, da es an der Zeit war; sie kam wie Dante, wie Calderon, wie Shakespeare, wie Bonaparte, im wahren Moment; sie kam, und das sterbende Ballet war gerettet.

Der Tanz der Taglioni im neuesten Ballet z. B. in der Sylphide, wäre unter Ludwig XV. gar nicht verstanden worden; er hätte damals eiskalt erscheinen müssen; für Napoleons Zeit wäre er nicht nobel, nicht gerundet genug gewesen. Er ist fein, anständig, ein klein wenig wollüstig, und somit ganz wie für die Restauration gemacht. Aber weit erhaben über jeden Zeitgeschmack sind ihre antiken Stellungen, die außerordentliche Vollendung, die Zartheit der Formen und die Kraft, die sich unter ungemeiner Gewandtheit und völliger Zwanglosigkeit verbirgt. Ich behaupte, die Taglioni ist die einzige Tänzerin, welche sich durch ein gutes Opernglas betrachten läßt, ohne dadurch zu verlieren. Niemals verzerren sich ihre Züge, niemals entstellt sie dieselben durch jenes

alberne stehende Lächeln, das die Herrn Professoren der Tanzkunst den Schülerinnen einlernen; sie keucht nie, nie arbeitet ihre Brust; sie plumpt nie herab, nein, sie läßt sich nieder wie ein Schmetterling, und nach dem wirbelndsten Tanze bleibt sie ganz ruhig stehen, schlägt einen Fuß über den andern und legt gemächlich die schlanken Finger der zierlichen Hände zusammen. Wer dieß gesehen hat, dem muß auch aufgefallen seyn, wie sehr zu ihrem Vortheil diese ihre Ruhe in den Pausen vom Schnauben und Keuchen des übrigen tanzenden Personals absticht. In der Sylphide ist es nicht anders, als ob die armen Nymphen alle von einem wüthenden Sturmwind in das Gehölze geblasen worden wären; nur die Taglioni kommt herab, als hätte sie ein sanftes Morgenlüftchen hereingetragen.

Aber die Taglioni hat allen Ernstes mehr gethan, als man denkt: sie ist die Wiederherstellerin der Pantomime; auf's Neue beweisen dieß die neuen Ballette: die Bajadere und die Sylphide, neue Gestirne, welche wohl bald an den nordischen Theaterhimmeln aufgehen werden. Ganz besonders angenehme Sensationen hat die Sylphide in mir erregt, und zwar, weil sie uns auf Augenblicke dem leidigen historischen Kostüm und der Lokalfarbe entrückt und in die gute alte Zeit der Allegorie und Fabel, der weißen Schäferinnen und rosenfarbenen Götter versezt. Da sitzen der Alterthümler der Oper, der Maler und der Garderobier zu Rath über die Sylphide und suchen bei allen Scholiasten Homers und Hesiods, wie wohl die Nymphen der Luft kostümirt gewesen; aber die Taglioni wirft ihnen ihren gelehrten Kram unter den Tisch und macht mit einem Mousselinkleide, einer Krause von Tülle und neuen Blumen aus Meister Batons Magazin der ganzen Verhandlung ein Ende. Sollte man es glauben? die Sylphide trägt eine Krause von Tülle, wie eine Grisette auf einem Boulevardstheater, und troß dem wird die Illusion nicht gestört! Ihre Flügel stecken in einem weißen Canezou, und troß dem ist sie Nymphe, ist sie Göttin! Die leichtfüßige Taglioni ist den Fesseln der historischen Gelahrtheit entschlüpft und der Garderobier mit seinem klassischen Kostüm in der Hand konnte ihrer nicht habhaft werden. Weiß sie ja, selbstständig wie sie ist, ohnehin nichts von Regeln; hat sie sich doch über alle weggesezt, ob sie einen Tag oder ein Jahrhundert alt waren. Sie hat in der Sylphide Tanz und Pantomime, welche Bonapartes gelehrte Choregraphen so streng geschieden, innig verschmolzen, hat Springerei und nobeln Tanz zu einem schönen Ganzen vereinigt, und als man ihr von Treue des Kostüms vorsprach, lächelte sie und schwang sich auf in die Lüfte.

Zur Psychologie der Thiere.

Eine Dame hatte einen zahmen Vogel, den sie häufig aus dem Käfig nahm und frei im Zimmer fliegen ließ. Eines Tages pickte er Brod auf dem Boden, da stürzte die Hauskatze, welche bisher im besten Vernehmen mit ihm gelebt hatte, plötzlich über ihn her, packte ihn am Flügel und sprang mit ihm auf den Tisch. Die Dame erschrack Anfangs; als sie sich aber umwandte, sah sie, daß sich durch die offene Thüre eine fremde Katze hereingeschlichen hatte. Kaum hatte sie dieselbe hinausgejagt und die Thüre geschlossen, so sprang ihre Katze wieder herab und sezte den Vogel, dem kein Leid geschehen war, auf den Boden.

Eine andere Dame, welche eine Lieblingskatze hatte, die beständig um sie war, hatte die Gewohnheit, das Fenster während der Nachmittagsruhe offen zu lassen. Auf die Mauer vor dem Fenster waren gewöhnlich Brosamen für die Sperlinge gestreut, und die Katze pflegte sich den Schlaf der Frau zu Nutze zu machen, um sich daselbst in Hinterhalt zu legen und einen Sperling zu erhaschen. Eines Tages war es vergessen worden, Brod hinzustreuen, weßhalb sich auch kein Vogel zeigte. Als die Katze dieß bemerkte, sah sie sich nach einem Mittel um, sie anzulocken. Sie suchte überall im Zimmer und bemerkte bald ein Bündel Kornähren, das in einer Ecke hing. Sie sprang hinauf, riß es herunter, trug es an den Platz, wohin die Sperlinge gewöhnlich kamen, und schüttelte es, damit die Körner herausfielen. Sie legte sich sodann in Hinterhalt, und nicht lange, so erndtete sie die Früchte ihrer List: die Sperlinge kamen und einer derselben wurde ihre Beute.

Ein Mann hatte mit vieler Mühe eine junge wilde Katze so zahm gemacht, daß er sie frei mit einem zahmen Sperling spielen lassen konnte. Eines Tags fiel unerwartet eine Katze aus der Nachbarschaft über den Sperling her und trug ihn davon; da packte die wilde Katze den Räuber an der Gurgel und zwang ihn, seine Beute fahren zu lassen. Sodann nahm sie den Vogel auf und brachte ihn blutend und halb todt ihrem Herrn. In ihrem Blick las man die regste Theilnahme für den verwundeten Gespielen, und als dieser wieder anfing, im Zimmer umherzufliegen, äußerte sie große Freude darüber.

Die folgende Anekdote wird von glaubwürdigen Zeugen verbürgt. Im Jahr 1783 warnten zwei Katzen einen Kaufmann in Messina vor einem Erdbeben, und zwar folgendermaaßen. Bevor man noch den geringsten Stoß verspürt hatte, wurden die beiden Thiere auffallend unruhig. Sie scharrten an der Thüre des Zimmers, in welchem sie mit ihrem Herrn waren, gingen dann wieder zu diesem und sahen ihn ängstlich an. Er öffnete die Thüre; bei einer zweiten, bei einer dritten Thüre ging es ebenso; sie wurden nacheinander aufgemacht.

Kaum sahen sich die beiden Katzen in Freiheit, so liefen sie durch die Straßen dem Stadtthore zu. Der Kaufmann, neugierig dadurch gemacht, ging ihnen auf das Feld nach und sah sie hier die Erde aufkratzen und ein Loch graben, als ob sie sich darin verstecken wollten. Wenige Augenblicke darauf erschütterte ein heftiger Erdstoß die ganze Stadt, mehrere Häuser stürzten zusammen, namentlich auch das des Kaufmanns, und dieser verdankte somit das Leben dem Vorgefühl seiner Katzen.

Ein Einwohner von Inverneß in Schottland reiste im Gebirge, da begegnete ihm in einer Einöde ein Schaaf, das kläglich blökte und ihm ordentlich den Weg vertreten zu wollen schien. Je näher er kam, desto lauter blökte das Thier, sah ihn ängstlich an und schien Hülfe bei ihm zu suchen. Das sonderbare Benehmen eines solchen Thiers fiel ihm auf, er stieg ab und ging ihm querfeldein nach. In ziemlicher Entfernung von der Straße kam er an einen kleinen Bach. Das Schaaf blökte immer kläglicher, da sah der Reisende zu seinen Füßen ein Lamm, das, zwischen zwei Steinen eingeklemmt, vergebliche Anstrengungen machte, sich zu befreien. Er machte das Thier los und sezte es auf den Rasen, während die Mutter mit lustigem Blöken ihre Freude zu erkennen gab.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausane, September.

(Beschluß.)

Waadts Celebritäten.

Wir haben früher einmal in diesen Korrespondenzen von den ausgezeichneten Schriftstellern Waadts, von Me. de Montolieu, Charpentier, Chavannes, Monnard, Jomini u. s. w., gesprochen. Es lassen sich auch aus der neuesten Zeit Einige anführen, die sich würdig an Obige anreihen und beweisen, daß unserm kleinen Land schon jezt, wo der öffentliche Unterricht und die höhern Schulanstalten noch so vernachlässigt sind, die geistige Erzeugungsfähigkeit nicht abgeht. Von diesen hoffnungsvollen jungen Männern gehören die meisten den Naturwissenschaften an. In Paris lebt jezt J. Gay aus Crans, der mehreres Treffliche in der Botanik geschrieben und sich in diesen Schriften so ausgezeichnet hat, daß A. von Humboldt einer neuen Pflanzenart seinen Namen gegeben hat. — Perrotet von Vevey begann seine Laufbahn als Gärtner im Pariser Pflanzengarten, wurde dann zu mehreren botanischen und ackerbaulichen Reisen von der französischen Regierung in Asien, Amerika und Afrika verwendet, gab 1831 Beobachtungen über die Kulturversuche in Senegambien heraus, und jezt beschäftigt er sich mit einem Werke über die Flora dieses Landes. — L. Agassiz aus Concise ging schon vor mehreren Jahren nach Paris, um sich da den Naturwissenschaften zu widmen. Hier erregte er des verstorbenen Cuviers und Humboldts Aufmerksamkeit, die bald in besonderes Wohlwollen überging; denn sie theilten ihm nicht nur ihre Handschriften mit, sondern unterstüzten ihn auch sonst. Da Cuvier wußte, daß Agassiz sich mit einem Werke über die fossilen Fische beschäftigte, so nahm er ihn eines Morgens mehrere Stunden lang vor und examinirte ihn auf's Strengste über diesen Gegenstand. Nach dem Examen klingelte er, ließ sich von seinem Sekretär ein Paket Papiere bringen und übergab es Agassiz mit den Worten: „Ich habe über diesen Gegenstand Vieles gelesen, geprüft, verglichen und gesammelt; aber ich bin nun alt, Sie aber sind noch jung; überdieß sind Sie in dieser Materie schon weiter als ich; ich gebe Ihnen hier also Alles, was ich darüber gesammelt habe; benuzen Sie es, wie Sie wollen.“ Agassiz ist erst fünf-und-zwanzig Jahre alt und hat jezt schon seltene Kenntnisse in den Naturwissenschaften; schon jezt hat er eine wichtige naturhistorische Entdeckung gemacht und von der Reise des Prinzen von Neuwied nach Brasilien den Theil bearbeitet, welcher die Fische behandelt. Sein Werk über die Fische süßer Wasser in Mitteleuropa kommt in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung heraus. Jezt hält der talentvolle junge Mann naturhistorische Vorlesungen in Neuchatel. — In Paris lebt auch der Advokat Duvochet von Montreux, der eine Schweizergeschichte geschrieben hat und an einer ökonomisch-politischen Zeitschrift arbeitet. — Desélice von Yverdon hat den von der protestantischen Bibelgesellschaft in Paris ausgesezten Preis über den Geist und Zweck der Bibelgesellschaft gewonnen. Von ihm stammen eine Menge zerstreute Aufsäze in den besten französischen Zeitschriften, in denen sich geistreiche und gründliche Ansichten über Geschichte, Civilisation und über Kirchengeschichte aussprechen. — Höher steht noch A. Vinet von Crassier, jezt Professor der französischen Literatur an der Universität Basel. In allen seinen Schriften zeigt sich vielseitige Ausbildung, große Beredtsamkeit, ächt philosophischer Geist und hohe religiöse Begeisterung. Seine Gedanken sind voll Kraft und Originalität, und unläugbar gehört Vinet schon jezt zu den besten französischen Prosaikern unserer   , ohne die Fehler zu theilen, die man der neuen Schule vorwerfen muß.

Sie sehen, es fehlt Waad nicht an jungen literarischen Celebritäten, die zu den besten Hoffnungen berechtigen. Hätte unser kleines Land die Mittel, diese ausgezeichneten jungen Männer anzuziehen und nach Verdienst auf einer höhern Lehranstalt anzustellen, so wäre ihm sehr dazu Glück zu wünschen, und es würde dadurch ein würdiger Wettstreit zwischen Lausanne und Genf entstehen, das nur noch einige bemooste Celebritäten hat, aber keine kühn aufstrebenden jungen Männer, wie Agassiz, Vinet, Desélice u. s. w.

Auflösung des Räthsels in Nr. 228:
Die Hand.

Logogryph.

Mit zweimal a ist's einmal doch
Gewiß verliebt gewesen;
Mit zweimal e habt ihr von ihm
Als General gelesen;
Mit zweimal i ist's gar ein Prinz
Von feenhaftem Wesen;
Mit zweimal o ist's ausgesezt
Dem Instrument aus Besen.
Mit zweimal u stoß kurz es ab,
Du sprichst Verachtung aus;
Und zweimal Ein Mitlauter hilft
Dir aus dem Labyrinth heraus.

J. G. M.

Beilagen: Intelligenzbl. Nr. 28 u. Monatsreg. Sept.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 235.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 1. Oktober 1832.

So viel auch mögen singen
Von edlem Ehrgeiz heiß,
Nur Einer konnt' erringen
Den ausgesezten Preis.

Holtei.

Poetische Phantasie,

von

Karl von Holtei.

Vorwort.

Die Berliner Gesellschaft für ausländische schöne Literatur, welche in Göthe ihren Protektor und fördernden Theilnehmer verlor, hatte zur dießmaligen Feier des 28ten August, ihres Stiftungstages, in Verbindung mit dem Verein der Dichterfreunde, einen Preis ausgesezt, auf dasjenige Gedicht, welches — von einem Mitgliede eingereicht — die meisten Stimmen für sich haben würde. Der Preis bestand in dem herrlichen Rauch'schen Standbilde des Meisters. Die Aufgabe des Gedichtes war das vergangene Jahr. Die Gesellschaft hatte in der Person ihres Sekretärs für spanische Literatur, dem liebenswürdigen und tiefgelehrten Valentin Schmidt, welcher an der Cholera starb, einen schmerzlichen Verlust erlitten. In Göthe verlor sie ihren Schützer und Förderer. Zelter, der am vorjährigen Stiftungsfeste den Gefeierten gewissermaßen repräsentirt, folgte bald dem Freunde. Otto von Pirch, Hauptmann im Generalstabe, Verfasser der Reise nach Serbien, der Caragoli (einer Reisebeschreibung durch Ungarn nach Italien), einer jener seltenen Menschen, denen jeder Blick und jedes Herz entgegenkam, allgeachtet, allgeliebt, stürzte in Breslau, wohin er eben erst versezt worden war, mit seinem Pferde und starb nach drei Tagen an den Folgen der Kopfverletzungen. Der Verfasser nachfolgender Strophen war Zeuge seines Todes. — Dieß zur Einleitung meiner Verse.

* * *

Und wenn die Zeit vorüber ist, finden wir uns wie heute, und es ist wieder im Frühling.

Jean Paul.

Heut ist's ein Jahr, da waren wir vereint
Zu frohem Geistesfeste, heit'rem Mahle;
Da glänzte manch' ein Stern, der lieblich scheint
Aus reinem Gold in klingendem Pokale;
Da sangen wir den Stifter unsres Bund's,
— Denn der ihn weihte, hat ihn auch gestiftet,
Durch geist'ge Herrschaft! — doch der Hauch des Mund's,
Der Glück sollt' athmen, ward uns schon vergiftet.

Denn grad' an jenem Abend zog die Kunde
Der nahen Pest in unsre Mauern ein; —
Wie sich die Fledermaus zur Dämmerstunde
Auf bösen Dünsten wiegt im Zwielichtschein,
So schwirrt' es und um's Haupt, erregte Sorgen.
Klang auch dem „heute“ noch ein Vollakkord,
Doch jeder bebt' im Innern vor dem „morgen,“
Und an den finstern Thoren stand der Mord.

Der Mord! So muß ich's nennen, wenn gewaltig,
Ansteckend, dräuend, doch mit leisem Schritt,
Ein Ungeheuer, fremd und vielgestaltig,
In's fromme Treiben stillen Glückes tritt;
Wenn es mit Argwohn jede Brust durchdringet:
„Wie wird der Deinen, wie dein Schicksal seyn?
„Und wird das Band, das Herz mit Herz verschlinget,
„Kein Riß treuloser Feigheit dir entweih'n?“

Wir müssen sterben! wohl! und daß wir's müssen,
Das eben ist des Menschen wahrer Kern,
Das ist sein heiligstes, sein einzig Wissen.
Doch ungewiß bleib' ihm das „nah,“ das „fern!“
Wo aber Pest regiert mit Geierkrallen,
Glaubt Keiner mehr an heit're Gegenwart,
Und solcher scheinbar-rohen Willkühr fallen,
Dünkt auch dem Männlichsten, dem Frömmsten hart.

Dieß denkend und erwägend, fühlt' ich Grau'n,
Solch' Stiftungsfest gesellig zu begehen,
Den Freunden meine Schmerzen zu vertrau'n.
Mich sollen Einsamkeit und Nacht umwehen,
Ich will hinaus, zum Wald, zum Zauberschloß,
Deß' grüne Säulen in die Nebel ragen. —
Und wie ich's will, sitz' ich auch schon zu Roß,
Laß' ich mich schon hinaus in's Weite tragen.

Die Sonne sinkt. Der Wald ist kühl und still......,
Da, hinter mir, vernehm ich dumpfes Rauschen....
Es naht ein Reiter noch,.... was er doch will?...
Er staret mich an, er scheint mich zu belauschen?
Ich kenn' ihn nicht! Und doch, ich sollt' ihn kennen!
Er sieht so bleich;.... welch' herrliche Gestalt! —
Welch' Feuerauge!.... Unsre Pferde rennen,
Nicht reiten wir — wir fliegen durch den Wald.

Ich bin wie innerlich an ihn gebunden.
Nun wird es Nacht. Am fernsten Himmelssaum
Verklingen Tage, scheint's, wie kurze Stunden,
Löst Zeit und Raum sich auf in wirren Traum.
Hier herrschen Zauber! Doch ich bin gefangen,
Ich gebe mich.... Und plötzlich hält er an
Und sagt mit glüh'ndem Blick und bleichen Wangen:
„Wo wähnst du dich? — Auf einem Schlachtfeld, Mann!“

Der Mond beleuchtet's, aber schwach. Es steigen
Aus feuchter Erde blut'ge Krieger auf,
Hier — da — und dort — ihr grabesdunst'ger Reigen
Zieht um uns her. So mancher starrt hinauf
Zum Himmel, hoch! Aus Seufzern, Klagestöhnen,
Aus dumpfem Aechzen, Flüchen, webt ein Chor,
Ein Jammerchor sich, und mit Geistertönen
Schlägt er erschütternd an mein inn'res Ohr.

„Warum, o Dichter, singt ihr die Besiegten?
„Beklagt und schmückt sie mit des Liedes Kranz,
„Die Glücklichen, die sich in Wonne wiegten
„Und selig starben in des Nachruhms Glanz?
„Sie kämpften für das Heiligste der Güter,
„Sie stritten für ein ewig Vaterland
„Und fielen so, des Hauses muth'ge Hüter,
„Die Treu' im Busen und das Schwert zur Hand.“

„Sie sind die Seligen! — Was in Gedanken,
„Im großen Reich der Geister lebt und wirkt,
„Das überflieget enge Erdenschranken,
„Mit denen Erdenmacht es gern umzirkt;
„Das Vaterland ist nicht die kleine Scholle,
„Auf der man Freuden anbaut, oder Schmerz;
„Es ist ein andres, ist das treue, volle,
„Unsterbliche — es ist der Menschen Herz.“

„Wir aber, wir die Sieger, wir entbehren,
„Was jene trieb, beseelte: Geist und Sinn!
„Wir zogen in das Feld der Kampfesehren
„Nur blind gehorchend, willenlos dahin.
„Ein Riesenreich benennt uns seine Kinder,
„Unendlich weit reicht seiner Grenzen Band;
„Doch in dem ungeheuren Raum nicht minder
„Vermissen wir des Herzens Vaterland.“

„Darum nicht jene, die uns unterlagen,
„Nein, uns besingt, ihr Sänger, uns beweint;
„Uns Aermsten weiht des Liedes fromme Klagen —“
.... Der Chor verstummt. Ein todter Held erscheint;
Wie er erscheint, verschwinden alle Schatten;...
Meinem Begleiter nickt der Feldherr zu,
Lächelt ihn an mit tödtlichem Ermatten
Und sinkt zurück in seine lange Ruh.

Ein Deutscher war's. Ein Mann, den Viele preisen,
Als edel, menschlich..... Wundersam genung:
Aus seinem Namen klingen Liederweisen
Der Kinderzeit mir zur Erinnerung;
Denn jenes kleine Dorf *), das ihn geboren,
War meine Heimath, wo des Knaben Glück
Mit Blumen spielte; — ach, es ist verloren
Und keine Sehnsucht bringt es mir zurück!

(Der Beschluß folgt.)

*) Leipe in Schlesien gehörte bis zum Jahre 1811 der Familie des Verfassers.

Die erste Woche in Konstantinopel.

(Fortsetzung von Nro. 222.)

Den 9ten Juli.

Am Schlusse meines lezten Briefs habe ich Ihnen gesagt, daß ich wider meinen Willen dem kaiserlichen Geburtsfeste im russischen Pallaste zu Bujukdere beiwohnen mußte. — Ich hatte kaum das Schloß Achmed Paschas verlassen, so bereute ich sehr, ihm das Versprechen gegeben zu haben, auf diesem Feste zu erscheinen. Ich fühlte mich sehr beklommen; da es aber einmal nicht anders war, so verlor ich keinen Augenblick, um wieder nach meiner Wohnung in Pera zurückzukehren, wo mir, da mich der preußische Gesandte, Baron Brassier de St. Simon, zum Mittagessen eingeladen hatte, und hier allgemein nach französischer Mode, das heißt um fünf Uhr, gespeist wird, kaum Zeit genug übrig blieb, mich umzukleiden. Schon mein orientalisches Kostüm trug viel dazu bei, mir zum Voraus alle Lust an einem europäischen Ball zu benehmen, wo selbst die Türken fränkisch gekleidet sind und ich folglich allgemeines Aufsehen erregen mußte. Aber auch diesem Uebel war nicht abzuhelfen, da man hier nicht, wie in Paris, in einigen Stunden fertige Kleider finden kann; übrigens wäre mir auch mit diesen ohne Perrücke nicht gedient gewesen, da ich noch wenige Tage vorher, wie gewöhnlich, mein Haupthaar hatte rasiren lassen. Es blieb mir also keine andere Wahl übrig, als im Turban, Djubé und Kaftan ꝛc. in eine glänzende europäische Gesellschaft zu treten, ich junger Deutscher, während der alte Seraskier Pascha weiße Beinkleider und einen blauen militärischen Ueberrock trug.

Derselbe Schiffer, mit dem ich Tags zuvor die Reise nach Bujukdere gemacht, kam mir, als er mich in der Ferne erblickte, entgegen und bot mir wieder seinen Kahn an, der flügelschnell die Wellen durchschnitt. Da ich noch einige Stunden den verwünschten Ball vergessen wollte, und ich von meiner gestrigen Bewunderung der Herrlichkeiten des Bosphorus noch ein wenig gesättigt war, so ließ ich mich mit meinem Schiffer in ein politisches Gespräch ein. Dieser hielt mich sowohl wegen meines Kostüms, als wegen meines arabisirten türkischen Dialekts für einen Egypter, und traute sich daher, ganz frei seine Gedanken gegen mich auszusprechen. Auch er, wie der größte Theil der Einwohner Konstantinopels, die mit der Regierung in keiner Verbindung stehen, war ein Anhänger Mehmed Alis und Feind des Sultans. Er erzählte mir, Mehmed Ali habe mehr als hundert Kriegsschiffe und eine Landarmee von mehr als 200,000 Mann; der Sultan werde ihm also gewiß unterliegen, um so mehr, da er nicht einmal mit den Russen habe fertig werden können, während Ibrahim Pascha die Franzosen, die doch viel stärker als die Russen seyen, in Morea so oft geschlagen habe, und gewiß die Griechen gezüchtigt haben würde, wenn nicht auf einmal der Sultan, von den Ungläubigen verführt, ihm befohlen hätte, sich zurückzuziehen. Als wir in der Nähe des Schlosses eine türkische Musik europäische Stücke aufführen hörten, konnte mein fanatischer Schiffer vor Zorn fast nicht mehr sprechen, und tief seufzend, sagte er: „Hört die verwünschten Töne, die aus dem Lande der Christen herüberkommen und mit dem Gelde der Muselmänner theuer bezahlt werden! Seht diese fränkisch gekleideten Musiker! wer sollte glauben, daß dieß Muselmänner sind! Doch en schaa Allah,“ (so Gott will) schloß er, „bald wird der alte väterliche Glaube durch Mehmed Ali, den ächten Moslem, wiederhergestellt werden.“ So unwillig ich auch über diese dummen Reden war, so ließ ich ihn doch ruhig vollenden; dann aber erwiderte ich ihm: „Du verdientest eigentlich, daß ich im Augenblicke die Schloßwache herbeiriefe, um dich als Hochverräther einkerkern zu lassen; da ich aber keinen Menschen ins Unglück stürzen und von deinem Vertrauen keinen üblen Gebrauch machen will, so sage ich dir nur, daß du nicht verdienst, von Mahmud regiert zu werden; du und alle Unzufriedenen deines Gleichen sollten nur einige Zeit unter Mehmed Ali's eisernem Joche schmachten, um euren gegenwärtigen glücklichen Zustand würdigen zu lernen. Glaubst du etwa, die egyptischen Schiffleute können sich auch so anständig kleiden wie du? sie können, nachdem sie den Tag durch auf den Fluthen sich einen mühsamen Weg gebahnt, Abends fröhlich mit dem erworbenen Gelde nach Hause kehren? Da irrst du sehr; denn in Egypten muß das ganze Volk blos für den Pascha arbeiten; er allein bewohnt schöne Palläste, schläft auf sanften Divans, ist mit reichen Stoffen bekleidet und schwelgt an großen Tafeln; alle Unterthanen aber besitzen nur schlechte Hütten, elende Strohdecken, ärmliche Lumpen und unverkaufbares, verdorbenes Getreide. Auch,“ fuhr ich fort, „ist der Pascha von Egypten kein besserer Muselmann, sondern nur ein größerer Heuchler, als der Großherr. Uebrigens hat er ja mehrere Jahre früher als der Sultan Alles auf europäische Weise einzurichten angefangen, und Manches gegen die Religion sich erlaubt, was hier nicht geduldet wird. So, wenn ein Muselmann stirbt, wird er in die medizinische Schule gebracht, von christlichen Aerzten zerschnitten, und ein Glied nach dem andern muß zum Unterricht der arabischen Schüler dienen.“ Als er dieses vernahm, sperrte er den Mund weit auf und schwieg lange; ich glaubte aber zu bemerken, daß er mich für einen Verläumder hielt. Eine halbe Stunde hernach fing er auf einmal wieder an zu fragen: „Warum aber führt der Sultan gegen Mehmed Ali Krieg und läßt muselmännisches Blut durch Muselmänner vergießen?“ Nun lief mir die Galle

über; ich hielt aber an mich und gab mir alle mögliche Mühe, ihn von der Wahrheit zu unterrichten. „Nicht der Sultan,“ sagte ich, „sondern Ibrahim Pascha hat angefangen, muselmännisches Blut zu vergießen: er hat zuerst die Stadt Acre belagert und mit Sturm eingenommen, hat dann mit andern Paschas in Syrien sich geschlagen, und würde so nach und nach ein Land nach dem andern rauben, wenn nicht der Sultan ihm drohend entgegenzieht.“ Er wußte mir nichts zu antworten, blieb aber doch vor wie nach Mehmed Ali's Freund.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Die kleinen Bühnen. Barthélemy.

Es ließe sich eine lange Reihe von neuen Theaterstücken anführen; denn obgleich die goldene Zeit für die Pariser Theater vorüber ist, so herrsche dennoch ein großer Wetteifer unter ihnen, und es kann sich gewiß kein Liebhaber des Theaters darüber beklagen, daß es den Pariser Theatern jezt an Mannigfaltigkeit fehlte; im Gegentheil wird eher des Neuen zu viel, als zu wenig gegeben; allein unter diesem Neuen ist nicht viel Originelles, worauf doch Alles ankommt, und dann wird dieses Neue auf kleinen Bühnen gespielt, die von der großen Welt nicht viel besucht werden, weil die Schauspieler ganz mit der kleinen Bühne im Einklange sind, das heißt unansehnlich, und nur um ein Stündchen oder zwei auf eine naive Weise zuzubringen, kann eine Person aus der großen Welt sich entschließen, ihrem Kutscher zu befehlen, sie zu diesem oder jenem kleinen Theater zu führen, wo man alle Abende drei bis vier Vaudevilles oder sonstige kleine Stücke zur Ergözung des Publikums bereit hält. Auf diesen kleinen Bühnen wiederhallen die großen Stücke, welche auf den Hauptbühnen Aufsehen erregen, und spiegeln sich darauf schwach wieder ab; sobald eine Oper, ein Lust- oder ein Trauerspiel, oder auch eine merkwürdige Tagesbegebenheit die Pariser beschäftigt und zum Gegenstande des Gesprächs und der Journalartikel wird, so kann man sicher seyn, daß sich die literarischen Lieferanten der kleinen Bühnen sogleich darüber hermachen und das beliebte Stück auf alle mögliche Weise verkleinern, verhunzen, parodiren, um etwas für ihre kleine Bühne daraus zu machen. Der Tod des jungen Napoleon war eine allzu gute Gelegenheit, als daß sie dieselbe nicht hätten benützen sollen, und obschon die langsame Auszehrung eines in der Einsamkeit lebenden jungen Prinzen wahrlich nichts Dramatisches hat, so hielt dieser Umstand doch die Dichter der kleinen Bühnen nicht ab, den Tod des Herzogs von Reichstadt zum Gegenstande einer dramatischen Darstellung zu wählen. Drei oder vier Bühnen haben sich desselben bemächtigt, sogar das Vaudevilletheater, welches doch in der Regel nur heitere Stücke aufführen sollte; eine Regel, von der es sich freilich jezt ziemlich oft entfernt. Auf der leztern Bühne wird der langsame Tod des armen Prinzen recht anschaulich dargestellt, weßhalb die Tageblätter auch bemerken, es sey hier vielmehr auf eine geschichtliche Darstellung abgesehen, als auf eine Dichtung; man habe das Mitleiden der Zuschauer, ihre Theilnahme, nicht ihre Bewunderung in Anspruch nehmen wollen. Von solchen Stücken hat die Kritik wenig zu melden; sie vergehen mit der Begebenheit, worauf sie anspielen, und werden hernach vergessen. Man sieht hieraus aber, wie wenig jezt noch der sogenannte Bonapartismus in Frankreich als Parthei zu bedeuten hat. Vor zwölf Jahren würde man es als eine gefährliche Sache in Frankreich betrachtet haben, den Sohn Napoleons dem Publikum vorzuführen; sogar sein Bildniß war von den ältern Bourbonen schwer verpönt; mehrere Kaufleute sind damals zu harter Strafe verurtheilt worden, weil sie Porträte, Sinnbilder und dergleichen über ihn zum Verkaufe ausgestellt hatten, und Barthélemy wurde wegen seines Fils de l'homme ein Kriminalprozeß angehängt, der schlimm für ihn hätte ablaufen können, der ihm aber in dem Urtheile des französischen Publikums mehr Ehre machte, als seine neuliche Umwandlung zu einem ministeriellen Schriftsteller. Es sey hier im Vorbeigehen gesagt, daß sich selten ein Schriftsteller so gewaltig in der öffentlichen Meinung selbst heruntergesezt hat, als dieser Dichter, und das Schlimmste für ihn ist, daß er nun weder als ein liberaler, noch als ein ministerieller Schriftsteller auf einigen Einfluß Anspruch machen kann; denn unglücklicherweise hat er nach seiner Bekehrung damit angefangen, die Vertheidigung der Maaßregel des Belagerungszustandes zu übernehmen; allein seine Verse waren kaum gedruckt, als die Justiz den Belagerungszustand als gesezwidrig verwarf, und nun die Minister selbst gezwungen waren, ihn wieder aufzugeben. Dadurch war denn auch den mühsam gedichteten Versen Barthélemys der Stab gebrochen, und das Schlimmste war, daß sie ganz vergebens gedichtet waren. Sein Ansehen ist dahin, er mag nun für oder wider die Minister dichten; sein Dichtertalent wird fernerhin noch anerkannt werden, allein sein politisches Verdienst ist weg; dieß kann ihm keine Belohnung von der Regierung wieder ersezen. Verlassen ihn nun zulezt auch die Minister als einen Mann, der ihnen keinen Nuzen schaffen kann, so wird er wahrlich zu beklagen seyn; denn er ist ohne Vermögen und liebt doch sehr die etwas kostbaren Vergnügungen der Stadt Paris. Er sieht selbst die Nothwendigkeit ein, sich in den Augen des Publikums zu rechtfertigen, und arbeitet an einem apologetischen Gedichte *). Allein in der Erwartung desselben spotten die kleinern Tageblätter beständig über den armen Dichter und spielen auf seinen Wankelmuth an. Hätte er mehr Vermögen oder weniger Bedürfnisse, so wäre er vielleicht auf derselben Bahn geblieben, worauf er mit so vielem Beifalle wandelte, und würde beständig als ein schäzbarer politischer Dichter gepriesen worden seyn. Dieß ist nun vorbei; er ist gefallen, und obschon man in Paris bald das Vergangene vergißt, so war doch der plözliche Uebertritt Barthélemys von einem Lager zum andern allzu unerwartet, als daß man sich nicht noch lange desselben erinnern sollte. Jedoch kehren wir zu den Pariser Schauspielen zurück. Der Arzt Véron, dessen beste Kur die gewesen ist, daß er die Oper wieder vortrefflich in Gang gebracht, hat bereits dem Publikum all das Gute und Schöne angekündigt, das er ihm auf den Winter zum Besten geben will. Da ist eine Oper von Scribe und Auber, die seit dem „Liebestranke“ nichts zusammen geliefert haben, ferner der ins Französische übersezte Mozartsche Don Juan, ein Ballet von Taglioni und dergleichen Herrlichkeiten mehr.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieß Gedicht ist so eben erschienen. Der Dichter läugnet, daß er von den Ministern besoldet werde; seine Verse sind aber ein Lobgesang ihrer Politik.

Beilage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 236.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 2. Oktober 1832.

Ja, Roxane, wärest du hier, die tiefe Schmach, in die dein Geschlecht versunken ist, müßte dich empören; du würdest sie fliehen, die abscheulichen Geschöpfe, und dich zurücksehnen in die süße Einsamkeit, wo du die Unschuld findest, wo du deiner selbst gewiß bist.

Montesquieu.
Lettres persanes.

Die erste Woche in Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Unterdessen näherten wir uns dem lieblichen Bujukdere, von einigen Hundert anderer Nachen begleitet, die theils Neugierige, theils Eingeladene zum Feste trugen. Auch auf dem europäischen Ufer erblickte ich eine Menge Leute zu Fuß und zu Pferd, und viele mit Ochsen bespannte, goldverzierte und farbenreiche Wagen mit griechischen und armenischen Damen, die alle dem russischen Pallaste zuströmten. Schon in Therapia hörte ich des Sultans Lieblingsmarsch von der türkischen Bande vor dem Pallaste ausführen, während die Musik einer englischen Fregatte bei Therapia ihr god save the king spielte. Bald darauf erfüllte ein Trupp Griechen zwischen Therapia und Bujukdere vor einem Brunnen, den einige Bäume beschatteten, unter welchen viele Griechinnen ruhten, mit ihrer eigenthümlichen Musik, einem recht schreienden Nasengesang, die Luft. Dieses bunte Charivari vermehrte noch meinen Spleen, und noch ehe ich aus meinem Kahn stieg, hätte ich schon wieder zu Hause seyn mögen; denn von jeher bin ich ein geschworner Feind von allem Lärm, seit meinem Aufenthalte im Orient aber noch dazu ein außerordentlicher Freund der Ruhe, des Schweigens und der Einsamkeit. Selbst die vortreffliche Tafel und die angenehme Unterhaltung des Herrn Baron konnten mich nicht sehr erheitern, so bange war mir, nach einigen Jahren wieder zum ersten Male auf einem großen Ball zu erscheinen, wo ich Niemanden kenne und folglich viele Vorstellungen auszustehen haben werde. Dazu ärgerte mich noch meine verdammte egyptische Tracht, die schon, als ich nach Tisch mit dem Baron am Meeresufer auf- und abging, aller Augen auf mich zog. In Konstantinopel soll man in morgenländischer Tracht angestarrt werden, wie ein fremdes Thier! Wunderliche Welt!

Mit klopfendem Herzen bestieg ich die Treppe des herrlich beleuchteten Pallastes, und ich wußte kein Wort hervorzubringen, als ich in den Tanzsaal trat und dem russischen Gesandten vorgestellt ward. Doch war mir noch ziemlich leicht zu Muthe, so lange ich nur Uniformen vor mir hatte; meine Verlegenheit erreichte aber den höchsten Grad, als ich mich auf einmal von einer Menge junger Damen umgeben sah, die mit großem Aufwand und höchster Eleganz gekleidet waren. Damit Sie aber meine Lage ganz würdigen, bitte ich Sie, sich zu erinnern, daß ich nun seit vollen zwei Jahren in gar keiner größern Gesellschaft mehr mich befunden, daß ich in dieser Zeit höchst selten europäisch gebildete Frauenzimmer zu sehen bekommen, daß ich in Egypten zufrieden seyn mußte, wenn ich ein nicht gar zu häßliches braunes Bauermädchen, oder eine erträglich gebildete Schwarze zu Gesicht bekam. Kindische Schamröthe färbte daher meine von der afrikanischen Sonne gebräunten Wangen, als meine Augen auf so viele hübsche, mehr als entschleierte Frauenzimmer fielen, und ich noch dazu unter ihnen einige ganz

ausgezeichnete Schönheiten entdeckte. Mit Wehmuth blickte ich auf meine lezten zwei Lebensjahre zurück, und fröhlich sah ich der Stunde entgegen, wo ich auf immer wieder in das geliebte Europa zurückkehren werde. Aber nicht lange dauerte dieser europäische Rausch, bald schwand der Zauber, der mich in den ersten Minuten verblendet hatte; das ernste, trübe orientalische Element in mir gewann wieder die Oberhand über lustige Phantasie; nicht mehr Heimweh nach dem geliebten Deutschland, vielmehr mächtige Sehnsucht nach den Einöden Afrikas bemächtigte sich meiner Seele, unendliche Sehnsucht nach der vollkommenen Seelenruhe, die ich im stillen Nilthale genossen, wo mein Aug gesättigt war und keine vergeblichen Wünsche meine Brust quälten. Wie öde, wie schaal, wie seelenvergiftend erschien mir unser gesellschaftliches Leben, wenn ich hier ein junges, blasses Mädchen immer und ewig die Blicke auf eine rothe Uniform heften, dort einen faden Fashionable mit einer blühenden Frau sich sehr angelegentlich unterhalten und dann, als der Gatte herzutrat, wie angefroren dastehen sah. Jezt fiel mein Auge auf eine alte Kokette, die gar zu böswillig ihren großen Mund verzerrte, so oft Jemand ihrer achtzehnjährigen Nachbarin ein freundliches Wort sagte; dann auf einen zwar liebenswürdigen Jüngling, der aber, weil seine Kleidung wenig Wohlstand verrieth, immer ein halbes Duzend Damen engagiren mußte, bis er mit einer dreimal um den Saal hüpfen durfte; am meisten schmerzten mich indessen die jungen, aber nicht hübschen Mädchen, die, troz ihrer kostbaren Spitzen und Brillanten und Blumen, doch nur selten Tänzer fanden, und dann immer nur solche, die zuerst von den Schönern ein Paar Körbe erhalten hatten. Wie theuer, dachte ich, müssen unsere Weiber die Freiheit bezahlen, vor dem männlichen Geschlechte sich öffentlich zeigen zu dürfen! und wie bitter wird unsern Männern das Vergnügen, immer in Gesellschaft des schönern Geschlechts zu leben! O selige Ruhe des Harems, himmlischer Frieden hinter dem Gitter! Ja, in diesem schwülen, sinnbetäubenden Qualme pries ich euch glücklich, Töchter Mahomets, auf eurem Divan im kühlen Frauengemach! Ja, ich fühlte es in diesen Momenten recht tief, ich war in dieser Rücksicht ein Renegat geworden; wie weit, mag ich nicht sagen, weil ich dieses Kapitel doch nicht ausführen darf; weiß ich doch, daß es eine Censur gibt, welche in den belletristischen Zeitschriften des gebildeten Europas die Prärogative des schönen Geschlechts noch ängstlicher wahrt, als die politische Censur die der Regierungen. Gott behüte mich, daß ich diese beiden Arten von Censur, was Vernunftmäßigkeit betrifft, auf Eine Stufe stelle; auch weiß ich wohl, daß die meisten europäischen Leser meine Ansichten nicht theilen können; eben so gewiß weiß ich aber, daß, wer sich einige Zeit im Orient aufgehalten und das orientalische Glück, das nur in Nichtleiden und in vollkommener Ruhe besteht, gekostet hat, mich versteht.

(Der Beschluß folgt.)

Poetische Phantasie,

von

Karl von Holtei.

(Beschluß.)

Nun mein Gefährte, ungeduldig längst,
Treibt weiter und wir flieh'n mit wildem Sausen,
Wie Mitternacht; dem Sturmwind gleicht sein Hengst,
Er fährt dahin mit Schnauben und mit Brausen.
Bald sinkt mein Roß, da hebt mit starker Faust
Der Führer mich auf seines. Diese Nähe,
(Wie's auch in meinem Innern bangt und graust,)
Macht ruh'ger mich, als ob ich Frieden sähe.

Und wechselnd zieh'n vorüber viel Gestalten,
Viel Berg' und Thäler, saft'ger Fluren Grün,
Und and're Formen seh' ich werden, walten,
Seh' and're Bäume, and're Blumen blüh'n.
Wo sind wir nun? Hier wehen fremde Düfte. —
Wo sind wir nun? Wär's gar im Orient? . . .
Wär's gar im Land der Pyramidengrüfte . . .?
Nein, Spanien ist es, dessen Gluthmeer brennt.

Ja, Spanien ist es! Was bedeutet mir
Denn dieses Land, ein fernes, niegekanntes?
Zwar kniet' ich oft im Geist vor seiner Zier:
Vor Lopez, Calderon und dir, Cervantes!
Was aber nun? — Doch ach, schon wird mir's klar:
Zu einem Tempel ist der Hain gestaltet,
Dort strahlt ein prachtgeschmückter Hochalter,
Ich athme Weihrauch . . ., fromme Andacht waltet.

Und auf den Stufen jenes Hochaltars
Steht Calderon, ein Hochamt zu verwalten.
Zu seinen Füßen . . . (erster Raub des Jahrs!) . . .
Der sel'ge Freund, den wir so werth gehalten.
Er geht in Andacht auf, in Lied' und Demuth . . . .
O buntes Bild, wie rührst du mich so tief,
Wie weckst du auf die allerbängste Wehmuth,
Die (schon zurückgedrängt vom Leben) schlief!

Ich kenne dich, du Bild. — Und wenn befangen
Im Irrthum du gewallt, — (ich weiß es nicht) —
Doch rein und gläubig war dein Gottverlangen,
Dein Irrthum nur ein liebliches Gedicht.
Laß dich ein Himmel, was du suchtest, finden!
Wir suchen noch im Staub, wir irren All';
Du bist der Schau'nde jezt, wir sind die Blinden,
Umschwirrt von Lebensmüh' und Erdenschwall.

Mein eil'ger Führer deutet wieder: links!
Die Rast war kurz; zurück geht unsre Reise;
Gewärtig seines allerkleinsten Winks
Fliegt schon der Gaul, doch nicht auf vor'ge Weise;
Denn eben thun sich neue Welten auf,
Wir schweben über Meeres grüne Wogen
Und auf den Wellen geht der Hufe Lauf;
Kaum spürt mein Aug' im Wasser leichte Bogen.

Ha — ecce Roma! — In der wunden Brust
Des armen Sängers lispeln alte Tage:
„Wir waren damals Kinder deiner Lust,
„Jetzt sind wir Eltern höchst gerechter Klage.
„Weißt du, wer hier begraben liegt?“ Ich weiß es:
Mein kranker Freund verblich..., bald sind's zwei Jahr'!
„Dort ist sein Grab! Und dort, sieh' jenes Greises
„Gebeugte Haltung; sieh' sein schneeig Haar!“

Der Meister! An des einz'gen Sohnes Grabe
Steht er und weint. Er ist ja selber todt!
Welch' seltsam-düstrer Anblick: mit dem Stabe
Gleicht er dem Pilger, der um Bettelbrod
Durch Länder schweift; im leinenen Gewande,
Der hohe Mann! — doch nein, ich irrte mich,
Es ist kein Stab; ein Scepter ist's. — Am Rande
Des offnen Grab's wirft er zu Boden sich,

Und steigt hinab in modervollen Grund,
Hinab zum Sohne! Und es kommen Schatten,
Die schaufeln Erde drauf! . . . Welch' fester Bund:
Vater und Sohn, die sich für immer gatten.
Ein Schaufler aber nimmt den Scepter nun
Und pflanzt ihn auf des Grabes frischen Boden,
Wo beide, Sohn und Vater, drinnen ruh'n.
Aus diesem Scepter quillt ein Hauch, ein Odem,

Vordringen Blätter, Knospen, Blüthen; ja
Der Scepter wird ein Baum vor unsern Augen!
Die Vöglein zieh'n, die Bienen fern und nah'
Im Schwarm herbei, den Blüthenduft zu saugen.
Ein and'rer Greis auf marmorner Empore
Lenkt mit geübter, fester Freundeshand
Ein Requiem, besingt mit diesem Chore
Sich selbst und Ihn, den Freundschaft ihm verband.

Die Feiertöne leih'n uns neue Schwingen,
Wir schweben weiter ..... Ungarn wird berührt
Und Serbien. All' überall erklingen
Bekannte Laute nur. Mein Ritter führt,
Als wär' er heimisch dort, den Weg durch Auen,
Die lieblich er beschreibt; — ich kenn' ihn nun,
Ich wag es, kühner schon, ihn zu beschauen,
Laß meine Augen liebend auf ihm ruh'n.

Er ist's! Er ist's! So will ich ihn umarmen,
Er aber drängt mich sanft vom Pferd. Ich steh'
Auf festem Boden, fühl' mein Herz erwarmen,
Genesen von so tiefempfund'nem Weh'!
Er zieht ein Buch hervor — sein Werk — und lauschen
Will ich dem Wort, womit er mir es reicht;
Doch kaum vernimmt sein Hengst der Blätter Rauschen,
Als er wie rasend bäumt und wild entweicht.

Nicht mehr ein Zaubergaul mit Aetherflügel,
Er wird zum Thier voll tückischer Gewalt;
Der Reiter kämpft, er wankt, verliert die Zügel,
Er stürzt — mich überläuft es grausend kalt —
Ich eil' hinzu — ich find' ihn sterbend — höre
Den letzten Athemzug aus theurer Brust;
Mein Auge hüllet sich in Trauerflöre,
Entschwunden ist der Nachtgesichte Lust;

Die kalte Wirklichkeit erschüttert mich. Doch seht:
Ein neues Wunder will sich schon erheben:
Der bleiche Ritter regt sich, ihn umweht
Ein Rosenblüthenhauch mit warmem Beben;
Er richtet sich in voller Jugendkraft,
Ein Heros, wieder auf, sich uns zu schenken,
Geziert mit jeder edlen Eigenschaft,
Und aller Guten Blick auf sich zu lenken.

Er lebt. Und ihn am Arm' kehr' ich zur Stadt,
Noch ist es Zeit, in diesen Kreis zu treten,
Der sich zu Wort und That versammelt hat,
In diesen Kreis von Hörern und Poeten.
Hier fühl' ich heimisch mich seit manchem Jahr,
Hier wird des Lebens Nacht zu sanfter Klarheit,
Hier wird des Liedes leise Ahnung wahr;
Denn in der Freundschaft wohnt die rechte Wahrheit.

Da bin ich nun bei euch im frischen Leben.
Von meiner Brust streif' ich den bunten Traum;
Ich hätt' euch Kunde gern davon gegeben,
Doch fürcht' ich zweifelnd, ich vermöcht' es kaum.
Mit mir jedoch erscheint mein kühner Reiter,
Der edle Ritter, der vom Tod erstand,
Der (wie wohl außer ihm so leicht kein Zweiter)
Den nächsten Weg zu allen Herzen fand.

Ich bring ihn euch. Ihr wollt in seinen Zügen
Euch weiden, an dem lieben Angesicht?
Ihr schaut umher, und forscht, und straft mich Lügen
Und fragt: wo wär' er denn? wir sehn ihn nicht!
O Freunde! Solch ein lebhaft Angedenken,
Wie ihm gebührt, kann für ihn selber stehn:
Ihr müßt den Blick in eure Seele lenken,
Da werdet ihr, ganz wie er war, ihn sehn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz. September.

Versammlung der allgem. schweizerischen Gesellschaft der Naturforscher.

Bereits sind siebzehn Jahre verflossen, seitdem dieser Verein unweit von Genf in der ländlich bescheidenen Klause des Hrn. Gosse zu Mornex seinen Anfang nahm. Seine erste regelmäßige Sizung wurde zu Bern gehalten und im Jahre 1820 fand er sich wieder zu Genf ein. Von diesem Zeitpunkte her schreibt sich das Gedeihen dieser nüzlichen Institution, und jedes Jahr sah die vereinten Naturforscher in einer der ansehnlichern Schweizerstädte zusammentreffen. Einzig das Jahr 1831 machte, dieser und so mancher andern vaterländischen gesellschaftlichen Verbindung feindselig, von der Regel eine Ausnahme, und der politischen Ereignisse wegen mußte der Zusammentritt unterbleiben. Desto lebhafter wurde dießmal die Freude des Wiedersehens und der Vereinigung so vieler kenntnißreicher Männer aus verschiedenen Kantonen zu Genf. Es waren 139 ordentliche Mitglieder, ein Ehrenmitglied und einige ausländische Gelehrte bei der Versammlung gegenwärtig. Den Vorsiz führte der verdienstvolle Professor de Candolle von Genf, welcher in seiner anziehenden und lehrreichen Eröffnungsrede, unter Bezeugung seiner lebhaften Freude darüber, daß die Gesellschaft in einer Zeit, wo das Vaterland sich und seine Ruhe so mancherlei bangen Besorgnissen preisgegeben sehe, sich nun doch wieder habe versammeln können, die der Schweiz durch die naturforschende Gesellschaft verschafften Vortheile ausführlich auseinandersezte. „Was unsere Gesellschaft,“ so ließ er sich unter andern vernehmen, „in ihrer Organisation ganz Eigenthümliches hat, ist der für einen Staatenbund, wie derjenige, von welchem wir einen Theil ausmachen, ganz besonders passende Umstand, daß wir uns jedes Jahr in einen andern Kanton begeben. Vermöge dieses Kreislaufs sieht jeder von uns sich berufen, alljährlich ein neues Land in Augenschein zu nehmen, sich mit dessen Erzeugnissen, Sitten und Institutionen bekannt zu machen, neue freundschaftliche sowohl, als wissenschaftliche Verhältnisse anzuknüpfen. Die Mannigfaltigkeit der Lagen, Lokalitäten, Gewohnheiten und Charaktere, welche den Reisen durch die Schweiz einen so ganz besondern Reiz verleiht, hat auch für uns dasselbe Resultat hervorgebracht und alles, was die akademischen Sizungen Steifes und Eintöniges mit sich führen mögen, beseitigt. Diejenigen unter den Schweizerstädten, welche weniger Sorgfalt auf ihre Unterrichtsanstalten verwendet hatten, haben es nicht an Anstrengungen fehlen lassen, um auch ihrerseits ihren Bundesgenossen Ergebnisse nüzlicher Verbesserungen vorlegen zu können. Die wissenschaftlich Vorgerückten boten für die andern Richtschnur und Muster dar, und so entstand unter den Staaten, die jenes wissenschaftliche Konkordat unterzeichnet hatten, ein geräuschloser, aber erfreulicher Wetteifer. An die Stelle einer permanenten, alles Ausgezeichnetere des Landes und seine ganze Thätigkeit in Anspruch nehmenden, die Provinzen an Allem, was dem intellektuellen Leben angehört, schwächenden Hauptstadt haben wir Wandelhauptstädte treten lassen, welche dem Leben freiern Spielraum verschaffen, anstatt dasselbe auf einen einzigen Punkt zusammenzudrängen. Zwar sind die Fortschritte jeder einzelnen jener Städte weniger schnell und auffallend, als diejenigen, welche auf Punkten stattfinden, auf welche die Thätigkeit einer ganzen Nation gerichtet ist: aber dafür erhält auch jede einzelne Partikel des Landes der Reihe nach ihren Antheil an jenem Einflusse, und alle empfinden das Wohlthätige einer solchen, die Nacheiferung belebenden und zu einer intellektuellen Gleichheit den Grund legenden politischen Gleichheit der Staaten.“

(Der Beschluß folgt.)

Paris, September.

(Fortsezung.)

Theaterwesen.

Von Rossini wird leider nichts Neues angekündigt, und das ist zu bedauern; denn schon zu lange schweigt der Meister, der immer noch Opern und Konzerte in den großen Hauptstädten Europas belebt. Mit Rossini und Dlle. Taglioni könnte der Arzt Véron Wunderdinge verrichten, besonders das, daß die so oft leer gebliebene Opernkasse gefüllt würde; Rossini muß für ihn arbeiten, dann wird's gehen. Was die Taglioni betrifft, so tanzt sie mit dem größten Eifer von der Welt für ihn; neulich trat beinahe die ganze Familie Taglioni mit ihr auf; vermuthlich um dem Publikum zu beweisen, daß Niemand eine zweite große Tänzerin in der Familie suchen müsse. Die Leute meinten es recht gut; allein nur sie tanzte vortrefflich, oder vielmehr unübertrefflich; sie tanzte, wie die Dlle. Mars spielt, als wenn ihr das anmuthige Tanzen angeboren wäre und sie nichts weiter thue, als der Natur gehorchen und ihrem Berufe treu bleiben. Véron hat bekanntlich diesen Sommer ein sonderbares Ballet aufführen lassen: die Versuchung (die Versuchung des heil. Antonius in der Wüste, die der närrische Künstler Callot einst auf eine so phantastische Art in Kupfer gestochen hat). Die kleinern Theater konnten solch ein Pracht- und Zauberstück nicht nachahmen; allein sie haben possierliche Parodien desselben dargestellt. Besonders hat das Variétéstheater, das den Farzen von jeher sehr geneigt gewesen ist und es mit den Possen nicht genau nimmt, wenn sie auch zuweilen ins Zotenhafte fallen, die heilige Legende ganz ins Profane hinabgezogen. Statt des heiligen Büßers ist der Hauptheld ein Fleischer aus Paris, der sich in die Einsamkeit zurückziehen will, weil er mit den Fleischerkunden in Paris nicht zufrieden ist; er hat zum Begleiter einen Namens Duporc, Anspielung auf das dem heil. Antonius in der Legende beigelegte Würste liefernde Thier. Auch zwei Freunde hat der ehrsame Fleischermeister, wovon ihm der eine Enthaltsamkeit und Mäßigkeit, der andere gutes Leben predigt. Diese sollen den Engel und den Teufel in der Legende vorstellen. Antoine, der Fleischer, hat mit allerlei Versuchungen zu kämpfen, die sehr possierlich ausfallen, kurz es ist eine travestirte Legende. Jenseits der Pyrenäen wird diese vielleicht ganz ernsthaft und ehrlich ausgeführt; in Paris aber auf dem Variétéstheater macht man eine Farze daraus; so verschieden ist jezt der Geschmack und der religiöse Sinn der Spanier und Franzosen. Das Theater der Porte St. Martin gibt hauptsächlich sehr abentheuerliche Romane, und Alex. Dumas, der die größern Theater verlassen zu haben scheint, liefert hier grausenhafte Spektakelstücke; wenn Scribe es immer mit reichen Wechselagenten, Bankiers, mit Aussteuern von einer halben oder einer ganzen Million zu thun hat, so ist dagegen Herr Alexander Dumas sehr freigebig mit ehebrecherischen Weibern und unehelichen Kindern, und man scherzt über seine Bastarde, wie über Scribe's Millionärs. Ich weiß nicht, ob der Ruhm, den sich Dumas dadurch erworben hat, Scribe eine schlaflose Nacht und etwas Eifersucht verursacht hat oder nicht; aber so viel ist gewiß, daß er sich neulich hinsezte und auch mit Ehebruch und dergleichen sehr verschwenderisch umging. Daraus entstanden seine „zehn Jahre aus dem Leben einer Frau,“ es hätte eigentlich heißen sollen, einer ehrvergessenen Frau. Dieser Versuch fand aber keinen großen Beifall, und Scribe war so klug, wieder einzulenken und die Ehebrecherinnen dem Alex. Dumas und andern Dichtern zu überlassen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 237.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. Oktober 1832.

Ist's möglich, Frankreichs Gaukelei'n verleiten
Zu solcher Narrethei! und Männer! —

Shakespeare.
Heinrich VIII.

Zur Philosophie der Geschichte des Kostüms.

Der erste Titel, den uns unsere Nachbarn, die Kulturvölker Europas, beilegen, wenn sie mit Achtung von uns sprechen, zuweilen auch, wenn sie sich über uns lustig machen wollen, ist der der philosophischen Nation. Ihrer Meinung nach philosophiren wir bei Allem und über Alles. Dem sey, wie ihm wolle, so ist ein Gegenstand von unsern Denkern auffallend vernachläßigt, nämlich der innere Nerus zwischen den Veränderungen der Tracht und den politischen und moralischen Phasen der Gesellschaft. Sollte dieß und der Umstand, daß wir seit anderthalb Jahrhunderten die Sorge, unsern äußern Menschen zu konstruiren, einem Nachbarvolke überlassen haben, aus Einer Quelle fließen? Schon die leztere Erscheinung, eine sehr merkwürdige und tiefliegende, beweist übrigens, daß der Gegenstand unserer historischen Philosophen nicht unwürdig wäre. So lange wir uns aber unsere Röcke von den Franzosen zuschneiden lassen, dürfen wir uns auch nicht schämen, die Ideen unserer Meister Kleidermacher über die Verkettung der Fracks und Beinkleider mit der Weltgeschichte zu sammeln. Wir theilen im Folgenden derlei Betrachtungen eines Franzosen mit und hoffen damit einen Beitrag zu einer künftigen Philosophie der Geschichte der Trachten zu liefern.

* * *

Es ist Mode in der vornehmen Welt, für einen Doctrinär in der Gastronomie zu gelten; aber Toilettendoctrinärs haben wir noch keine, und die Gesellschaft ahnt gar nicht, welche philosophischen Schätze sie gerade in diesem Kapitel in ihrem Schooße birgt. Das Folgende soll nichts weniger als eine Doctrin seyn, nur ein matter Lampenschein, der in einen reichen, unausgebeuteten Schacht fällt.

Im Jahrhundert Ludwigs XIV. wurde, wie jedermänniglich bekannt, das Kostüm in Frankreich regenerirt; die allerseltsamste Neuigkeit, ein Kleidungsstück, das der Natur wie der Antike und allen Jahrhunderten widerspricht, das zu jeder Zeit und an jedem Ort unfaßlich gewesen wäre, nur nicht im siebzehnten Jahrhundert und in Frankreich, das habit français, entstand damals auf einmal wie aus dem Nichts, und Europa, das dazumal enger in Frankreichs Fesseln lag, als vor zwanzig Jahren, bequemte sich flugs zu dem pompösen Unsinn. Unter Ludwig XIV. war es gerade wie in der Türkei: es gab keine Kinder, sondern Männlein und Weiblein. Die kleinen Mädchen wurden zur Tortur der stählernen Schnürleiber verurtheilt, wie ihre Mütter, und auf einem Kupferstich aus jener Zeit sehen wir, wie Se. königl. Hoheit der Graf von Toulouse, im siebten Jahre, in französischem Kleide, Weste und kurzen Beinkleidern, die mächtige Perrücke auf dem Haupt, Schuhe mit Schnallen an den Füßen, den Hut unter dem Arm, seinem erhabenen Vater zusieht, welcher Billard spielt; da ist nun der kleine Junge vollkommen das Diminutivum seines Vaters; es ist ein Pendant zu der Fabel vom Frosch und

Ochsen, mit dem Unterschied, daß der Frosch hier höchst zufrieden scheint; ist er doch Ritter der königlichen Orden und Großadmiral von Frankreich. Dergleichen Diminutive kommen vor bis gegen das Ende der Regierung Ludwigs XV.; denn Veränderungen, welche das Kostüm erleidet, befassen alle Altersstufen gleichmäßig. Dem alten bigotten Ludwig XIV. zu Liebe — halb Europa theilte diese hohe Rücksicht — trug man gegen das Ende seiner Regierung bitter ungern das großmächtige, düstere, mit einer Art von Trauerborte von Silber oder Gold besezte französische Kleid fort. Später fing man allgemach an, die Schöße zu beschneiden und den ganzen Schnitt mehr abzurunden; damit erschienen auch wieder die hellen Farben aus der lustigen Zeit Ludwigs XIV.; aber Seideblumen traten an die Stelle der Goldtressen. Allbekannt ist aus vielfachen Beschreibungen und von Familiengemälden die ausschweifende Kleidernarrheit dieser Zeit, die bunte Vegetation, welche Jahr für Jahr, bei den Weibern namentlich, mächtiger, grotesker wucherte, welche, gleich einem Hirschgeweih, abfiel und wieder trieb und jedesmal ein neues Ende ansezte, während unter der phantastischen Hülle das Individuum, Fleisch und Bein immer mehr einschrumpfte, so daß das Ganze am Ende einem Gehäuse mit einem Federwerk im Innern glich.

Aber in dieser höchst seltsamen Welt trat nun Jean-Jacques Rousseau als Prediger des Evangeliums vom Selbststäugen der Mütter und der ersten Erziehung der Kinder auf. Die unmittelbare Wirkung dieser Lehre, in Beziehung auf unsern Gegenstand, war, daß man nachgerade einsehen lernte, zwischen Kindern und Leuten sey denn doch ein Unterschied, und bei der Tracht, zu der sich leztere bequemten, möchten sich erstere weniger gut befinden. So machte Rousseau, indem er in herrlicher Sprache von Ammen und Windeln verhandelte, den ersten Riß in die Sitten der Zeit, so weit sie sich auf den äußern Menschen bezogen, und damit, daß man die Kinder naturgemäßer kleidete, begann jene radikale Reform, welche von den kurzen Beinkleidern und Poschen zur Carmagnole führen sollte. Seit dieser Revolution, deren Anfänge, wie es bei allen großen Umwälzungen geht, unbemerkt blieben, seitdem bei den kleinen Mädchen das Fourreau und bei den Knaben die runde Jacke (matelot) eingeführt wurden, haben fortwährend sämmtliche Veränderungen in der Tracht bei den Kleinsten begonnen; die Kinder überhoben die Alten der jeden neuen Versuch begleitenden Verlegenheit, und erst nachdem sich das Auge durch solch unschuldige Proben an dieses und jenes gewöhnt hatte, wagte man die Schritte zu bedeutenden Metamorphosen. Es ist dieß wohl zu bemerken, denn dieser Saz ist der Schlußstein unseres Systems.

(Die Fortsezung folgt.)

Die erste Woche in Konstantinopel.

(Beschluß.)

Während ich so in Betrachtungen versunken war, klopfte man mir auf einmal auf die Schulter, und als ich mich umdrehte, sah ich Achmed Pascha mit dem Seraskier und einigen andern Paschas. Achmed Pascha stellte mich dem Seraskier als einen aus Egypten ankommenden Reisenden vor, und dieser antwortete nicht, wie alle Europäer, denen ich bisher vorgestellt worden war: „je suis charmé d'avoir l'honneur de faire la connaissance de Monsieur,“ sondern sagte sogleich: „da Sie von Ihrem Gesandten uns empfohlen sind und Achmed Pascha Sie bereits kennen gelernt hat, so können Sie während Ihres Aufenthalts in unserer Stadt bei jeder Gelegenheit auf unsere Freundschaft und Unterstützung rechnen.“ Hierauf erwiederte ich: obschon ich auch als unbekannter Fremder unter der gerechten und weisen Regierung Seiner kaiserlichen Hoheit, unter dem Schutze seiner milden Gesetze vollkommen sicher sey, so fühle ich mich doch außerordentlich glücklich, mich seiner erhabenen persönlichen Theilnahme rühmen zu können. Er fragte mich dann, wie ich und überhaupt die in Egypten wohnenden Europäer mit Mehmed Ali zufrieden seyen? und ich antwortete: obschon die Franken auch in Egypten sich über die Regierung nicht im Mindesten zu beklagen haben, da sie väterlich sowohl über ihre Person, als über ihr Eigenthum wache, so seyen doch die Bessern unter ihnen Mehmed Ali längst abgeneigt, weil er seine Unterthanen zu grausam unterdrücke, jezt aber auf's Aeußerste gegen ihn empört, seitdem er als treuloser Verräther gegen seinen Oberherrn aufgetreten sey. Sie gingen sodann mit mir in ein Nebenzimmer, wo sie mich über vieles, was den bürgerlichen und militärischen Zustand Egyptens betrifft, ausfragten, und leider bemerkte ich, daß sie über manche Punkte durch schmeichlerische oder verrätherische Kundschafter in gänzlichem Irrthum waren. So erwarteten sie zum Beispiel vieles von der egyptischen Geistlichkeit zu ihren Gunsten, während diese seit einigen Jahren schon allen Einfluß verloren hat und ganz unter der Botmäßigkeit Mehmed Alis steht, eben so von den egyptischen Bauern, die aber alle, außer den zum Kriege Untauglichen, bei der Armee sind, während die zu Hause Gebliebenen keine Waffen und keinen Funken Muth und Entschlossenheit besitzen, um einen Aufstand gegen den Pascha zu wagen. Kurz, ich überzeugte mich, daß die türkischen Großen, die an der Spitze der Reichsgeschäfte stehen, immer noch von Schmeichlern umgeben sind, die sich beeifern, flügelschnell jede günstige Nachricht zu überbringen, jede traurige hingegen, so wichtig sie auch seyn mag, verschweigen. Wir wurden in unsrer Unterredung durch das Feuerwerk gestört, das

vor dem Pallaste abgebrannt und von einer rauschenden Musik begleitet wurde. Die Menschenmenge vor dem Pallaste war so groß, daß oft zurückfallendes Feuer Unglück anrichtete und ein großes Geschrei verursachte; noch lauter war das Gejammer, wenn ein Funken in einen der Tausende von Nachen fiel, die die drei herrlich beleuchteten russischen Kriegsschiffe umgaben, da der Schrekken eine rasche Bewegung unter den sich darin befindenden Zuschauern hervorbrachte und diese dann den schmalen Kahn umzuwerfen drohte. Bald nach dem Feuerwerke ging man in den Speisesaal, wo eine ungeheuer lange Tafel mit den köstlichsten Speisen und Getränken beladen war; es waren aber der Gäste so viele, daß nicht alle Platz finden konnten. Nach unsern Gesetzen der Galanterie, mußten also die Herrn, hinter den Damen stehend, ihre Mahlzeit halten; nur die verschiedenen Paschas und die ersten europäischen Diplomaten hatten das Glück, neben Frauenzimmern zu sitzen. Es ging Anfangs, wie gewöhnlich, etwas kalt und steif zu; doch bald wurden besonders die Herrn Muselmänner, mit Hülfe des Champagners und Bordeaux, recht munter, und es wurde mehrere Mal von den Türken auf das Wohl des russischen, und von dem russischen Gesandten auf das des ottomanischen Kaisers getrunken. Diese Toaste waren bisher etwas den Muselmännern ganz Fremdes, da ihnen der Wein verboten ist; doch wie dieses und andere Gesetze leicht übertreten, so wurden unsere Gebräuche leicht angenommen, und auch hier muß ich gestehen, daß, so sehr die anwesenden Christen sich über diese Freisinnigkeit der Mahomedaner freuten, ich dieses Gefühl nicht theilen konnte. Nicht als wünschte ich die Mahomedaner ewig in den Fesseln ihrer Orthodoxie zu sehen, nimmermehr aber sollte sich ihre Emancipation auf gemeine, von der Leidenschaft unterstützte Phrasen gründen. Dieß ist nun bei ihrer krassen Unwissenheit nicht anders möglich, aber ihren eigenen Interessen gerade zuwider. Denn wie kann der Sultan als Stellvertreter Mahomeds auf Gehorsam und Verehrung Anspruch machen, wenn er selbst oder seine ersten Minister öffentlich (denn es waren doch hier an Wachen, Gefolge und Musikern mehr als 200 Türken beisammen) den Koran zu verachten wagt? Auch sind die Türken in ihren Ansichten über Religion höchst inkonsequent; denn während sie den praktischen, einschränkenden Theil derselben verwerfen, hängen sie noch größtentheils mit ganzer Seele an ihrer albernen Dogmatik. Freilich finden wir nicht allein bei den rohen Muselmännern solche Widersprüche; so essen, um von den Christen gar nicht zu sprechen, manche Hebräer nichts Unerlaubtes, sind aber zu geldgierig, um am Sonnabend alle ihre Geschäfte liegen zu lassen; andere wollen das ganze Jahr hindurch von Moses nichts wissen; kommt aber das neue Jahr und der Versöhnungstag herbei, wo, einer rabbinischen Tradition zufolge, ihr Schicksal auf ein ganzes Jahr hinaus voraus bestimmt werden soll, da besuchen sie fleißig die Synagogen und beten und fasten wie die größten Fanatiker.

Nach zwei Stunden kehrte Alles wieder in den Tanzsaal zurück; nun wurde, bis die Morgenröthe das Licht der Lampen überstrahlte, immerwährend fortgetanzt, und trotz meiner Langenweile mußte ich Herrn Brassier bis um vier Uhr Morgens erwarten. Ich sah dem Augenblick mit Ungeduld entgegen, wo ich wieder hieher zurückkehren könnte; gleich nach dem Kaffee verließ ich daher in übler Laune Bujukdere und sein fränkisches Leben, mit dem Entschlusse, es nie mehr kosten zu wollen. Doch noch ehe ich in Konstantinopel ankam, hatte der Anblick des paradiesischen Bosphorus, von dem reinsten Himmel überwölbt und von den schönsten Sonnenstrahlen vergoldet, mein Gemüth wieder erheitert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, September.

(Beschluß.)

Versammlung der allgem. schweizerischen Gesellschaft der Naturforscher.

„Es hat auch," fuhr de Candolle fort, „wir können stolz darauf seyn, es sagen zu können, diese Organisation eines wandelnden Gelehrtenvereines in Europa einen nicht unbedeutenden Anklang gefunden. Wenige Jahre nach der Errichtung unserer Gesellschaft (1826) und nach ihrem Vorbilde hat auch Deutschland deutsche Vereine gebildet, zu denen Jedem, der eine Schrift über einen physikalischen oder naturhistorischen Gegenstand öffentlich bekannt gemacht hat, von Rechtswegen der Zutritt gebührt und die, indem sie der Reihe nach in die verschiedenen Hauptorte der deutschen Bundesstaaten verlegt werden, Verbindungen unter den Gelehrten jenes weit ausgedehnten Landes stiften, in welchem die Wissenschaften heutzutage mit so warmem Eifer betrieben werden. Diese Beispiele haben ganz neuerlich noch andere ähnliche Vereine zur Folge gehabt. So hat sich im leztverflossenen Jahre in Großbritannien eine der unsrigen ähnliche Gesellschaft gebildet, welche sich, gleich der schweizerischen, nach verschiedenen Städten begeben soll. Wirklich hat sie sich im Jahre 1831 zu York, dieses Jahr zu Oxford versammelt, und für 1833 ist sie nach Cambridge ausgeschrieben. Auch die geologische Gesellschaft von Frankreich hat jüngst den Beschluß gefaßt, jedes Jahr eine Provinz des Königreichs zu besuchen, um die natürliche Beschaffenheit derselben zu untersuchen und die in dem weiten Reiche zerstreuten Freunde der Wissenschaft um sich zu versammeln. Im Sommer 1832 ist Auvergne der erste Punkt gewesen, den dieser Verein sich zu seinem Standorte erkoren hat." — In drei Sitzungen wurden der Gesellschaft vielerlei interessante Notizen mitgetheilt und Abhandlungen mannichfachen Inhaltes aus allen Fächern der Naturwissenschaften mitgetheilt. Mehrere ebenfalls in Bereitschaft liegende Berichte und Abhandlungen, namentlich die nekrologischen Notizen, betreffend die nicht wenigen, seit der lezten Gesellschaftsversammlung mit Tode abgegangenen Mitglieder, und auch die Berichte der Kantonal-naturforschenden Gesellschaften von

Aarau, Basel, Bern, Genf, Lausanne, St. Gallen, Solothurn und Zürich konnten, wegen Beschränktheit der Zeit, nicht abgelesen werden. Zum Versammlungsorte für 1833 wurde der Hauptort des Kantons Tessin bestimmt und zum Vorstande der dortige Gelehrte von Alberti designiert. In ihrer Jahressitzung von 1836 gedenkt die Gesellschaft einen Preis von 1000 Schweizerfranken (beiläufig 600 Gulden) demjenigen Gelehrten zuzuerkennen, der vor dem 1. Januar 1836 die befriedigendste Abhandlung über die Geschichte und Statistik der Schweizergewässer, d. h. der Flüsse, Bäche, Wildwasser und Seen dieses Landes, einliefern wird. Ueber die Preiswürdigkeit entscheidet eine, in der Versammlung von 1835 niederzusetzende Kommission, deren Mitglieder die einzigen sind, welche von der Konkurrenz ausgeschlossen bleiben. Da der fragliche Gegenstand in seiner Gesammtheit von ungemein großem Umfange ist, so soll auch speziellen Abhandlungen, Monographien von einzelnen Flüssen, andern fliessenden Wassern von Bedeutung, einzelnen Seen u. s. w. der Zutritt zur Preisbewerbung gestattet seyn, und auch Aufsäze dieser Art, je nach Maaßgabe ihres Werthes, mit geringern Preisen, einem Accessit oder einer Ehrenmeldung honorirt werden. Unter vielen andern Abhandlungen machte eine Mittheilung des Hrn. Prof. Kaemtz aus Halle, dessen Aufenthalt in Zürich unter dem vielen Unwillkommenen, das dieser Sommer in der politischen und moralischen Welt herbeiführte, eine willkommene Erscheinung war, die versammelten Naturforscher mit den Resultaten der, während eines bedeutend langen Aufenthalts auf dem Rigikulm von ihm gemachten Beobachtungen, namentlich derjenigen bekannt, welche auf den Einfluß der Höhe und der Stunde des Tages auf die Feuchtigkeit der Luft Bezug haben. Der Zürcherische Arzt Locher-Balber unterhielt die Gesellschaft mit Notizen, betreffend das Leben und die literarische Wirksamkeit des noch in der Vollkraft seiner wissenschaftlichen und politischen Thätigkeit in friedlichere Regionen, als dermal das bis in seine innersten Eingeweide zerrissene Schweizerland darbietet, abgerufenen Paul Usteri. Diese, jüngster Tage nun ebenfalls im Drucke erschienene Mittheilung konnte einer um so größern und allgemeinern Theilnahme versichert seyn, als Usteri im ganzen Umfange des schweizerischen Bundesstaates vielleicht der Einzige war, der Kraft und Einsicht, auch, zumal nach befriedigtem eigenem Ehrgeize, Vaterlandsliebe genug besessen hätte, das wüthende Wildwasser eines rechtlosen Radikalismus in sein Bette gedämmt zu erhalten und der übermüthigen Despotie der volksthümlichen Oligarchen, die sich bald überall des Staatsruders bemächtigt haben, in und außer seiner Vaterstadt Schranken zu sezen. Unter den in den Schooß des Vereins niedergelegten Druckschriften befand sich auch ein neuer Band der Abhandlungen der Gesellschaft, deren Fortsezung der Freund der Naturwissenschaft mit Verlangen entgegensieht. Nebenbei haben die Mitglieder der Gesellschaft ihren Aufenthalt in Genf vielfältig benuzt, um die in dieser Stadt bestehenden öffentlichen Anstalten, hauptsächlich diejenigen genauer kennen zu lernen, welche die Wissenschaften und Künste zum Gegenstande haben. Zu diesen leztern gehören die neue Sternwarte sammt dem unlängst daselbst aufgestellten Apparate von Gambey, die verschiedenen Kabinette des akademischen Museums, der Pflanzengarten nebst dem botanischen Conservatorium, die Sammlung landwirthschaftlicher Geräthschaften, die öffentliche Bibliothek, das Museum für schöne Künste, die hydraulische Maschine, die Korrektionsanstalt u. a. m. Auch die Privatsammlungen von naturgeschichtlichen Gegenständen und Gemälden wurden den Mitgliedern der Gesellschaft von ihren Besizern auf eine höchst zuvorkommende Weise geöffnet. Die Gewächshäuser des Hrn. Saladin zu Pregny und des Hrn. Saussure zu Cambesy, ferner die Dreschmaschine zu Sierne an der Arve und der Artesische, kürzlich zu Pregny in der Besizung des Hrn. Giroud-Perzier gegrabene Brunnen blieben ebenfalls nicht unbesucht.

Ein Gastmahl, gewürzt mit Herzlichkeit und fröhlicher Laune, brachte jeden Tag die Mitglieder des Vereins zusammen, und jeden Abend versezte ein Dampfboot sie nach einem der den Genfersee umkränzenden Landhäuser.

Paris, September.

(Beschluß.)

Theaterwesen.

Scribe ging noch weiter, und in einem Vaudeville, welches er kurze Zeit nachher gab, machte er sich auf eine wizige Art über die Dichter lustig, welche alle Todsünden ausbeuten und das Scandal zu einem ästhetischen Gegenstande wählen. Die Theaterkritiker bemerkten hierüber, Scribe habe hier doch ein bischen zu viel gethan, indem er sich über sich selbst lustig mache, aber zugleich das Publikum zwinge, diesen Scherz über sich selbst beim Eintritte ins Schauspielhaus baar zu bezahlen. Aus Widersprüchen macht sich aber Scribe wenig; die Hauptsache für ihn ist, augenblicklichen Beifall zu erlangen und ein einträgliches Stück mehr zu haben. Bei den vielen Theatern, die im Gange sind, fehlt es immer noch an einer komischen Oper. Es heißt jedoch, man bringe jezt wieder eine in Gang, aber nach einem kleinern Maaßstabe als die alte, und wolle einen kleinen, jezt leer stehenden Saal, den des bankerott gewordenen Nouveautéstheaters, dazu nehmen. Dieß wäre eine schlechte Fortsezung des ehemals so glänzenden Faydeautheaters, für welches Méhul, Cherubini und Boyeldieu Operetten sezten und das die beste Auswahl von Sängern und Schauspielern hatte, die man in Paris nur finden konnte. Aber vielleicht entsteht aus dem neuen Versuche in der Folge etwas Besseres. Was jedoch der Unternehmung schaden wird, ist, daß die große Oper ihren alten feierlichen Ton herabgestimmt, auf die griechische und römische Geschichte verzichtet und sich in das Romantische, so wie auch in das gewöhnliche Leben herabgelassen hat, so daß sie nun nicht ernsthafter ist, als die italienische Oper, und daher selbst beinahe eine komische Oper geworden ist. Einige neuere Stücke, z. B. „der Gott und die Bayadere,“ „Graf Orry,“ gehören ganz und gar der Operette an, und Véron ist damit ins Gebiet eines andern Theaters hinübergestreift. Anderseits ahmen auch manche Vaudevilles die Operette nach, und somit bleibt der sogenannten komischen Oper wenig Eigenthümliches übrig. Ueberhaupt herrscht jezt im Theaterwesen eine Verwirrung, eine Freiheit, ja sogar eine Zügellosigkeit, welche die allzu bedachtsamen Leute Anarchie nennen, die aber für den unpartheiischen Zuschauer etwas höchst Anzügliches hat. Nie hat das Theater irgend einer Nation solch einer uneingeschränkten Freiheit genossen, als jezt das französische, und wenn dasselbe jezt nicht viel Vorzügliches hervorbringt, so ist es den Dichtern wahrlich nicht zu verzeihen. Wo in aller Welt ständen ihnen so wenig Hindernisse im Wege als auf der französischen Bühne?

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 238.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 4. Oktober 1832.

— Nicht sollt du denken,
Die stumme Majestät erschein' ich dir zu kränken;
Nein! keine Leyer tönt, die Gräber zu entweihn!

Lamartine.

Holyrood.

Nemo me impune lacessit.
(Inschrift über dem Burgthor.)

Wie so drohend dort am Abhang, ob der wohnlich heitern Stadt,
Sich die Königsburg, die dunkle, ein Gespenst, gelagert hat!
Hinter jenen Festungswällen hat verschanzt sein göttlich Recht
Vor des Volkes freier Liebe Stuarts trotzendes Geschlecht.

Und in den verwaisten Hallen, wo die Schönheit auf dem Thron
Welschlands holdem Sänger zollte süßen Liebesdienst zum Lohn,
In den düstern Bogengängen, in der Kirche farb'ger Nacht,
Ist ein neues Königsleben nach Jahrhunderten erwacht.

Seidene Gewänder rauschen wieder durch den Ahnensaal,
Und es sprüh'n die kecken Scherze und es funkelt der Pokal,
Und im Stall der stolze Renner wiehert, weil vom nahen Wald
Hinter'm aufgescheuchten Hochwild das gewund'ne Hifthorn schallt.

Langsam auf den hohen Rossen kehren heim nach Holyrood
Die gesalbten Jäger wieder, bei des Tages letzter Gluth;
Jene kron- und waffenlosen Dreie, Greis und Mann und Kind,
Die vom Unglück, von der Götter heil'gem Strahl, getroffen sind.

Und mit schlaffverhängtem Zügel nahen sie dem offnen Thor,
Sieh, da bäumen sich die Rosse, wie vor Geistern, wild empor,
Und das Kind, das hoffnungsstarke, spornet wider Geistermacht,
Doch von unsichtbaren Armen wird es gleich zu Fall gebracht.

Aus dem Burgthor, leise wallend, zieht ein nebelbleicher Zug:
In dem langen Reigen keiner, der nicht eine Krone trug;
Doch die Kronen sind verblichen und der Herrscherstab zerbrach,
Und in Nebelstreifen flattert der zerfetzte Purpur nach.

Bist du also bleich geworden, schöne Schmerzenskönigin,
Als du unter'm Beile sankest der verhaßten Gleißnerin?
Das ist Karl dort, der das edle, blut'ge Haupt im Arme trägt,
Und er hat's an seinem Busen wie ein Kindlein warm gehegt.

Habt ihr all' euch eingefunden, die ihr einst mit flücht'gem Fuß
In der kalten Fremde irrtet, ohne Liebesblick und Gruß?
An dem alten Ahnenschlosse scheidend euer Auge hangt,
Wo der Väter stolzer Schildspruch über'm Burgthor gülden prangt.

Ephen rankt und wildes Weinlaub um die stolze Inschrift sich,
Die verwittert und zerbröckelt, vor dem Weltgeist längst erblich;
Ach, wie schmerzlich klingt herüber aus der Zeit verweg'ner Kraft
Der Gefall'nen stolzer Schildspruch: „Niemand trozt mir ungestraft!"
Niemand trozt euch, ihr Gefall'nen, euer Unglück heiligt euch!
Heilig seyd ihr und unnahbar, blitzgetroffner Eiche gleich;
Denn das Unglück spendet Kronen, und es hegt ein göttlich Recht,
Göttlicher als güldne Kronen, du gefallenes Geschlecht!

M. Veit.

Zur Philosophie der Geschichte des Kostüms.

(Fortsetzung.)

Sollte aber nicht von dem Einflusse, den wir Rousseau zugeschrieben haben, England einen guten, ja den größten Theil für sich in Anspruch nehmen dürfen? Es ist dieß um so wahrscheinlicher, als Rousseau's Lehren zwar diesseits der Meerenge höchst neu, jenseits aber nichts als ein Wiederhall der Lockeschen Grundsätze waren. Wie Pope den Forst von Windsor und Thompson die Jahreszeiten gute Zeit früher besungen haben, als man in Frankreich eine Poesie außerhalb der Boskete von Versailles ahnete, so trugen die jungen Misses lange vor den französischen Damen den Strohhut und das Deshabillé. Der Frack, dieses seltsame Uebergangsstück, das eine Protestation gegen das französische Kleid und am Ende doch nichts als eine wenig abgeänderte Kopie desselben ist, der Frack und sein Name sind rein englischen Ursprungs. Aber bei alle dem behaupten wir: hätten nicht die Kinder bei uns die englischen Moden probirt, so wäre in dieser Region, wo der Mensch Alles so höchst respektvoll behandelt, das Eis nimmermehr gebrochen worden.

So lange also unser gesellschaftlicher Zustand nicht wieder ganz stationär geworden ist, werden die Veränderungen im Kostüm, in aufsteigender Linie, bei den Kindern beginnen und sich nach und nach über alle Altersstufen verbreiten, mit Ausnahme einer protestirenden Minorität von alten Leuten. Vor wenigen Jahren noch sah man im Marais zu Paris einen alten Mann, weißgepudert, mit einem grünen Sammtkleid, einen mächtigen Hut, der niemals sein Haupt bedeckt hatte, unter dem Arm. Der Mann war der wahre Torus der Opposition in Hinsicht der Tracht, und troz dem gehörte er, als er noch jung war, ganz gewiß zu der Parthie des Mouvements. Denn mochte auch sein Rock kein englischer Bastard, sondern rein französisch seyn, so war doch sein runder Hut mit breitem Rand einer von denen, welche man bei den vom Herzog von Orleans aus New-Market nach Paris verpflanzten Wettrennen zum erstenmal sah. Der Hut aber repräsentirt politische Gesinnung weit entschiedener als der Rock, und so wunderte ich mich denn gar nicht, als ich erfuhr, unser Opponent sey in seiner Jugend ein feuriger Freiheitsfreund gewesen. Den Voltigeur de Louis XIV. nannte man ihn in seinem Stadtviertel; in meinen Augen aber war und blieb er der Voltigeur vom Jahr 1790.

Dem sey indessen, wie ihm wolle, die Leute von gesetztem Alter hatten sich bis zum Jahr 1814 ziemlich steif gehalten. Ueber fünfzig Jahren sah man damals noch eine ganz respektable Majorität mit gepudertem Kopf und in kurzen Beinkleidern. Die lezte definitive Niederlage der Moden des alten Regime verdanken wir wieder den Engländern, als sie in jenem Jahre, gerade da die Politik jener Zeit wunderbarerweise wiedererstand, zu Paris erschienen. Es ist nicht zu läugnen, die bürgerliche Tracht im Jahr 1814 war lächerlich, abscheulich. Nur die Militäruniform galt damals etwas, und den Männern, welche Beruf oder natürliche Friedfertigkeit fern vom Feldlager hielt, ging es fast wie den Männern der Amazonen, die am Rocken sitzen und in der Küche hanthieren mußten. Der ganzen Nation war es überdem ergangen wie dem Blinden, der, da er seine Bewegungen mit denen seiner Nebenmenschen nicht vergleichen kann, bald alle Harmonie, allen Takt in Geberden und Bewegungen einbüßt. Die Continentalsperre hatte, wie auf unsere Industrieprodukte, so auf unser ganzes Wesen mächtigen Einfluß geäußert. Am Tage nach der Schlacht von Montereau, nachdem Paris bereits den Kanonendonner der europäischen Ligue hatte hören können, dünkte sich der Pariser Lungerer immer noch wie im Jahr 1812 ein Bruchtheil des Herrn der Welt, meinte, an Regulirung des Geschicks und Geschmacks der unterjochten Völker immer noch seinen Theil zu haben. Er verglich sich mit Niemanden in der Welt, meinte er doch immer, Alles regle sich nach ihm. Daher wurden auch die ersten Engländer, welche sich in der Musterhauptstadt blicken ließen, mit lautem Gelächter empfangen. Allerdings hatten auch die Engländer, ausgeschlossen vom übrigen Europa, wie sie waren, während ihres solitary confinement, wie die Criminalisten der neuen Schule es nennen, ein wunderliches Wesen angenommen. Kurz, beide Völker konnten sich damals schwerlich ohne Lachen ansehen.

Die Weiber ahneten zuerst, es möchte besser seyn, dieses seltsame Verhältniß zu nützen, als sich darüber lustig zu machen, und die Vernunft machte in dieser Beziehung beiderseits ihre Rechte geltend. Die englischen

Damen wurden bald inne, daß ihre Schuhmacher und ihre Modehändler zu Hause nichts als Barbaren seyen; die französischen Damen dagegen wußten alsbald die Vorzüge der englischen Toilettegegenstände zu schätzen und sahen ein, daß sich ihr launischer Nationalgeschmack ungleich besser mit unsern Sitten und unserm Klima vertrage, als der antike Zuschnitt um jeden Preis, den ihnen die Revolution und Davids Schule aufgedrungen. Am meisten wunderten sich aber wohl die alten Herrn über etwas; darüber nämlich, daß der winzige, knappe Frack, den das Jahrhundert ihnen an den Leib gezwungen, den sie nur mit Restriktionen ohne Ende auf- und angenommen, wobei sie immer und ewig wieder theilweise in den Schnitt des alten französischen Kleides verfielen, daß der Frack für das höhere, gesezte Alter eine weite, bequeme Kleidung werden könne, ein Rock, der den Magen warm hält, wie das in der Jugend Ludwigs XIV. von jenem habit français verdrungene Wamms. Sicher war es für das gebrechliche Alter eine höchst willkommene Erscheinung, daß man wieder Leute sah, welche sich um ihretwillen, nicht für Andere anzogen. Diese augenfällige Vernunftmäßigkeit des englischen Kostüms hat die Reste der Trachten vor 1789 beinahe vollends ganz verdrängt, und die Fortschritte, die wir seit achtzehn Jahren gemacht haben mögen, rühren großentheils daher. Von diesen Fortschritten sprechen wir sogleich und bemerken hier nur, daß wir gegenwärtig Gefahr laufen, gleich unsern Vätern vor hundert Jahren in einen Fehler zu verfallen, nur gerade in den entgegengesezten.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber die politische Organisation der Mongolen.

Wir haben in Nr. 222 dieser Blätter Einiges aus dem Werke des russischen Mönches Hyacinth über die Mongolei mitgetheilt, und geben im Folgenden noch Einiges daraus. Die physischen Verhältnisse jenes Länderstrichs und seiner Bewohner sind ziemlich bekannt, und der Pater weiß auch darüber nicht viel Neues zu sagen; willkommener möchten einige Andeutungen über die politischen Verhältnisse jener Völkerschaften seyn.

Die Mongolen theilen sich in drei große Klassen, Adel, Militärstand und Klerus. Die erblichen Fürsten und die Taidzi, d. h. Stammoberhäupter, bilden den Adel; er ist sehr zahlreich und Eigenthümer von Land und Leuten; denn leztere sind in einer Art von leibeigenschaftlichem Verhältnisse und zu Frohnen und dem Kriegsdienst verpflichtet. Die Geistlichkeit lebt im Cölibat, ist aber dennoch außerordentlich zahlreich, hat ausgedehnte Privilegien und den unbeschränktesten Einfluß auf das Volk. Auf die Rangordnung in der Hierarchie wird sehr streng gehalten, und die ganze Geistlichkeit steht unter der unmittelbaren Aufsicht des Departements der auswärtigen Angelegenheiten zu Peking. Außer diesen drei Klassen gibt es sehr viele Sklaven, Nachkommen von Kriegsgefangenen oder von Familien, welche zur Strafe auf ewig zur Sklaverei verurtheilt worden; sie sind unbeschränktes Eigenthum ihrer Herrn. Seit die Mongolen der gegenwärtig in China herrschenden Mandschudynastie unterworfen sind, bilden sie keinen politischen Körper mehr; jeder Stamm ist unabhängig und theilt sich in Banner, welche unter Fürsten von fünf verschiedenen Klassen stehen. Die beiden ersten, die Tsinwang und Kiunwang, haben den königlichen Titel, die Beile und Beise entsprechen etwa unsern Fürsten oder Herzogen, die Koung sind Grafen. In manchen Bannern gibt es ferner bloße Titularfürsten mit dem Rang der lezten drei Klassen. Das Ganze gleicht, wie man sieht, nicht übel dem guten deutschen Reiche. — Die Würde der mongolischen Fürsten geht nur auf ihre männlichen Nachkommen nach dem Erstgeburtsrechte über; indessen bedarf es bei jedem Wechsel der kaiserlichen Bestätigung. Der Kaiser kann auch die Fürsten durch Ertheilung eines höhern Rangs belohnen, oder durch Degradation bestrafen. Die Prinzessinnen Töchter haben, nach chinesischem Recht, keinen Anspruch an die unbeweglichen Güter ihres Vaters; heirathen sie aber, so behalten sie ihren angebornen Rang und Titel.

Ein mongolisches Banner ist ein Gebiet, dessen Bewohner eine Militärdivision bilden. Jedes Banner ist in eine unbestimmte Zahl von Regimentern getheilt; das Regiment hat sechs Schwadronen zu 150 Reitern, wovon 50 geharnischte. Der das Banner befehligende Fürst übt das Richteramt nach dem von der chinesischen Regierung für die unter ihrem Scepter stehenden Nomadenvölker entworfenen Gesetzbuch. Das Siegel, das der Fürst vom Departement des Auswärtigen zu Peking erhält, wird jedem Urthel beigedruckt und gilt statt der Unterschrift. In allen Fällen von Bedeutung muß der Fürst an die Präsidenten des Landtags berichten, und diese legen die Sache durch das auswärtige Departement dem Kaiser zur Entscheidung vor. Ehemals hielt der Hof zu Peking außerordentliche Kommissarien in der Mongolei; da aber diese Herrn sich gar zu unverschämt bereicherten, hob man das Amt auf und überließ die innere Rechtspflege den Fürsten, welche durch die Garnisonen in den festen Plätzen genugsam im Zaume gehalten sind. — Die Einkünfte der Fürsten und Taidzis bestehen lediglich in den Grundabgaben, die sie nach dem Gesetzbuch von ihren Unterthanen erheben. Mehrere beziehen Gehalt vom Hofe, und zwar halb so viel, als die Befehlshaber der acht in der Hauptstadt als Besatzung liegenden Mandschubanner.

Die Fürsten in den südlichen Provinzen der Mongolei sind gehalten, alle vier Jahre nach Peking zu kommen und den schuldigen Tribut zu entrichten. Der Betrag desselben kommt nicht in Anschlag; er hat nur als Zeichen der Unterwürfigkeit Bedeutung, und der Kaiser bezahlt überdieß die dargebrachten Gegenstände reichlich. Für jedes Pferd gibt er zehn Unzen Silber und zwei Stücke Atlas; für ein Schaaf zehn Unzen und vier Stücke Nankin (jedes Stück Nankin oder Atlas ist vierzig Fuß lang); für einen zur Jagd dressirten Sperber oder Windhund zehn Unzen und vier Stücke Atlas.

Pater Hyacinth meint, die Bevölkerung der Mongolei wäre unschwer auszumitteln, wenn man mit einiger Sicherheit die Zahl der Weiber der der Männer gleich annehmen dürfte. Alle drei Jahre versammeln sich die Stammhäupter auf allgemeinen Landtagen; hier werden unter andern die Steuerregister revidirt und das Ergebniß an das auswärtige Departement zu Peking berichtet. In diesen Registern sind sämmtliche männliche Individuen aufgeführt, mit Ausnahme der Sklaven und derjenigen, welche Alters halber zum Dienste in den Bannern untüchtig sind. Statt einen Auszug aus Registern der Art zu geben, was für die Statistik von großem Interesse gewesen wäre, sagt Pater Hyacinth ganz trocken: „Wer neugierig ist, darf sich nur im Departement des Auswärtigen zu Peking das Ergebniß dieser Zählung der männlichen Köpfe mittheilen lassen."

Korrespondenz-Nachrichten.

München, September.

Ein Deutschitaliener in München.

„He, Postillon! vorwärts! — Er ist taub! Schreien wir einmal alle zusammen ihn an!" Und wir schrieen alle wie aus Einem Munde, er solle schneller fahren, er solle — da stieg er ab, der Postillon, weil eben eine kleine Anhöhe kam, und ging zu Fuße. Nun konnten wir ihn zanken nach Belieben; aber es kümmerte ihn wenig; er bat uns vielmehr recht schön, doch die Gnade zu haben und auszusteigen. „Haben's die Gnade! Sehen's, wie meine armen Pferde schwitzen thun!" So treuherzig sagte das der Schwager, so gar gefühlvoll für seine lieben Thiere, daß wir uns rühren ließen und ausstiegen und zu Fuße gingen, und wer uns begegnete, konnte sehen, auf welche Weise wir Post fuhren. So fährt man in Deutschland, sagen die Fremden und machen sich lustig über unsere Langsamkeit, ohne eben an unsere Gutherzigkeit zu denken, welche, wie an so Vielem, das uns lächerlich macht, auch daran schuld ist, daß unsere Postpferde eine Art von Ochsen sind und unsere Schwäger eine Art von Esel; denn selten wird sich der gute Deutsche über Hügel und andere Kleinigkeiten hinaussetzen, und schelten und treiben und spornen, damit er schneller aus dem Staube oder dem Kothe komme, und wandelt ihn einmal eine solche Lebhaftigkeit an, so reicht von Seite dessen, der die Zügel hält, ein treuherziges Wörtlein oder Sprüchlein hin, ihn zu besänftigen und zu beruhigen, ihm ein Mitleid einzuflößen für die armen Thiere, die so sehr schwitzen thun, die aber nur deßhalb schwitzen, weil sie zu fett sind. Ich verwünschte tausendmal diese gutgemeinte Langsamkeit, sowohl, weil ich mich nicht daran gewöhnen, als weil ich den Augenblick meiner Ankunft in München kaum erwarten konnte. Nach einem so langen Aufenthalte in der Fremde, wo ich, trug ich das Herz nicht auf dem rechten Flecke, mein Vaterland und seine Sprache leicht hätte vergessen können, nach so vielen Anfällen von Heimweh wieder einmal in einer ganz deutschen Stadt zu leben und da wie ein neues Leben zu beginnen, war für mich eine Aussicht, an der mein Auge beständig hing, schwärmend in all den Herrlichkeiten, die meine Phantasie ihm vorschuf. Ich hätte fliegen mögen, um Alles so bald als möglich verwirklicht zu sehen; ich hätte wenigstens so schnell fahren mögen, als ich in Italien, im welschen und auch zuweilen im deutschen Tyrol gefahren war; aber in Baiern fuhr ich, wie man überhaupt in Deutschland gewöhnlich fährt, wenn auch nicht immer so wie damals, als wir die Anhöhe hinaufgingen. Es war die lezte; ebenhin ging es nun, und plan plano weiter. Wir waren vor Langerweile eingeschlafen; auf einmal wachte ich ob einer Zuckung des Wagens auf und glaubte einen Augenblick, es rassele derselbe von selbst über Hals und Kopf einen Berg hinunter, so reißend bewegte er sich vorwärts, so wenig war ich mehr an eine solche Bewegung gewöhnt. Ich rieb mir die Augen und sah mich um, warum der Postillon so lustig einherfuhr: ich sah München. Da hing endlich im Rahmen des Schlages das Bild der von mir so heiß ersehnten Stadt. Ein bischen einfältig schaute sie, die geliebte, mich an aus der Ferne; doch ich entschuldigte sie, ich vergab ihr aus Liebe ihre flache Lage, ihre kahle Umgebung und ihr ziemlich plattes Angesicht. Wie gesagt, stürmisch näherten wir uns ihr, prasselnd flogen wir aus dem Wald heraus, fast in ein Haferfeld hinein, und wo das Haferfeld aufhörte, da hielten wir ein Weilchen an; da sah ich, daß wir schon eine Vorstadt passirt hatten und am Thore waren. Weiter ging es darauf durch's Thor, durch heitere, sehr belebte Gassen, die Mauth berührend, das versteht sich, hin über das lustige Pflaster in den Gasthof, und wir waren in München, in der schönen Hauptstadt eines schönen Königreichs, in dem deutschen Athen, wie die Italiener jezt zu sagen pflegen. Bald darauf läutete es zur Tavola rotonda, oder, wie man hier sagt, Tappellod, oder wie die Franzosen sagen, table d'hôte. Die Gäste ließen nicht lange auf sich warten, sezten sich zu Tische, saßen da in feierlicher Stille und nahmen die Suppe ein. Man hörte nur den „besten Appetit," vom Herrn Gastgeber oder von Madame Gastgeberin Jedermann sehr herzlich gewünscht, welches Wünschen mir ganz überflüssig vorkam. „Nach der Suppe, welche gewöhnlich still untergeht, wird man doch sprechen," sagte ich bei mir selbst, und man sprach auch, allein so nachbarlich, so abgebrochen, daß die Worte verloren gingen und zu keinem Gespräch sich gestalteten. Nur das Essen hörte man, das Herumfahren der dienenden Geister, und die lautesten Gäste wären die Fliegen gewesen, wenn sie schnarrten wie die Zigallen, oder summten wie die Hummel. Je freier die Zunge in einem konstitutionnellen Staate, desto lebendiger und belebender hatte ich mir sie gedacht; ich hatte mich getäuscht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 239.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 5. Oktober 1832.

— Sie werden ihn hoch, wie einen Unsterblichen, ehren,
Und im Schiff ihn entsenden zum lieben Lande der Väter.

Homer.

Briefe aus Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung von Nro. 198.)

Nauplia, den 10ten August 1832.

Endlich ist der Tag meiner Abreise gekommen; ich gehe diese Nacht auf einer Goelette aus Galaxidi, die ich für meine Reise gemiethet habe, nach Corfu unter Segel. Ich werde mich unterwegs nur zwei Tage in Pyrgos aufhalten, um von da Olympia zu sehen, und eben so lange in Ithaka, um den Schauplatz der Odyssee kennen zu lernen. Ist die Fahrt nicht ungünstig, und in Corfu, wo ich mit dem Paketboot aus Triest zusammenzutreffen hoffe, kein Aufenthalt, so gedenke ich zu Ende des Monats in der Quarantäne von Triest anzukommen.

Zante, den 19ten August.

Wir sind am 10ten Abends in Nauplia, von Freunden und vielen Wünschen begleitet, unter Segel gegangen, ich, Metzger und Theodor. Weil man Besorgniß wegen eines Piraten im Golf von Maina hatte, gab die Regierung mir eine Kriegsbrigg bis über jenen Golf zur Begleitung. Die Fahrt um den Peloponnes ist im Ganzen sehr günstig gewesen, vorzüglich führte uns ein starker Ostwind schnell an der ganzen Südseite am 13ten August vorüber. Am folgenden Tage segelten wir mit mäßigem Winde die Westküste des Peloponneses hinan und gingen die Nacht bei Katakolo, dem Hafen und der Skala von Pyrgos, vor Anker. Noch spät kam der Zolleinnehmer, den ich zu sprechen gewünscht, an Bord und brachte Nachricht über den Stand der Dinge in jenen Gegenden. Hadschi Petros, der mit seinem Korps gegen Zavellas gestanden und, statt mit ihm zu schlagen, einen unbegreiflichen Vertrag geschlossen und die Belagerung aufgehoben hatte, war mit allen seinen Leuten in die Eparchie von Gastuni gezogen, um dort Zehentgelder, die ihm bewilligt waren, zu erheben. Findend übrigens, daß Sessini, welcher durch persönliches Ansehen an der Spitze jener Eparchie steht, zu stark sey, als daß er sich Erpressungen erlauben könne, war er ab und tiefer nach der kleinen Eparchie Pyrgos gezogen, um von ihr 30,000 Piaster zur Bezahlung der Truppen zu erheben, die von Zavellas zu ihm übergegangen. Seine Leute hatten sich viele Unordnungen und selbst Gewaltthätigkeiten erlaubt. Die Summe sollte von den Zehentgeldern entrichtet werden. Da aber Hadschi Petros darauf keine Anweisung von der Regierung hatte, die er anerkannt, verweigerte der Zehentpächter, einer der angesehensten Männer von Pyrgos, die Zahlung und sucht Hülfe bei Sessini. Dieser gebietet über ein beträchtliches Korps von Reiterei, das er bis auf 1500 durch berittene Landleute vermehren kann, und hatte außerdem noch das Korps von Diamanty Zervas in der Nähe, welcher ebenfalls zu jenem Vertrage mit Zavellas verlockt worden, aber später zur Besinnung gekommen war. Sessini zieht ihn an sich und rückt mit ihm und 150 Reitern nach Pyrgos, um Hadschi Petros

zu bestimmen, von seiner Forderung und von der Eparchie abzulassen. Noch war es nicht zu Feindseligkeiten gekommen, aber die Eparchie litt durch eine Anhäufung von nahe an 2500 Mann ungeregelter Truppen, und der Ausbruch konnte jede Stunde eintreten. „Sie kommen," sagte der Zöllner, „wie vom Himmel gesandt; Niemanden außer Ihnen würde es möglich seyn, die Sache zum Vergleich zu bringen und die Eparchie von dem harten Druck zu befreien." Ich trug ihm auf, noch die Nacht an den Präfekten, den ich kenne, (es ist der Schwager von Karpuni) zu schreiben und für mich und meine Begleiter aus dem zwei Stunden entfernt liegenden Pyrgos für den frühen Morgen Pferde zu bestellen. Bald nachdem es Tag geworden, hielt eine Abtheilung von den Reitern des Generals Sessini, einen Trompeter voran, in Katakolo ihren Einzug. Sie war mit den Pferden abgeschickt, uns nach Pyrgos zu begleiten. Wir ritten durch eine schöne und fruchtbare, aber meist verödete Ebene gegen S.O. zuerst nach Hagios Johannes, wo wir unter mächtigen Platanusbäumen die süßesten Wassermelonen, die ich je gegessen, und andere herrliche Früchte des gesegneten Landes verzehrten, während die geängstigten Bewohner und die Geistlichen uns mit bekümmerten Blicken umstanden und versicherten, daß das ganze Volk in den Kirchen und in seinen Hütten Gott täglich mit Thränen in den Augen um die Ankunft seines Königs bitte und ihm mit ausgebreiteten Armen entgegensehe. Die Gegend von Katakolo und von S. Johann zeigt die Spuren alter Städte, die sich mit Hülfe von Strabo und Pausanias ausmitteln lassen. Nach einer Stunde weiteren Rittes naheten wir einer Reihe schöner und begrünter Anhöhen, welche sich von Norden her mitten in die Ebene herabzieht. In dem Schooße der einen schimmerte uns aus Platanen und Cypressen der wohlhabende Ort Pyrgos entgegen. Erst vor sechzig Jahren ist er mit zwölf Dörfern, die man von ihm aus übersieht, von der Eparchie Gastuni getrennt und zu einer eigenen Eparchie erhoben worden. Dadurch ward ein ursprünglich einfacher Landsitz (πύργος) des Aga der Grund des Hauptortes der neuen Eparchie, welche der Sultanin als Eigenthum zufiel und darum mit mehr Schonung behandelt wurde. Die Einwohner hatten vor der Revolution die ganze fruchtbare Gegend wie einen Garten angebaut, durch die Versumpfungen Kanäle gezogen und ihren Wohlstand noch durch Handel nach der nahen Skala vermehrt. Jetzt ist noch Alles in derselben Versäumniß, in welche es die Kämpfe der Revolution gebracht haben, und das neue Unglück kommt dazu, auch die Anfänge der Kultur zu hemmen. Vor dem Orte empfingen mich die angesehenen Einwohner mit der Geistlichkeit, bald darauf Chadschi-Christos mit seinen Offizieren. Ich ward in das Haus geführt, in welchem Chrysanthos Sessini sein Hauptquartier aufgeschlagen, und von diesem ausgezeichneten und wohldenkenden jungen Manne mit aller Aufmerksamkeit und Auszeichnung aufgenommen. Kurz darauf kam Diamantis Zervas mit seinen Offizieren, nach ihm die Demogeronten.

Ich hatte mich mit Sessini bald über die Lage der Sachen und über dasjenige verständigt, was zu thun sey. Mit den übrigen Häuptlingen wurde zunächst verkehrt und noch vor Mittag die Sache zum Vergleich vorbereitet. Nach Tische brachen wir auf, um nach Olympia zu reiten, das man von Pyrgos aus in drei Stunden erreichen kann. Sessini schloß sich an, und da man wegen der Nähe der Eparchie Karitene, wo Kolokotroni haust, nicht ganz sicher war, wurden fünf-und-zwanzig Reiter zu unserer Bedeckung beordert. Der Ort selbst, durch den wir ritten, bot einen traurigen Anblick; fast alle Läden waren geschlossen, die meisten Menschen hatten sich zerstreut, fast nur Soldatengruppen waren überall zu sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Philosophie der Geschichte des Kostüms.

(Fortsetzung.)

Wenn es im Jahr 1730 lauter Männlein gab und keine Kinder, so gibt es jezt lauter alte junge Leute und kein Greise. Die Natur, welche zwischen den zwei lezten Drittheilen des Lebens eine so scharfe Grenze zieht, weist aber einmal darauf hin, daß die Tracht geändert werden muß, sobald die Fülle der Jugendlichkeit ganz dahin ist. Handelte es sich hier nur von denjenigen Personen, welche ein für allemal jung scheinen wollen, so könnten wir mit unserer Moral immerhin zu Hause bleiben; es ist aber so weit gekommen, daß ein alter Mann, wenn er nicht anders den Sonderling machen will, mit seiner Kleidung so gut als keine Veränderung vornehmen kann, seine Lebensweise und sein Gesundheitszustand mögen dieß noch so wünschenswerth machen. Es ist dieß ein Rest des alten französischen Vorurtheils, in Folge dessen sich manche Leute Andern zu gefallen anziehen müssen. Die Vernunft hat einmal bei uns im Kleiderwesen ihre Rechte geltend gemacht, und so läßt sich hoffen, daß sie auch hierin durchdringen wird.

Wäre der Gegenstand nicht gar zu kitzlich, so möchten wir, was dieses Kapitel betrifft, noch ernstere Worte an das andere Geschlecht richten; je weiter sich aber dieses hierin von Natur und Vernunft entfernt, desto leichter wird uns das Schweigen. Indessen kann man sich in Wahrheit nicht erwehren, sich selbst zu fragen: waren unsere Großmütter weniger gefallsüchtig, oder sagte ihnen ihr Spiegel besser die Wahrheit? Die Geschichte schweigt hierüber; hatte aber einmal eine gewisse Stunde geschlagen,

so wurden leichte Stoffe, bunte Farben, phantastischer Kopfputz abgelegt auf immer. Verstanden vielleicht unsere Großmütter ihren Vortheil besser, wenn sie in einfacher, züchtiger Tracht verhältnißmäßig jünger zu erscheinen sich bemühten, als wenn sie zu fatalen Vergleichungen zwischen der Ueberreife der Person und der Jugendlichkeit der Tracht Anlaß gegeben hätten? Ist einmal die St. Simonistische Konstitution proklamirt, so mag dieses Thema in der chambre haute debattirt werden.

Daß in der Entwicklung unseres heutigen Kostüms eine durchaus demokratische Tendenz herrscht, ist augenfällig und längst bemerkt. Das Wort demokratisch nehmen wir im weitesten Sinn, sofern Aristokratismus jeder Art dadurch ausgeschlossen wird. Marie Antoinette zu Trianon that mit ihrem weißen Kleid und Strohhut dem Demokratismus Vorschub, ohne es zu wissen, noch zu wollen, die arme Königin! Der Herzog von Orleans trat in Frack, reading-coat und Stülpstiefeln wissentlich und geflissentlich als Demokrat auf, und die weiten Beinkleider, die breiten Gürtel der Kinder waren die Vorläufer der Carmagnole. Diese Carmagnole war eine terroristische Erfindung, eine Gewaltsmaßregel, sogar denen verhaßt, die sie an sich gerne sahen, wie sie denn Robespierre z. B. nie getragen hat; überdieß war sie um die Hälfte zu kurz; wie sie war, konnte sie sich also nicht lange halten, aber als eigentlich prophetisches Kleidungsstück ist sie von Wichtigkeit.

Das antike Kostüm, das aus Davids Werkstätte hervorging, die griechischen Draperien, welche seine Schüler durch den Pariser Koth schleppten, verdienten kaum Erwähnung, wenn nicht diese Ausschweifung zu der Alles übertreffenden Extravaganz der weiblichen Tracht unter dem Direktorium das Signal gegeben hätte. Der Adel war in Frankreich, wie überall auf dem Kontinent, physisch verkümmert, und war so, eigentlich instinktmäßig, auf die hochgethürmten Frisuren und den charakteristischen Rock des achtzehnten Jahrhunderts verfallen, um über diesen Außenwerken die dürftigen oder mangelhaften Körperformen übersehen zu lassen. Unter dem Direktorium nun trat mit einem Mal eine neue Art von Aristokratie auf, die Aristokratie der Schönheit, und diese war für die nicht dazu gehörenden Weiber ungleich drückender, als die Standesaristokratie. Die Gesellschaft, so viel davon das Nivellirungs- und Proscriptionssystem der Revolution übrig gelassen hatte, setzte seine Königinnen, deren ja jede Gesellschaft haben muß, auf den Thron, und diese Königinnen nöthigten, um sich die Herrschaft zu sichern, die übrigen Weiber, ihre Vorzüge und ihre Gebrechen so wenig zu verbergen, als sie selbst. Es ging fast zu wie in Zeuxis Werkstätte, nur daß nicht blos junge hübsche Mädchen, sondern alle Weiber ohne Unterschied sich, ich hätte bald gesagt ohne Hülle zeigen mußten; der Leser wird schon wissen, wie viel er von der Hyperbel abzuziehen hat. Die Schönheiten jener Tage begnügten sich nicht damit, über ihre Nebenbuhlerinnen öffentlich den Sieg davonzutragen, nein, sie brachten sie um. Das Leben der Weiber war damals ein ewiger Kampf mit dem Klima, und nur die Schönsten bestanden ihn siegreich, weil diese meistens zugleich die Kräftigsten waren. Solch rücksichtslose Tyrannei konnte unmöglich lange dauern. Das Kaiserreich brachte die Standesaristokratie wieder und machte somit der Herrschaft der Schönheit ein Ende, und die Restauration war natürlich vollends für die Gesundheit der Weiber besorgt. Den ersten langen Shawl sah man unter Napoleon; mit den Bourbonen kamen gar die Pelze wieder.

Griff die Tracht unter dem alten Regime im Allgemeinen den Weibern, zu Bedeckung körperlicher Gebrechen, wohlthätig unter die Arme, so legte sie dagegen den Männern einen höchst lästigen Zwang auf; wie die Weiber unter dem Direktorium, so waren unter dem alten Regime die Männer genöthigt, ihre körperlichen Vorzüge oder Gebrechen theilweise zur Schau zu tragen, und der Sitte der kurzen Beinkleider und seidenen Strümpfe, der fatalen Beinprobe, fielen das Jahr durch Tausende zum Opfer, welche mit ihrem Gesicht oder sonst mit dem Körper ganz gut durchgekommen wären; es war dieß eine Folge der althergebrachten Unterordnung des stärkern Geschlechts unter das schwächere. Die Revolution sollte uns von diesem unbequemen Stücke des Feudalwesens befreien, und man mochte sich der Hoffnung überlassen, mit der Carmagnole habe die Stunde der Emanzipation der Beine geschlagen; aber unter dem Direktorium trat mit den enganliegenden ledernen Beinkleidern eine furchtbare Reaktion ein, und bei dem Leder kamen dürftige und übelgerathene Formen noch schlimmer weg, als bei der Seide von ehedem; war doch damals das Zeitalter der homerischen Helden wieder angebrochen, und man machte sich in der Gesellschaft nicht nur durch kecken, muthigen Sinn, sondern auch durch Körperkraft und Athletenschritt wichtig. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Der Mörder Benoit.

Frédéric Benoit, der Mörder seiner eigenen Mutter, dessen Geschichte ich neulich erzählt habe, ist nun hingerichtet worden, und wurde je die Todesstrafe mit Recht zuerkannt, so ist es wohl hier geschehen; ein so ruchloser Mensch, wie dieser, hätte selbst auf den Galeeren noch viel Unheil stiften können, und nur gänzliche Absonderung von der Gesellschaft — worunter ich jedoch keineswegs das geheime Abschließen des Verbrechers nach dem Grundsatze der österreichischen peinlichen Gesetze verstehe, sondern das bessernde Absondern nach dem nordamerikanischen Penitentiarysysteme — wäre vielleicht besser gewesen, als das Hinrichten, gegen welches sich jezt das

Gefühl der Pariser lebhaft empört; ein gutes Zeichen, wie mich dünkt, von den Fortschritten der Humanität. Aus dem Kriminalprozesse jenes Mörders sind einige Umstände hervorgegangen, die ihn noch weit strafbarer darstellen, als er Anfangs schien. Das ganze Treiben dieses Menschen war ein Gewebe von Verstellung und Ruchlosigkeit, und vielleicht sind nicht einmal alle seine Verbrechen an's Tageslicht gekommen. Nachdem er mit Hülfe seiner Cousine seine Mutter ermordet hatte und der Verdacht auf einen Unschuldigen gefallen war, so trat er, der Mörder, als Zeuge gegen diesen Unschuldigen auf. Er wohnte dem Kriminalprozesse, worin beständig von dem gegen die alte Frau begangenen Verbrechen die Rede war, ruhig bei und wußte sich so zu beherrschen, daß er auch nicht den geringsten Argwohn erregte, und daß Niemand im Saale ahnte, der Thäter befinde sich nicht auf der Bank der Angeklagten, sondern unter den Zeugen. Sein Herz mochte klopfen, aber sein Gewissen, wenn er noch eins hatte, blieb ruhig, und zu dem Muttermorde war er bereit, ein zweites Verbrechen zu fügen, das, einen Unschuldigen auf's Blutgerüste zu bringen. Man wird sich aus meinem frühern Berichte erinnern, daß der unschuldig Angeklagte, gegen welchen der wahre Mörder als Zeuge auftrat, nur deßwegen freigesprochen wurde, weil sieben unter den zwölf Geschwornen die Beweise seiner That nicht einleuchtend genug fanden. Der königliche Anwalt oder Procureur du Roi hatte auf die Verurtheilung desselben gedrungen. Ich möchte nicht an seiner Stelle seyn; mein ganzes Leben hindurch, dünkt mich, hätte ich keine Ruhe mehr, denn wären die Geschwornen so leichtsinnig gewesen, wie er, so wäre das Blut eines Unschuldigen auf dem Blutgerüste geflossen. Die Verantwortlichkeit eines Geschwornen ist etwas sehr Bedenkliches, und es läßt sich begreifen, warum so viele Bürger große Abneigung fühlen, als Geschworne zu sitzen; aber andernseits ist ihre Vermittlung zu wichtig, als daß die Bürger dieses Schutzes bei gerichtlichen Verfolgungen entbehren könnten. Bei aller Wahrscheinlichkeit ist der eigentliche Thäter eines Verbrechens in einer so großen Stadt, wie Paris, zuweilen schwer auszumitteln, und man begreife, warum Geschworne, denen das Herz auf dem rechten Flecke sizt, bei dem geringsten Zweifel lieber freisprechen, als sich der großen Gefahr aussetzen, einen Unschuldigen zu verurtheilen, und dieß ist ein Grund mehr, um die Abschaffung der Todesstrafe zu wünschen; denn eben, weil diese Strafe keines Widerrufs fähig ist, wagen manche Geschworne nicht, darauf zu erkennen. Der verstockte Verbrecher, der seinen Muttermord vor Gericht so gut verbergen konnte, daß er, statt als Angeklagter dazustehen, als Ankläger auftreten konnte, und der auch des Stillschweigens seiner Cousine sicher war, da sie als Mitschuldige sich derselben Strafe wie er aussezte, wenn sie ihn verrieth, verfing sich aber zulezt in dem Gewebe seiner Verruchtheit. Er war den abscheulichsten Ausschweifungen ergeben, und in einem Augenblicke innigen Vertrauens zu einem jugendlichen Theilnehmer seiner Ausschweifungen entschlüpfte ihm das Geheimniß seines Verbrechens. Vielleicht war er damals berauscht und überdachte die Folgen seiner Worte nicht. Er mochte alsbald bereuen, so vorlaut gewesen zu seyn; allein ein entschlüpftes Geheimniß läßt sich nicht mehr zurücknehmen, und der Vertraute eines Bösewichts pflegt selbst ein schlechter Mensch zu seyn. Jener Formage, so hieß der Vertraute, beschloß, aus der Mittheilung Nutzen zu ziehen; er hatte Benoit nun in seiner Macht und konnte ihn zu Allem zwingen. Er verlangte eine Summe Geldes: bekäme er sie nicht, so wüßte er, was er zu thun habe; das Gericht werde sie ihm schon zahlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

München, September.

(Fortsetzung.)

Ein Deutschitaliener in München.

Nichts, das Alle angeht, wurde besprochen, es kam nicht einmal die Rede darauf. Nur einmal schien so was laut werden zu wollen. Ein Herr, den, ich weiß nicht was für ein Stück Fleisch auf eine Idee gebracht hatte, die er nicht recht begreifen konnte, wandte sich bald links, bald rechts mit derselben, und erhielt sie in der Antwort fast immer wieder, wie er sie angegeben, nur ein bischen breiter, dicker, aber nicht klarer, als sie ihm aufgegangen. Da wandte er sich denn auch an einen Herrn Doktor, welcher bisher geschwiegen hatte, wahrscheinlich um sich seine Gedanken zu hüten. Der Herr Doktor aber, welcher übrigens ein sehr gelehrter Mann seyn soll, antwortete dem armen Vater der Idee: „Ich muß gestehen, darüber getraue ich mir nicht zu sprechen; ich habe nie darüber nachgedacht.“ Und das Gespräch stockte, und abermals fiel der Chor der Gabeln, Messer, Teller, Schüsseln, Gläser und Flaschen ein. Diese Antwort fiel mir auf; sie war mir neu, nagelneu. In Welschland würde der Befragte improvisirt, würde Leeres und Gescheidtes zusammengereimt, würde Widerspruch und Beistimmung in der Versammlung rege gemacht haben. Einige Blitze und Strahlen wären, das Dunkle in der Aufgabe beleuchtend, aus dem Feuer der Improvisation emporgefahren; viele Böcke wären auch geschossen worden zur Erschütterung des Zwerchfells; das Gespräch wäre allgemein geworden, man hätte gestritten, gelärmt, gelacht und — gelernt; denn die Kälteren der Gesellschaft würden bedachtsam das Vernünftige, welches denn immer mitunter gesagt wird, gemerkt und es am Ende schlagend eingeführt haben. Hier aber stritt man nicht, lachte nicht und lernte nichts, weil der Herr Doktor noch nicht über den Gegenstand der Rede nachgedacht hatte, und weil man den Andern, den Laien, gar nicht zumuthete, je darüber nachzudenken. Dennoch hatte ich eine gewisse Freude an dieser Antwort, weil sie, da der Hr. Doktor übrigens ein sehr gelehrter und auch geschickter Mann seyn soll, ein Zeichen liebenswürdiger Bescheidenheit ist. — Nach Tische ging — stieg ich ins Kaffeehaus, wo man mich fragte, ob ich ein Bier schaffte. Ich brauchte jedoch nicht zweimal zu sagen, daß ich Kaffee wollte, und es wunderte mich fast, daß ich es nicht zweimal zu sagen brauchte. Die Bier trinkenden Gäste spielten Damen, Schach, Billard oder lasen die Zeitungen, deren viele auf den mit grünem Wachstuch überzogenen Tischen vorlagen. Stille herrschte ringsum und gemächlich zogen die Tabakswolken auf. Das Billardspiel störte keineswegs diese Stille, ausgenommen wenn man herzlich über einen falschen Stoß lachte, oder wenn ein Ball übersprang und, unter die Stühle rollend, die Sitzenden störte. Ich sezte mich an's Fenster, um mich am Susurro der Gasse zu ergötzen, was eine der liebsten Freuden des Italieners ist. Aber da war kein Susurro; da ging's entweder sehr still her oder sehr lärmend, je nachdem Feines oder Grobes vorüberzog. Was ich hörte, schmeichelte niemals meinen Ohren, was ich sah, that selten meinem Auge wohl. Ich sah viele riesige Gäule, mit einer Art Schlafmütze über den Ohren, träge vor langen Wagen einherschreiten; sah viele lange Oberröcke auf langen Stiefeln über langen Beinen, auf diesen mächtigen Oberröcken dicke Hälse und dicke Köpfe, und auf diesen Köpfen winzig kleine Mützchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 240.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. Oktober 1832.

— Ach ja, kommt, Schneider, laßt uns sehn!
Barmherz'ger Himmel, was für Maskenzeug!

Shakespeare.

Zur Philosophie der Geschichte des Kostüms.

(Fortsetzung.)

Dieser Art von Tyrannei mußten sich die Männer ungleich länger fügen, als die Weiber. Der Kaiser richtete wieder einen Hof ein, und damit sahen sich die nicht probehaltigen Beine fortwährend unter ängstlichem Zwang. Die häufigen Bälle jener Zeit, auf denen die Etikette gleichfalls sehr streng war, machte die Lage der Eigenthümer von übelkonditionirten Beinen noch unangenehmer; nur wurde, im Maaße als der Krieg den kräftigsten Theil der Jugend wegraffte oder nach allen Richtungen der Windrose in Europa zerstreute, die Zahl der dagegen Protestirenden größer und wuchs endlich furchtbar an, als fast alles Militär von Paris auszog und in den Salons die unendliche Mehrheit aus Pekins bestand, wie man sie damals unhöflicherweise nannte. Zu jener Zeit entspann sich das Komplott der langen schwarzen Beinkleider, und die Rädelsführer waren Leute mit Brillen auf den Nasen, die sich dem Kriegsdienst entzogen, Schreiber, Angestellte bei den Ministerien, kurz jenes ganze Bastardgeschlecht, das damals statt eigentlicher Männer den Pariser Weibern gegenüberstand, und dessen negative Eigenschaften den Empfang, den diese Weiber im Jahr 1814 den Siegern ihrer Männer und Brüder angedeihen ließen, einigermaaßen begreiflich machen und entschuldigen. Wie dem sey, der Vorwand, den man geltend machte, ließ sich hören: da die Mehrzahl der Tänzer auf den Bällen bürgerlichen Gewerben angehörte, so fand man es ganz in der Ordnung, daß sie das parlamentarische Schwarz annahmen. Die schwarzen Beinkleider führten vor den Weibern den augenscheinlichen Beweis, daß man viele geistige, daß man sogar manche äußere Vorzüge haben könne, ohne daß gerade die Wade am klassischen Maaße eines Antinousbeins Probe hält, und die feinen Köpfe prophezeiten von Stunde an, daß die weiten Beinkleider sich auch auf den Bällen das Bürgerrecht erzwingen würden; so war es auch, es brauchte aber nichts Geringeres als eine Juliusrevolution, damit sie sogar am Hofe durchdrangen.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika, sagt man, geht der Maurer im schwarzen Frack zur Arbeit und hat unter dem Arme ein sehr sauberes Bündel, in welchem sich ein Ding befindet, das wir einen Schmutzkittel nennen. An der Leiter angekommen, zieht er sein gutes Kleid aus, legt es sorgfältig zusammen und zieht es wieder an, wenn das Tagewerk gethan ist. Die ganze Nation, vom Präsidenten bis zum schmutzigsten Handwerker, ist gleichförmig gekleidet, und der Gentlemen gibt es Millionen. Es ist dieß wahrhaftig eine wunderliche Art von Demokratie, welche die Gesellschaft von oben nach unten zu nivelliren sucht. In Frankreich kommt es wohl nie dahin, und doch ist dieses Land seinem innersten Wesen nach demokratischer, als Amerika bis jetzt ist und je seyn wird. In Frankreich schämt sich Niemand seines Kleides und der Handwerker gibt die

Abzeichen seines Gewerbes ungerne auf. Nimmt er an gewissen Tagen die Tracht der höhern Stände an, so geschieht dieß, weil er sich einen guten Tag machen, weil er heute etwas Besonderes haben will, keineswegs aber, damit man ihn für etwas Anderes halte, als er ist. Diese Schwachheit gehört in Frankreich, so häufig sie anderswo vorkommen mag, zu den Ausnahmen. Allerdings bemerkt man sie seit der Revolution ungleich häufiger als früher; indessen hat das Volk mehr seine Sprache als seine Kleider verpfuscht; durch das Zeitungslesen hat die Volkssprache ihre frühere Originalität völlig eingebüßt, ohne daß darum der Geselle, gleich dem Amerikaner, sein rundes Wamms und seine Mütze abgelegt hätte. Die Weiber kommen leichter dazu, die Gräfinnen zu spielen; können sie aber dafür, wenn Mutter Natur selbst solch Maskenspiel erleichtert und dazu einladet? Man gehe einmal an einem Festtage einer Pariser Familie auf dem Spaziergange nach; läßt sich einer einfallen, errathen zu wollen, welchem Stand, oder gar welchem Gewerbe sie angehöre, so gebe er sich mit den Mädchen keine Mühe: man kann darauf wetten, daß man bei ihnen fehlschießt; es gibt Tage, wo die Grisette der Hauptstadt einen so guten Schuh und einen so hübschen Hut trägt, als die eleganteste Dame. Eher noch mag es bei der Mutter gehen; nach kurzer Ehe schon hat sie in der Regel allen Ansprüchen entsagt, und ihrer ganzen Art und Weise mag man schon ansehen, ob sie aus einer Boutike kommt, oder mit den Händen hart und angestrengt arbeitet. Der Vater aber — der Gang, die Hände, die Art, wie er den Kopf trägt und die Arme bewegt, Alles ruft einem laut zu, wer er ist, was er schafft, fast, wo er wohnt. Woher rührt dieß? Von Mancherlei, vor Allem aber daher, daß Frack und Ueberrock, und was dazu gehört, die Kleider noch nicht sind, bei denen die demokratische Bewegung stehen bleiben wird.

Hier müssen wir weiter zurückgehen, um unsere Idee klar zu machen; nicht bis zur Sündfluth, doch zu der Zeit, wo unsere gallischen Vorväter die unermeßlichen Forsten ihres Heimathlandes bewohnten. Die Tracht der Gallier, von Vercingetorix an bis auf die Krämer in Urellodunum oder Aleria, bestand in weiten Beinkleidern, braccae oder braies, in einem Ueberwurf mit Ermeln, was wir jezt eine Blouse nennen würden, der um die Lenden gegürtet wurde, und in einem Mantel, sagum oder sayon, zuweilen in einem Rock mit einer Kapuße (bardocucullus) der Schulter und Kopf bei schlimmem Wetter schüzte. An den Füßen trug man Stiefeln, welche zur Hälfte am Bein heraufgingen und unten die Beinkleider bedeckten. Zur Kopfbedeckung hatte man zu Zeiten, wo die Kapuße entbehrlich war, ganz einfach eine Mütze, wahrscheinlich aus Filz oder Leder. Nun vergleiche man mit dieser ursprünglichen, unserm Klima völlig angemessenen Tracht das französische Kostüm im dreizehnten Jahrhundert, d. h. zu der Zeit, wo die sociale Entwicklung in Frankreich am wenigsten fremdem Einflusse unterlag. Was sehen wir? An die Stelle der gallischen braccae treten etwas engere Beinkleider; der Rock oder das Wams ist nichts als ein gallisches, vorne selten mit Knöpfen versehenes Ueberkleid; der Mantel oder surcot erinnert noch ganz an den gallischen bardocucullus, nur daß auch dieses Kleidungsstück jezt, wie das Wams, nicht mehr so weit ist, was man überhaupt an allen neuern Trachten im Gegensatz zu den ältern beobachten kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung.)

Nach einer und einer halben Stunde Ritt, theils an Anhöhen, theils über die fruchtbare Ebene von Pyrgos, kamen wir östlich auf den Vorsprung eines Berges, von welchem aus sich eine herrliche Aussicht über die weite Landschaft eröffnet. In der größten Ferne gegen Süden hin ziehen sich die Nolobunlagebirge, östlich stehen die arkadischen in gleicher Weite, und im Norden erheben sich die steilen Gipfel des Olenos, wo die Eparchien von Patras, Kalabrita und Gastuni zusammenstoßen. Innerhalb dieses weiten und erhabenen Amphitheaters ist der ganze Raum von Bergen zweiter Ordnung erfüllt und durchstrichen, und während jene, aus Felsmassen aufgethürmt, dem Auge nur öde Flächen bieten, sind diese, aus Thon, Sand, Lehm und Dammerde gebildet, bis auf ihre nicht sehr erhabenen Gipfel begrünt und bewaldet, und bilden in ihren weniger erhabenen als schönen Thälern eine Abwechslung von Grün und eine Ueppigkeit der Farben und des Gebüsches, die mit den schönsten Gegenden des Norden wetteifert. In einem jener Thäler liegt Olympia. Da alles, was durch den Regen von jenen Bergen abgeschwemmt wird, dem Anbau günstig ist, sind diese Thäler alle von einer ausnehmenden Fruchtbarkeit und wetteifern an Fülle der Erzeugnisse mit den reichen Ebenen, in welche sich die vordere Landschaft ausbreitet. Eine solche lag zu unsern Füßen, von dem Lastizza durchschnitten und südlich vom Alpheos begrenzt, der aus den Thälern von Olympia durch einen engen Paß hervorbricht, um am Fuß eines jener Höhenzüge in geradem Lauf gen Westen nach dem Meere zu gehen. Die Ebene mit ihrer Fortsetzung am Alpheos hinab heißt jezt Guba (χάμπος τῆς Γούβος); vier-und-dreißig Ortschaften liegen umher an den Anhöhen, und reichen noch nicht hin, ihren achten Theil anzubauen. Es ist die

hohle Elis (κοίλη Ἦλις) der Alten; die übrige Elis, die Eparchie Gastuni, erstreckt sich von hier aus gegen Norden. Ihr Haupttheil ist eine mehr als neun Stunden lange, und gegen vier bis sechs Stunden breite Ebene von gleicher Fruchtbarkeit und mit ähnlichen Höhen begrenzt, aus denen eine Fülle von Quellen und Bächen und der Peneios sie bewässern. Nicht ihr zehnter Theil ist angebaut, und auch der Ertrag des Angebauten könnte durch Herstellung der Bewässerung verdoppelt werden. Sie enthält jezt 80,000 Einwohner. Sie kann eine Million in Wohlstand ernähren, 200,000 mehr als jezt das ganze in Ruinen gefallene Griechenland enthält, und dieses ganze Feld ist öffentliches Eigenthum. Nicht anders ist Beschaffenheit, Lage und Verhältniß von Messenien, von Böotien. Das ist Griechenland, was es ist, was es werden kann, das der Reichthum seiner Regierung, wenn die Schätze nutzbar gemacht werden. Kommt das Grundeigenthum nur etwa zur Hälfte seines innern Werthes, so besizt die Regierung daran für 500 Millionen spanische Thaler. Sie besizt eben so 12,000 Millionen Oelbäume, die 50 Millionen Thaler werth sind, alle Gebirge und Waldungen ohne Ausnahme, und ein genügsames, arbeitsames, folgsames Volk, aller Dinge fähig, wenn es mit Wohlwollen, Einsicht und Gerechtigkeit regiert wird.

Nachdem wir in einer Stunde die Ebene vor uns durchritten hatten, folgten wir dem Alpheos, dem größten und schönsten Flusse, dessen Gewässer hier 125 Schritte breit ist, bei zwei bis fünf Fuß Tiefe, und kamen an dem Abhange der Berge an seinem rechten Ufer nach einer halben Stunde in eine Gegend, wo zwei breite, fruchtreiche, gutbewässerte, von grünen Höhen umgebene Thäler, das eine von Norden, das andere von Osten kommend, vor einem konischen Hügel zusammentreffen. Da lag Olympia, und der Hügel ist der von Pindaros gefeierte **Berg des Kronos**. Der Abend war im Anbruch; wir begnügten uns deßhalb für heute mit dem ersten Anblicke; die Untersuchung des Einzelnen auf den folgenden Tag verschiebend, eilten wir noch vor der Nacht, das arme, auf den linken Anhöhen liegende Dorf Misaka zu erreichen, wo wir, um in den Hütten dem Ungeziefer zu entgehen, auf der Area eines Tempels unser Nachtlager aufschlugen, über uns der klare Mond, dessen Licht zauberisch die verschlungenen Gründe erfüllte, in welchen, gegen Nordost hin, die Gegend weit vor uns offen lag.

Am andern Morgen waren wir bei guter Zeit in der durch alte Herrlichkeit berühmten und jezt noch durch große Erinnerungen geweihten Ebene, welche tausend Jahre lang die Bevölkerung des blühenden, dann des gesunkenen Hellas zu den bedeutsamsten und schönsten Spielen und Festlichkeiten vereinigte. Jezt ist ein fruchtbarer Ackergrund über die Reste des Alterthums, die hier noch verborgen liegen, hinweggezogen, welcher den alten Boden sechs, zehn, an manchen Stellen sogar zwölf Fuß erhöht hat. Mein aufmerksamer Begleiter, der hier in seiner Eparchie war, hatte eine ganze Schaar von Arbeitern zu meiner Verfügung gestellt; aber was war an Einem Tage bei dieser Tiefe zu thun, in welcher das Verborgene ruht? Die Anschlammung kommt nicht vom Alpheos; dieser zieht am südlichen Bergrücken hin, und anwachsend überschwemmt er nur den niedern Theil der Ebene, ohne je die Höhe zu erreichen, welche da, wo der Tempel lag und was zu ihm gehörte, um fünfzehn Fuß über jenem erhaben liegt und nach ihm in einer geschlungenen, aber steilen Terrasse abfällt. Auch nicht der Bach, welcher aus dem nördlichen Thale kommt, der Keladäus, hat die Erhöhung allein gebracht, sondern sie rührt daher, daß gleichmäßig die fruchtbare Erde der umgebenden Berge durch die Regen so vieler Jahrhunderte herabgeschwemmt worden. Alles war jezt mit den üppigsten Maispflanzungen überzogen; auch sind in den Thälern Gruppen von Feigenbäumen, von mächtigen Platanen sehr malerisch vertheilt, und an den Anhöhen gewährt das Gebüsch der Waldungen und geben die Tannen, der hier auf allen Höhen vorherrschende Baum, reichlichen Schatten. Die Luft war, obwohl in der noch ungebrochenen Sonnenhitze, hier milder als in der Ebene und durch den Einfluß der Berge, durch die Temperatur des Stromes und der Bäche in einem angenehmen, kühlen Wehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München / September.

(Fortsetzung.)

Ein Deutschitaliener in München.

Solcher Mützchen, die einem Flausrocke ganz wohl stehen, sah ich auch viele auf Leuten, die im Frack waren und gar nicht daran zu denken schienen, daß das gar nicht schön steht. Auch viele dicke Hüft- und Backenknochen sah ich, sah auch viele große Schuhe, worin keine kleine Füßchen; selbst auch recht große Füßchen kamen mir vor. Kleinigkeiten! wird man sagen. Man gehe nach Italien, erziehe dort sein Auge, und komme dann zurück und wiederhole den Ausruf, wenn man den Muth dazu hat. Ich muß hinzusetzen, daß ich auch Manches sah, was mir wohlgefiel, und Vieles, was mir wahrscheinlich über kurz oder lang nicht mehr mißfallen oder gar gefallen wird. Ich verließ das sogenannte Kaffeehaus, um mich in der Stadt und in der nächsten Umgebung umzusehen. Da mißfiel mir erstlich das Pflaster. Lustig hüpft man im Wagen darüber; aber es ist traurig für den Fußgänger. In den Vorstädten ist noch gar keins, und das möchte wohl hier das Beste seyn, wenn das Wetter nicht so muthwillig wäre. Was mir ebenfalls mißfiel, waren die Thore; man dürfte sie niederreißen; sie nützen nichts und

schaden der Ansicht der Stadt. Oder man nehme sie und setze sie hinaus auf das Feld, wo die Vorstädte stehen; da würde sich ihr Gemäuer heranken. Keiner Stadt sieht man so wie dieser die Absicht an, groß zu werden und großartig zu erscheinen, und doch läuft sie um diese thörichten Thore herum, als wenn sie sich wieder in sich selbst verkriechen und ihre schönen Gebäude draußen als Villen, als Landhäuser stehen lassen wollte. Ferner mißfiel mir das viele Hölzerne, welches den südlichen Charakter dieser sonst wirklich an Italien erinnernden herrlichen Stadt stört, wo nicht fast gänzlich zerstört. Viele, sehr viele Dächer von Holz, viele Wände von Holz, die Brücken fast alle von Holz, von Holz die Zäune, die Kanäle, die Geländer, die Schwellen der Trottoirs ꝛc. Um so trauriger, düsterer, armseliger sieht all dieß Holz aus, als es nirgends angestrichen ist. Uebrigens, wie gesagt, erinnert München an Italien; zuweilen war es mir, als hätte ich Italien noch gar nicht verlassen. Einige Balkone, viele Blumen, wiewohl häufig darunter Sonnenblumen und Fuchsschwänze, viele herrliche Gebäude, worunter sogar eines ohne Dach, alla Napolitana, viele schwarze und dunkle Locken und mehreres Andere brachten diese angenehme Täuschung in mir hervor. Ich hatte in wenigen Stunden die Haupttheile der Stadt kennen gelernt. Kein älteres Monument hatte mich aufgehalten, um mich von vergangenen Zeiten träumen zu lassen, um mir ein interessantes Blatt in der Geschichte des Landes aufzuschlagen. Nur das Neue, das Moderne ist hier erfreulich, und es wird eine Zeit kommen, wo man mit Enthusiasmus von der heutigen Zeit Münchens sprechen wird. — Ich hatte mich müde gegangen und müde gesehen. Aus den Lustgärten rauschte allenthalben Musik. Um auszuruhen, begab ich mich in einen derselben. Was ich in Italien so oft, aber immer umsonst gesucht, das fand ich hier: auf grünem Rasen einen Tanzsaal mit schwebendem, elegantem Dache, Bäume voll Obst umher, Stühle und Tische in schattigen Lauben; in dem Saale Musik und schwebende Paare, in dem Grase spielende, liebliche Kinder, und in dem Schatten der Lauben schmucke Frauen, zarte Fräulein, und Männer und Jünglinge, Merenda haltend, d. h. ländlich schmausend, ergötzlich kosend. Wahrlich, es ist jammerschade, dachte ich, daß das Bier kein nobles Getränke ist, daß es erst, wenn man voll davon, berauscht, und doch ist es hier so vorzüglich! warum wächst es nicht wie der Wein an grünem Gelände, in zartem, zu Kränzen für Stirn und Locken trefflichem Laube!

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Der Mörder Benoit.

Benoit blieb wie versteinert stehen; er hatte sich gebunden einem gefährlichen Feinde überliefert; diesen mußte er aus dem Wege schaffen. Mit der tiefen Verstellungskunst, welche dieser teuflischen Seele eigen war, sprach er seinem Freunde Formage freundlich zu, versprach, ihm das verlangte Geld zu geben, und bat ihn, sein Freund zu bleiben. Er sann nun auf Mittel, seinen Freund, der ihn jeden Augenblick verrathen konnte, aus dem Wege zu räumen. In Paris war dieß nicht wohl thunlich; denn er hätte ihn entweder in seiner oder in Formage's Wohnung ermorden müssen, und beides konnte nicht lange unentdeckt bleiben. Nach einigem Hin- und Hersinnen beschloß er, seinem Freunde eine Lustparthie nach Versailles vorzuschlagen; hier konnte er sein Verbrechen begehen und dann schnell nach Paris zurückkehren, ohne daß der Verdacht auf ihn fiel, so wenigstens bildete er sich ein. Formage, der, obgleich ein liederlicher Taugenichts, doch eine so tiefe Verstellung nicht ahnte, ging in die Schlinge, die ihm der vermeintliche Freund gestellt hatte, ohne Arges zu vermuthen. Die beiden jungen Leute begaben sich nach Versailles und kehrten hier in einem Gasthofe ein; in der Nacht oder am frühen Morgen ermordete Benoit seinen Gefährten und begab sich dann in der Stille wieder nach Paris, in der festen Ueberzeugung, dieses zweite Verbrechen werde so wenig entdeckt werden, als das erste, und sein früheres Geheimniß sey dadurch völlig gesichert. Glücklicherweise ward durch eine Fügung des Schicksals das von ihm angewandte Mittel zur Sicherung seines Geheimnisses gerade der Weg zur Entdeckung desselben. Der Leichnam des ermordeten Jünglings wurde von Versailles nach Paris gebracht und von der Familie des Formage erkannt; sie wußte, daß er sich mit einem andern liederlichen Menschen, Namens Benoit, seinen Ausschweifungen zu überlassen pflege; der erste Verdacht fiel auf diesen; die Polizei suchte ihn auf und verhaftete ihn; er wurde von den Leuten aus dem Versailler Gasthofe sogleich erkannt, und da nun die Justiz nach seinem vorigen Lebenswandel forschte, kam sein früheres Verbrechen, der Mord seiner eigenen Mutter, an den Tag. Seine Verstellung verließ ihn auch noch in der feierlichen Sitzung des Gerichts nicht, und er rief seine verstorbene Mutter zum Zeugen seiner Unschuld an. Die Beweise waren aber zu stark; er wurde zum Tode verurtheilt und vom Kassationshofe das Todesurtheil bestätigt. Man hat in Frankreich, und zwar in Frankreich allein, aus Menschlichkeit den Gebrauch eingeführt, daß man den Verurtheilten, wenn ihre Appellation an das Obergericht verworfen worden ist, die Entscheidung geheim hält und sie dieselbe erst am Morgen des zur Hinrichtung bestimmten Tages wissen läßt. So blieb denn auch Frédéric Benoit bis zwei Stunden vor seiner Hinrichtung in der Ungewißheit seines Schicksals.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

Wen will ich in den Schleier hüllen,
In dem das Räthsel stets erschien,
Den Schleier, der den Heldenwillen
Des Forschers reizt, ihn wegzuziehn?

Dich, die, von wildem Rad getrieben,
Den Schlummer den Geplagten lehrt,
Dich, die den Kerker heißet lieben,
Die thränend den Tyrannen ehrt,

Die Tugend heiligt wie Verbrechen,
Die höchste Macht, die von dem Thron
Der Zeit darf Richterworte sprechen,
Des Alters Gott, der Jugend Hohn.

Der lezte Abgrund deiner Sünden
Schließt sich in deinen Namen ein,
Die Tugend soll dich überwinden
Und doch zulezt dir ähnlich seyn.

A. v. Maltitz.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 241.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 8. Oktober 1832.

Wie so schwer, wie bang ist mir!
Ja, ich gehe, ja, ich eile,
Aber ach! mein Herz bleibt hier!

Goethe.

Herzog Ulrich.

„Spiel auf, spiel auf, mein Edelknab,
Die Lieb all, die ich im Herzen hab!
Blas, blas im stillen Schlafgemach
Mit hellem Klang mein Liebchen wach.
Sie weiß wohl, wer so süße
Sie grüße.“

Der Knabe bläst, das Waldhorn klingt,
Zur Schönsten auf das Lied sich schwingt;
Es weht der Wind, der Vorhang weht,
Eine Jungfrau hold am Fenster steht,
Sie ahnt, wer auf den Straßen
Mag blasen.

Das Waldhorn klang, die Schöne stand,
Das Waldhorn schwieg, die Schöne schwand,
Das Waldhorn ruft: „Gut Nacht, gut Nacht,
Hast mich um meine Ruh gebracht.“
Und lieblich flüstert's nieder:
„Bald wieder.“

Der Herzog und sein Edelknab,
Sie ritten wohl die Straß' hinab;
Sein Sinn ist trüb, sein Haupt ist schwer,
Er spricht, und redet sonst nichts mehr,
Und zieht die Brauen nieder:
„Wann wieder?“

Und in des Waldes grünen Hall'n,
Da buhlen süß zwei Nachtigall'n.
Er jagt sein Roß mit Gert und Sporn,
Wild sezt er über Heck und Dorn:
Den Vögelein muß er neiden
Die Freuden.

Zu Stuttgart vor seinem Herzogschloß,
Da stürzt ihm entgegen der goldne Troß,
Da flunkert und glizt es im Feierkleid
Von Hochzeitdamen und Herren heut;
Der Bräutigam fehlt nur zum Feste,
Das Beste.

Lang harret im Saale die Braut schon fein,
Die Baierfürstin, die muß er frei'n.
Er gibt ihr die Hand, das Herz doch nicht,
Der Priester Segen und Amen spricht.
So werden sie Eheleute
Noch heute.

Im Stuttgarter Schlosse da glänzt es und blinkt's,
Im Stuttgarter Schlosse da klingt es und singt's.
Das Auge trunken der Tag zumacht,
Im Hochzeitsaale da wird es nicht Nacht,
Hell, lustig flackern die Kerzen
Und Herzen.

Viel köstlich Geschmeide, viel buntes Gewand,
Den Schönsten reichen die Schönsten die Hand,
Sie tanzen den Saal hinab und hinauf,
Gar fröhlich spielen die Spielleut auf,
Der Bräutigam fehlt nur zum Feste,
Das Beste.

Der reitet schon ferne den Wald hinan,
Die Tannenbäum' sehen so traurig ihn an.
Gen Nürtingen geht's in flugschnellem Lauf,
Das Waldhorn erklinget die Straße herauf:
„Wach auf, wach auf, dort im Stübchen,
Mein Liebchen!“

Das Waldhorn klinget so süß, so weh:
Fahr wohl, mein Lieb, ade, ade!
Es klinget, wie wenn ein Herz zerbricht,
Und er sendet ihr Ros' und Vergißmeinnicht,
Sie sendet Je länger je lieber
Herüber.

Das Waldhorn klagt, das Waldhorn klingt,
Wie wenn ein liebend Herz zerspringt.
Und er jaget zurück über Berg und Thal,
Und er steht im hellen Hochzeitsaal:
„Rast, rast, ihr Trommeten und Geigen,
Zum Reigen!“

„Blast, blast, und sprängen die Zinken euch!“
Und er fasset die Braut zum Tanze sogleich;
Da spielt die Musik wie in wildem Zorn,
Er hört nicht ihr Gellen, er hört nur das Horn,
Das Waldhorn, klingend voll Schmerzen
Im Herzen.

W. Zimmermann.

Briefe aus Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung.)

Von den alten Gebäuden, deren Schönheit und Menge diesen Ort verherrlichten, ist nur der Tempel des Zeus mit Bestimmtheit nachzuweisen, nachdem die Franzosen seinen ganzen Grund durch eine umfassende Nachgrabung aufgedeckt und dadurch die Wahrnehmung begründet haben, daß sich an diesem schon früher sichtbaren Gebäude, so weit es übrig, alles der Beschreibung des Pausanias gemäß findet. Auch das schwarze Pflaster im Innern, nahe der kolossalen Statue des Gottes, und die Rinne, in welcher das Oel abgeleitet wurde, welches von der Statue abfloß, sind noch zu sehen. Alles Uebrige über dem Grunde ist römischer Zeit angehörig und besteht aus Resten von Mauern aus Backsteinen, deren Bestimmung nicht zu enträthseln; doch kann man, nachdem die Lage des Hauptgebäudes, südlich vom Kronion und nahe der Stelle, wo die beiden Thäler zusammentreffen, bestimmt ist, mit Pausanias Hülfe an Ort und Stelle die Lage des Uebrigen, wenigstens des meisten, nach der Oertlichkeit bestimmen. Die vorzüglichsten Gebäude und Anlagen, der eigentliche ναός, das Heräum, das Metroon, die Schatzhäuser, das Stadium umgaben den Kronischen Berg, und dieser hatte die vorzüglichste Herrlichkeit von Olympia um sich her ausgebreitet. Er ist durch einen niedrigen Rücken mit den nördlicher liegenden Höhen verbunden und endet, jene flache Verbindung abgerechnet, ganz frei. Ueber oder vielmehr durch diesen Rücken ging der verborgene Weg von den Schatzhäusern in das Stadium. Die Schatzhäuser sind nördlich und westlich am Fuße des Kronion auf eine doppelte Terrasse, deren Spuren ich aufgedeckt, zu setzen, und das Stadium in das Thal, welches zwischen dem Kronion und einer östlicher liegenden Anhöhe sich ausbreitet. Doch ich will hier in keine Topographie eingehen, die ich füglich unsern Philologen und Antiquaren aufhebe, sondern hier von Olympia mit dem Wunsche scheiden, daß seine anmuthige Flur, daß seine schattenreichen Höhen und Gründe bald wieder mit einer glücklichen Bevölkerung sich bedecken und die Stellen, wo Schätze alter Kunst zu vermuthen sind, bei sorgfältiger und mit Einsicht geführter Nachgrabung bald sich öffnen mögen. Man hat häufig von dem Projekt gesprochen, dem Alpheos ein anderes Bett zu geben, um aus dem, das er jezt füllt, hervorzuholen, was in ihm an Werken alter Kunst verschlammt ist. Der Vorschlag wäre nur für den östlichen Theil seines Laufes in diesem Thale auszuführen, wo er an dem niedrigen Theile desselben vorübergeht, und dort gerade scheint mir das wenigste zu erwarten, weil in dem niedern Thale die wenigsten Sachen aufgestellt waren. Rathsamer bliebe, dem eigentlichen Schauplatze der olympischen Herrlichkeiten nahe in dem Flußbette einzelne Stellen abzudämmern, wie da, wo man den Rost zu Steindämmen und Brücken legt, und dort nachzugraben. Im Sommer, der hier ganz ohne Regen ist, bietet der Fluß in seinem ziemlich breiten Bette dazu alle Leichtigkeit. Pausanias erwähnt da, wo die meisten Gebäude und Hallen zusammengedrängt waren, in der Nähe des Naos, ein vielfältiges Echo. Dieses ist jezt mit den Gebäuden, die es offenbar bildeten, verschwunden, aber der Name haftet noch an dem Orte. Er heißt Antilalos, der wiederhallende (eigentlich ὁ ἀντίλαλος κάμπος).

Nachdem wir unter den Baumgruppen am Kronion gegessen, brachen wir nach Pyrgos auf und kamen dort mit Sonnenuntergang an. Wir hatten Sorge um Metzger gehabt. Er war weder in Miráka zu uns gestoßen, noch nachher in Olympia, jedoch nahe bei Olympia noch gesehen worden, und offenbar an der Stelle, wo der Weg nach Miráka einbiegt, durch die Unkunde der Leute vor-

beigekommen und tiefer in das Land geritten. Es stand deßhalb zu besorgen, daß er in die Eparchie von Karitena gekommen und den Leuten von Kolokotroni in die Hände gefallen sey. Für meinen Aufenthalt in Olympia kam daraus auch der Nachtheil, daß ich von den schönen, zwar nicht großartigen, aber sehr malerischen Landschaften keine Zeichnung und von dem Naos keine architektonischen Maaße bekam; doch fanden wir ihn zu unserer Freude mit seinen Begleitern in Pyrgos. Sie waren allerdings auf jenem Wege noch drei Stunden in der Nacht fortgeritten, dann wieder zurück, hatten, ohne es zu ahnen, in der Nähe des Tempels den Rest der Nacht zugebracht und waren, um sich nicht weiter zu verirren, nach Pyrgos zurück aufgebrochen, ehe wir an Ort und Stelle unserer Untersuchungen ankamen. In Pyrgos war indeß zwischen den Partheien der Vergleich auf der angenommenen Grundlage zu Stande gekommen, und diese Sache, in Folge welcher die Eparchie von ihrer Last befreit worden, in dieser Art abgemacht.

Ich verließ um vier Uhr Nachts Pyrgos und zwei Stunden darauf den Boden von Griechenland. Der Wind, mit dem wir nach Zante hinausfuhren, war schwach, und wir kamen erst die folgende Nacht in dem Hafen der schönen Insel an. Am folgenden Tage, an dessen Abend ich dieses schreibe, gingen wir, die geräumige Stadt, einige Freunde und die Gegend zu sehen, dieses, indem wir den Berg der Festung bestiegen. Bisher hatten wir die Insel zwar besser angebaut, jedoch nichts gesehen, was ihren Namen, Fior di Levante, rechtfertigt; aber von dort oben blickt man in eine ausnehmend schöne, reiche, von malerischen Hügeln und Bergen umgebene große Ebene hinab, von welcher die Festung von drei Seiten umgeben ist, die mit ihren Weingärten, Oelwaldungen, Villen und Ortschaften eines der reichsten und anmuthigsten Gemälde bildet, das die Natur in diesen an ihren Schönheiten reichen Ländern aufgestellt hat. Morgen früh werden wir nach Ithaka unter Segel gehen.

Zur Philosophie der Geschichte des Kostüms.

(Fortsetzung.)

Zwischen den gallischen Mützen und Halbstiefeln und denen im dreizehnten Jahrhundert ist lediglich kein Unterschied zu bemerken, und man darf vorzüglich nicht aus den Augen lassen, daß zu dieser Zeit die beschriebene Tracht durchaus allgemeine Nationaltracht war: der Krieger legte seine Waffenstücke über Wams und Beinkleider an; Könige, vornehme Barone, hohe Beamte ließen den Rock bis auf die Füße herabgehen; aber dem Prinzip nach war die Tracht immer dieselbe. Was zu dieser Zeit etwa von fremden Trachten sich eingedrängt hat, kam aus dem Morgenlande und war Reminiscenz der Kreuzfahrer. Leichte Turbane treten nach und nach bei jungen Stutzern und vornehmen Personen an die Stelle der nationalen, mörserförmigen Mützen; man macht ferner, nach levantischen Mustern, die Ermel weiter, das Kleid faltenreicher und läßt lezteres vorne offen; lebendigere Farben werden allgemach Sitte; aber das alte natürliche Kostüm verschwindet erst, als im vierzehnten Jahrhundert die sogenannten Schnabelschuhe aufkommen. Erst jezt bildet sich hinsichtlich der Tracht eine Kluft zwischen Großen und Volk; der Anzug der erstern wird jeden Tag überladener, lächerlicher, unharmonischer, lezteres bleibt der einfachen, aber natürlichen und dem Körper zusagenden gallischen Tracht getreu. So ging es fort, bis im sechszehnten Jahrhundert, vorzüglich durch Katharina von Medicis, italienische und spanische Moden das Land überschwemmten und nach und nach die Nationalkleidung fast völlig verdrängten.

Nur in den entlegensten Provinzen des Landes pflanzten sich Spuren der alten Nationaltracht von Geschlecht zu Geschlecht fort. So allgemein sich auch Ludwigs XIV. französisches Kleid selbst auf dem Lande verbreitet hatte, *) so sah man doch im Mittelpunkt und im Osten von Frankreich immer noch das gallische Hemd oder die Blouse (blaude). Es wäre nicht ohne Interesse, wenn sich ausmitteln ließe, zu welcher Zeit sich die Blouse aus den Wäldern von Auvergne wieder über das übrige Land zu verbreiten begann; man kann aber wohl mit ziemlicher Sicherheit diese Erscheinung mit der französischen Revolution zusammenfallen lassen, zumal die Carmagnole im Grunde nichts war, als eine schlecht zugeschnittene Blouse. Von dieser Zeit an hat die Blouse von Jahr zu Jahr merkliche Fortschritte gemacht. Sie wurde zuerst allgemeine Tracht der Fuhrleute; von der Landstraße kam sie an den Pflug, und vom Lande endlich in die Stadt, und bereits haben manche Gewerbe das alte bequeme Kleid wiederum angenommen. In den Provinzen ist sie sogar zu einem beträchtlichen Theile der höhern Stände durchgedrungen: sie ist der obligate Anzug der Jäger überall, wo die Jagd nicht, wie in der Umgegend von Paris, ein albernes Spazierengehen ist. Der reiche Landeigenthümer trägt sie Winters oder bei schlechtem Wetter zu Pferd und im Wagen, und hier ist auf einmal aus der Blouse des Kärners ein fashionabler Anzug

*) In einem großen Theil von Deutschland trägt die ältere Generation der Bauern noch jezt das habit français als Feierkleid, und die jüngere ist in dieser Hinsicht den höhern Ständen um etwa dreißig Jahre näher gerückt. Wir bemerken dieß, weil es besonders augenfällig macht, wie weit die französische Tracht bei uns verbreitet ist und daß, da dem in Zukunft schwerlich anders seyn wird, die Bemerkungen des Franzosen, soweit sie für Frankreich richtig sind, im Allgemeinen es auch für Deutschland seyn möchten. A. d. U.

geworden. Endlich ist die Blouse sogar wieder militärische Tracht geworden — manche Nationalgarden auf dem Lande haben sie angenommen — und wenn es auch mit ihrer Verbreitung in dieser Hinsicht langsamer geht, so wird sie doch hier so gewiß, als in der bürgerlichen Tracht, am Ende den Sieg davontragen. Im denkwürdigen Feldzug von 1814, wo der Feind oft die Blousen der Champagner Bauern so ungerne sah als den Roßbusch der Dragoner, wurde Napoleon das Modell einer Uniform für die Nationalgarden des platten Landes vorgelegt; die Blouse war das Hauptstück des Anzugs. „Die Tracht gefällt mir,“ sagte der Kaiser, „sie ist kriegerisch, sie schüzt den Soldaten gegen die schlimme Witterung; ich möchte wohl eine Armee so gekleidet haben.“ Napoleon hat damit die künftige Bedeutung der Blouse prophetisch ausgesprochen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, September.

(Fortsetzung.)

Ein Deutschitaliener in München.

Ein solcher Garten bleibt dennoch schön, wo unter den säuselnden Bäumen hin das schwarzgelockte Kellermädchen, mit der glitzernden Riegelhaube und den silbernen Ketten am Mieder, einherschwebt, den braunen Krug in der Hand, zu kredenzen die Becher den stattlichen Gästen, die da so traulich sitzen um das schwebende Zelt, wo sich so träumerisch lustig in zierlichen Kreisen der Walzer dreht, der Tanz der Deutschen. Lange blieb ich in diesem Garten. Die Gäste waren schon heimgegangen, die Musik war verhallt, öde standen Saal, Tische und Bänke, und doch war's noch so heimisch da. Es säuselten die Lauben, es rauschten die Wasser; nichts war erstorben, die Freuden waren nur stiller geworden, weil sie keine Gäste mehr hatten; sie schienen nun mit Blumen und Düften zu spielen. Schön ist ein solcher Garten, und solche Gärten gibt es nur in Deutschland. Endlich erhob auch ich mich und ging in die Stadt zurück. Ich wollte ins Theater gehen, das schon begonnen haben mochte; allein es war schon aus. Die Hühner waren schlafen gegangen. Um zehn Uhr schlafen gehen? Unmöglich! Dennoch muß dem so seyn; wie düster und leer die Gassen, Stille ringsum, hie und da eine Wache, zuweilen ein paar Gensdarmen, manchmal regt sich eine Glocke oben in den Lüften, zuweilen taumelt ein Betrunkener vorüber. Aber sieh! dort ist noch lustiges Licht. Ein Bierhaus glänzte in die Nacht hinein. Ich ging hin. „Guten Abend!“ rief mir der Wirth entgegen mit einem Tone, und auch die Kellnerin sagte mir guten Abend in einem so sonderbar gerührten Tone, als wenn man Mitleid mit mir hätte, als wenn ich krank wäre. Darauf brachte sie mir aber eine Portion Braten, eine so ungeheure Portion, daß ich mich wirklich hätte krank essen können; Brod brachte sie mir fast keines. Die Italiener und Franzosen sagen, die Deutschen essen gar kein Brod, und waren immer erstaunt, wenn sie mich im Gegentheile recht vieles essen sahen. „Ich wünsche den besten Appetit! wünsche, daß es wohl bekommen möge!“ Diese beiden Wünsche faßten meine Mahlzeit ein; die mir zunächst sitzenden Gäste legten sie mir äußerst verbindlich, höchst komplimentös an den Tag; sehr gravitätisch brachte sie mir der Wirth dar, welcher mir zugleich auch eine Prise aus seiner öfters mit ihm die Runde machenden Dose offerirte. Ich schnupfte, um mich aufzuheitern; umsonst! das Bier hatte meine Geister verkleistert. Träge, schläfrig, wiewohl ich wenig getrunken, saß ich da in dem Wirthshaus bis nach eilf Uhr; da mußte ich fort, weil es geschlossen wurde. „Morgen wieder die Ehr!“ rief mir die Kellnerin zu, und wie ein doppeltes Echo: „die Ehr! Ehr!“ riefen der Herr Wirth und Madame Wirthin mir nach. Schlafend ging ich nach Hause, wo ich Kaffee nahm, um mich zu wecken, um noch etwas lesen, über etwas nachdenken zu können; umsonst!

(Der Beschluß folgt.)

Paris, September.

(Beschluß.)

Der Mörder Benoit.

Entweder täuschte sich Benoit selbst, oder wollte mit seiner gewöhnlichen Verstellungskunst Andere täuschen, so viel ist gewiß, daß er beständig behauptete und zu glauben schien, das Obergericht werde das Urtheil kassiren. Somit blieb er stets ruhig und sprach von seiner baldigen Befreiung. Als ihm nun am Morgen des zur Hinrichtung bestimmten Tages angekündigt wurde, er müsse in wenigen Stunden sterben, wurde er wie vom Donner getroffen, und jezt verließ ihn alle seine Fassung; er jammerte und winselte, und mochte sich nun erst seiner ganzen Ruchlosigkeit bewußt werden. Die Hinrichtungen geschehen jezt nicht mehr auf dem Grèveplatze vor dem Hôtel de ville, sondern an einem abgelegenen, unbewohnten Platze am Ende der Vorstadt St. Jaques, und zwar früh Morgens, so daß dieselben keine Augenweide für einen müßigen Pöbel mehr sind. Fréderic Benoit wurde in einem bedeckten Wagen, mit verhülltem Haupte zum Richtplatze geführt, wie es für Eltermörder vorgeschrieben ist. Man trug ihn bald todt aufs Blutgerüste; doch sammelte er dort noch seine Kräfte, um fürchterlich zu schreien. Die Guillotine machte seiner furchtbaren Gewissensangst bald ein Ende. Für die jungen Leute, welche in einer großen Hauptstadt so mancher Verführung ausgesezt sind, lag in dem Schicksale des von Benoit ermordeten Gefährten eine Warnung vor leichtsinnigen Verbindungen mit andern jungen Leuten, deren Aufführung man nicht kennt. Uebrigens werden nicht alle in Paris begangenen Mordthaten so bald entdeckt, als jene, und es sind hier mehrere Morde begangen worden, ohne daß man je die Thäter entdeckt hätte. So wurde vorigen Winter ein ehemaliger Lehrer eines Kollege, welcher eben eine beträchtliche Summe erhoben hatte, mit seiner Frau in einem stark bewohnten Hause und in einer der volkreichsten Gassen von Paris ermordet und seines Geldes beraubt; die Mörder, die, man begreift nicht wie, sich in die Wohnung eingeschlichen hatten, hielten nach begangener That in der Nacht ein scheußliches Gastmahl im Speisezimmer, und machten sich erst am Morgen, als die Hausthüre geöffnet wurde, davon. Bis jezt ist es der Polizei nicht gelungen, den Thätern auf die Spur zu kommen. Indessen hat doch die unerwartete Entdeckung der Urheber des in der königlichen Bibliothek begangenen Medaillendiebstahls bewiesen, daß die Polizei ziemlich schlau ist; nur wird die Entdeckung schwieriger, wenn die Thäter nicht mit bestehenden Diebsbanden in Paris in Verbindung sind. Man macht es der Polizei zuweilen in den Zeitungen zum Vorwurf, daß sie es nicht dahin bringen könne, manche Missethäter zu entdecken. Ich für meinen Theil wundere mich darüber, daß sie so viele entdeckt. Freilich ist dieß ihre Handthierung und sie wird hoch genug vom Staate dafür besoldet.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 242.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 9. Oktober 1832.

Komm, dir zeig' ich die Lage von Ithaka, daß du mir glaubest.

Homer.

Briefe aus Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung.)

Höhe von Ithaka, 23ten August 1832.

Wir sind nach einer mäßigen Fahrt von Zante am 20ten Abends in dem Hafen von Vathy, dem Hauptorte auf Ithaka, angekommen und den andern Morgen bald aufgebrochen, um den Ort, vorzüglich aber um die Gegend zu sehen, welche man als die in der Odyssee bezeichnete betrachten kann. Die Insel zeigt überall fleißigen Anbau und alle Früchte gedeihen auf ihr in vorzüglicher Güte. Die beiden Theile derselben sind durch einen schmalen Isthmus verbunden, auf dessen höchstem Gipfel die Ruinen der alten Burg der Stadt sind. Dahinein geht eine tiefe Bucht mit einer ganzen Reihe guter Häfen, an der Südseite; die Nordseite ist durch das schroffablaufende Gebirg hinter der Küste unwirthbar, die südliche aber gegen das Meer in schönen Niederungen geöffnet, welche mit Oel- und Weinbau angefüllt sind. Der rothe Wein gehört zu den vorzüglichsten, die wir getrunken haben, und kommt an Ort und Stelle wohlfeiler, als in München das Bier. Der meist steinigte Boden liefert nur spärlich Getreide, und was nicht durch den andern Ertrag der Insel gedeckt wird, gewinnen die sehr thätigen Einwohner durch einen beträchtlichen Seehandel, der durch ihre schönen Häfen begünstigt wird. An Korinthen werden jährlich 400,000 Pfund, an Oel 2500 Fässer ausgeführt. Die lezte Zählung hat 9319 Einwohner gegeben, von denen 4500 auf den Hauptort Vathy kommen, welcher hinter einem großen und vortrefflichen Hafen sich schön und malerisch ausbreitet. Früher war die Stadt höher am Berge hinauf, aus Furcht vor den Seeräubern, jezt sind dort noch in weiter Ausdehnung die alten Ruinen wahrzunehmen.

Wir brachen Nachmittags auf, um in dem schönen Thale hinter Vathy südlich hinauf nach der Bucht von Parapigadi zu reiten. Sie hat den Namen von einer Insel vor ihr, und diese von einer schönen Quelle, die in einem höchst malerischen Felsengrund gegen die Mitte der Berghöhe zu Tage tritt und in eine Grotte gefaßt und zusammengehalten wird. Man hält diese für die Arethusa des Dichters, in welcher Eumäus seine Schweinheerden getränkt. Wir fanden eine Rinderheerde dort und die Hirten beschäftigt, das schöne und dunkele Wasser zu schöpfen und ihr denselben Dienst zu leisten. Der göttliche Sauhirt würde dann seine Stallungen und Gehöfe über diesen Felsen gehabt haben, wo eine beträchliche Ebene, sehr steinigt, aber doch für Oel und Wein benuzt, sich ausbreitet. Hier hätte er seinen Herrn bewirthet, welcher aus dem Hafen zu ihm heraufgekommen. Alte Cisternen an mehreren Stellen und an einer Reste eines polygonen Baues zeigen auf hellenische Bewohnung. Den Abend blieben wir in Perachorion, das über Vathy neben dem alten Orte gebaut ist, und brachen am andern Morgen auf, den rauhen Weg am Gebirge hin nach der

alten Burg auf dem Isthmus zu verfolgen. Ist dort die Stadt der Odyssee gewesen, so war auch hier die Verbindung zwischen den Gehöfen des Eumäus und ihr, weil am Berge hin kein anderer Weg nach ihr leitet. Nach einer halben Stunde Rittes kamen wir über den Hafen von Deria neben Bathy und Leuko, einen dritten Pfad abwärts, um eine Grotte zu besuchen, die dort tiefer hinab in dem Berg sich öffnet und uns als merkwürdig war geschildert worden. Hier waren wir in der That auf Homerischem Grund und Boden. Die Grotte besteht aus zwei Theilen, einem vordern, der durch das in den schmalen Eingang dringende Taglicht erhellt wird, und einem hintern, in den man linker Hand jäh hinabdringt, voll dunkler Nacht. Als wir ihn mit zwanzig Kerzen beleuchtet hatten, enthüllte sich ein großes herrliches Gewölbe voll der prächtigsten Stalaktiten, die sich theils als Säulen gebildet hatten, theils wie kolossale Draperien in den schönsten Haltungen zwischen diesen herabhingen und in der Beleuchtung magisch schimmerten. Der vordere Theil ist trocken, der hintere träufelt noch, und bei Regenzeit sammelt sich das Wasser in den Gründen; gegen das Ende hin zieht sich die Grotte eng zusammen. Nicht ohne Mühe klimmte ich nach der Schlucht empor, welche dem Eingange gegenüber liegt. Das ist jene Grotte, die Homer schildert, und welche Ueberraschung, seine Schilderung, die ganz phantastisch und mährchenhaft klingt, ganz nach der Natur zu finden! N. v. 103. und folg.

Aber am Haupte des Hafens ist ein weitlaubiger Oelbaum,
Diesem nahe die Grotte, die liebliche, dunkelerfüllte,
Heiligthum der Nymphen, die man Najaden benennet;
Drinnen sind Mischbecher und Henkelkrüge geweihet
Steinerne, und auch bauen daselbst sich Waben die Bienen;
Drin auch sind Webstühle von mächtigem Stein, wo die Nymphen
Meerpurpurne Gewand auswehen, ein Wunder zu sehen,
Drin auch träufelnd Gewässer und zwei sind die Thüren der Grotte,
Eine vom Boreas her, hinabzusteigen dem Menschen,
Eine nach Süden gewandt, die steilere *); aber die Männer
Gehen zu dieser nicht ein, sie ist der Unsterblichen Eingang.

Hier ist die Grotte selbst, wie wir sie gesehen, die liebliche, die nachterfüllte, und noch jezt walten die Nymphen in ihr, welche von dem träufelnden Gewässer genannt sind. Die Mischbecher und Henkelkrüge darin, wohl Weihgeschenke der Verehrer und im vordern Raume aufgestellt, sind verschwunden; aber die Nachkommenschaft jener Bienen, die hier schwärmten, hat die Grotte und die Gegend noch jezt im Besitz. Sie sind so zahlreich, daß die Grundsteine in der Nähe nach ihnen (ς σαμελίσσια) genannt werden. Im tiefen Grunde aber enthüllt die Beleuchtung jene Wunder, die auch den Dichter überrascht und erfreut haben: jene mächtigen Strebepfeiler und Säulen von Tropfstein, was sind sie anders, als die übergroßen Webstühle der Nymphen, und die Gewande, welche sie gebildet, hängen noch jezt, in rothem Glanze schimmernd, zwischen ihnen herab. Ja, das Weben und Wirken der Göttinnen hat noch jezt nicht aufgehört; denn noch jezt träufelt das Wasser, der Geist und das Leben ihrer Natur, in dem hintern Grunde und erzeugt neues Gebild. Man sieht zugleich neben der Kunst der Nymphen die Kunst des Sängers, wie er eine Erscheinung der Natur aufgefaßt und durch leichte Allegorie zur Poesie verklärt. So fehlen auch die immer träufelnden Gewässer nicht, noch der doppelte Eingang; der eine nach Norden ist noch jezt offen, der andere nach Süden ist zwar verschlossen, aber vorhanden gewesen; denn jener enge und steile Aufgang im Hintergrunde führt der Oberfläche des Berges ganz nah. Steine und Erdreich, die dort liegen, zeigen, daß er noch geöffnet und nur durch hereingefallenes Geröll verstopft ist. Er wird sich ohne große Mühe wieder öffnen lassen. Auch dieses ist klar, warum die Menschen ihn nicht betraten: er ist schroff, beschwerlich, eng, darum aber den Göttern nicht unzugänglich, welche beim Dichter durch solche Oeffnungen leicht herabschweben und verschwinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) δοώτεραι scheint zu lesen statt δεώτεραι.

Zur Philosophie der Geschichte des Kostüms.

(Fortsetzung.)

Kehren wir zum Frack zurück und sehen wir, welche Veränderungen allgemach mit diesem wunderlichen Kleidungsstück vorgegangen sind. Das Prinzip beim französischen Kleide ist, daß das alte, vorne herunter geknöpfte Wams in zwei Theile getheilt wird; die Weste bedeckt dabei die Brust, der Rock darüber Arme und Schultern. Unter Ludwig XV. wurde der Rock von Tag zu Tag leichter, luftiger, die Weste dagegen wurde reicher und entwickelte immer mehr Oberfläche; eine rechte Weste sah damals aus wie ein Blumenbeet oder ein Wappenrock. Der Frack dagegen mußte nothwendig unmittelbar dazu führen, daß die Weste nachgerade so gut als überflüssig wurde; sie wurde durch ihn nur zum Gilet, und dieses spielte, als blos die Brust bedeckend, der Weste gegenüber, welche über den Bauch herabging, eine sekundäre Rolle. Der Frack reproducirt also seinem obern Theile nach das alte geknöpfte Wams; an den Hüften aber ist er mangelhaft, und man mag die Schöße noch so umfangreich machen, der Ausschnitt an der Seite bleibt unschön und unbequem; aber man meinte einmal damit die vermeintliche Eleganz des französischen Kleides zu retten. Da auf diese Weise der Frack eine sehr unvollständige Kleidung war, so kam naturgemäß fast zugleich

mit ihm ein dem Körper angemessenereß, vollständigeres Kleidungsstück auf, das man Morgens, zu Hause, zu Pferde trug; es ist dieß der englische reading-coat, Redingote, der Ueberrock. Wie außerordentlich nun dieser Ueberrock seit dreißig Jahren um sich gegriffen hat, weiß Jedermann aus seiner eigenen Erfahrung; es ist so weit gekommen, daß der Frack nur noch ein Staatskleid ist, und in den Augen der Pariser Elegants ist jeder ein Tropf, der sich vor fünf Uhr Abends im Frack blicken läßt. Geht die Sache so den naturgemäßen Gang fort, so kommt man in zwanzig Jahren im Ueberrock auf den Ball. Auch der Geschmack am Flitterstaat unter der Weste auf der Brust- und am Halse nimmt allmählig ab, und dieses Zwitterwesen wird einmal ganz abkommen; von Jahr zu Jahr geht die Weste weiter zusammen, und wenig fehlt mehr, so hat sie wieder ihre naturgemäße Form. Besonders seit der Julirevolution sind die Fortschritte in dieser Hinsicht sehr auffallend.

Alles wirkt demnach zusammen, unsere Tracht ernster, naturgemäßer zu machen. Unsere Halbstiefeln gleichen fast ganz den alten gallischen, und über ein Kleines werden sie sich in den Salons eingebürgert haben. Unsere Beinkleider sind ganz gut nach den Bewegungen des Körpers berechnet, und wenn man vollends weichere Stoffe dazu nimmt, ist wenig daran auszusetzen. Der lezte Schritt wird damit geschehen, daß die Blouse an die Stelle des Ueberrocks tritt, während lezterer definitiv den Frack verdrängt hat. Zu gleicher Zeit wird der spanische Filz, den unsere erfinderischen Hutmacher so grotesk zugestuzt haben, von unsern Köpfen verschwinden, die er so höchst unvollkommen schüzt. Die Mützen, welche man über die Ohren ziehen kann, werden und müssen wieder bei uns aufkommen, und bereits sieht man bei den Mützenmachern Reisemützen, welche den Kappen aus dem dreizehnten Jahrhundert gleichen, wie ein Ei dem andern.

Aber der beste Beweis für unsere Behauptung, der sie zur Gewißheit erhebt, ist die gegenwärtige Tracht unserer Jungen. Sind dieß nicht weit zuverlässigere Vorläufer als die St. Simonisten? und was wollen die Ueberröcke ohne Kragen mit ledernem Gürtel der Väter von Menilmontant gegen die gallische Tunika in der Schule des wechselseitigen Unterrichts sagen! Ja, hier ist die Wiege des neuen Kostüms; von den Kindern des Volks dringt diese Tracht zu den Kindern der höhern Stände; unser Auge gewöhnt sich daran, unsere Antipathie verschwindet, und wir sehen ja, wie es dem armen Frack ergeht, während die Blouse festen, gemessenen Schritts vorwärts schreitet! Welch unstetes, launisches Ding ist ein Frack, und wie viele Thorheiten haben wir um seinetwillen verschuldet! Nachdem wir uns indessen hierin so lange von den Schneidern haben Gesetze vorschreiben lassen, die jedes Jahr einen Schnitt erfanden, der dem vom vorigen Jahre gerade zuwiderlief, sind wir gegenwärtig denn doch im Kostüm etwas selbstständiger geworden; die Formen sind weit, bequem, und davon, daß man sich, wie sonst, dieser oder jener Caprice des Schnitts, troz aller Verschiedenheit in Wuchs und Corpulenz, allgemein unterwerfen sollte, ist fast keine Rede mehr; aber das Resultat von dem Allen ist, daß unsere Fräcke immer mehr den Ueberröcken gleichen und leztere stufenweise sich der Blouse nähern. In fünfzig Jahren wird leztere die Tracht der gesammten Nation seyn, und nur wem von uns der traurige Vorzug zu Theil wird, über die gewöhnliche Frist auf Erden wandeln zu müssen, der wird sich bitter über die Unschicklichkeit der neuen Moden auslassen und fortwährend Frack, Schuhe und runden Hut tragen, wie gewisse Alte noch jezt den ailes de pigeon und dem Puder treu bleiben. Um eine solche Revolution zu prophezeihen, braucht es gar keine gezwungene Voraussetzungen, was den Gang der Geschichte betrifft, braucht man die Entwicklung der Welt weder rascher, noch langsamer anzunehmen. Mag die Monarchie bestehen oder zu Grunde gehen, ja, mögen die St. Simonisten prosperiren oder falliren, die Dampfmaschinen die Welt bedecken oder sammt und sonders zerspringen: wir behaupten nur, wenn es dann anders einen Hof gibt, wird das ein so anspruchsloser Hof seyn, daß der erste Präsident des Kassationshofs ohne Scheu in einer blauen Blouse aus Vicognetuch, Stiefeln und einer breiten baskischen Mütze vor den König tritt, der ähnlich kostümirt ist. Wie dann die Königin geputzt seyn wird — ja, hier schwimmt es uns vor dem Fernglase, und der Prophet bricht im besten Zuge ab. Auf diesem höchst schwierigen Felde muß man froh seyn, wenn man Andeutungen hat, die zur Wahrscheinlichkeit führen.

Was am weiblichen Anzuge seit zweihundert Jahren vorzüglich auffällt, ist der Umstand, daß die Stoffe zu der Kleidung fortwährend und gleichmäßig wohlfeiler geworden sind. Bei den Männern war der Anzug zuweilen sehr reich und kostbar, zu andern Zeiten höchst einfach. Anders ist es bei den Frauen: zwischen dem Hochzeitkleide, das unter Ludwig XIV. nur bei großen Vorfällen im Leben zum Vorschein kam, zwischen diesem reichen, dicken, metallischen Kleide, das alle unsere jetzigen Gewebe an Stärke übertraf, und dem leichten Baumwollenzeuge, zu dem sich jezt selbst die vornehmsten Weiber bequemen, hat die Industrie einen höchst merkwürdigen Aufschwung genommen, in dessen Folge die Zeuche in dem Verhältniß wohlfeiler wurden, als ihre innere Güte und Dauerhaftigkeit abnahm.

(Der Beschluß folgt.)

Gefühl ist erhebend, ja begeisternd, sich in jenem Wunderraum der Natur auf derselben Stelle zu finden, die er vor beinahe 3000 Jahren betreten, sich an der Bildung der stillwirkenden Natur zu erfreuen, die auch ihn ergözt, und jene Bewunderung zu theilen, die ihn zu jener Schilderung voll Anmuth und Sinnigkeit begeistert hat.

Die Höhle ist übrigens leicht zu finden, den Einwohnern wohl bekannt, die einen Theil der Gegend dort nach ihr benennen (ʼς του τρύπου τὰ χωράφια), um so mehr ist zu verwundern, daß sie den Werken der Reisenden fremd und unbekannt geblieben, vorzüglich denen des Engländers William Gell, der ein Buch voll unstatthafter Dinge über Ithaka geschrieben und die Grotte unten am Wasser in den Ueberresten einer aus gewöhnlichem Fels gefügten gesucht hat, die er aus angeblicher Mittheilung über ihre frühere Gestalt der Schilderung des Dichters, so gut es gehen will, nahe zu bringen sucht.

Die Lage dieser Grotte entscheidet über den ganzen Schauplatz der Odyssee; der Hafen unter ihr, jezt der Derla genannt, einer Ortschaft, die der Stadt Vathy zur Rechten liegt, ist der des Phorkys beim Dichter, und das Neritongebirg, welches er zugleich bezeichnet, wird der Berg Katharon seyn, welcher am südlichen Theile der Bucht dem Hafen gegenüber steil emporsteigt und jezt seinen Namen von einem Kloster (τῶν καθαρῶν) hat. Das Neïongebirg in der südlichen Hälfte, rückwärts dem Hafen, soll nach den Reisebeschreibern jezt Ἁ. Στέφανος genannt werden. Aber diesen Namen kennt kein Mensch und er beruht auf einer Verwechslung. Er endigt sich in einen Kranz steiler Felsen, und dieser heißt von einem frühern Besitzer, der auf seiner obersten Fläche über demselben liegende Gründe der Kranz des Makry (τοῦ Μακρῦ τὸ στεφάνι). Auf ähnliche Weise ist der H. Andreas in die Charte gekommen, indem man eine Gegend am Ufer, über welcher sich eine Höhle und neben ihr andere kleinere finden, von ihr genannt hat: τοῦ ἄντρου τό χωρίον. Wahrscheinlich ist dorthin der Fels der Raben, κόρακος πέτρα, zu setzen, in dessen Kluft Eumäus mit seinen Schweinen übernachtet, weil bei der Quelle der Arethusa und in ihren Felsen, nach übereinstimmenden Aussagen der Einwohner, keine Höhlen zu finden sind.

Wir brachen von der Grotte der Nymphen auf, um nach Westen zu auf den verlassenen Bergpfad wieder emporzukommen, und gelangten zu ihm nach einer Viertelstunde Ritt, bei einer Kirche des H. Spiridon, mit zwei Bäumen in ihrer Nähe, die von ihm und dem H. Stephanus den Namen haben. Das ist der einzige Gegenstand, an welchem der Name dieses Heiligen mit Recht in dieser Gegend haftet. Denn die Kirche, der man ihn auch beilegt, ward mir von allen, die ich darnach fragte, übereinstimmend als die des heil. Spiridon bezeichnet. Ist aber die Grotte der Nymphen und die Quelle Arethusa mit den Höfen des Eumäus bestimmt, so bleibt kein Zweifel, daß wir auf dem Wege waren, auf welchem er, Odysseus und Telemachos, nach der Stadt gingen, indem diese dann mit Bestimmtheit auf dem Isthmus, wohin er führt, in den großen cyklopischen Steinen zu suchen ist. Wir kamen am Fuße des Berges, auf dem sie stehen, nach einer Stunde Rittes an und ruhten bei einem Brunnen aus, offenbar demselben, bei welchem Eumäus und Odysseus mit dem Melantheus zusammentrafen. Auch jezt ist die Gegend schattig und in der Nähe eine in Felsen gehauene Grotte, wohl die der Quellennymphen, denen die Reisenden opferten. Man ist dort auf dem niedern Rücken des Isthmus, und der Grund zieht sich steil und klippig nach dem Kanal des Meeres hinan, der Ithaka von Kephalonia trennt. Der Berg selbst hat den Namen vom Adler: er heißt Aito (wahrscheinlich Abkürzung von τοῦ ἀετοῦ τὸ βουνό, Adlerberg, wie im südlichen Theile der Insel ein anderer „Adlernest," ἀετοφωλεὰ, genannt wird), und Cicero bemerkt, daß der Ulyssesberg wie ein Adlernest an dem Felsen liege. Die Mauern der Stadt bewegen sich in zwei Schenkeln gegen Ost und Süd an dem steilen Berge herab; der nach Osten gehende ist an mehreren Stellen in großen Bruchstücken erhalten, und zeigt einen der gewaltigsten cyclopischen Baue. Von ihm aus gehen unter rechten Winkeln vier Mauern in ungefähr gleichen Entfernungen von einander, welche den Berg parallel umgürteten und die innern Räume der Stadt zugleich trennten und schüzten. Der oberste Rücken ist ein nach Norden schräg aufsteigendes Felsenriff, ebenfalls mit Mauern umgeben, mit einem Vorbau zum Eingange, mit Spuren von vier Rundthürmen an den vier Ecken, mit zwei Cisternen innerhalb des Raumes derselben und mit den Resten einer ebenfalls im innern Raume nach Norden streichenden Mauer, in welcher ein Stein, der einem Thürpfosten gedient, zu unterscheiden ist. Das ist alles, was sich auf diesem Gipfel erhalten hat, auf welchem William Gell in seinem Plane so viele Mauern und Abtheilungen angibt, als er nöthig hatte, um aus ihnen das Haus des Odysseus nach den Schilderungen des Homer zusammenzusetzen. Das ist eine unbesonnene und absichtliche Täuschung, durch die er uns arme und leichtgläubige Philologen und Antiquare zwanzig Jahre lang in der Irre geführt hat. Er selber soll sich über dieses leichtfertige, wo nicht gewissenlose Verfahren, als über einen Scherz erklären, den er sich in der Voraussetzung erlaubt, daß man ihm nicht auf das Wort glauben würde. Welch' Verfahren! und welche Entschuldigung! Wird der Raum innerhalb der vier Thürme und der Cisternen als zu einem Bau gehörig betrachtet, so ist er nur

groß genug für einen mächtigen Männersaal, und hat der Dichter nach demjenigen dargestellt, was sich von einem so weitläufigen Burggebäude, wie er es schildert, zu seiner Zeit gefunden, so muß der ganze, vor diesem Bau liegende, schräg aufsteigende Raum zu Hülfe genommen werden, der zwischen den Felsenriffen, die wohl erst ausgewaschen worden, und der Ringmauer einen beträchtlichen langen und etwa dreißig Schritte breiten Raum übrig läßt.

Nordwestlich von dieser Burg hinab zeigen sich Spuren eines alten Weges, an einem Felsen daneben die Buchstaben ΟΔ, von denen die Gegend 'ς τὸ γράμμα genannt wird. Er führt an die Küste hinab, und der westliche Fuß des Neriton nach H. Johannes. Der Ort trägt jezt Oel, Wein und Feigen. Daß er ehedem durch Gärten ausgezeichnet gewesen, beweist der Name, welcher der Küste geblieben, indem sie der heil. Johannes in den Gärten genannt wird (Ἁ. Ἰωάννης εἰς τὰ περιβόλια). Alles demnach, die Lage, etwa eine Stunde von der Stadt, jene Straße und dieser Name gebieten, dahin die Gärten des Laertes zu legen, welche William Gell weiter hinweg nach dem Orte Leuko gebracht hat. Das Thal am Fuße der Burg, welches nach der Bucht, die von Bathy sich hieher erstreckt, hinabliegt, ist voll von trefflichem Wein und Feigen, durch die von dem Berge herabgeschwemmte Erde sehr fruchtbar, auch reich an Resten alter Mauern, welche zeigen, daß die Anlagen der alten Stadt sich in das Thal herab erstreckt haben.

Wahrscheinlich verließ man, da die Zeiten sicherer wurden, wie es im lezten Jahrhundert an vielen Orten wieder geschehen ist, die steilen Felsrücken, um sich dem Ufer näher anzusiedeln, und behandelte die alten Sitze nur als Zuflucht bei Krieg und Ueberfall, ein Gebrauch, der sich ebenfalls jezt noch an vielen Orten erhalten hat, und Homer fand wohl die Stadt tiefer herabgerückt, weil er sie unter dem Neion liegend bezeichnet, der sich östlich vom Isthmus darüber erhebt.

Am Abend hatte ich noch ausführliche Gespräche mit einem Gelehrten, Chatsi Maratto, über Ithaka, und wir machten hierauf uns fertig, am folgenden Morgen nach Corfu unter Segel zu gehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Philosophie der Geschichte des Kostüms.

(Beschluß.)

Betrachtet man die Sache aus dem Gesichtspunkte der Kunst, so würde vielleicht das Urtheil ungünstiger ausfallen; faßt man aber blos das Interesse der unbemittelten, zahlreichern Klasse in's Auge, so läßt sich nicht läugnen, daß sich gegenwärtig die Frauen weit wohlfeiler elegant kleiden können als ehedem. Daß sie ihren Anzug so oft wechseln müssen, diese Unbequemlichkeit, wenn es eine ist, wird durch ihre angeborne Lust am Wechseln mehr als aufgewogen, und müßte auch noch so oft gewechselt werden, zwischen dem Preis der alten Stoffe und der jetzigen ist ein so ungeheurer Abstand, daß die gegenwärtige Zeit dabei offenbar im Vortheil bleibt. Diese Revolution, welche noch keineswegs vollendet ist, wirkt mächtig darauf hin, die Elemente des Anzugs bei sämmtlichen Weibern auf Eine Stufe zu stellen, und es ist damit schon weit gekommen; im selben Verhältnisse haben sich auch bei den Weibern ihre natürliche Kunstfertigkeit und ihr Geschmack sehr kräftig und vielseitig entwickelt, und bei jedem Putz scheint gegenwärtig nur die Aufgabe zu seyn, daß man ein Stück von diesem oder jenem Stoffe, durch die Weise, wie man es zurichtet und wie man es trägt, vor andern Stücken desselben Stoffes auszeichnet. Ja, abgesehen von ein paar unserm Himmelsstrich anklebenden Verirrungen des Geschmacks, wie dem Hang zu unbestimmten Farben und der Sucht, allzu schlank zu erscheinen, möchte ich fast behaupten, die Frauen haben sich niemals kunstreicher zu ihrem Vortheil gekleidet, als gegenwärtig. Es herrscht bei ihnen noch mehr individuelle Freiheit, als bei den Männern, und wenn auch die Mehrzahl die Minderzahl ein wenig tyrannisirt, so leiden unter diesem Despotismus nur Weiber vom Schlage derjenigen, welche vor dreißig Jahren herrschten, da die Schönheit auf dem Throne saß. Wirklich, Alles ist wie darauf berechnet, daß ein zärtliches, kränkliches Geschlecht, wie das Direktorium und das Kaiserreich uns eines hinterlassen, keinen der Vortheile einbüße, welche seiner Schwäche die Wage zu halten vermögen. Kurz, die gegenwärtige Tracht ist nicht allein auf den Vortheil der großen Mehrzahl der Weiber berechnet, man sollte glauben, die medizinische Fakultät selbst habe es vorgeschrieben. Haben auch manche unserer Weiber bei dieser Unterwerfung unter Hippocrates nicht eben gewonnen, so gewinnen vielleicht unsere Kinder dabei, und wir haben sie jezt nöthiger als je, uns mit der Zukunft für die Gegenwart zu trösten.

Aus alle dem geht hervor, daß die weibliche Tracht, ihr Schnitt mag im Uebrigen sich in Zukunft gestalten, wie er will, sich hinsichtlich der Einfachheit der männlichen immer mehr nähern wird. Bei uns wird es nie gehen, wie in den Vereinigten Staaten, wo der Maurer so gut ein Gentleman seyn will, als der Präsident der Republik; bei uns wird im Gegentheil das Staatsoberhaupt sich zur Tracht des Volks bequemen, und wie in der alten Zeit, von der wir oben gesprochen, wird auch jezt die Volkstracht zu den Großen, dem Heere, zu allen und jeden durchdringen, welche sich noch,

sey es ihrer Stellung oder ihrer Geburt wegen, über andere erhaben dünken mögen.

Ist nun, fragt man, dieses Kostüm schön an sich? ist seine Einführung wünschenswerth? Ja, wenn wir des traurigen Himmelsstrichs gedenken, unter dem wir leben, ja, wenn wir bedenken, daß unser Leben noch ernster, trüber ist, als dieser Himmel, und es immer noch mehr werden wird. Ist aber dieses Kostüm auch in sofern schön, als der Mann dabei durch Toilettenkünste Gesicht, Figur, überhaupt körperliche Vorzüge vortheilhaft herausheben kann? Ach, von alle dem findet sich im Register unserer Ideen längst nichts mehr; das sind Interessen, das sind Gefühle eines jugendlichen Weltalters, das längst hinter uns liegt. Wem kommt es in den Sinn, Villeles Fratze den Ursachen seines Sturzes beizuzählen, und stände ein Duguesclin an der Spitze unserer Heere, würde es einem auffallen, daß er häßlich ist?

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, September.

Früchte des geistigen Lebens in Lausanne.

Ich habe neulich in diesen Blättern die öffentlichen Verhältnisse unserer Stadt und unseres Landes besprochen, und denke nun, wie früher zuweilen, einige Andeutungen über die merkwürdigsten Früchte unseres geistigen Lebens Ihren Lesern mitzutheilen.

Am meisten erfreute mich le Canton de Vaud von unserm jungen talentvollen Dichter Olivier. Unser schönes Land abwechselnd unter der Herrschaft der Römer, der Burgunder, der Savoyer und endlich Berns hat erst seit seinem Losreißen von diesem Kanton eine eigene Geschichte, oder vielmehr erst den Anfang einer Geschichte. Seine Kleinheit und politische Unbedeutenheit macht gerade sein Glück. Sein Zustand des öffentlichen Lebens, die schönste Entwicklung der Freiheit, der Republik und der besonnenen Demokratie, kann nur auf ein kleines Gebiet von wenigen Quadratmeilen und wenigen Einwohnern passen, während dieß für ein großes, mit Millionen Einwohnern bevölkertes, von starken Nachbarn umgebenes Land unthunlich und gefährlich wäre. An eine helvetische Nationalität ist für's Erste zwischen so ungleichartigen Bestandtheilen, als Oberwalis und Genf, Waadland und Glarus, Neuchatel und Schwitz, Tessin und Appenzell, schwerlich zu denken. Dieß hindert jedoch Olivier nicht, sie poetisch zu wünschen und zu konstruiren, um seinen Waadländern ein größeres und bedeutenderes, ein schweizerisches Vaterland zu verschaffen. Wir glauben, er hat mit dieser Fiktion Unrecht; denn Waad ist mit seiner Freiheit, seinen Institutionen, seiner Bildung, mit seinen reichen Gaben des Himmels und der Erde, mit seiner reizenden Natur und Lage, seinen frohen, aufgeweckten Einwohnern voll glücklicher Anlagen, mit seinen ächt vaterländischen Erinnerungen als kleines, glückliches, schönes und beneidenswerthes Land mehr werth, als eines der zweiundzwanzig Fragmente, die den losen und unnationalen Schweizerbund bilden, der nach den Heroenzeiten des Mittelalters nie mehr durch eigene Kraft, sondern nur durch die ihm günstige Konvenienz der Nachbarn bestand. Soll die Schweiz einmal ein würdiger und fester Bund werden, so muß sich die große Masse seiner Einwohner begreifen lernen. Dazu gehört aber eine andere Revolution, als die bisherigen in Nachahmung französischen Vorbilds. Die Revolution muß nicht auf dem Papier und in einer gedruckten Charte stehen, sondern langsam reifen und erstarken in den Geistern und Gemüthern aller Schweizer. Dazu gehören langjährige Vorbereitungen und zusammenwirkende Bemühungen, besonders aber unablässiges Streben, die alte mittelalterliche Bürgertugend, getragen von lebendigem Religionsgefühl, wieder zu entwickeln. Ein großes Hinderniß, in Waad zu diesem Bessern zu gelangen, sieht Olivier mit Recht in unserer durch die Sprache begründeten Anhänglichkeit an Frankreich und französisches Wesen, das durch den Enthusiasmus für die Republik und für Napoleon noch größer geworden ist. Er verlangt, daß wir uns davon losreißen und künftig uns selbst angehören sollen. Alle diese Ideen drückt der junge Dichter in recht hübschen Versen aus. Weit über sie stelle ich aber die Darstellung von reizenden Naturgegenständen und Landesbildern seines schönen Mutterbodens.

A. Vinet ist unstreitig einer der Geister, die dem Waadland am meisten Ehre machen. Das, was er seit drei Jahren geschrieben hat, vereinigt seltene Tiefe, religiöse Begeisterung und dabei seine philosophische Haltung voll Eigenthümlichkeit und Würde. Der Methodismus, dem er sich mit vollem Herzen zugewendet hat, erfreut sich an ihm eines mächtigen Helfers und Freundes. Von Neuem hat er dieß dargethan durch seine lezten Discours. Wir glauben, sie sind bei dem jetzigen verarmten und ausgearteten Zustand aller Religion in Frankreich eine bedeutende Erscheinung, deren ganze Wichtigkeit vielleicht erst in einiger Zeit erkannt werden wird. In einer geistreichen Vorrede voll schlagender, tiefer und wahrer Bemerkungen spricht er sein Vorhaben aus, eine neue Anwendung der Philosophie auf die Religion zu versuchen. Dabei geht er aber sehr vorsichtig zu Werke, selbst in seinen eigenthümlichsten und kühnsten Untersuchungen. Manche dunkle und mysteriöse Offenbarungslehre übergeht er für das Erste oder wagt sich nicht ganz in ihre Tiefen. Desto beharrlicher vertheidigt er den Boden, wo er festen Fuß gefaßt hat, und hier finden wir ihn höchst merkwürdig. Er hütet sich wohl, die christliche Religion leichter und zugänglicher für den Denker zu machen, indem er sie ihrer charakteristischen Züge entkleidet, nein, er nimmt sie mit all ihren Mysterien und Geheimnissen; er vertheidigt sie auch nicht gegen irgend einen Vorwurf, den ihr die arme menschliche Weisheit macht, er stellt uns vielmehr in ihren zurückstoßenden Härten, Schroffheiten und Sonderbarkeiten die Mittel dar, die in dem Menschen oft eine übernatürliche Veränderung hervorbringen und dadurch die Göttlichkeit der Religion beurkunden. Vinet sagt: eine Religion, die den Menschen zum Bessern umgestaltet, muß wahr und ächt seyn; man braucht nur diese Umgestaltung darzuthun, um eine Religion über alle Angriffe und Zweifel zu erheben. So ist's leicht zu sagen, was Vinet hat thun wollen und was er wirklich geleistet hat, schwer aber ist zu bestimmen, wie er es angefangen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 244.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 11. Oktober 1832.

Wem von der gottgeweihten Schaar
Der Lieblinge der Pieriden war
Vor allen übrigen das schönste Loos beschieden?

Seume.

Goethe's Tod.

Von Thomas Carlyle.

Welchen Eindruck die Nachricht von Goethe's Hinscheiden in England machte, und in welch hohem Grade man anfängt, diesen großen Deutschen dort zu verstehen und seine unabsehbaren Wirkungen zu schätzen, davon möchte folgender, aus dem Junistücke des New monthly Magazine 1832 entlehnter Aufsatz von Thomas Carlyle deutschen Lesern kein unwillkommener Beweis seyn.

* * *

In den Sterbenachrichten dieser Tage steht ein Artikel von ganz besonderer Wichtigkeit, so daß von ihm Zeit, Ort und nähere Umstände durch Wort und Schrift oft wiederholt und Jahrhunderte lang im Gedächtniß der Menschen bleiben werden. Johann Wolfgang von Goethe starb zu Weimar am 22ten März 1832. Es war um eilf Uhr Morgens, lautet die Nachricht, daß er ohne anscheinende Leiden das Irdische verließ, nachdem er noch wenige Augenblicke vorher Papier zum Schreiben verlangt und seine Freude über die Ankunft des Frühlings ausgedrückt hatte. Ein schöner Tod, gleich dem eines Kriegers, der treu auf seinem Posten gefunden wird, die Waffe in erstarrter Hand. Des Dichters lezte Worte sind eine Begrüßung der neu erwachten Erde, seine lezte Bewegung ist die, an sein vorgeseztes Tagewerk zu gehen. Ein schöner, ein heiliger Tod, oder vielmehr eine Himmelfahrt Eliä in einem Wagen, nicht von Feuer und Schrecken, sondern von Hoffnung und sanften Sonnenstrahlen des Frühlings.

Es war zu Frankfurt am Main am 28ten August 1749, daß dieser seltene Mann die Welt betrat, und nun, den Geburtstag seines zwei-und-achtzigsten Frühlings begrüßend, schließt er seine Augen und sagt der Welt Lebewohl.

So ist denn unser Größter von uns gegangen! Die Melodie des Lebens mit ihren kunstreichen Tönen, die Ohr und Herz gefangen nahmen, ist stille geworden. Die himmlische Kraft, die hier über so manche siegreich herrschte, ist nicht mehr unter uns. Bis hieher und nicht weiter sollte der Weise sein Inneres durch Rede und That auslassen. Zu Ende! — Welch' ernste Mahnung liegt in diesem Wort, das mit Klagetönen durch die Seele läutet, wenn ein Freund von uns ging! Alles ist nun unwiderruflich abgeschlossen! Das wechselnde Gemälde des Lebens, das durch immer neue Züge und Farbe täglich einen neuen Zusammenhang erhielt, ist mit einemmal unwandelbar vollendet; und wie es vor uns da lag, ist es schnell zu den Himmel versezt, von wo es nun, in verklärtem Glanz, ewig auf uns herableuchtet. Zeit und Herrschaft der Zeit! du bist ein ernstes, alles verschlingendes Etwas, aber nicht ohne Größe! Der Mann des Tages, der wie einer von uns war, hat das Kleid der Ewigkeit angezogen, und ist nun glänzend und siegreich. Die Gegenwart ist plötzlich Vergangenheit geworden, und es ist uns nichts gelassen, als das Rückwärtsschauen der

Erinnerung, deren Reich durch ein Licht erleuchtet wird, das von keiner irdischen Sonne kommt.

Der Tod Goethe's ist selbst für die vielen Herzen, die ihn persönlich liebten, kein Gegenstand trauriger Klage; er muß angesehen werden als ein Etwas voll Größe und Helligkeit. „Denn uns Allen ist das Ziel gesezt, einst zu sterben." Diesem Manne ist das volle Maaß eines menschlichen Lebens gewährt worden und eine Bahn und eine Wirkung, wie nur Wenigen unter allen Generationen dieser Erde. Was konnten wir anders hoffen und wünschen, als daß er nach vollendetem Tagewerk mild abgerufen würde und ihm erlaubt seyn möchte, schmerzenlos zu gehen? Wenn seine Laufbahn, wie von ihm mit größerem Recht als von irgend Jemanden anders gesagt werden kann, dem der Sonne gleich war, so war es auch sein Scheiden. Denn in der That, wie die wirkliche Sonne das Auge und die Verklärung aller Dinge ist, so ist es die Poesie, so ist es der Weltdichter in geistiger Hinsicht. Auch mag Goethe's Leben, wenn wir es genau betrachten, sehr wohl mit einem sonnigen Tage verglichen werden. Schön erhob sich unsere Sommersonne, glänzend im rothglühenden Osten, die Nebel und krankhaften Dünste zerstreuend; stark scheinend und wohlthätig war sie in der Klarheit des Mittags, indem sie siegreich durch die höhern Regionen ging, und nun, merkt euch, wie sie untergeht! „So stirbt ein Held, anbetungsvoll."

Und doch, wenn die unbeseelte materielle Sonne hinabgesunken und verschwunden ist, so weilen wir wohl, um in den noch glühenden Westen zu sehen; und dort steigen empor große, blasse, bewegungslose Wolken, Vorhängen gleich, um die Flammenbühne innerhalb zu verschließen; und dann in dieser Todtenpause des Tags pflegt ein unaussprechliches Gefühl über uns zu kommen; es pflegt uns zu seyn, als wenn die schwachen Töne der Zeit, diese Ambosschläge ermüdeter Arbeit, diese Stimmen einfacher Menschen ehrwürdig und übernatürlich geworden wären, und als ob unser lauschendes Ohr vernehmen könnte, wie solche Töne sich mit dem immerwährenden Geläute der alten Ewigkeit vermischen. In solchen Augenblicken liegen die Geheimnisse des Lebens offener vor uns, tiefe Ahnungen streifen über die Seele; das Leben selbst erscheint heiliger, wunderbar, und durchschauernd.

Wie viel mehr aber wird dieses alles empfunden werden, wenn es der Untergang einer lebenden Sonne war, deren glänzendes Antlitz uns nicht am nächsten Morgen und an keinem folgenden wiederkehrt. In solchen Augenblicken ist ein Schweigen, wie vor dem geheimnißvollen All, für den, der einiges Gefühl dafür hat, die passendste Stimmung. Aber doch wird durch Schweigen das Entfernte nicht zur Mittheilung gebracht, das Gefühl des Einzelnen hallet nicht wider im Herzen des Freundes. Jezt, wie es vor einigen Jahren sie noch nicht gab, gibt es brittische Herzen, die wissen, was die drei Worte: der Tod Goethe's, bedeuten, und allen solchen mögen diese wenigen Aeußerungen, neben ihren eigenen, unaussprechlichen Gedanken über das Ereigniß nicht unwillkommen seyn.

„Der Tod," sagt ein Philosoph, „ist eine Vermischung von Zeit und Ewigkeit; im Tode eines guten Menschen sieht man durch die Zeit die Ewigkeit herdurch blicken." Bei solcher Erhabenheit des hier dem Auge und Herzen gebotenen Gegenstandes ist es nicht unnatürlich, mit Ernst vorwärts und rückwärts zu schauen und die Frage aufzuwerfen: auf welch' einen Raum von Jahren und Aeonen die Thätigkeit dieses Mannes Einfluß haben mag, und welch' eine Beziehung zu dieser Welt des Wechsels und der Sterblichkeit er, der eben jezt zu den Unsterblichen gerufen worden, gehabt hat und haben wird.

Es ist allgemein ausgesprochen, daß Goethe in der Literatur ein neues Zeitalter herbeiführte, daß mit ihm ein poetisches begann, wovon die weiteren Richtungen und das Ende noch keineswegs allgemein sichtbar sind. Dieses allgemeine Wort ist ein wahres, und es ist so in einer weit tieferen Bedeutung, als es den Meisten erscheinen mag. Wäre der Poet nichts weiter, als ein süßer Ton, oder ein Sänger, der dem Ohr des Müßigen mit angenehmen Liedern schmeichelt, und ein neuer Poet blos ein solcher, der sein müßiges, angenehmes Lied nach einer neuen Weise sänge, so würden wir ihn und sein Werk für kleine Dinge achten. Doch dieser Mann war ein Dichter in einem solchen Sinne, wie die lezten Generationen keinen andern gesehen haben, und an dessen Existenz oder nur an die Möglichkeit einer solchen Existenz zu glauben, heutzutage schon eine Art Auszeichnung ist. Der wahre Dichter ist noch immer, wie in alten Tagen, ein Seher; denn wessen Auge begabt worden, in das göttliche Geheimniß des Universums zu blicken und einige neue Zeilen jener himmlischen Schrift zu entziffern, den können wir noch immer einen Vates, einen Seher nennen, denn er sieht in das größte aller Geheimnisse: in das offenbare; in der Gegenwart sieht er das Künftige, seine Worte sind Vorhersagungen, und was er verheißen hat, wird geschehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung.)

Corfu, den 4ten Sept.

Wir sind nach einer etwas langsamen, aber glücklichen Fahrt schon vor neun Tagen hier angekommen,

haben sechs Tage die Ankunft des österreichischen Paketbootes aus Triest, die durch Windstille und Gegenwinde verzögert ward, abgewartet und werden erst morgen Nacht mit ihm nach Triest unter Segel gehen. Der Aufenthalt in Corfu wurde mir angenehm verkürzt durch Bekanntschaft und Unterhaltung mit den griechischen Professoren dahier und mit wohlunterrichteten und gebildeten Engländern, sowohl Offizieren der Garnison, als solchen, die im Civil angestellt sind, wie der Oberst Charles Moore und der Oberrichter Kirk Patrik. Auch in der Familie des Generalgouverneurs, an den ich eine Adresse hatte, war ich gut aufgehoben. Die Insel selbst ist eine der schönsten und fruchtbarsten, die ich gesehen, aber fast allein dem Oelbaum gewidmet, die Festung von erstaunlichem Umfange und großer Stärke, und obgleich sie jezt ihre Bestimmung, ein Bollwerk von Italien gegen die Türkei zu seyn, verloren hat, doch gut unterhalten und ihre Werke auf die Insel Vido im Hafen ausgedehnt.

Auch in ihr ist ein Schauplatz der Odyssee: die Lage der Stadt der Phäaken, der Strom, in den Odysseus sich rettete und in dem Nausikaa ihre Wäsche besorgt, der doppelte Hafen, alles findet sich wieder, sogar vor dem einen, jezt versumpft, ein schiffähnlicher Fels, der zu der bekannten Sage beim Dichter veranlassen konnte.

Nicht ohne Interesse und [illegible] Beispiel von Wichtigkeit ist tung von Griech[illegible] wie die Inseln von den Engländern verwaltet werden. Alle direkten Steuern von Aeckern, Weinbergen, Oelpflanzungen ꝛc. sind aufgehoben und durch indirekte, durch Besteurung der Einfuhr und besonders der Ausfuhr ersezt worden, was um so leichter geschehen konnte, da Europa die beiden Haupterzeugnisse derselben, Oel und Korinthen, nicht entbehren kann. Es werden auf diese Art von einem Staate, der nicht viel über 160,000 Einwohner und großentheils arme hat, der nur vier Monate des Jahres von eigenem Getreide sich nährt, jährlich an 200,000 Pfund Sterling Einnahmen aufgebracht, von denen nicht nur die Kosten der ganzen Verwaltung bestritten, sondern auch Schulen gegründet, vortreffliche Straßen gebaut, die Städte durch Wasserleitungen mit Wasser versehen, die Häfen verbessert und die Gerichte auf einen Fuß gesezt werden, der jedem sein Recht sichert, eine Wohlthat, die früher dem venezianischen Unterthan versagt blieb. Auch hat man die Mittel gefunden, eine Anstalt zur Bildung künftiger Priester zu gründen, die als Knaben aufgenommen, verpflegt, unterrichtet und nach ihrer Entlassung mit einer monatlichen Pension von dreißig Thalern bis zu ihrer Anstellung bedacht werden, eine Anstalt, die dem griechischen Klerus ganz gefehlt hat und geeignet ist, die Wege zu seiner Verbesserung zu ebnen.

Mein Tempel.

Hörest du der Glocken Schallen,
Liebchen, und der Orgel Braus?
Ladend zu der Kirche Hallen,
Ziehen sie als Boten aus.
Durch die Gassen krumm und grad
Wimmelt's schon im Sonntagstaat:
Jung und Alt in bunten Reih'n
Wollen heut' andächtig seyn.

Laß sie gehen, laß sie wallen!
Wenn ich dir in's Auge seh',
Wird die Welt zu heil'gen Hallen,
Als Altar erglänzt die Höh',
Und wir sind mit frommem Sinn
Priester ich, du Priesterin;
Durch die Brust zieht froher Klang
Auf zu Gott wie Chorgesang.

Liebestempel, hell getrieben,
Wunderbar, aus tiefem See,
Aus dem blauen Aug' der Lieben,
Daß dein Dach mir ewig steh'!
[illegible] es seyn, so [illegible]
Und verschütte im Sturze mich,
Daß mein Himmel sey mein Grab,
Unter deine Trümmer hinab!

W. Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Scribe's Geldheirath.

Neulich trat Dlle. Mars nach einer Abwesenheit von einigen Monaten im Théâtre français wieder auf; es war eine interessante Darstellung, man gab nämlich Scribe's Mariage d'argent, das einzige große Schauspiel, das er ganz allein gedichtet hat, und Marivaux's jeux de l'amour et du hazard, ersteres in fünf Aufzügen, lezteres in drei; Dlle. Mars trat in beiden Stücken auf. Der Schauspielsaal war voll, jedoch nicht überfüllt, vermuthlich weil gerade viele Familien abwesend waren, wie denn überhaupt die Herbstmonate für viele Pariser eine Zeit des Reisens und des Aufenthalts auf dem Lande sind. Scribe's „Geldheirath“ soll ein Gemälde aus der reichen Pariserwelt seyn, besonders aus der im Geld wühlenden. Ueberhaupt hat Scribe viel mit den reichen Leuten zu thun, und Geld spielt in seinen Stücken eine große Rolle. Er geht mit demselben, poetisch oder dramatisch genommen, sehr verschwenderisch um, und ein Pariser Tageblatt bemerkte neulich scherzend, Scribe werde sparsam, indem er in seinem lezten Stücke nur eine einzige Million ausgegeben und seinem Mädchen nur eine Aussteuer von einigen hunderttausend Franken mitgegeben habe. Je nun, ein Dichter, der sich auf dem Theater bereichert hat, kann ja

wohl etwas verschwenderisch seyn, besonders wenn sein materieller Reichthum dadurch nicht im Mindesten geschmälert wird. Die Hauptperson des Stücks ist bekanntlich ein reich gewordener Spekulant, ein Mann, der niemals versäumt, die Börse zu besuchen und eine gute Spekulation zu machen. Dieser Mann ist ein guter Kauz, versammelt, wie er sagt, einige hundert Freunde um sich her, unter denen sich auch zwei ehemalige Schulkameraden, nämlich ein Oberst und ein Maler, befinden. Lezterer lebt ganz für seine Kunst, ist ein ächter Philosoph, begnügt sich mit Wenigem und behauptet, ein Künstler müsse nur in seiner Werkstatt anzutreffen seyn, weßhalb man ihn auch in dem Hause des Reichen wenig sieht. Der Oberst, wohl nur ein abgedankter, ist dagegen voller Ehrgeiz; das Leben in der großen Welt ist ihm zum Bedürfniß geworden; ihn eckelt seine kleine, dürftige Wohnung an; viel freier athmet er in den schwelgerisch ausgeschmückten Sälen der Reichen, und ihm ist ernstlich daran gelegen, sich in eine Lage zu versetzen, die ihn dem Reichthum näher bringt. Dazu will ihm sein Freund, der reiche Spekulant, eben die Mittel verschaffen. Er hat nämlich eine Nichte, die eine bedeutende Mitgift besizt. Zwar ist sie ein kokettes, leichtsinniges Geschöpf; allein die schöne Mitgift! was für Fehler vermag die nicht zu decken! Ein Hinderniß ist aber da. Der auf halben Sold gesezte oder pensionirte Oberst hat ehemals ein Mädchen geliebt, welches dessen Vater an einen Emigranten verheirathet hat. Der Emigrant ist mit ihr nach Rußland gegangen; sie wird aber immer noch von dem alten Liebhaber innig geliebt. Er gesteht es dem Spekulanten [illegible] als Griechisch oder Hebräisch [illegible] wenn man sein Glück [illegible] heißt reich werden will, so muß die Liebe als Nebensache hintendrein hinken. Er, der Spekulant, ist ja auch verheirathet; aber an Liebe hat er nie gedacht; muß nicht jede Frau, wenn sie heirathet, ihren Mann lieben, zufolge des göttlichen und menschlichen Gesetzes? Die Argumente des reichen Spekulanten erschüttern den ehemaligen Liebhaber, wenn sie ihn auch nicht überzeugen. Um ihn fester zu ketten, schlägt ihm der Spekulant vor, die Stelle eines Wechselagenten an der Börse, die ihm Jemand für 400,000 Franken abtreten wolle, an sich zu kaufen, wodurch denn seine Stellung auf einmal entschieden werde. Er bemerkt, dieß sey spottwohlfeil, und in der That sind vor einigen Jahren die Stellen der Wechselagenten zu 600,000 Franken und mehr verkauft worden; man kann daraus schließen, daß sie einen bedeutenden Ertrag abwerfen. Der Handel wird geschlossen, der ehemalige Oberst wird nun bald Wechselagent seyn und ein glänzendes Haus machen können, worauf sich auch das Bräutchen nicht wenig freut. Aber nun erscheint plözlich die ehemalige Geliebte aus Rußland wieder; sie ist Wittwe geworden, und da sie mit der Frau des Spekulanten in inniger Freundschaft lebte, so gilt ihr erster Besuch dieser. Diese zärtliche Wittwe nun ist Dlle. Mars. Beim Auftreten ist sie noch in Reisekleidern und schildert ihr Entzücken darüber, daß sie nun aus der Fremde wieder in ihr geliebtes Vaterland, in das geliebte Paris gekommen sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lausanne, September.

(Fortsetzung.)

Literarisches.

Vielleicht zeigt keine von Vinets Schriften so viel Feinheit, Geist, Begeisterung, Gedankentiefe im Bund mit Erhebung des Gemüths, sittlicher Strenge und mittheilendem Gefühl, als seine Discours. Der Leser wird zugleich hingerissen und gerührt, überzeugt und unterrichtet. Oft sieht man gerade die Ideen am heftigsten angegriffen, an denen man am meisten hängt, und Vinet scheint seine Gegner lieber zu erdrücken, als zu gewinnen; da kommt aber gleich darauf eine volle, warme, brüderliche Ergießung des Gemüths, ein rührender, herzlicher Zuruf, so daß die Strenge und Rauhheit im christlichen Eifer eigentlich nichts weiter ist, als eine andere Form der christlichen Liebe. Vinet entwickelt oft aus den gewöhnlichsten Grundsätzen, aus oft wiederholten Wahrheiten des Christenthums ganz neue Gedanken, und in seiner Darstellung unserer Religionslehren zeigt er viel philosophische Tiefe. Wir zweifeln nicht, daß man diese Discours mit der Zeit in's Deutsche übersetzen wird, und dann dürften sie in Deutschland sehr günstig aufgenommen werden.

Recht matt erscheinen gegen solche Kraft des Geistes und Gemüths Erzeugnisse, wie der Massacre de Nidwald von Albert Richard, und noch mehr die Poésies Vaudoises von Valamont. Die Zeiten sind überdieß nicht mehr, wo ein Schweizerdichter die Schweizer im Ernst als das erste Volk der Erde darstellen kann, wenn auch der patriotischen Poesie viel zu gut gehalten werden muß. Bewundern wir die Schweizer wegen dessen, was sie als Volk im großartigen Mittelalter waren, wo auch noch manche andere, von ihrer Landesnatur weniger begünstigte Völker standen, kämpften oder edel fielen, ehren wir auch, was später, selbst in den ersten Jahren der französischen Revolution und des Eindrinnen [illegible] Würdiges [illegible] in die deutsche Schweiz, da im Einzelnen [illegible] geschehen ist, lächeln wir aber über solchen aufgeblasenen Enthusiasmus [illegible] der nicht einmal allein gehen kann, sondern sich in Nachahmung [illegible] mit Delavigneschen Schwulsts gefällt; manchmal ist es, als höre man eine seiner Messéniennes leibhaftig mit allen schöngeformten Drotteln und Klunkern. Seit den Schlachten und den Bürgergroßthaten des Mittelalters hat die Schweiz nichts Erhabenes mehr in ihrer Geschichte aufzuweisen, sie zehrt noch vom alten Kapital, und sobald sie Neues in Thaten hinzufügt, was der Vorzeit würdig ist, wollen wir von Herzen in Paeans, wie der vorliegende, einstimmen; denn wir lieben das schöne Land und glauben, daß seine Alpen, Schluchten, Felsen, Ströme, Seen und Firnen der rechte Boden eines Heldengedichts sind. — Valamont zeichnete sich früher durch eine Sammlung zarter, lieblicher und wiziger Fabeln und durch eine Uebersetzung Tibulls aus, dessen Weichheit und süße Wollüstigkeit er mit viel Glück im Französischen wiedergab. Dabei hätte er bleiben, oder wenigstens nur Aehnliches in seinen Gedichten verhandeln sollen. Statt dessen verfiel er auf den unglücklichen Gedanken, sich poetisch in die politischen Fragen zu mischen, die Waad vor Kurzem aufregten. Hätte er nun dabei wie Albert Richard tüchtig rodomontirt und patriotisch aufgeschnitten, so wäre dieß wahrscheinlich allgemein gebilligt worden; er sprach sich aber in seinen Gedichten für Besonnenheit und Mäßigung aus, und nun fielen natürlich die Mouvementsleute alle über ihn her und sagten ihm mit ihrem gewöhnlichen Rechts- und Duldungssinn in's Gesicht, er hätte sich so nicht in die öffentlichen Angelegenheiten mischen sollen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 245.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 12. Oktober 1832.

— Auch im Nebelmeere
Ist der Tropfe Seligkeit;
Einen Augenblick ihn trinken,
Rein ihn trinken und versinken,
Ist Genuß der Ewigkeit.

Herder.

Traum im Traum.

Mir träumt', ich schlief in einem Saal
In dieser stillen Nacht,
Mir träumt', an einem fernen Strahl
Sey ich im Traum erwacht.

Ach, meinen Augen traut' ich kaum:
Du schlichst zu mir heran,
Du selbst, so lächelnd, still und lind,
Wie du wohl oft gethan.

Die Augen schloß ich, sank zurück —
Ein Traum nur dünkt' es mir —
Mit Angst erhob ich neu den Blick,
Dein Bild war wirklich hier.

Vor meinem Bette knieetest du
Und sahst dabei mich an,
So unaussprechlich mild und gut,
Wie Niemand noch gethan.

Ich setzte mich auf, ich wagt' es nicht,
Zu fassen deine Hand,
Ich streichelte nur dein Angesicht
Und deiner Arme Gewand.

„O liebes, liebes Wesen du,
Hast du auch das gelernt?
Du selber kannst es ja nicht seyn,
Wir sind zu weit entfernt.

Doch sprich, wie hast du das vermocht,
Zu senden die Seele dein,
So lebendig, so warm, so liebezart
In meinen Traum herein?“

Du aber sahst mich lächelnd an,
Holdselig sprachst du da:
„O zweifle nicht, mein guter Freund,
Ich selber bin es ja!

Dir hat geträumt, ich wär' bei dir,
Nun bist du aufgewacht;
Und sieh, mein Freund, nun bin ich hier,
Wie du's im Traume gedacht!“

Dein Flüstern klang so wundervoll,
Daß ich dich still umfing,
Und schaute in dein tiefes Aug',
Bis mir das Herz verging.

In neuen Schlummer sank' ich nun
Und träumt', ich hätte geträumt,
Du hättest mich aus dem Traum erweckt,
Den ich von dir geträumt.

Ist's möglich? träumt' ich weiter fort,
Dann, Herz, erwach', erwach'!
Den Traum, der dir so lieblich war,
Den wiederhole wach!

Mir träumt', ich schlüge die Augen auf,
Wohl auf und wieder zu:
Wer neigte, wer bückte sich über mich?
Du warst es, wieder Du!

Du schautest mir in's Angesicht
Und bogst den Arm um mich,
Im Schweigen sprach dein lieber Mund:
Sieh da, ich grüße dich!

An deinem Halse hing ich lang,
Dann fragt' ich dich ganz leis:
So war's kein Traum, so ist es wahr,
Daß ich dich bei mir weiß?

„Wohl war's ein Traum, sprach sanft dein Mund,
Und ist auch wahr gemacht;
O fühl' es nur, ich bin bei dir
In Traum und stiller Nacht!“

Da war mir's, als verständ' ich dich,
Wie ich dich nie verstand,
Und als empfänd' ich dich und mich,
Wie einst ich oft empfand;

Als wüßt' ich jezt, was Leben heißt,
Entkleidet allem Schein,
Als badeten wir in Lieb' und Geist,
So wie von Anfang rein.

Wir wiegten uns auf Lüften leicht,
So wie auf Wellen hin,
Wir wiegten uns unter Sternen leicht,
Wie unter Blumen hin.

Und was ich sonst noch tief geträumt
In Nacht und weitem Raum,
Ich weiß es nicht, dich fand ich nur
In vieler Träume Traum.

Dich fand ich nur, dich hielt ich nur
Von Traum zu Traume dich.
Dann sank ich durch die Morgengluth
Und fand am Tage mich.

Adolph Schöll.

Goethe's Tod.

(Fortsetzung.)

Es fängt an, allgemein anerkannt zu werden, daß die wahre Gewalt, der in dieser Welt alle Dinge gehorchen müssen, Einsicht, geistiger Blick und Entscheidung ist. Der Gedanke ist der Erzeuger der That, ja er ist ihre lebendige Seele, ihre erste und lezte, ihre beständige Triebfeder; er ist der Grund, der Anfang und das eigentliche Wesen des ganzen menschlichen Daseyns hienieden. In diesem Sinne kann man denn sagen, daß eines Menschen Wort, diese Aeußerung des Gedankens, eine magische Formel sey, wodurch er die Welt regiert. Und gehorchen ihm nicht Wind und Wellen und alle ungestüme Gewalten, belebte und unbelebte? Ein unbedeutender, blos mechanischer Zauberer spricht, und feuerbeflügelte Schiffe durchkreuzen den Ocean auf seinen Befehl. Oder sehet auf jenes Rasen der Nationen, die ganz in Zwietracht, Verzweiflung und finsterer chaotischer Wuth befangen, wie die sanfte Stimme eines israelitischen Märtyrers und Erlösers sie zu Ruhe bringt, wie eine wilde Erde, der Wohnsitz wüster Grausamkeiten, lieblich und schön, ein Tempel des Friedens wird! Der wahre Beherrscher dieser Welt, der sie nach seinem Gefallen wie sanftes Wachs bildet, ist der, der in diese Welt mit Liebe hineinsieht, der begeisterte Denker, den wir in unsern Tagen Dichter nennen.

Indessen wie der Mond, der das atlantische Meer hebt, uns die gehorsamen Wellen nicht mit einem Male zusendet, und wie die Fluth, die heute an unsern Küsten schwillt und jede Bucht bespült, sich im Busen des großen Oceans, wie Astronomen versichern, acht-und-vierzig Stunden früher erhob, und wie in der That alle großen Weltbewegungen, die von Natur tief greifend, auch von Natur ruhig sind und mit einer gewissen majestätischen Langsamkeit vorwärts fließen und schwellen: so ist es auch mit dem Impuls, der von einem großen Manne ausgeht, und mit der Wirkung, die er auf andere ausübt. Einem solchen müssen wir einige Generationen gönnen, ehe der himmlische Antrieb, den er der Welt gibt, sich allgemein kund thut und für Jedermann, wenn auch nicht durchaus verständlich, doch durchaus fühlbar wird; wir müssen ihm einige andere Generationen zugestehen, worin jener Impuls wachse, sich ausdehne und alle Dinge ergreife, ehe er die höchste Stufe seiner Wirkung erreichen kann, und bis er in später Zeit, sich mit andern Bewegungen und neuen Antrieben vermengend, zulezt aufhört eine besondere Beachtung und Bezeichnung zu verlangen. Eine solche Periode wird länger oder kürzer seyn, je nachdem es die Natur eines solchen Impulses selber ist, und nach Beschaffenheit der Elemente, in denen er wirkt; vor allen aber, je nachdem der Impuls von innerlich großem Gewicht und Tiefe, oder weitverbreitet, oberflächlich und vorübergehend war. So, wenn David Hume im jetzigen Augenblick Pontifex der Welt ist und die meisten Herzen regiert, wie die meisten Zungen lenkt, selbst die Herzen und Zungen derer, die vergebens gegen ihn rebelliren, so zeigen sich demohngeachtet doch schon Symptome, daß seine Wirkung ihrem Ende naht und sein Nachfolger in der Ferne schon sichtbar ist. Auf der andern Seit haben wir einen Napoleon gesehen, der, dem Schießpulver gleich,

seine ganze Gewalt mit eins entwickelte und in einem Zeitraume von fünf-und-zwanzig Jahren sich ausdonnerte und dann stille ward, während hinwiederum für einen Mann von wahrer Größe, der mit geistigen Mitteln wirkt, zwei Jahrhunderte kein ungewöhnlicher Zeitraum sind. Ja es hat auf dieser Erde Menschen gegeben, deren Impulse nicht vor fünfzehnhundert Jahren ihre vollkommene Entwicklung erreicht hatten und die vielmehr nach zweitausend Jahren noch in völliger Individualität fortwirken.

Aber wenn auch geschrieben steht, daß unsere Uhr schlägt, wenn bei uns ein Wechsel von Stunde zu Stunde ist, so schlägt im Uhrwerke der Zeit doch kein Hammer durch das Universum, um den Wechsel von Aera zu Aera zu verkündigen. Der wahre Anfang wird am häufigsten nicht bemerkt und ist unbemerkbar. So irren sich dann die Menschen in ihrer Rechnung und tappen da und da, und wissen nicht, wo sie sind und in welcher Bahn ihre Geschichte läuft. In diesem neuen Jahrhunderte mit seinen wilden Thaten und Zerstörungen, welche Hoffnungen, auf falsche Berechnungen gegründet, sind nicht vereitelt worden! Wie viele weltberühmte Siege wurden nicht gewonnen und verloren, Dynastien gegründet und wieder über den Haufen geworfen, Revolutionen vollendet, Konstitutionen beschworen! Die neue Epoche sollte immer kommen und kommen, aber sie kam nicht und die Zeit blieb krank. Ach, alles dieses waren nur krampfhafte Verzuckungen des todtkranken Jahrhunderts, und es war keine Anzeige einer heilsamen Krisis und Wiedergeburt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Stadt Delhi.

Der Engländer Skinner entwirft die folgende lebendige Schilderung von der Hauptstadt des Großmogols.

Delhi, einst eines der Wunder des Orients, ist noch jezt die Residenz des Großmogols; aber dieser einst so mächtige Herrscher ist jezt ein kleiner mediatisirter und von der indischen Kompagnie pensionirter Fürst, dessen Gewalt an den Thoren seines Pallastes aufhört, der gleich einem Grabmal der großen Vergangenheit mitten in der Stadt liegt. Delhi selbst ist kaum noch ein Schatten von dem, was es einst war. — Ich sah die Stadt zuerst vom linken Ufer der Jumna, und beim Uebersetzen über den Strom lag die ganze Stadt vor mir mit ihren vielen Moskeen und Minarets, die in der Sonne funkelten, und die ungeheure Menge von Gräbern, mit Elfenbein überzogen und phantastisch bemalt, alle aber im kläglichsten Verfall. Die Dome der Moskeen und sehr viele Gräber sind mit goldenen Ornamenten bedeckt, was sich sehr glänzend ausnimmt. — Mein Zelt wurde auf der Schloßmauer, der Hauptstraße von Delhi gerade gegenüber, aufgeschlagen; hier befand ich mich nun mitten im Gewühle der Stadt und ward außerdem vom Staub und den zahllosen Insektenschwärmen geplagt. Die Hauptstraße ist sehr breit und über eine englische Meile lang; die Häuser haben zwei, manchmal drei Stockwerke, und sind sehr gut unterhalten. An sehr vielen befinden sich Balkone, und hier sieht man die Männer in den weiten, faltigen Mousselingewändern gemächlich ihre Houka rauchen; auch die Weiber kommen hieher und rauchen, und zwar ohne Schleier, so gut wie die Männer. — Die Stadt ist sehr stark bevölkert, und jedes Haus gleicht einem Bienenschwarm; man zählt 200,000 Seelen, und das jetzige Delhi hat nur sieben englische Meilen im Umfang. Der Hauptcharakter einer morgenländischen Stadt ist, daß Alles auf der Straße geschieht; Jedermann spricht überlaut und bei jedem Schritt begegnet man Leuten, nach deren Geschrei man nicht anders glauben sollte, als sie zanken sich, die aber über die unbedeutendsten Dinge verhandeln. Das Wiehern der Rosse, das Blöcken der Schaafe, das Brüllen der Stiere, das Rasseln der Wagen, das Schmettern in den Werkstätten der Schmiede, Blechner und Zinngießer — jeder arbeitet bei offenen Thüren — Alles dieß macht einen unbeschreiblichen Lärm. Dazu ist noch zu rechnen das Brüllen der Elephanten, das Brummen der Kameele, hin und wieder auch das Gebrülle eines Leoparden oder Panthers — man begegnet häufig in den Straßen dergleichen Thieren, die gezähmt und zur Jagd abgerichtet sind — das ewige Tamtam und das unaufhörliche Flöten und Geigen, das einen reizbaren Menschen wirklich um den Verstand bringen könnte. Damit ist es nicht genug: Schwärme von Insekten aller Art summen vor den Buden der Garköche; der allverbreitete Speisengeruch, überhaupt die verpestete Atmosphäre einer so volkreichen Stadt — Alles dieß zusammen macht den Aufenthalt zu Delhi für den Fremden unerträglich.

Die Häuser sind gewöhnlich unregelmäßig gebaut, aber oft merkwürdig verziert. Tausendfarbige Vorhänge befinden sich an Fenstern und Thüren. Es ist Brauch, Zeuche aller Art, besonders vielfarbige Schärpen oben an den Häusern zu befestigen, und sie sehen so flaggenden Schiffen an einem Feste oder am Tage der Schlacht ähnlich. Es gehört Vorsicht und Gewandtheit dazu, um sich zu Pferde in die Straßen zu wagen. Jeden Augenblick muß man sich schreiend, stoßend, drückend durch die Menschenwogen arbeiten. Oft wird man an die Häuser gedrängt, damit schwer beladene Kameele passiren können, und sorgfältig muß man den begegnenden Elephanten ausweichen; denn das Pferd könnte scheuen, sich bäumen, und ist man kein guter Reiter, läuft man Gefahr, in einen der großen siedenden Kessel geworfen zu

werden, welche die Köche vor ihren Buden auf der Straße haben. Zuweilen erschrickt auch der Elephant vor dem Pferde, und sezt dann die ganze Straße in eine Verwirrung, die sich schwer beschreiben läßt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Scribe's Geldheirath.

Da dieß seit der Reise der Dlle. Mars nach England ihr erstes Wiederauftreten war, so hatte ihre Freude, ihr Entzücken dießmal einen doppelten Sinn; vielleicht hatte die schlaue Mars deßhalb absichtlich diese Rolle gewählt. Sie ist nun eine fünfzigjährige Frau; allein sie versteht die Kunst, sich so jugendlich anzukleiden, daß sie noch recht gut die Rollen junger Weiber spielen kann; zuweilen spielt sie sogar noch die Mädchenrollen; beim ersten Anblicke spricht dann freilich ihr Aeußeres wider sie; allein hat sie sich einmal hineingespielt, so vergißt der Zuschauer ihr Alter und läßt sich von ihrem Spiele hinreißen. Der Oberst oder Wechselagent ist entzückt und verlegen; sein Herz wendet sich ganz der ehemaligen Geliebten zu; allein sie hat kein Vermögen und er hat die eben angekaufte Stelle zu bezahlen; zwar will er den Kauf widerrufen, allein der Wechselagent will nicht einwilligen; auch hat sein Freund, der Spekulant, schon Geschäfte mit ihm eingeleitet, wobei viel zu gewinnen seyn wird. Zudem hat er Ursache, zu glauben, er sey nicht mehr geliebt. Es trifft sich nämlich, daß auch der Künstler zu dieser jungen Wittwe seit langer Zeit eine innige Zuneigung empfindet und sie als die Göttin seines Herzens verehrt. Um die Sache noch mehr zu verwickeln, hat der Dichter noch eine Intrigue erfunden, wodurch der Ruf der Frau vom Hause in die Klemme geräth; die junge Wittwe nimmt aber aus bloßer Großmuth die Sache auf sich und stellt sich dadurch in ein zweideutiges Licht. Dieß ist für den ehemaligen Geliebten ein Grund mehr, von ihr abzulassen und die reiche Heirath zu beschließen. Nun wendet sich das Blatt und der für arm gehaltenen Wittwe kommt aus dem Emigrirtenfonds, den man bekanntlich vor mehreren Jahren der Nation aufgebürdet hat und der zu einem der Hauptanklagepunkte gegen die ältern Bourbons geworden ist, eine beträchtliche Summe zu gute. Als sie erkennt, daß ihr ehemaliger Geliebter mehr von Ehrgeiz als von Liebe getrieben wird, richtet sich ihr Geist auf; sie will nun selbst von keiner Verbindung mehr hören, und ist sogar erbötig, dem Obersten mit ihrem Vermögen zu Hülfe zu kommen. In solchen Auftritten, wo das Weib edle Gefühle an den Tag legen kann, zeigt sich das dramatische Talent der Dlle. Mars in seiner Größe. Sie wendet sich halb und halb dem Künstler zu und der Oberst gibt der kleinen koketten Nichte seine Hand, mit der Gewißheit, daß er nun wenigstens ein glänzendes Haus wird machen können. Wie fern das eheliche Glück von diesem Brautpaare seyn werde, hat der Dichter deutlich genug angezeigt. Man hat es ihm vorgeworfen, daß er eigentlich keinen aus bloßer Geldgier heirathenden Mann dargestellt habe, sondern nur einen, welchen die Umstände verleiten, eine Geldheirath zu schließen, obschon sein Herz lieber eine Heirath aus Neigung hätte schließen mögen. Der Vorwurf ist nicht ungegründet. Wahrscheinlich aber hatte der Dichter gefürchtet, ein bloß geldgieriger Charakter möchte auf der Bühne zu gehässig erscheinen. Lieber hat er einen im Grunde guten, aber durch Umstände zu unbilligen Schritten verleiteten Weltmann schildern wollen, wie in der That die große Welt sie ziemlich häufig aufweist. Ein heiterer Ton, der Scribe'sche Wiz herrscht das ganze Stück hindurch und macht aus diesem Schauspiel ein wahres Lustspiel, obschon sehr pathetische Stellen darin vorkommen. Das ist eben Scribe's große Kunst, daß er die ernsthaftesten Gegenstände zu beleben versteht. Es thut wehe, daß man jezt in den Journalen ungerecht gegen ihn wird und ihn wie einen Dichter ohne Erfindungsgabe und Originalität behandelt. Seine Originalität besteht ja eben in dieser Kunst, gesellschaftliche Verhältnisse aller Art auf eine heitere Manier zu schildern. Nun hat er freilich so viel gedichtet und das Gymnase dramatique hat jahrelang seine Vaudevilles so häufig gespielt, daß es gar nicht zu verwundern ist, wenn das Publikum endlich derselben müde wird; nur sollte man deßhalb den Dichter nicht verkleinern. Ihm verdankt ja die neuere französische Bühne ihren größten Reichthum und Glanz. Ganz Europa wiederholt ja seine Operetten, seine Vaudevilles, seine Lustspiele.

(Der Beschluß folgt.)

Lausanne, September.

(Beschluß.)

Literarisches.

Gerade dasselbe wurde einem unserer würdigsten Männer, G. H. de Seigneux, mit Heftigkeit von vielen Seiten zugerufen, als er seinen Précis historique de la révolution du Canton de Vaud in zwei Theilen herausgab. Man kann ein edler Mensch seyn, die Fortschritte ächter Civilisation, deßgleichen die Ehre und wahre Freiheit seines Landes und Volkes wünschen, und doch über die Mittel dazu andere Ansichten haben, als die Mouvementsleute; man kann sogar Meinungen von aristokratischer Farbe aussprechen, da die große Streitfrage noch gar nicht entschieden ist, ohne die Acht und Oberacht der Andersdenkenden zu verdienen. Seigneux mag in seinem interessanten und für die Zeitgeschichte nicht unwichtigen Werke jene Farbe zu stark aufgetragen, ja sie sogar haben vorherrschen lassen, immer verlohnte es sich, schon der Gerechtigkeit wegen, der Mühe, auch den waadtländischen Aristokratismus reden zu lassen. Allerdings konnten dadurch manche Reputationen der neuesten Zeit einige Strahlen aus ihrem Heiligenscheine verlieren, was freilich sehr fatal ist. In einer geschichtlichen Darstellung, die vielleicht der dargestellten Zeit zu nahe steht und von dem Staub des eben erst zusammengestürzten Gebäudes leidet, in einem solchen Buch mußten Dinge und Verhältnisse aus den vergangenen Jahren wieder zur Sprache gebracht werden, die man lieber in Dunkelheit oder Vergessenheit hätte begraben sehen. Es mußten auch bei einem Geschichtswerke dieser Art manche faktische Irrthümer, Untreuen des Gedächtnisses und dergleichen mit unter laufen; darauf war aber der Verfasser gefaßt und erklärte sich zum Voraus bereit zu deren Berichtigung. Dennoch fielen aber manche Verlezten mit Heftigkeit und Leidenschaft über das Buch und seinen Verfasser her, und tadelten sogar diejenigen, die auf den Précis pränumerirt hatten, so daß ihre Sprache eben nicht für ihr Recht beweist. Nur in Einem hätte das Buch sehr unrecht, wenn es sich wirklich bemühte, ein nachtheiliges Licht auf die frühere politische Stellung und Haltung unsers würdigen Generals Laharpe zu werfen, worüber nach den mitgetheilten Aktenstücken so viel hervorgeht, daß nicht er, sondern die gerechten Klagen gegen Bern und später die französische Assemblée constituante die waadtländische Revolution von 1798 gemacht haben, und daß er später dem verblendeten, in alte Regierungsvorurtheile versunkenen Bern die würdigsten Rathschläge gab, wie es die Wiedergewinnung von Aarau und Waad versuchen sollte, ein Rath, der aber nicht befolgt wurde.

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 246.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. Oktober 1832.

Wenn auch der Glanz von ehedem erstorben,
Zerstückt ein Reich, das trozte tausend Jahren,
So ward dafür ein geistiges erworben,
Und immer schöner wird sich's offenbaren,
Und fehlt ein Kaiser dieses Reiches Throne,
So nimm von uns, die du verdienst, die Krone!

Platen.

Goethe's Tod.

(Fortsetzung.)

Eine wirklich neue Aera begann, als ein weiser Mann mit Klarheit des Blickes und Größe der Seele in die Welt kam, um unter neuen Hindernissen das alte, hohe Unternehmen: ein Leben der Weisheit, abermals auszuführen. Ein solcher Mann wurde durch die Bestimmung des Himmels in der That ein Erlöser der Zeit. Und hatte er nicht den Fluch der Zeit zu ertragen? Er mußte den Kelch ihrer Zweifelsucht, ihrer Bitterkeit, ihrer Falschheit und tausendfältiger Widersprüche trinken, bis es seinem Herzen fast zu viel war; doch er drückte dieß alles hinunter, er hob sich siegend darüber empor und zeigte mannigfaltig durch Wort und That andern, die nach ihm kommen, wie sie das Gleiche thun müssen. Ihm die Ehre, der zuerst durch das Unwegsame eine Bahn bricht! Dieses ist die Aufgabe jedes großen Mannes, ja jedes guten Mannes in der einen oder der andern Sphäre, denn Güte ist Größe. Und der gute Mensch, hoch oder geringe, ist immer ein Märtyrer, ein geistiger Held, der für unsere Befreiung sich in den Schlund wagt. Der Schlund, in welchen Goethe sich wagte, den er besänftigte und wohnlich machte, war der größte und gefährlichste von allen: „denn das ganze zerrüttete Daseyn des jetzigen Menschen ist eine Zeit des Unglaubens.“ Wer mit ernster Seele bemüht ist, in diesem tollen Element weise zu leben, wird vielleicht nur zu gut wissen, was dieß für ein Unternehmen war, und er wird für den Erwählten unserer Zeit, der jenes Element besiegte, eine desto größere Ehrfurcht empfinden, und eine Dankbarkeit, wie keinem andern gebührt.

In wie fern nun es ihm gelang, durch welche Mittel, durch welche Ausdauer, durch welche Leistungen, wird zu seiner Zeit näher geschätzt werden; die Data liegen nun vor uns. Jene Bände, genannt Goethe's Werke, werden keine weitere Vermehrung und Aenderung erfahren; die Urkunde seines ganzen geistigen Bestrebens liegt hier niedergeschrieben, und es ist nichts zu wünschen, als Menschen, die fähig sind, sie recht zu lesen. Eine köstliche Urkunde, worin derjenige, welcher sich selbst und seine Umgebung zu verstehen wünscht, und der aus der Finsterniß zum Licht, diesem Einen, welches noth, sich empor zu arbeiten bemüht ist, lange dankbar studiren wird! Denn die ganze chaotische Zeit, was sie erlitten, erreicht und wonach sie gestrebt hat, steht hier gebildet, erklärt und zu poetischer Klarheit veredelt. Von Werthers leidenschaftlicher Sehnsucht und Klage, wie aus dem Herzen von ganz Europa gesprochen, aufwärts durch die wilde, überirdische Melodie des Faust, dem Geistergesang fallender Welten ähnlich, bis zu der heiterlächelnden Weisheit von Meisters Lehrjahren und dem deutschen Hafis, welche Abstände! und alle durch eine ätherische Musik, wie von unbekannten Sphären, harmonisch verbunden! Die Abstände sind groß und weit umfassend, denn dieser

Mann war universell. Geschichte, Wissenschaft, Kunst, menschliche Thätigkeit in jeder Hinsicht, die Gesetze des Lichts in seiner Farbenlehre, die Gesetze des wilden italienischen Lebens in seinem Benvenuto Cellini, nichts entging ihm, nichts seinem Nachforschen, seiner Einsicht. Betrachte man zugleich die Aechtheit von allem, was er that, die herzliche Gesundheit seines Ausdruckes, die Einfachheit, verbunden mit dem Erhabenen, dem Edlen und der himmlischen Anmuth; reine Werke der Kunst, mit griechischer Vollendung in der Ausführung, wie Torquato Tasso und Iphigenie; Sprüche, Xenien, in deren heimlicher Tiefe oft Materialien für ganze Bände liegen, wie patriarchalische Sagen, die, seit die heiligen Schriften der Israeliten geschlossen sind, wir mit nichts anderem zu vergleichen wissen.

Alles dieses gehörig zu erwägen und zu schätzen, dazu ist, wie gesagt, die Zeit noch nicht gekommen; das künftige Jahrhundert wird dazu fähiger seyn. Wer in solche Werke am tiefsten eindringt, wird ihre Bedeutung am größesten finden, und er wird zugleich am willigsten bereit seyn, anzuerkennen, daß sie über seine Fassung hinausragen. Möge der Leser erst gesehen haben, ehe er versuchen wolle, zu übersehen. Ein kurzsichtiger Leser indeß würde der seyn, der hier nicht die authentischen Grundlagen derselbigen neuen Aera entdeckte, von der wir so oft eine falsche Botschaft hatten. Wunderbar liegen hier Trümmer und in Staub zerfallener Plunder alter Dinge, Einrichtungen, Religionen und vergessener Adel, wiederbelebt durch den lebendigen Hauch des Genies, in neuem Zusammenhang und ursprünglicher Einheit, indem der Geist der Kunst schöpferisch in der Masse wirkte. Das Chaos, in welches die Vergangenheit durch das achtzehnte Jahrhundert mit seinen wilden Kriegen von Heuchlern und Ungläubigen gebracht worden, wird hier von neuem eine Welt. Dieses, das Höchste, was von geschriebenen Büchern gesagt werden kann, muß von diesen gesagt werden; es ist in ihnen eine neue Zeit, die Verkündigung und der Anfang einer neuen. Der Grundstein eines neuen, geselligen Gebändes ist darin für die Menschheit gelegt worden, fast, wie früher, auf dem Felsen der Natur; auch sehen wir darin weit sich ausdehnende Spuren eines Grundplanes, den künftige Jahrhunderte erweitern, verbessern und verwirklichen mögen. Diese Aussprüche werden Einigen wunderlich erscheinen, dennoch sind sie nicht leere Uebertreibungen, sondern in ihrer Art Ausdrücke eines Glaubens, der nicht von gestern ist; vielleicht wenn Goethe erst noch von einer andern Generation gelesen und bedacht worden, wird man wissen, was hier gemeint ist.

(Der Beschluß folgt.)

Orientalische Jagdscenen.

Die Tiegerjagd.

Lord Combermere und neun Offiziere, worunter auch ich — so erzählt Kapitän Mundy in seinen indischen Skizzen — sämmtlich auf Elephanten und begleitet von zwanzig Indiern, welche zwanzig andere, mit Vorräthen aller Art beladene Elephanten ritten, brachen in das Land Donab zwischen dem Ganges und der Jumna auf. Alsbald begannen die Indier zu streifen und auch wir machten uns tiefer in dieses feuchte, morastige Land hinein, wo man bei jedem Schritt auf Gerippe von Büffeln und andern Säugethieren stößt, welche der Durst hiehergetrieben und die von den Tiegern angefallen und zerrissen worden.

Das Land war nicht sehr uneben, der Bäume waren nicht viele, ein üppiger Rasen und Gebüsch bedeckte den Boden: Alles ließ sich trefflich zur Jagd an; da man sich indessen für jetzt noch auf kein furchtbares Wild gefaßt machte, so stiegen ich und ein Offizier ab und schossen einen der Trappe ähnlichen Vogel. Ganz kurze Zeit darauf bemerkten wir, daß so eben noch sich zwei Tieger kaum hundert Schritte davon befunden haben mußten; wir rückten indessen, die Elephanten in Einer Linie, vor, ohne auf etwas zu stoßen, da wurde auf einmal das Thier, das ich ritt, sehr unruhig, hob den Rüßel auf und ließ daraus mehrmals ein langes dumpfes Gebrülle hören. Der Mahout (Führer) versicherte, es sey dieß ein untrügliches Zeichen, daß sich ein Tieger zwischen uns und dem Wind befinde.

Wir bemerken hier episodisch, daß der Elephant dreierlei verschiedene Töne von sich gibt. Der erste ist hell, durchdringend, dem Schall der Trompete nicht unähnlich; er kommt nur aus dem Rüßel und ist ein Zeichen von Wohlbehagen und guter Laune. Der zweite ist ein klägliches Grunzen und bedeutet Hunger; zuweilen auch verkündet das Thier damit seinem Trupp, daß es eine reiche Weide entdeckt hat. Der dritte Laut ist schütternd, voll, wie das Brüllen des Löwen; dieß ist das Kriegsgeschrei; man hört ihn, wenn der Elephant angreifen, aber auch, wenn er den Seinigen eine Gefahr zu wissen thun und sie zu Hülfe rufen will.

Kaum hatte also mein Elephant jenes Signal von sich gegeben, so wurde mit der furchtbaren Linie von dreißig Elephanten sogleich in der Richtung, wo der Wind herkam, vorgerückt. Kaum hatten wir dreihundert Schritte zurückgelegt, als aus einem Moorbruch der Jägerruf: Tavau, Tavau! lustig an unser Ohr schlug, und zu gleicher Zeit that uns ein Schuß, der fiel, die Gegenwart eines unserer furchtbaren Feinde kund. Alsbald erscholl ein lautes, furchtbares Gebrülle und ein ungeheurer Tieger warf sich in blinder Wuth der Elephan-

tenlinie entgegen. Nun kam ein lustiger Auftritt, so sehr wir uns natürlich im Augenblick darüber ärgerten: alle Elephanten, das ungewöhnlich große und starke Thier, das Lord Combermere ritt, ausgenommen, entsetzten sich vor dem Tieger und liefen davon, obgleich die Mahouts, erbost über ihre Feigheit, tüchtig auf sie losprügelten. Einen Elephanten, der sich nicht schnell genug davonmachte, erreichte der Tieger und zerfleischte ihm ein Hinterbein; ein anderer hatte noch mehr bange als seine Kameraden und rannte so schnell davon, daß er sich, obgleich das Terrain ziemlich eben war, bald aus unsern Augen verlor. Indessen wandte sich der Tieger mit blutrother, weit heraushängender Zunge gegen Lord Combermeres muthigen Elephanten um, aber der Schuß, den wir Anfangs gehört, hatte ihn tödtlich getroffen, und beim dritten Sprung versagte ihm die Kraft und er fiel in das hohe Gras nieder. Mein Elephant war einer der ersten, der wieder auf's Schlachtfeld umkehrte, und als ich an Lord Combermeres Seite ankam, dessen muthiges Thier immer dastand wie ein Fels, war Se. Herrlichkeit hors de combat; er hatte bereits Feuer gegeben und nicht wieder laden können. Ich reichte ihm eine Doppelflinte und wir schossen zugleich auf den Tieger, der gräßlich brüllte und sich zu neuem Kampfe aufrichtete. Er stürzte wieder, aber es brauchte noch mehrere Schüsse, um ihm vollends den Garaus zu machen. Nun ließen wir unser Hurrah ertönen und der Tieger ward auf einen Elephanten geladen. Da Lord Combermere mehrere Minuten lang dem furchtbaren Thier allein gegenüber gestanden hatte, so wurde ihm die Beute von Rechts wegen zuerkannt.

Man lud die Flinten wieder, die Elephantenlinie sezte sich von Neuem in Bewegung, und nun ging es in Brüche voll stinkender Wasserpflanzen hinein. Nicht lange, so sahen wir in der Entfernung von etwa 120 Schritten sich das Gras leise bewegen, und gleich darauf hob ein sehr großer Tieger Kopf und Schultern über das Buschwerk, als wollte er den anrückenden Feind beobachten. Tapau! Tapau! erscholl es wieder auf der ganzen Linie, man rückte rasch vor und sah bald darauf zwei Tieger sich langsam davonschleichen. Man schickte ihnen mehrere Schüsse nach; der größte wurde getroffen, wandte sich sogleich wüthend, mit gräßlichem Gebrülle um und stürzte sich, mit dem Schweife um sich schlagend, in langen Sätzen uns entgegen. Dießmal aber wurde unsere furchtbare Elephantenlinie nicht gebrochen; der Tieger hielt schon an und eilte dann schnell zurück, dem tiefern Sumpfboden zu. Wir sezten ihm alle nach. Nur wer einen sehr gewandten Elephanten hatte, konnte dießmal an der Jagd Theil nehmen, und als sich das Thier endlich wieder gegen seine Verfolger umwandte, waren nur unserer drei ihm gegenüber. Als sich der Tieger eben auf meinen Elephanten stürzen wollte, erhielt er einen Schuß in das Schulterblatt. Zwei andere Schüsse brachten ihn vollends zu Boden und bald darauf verschied das muthige Thier, nachdem es noch einmal versucht, sich aufzuraffen. Der Tieger war außerordentlich groß; er maaß nicht weniger als acht Fuß. Ganz nahe an der Stelle, wo er aufgejagt worden war, fanden wir die Reste eines vor Kurzem erst zerrissenen Büffels.

Indessen hatte einer der Jäger den zweiten Tieger nicht aus dem Auge verloren. Wir streiften um den Ort, wohin er sich geflüchtet haben mußte; es war dieß ein sumpfiges Stück Land, bedeckt mit abgestorbenen Bäumen, Schlinggewächsen, Flechten und Schwämmen. Bereits hatten wir es zweimal umritten, und nachdem wir das dichte Buschwerk, um das Thier herauszujagen, in Brand gesteckt, wollten wir schon die Jagd aufgeben, denn der Tag neigte sich; da stieß auf einmal einer der Elephanten, die am weitesten zurück waren, ein klägliches Geschrei aus, stürzte sich mitten unter uns, und da sahen wir, daß der Tieger ihm von hinten auf das Kreuz gesprungen war und ihn wüthend zerfleischte. Der Jäger, der auf dem Elephanten ritt, schwebte in der höchsten Gefahr; der Elephant gab sich die äußerste Mühe, sich seines Feindes zu entledigen, und der Jäger konnte von seiner Büchse keinen Gebrauch machen, weil er leicht den unglücklichen Coulie (Diener des Mahout) hätte treffen können, der natürlich starr war vor Entsetzen, denn er befand sich hinter dem Howdah,*) einen halben Schuh vom Rachen des Tiegers. Wir eilten unserem Kameraden zu Hülfe und hatten bald den Tieger erlegt, der aber erst, nachdem er acht Kugeln im Leibe hatte, losließ. Der Elephant starb nach zehn Tagen; wahrscheinlich aber waren weniger die Bisse des Tiegers, als die Schüsse daran Schuld, welche er von den Jägern in ihrem Eifer, ihn von seinem furchtbaren Feind zu befreien, bekommen hatte.

So hatten wir denn in wenigen Stunden drei Tieger aufgejagt und erlegt, und dieß ist ein für die jetzige Zeit seltenes Jagdglück; denn der Mensch dringt in dieser Wildniß vor, mit ihm allgemach auch die Kultur, und die Engländer, welche überall leidenschaftliche Jäger sind, haben die Tieger, welche sonst im ruhigen Besitz dieser Wüsteneien waren, beinahe ausgerottet. Abends rückten vier Jäger, welche in einem andern Strich gejagt hatten, gleichfalls in's Lager ein; sie waren vier Tage ausgewesen und hatten nur Einen, aber auffallend großen Tieger getroffen. Er warf sich einem Elephanten an den Kopf, und hatte ihn mit den Nägeln und den Zäh-

*) So heißt der lehnstuhlförmige Sitz, der auf dem Rücken des Elephanten befestigt ist.

nen schon tüchtig bearbeitet, als ihn die Jäger endlich erlegten. Ein Angriff der Art ist bei den Herrn vom Handwerk vorzüglich beliebt und gilt für die gefährlichste Sache bei der Tiegerjagd.

Der Löwe ist heutzutage noch seltener in Indien als der Tieger. Sonst gab es ihrer in den Wildnissen von Pewur genug; jezt aber ist das Geschlecht des Königs der Thiere fast ausgerottet, und zwar absichtlich; die Regierung bezahlt den Indiern für jedes dieser furchtbaren Thiere Schußgeld. Nach der Aussage versuchter Jäger geht nichts über die Löwenjagd und es kann keinen edleren Zeitvertreib geben. Der Löwe greift seinen Feind entschiedener, unerschrockener an als der Tieger, sey es nun, weil er wirklich das edle, stolze Thier ist, für das er lange galt, oder weil der Boden, auf dem er sich gewöhnlich aufhält, den Rückzug nicht so begünstigt, wie die Fluß- und Seeufer, an denen der Tieger wohnt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beschluß.)

Les jeux de l'amour et du hazard von Marivaux.

Nach der „Geldheirath" von Scribe nahm sich das alte Marivaux'sche Lustspiel: les jeux de l'amour et du hazard, sonderbar aus. Marivaux war der Scribe seines Zeitalters; auch er hatte zu seiner Zeit einen Ruf als wiziger und geistreicher Dramatiker; auch ihn feierte man als einen glücklichen Neuerer auf der Bühne. Heutzutage scheinen diese Stücke ziemlich veraltet, und die Kritik hat sein wiziges Gerede mit dem Spottnamen Marivaudage belegt. In dem eben erwähnten Lustspiele im alten Geschmacke ist die Handlung diese: Ein Vater ist mit einem Freunde in der Ferne übereingekommen, daß dessen Sohn seine Tochter heirathen solle. Dieß wird der Tochter angekündigt. Diese hat den lustigen Einfall, den erwarteten Bräutigam auf die Probe zu stellen und ihrer Zofe Stelle einzunehmen, indeß die Zofe für die Tochter des Hauses gelten solle. Sie weiß aber nicht, daß der Bräutigam seinerseits einen ähnlichen Spaß verabredet hat, wovon der Vater den andern Alten durch einen Brief benachrichtigt. Der Bräutigam erscheint nämlich als der Bediente und der ziemlich unverschämte, tölpelhafte Bediente in der Kleidung des Herrn. Beide langen an; der vermeinte Bediente hält sich an die vermeinte Zofe und der vermeinte Herr an die vermeinte Tochter vom Hause. Der Alte lacht in's Fäustchen über den Wirrwarr, der aus dieser doppelten Vermummung und aus den sich durchkreuzenden Irrthümern entstehen muß. In der That nimmt sich das Spiel des Bedienten mit der Zofe, die sich beide für die Herrschaften ausgeben, sehr possierlich aus. Nicht so das andere Spiel, welches der Tochter vom Hause sehr unbehaglich vorkommt, besonders da sich Vater und Bruder über das Verlieben des vermeintlichen Bedienten in sie lustig machen. Hier spielt Dlle. Mars das Mädchen vom Hause, und zwar vortrefflich; Anfangs munter und an Geist mit dem Fremden wetteifernd, dann aber, als dieser weiter geht, empfindlich werdend und ihre Würde wieder annehmend. Der vermeinte Bediente gibt sich zulezt zu erkennen; sie aber gibt sich noch eine Zeitlang für die Zofe aus, bis der Bräutigam ihr auch als solcher eine förmliche Liebeserklärung macht und also beweist, daß er alle Standesrücksichten bei Seite sezt und sie auch als Zofe zu heirathen Willens ist, was zu Marivaux's Zeiten gewaltig viel sagen wollte. Wird dieses Stück gut gespielt, wie es dießmal der Fall war, so erscheint es sehr lustig und gefällt nach einem ernsthafteren Stücke sehr. Labarpe, welcher zuweilen zur Unzeit strenge in seinen literarischen Kritiken ist, behauptet, die Liebe der Tochter vom Hause zu dem vermeintlichen Bedienten sey etwas Unmoralisches, eine wahre Indezenz; allein wenn man den moralischen Maaßstab an die Theaterstücke legen wollte, wie wenige würden bestehen können! Ein moralisches Theater soll noch kommen; alsdann aber würde man, um einen vollen Saal zu bekommen, wohl thun, die Zuschauer zu bezahlen, anstatt auf ihr Geld zu harren. Cosi e fatto il mondo.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 210:

Gewohnheit.

Räthsel.

Kennst du die Wandrer durch die Zeiten
In langsam wechselnder Gestalt,
Die nimmer ruhn, stets weiter schreiten,
Die Töne magischer Gewalt?
Die ersten Gaben, die das Leben
Uns schenkt, sobald es uns umschließt,
In die wir unser Selbst verweben,
Womit die Liebe dich begrüßt?

Aus dieser Wandrer heil'ger Reihe
Wählt sich den Liebling jede Brust,
Und still, in wundersamer Treue,
Bewahrt sie ihn, wie Schmerz und Lust.
Durch Blumenauen, durch Gefahren,
Durch Licht und Nacht, durch Schmach und Ruhm,
Wie einst Anchisen seine Laren,
Folgt er dir nach, ein Heiligthum.

Mit ewiger Verklärung Schimmer
Wirst manche du umgeben sehn;
Dann können sie versunkne Trümmer
Zum herrlichsten Pallast erhöhn.
Sie bleiben stets an deiner Seite,
Oft schwört sie das Verbrechen ab;
Doch selbst nach ausgekämpftem Streite
Umschweben sie des Edeln Grab.

A. v. Maltiz.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 247.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 15. Oktober 1832.

Es scheint ein langes, ew'ges Ach zu wohnen
In diesen Lüften, die sich leise regen.

Platen.

Neapolitanische Briefe.

Im September 1832.

Eben komme ich von einem Schauspiele, das jezt in diesem Lande so häufig ist, als es sonst selten war. Ja, unser neuer König ist im Punkte der Soldateska ein wahrer Karl XII. Er zieht wöchentlich ein oder zweimal mit seinen Soldaten nach dem Campo di Marte, im Herbst aber in die Ebenen bei Salerno und Sessa in's Feld und führt Krieg. Da treibt er sich im Felde mit den Soldaten herum, und läßt sich's in Wind und Wetter sauer werden und schläft auf Stroh. Das Militär wünscht ihm dafür, daß er es zu seiner Passion erhoben hat, das Podagra an den Hals und sehnt sich in die friedfertigen Zeiten des frommen Franzesko zurück, wo man alle Jahre am Feste von Piedegrotta seine Uniform ausklopfte und seine Frau auf zwei oder drei Tage verließ! Ach, die schöne Zeit ist hin! jezt sind die Regimenter in fortwährender Hin- und Herbewegung, und da die meisten neapolitanischen Offiziere und Unteroffiziere verheirathet sind, so entsteht eine gothische Völkerwanderung bei jedem größern Manöver. Unter diesen Umständen ist die Kriegslust eben nicht sehr groß; ein allgemeiner Jammer bricht in den Bezirken aus, wo gelost werden soll, und das halbe Dorf läuft weinend den unglücklichen Treffern nach, als wenn sie eben auf eine Völkerschlachtbank geführt würden. Ja, ich habe in Spitälern viele Soldaten gesehen, die sich mit Kalk das Angenlicht geblendet, um untauglich zu werden, andere Verstümmlungen gar nicht gerechnet, und dieß mitten im Frieden. Wenn man weiß, daß die Bevölkerung des Landes leicht um's Doppelte stärker seyn könnte, so muß man gestehen, daß bei diesen Aushebungen der Landbau eben nicht gewinnen kann. Eine wohlorganisirte Armee wäre übrigens in einem monarchischen Staate nicht zu verachten, besonders wenn man sie nöthig hätte; nun aber fehlt diesen Regimentern gerade, was sie zu einer Armee verbinden könnte, das Ingenieurwesen.

Das kriegerische Heldenfeuer hat auf eine komische Weise auch über das Militär hinaus um sich gegriffen. Man hatte bemerkt, daß der Fürst selten das große Operntheater besuchte; da er einmal keinen Sinn für Musik hat, so suchte man seine Aufmerksamkeit auf eine andere Weise zu fesseln: man fing an, fortwährend kriegerische Ballette aufzuführen. Uniformen aller Farben und Waffen ziehen da halbe Stunden lang mit Trommelschlag und Trommetenschmettern über die Bretter, die Reiterei macht die tollsten Manöver, Getümmel aller Art, die Pferde werden wild, die Tänzer ergreifen die Flucht u. s. w. Die List gelang, der König kam! Thatsachen der Art sind meiner Meinung nach sehr charakterisirend und dürfen in einem Charaktergemälde Neapels nicht fehlen. Man hat so viel geklagt über die Schwäche Fer-

dinands I., die zur eisernen Ruthe in seiner Frau Hand ward, über die Frömmigkeit seines Sohnes Franz, die ihn irdische Eide einer himmlischen Casuistik unterwerfen ließ, über beider Verschwendung; aber man muß denn doch auch anerkennen, daß beide, wenn auch nur aus Etiquette, die Kunst unterstützten; Beweise dafür sind San-Carlo, die königl. Kapelle, Jahrgelder für Künstler ꝛc. Die Kunst verblieb den Neapolitanern noch eine Gottheit, die sie über ihre traurige Wirklichkeit erhob und mit der Menschlichkeit, wenn nicht mit dem Bürgerthum, aussöhnte; nun aber wird sie als ein Luxusartikel betrachtet, den man in der neuen Ersparnißliste streichen kann. Es ist eine solche Trockenheit am Kunsthimmel eingetreten, daß die herrlichsten Genies verdorren; selbst das Auswandern aus dem Lande ist erschwert, und Talente, die in jeder Stadt Europas glänzen würden, müssen sich hier um den Bissen Brod abmühen, mit dem sie ihr dunkles Loos verlängern.

Ich habe hier an den Schleier, der das Elend dieses Volkes vor den andern Völkern größtentheils verdeckt, nur leise gerührt, und habe jezt nicht Lust, ihn weiter zu lüften; nur darüber möchte ich noch meinem Unmuthe Luft machen, daß man sich in der Welt daran gewöhnt zu haben scheint, die Versunkenheit dieses Volks, als ein starres Faktum, mit gleichgültigem Auge anzusehen, daß man es immer leichtsinnig und ohne Untersuchung anklagt, daß man sich nie um Entschuldigungen für dasselbe bemüht, daß man niemals von seinen Tugenden spricht, unter denen besonders jene haushälterische Nüchternheit vielleicht jedem Volke des Erdbodens zum Vorbilde aufgestellt werden könnte. Man wirft den Neapolitanern vor, sie haben keinen Muth. Wäre der Muth eine angeborne Eigenschaft, gegründet in Verhältnissen des Klimas, der Lebensart, der organischen Konstitution, so hätte man keine Entschuldigung nöthig; man würde noch nebenbei finden, daß man in diesem schönen Lande das Leben wünschenswerther findet als anderswo, und Muth ohne Todesverachtung ist Prahlerei. Beweis dafür ist, daß unter den vielen Engländern, die hier wohnen, sich nie einer um's Leben bringt, und kein Gegenbeweis, daß sich die Schweizersoldaten zu Dutzenden expediren, indem hier bekannte innere Krankheitsgründe Veranlassung werden. Aber wir wissen ja, daß Völker aller Zonen, und die Neapolitaner selbst, die glänzendsten Beispiele von Muth gegeben haben; wir müssen also einen moralischen Grund suchen, und finden ihn in der Volkserziehung. Je nachdem durch glückliche oder unglückliche Einwirkung derselben irgend ein Trieb, ein Vorurtheil, eine Ansicht sich eines Volkes, wie eines einzelnen Menschen, bemeistert hat, beherrscht dieser Einfluß alle Kräfte des Ganzen und erzeugt in Fällen von Reaktion jene gesteigerten Stimmungen, in denen das Gleichgewicht der Masse gestört wird und jener fixe Wahnsinn, jene glühende Begeisterung eintritt, welche fanatische Ungeheuer, heroische Märtyrer, vaterländische Aufopferungen hervorbringen, die wir alle mit dem Stempel des Muthes bezeichnen, obgleich wir ihre Folgen beklagen oder besingen, ihre Quelle verfluchen oder segnen. Greife du dem hiesigen Volke an seine Bundeslade, so kämpft es wie irgend ein Volk für seine heiligsten Güter. Man wirft dem Neapolitaner den Geldgeiz, mit seinen traurigen Folgen, der Betrügerei, der Feilheit vor, ein hier tief wurzelndes Laster; aber im Schiffbruche greift jeder nach dem Balken, der ihn retten kann. Dem Eingebornen ist im moralischen Schiffbruche der Nation kein rettender Balken übrig geblieben, als das Geld, dieses einzige Mittel, Leben, Unabhängigkeit, Muße, Genie zu retten; die Hoffnungen der Religion selbst, die süßen Illusionen geistlicher Tröstungen erkauft er sich damit! Alle Götter im Himmel dieses Volks sind untergegangen; politischer Ehrgeiz, Glanz der Kunst, Ruhm der Wissenschaft, kurz, alle öffentlichen Sterne, die den Blick nach oben ziehen, sind an seinem Horizonte hinabgeglitten; die Scholle allein, an der es gekettet liegt, ist ihm geblieben; daraus erschafft es sich seinen metallnen Gott.

(Die Fortsetzung folgt.)

Goethe's Tod.

(Beschluß.)

Köstlich ist das neue Licht der Erkenntniß, das unser Lehrer für uns erobert, doch klein im Verhältniß zu dem neuen Licht der Liebe, welches wir gleichfalls durch ihn gewinnen. Der wichtigste Theil der Werke irgend eines Mannes ist das Leben, das er vollendet hat. Unter der geistigen Verbindung von Menschen zu Menschen, durch Lehre wirkend, liegt eine heiligere Verbinbindung der Liebe, wirkend durch Beispiel, deren Einfluß, geheim, tiefgreifend, allumfassend, noch weniger bestritten werden kann. Denn Liebe ist immer der Anfang der Erkenntniß, wie es das Feuer vom Lichte ist, und wirkt also mehr in der Art des Feuers. Daß Goethe ein großer Lehrer der Menschen war, sagt zugleich, daß er ein guter Mensch war, daß er selbst gelernt und in der Schule der Erfahrung gekämpft und gesiegt hatte. Zu wie vielen Herzen, die halb gebrochen in dem dumpfen Kerker des Unglaubens schmachteten, ist nicht die Versicherung, daß solch ein Mann da war, ja, daß solch ein Mann noch möglich war, wie eine Verkündigung großer Freude gekommen! Derjenige, der Klarheit mit Verehrung vereinigen will, um das Falsche zu verläugnen und zu bekämpfen, zugleich aber das Wahre

zu glauben und anzubeten; derjenige ferner, der unter wüthenden Partheien, die, eingenommen für das durchaus Richtige, oder was blos Bestand für einen Tag hat, mit stürmischer Wuth ein zerrüttetes, seinem Ende nahes geselliges System hin- und herzerren, der, sag' ich, zwischen solchen Partheien eingeklemmt, sich frei machen und auf die Füße des Wahren stellen und, für die Welt und in der Welt wirkend, sich von der Welt rein erhalten will — der schaue hieher. Dieser Mann, können wir sagen, wurde moralisch groß, indem er zu seiner Zeit das war, was in irgend einem frühern Jahrhundert viele hätten seyn können: ein reiner Mensch. Seine große Vortrefflichkeit war die, daß er rein war. Wie seine vorzüglichste Fähigkeit, der Grund aller übrigen, in Verstand, Tiefe und Kraft des Blickes bestand, so war seine vorzüglichste Tugend: Gerechtigkeit, und der Muth, gerecht zu seyn. Wir bewundern in ihm die Stärke eines Riesen, doch eine Stärke, die sich zur sanftesten Milde veredelt hatte, gleich jener stillen, felsenverbundenen Kraft einer Welt, an deren auf Diamant ruhender Brust Blumen wachsen. Das sanfteste Herz war zugleich das biederste, furchtlos, unermüdet, friedlich, unüberwindlich. Ein ganzer Mann! Die zarte Reizbarkeit und den wilden Enthusiasmus einer Mignon sehen wir neben dem weitverachtenden Spott eines Mephistopheles, und jede Seite des mannigfaltigen Lebens erhält durch ihn ihre gehörige Darstellung.

Goethe pries Schiller glücklich, daß er jung starb, in der vollen Kraft seiner Tage, so daß wir ihn uns immer als Jüngling denken könnten. Ihm selbst wurde ein anderes, höheres Loos bestimmt. Ihm war geworden, durch alle Wechsel eines menschlichen Lebens bis zur äußersten Grenze zu gehen, und durch alle edel. In seiner Jugend können alle Lockungen des Glückes, eines ununterbrochenen Wohlstandes, ihn nicht verderben, so daß ein weiser Beobachter bemerken muß: „daß blos ein Goethe bei der Sonne irdischer Glückseligkeit seine Phönixflügel unversengt erhalten könne."

Durch das männliche Alter, in den mannigfaltigsten Bezügen als Dichter, Hofmann, Politiker, bald praktischen Geschäften, bald einer reinen Spekulation hingegeben, in der Mitte von Revolutionen und Gegenrevolutionen, äußern und innern, mit einer Welt, die laut für ihn, wie mit einer Welt, die laut und heimlich gegen ihn war, in allen diesen Epochen und Zuständen sehen wir ihn immer in steter Ruhe seinen Weg gehen. Das Alter selbst, das finster und schwach genannt wird, sollte durch ihn lieblich werden. Wer hat ihn in den lezten Jahren gesehen, ehrwürdig, wie er sowohl in sich selbst, als durch die Achtung einer ganzen Welt war, immer klarer und reiner, und hat nicht den Wunsch gehabt, ein Alter zu erleben, wie das seinige? Und war er nicht auch noch am Ende ein Liebling der Götter, die einer so glänzenden Laufbahn den würdigsten Beschluß gaben?

Er schläft nun an der Seite seines Schiller und seines Karl August; denn der große Fürst hatte es so gewollt, daß zwischen diesen beiden seine eigene lezte Ruhestätte seyn sollte. Im Leben waren sie vereinigt, wie sie nun im Tode nicht getrennt sind. Der unermüdete Arbeiter schläft nun von einem langen Tagewerk aus, dessen Früchte uns geblieben sind, um fort und fort zu wachsen und zu reifen. Seine irdischen Lebensjahre sind gezählt und abgeschlossen, aber seiner Thatkraft, deren Wurzeln im Ewigen standen, ist kein Ende. Alles, was wir unter der höhern Literatur Deutschlands verstehen, welches zugleich die höhere Literatur von Europa ist, versammelt sich schon um diesen Mann als ihren Schöpfer. Und wer ist, der von diesem großen Wesen, das geheimnißvoll einer Welt aufging, die ihn nicht erwartete, die Bedeutung und weitreichenden Einflüsse zu messen vermöchte? Die Literatur von Europa wird einst nicht mehr seyn; Europa und die ganze Erde wird aufhören; dieses kleine Schiff mit seiner lärmenden Mannschaft wird einst verschwunden seyn gleich einem Wölkchen am weit ausgedehnten Azur des Himmels. Was denn ist ein Mensch? Was denn ist irgend ein Mensch? Er dauert eine Stunde und ist leichter zerdrückt, wie ein Wurm. Doch in dem Daseyn und Wirken eines treuen Menschen liegt etwas, das nicht diesem wilden Todeselement der Zeit angehört, sondern das über die Zeit triumphirt und noch seyn wird, wenn keine Zeit mehr ist.

Und nun laßt uns in die Welt zurückkehren und uns von diesem frischen Grabe abwenden. Dort liegt der Mann, den wir lieben, doch sein Geist lebt in uns mit einem wahrhaften Leben. Möchte ein Jeder angeloben, mit der Treue sein kleines Werk auszuführen, mit welcher der Abgeschiedene sein großes that, nicht für einen Tag, sondern für die Ewigkeit, und möchte ein Jeder leben, wie er es rieth und gebot: nicht bequemlich im Halben und Scheinenden, sondern resolut im Ganzen, Guten und Wahren.

Zum Abschied.

So hast du selbst dein Bild zerschlagen,
Das ich im Herzen dir erbaut,
Und das, verklärt von schönen Tagen,
Ich lang mit Andacht angeschaut.

Still, wie der Mond die dunkeln Fluthen,
So helltest du mein Innres aus;
Dort loderten dir reine Gluthen,
Wie's ew'ge Licht im Gotteshaus.

Da fährt, verhüllt in Wetterschwärzen,
Herab die Göttin zorneswild,
Der Sturm verlöscht die heil'gen Kerzen,
Zerstückt, zerschmettert liegt ihr Bild.

So mag es denn zum Kirchhof wandern,
— Was soll der Schutt im Tempel thun?—
Und als ein Trümmer bei den andern
Zerstörten Liebsgestalten ruhn.

Dort mag es unter Regengüssen
Verwitternd sich mit Moos umzieh'n,
Und einsam zwischen seinen Rissen
Der Distel traurige Blume blüh'n.

W. Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, Oktober.

Kampf der Straßburger für's deutsche Theater. Kunstverein.

Die Geschichte des deutschen Theaters, wovon ich Ihnen in meinem lezten Schreiben gemeldet habe, ist seitdem eine ernste Sache geworden; unsere ganze Bürgerschaft nimmt Theil daran. Eine französische und eine deutsche Broschüre nehmen die deutsche Theatergesellschaft gegen den Präfekten in Schuz und begehren nicht nur für dieselbe Gerechtigkeit, sondern fordern auch noch mit Wärme von der obern Behörde ein stehendes deutsches Theater in Straßburg, wie deren französische in Deutschland, deutsche, italienische und englische in Paris und andern Städten Frankreichs sind. Und daß die Sache nicht aus einem Geiste des Widerstands, oder gar aus politischen Gründen geschehe, sondern allein um deutsche Kunst in unserer alten deutschen Reichsstadt aufrecht zu halten, beweist, daß Bürger von allen politischen Farben und Meinungen um dieselbe kämpfen, daß sogar die an der Spitze Stehenden sich größtentheils zur Parthei der richtigen Mitte bekennen. Hören wir die gerechte Klage, welche sie gegen die Willkühr des Präfekten erheben. „Man versichert uns, daß der entscheidende Beweggrund des Einschreitens von Seiten des Präfekten in der uns beschäftigenden Sache die lächerliche Meinung gewesen, deutsche Darstellungen könnten der Nationalität der Straßburger nur hinderlich seyn, und man sey in unserer Stadt bereits viel zu sehr deutsch. — Diesem nach bestände denn die wahre Nationalität in der Sprache, die man spricht, und nicht in den Grundsäzen, zu denen man sich bekennt. Weiß denn der Herr Präfekt, der hier auf eine so unverdiente Weise das patriotische Gefühl der Straßburger beleidigt, weiß er denn nicht, daß dieser Patriotismus makellos ist? weiß er nicht, daß die Stadt Straßburg bis jezt noch nicht von dem Einbruche fremder Heere befleckt wurde? daß sie in dieser Beziehung vor vielen Städten in jungfräulicher Reinheit glanzvoll dasteht? daß der Heldenmuth, mit dem sie unsere Grenzen vertheidigt hat, ihre Liebe, ihre Hingebung für Frankreich auf's Trefflichste beurkundet? Und da die Regierung sich zu beklagen scheint, haben wir nicht auch das Recht, uns unsererseits wegen ihres Benehmens zu beklagen? Sie scheint es darauf anzulegen, das Elsaß wie ein erobertes Land zu behandeln. Warum zwingt sie dieser schönen Provinz, deren Sitten, Sprache und Gewohnheiten so ganz lokal sind, stets öffentliche Beamte auf, die derselben fremd sind? Sollte das Elsaß die einzige französische Provinz seyn, welche das demüthigende Privilegium hätte, keinen einzigen talentvollen Mann für das Verwaltungsfach aufweisen zu können? Deßwegen sind auch die Elsässer so selten mit ihren aufgedrungenen Verwaltern zufrieden, und dieser natürliche Zwiespalt kann ihrem Interesse nur höchst nachtheilig seyn. — Die Zeit ist fern, wo man, wie unter der Republik, glaubte, man müsse die deutsche Sprache aus dem Elsaß verbannen, um bessere französische Bürger in diesem Lande bilden zu können, oder wo man, wie unter dem Kaiserthume, wähnte, die Entwickelung dieser Sprache hemmen zu müssen, um das Elsaß unmittelbar, mit desto grösserer Gewalt, despotisiren zu können. — Fern von uns ist auch die Zeit, wo man (in vollem Ernste) den läppischen Gedanken faßte, die Elsässer nach der Vendee und die Vendeer nach dem Elsasse zu verpflanzen, wo man alle Greise unserer Provinz zwingen wollte, in die Primärschule zu gehen, um das Französische zu erlernen. In unserm jezigen Civilisationszustande ist der ungehinderte Austausch der Ideen einer Sprache gegen die der andern eine unschäzbare Wohlthat; Pflicht und Interesse ist es für eine weise, aufgeklärte Regierung, eine solche Mittheilung auf's Thätigste zu begünstigen, da sie eine neue Quelle des Lichtes darbietet. Ist es nun nicht im höchsten Grade abgeschmackt, daß man es uns zum Verbrechen machen will, wenn wir die Vortheile unserer topographischen Lage benüzen? Wir, die Nachbarn des Kunst und Wissenschaft liebenden Deutschlands, sollten den Reizen seiner Musik, den Schönheiten seiner Literatur, seiner so trostvollen Philosophie eine hochmüthige Geringschäzung weihen? Sollten unsere Landsleute uns darum übel wollen, daß wir uns in einigen Punkten dem geistigen Einflusse eines Volks hingeben, dessen großmüthige Anstrengungen, sich eine so lange ersehnte Freiheit zu erringen, zur Genüge beweisen, wie ruhmvoll es sey, seine Neigungen zu theilen?"

Der so lange ersehnte, lange besprochene elsässische Kunstverein, den wir ebenfalls in unserm lezten Briefe angekündigt, ist nun endlich auch in's Leben getreten. Das schönste Morgenroth, das die Wiege eines Neugebornen umstrahlt, ging auch über diesem Liebling auf und gütige Feen versprechen ihm eine goldene Zukunft. Der Zweck der Gesellschaft, welche schon viele Mitglieder zählt, ist, den Geschmack an den schönen Künsten zu verbreiten und den Künstlern und Dilettanten Gelegenheit zu geben, ihre Erzeugnisse bekannt zu machen und in edlen Wettstreit mit einander zu treten. Die Gesellschaft nimmt, außer den Künstlern, auch noch andere Mitglieder auf, die sich dieses Recht jährlich für fünfzehn Franken erkaufen können. Sie ist bereits mit mehreren ausländischen Kunstvereinen und Kunstkabinetten in Verbindung getreten. Jeden Monat hält sie ihre Zusammenkünfte, um Berichte über eingegangene Arbeiten und Vorlesungen über die Kunst anzuhören.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 106.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 248.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 16. Oktober 1832.

Dein Loos ist gefallen, verfolge die Weise,
Der Weg ist begonnen, vollende die Reise:
Denn Sorgen und Kummer verändern es nicht.

Goethe.

Lebensweg.

Von rauhen Höh'n, wo still der Adler wacht,
Den glühnden Blick zum Abgrund hingewendet,
Stürzt sich der Gießbach in der Klüfte Nacht,
Wo sich das Werk der Schöpfung nicht vollendet;
Wo im Geburtsschmerz die Naturgewalten
Wild durcheinander warfen Fels und Stein;
Wo tief im Dunkel schaurige Gestalten
Mit Schrecken füll'n des Wanderers Gebein,
Der, unglückselig, hoffnungslos verirret,
Von Nachtgeflügel ahnungsvoll umschwirret,
Durch Felsenrisse nur des Himmels Schein,
Die Sonne sieht, von Todesnäh' verwirret.

Wer mag ihn retten? wer in der Gefahr
Ihm hülfreich nah'n mit starken Götterhänden?
Was frommt es ihm, daß sich der Himmel klar
Dort drüben wölbt, daß hell auf den Geländen
Des stillen Thals der goldne Lichtstrahl ruht?
O zage nicht! Noch schimmern deine Sterne,
Am höchsten Gletscher flammt der Sonne Gluth,
Ein Ausgang öffnet sich in dunkler Ferne.
O kämpfe fort, wie tief du auch verfangen,
Noch blüht die Jugendkraft auf deinen Wangen;
Verlöschte dir im Herzen nicht der Muth,
So hält kein Schicksal ewig dich gefangen.

Wohl schöner wandelt sich's auf stiller Au,
Im Wiesenthal, an heitern Meergestaden,
Wo sich die Sonne freut im hellen Thau,
Wo in den Wellen sich die Sterne baden:
Doch ewig heiter nicht — die Wolken steigen,
Der Himmel nachtet, rothe Blitze glüh'n,
Es heult der Sturm in den zerriß'nen Zweigen,
Schon starb es hin, des Sommers reiches Grün!
Der Vögel Lieder hörst du schon verhallen,
Und eh' die Blätter welken, bleichen, fallen,
Siehst du die Blumen traurig schon verblüh'n;
Was bleibt dir noch, dem Herzen zu gefallen?

Den weiten Weg durch öde Wüstenein
Zogst du allein, die unwirthbaren Meilen,
Durch Schmerzen nur gingst du zu Freuden ein,
Und ach! ein Gast nur, darfst du hier verweilen,
Ein Fremdling in dem selig schönen Land.
Eh' im Genusse du dich noch besonnen,
Schnell, wie der Bogen an der Regenwand,
Ist deiner Sehnsucht Traumbild schon zerronnen.
Doch willst du zweifeln, zagen und verzagen?
Hör' auf zu weinen, höre auf zu klagen!
Dem Schmerze reicht die Hoffnung ihre Hand,
Und reißt dich fort zu stets erneutem Wagen.

C. v. Stein.

Neapolitanische Briefe.

(Fortsetzung.)

Man tadelt die verderbliche Spielwuth des neapolitanischen Volkes und die damit verbundene Unthätigkeit. San Domingos Schrift und die deutsche Beschreibung einer Reise in Calabrien reden mit Eifer dagegen; ich finde es aber ganz natürlich, daß diese von Natur rastlosen und keineswegs faulen Menschen sich so gut beschäftigen, als sie können; schon die ungeheure Menge von Spielen, die für Kinder, Knaben, Mädchen, Männer und Weiber eingeführt sind, hätte die Herrn auf diese Erklärung führen sollen. Ich finde keine Faulheit darin, wenn man sich in Ermanglung anderer vernünftigerer Beschäftigung die Zeit auf eine erfinderische Art zu vertreiben weiß; die Kinder gehen nicht in Schulen und wissen als Erwachsene nichts anzufangen; was aber Geschäftsleute aller Art anbelangt, so sucht sie der deutsche und französische Herr, nach Analogie seines Vaterlandes, in Schenken, Kaffee- und Spielhäusern, jedoch vergebens. Daß in den Städten wenige Leute beschäftigt sind und seyn können, ist eine Folge der mangelhaften Verwaltung; der Landbau aber ist so sorgfältig und emsig betrieben, daß man nicht die leiseste Spur von Trägheit entdecken kann, außer wo aus wirklichem Mangel an Bevölkerung das Land brach liegt. Ferner ist es die Regierung, die das Volk zum Spielen verleitet; die Lotterie trägt ihr Millionen ein, sie frägt nicht wie? Es ist unläugbar ferner: die Reinheit und Innigkeit des häuslichen Lebens ist gestört, entadelt; ein mißtrauischer, kalter Eigennutz zerreißt seine Bande; der Vater kennt den halberwachsenen Sohn nicht mehr, die Mutter unterrichtet ihre Tochter in der Männerfängerei, die Liebe wird zum Artikel der Spekulation, die Erziehung der Kinder zur traurigen Noth. O glaube mir, das häusliche Leben gedeiht nur in der Sonne des öffentlichen; wo kein Staat ist, sind keine Familien, nur Menschen, einander zur Last, durch Bedürfniß verbunden; der Staat bildet sich aus einer Menschenmasse, deren durch bittere Erfahrungen herangereifte Vernunft nach edleren Formen strebt, welche ihr die Weisen der Zeit wie in einem glänzenden Spiegel vorhalten. Und so wie aus diesen Formen der Staat entsteht, so drückt er auch das Gepräg der allgemeinen lebendigen Ordnung den einzelnen natürlichen Menschenverbindungen auf, daß diese nach seinem Bilde in kleinen Kreisen schaffen und walten. Untersuche die Laster jeder Nation, du wirst ihre Quelle in ihrem Gemeinverbande finden.

Lassen wir dieß; doch wo führe ich dich hin? Ich könnte mit dir nach Ischia gehen, oder nach Castelamare, wo jezt die große Welt von ihren kleinen Strapazen ausruht; das Bild kannst du aber in unsern deutschen Badeorten überall erblicken: da beklagen sich die Franzosen, in dem verdammten Lande sey nicht ein guter Bissen zu bekommen, und schließen ephemere Heirathen, da werden die Engländer arkadische Schäfer und prügeln die Bedienten, wenn der beaf zu stark gebraten ist, da stoßen die Deutschen an auf das baldige Inslebentreten des In- und Durchsichseyn und lassen die Menschheit leben! Wollen wir gar neapolitanische Abendgesellschaften besuchen, wo in der Todtenstille eines großen Saales an den Wänden hin einerseits die Weiber, anderseits die Männer sitzen, wo die Mädchen auf eine anständige Art zur Schau gestellt werden, wo von schmutzigen Bedienten kaltes Wasser manchem Hungrigen kredenzt wird, bis man das Klavier aufschlägt und ein Mädchen nach dem andern sich in ihrer Kunst zeigt und applaudirt wird, worauf dann die Gesellschaft gähnend auseinander geht oder noch ein Paar lahme Springer die Soirée beschließen? Komm, gehen wir zu den Todten nach Pompeji.

Doch diese alten Steine sind nicht todt, sie sprechen kräftig an den lauschenden Geist. Wer hier nicht von jugendlich-heidnischer Einbildungskraft hingerissen wird, der bleibt ewig an die Ruderbank der Wirklichkeit gefesselt; wem hier die Geschichte, die er im Schulstaube eingeathmet, nicht lebendig vor die Augen tritt, dem wird sie auch in Büchern unleserlich seyn; wer hier nicht Gracchus wird und Marius und Cicero, wenn auch nur einen herrlichen Augenblick lang, der trägt das Siegel der Gemeinheit in der Seele. Diese allgemeine Ruhe ist keine Kirchhofsruhe, die den Geist mit unruhigen Gefühlen darniederzieht, mit wehmüthigen Zweifeln ängstigt; sie ist die Ruhe der Freiheit, die Ruhe der selbstständigen Anschauung, würdig eines denkenden Geschöpfes. Hier wird dich keine christliche Moralpredigt über die Vergänglichkeit alles Irdischen ansprechen; im Gegentheil, du bevölkerst, belebst diese Räume mit geschichtlichen Gebilden, überfliegst die Kluft der Zeit, siehst das Wettrennen im Amphitheater, hörst die Redner im Forum, belauschest die Tücke der Priester in den Tempeln, das Treiben der Bürger in Gassen und Häusern, siehst die Schiffe ankommen und abladen, gehst mit der Jugend in die Schule, mit den Alten in's Theater — kurz, du hast keine Zeit, dem moralischen Jammer nachzuhängen. Das ist eben auch der Grund, warum sich eine trockene Beschreibung, ein ordentliches Verzeichniß dieser Monumente nicht geben läßt; da kannst du lange die Steine in Worte fassen und in Sätzen wieder zusammenbauen, du hast eben immer den todten Steinhaufen, den geistlosen Wortruin.

San Domingo hat im Allgemeinen eine sehr treue und lebhafte Beschreibung von Pompeji geliefert, hat aber einen großen Theil der Stadt, der neu ausgegraben worden und gerade die reichsten und schönsten Palläste im Mittelpunkte derselben in sich faßt, noch nicht gesehen,

sonst würde er nicht so leichthin Pompeji für ein unbedeutendes Nest gehalten haben. Mir scheint schon seine Lage am Meere, das jezt Meilenweit zurückgedrängt ist, und an der Via Appia, die, von Rom kommend, hier durch nach Pästum ging, dann sein eigentlicher Umfang, der jezt leichter zu ermessen ist, ferner die Größe des Amphitheaters, die Pracht des Forums, die Zahl der Tempel, die verschiedenen Thore, dann die vielen Häuser berühmter Römer, und besonders die zwei neuen Prachtpalläste, die vor einem Jahr hervorgegraben wurden, alle diese Punkte scheinen mir zu beweisen, daß da von einem französischen Neste wenigstens nicht die Rede seyn kann. Wenn St. Domingo den Ort, wie er vorgegeben, wieder besucht hat, so wird er sicherlich seine Meinung geändert haben.

Wenn ich in Algier behauptet habe (s. Nr. 169. d. Mbl. 1832), daß die maurische Bauart seiner Häuser in der Hauptsache gar nicht von dieser römischen abweiche, so bin ich in dieser Ansicht seither nur bestärkt worden. Livius spricht in seiner Geschichte des alten Roms von der Pracht öffentlicher Gebäude und der Armuth bürgerlicher Häuser; wir finden diesen Ausspruch hier vollkommen bestätigt; nur muß man ihn, wie der Geschichtschreiber auch gethan hat, auf ältere Epochen anwenden; denn in Pompeji haben offenbar Palläste gestanden, welche auch in unserer Zeit keinem Finanzminister Schande machen würden. Es scheint, die patriotische Armuth älterer Zeiten ist im Augustischen Alter den Großen zur Last gefallen und sie haben den Kleinen den Kirchenpfennig zu zahlen überlassen; ungefähr wie es jezt noch geschieht. Es ergreift einen gewiß ein eigenes Gefühl, dieses Zusammenwirken, diese Grundlage städtischen Lebens, sinnlich wenigstens, schon vor so vielen Jahrhunderten deutlich ausgesprochen zu sehen, während ein ganzes Mittelalter hindurch diese gesellige Lebensweise gestört war und selbst in unserer Zeit nicht überall wiedergeboren ist. Kann man sich ein ergreifenderes, herrlicheres Standbild politischer Vereinigung denken, als dieses Forum mit seinen öffentlichen Gerichtshöfen, Tempeln und Säulenhallen? Hieher, in diesen Mittelpunkt ihres Lebens, hat eine Bürgerschaft ihre größte Pracht und Würde zusammengetragen; hier feiern sie alle ihr gemeinsames politisches Abendmahl, während zu Hause jeder einzeln in drückender Enge sein Geschäft betreibt; hier sehen die Götter auf das Verfahren der Richter, Asträa, Konkordia, Merkurius, Jupiter, und die Gerichtsbarkeit ist Religion geworden. Warum haben wir Religion und Politik getrennt? warum ist der beste Bürger nicht der beste Christ, wie es bei den Heiden so göttlich-menschliche Sitte war! Das ist ein Hauptgebrechen der christlichen Zeit. Wo das politische Gedeihen jezt die gemeinsten Interessen zu Hebeln gebraucht, da ward es in der heidnischen Zeit durch Religion leicht und kräftig gefördert.

Ich will kein Wortführer dieser einfachen Zeit werden; die menschliche Entwicklung muß in tausend und tausend neuen Gestaltungen vorwärts treiben und das menschliche Leben allmählig auswuchern in alle seine Verzerrungen und Auswüchse, und die Menschheit lernt in ihren Excessen ihre ganze Tiefe und Intensität kennen. Ich bin kein Anbeter des Alten, aber jene Zeichen, die uns die Geschichte aufbewahrt, die Lichtpunkte einzelner Menschenstufen, durch welche sie uns immer warnend auf die Gegenwart und die Zukunft aufmerken heißt, sollen wir vor Allem nicht aus den Augen lassen, wenn wir nicht in der Irre steuern wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Orientalische Jagdscenen.

Der Elephantenfang.

Es ist bekannt, daß die wilden Elephanten nie anders als mit Hülfe zahmer Elephanten gefangen werden. Der Elephant findet ganz sichtbar Behagen daran, mit dem Menschen zu Ueberlistung von seines Gleichen gemeinschaftliche Sache zu machen; er entwickelt bei dieser Gelegenheit so viel Ausdauer, Gewandtheit und Muth, daß es wohl schwerlich ein auffallenderes Beispiel von der Herrschaft des Menschen über alle Wesen der Schöpfung gibt.

Nicht selten sieht man männliche, sehr große Elephanten einzeln, weit entfernt von ihrer Heerde umherstreifen, und es ist bis jezt noch nicht ganz erklärt, was die Veranlassung dazu ist. Sir Stamford Raffles sagt in seiner Reise durch das südliche Indien, die Eingebornen meinen, es gebe zwei Elephantenarten, gaja berkanpong, d. h. solche, welche in Rudeln leben und selten Schaden anrichten, und gaja salunggal, Elephanten, welche allein, oder höchstens zu zwei und drei umherziehen. Wahrscheinlich aber sind leztere nur ganz ausgewachsene männliche Elephanten. Einige meinen, sie haben sich nur von der Heerde entfernt, um frische Weide zu suchen; da aber diese einsam lebenden Thiere sehr bösartig sind, große Verwüstungen anrichten und überall die Gewächse wüthend zertreten, so nehmen andere Reisende an, es seyen Männchen, welche von stärkern Nebenbuhlern vom Rudel verjagt worden, und ihre Wildheit sey Ausbruch der Eifersucht. Dem sey, wie ihm wolle, da diese Thiere sehr groß und stark und darum am vortheilhaftesten zu verkaufen sind, so stellen ihnen die Jäger vorzugsweise nach. Sie verfolgen sie Tag und Nacht, begleitet von zwei bis vier zahmen Weibchen, koumkies genannt. Werden die Indier des Elephanten bei Tag ansichtig, so verstecken sie sich auf's Sorgfältigste, die Elephantenweibchen aber gehen sachte auf ihn zu, thun, als ob sie ihn gar nicht bemerkten,

und weiden zu seiner Seite, als suchten sie hier gewöhnlich ihr Futter. Man merkt bald, ob es den Weibchen gelingen wird, den Elephanten in das Netz zu locken. Die Jäger halten sich fortwährend in der Nähe verborgen, indessen die Koumkies dem unglücklichen Saun — so heißen die Elephanten der Art — immer näher rükken. Läßt er sich in Liebkosungen ein, so ist er verloren. Die Jäger schleichen leise herbei, binden ihm, während ihn die Weibchen absichtlich noch mehr zu zerstreuen suchen, die Vorder- und Hinterbeine mit starken Stricken zusammen und entfernen sich wieder. Zuweilen, wenn die Umstände es erlauben, bindet man den Elephanten auch an einen Baumstamm; meistens aber läßt man es bei dem Binden der Füße bewenden. Bald entfernen sich nun die Weibchen, und jezt merkt der Elephant, wie ihm geschehen ist. Er sucht sich nun eilends in das Dikkicht des Waldes zu machen, aber wegen der Stricke an den Beinen schleppt er sich nur mühsam vorwärts. Jezt schleichen die Jäger herbei, fassen in einem schicklichen Augenblick das Ende des Stricks, das hinterherschleift, und winden es um einen Baum. Nun geräth der Elephant in Wuth; er brüllt furchtbar, wälzt sich auf der Erde und schlägt mit dem Rüssel nieder, was er erreichen kann. Gelingt es ihm, seine Bande zu zerreißen und in den Wald zu entkommen, so wagen es die Jäger nicht, ihm weiter nachzusetzen; ist er aber fest genug gebunden, so erschöpft die Anstrengung seine Kräfte bald. Man läßt ihn dann hungern, bis er so kraftlos wird, daß man ihn in Gesellschaft der treulosen Weibchen nach Hause führen kann, und da braucht es dann selten mehr als einige Monate, um ihn vollkommen zu zähmen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, Oktober.

(Beschluß.)

Kunstausstellungen, Kirstein, Silberarbeiter.

Die Ausstellungen des elsässischen Kunstvereins haben vorigen Monat begonnen; sie werden nun gewöhnlich den ersten und zweiten Sonntag jedes Monats in den Sälen des ehemaligen königlichen Pallastes statt haben. Was unsere öffentlichen und Privatsammlungen Herrliches besitzen, wurde für die erste Ausstellung herbeigebracht. Unter den ältern Werken zog besonders ein Christuskopf von Andreas Solario an; in diesen Augen, auf dieser Stirne ruht der Himmel in seiner ganzen Verklärung; als Gegenstück eine Madonna von Albrecht Dürer vom Jahr 1520, in jener gemüthlichen, erhabenen Ruhe und Einfalt, welche der altdeutschen Schule so eigen ist. Von Zix, unserm berühmten Landsmanne, der Schlachtenmaler Napoleons gewesen und zu frühe in Rom gestorben, waren einige geistreich komische Volksscenen aufgestellt, voll Leben und Wahrheit, welche nicht ungünstig an die niederländische Schule erinnern. Helmsdorf, ein Preuße, der seit einer langen Reihe von Jahren Straßburgs Bürger gewesen, hat uns das vorige Jahr verlassen, um einem Rufe als Hofmaler und Direktor des Museums in Karlsruhe zu folgen; er nimmt aber noch immer ein warmes Interesse an Allem, was die Kunst in seinem zweiten Vaterlande unternimmt. Er sandte dem Vereine, dessen Mitglied er ist, einige seiner neuesten Oelgemälde: eine Ansicht des Murgthals und des Schlosses Ortenberg im Badischen. Hirn von Colmar lieferte einige seiner Obst- und Blumenstücke, in deren Vollendung er sich die Meisterschaft errungen hat. Unser Ohmacht, der sich dem Grabe immer mehr zuneigt, konnte uns nichts Neues geben. Des Meisters Genius spricht aber aus den Werken der Schüler. Von ihm selbst wurden aufgestellt die marmornen Brustbilder von Lezai-Marnesia, dem ehemaligen allbeliebten Präfekten unsers Departements, dem Einzigen, der unser Elsaß recht zu verstehen wußte, und das von Klopstock, vom Bildner selbst nach der Statue gemacht. Ohmacht, ein armer schwarzwälder Knabe von Rotweil, der sich in seiner Jugend mit Schnitzen von hölzernen Heiligenbildern durchhalf, hat sich auf die Höhe der ersten lebenden Bildhauer geschwungen. Lissabon, Paris, München, Frankfurt, Karlsruhe und viele andere Städte Englands, Frankreichs und Deutschlands zeugen von seinen Arbeiten *). Kirstein, über dessen Werke L. Tieck und andere tüchtige Kunstrichter gesprochen, hat zwei seiner herrlichen Jagdstücke, von der Größe eines Quadratschuhes, in erhabener Silberarbeit aufgestellt. Feischeres und Zarteres kann man nichts sehen, als diese Bäume, welche von der Silbermasse losgerissen sind und deren Blätter leicht im Winde hinzuschweben scheinen; jedes Einzelne hat Leben und Bedeutung; das verwundete Wildschwein, die bellenden Hunde, der Troß der Jäger im Vordergrunde in schöner Gruppirung, die Bergschlösser Spesburg und Girbaden, über welche leichte Wolken dahinziehen. Alles ist mit unbeschreiblicher Wahrheit und Zartheit aus dem Metalle geschlagen. Kirsteins Jagdstücke sind einzige Erscheinungen in der Kunst; die meisten komponirt er selbst; als rüstiger Jäger in den Bergen und Wäldern der Vogesen und des Schwarzwalds umherstreifend, skizzirt er einzelne Bäume, erlauscht das Wild und seine Stellungen und Bewegungen, die er mit so vieler Kunst darstellt, und folgt der Natur in ihre tiefsten Geheimnisse. Merkwürdig ist es, daß Kirstein nie hat zeichnen lernen; die Entwürfe, die er sich zu seinen Arbeiten macht, sind nur leicht mit Bleistift angegeben; kleinere Arbeiten, auf Dosen, Medaillons u. s. w., macht er, nach Laune, ohne Entwurf. Nach den Jagdstücken verdienen seine Militärscenen, besonders einige aus den Feldzügen Napoleons, vorzügliche Erwähnung. In seiner Behandlung der Pferde herrscht eine bewundernswürdige Abwechslung und Leichtigkeit; seine Meisterschaft hierin hat er im Alexanderzuge, nach Thorwaldsen, bewiesen, womit sein Hauptwerk, die große Urne, geschmückt ist; wir haben sie voriges Jahr schon in diesen Blättern besprochen. Wir machen es allen Fremden, die nach Straßburg kommen, zur Pflicht, den geistreichen, schlichten Mann in seiner bescheidenen Werkstätte zu besuchen; sie werden in ihm zu gleicher Zeit den genialen Künstler und den biedern, gemüthlichen Straßburger kennen und lieben lernen. Von den zahlreichen Arbeiten jüngerer Künstler sprechen wir dießmal nicht; wir werden dazu bei den nächsten Ausstellungen Gelegenheit finden. Es geschehe hier nur noch der Akrophyden von Weinling u. Comp. Meldung, einer ganz neuen Erfindung, zufolge welcher Erd- und Himmelskugeln auf Rindsblasen gedruckt werden; sie lassen sich zusammenziehen und ausdehnen, sind völlig rund und mit vielem Geschmack und Genauigkeit gezeichnet und gemalt.

*) S. Der Bildhauer Ohmacht und seine Werke, ein Versuch von G. L. Münz, Koblenz.

Beilage: Kunstblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 249.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 17. Oktober 1832.

Timons Gläubiger: Herr, hier ist mein Schein. —
Und meiner. — Meiner auch. — Und unsre, Herr. —
All' unsre Scheine.

Shakespeare.

Ein Zahltag bei der Staatskasse zu Paris.

Ich erging mich heute, wie gewöhnlich, im Tuileriengarten, und nachdem ich auf der Terrasse der Feuillants lange genug zugesehen hatte, wie der Wind die abgefallenen Blätter in Wirbeln jagte und launisch die Gewänder der Spaziergängerinnen bravirte, fiel mein Blick auf die lange Façade des Finanzministeriums. Wer doch hier zwanzigtausend Franken Renten zu erheben hätte! Dieß mußte ich denken, so oft mir der verdammte Goldpallast vor Augen kam, und der Gedanke war mir von jeher ärgerlich gewesen; heute aber, ich weiß nicht wie es kam, fiel mir ein: hast du auch dort kein Geld zu erheben und wirst auch nie welches zu erheben haben, so willst du doch einmal dort Geld ausbezahlen sehen. Gesagt, gethan; nach wenigen Minuten stand ich rue du Mont Thabor vor dem zierlichen Thore, über welchem mit großen goldenen Buchstaben geschrieben steht: Trésor public.

Der Zufall konnte mir nicht besser dienen: heute werden Renten ausbezahlt. Innen um die cour de l'Horloge laufen Gallerien, wie außen gegen die Straße, und unter diesen Hallen befinden sich die verschiedenen Kassen; aber dort im Gang Nro. 6, dort fließt die Quelle der Renten und Pensionen. Es ist der erste Zahltag, die Liste der Serien hängt an den Wänden. Wer auf seine Renten gemächlich acht und vierzehn Tage warten kann, der glaubt wohl nicht, daß, während er noch in den Federn ist, eine ungeduldige Menge sich in der rue neuve du Luxembourg drängt, um, sobald das Thor sich aufthut, die ersten Nummern zu erhaschen. Im harrenden Haufen ist allerdings Mancher, der sich hieherstellt, um seinen Platz zu verkaufen, wie er es Abends beim Eingang in die Theater macht, aber auch mancher arme Rentier, der sein Bischen Geld dringend bedarf, will er diesen Morgen sich satt essen und am Abend ein Nachtlager haben.

Es ist acht Uhr; ein Paar grüne Karren stehen im Hof und die Aufwärter schleppen daraus schwere Säcke in die Bureaux, aus denen bald das Geld in tausend Hände rinnen soll. Beim Anblick dieser Gebirge von Fünffrankenstücken ward mir wunderlich zu Muth. Jedes dieser Stücke, dachte ich, hat mehr Metamorphosen, mehr Incarnationen erlebt, als Wischnu. Der Norden von Frankreich mit seinem Hopfen und seinem Reps, der Osten mit seinem Eisen, seinem Mais, seinem Wein, der Westen mit seinem Korn, seinem Obst, seinen Haiden und seinem Ocean, der Süden mit Alpen und Pyrenäen — Alles, Alles ist hier in den beiden grünen Karren. Das gute Gewissen wie das böse, der Geiz und die offene Hand, Niederträchtigkeit und Edelmuth, alle Tugenden und alle Laster sind in dem Gelde hier verkörpert. Wie viele Kinder des Bodens haben sich mit Tagesanbruch vom Lager erhoben und von der Sonne braten lassen, wie viele Trinker haben Champagner und Burgunder, Suresne und Bordeaux durch die Kehlen gejagt, wie viele Verliebte und Sterbende Heirathskontrakte und Testa-

mente unterschrieben — bis die grünen Karren hier voll wurden!

Es geht stark auf neun Uhr. Der lange Gang, der zu der Kasse führt, ist voll von Rentenempfängern; die Bänke sind alle besezt, noch viel mehrere harren stehend des ersehnten Augenblicks. Hieher muß kommen, wer das Pariser Leben kennen lernen will. Seht da den kleinen runden Mann im weißen Haare, das in ailes de pigeon auf den blauen Sonntagsrock niederfällt. Er hatte im Jahr 1789 zweitausend Livres Renten. Er kommt aus der Straße Copeau, sein consolidirtes Drittheil abzuholen, das Villeles Heimbezahlungsprojekt in den Grundfesten erschüttert hat. Hört, wie er seufzt, hört, was er zu klagen hat: vierzehn Tage vor dem halbjährlichen Zahltag befindet er sich jedesmal schlecht, aus Furcht, es möchte eine Revolution geben. Heute vor einem Jahr — er will es sein Lebenlang nicht vergessen — brach ein Aufstand aus, gerade als er hier war, um seine armselige Rente zu erheben. Als unter den Arkaden der erste Trommelwirbel — ein Donnerschlag für sein Ohr — ertönte, hatte er noch hundert ganze Nummern vor sich. Wie ihm zu Muth war, wie es ihm krampfhaft die Brust zusammenschnürte, so oft wieder einer von der Straße hereinkam und eine schlimme Kunde brachte, läßt sich besser fühlen als beschreiben. „Wenn ich mein Geld nicht bekäme! was würde meine Frau sagen! Guter Gott! großer Gott!“ Und die Nummern wurden so entsezlich langsam abgelesen! Sein Blut kochte, und der Angstschweiß stand auf ihm. Da trommelt es zum zweitenmale! „Großer Gott! ich bin verloren! Noch zwanzig Personen vor mir!“ Es versezt ihm den Athem, Alles dreht sich mit ihm im Kreise. „Machen Sie fort, eilen Sie, oder mir wird übel!“ Trommeln zum drittenmale. „Ha! gewiß! das ist der Generalmarsch!“ — „Nicht doch, mein Herr, ein Marsch, ein einfacher Marsch.“ — „Wie viel Nummer? wie viel? — Ja? — Ach! großen Dank! das bin ich!“ Und so tritt er schwankend an die Kasse und empfängt sein Geld und wünscht von ganzem Herzen, es möchte bis zum nächsten Termin keinen Aufstand geben. Der Schreck ging ihm lange nach, er mußte acht Tage zu Bette liegen.

All diesen Jammer erzählt er einer alten Kammerjungfer, die lange die Thüre ihrer Herrschaft aufgemacht und, erforderlichen Falls, zugehalten, und sich damit ein jährliches Sümmchen von zwölfhundert Franks errungen hat. Neben der Zofe sizt ein armes, schwaches, gekrümmtes Weib; kaum kann sie in den zitternden Händen die Anweisung auf dreihundert Franks halten, die ihr die Aufnahme in das Hospiz Larochefoucauld verschaffen sollen; eines der guten, freundlichen, reinlichen Mütterchen, die man lieb haben muß. Man möchte sie küssen, diese Wangen, die das Abendroth des Lebens so freundlich bestrahlt; diese ehrwürdigen Runzeln — es wird einem dabei wohl um's Herz; fühlt man doch, daß die Stürme des Lebens und die Qualen des Gemüths keinen Antheil daran haben. Wie sorgfältig gefältelt ist die runde Haube! und das ist wohl ihr Hochzeitkleid; ja, sie zieht es an, um ihre Rente zu erheben, und das Kleid ist noch nicht abgetragen; sie hat es gespart als ein Denkmal der Freude. Nur zweimal im Jahre kommt sie die Straße St. Jacques herab, um ihre hundertfünfzig Franks zu heben, am 22ten März, am 22ten September. Arme Alte! die dreihundert Franks sind ihr Leben, ihr ganzes Leben im vollsten Sinn. Vom achtzehnten Jahr bis zum siebzigsten hat sie Tag für Tag, oft die Nacht durch gearbeitet, sich ihr kleines Besitzthum zu erringen; unaufhörlich flog ihre Nadel und ruhte nur Sonntags, wenn man zur Messe in St. Medard läutete. Sie hörte die Messe in brünstiger Andacht, kam zur Vesper wieder, legte sich um acht Uhr zu Bette, und Montags ging die Arbeit von Neuem an, und so ist sie unter Beten und Arbeiten siebzig geworden. Darum hat sie auch ihr Papier lieb, sie schont es, wie einer nur den lezten Brief der Geliebten bewahren kann. Sie ist verliebt in ihren Schatz, und dieß ist nicht Geiz, nein, es ist ein mit ihrem Seyn verwobenes Gefühl, die innige Anhänglichkeit an ein Wesen, das mit uns groß, mit uns alt geworden ist. Ihr Schatz ist ihr Kind; ist es ihr doch sauer geworden, bis sie es groß gezogen. Leichtsinnige Kapitalisten, wenn ihr um solches Eigenthum spielt, trifft euch schwererer Fluch als den Mörder! Seht da neben dem Mütterchen den jungen Schreiber eines Wechselagenten. Vorgestern hatte er keinen Sous, gestern hat er auf stürmischer Börse achtzehntausend Franken gewonnen, morgen zerrinnen sie in einem neuen Sturme.

An die Thüre der Kasse werden Schildwachen gestellt. Es schlägt neun Uhr: die Nummern werden ausgerufen. Wer hieherkommt, läßt Namen und Titel draußen; jeder ist nur noch eine Zahl, eine Zahl im Reiche der Zahlen. Unsere gute Alte mit ihren dreihundert Franks ist an der Kasse die Vorgängerin einer Dame, welche dreitausend bezieht; aber leztere rächt sich auch für das unverschämte arithmetische Rangreglement mit einem verächtlichen Blick auf die kleine Thalersäule der armen Frau. — Welch Gedränge! jede neue Nummer, die man ausruft, sezt die Menge in fluthende Bewegung und die Schildwache vermag den Strom kaum aufzuhalten. Es war mir von jeher ein eigenes Gefühl, wenn ich so eine Schildwache, wie das Fatum, an einer Kassenthüre stehen sah. Ein armer Teufel, der fünf Centimes täglich für seine Menus-plaisirs hat, muß zwei Stunden lang über Millionen wachen und die Leute lustig und vergnügt mit ihren Geldsäcken davonziehen sehen. Ich meine, hätte ich etwas zu erheben, ich würde unwillkührlich mein Geld vor der

Schildwache verbergen. Vor einem Lahmen muß man nicht zeigen, daß man flinke Beine hat, noch vor einem Schwachen seinen Witz leuchten lassen.

Neapolitanische Briefe.

(Fortsetzung.)

Es ist im Grunde nicht schwer, mit unserm Maßstabe manche traurige Beklemmung des heidnischen Gottesdienstes in Pompeji aufzufinden, z. B. das Zusammenleben der Priester mit ihren Göttern in einem Tempel, wodurch sie ein bedeutenderes Ansehen bekamen, als die unsern selbst in ihrer abentheuerlichsten Zeit hatten; es ist damit nicht nur die Idee von klösterlicher Abgeschiedenheit verbunden, sondern ein öffentlicher Einfluß, der von ehrgeizigen, habsüchtigen, bestechlichen Seelen sehr leicht zu höchst schädlichen Zwecken mißbraucht werden konnte; wenigstens konnten sie diejenigen, die draußen waren, immer für Narren halten, weil sie dieselben auch für Narren ansahen. Von der andern Seite war doch der häusliche Familienkreis vor ihnen geschützt, und ich kenne manchen Hausvater, der gerne jährlich einen Narrenpfennig Abgabe zahlen würde, wenn er damit manchen heiligen Mann in der Kirche und sich vom Leibe halten könnte. Daß Aesculapius, wie überall, auch hier seinen Tempel hatte, ist leicht zu begreifen; viele seiner Priester wären heute noch geneigt, ihre Kunst mit einem mystischen Nimbus zu umgeben und sich hinter die blitzende Herrlichkeit der Magie zu bergen. Mir hat der Tempel der Isis am besten gefallen; er ist noch sehr gut erhalten, und wie es scheint, haben mehrere Maler, die ich nach und nach zu verschiedenen Malen hier angetroffen, meinen Geschmack getheilt. Er ist ganz klösterlich niedlich eingerichtet und scheint vorzüglicher Verehrung der Gläubigen sich gerühmt zu haben, weil man vielen Schmuck in ihm gefunden hat. Die kleinen Tempelchen machen oft mehr Glück als die großen, so ein demüthiger Gott wird manchmal besonders erhört; haben wir doch davon Beweise genug auch in unserer Zeit. Der Tempel war rings mit einer Mauer umgeben, innerhalb welcher eine Reihe Säulen lief und in deren Mitte das heilige Kleinod lag; auf einigen Treppen steigt man hinauf in die Kapelle, wo im Grunde eine einfache Altarerhöhung liegt; diese ist ausgehöhlt, wahrscheinlich (wie unsere Priester sagen, die doch so was verstehen sollten), um den Orakelmann darunter zu verbergen. Im Rücken des Tempels, ebenfalls innerhalb der vorerwähnten Mauer, war die Priesterwohnung angebracht. Es ward mir etwas bange um's Herz, als ich die öffentliche Schule in der Nähe dieser egyptischen Jesuiten erblickte; aber mich tröstete anderseits der neben ihr liegende lange Herkulestempel, und zwar, weil es mir sehr wahrscheinlich war, dieser Ort sey eher eine gymnastische Anstalt, als eine Kirche gewesen. Das Gebäude ist ganz zu ebener Erde; nirgends Spuren von Treppen, Altären, von priesterlichen Schlupfwinkeln; nur ein langes, offenes Säulendreieck, wo Raum genug war zum Springen, Werfen, Ringen u. dgl. Ich begreife nicht, wie man noch nie auf diese Ansicht gekommen ist; ich vermuthe sogar, daß überhaupt die Lokalität der Götterstatuen und Tempel mit den sie umgebenden Stadtrevieren und deren Bestimmungen in ziemlich genauem Verhältnisse stand; so ist der Tempel der Fortuna neben dem Triumphbogen, auf dem des Cicero Statue stand. Der Zufall trifft nie so genau; hier ist gewiß mit Fleiß eine Antithese gemacht worden.

Ueber das Amphitheater und die zwei Schauspielhäuser, die schon so vielfältig beschrieben worden, mache ich nur die kurze Bemerkung, daß letztere außer allem Vergleich geringfügiger sind, als das erstere. Dieses ist mit Kunst und Pracht aufgeführt und so gut erhalten, daß es den besten Kommentar zu allen andern Amphitheaterruinen gibt, die man in Italien und Südfrankreich sieht; die Schauspielhäuser aber stehen in trockener, tödtender Einfachheit da. Hierdurch scheint der unästhetische Sinn des damaligen Publikums beurkundet zu werden: dem Volke mußte ein handgreiflicher Genuß gegeben werden, Schiffgefechte, Thier- und Menschenhetzen, so etwas, das angreift; das verlangt der Pöbel zu allen Zeiten. Das Amphitheater war gerade außer der Stadt, vielleicht der wilden Thiere, oder des Meereinflusses, oder späterer Erbauung wegen. Man hat dort sehr gute Gelegenheit, den Lavaschutt zu untersuchen, der schichtenweis auf dem noch vergrabenen Theile der Stadt liegt und sich als Weinberg vom Tempel des Aeskulap bis zum Nolathor, wohl eine Viertelstunde weit, erstreckt. Schade ist es, jammerschade, daß die Alterthümer, die man hier wegschleppte und im Museum burbonicum wie in einer Rumpelkammer der Vorwelt aufhäufte, nicht mehr diese Mauern beleben; dann wäre Pompeji eine lebendige Akademie der Archäologie. Aber ich sah mit eigenen Augen, wie die noch vorhandenen Reste von Statuen u. s. w. mit der Zeit verwittern, der Marmor sein Kohlenstoffverhältniß ändert und die Steine klingend werden. Uebrigens sind noch einige wahrhaft interessante Wandgemälde da, wie im Hause des Sallustius: Diana und Acteon; die wilden Hunde und, oben schwebend, der geliebte Endymion; der Raub Europa's, Mars und Venus in dem Drahtnetz. Ich begriff leicht in der schönen Wohnung dieses Herrn, wie er ganz Recht haben mochte, so ungehalten auf die argen Catilinenser zu seyn. In der „Casa della seconda fontana" ist eine Geburt des Bacchus; im Pantheon

sieht man die Trauerbotschaft von des Pompejus Tod: ein Sklave bringt seiner Frau des Mannes Schwerdt und Mantel; ferner die Wiederkehr des Ulysses: Penelope kennt ihn nicht, sie läßt die Spindel und legt die Hand an die Stirne; er wirft ihr den flammenden Frageblick zu. Im Vico dei dodeci Dei liegt unter der Abbildung der zwölf Gottheiten ein Opfer, das von einer Schlange umwunden wird; ich erinnere mich nicht mehr, welchen Vergleich San Domingo zwischen der christlichen und heidnischen Schlange anstellt, aber das Sinnbild bietet Stoff zu vielen Auslegungen. In einem Hause, wo man pharmaceutische Geräthschaften fand, lauert ein Satyr unten an der Stiege. Die Apotheker oder Botaniker müssen für eine Art Waldgötter gehalten worden seyn. Die vielen Wandgemälde dieses Hauses, worunter die Grazien, sind sehr schlecht. An Mosaik sind die zwei Konchilienmosaiken in den „Case della fontane" grob und geschmacklos, ein Wildschwein im Eingange der Casa del cignale gefällig, doch zu lustig; hingegen in der Casa del fauno, die frisch vor einem Jahre hervorgegraben worden und so genannt wird, weil im Atrium ein bronzener Faun gefunden ward, findet man den unstreitig herrlichsten Gegenstand dieser Art. Dieses Haus, das größte und prachtvollste, das ich deßwegen der berühmtesten und gefeiertsten pompejanischen Familie, den Balbis, von denen eine Menge weiblicher und männlicher Statuen im Museum sich vorfinden, vindiziren möchte, hat in seinem Umfange einen großen Garten, der durch einen Gartenpavillon in zwei ungleiche Hälften getrennt wird. Hier bedeckt den Fußboden das edelste Kunstwerk, eine Mosaik, vorstellend eine Schlacht zwischen Alexander und Darius.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Die französische Kirche des Abbé Chatel.

Ueber die St. Simonisten ist nun nicht mehr zu spassen, denn die Justiz hat sie sehr ernsthaft gestraft, ernsthafter vielleicht, als sie es verdienten; denn im Grunde war ihre Sekte in eine Narrheit ausgeartet, die keine sehr gefährlichen Folgen haben konnte. Unterdessen hat sich eine andere Sekte aufgethan, die eben so wenig Gefahr bringen kann, ich meine die der sogenannten Eglise française, deren Stifter, der Abbé Chatel, ebenfalls unter uns wandelt. Ein Modejournal, das sich mit dergleichen Materien nicht abgeben sollte, la Mode, enthielt vor einigen Tagen einen sehr heftigen Aufsatz wider diesen Mann, den es als einen Marktschreier, Taschenspieler, Betrüger schildert und mit den ärgsten Schimpfworten verfolgt, wiewohl dieses Journal die Anmaßung hat, für das Modeblatt der karlistischen Parthei, folglich der ehemaligen Hofdamen und des alten Adels, zu gelten. Wie vertragen sich aber solche Schimpfreden mit den feinen Sitten der Leserinnen, für welche das Modeblatt bestimmt ist? Abbé Chatel ist ein Mann von mittlern Jahren, der sich erst seit der Julierevolution des Jahres 1830 auf der Schaubühne der Welt bemerklich gemacht hat. Er war der erste, vielleicht gar der einzige Geistliche, welcher auftrat, um der neuen Ordnung der Dinge zu huldigen. Er benuzte die durch jene Revolution erworbene Gewissensfreiheit dazu, daß er sich von der übrigen Geistlichkeit trennte und den Versuch machte, den katholischen Kultus zu popularisiren und an die neuen Einrichtungen anzuknüpfen, während die übrige Geistlichkeit sich zurückzog und mit den Julisiegern nichts gemein haben wollte. Er nahm einen Saal zu seinem Gottesdienste und verrichtete denselben auf französisch, rief auch die Musik zu Hülfe und predigte im Sinne der lezten Revolution. Die Regierung ließ ihm jedoch keine Unterstützung zukommen, wie es scheint. Er hing blos von den freiwilligen Beiträgen der Gläubigen ab, die ihm beitreten wollten. Es gesellte sich ihm ein anderer Priester Namens Auzou bei. Der Maire des neuen Dorfes neben Paris, Clichy la Garenne, berief den Abbé Chatel, um den Gottesdienst in der Pfarrkirche des Dorfes zu verrichten. Auch einige andere Gemeinden um Paris ließen durch ihn den Gottesdienst besorgen. Somit gewann der neue Kultus Ausbreitung und Ansehen. La Mode behauptet, Abbé Chatel habe sich mit Auzou entzweit; lezterer nämlich habe dem Abbé nicht mehr dienstbar bleiben, sondern auf eigene Hand sein Priesteramt ausüben wollen; Abbé Chatel, um sich über ihn zu erheben, habe sich darum von einem sogenannten konstitutionnellen Bischofe aus der ersten Revolutionszeit, der jezt ein Spezereihändler sey, zum Bischofe weihen lassen und den Titel als Bischof angenommen, worauf dann auch Auzou sich zum Bischofe aufgeworfen. Wollte nun der Abbé Chatel Erzbischof werden, und sollte auch Auzou dieselbe Lust anwandeln, so bliebe dem erstern nichts anders übrig, als sich zum Pabste zu machen. Was an diesem von einem partheiischen Journale erzählten Zwiste Wahres ist, weiß ich nicht; so viel ist gewiß, daß Auzou jezt seinen Betsaal hat, so gut als Abbé Chatel; ob sie aber vereint oder getrennt wirken, ist mir unbekannt. Beide nennen ihren Gottesdienst Culte catholique français. Allein von dem Katholischen dieses Kultus will das Oberhaupt der katholischen Kirche nichts anerkennen, sondern hat einen Bannstrahl gegen Abbé Chatel und seine Gehülfen geschleudert. Der Abbé läßt sich jedoch so wenig dadurch irre machen, daß er in den Zeitungen diese Woche hat ankündigen lassen, er werde künftigen Sonntag gegen das lezte päbstliche Breve predigen. Was diese neue Sekte für Folgen haben wird, läßt sich nicht wohl absehen; wahrscheinlich aber wird sie von selbst erlöschen; denn sie ist im Staate blos geduldet und nicht anerkannt, und die Polizei kann alle Tage ihre Säle schließen und die Zusammenkünfte verbieten. Niemand besoldet die Priester dieser Sekte; ihr einziges Einkommen besteht in den Almosen, die sie sammeln, und in den Gefällen, die sie von Taufen, Trauungen und Beerdigungen erheben. Die Klerisei haßt sie, die karlistische Parthei sieht sie als einen Auswuchs der Julirevolution an und die liberale Parthei hält wenig auf sie. Abbé Chatel wird in Paris als ein Mann angesehen, der die Julirevolution hat schlau benutzen wollen, um sich zu Ansehen und Berühmtheit zu erheben. Ob die Sekte bis jezt recht bestimmte Lehren hat, möchte zu bezweifeln seyn; sie beschränkt sich, wie mich dünkt, auf das Popularisiren des lateinischen Kultus. Ueberhaupt ist das Ganze eine Erfindung des Abbé Chatel und wird wohl mit diesem wieder verschwinden.

D g.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 250.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 18. Oktober 1832.

Welch eine Fülle wohnt von Kraft und Milde
Sogar im Marmor hier, im spröden, kalten,
Und in so manchem tiefgefühltem Bilde!

Platen.

Neapolitanische Briefe.

(Fortsetzung.)

Das merkwürdige Mosaikgemälde, die Alexanderschlacht, steht in Hinsicht der Gruppen und Perspektive, des Gesammtausdrucks und der detaillirten Ausführung keinem Pinselgemälde nach; es ist unbegreiflich, wie schöpferisches Genie so mit künstlicher Hand vermählt seyn konnte. Troz dem drängenden Gewühle der Schlacht, ist die kleinste Parthie ausgezeichnet: du siehst die blasse Furcht des fliehenden Königs, der einen seiner Lieblinge eben, von Alexanders Lanze durchbohrt, fallen sieht; den Wagenlenker mit der knallenden Peitsche, die schnaubenden, ungestümen Pferde, über Roß und Mann stürmend, die ganze verworrene Schreckensflucht der Perser, und hintendrein die gierigen macedonischen Gesichter und Alexanders Flammenauge. Fleiß und Geduld haben sich hier am Genie gerochen, dasselbe noch übertroffen, wenn es möglich war. Das Quadro ist sehr groß, gewiß über vierzehn Schuh lang und verhältnißmäßig breit; es soll mich wundern, wenn nicht schon hundert Kopien von dieser Riesenarbeit im Umlaufe sind. Gleichsam als Rahmen dazu dient ein anderes Mosaik, ein länglichter Strich, mit verschiedenen Thieren angefüllt, Ichneumon, Schlange, Krokodill ꝛc., wahrscheinlich eine Nachahmung egyptischer Sinnbilder.

An der appischen Straße scheinen, nach deutlichen Spuren, die meisten Handwerker gewohnt zu haben; ich sah zu meinem Erstaunen im Erdgeschoß eine Wohnung, nicht größer als unsere gewöhnlichen Zimmer, wo Mühle und Bäckerei zusammengedrängt waren. Die Mühle besteht in einem festen, kegelförmigen Granitstein, um den ein glatt anpassender, beweglicher steinerner Mantel läuft, welcher oben in einer Oeffnung das Getreide empfängt und dieses dann, wenn er durch Hebel im Kreis herum getrieben wird, an dem unbeweglichen Steinkloß zu Pulver reibt, welches unten durchfällt. Der Ofen, der im Hintergrunde steht, ist ganz auf die Art der unsrigen gebaut; mehrere Brode sind im Museo borbonico aufbewahrt. Freilich mag das Gebäck etwas rauh gewesen seyn, aber mich erbaut diese einfache und schnelle Art, sich zu nähren; sie gehört ganz in eine Republik. Für öffentliche Brunnen war sehr gesorgt, man findet deren an jeder Straßenecke. Auch in den Häusern sind Springbrunnen, Ziehbrunnen, welche leztere meistens in der durchbrochenen Zwischenmauer zweier Häuser liegen und mit dem unter der Stadt durchgehenden Flusse kommunizirt zu haben scheinen. Ich bemerkte die öffentliche Badeanstalt; sie schien, gemäß dem Gebrauche, den die Alten vom Bade machten, sehr einfach, übrigens sehr gut eingerichtet; wenn man aus dem warmen Bade trat, so kam man in ein durch die hohlen Wände mit Dampf geheiztes Zimmer, um sich beim Anziehen nicht zu erkälten. Diese sorgfältige Hautpflege, eine der vorzüglichsten Sitten der Alten, scheint mir in neuerer Zeit, sogar in Italien, allzusehr außer Acht gelassen zu werden; gewiß

gehört allgemeine Aufmerksamkeit auf dieses Organ, so gut als Mäßigkeit im Essen und Trinken, zu den Hauptregeln der Lebenserhaltungskunst.

Wenn man nun auf der Landseite zum Thore hinaus und die appische Straße hinuntergeht, sieht man rechts und links Grabmähler, mit Urnen und Inschriften versehen; Bänke dabei zum Sitzen, als hätte dieser Ort mehr einen Spaziergang, eine freundliche Stelle sanfter Rückerinnerungen, als einen traurigen Kirchhof vorstellen sollen. Dieses Bauen von eigenen Häusern für Verwandte, für berühmte Todte, war eine glückliche Idee der Alten. Man kann den Menschen nicht wohler thun, als wenn man ihnen die Furcht vor dem Tode nimmt; die Erfahrung ist leicht zu machen, daß nur die geringste Zahl, nur der Kern gebildeter Menschen den Tod nicht fürchtet, oder solche, die krankhaft exaltirt sind; und da das Leben eine so süße, liebe Gewohnheit ist und die Todesverachtung nie als Prinzip aufgestellt werden kann, weil ihr der Instinkt widerstrebt, so kann man umgekehrt schließen, daß ein unschauerlicher Uebergang von Seyn zu Nichtseyn die Menschen unbefangener und tüchtiger für's Leben mache, indem er sie von der Last eines gewaltigen Schreckbildes befreit, das sie sehr oft von ihren bürgerlichen Pflichten abhält. Auf einem Grabmal steht ein Sinnbild in erhabener Arbeit: ein Schiff läuft in den Hafen und die Matrosen ziehen die Segel ein.

Das Ausgraben geht, wie immer, sehr langsam von Statten; während zu Murats Zeit 1000 Mann am Geschäfte waren, sieht man jezt einige zwanzig Menschen, und nicht anhaltend arbeiten. Es scheint, man will des Guten und des Neuen nicht zu viel auf einmal, man will die Fundgruben interessanter Neuigkeiten nicht erschöpfen, um die Neugierde der Fremden immer fesseln zu können.

Um den Grund zu einem tiefern Studium von Pompeji zu legen, oder dir auch nur einen bleibendern Genuß dieses Eindrucks zu verschaffen, mußt du dich nach jedesmaligem Besuch der Stadt sogleich und zwar, wenn das „aus den Augen, aus dem Sinn“ auf dich anwendbar ist, mit verbundenen Augen zu ihren ehemaligen Bewohnern in's burbonische Museum führen lassen. Nicht als ob du hier lauter Pompejaner und Pompejana beisammen fändest, das hat auch im Grunde nichts zu sagen für den Gesammteindruck; aber sie kommen dir alle entgegen, und die gerade am meisten, die du dort am schmerzlichsten vermißtest. Ja, diese beiden Besuche sollten so viel als möglich in einen einzigen verschmolzen werden, und ich schreibe es der unpassenden Trennung derselben zu, daß wir vom burbonischen Museum noch fast nichts als trockene Cataloge besitzen. Es ist noch nichts gethan, wenn du kalt und ohne Einbildungskraft die pompejanische Lokalität nur in so ferne kennst, um bestimmen zu können, wo dieser Balbus gestanden und sein Sohn, wo man diesen Cicero fand und jenes Mosaik. Aber eben so wenig fördert dich auch der kalte Ausspruch: „Kunst ist immer Kunst,“ mag sie im Museum oder in Pompeji sich zeigen. Freilich, wenn keine lebendigeren Gefühle sich deiner bemeistern und du mit deiner Schulweisheit dir aushelfen kannst, dann hast du Recht: kaufe dir für einen Gulden das Verzeichniß an der Thüre, nimm dir zuvor noch den Spruch des heil. Paulus zur Regel: „prüfet Alles und das Gute behaltet,“ und dann lauf herum mit dem Buch und dem Ellstock und rufe aus: „welch schöner Adonis, welch gerechter Aristides, welch prächtiger Haarzopf der Plautina!“ kritisire die unordentliche Zusammenstellung der Antiken, z. B. man hätte hübsche Kreise bilden, Gleiches zu Gleichem stellen sollen, dann hätte man im Vorbeigehen noch etwas Chronologie mitnehmen können u. s. w. (Der Beschluß folgt.)

Bilder aus Rußland *).

Die uralischen Diamanten.

Den ersten motivirten Fingerzeig über die wahrscheinliche Existenz von Diamanten im Ural verdankt man dem Professor an der Universität zu Dorpat, Moriz von Engelhardt, welcher im Jahr 1826 eine wissenschaftliche Reise in den Ural machte. In einem Auszuge aus einem seiner Briefe, der in dem Journal de St. Petersbourg Nr. 118. abgedruckt ward, heißt es unter anderm: „Die Platinhaltigen Sandablagerungen der, zu den Goroblagodatskischen Bergwerken gehörigen Nishneturinskischen Werke bieten die auffallendste Aehnlichkeit mit den Bezirken dar, die in Brasilien Diamanten führen. Diese liegen, nach Eschweges geognostischem Gemälde von Brasilien, vornehmlich zwischen Geschieben von Brauneisenstein, unter denen sich eine große Menge verschiedenfarbiger, mikroskopischer Steine, und mehr Platin als Gold findet. Die Sandablagerungen um Nishneturinsk sind ein ähnliches Gemenge, und die Anwesenheit des Brauneisensteins ist um so bemerkenswerther, da in Brasilien die Diamanten gerade von den Trümmern desselben so eingeschlossen sind, daß beide Mineralien wohl nicht zufällig zusammentrafen, sondern ursprünglich einer und derselben Felsart angehören mochten u. s. w.“ Der Professor Engelhardt konnte sich wegen Mangel an Zeit auf örtliche Nachsuchungen nicht einlassen. Bald aber erging, auf Befehl des Finanzministers, an alle Bergwerksverwaltungen die Vorschrift, den auf geognostische und mineralogische Untersuchungen auszusendenden Bergbeamten das Beachten der Diamantenspuren

*) Wir denken unter diesem Titel den Lesern einige Scenen aus der Reise mitzutheilen, welche Georg Engelhardt im Jahr 1830 von Petersburg nach dem Ural gemacht und in den von ihm herausgegebenen interessanten Russischen Miscellen (Petersburg 1832.) beschrieben hat.

dabei zur Pflicht zu machen. Lange waren die Nachforschungen fruchtlos, obgleich sie, da auch Humboldt sich auf seiner Reise in den Ural zu Engelhardts Ansicht bekannte, lebhaft betrieben wurden. Endlich war der Graf Polier, welcher den Baron Humboldt auf einem Theile seiner Reise begleitete und sich dann von ihm trennte, um die an der Westseite des Gebirges gelegenen Besitzungen seiner Gemahlin zu besuchen, so glücklich, zu Krestowosdwishenskl unter einer Menge Proben der bei dem Waschen des goldhaltigen Sandes gefundenen Quarz- und Schwefelkieskrystalle, welche ihm in Folge eines frühern Befehls vorgelegt wurden, am 23sten Juni 1829 den ersten uralischen Diamanten zu entdecken. Dieser Krystall war durch seinen ungewöhnlichen Glanz am vorhergehenden Tage einem dreizehnjährigen Bauerknaben, Pawel Popow,*) bei'm Waschen des Goldes aufgefallen, und er hatte ihn dem Aufseher mit der Bemerkung abgeliefert: „dieser glänzt ganz anders als die übrigen." Der Aufseher aber, weniger scharfsichtig als der Knabe, fand nichts Außerordentliches an dem Steinchen und warf es unter die andern Krystallproben, wo es wahrscheinlich verloren gewesen wäre, wenn nicht der Graf bei genauerer Prüfung den kostbaren Krystall unter dem Gemengsel heraus gefunden hätte. Diesem ersten folgten bald mehrere Diamanten, deren zwar keiner von bedeutender Größe ist, die aber, nach dem Urtheile der Kenner, den brasilischen durchaus an Güte und Schönheit nicht nachstehen.

Diese brillante Erfüllung seiner frühern Andeutung bewog den Professor Engelhardt, im Sommer des Jahres 1830 eine zweite Reise nach dem Ural zu unternehmen, um die Felsbeschaffenheit des Fundortes der Diamanten genauer zu untersuchen. Er hat die Resultate seiner Forschungen in einer Schrift: „Die Lagerstätte der Diamanten im Uralgebirge &c.," niedergelegt, welche unter andern das für die Wissenschaft gewiß höchst interessante Resultat enthält, daß das bisher immer noch nicht bestimmte Muttergestein des Diamanten wahrscheinlich ein schwarzer Dolomit sey.

Das Gold- und Diamantenwaschen geschieht hier noch auf die allereinfachste Weise, größtentheils durch Knaben. Da ist unter freiem Himmel eine lange Reihe, aus ungehobelten Brettern zusammengeschlagener, etwas schräg abwärtslaufender Waschbänke auf dem Boden, eine dicht neben der andern; über dem obern Ende derselben läuft eine hölzerne Rinne, aus welcher das darin rieselnde Wasser, vermittelst eines Zapfens, nach Bedürfniß des Wäschers, auf den Waschherd fließt und von dem darauf geschütteten Sande, der beständig mit einem an einer Stange befestigten Haken umgerührt wird, nach und nach alle leichtern erdigen Theilchen wegschwemmt. Wenn das so eine Weile gedauert hat, so bleibt auf dem obern Ende des Waschherdes etwas feiner, schwarzer Sand und — Gold nach; um dieses zu scheiden, bedient sich der Arbeiter einer kleinen Bürste, mit welcher er jenen Rückstand sorgfältig zusammenkehrt, aber auch zugleich, durch eine eigene Bewegung aufwärts, so zu sagen auflockert, damit der darauf geleitete schwache Wasserstrahl den schwärzlichen Sand vollends wegschwemmen könne; wenn dieses geschehen ist, liegt eine kleine Prise hellfunkelnder Goldkörner da, welche mit den Fingern aufgenommen und in eine, neben jedem Arbeiter stehende Schaale gethan werden. So kommen Pude Goldes zusammen. Ich bemerkte den Burschen, daß da doch sehr wenig herauskomme; darauf antwortete mir der Eine: „Ei, Herr, die Hühner picken ja auch ihr Futter nur zu Einem Körnchen auf, und werden doch satt und fett;" ein anderer aber rief mir poetischer zu: „Der Ural ist ein tüchtig hoher Berg, und besteht doch auch nur aus lauter kleinen Sandkörnchen."

Ungefähr eben so geht es auch bei dem Diamantensuchen her, mit dem Unterschiede, daß hier eine geringere Portion schon von den feinen, erdigen Theilen gereinigten Sandes auf das obere Ende des Waschherdes geschüttet und eben nur angefeuchtet wird, und daß die Wäscher ihn hier nicht, wie bei dem Goldsande, stehend mit einer Stange rühren, sondern auf dem Bauche liegend, mit einem kleinen, platten Hölzchen, ungefähr wie ein Messer gestaltet, in den Tausenden kleiner Kristalle und Steintrümmer herumwühlen. So liegen da sechzig Bursche, einer neben dem andern; ihre ganze Aufmerksamkeit ist ausschließlich auf den Gegenstand ihrer Nachsuchung gerichtet, von dem sie kein Auge verwenden; kein Laut ist zu hören, keine Bewegung zu sehen. Plötzlich erhebt sich eine Hand, mit dem Freudenruf: almàs, ein Diamant! und alle sechzig Köpfe drehen sich nach dem Glücklichen hin. Einer der beiden Aufseher, die unaufhörlich längs den Waschbänken hin- und hergehen, läuft herbei, besieht prüfend den Fund, und bestätigt die Meinung des Finders, oder — spricht das Schreckenswort: pustòje, 's ist nichts! Im erstern Falle springt der Bursche gemeiniglich auf und schießt in gestrecktem Galopp nach dem beinahe zwei Werste von da gelegenen Comptoir, um seinen Schatz abzuliefern und die dafür bestimmte Geldbelohnung zu holen. Hat es aber pustòje geheißen, so guckt er ganz traurig nochmals das Steinchen genauer an, befragt vielleicht auch wohl ein paar Nachbarn um ihre Meinung, und wenn er dann findet, daß der Aufseher Recht hat, so wirft er den trügerischen Gegenstand seiner Hoffnungen unter die übrigen Trümmer und fährt ganz ruhig in seiner Arbeit fort. Zuweilen geschieht es, daß die Meinungen getheilt sind, und dann hat der Finder das

*) Der Bursche hat eigentlich bei dem Funde mehr erlangt als seine Herrschaft; diese hat einige glänzende Steinchen gewonnen, er aber das köstlichste Juwel, seine persönliche Freiheit, die ihm nebst einer Summe Geldes geschenkt worden ist.

Recht, den vermeintlichen Diamanten in ein eigends dazu verfertigtes schmales eisernes Kästchen zu thun, welches in lauter kleine Fächer, nach der Anzahl der Arbeiter, abgetheilt ist und oben im Deckel eben so viele kleine runde Oeffnungen mit Nummern hat. Dieses verhängnißvolle Kästchen, zu welchem der Schlüssel sich bei dem Inspektor befindet, wird Abends in's Comptoir getragen, wo dann im Beiseyn des Finders untersucht und entschieden wird, ob er die für jeden solchen Fund bestimmte Belohnung zu gewärtigen hat oder nicht. Uebrigens machen die sechszig zerlumpten und ziemlich hungrig aussehenden Knaben, die da über den Waschbänken liegen, einen höchst sonderbaren Kontrast mit dem Golde und den Diamanten, in denen sie herum wühlen. Bis jezt ist die Ausbeute an leztern noch sehr unbedeutend; im Laufe von ungefähr anderthalb Jahren sind nicht mehr als dreißig derselben, von ½ bis 2¼ Karat an Gewicht, alle in dem Thale der Poludenka gefunden worden; man darf aber hoffen, daß diese köstlichen Krystalle sich auch wohl an andern Orten werden finden lassen, besonders wenn man durch den Dolomit vielleicht auf die Spur der eigentlichen Diamantenniederlage gelangt.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

W. Scotts Tod. Eine neue deutsche Zeitung.

Sir Walter Scott ist todt; ein neues Opfer, das dieses großen Männern feindliche Jahr weggerafft. Was er der Welt gewesen, weiß Jeder, der auch nur Eines seiner Werke gelesen, der, wenn ihm einer seiner hundert Nachahmer in die Hände gefallen ist, den Abstand vom Originale gemessen hat. Wer Alt und Jung, Gebildete und Ungebildete, Landsleute und Fremde, im Original wie in der schlechtesten Uebersezung den höchsten Genuß gewährt, der bedarf keiner Lobrede. Nie ist auch ein Schriftsteller reichlicher vom Publikum belohnt worden, nicht nur durch die allgemeine Liebe und Achtung, sondern auch durch Reichthum. Dennoch ist er arm und tief verschuldet gestorben, so daß, wenn das Publikum seinen Erben nicht zu Hülfe kommt, Abbotsforth in fremde Hände wandern wird. Der Verstorbene hatte sich unglücklicherweise mit dem ersten Verleger seiner Werke (Constable von Edinburg) in solche Verbindungen eingelassen, daß er bei dessen Bankerott sich durch die Ehre, obgleich nicht durch das Gesez, verpflichtet hielt, die Bezahlung seiner, sich auf die ungeheure Summe von 120,000 Pfund Sterling belaufenden Schulden zu übernehmen. Zu diesem Zweck unternahm er die Herausgabe seiner sämmtlichen Werke, womit es ihm auch wirklich gelungen ist, die Hälfte der großen Summe zu tilgen. Aber seine Güter sind den Gläubigern für's Uebrige verpfändet, und obgleich sein Sohn gut verheirathet seyn soll, so glaubt man doch nicht, daß er sie zu lösen im Stande seyn werde. Es ist daher von vielen Seiten vorgeschlagen worden, die erforderliche Summe durch Subscription aufzubringen; es wäre das schönste Denkmal, welches das englische Volk seinem Lieblingsdichter errichten könnte.

Wir haben eine neue deutsch-englische Zeitschrift hier, welche mit höhern Ansprüchen auch größeres Talent verräth, als die zuerst erschienene, und dabei nur vier Pence, statt sechse, kostet. Indessen scheint ihre Tendenz zu ausschließlich politisch, und zwar ultra-liberal zu seyn; die erste Nummer, worin man indessen einen längern Aufsaz über die deutsche Oper in London verspricht, ist ganz politisch. Man darf sich freilich nicht wundern, wenn man in unsern Tagen so viele tüchtige Köpfe sich dem überlebenen Liberalismus zuwenden sieht, der alles Historische mit Stumpf und Stiel ausrotten möchte, da die, denen die Erhaltung des Historischen offiziell obliegt, die Tendenz der Zeit mißkennend und mißdeutend, keine Entwickelung gestatten, sondern in Kirche und Staat Alles störrig festzuhalten streben, blos weil sie, die Bevorrechteten, sich bei'm Alten behaglich fühlen. Das starke Rütteln an dem, obgleich in Manchem veralteten, doch noch immer festen Gebäude hat immerhin sein Gutes, weil doch dadurch das Baufällige und Lückenhafte recht deutlich wird, wenn man nur das Erschüttern und Niederreißen nicht für Bauen und Befestigen ausgeben wollte. Meines Erachtens stiften die Vermittelnden doch noch das meiste Gute, und obgleich das Böse vom Guten nie im Grad, sondern in der Art verschieden ist, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß wir einmal in keiner vollkommenen Welt leben. Wer heutzutage also wahrhaft Gutes stiften will, der verbreite nur Licht, der lehre die Menschen nur ihre innern und äußern Schäze kennen und nach Umständen gebrauchen, und es wird schon allmählig erträglicher werden. Die öffentliche Meinung hat nun einmal eine Herrschaft erlangt, welcher selbst der entschiedenste Despotismus nicht geradezu die Stirne zu bieten wagt. Man fahre also nur getrost fort, diese öffentliche Meinung intensiv sowohl, als extensiv zu stärken, und es wird allmählig an Werkzeugen fehlen, das Böse auszuführen. Man blicke nur auf England: wer hätte glauben sollen, als im Jahr 1819 die Radikalreformer zu Manchester unter den Säbeln der Yeomanry fielen, daß in wenigen Jahren diese Yeomans selbst zu Reformern werden würden? wer hätte es sich träumen lassen, als man ein paar Jahre früher die Verbesserungsvorschläge eines Samuel Romilly so schnöde als kühne Neuerungen abwies, daß ein Peel, der Stolz der Tories, es sich so bald nachher zur Ehre rechnen würde, diese, nebst so vielen andern einst verhöhnten, ja streng verpönten Neuerungen einführen zu dürfen? Wer hätte gehofft, 1830 die irländischen Katholiken von einem Wellington emancipirt zu sehen, da zwei oder drei Jahre vorher ein Canning verzweifelte, den nicht conformirenden Protestanten diejenigen Rechte gesezlich zu sichern, die sie doch schon faktisch besaßen? wer hätte erwartet, als man im Jahre 1829 einen Huskisson und Palmerston aus dem Kabinette stieß, weil sie die Repräsentation von einem einzigen corrupten Flecken auf eine nicht vertretene große Stadt übertragen wollten, daß im Jahre 1832 über fünfzig solcher Flecken am Altare der öffentlichen Meinung würden geopfert werden? Freilich bestand während dieser Zeit immer der große Hebel der öffentlichen Meinung, die Preßfreiheit, in der vollsten Kraft, und das Werk der Wiedergeburt ging um so schneller von statten. Aber schon, daß es so schön, so unblutig von statten geht, ist ein großer Fingerzeig für andere Nationen. Wenn man die öffentliche Stimme dort auch dämpft, man kann sie doch nicht ganz zum Schweigen bringen; sie spricht fort und wird fortsprechen, und wird sie auch nicht so schnell wirken, als wenn sie auf dem Markte und von den Dächern herab predigen dürfte, sie wirkt doch immer. So viel Raum, als jeder Einzelne von uns heute für sein persönliches Gedeihen bedarf, wird sich wohl noch behaupten lassen, und die Menschheit — nun, die lebt morgen auch noch. Unsere Zeitschrift, die uns zu diesen Betrachtungen Anlaß gegeben, heißt, der Nachfrage wegen, Germania; ein gar lieber Name.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 251.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 19. Oktober 1832.

Der gesunde Verstand, der richtige Blick, die gewandte Hand sind die goldenen Pathenpfennige der Natur.

Hippel.

Bilder aus Rußland.

Marktscenen aus Nis'hnji Nowgorod.

Ich war in Nis'hnji Nowgorod zur Zeit des großen Jahrmarkts. Die ungeheure Budenstadt, ganz aus Stein und Eisen, nebst allen dazu gehörenden Kanälen und andern Bauten, ist vollendet, und die ganze Anlage ist ein wahrhaft gigantisches Werk, das einem noch großartiger erscheint, wenn man die alten elenden Bretterbuden in Makarjew gesehen hat, von wo bekanntlich der Markt nach Nowgorod verlegt worden ist. Uebrigens gestehe ich, es geht mir, wie vielen hiesigen Kaufleuten: der neue, prächtige Markt mit seiner Regelmäßigkeit, mit seinen parallel laufenden Gassen und schönen steinernen Buden u. s. w. ist mir unheimlich; man hat den alten, freilich etwas zottigen Makarier beschoren, in eine fremde Form gezwängt, ihm knapp anschließende neumodische Kleider und Schuhe angezogen, in denen er nun steif und unlustig einher geht, und für den nicht kaufmännischen Beobachter seinen Hauptreiz, die kräftige, originelle Natur fast ganz verloren hat. Zu meinem Troste ist auch hier das Sprüchelchen: chassez le naturel, il revient au galop, wahr geworden; auf der ganzen Fläche um die Jahrmarktsstadt herum haben sich die alten makarjewschen Balagany, Bretterhütten, wieder eingestellt; da ist es wieder heimisch, und da hab' ich auch gleich meine Kernrussen wieder gefunden.

Da steht bei der Linie der Nabe- und Wagenmacher, wo unabsehbare Berge von kasanschen Bügelräderreifen hoch aufgethürmt liegen, unter Gottes freiem Himmel, ein junger Bursche vor einem Schattenriß von Drehbank, auf der er die Rädernaben drechselt. Ein zufällig dort gewachsener gerader junger Baum ist von seinen Aesten etwas gereinigt und dient als Wippe oder Feder; von dem Gipfel desselben, an dem noch ein Büschel Blätter geblieben ist, läuft eine Schnur um die, zwischen zwei aufrecht in die Erde gesteckten Brettern sich drehende Nabe herum, und von da hinab bis an ein unten daran befestigtes Trittbrettchen, welches der Künstler mit dem Fuße in Bewegung sezt. — Man begreift gar nicht, wie das schwankende Gebäude zusammenhält, wie nur irgend etwas Ordentliches von Arbeit darauf hervorgebracht werden kann, besonders da die Nabe nicht, wie bei einer ordentlichen Drechselbank, nach Einer Seite herum, sondern immer hin und zurück gedreht wird. Demungeachtet geht die Arbeit ganz lustig von Statten, und in der größten Geschwindigkeit ist eine ganz ordentliche Nabe, mit Hohlkehle und Sims, zierlich und glatt abgedrechselt. Ich sah dem Burschen eine Weile zu und äußerte ihm endlich mein Erstaunen darüber, daß er auf dem wackeligen Dinge etwas Taugliches hervorbringen könne. „Ei wie so?“ antwortete er, immer fort arbeitend, „was fehlt der Drechselbank? Mein Vater ist als Rademacher in der ganzen Kasanschen Gegend berühmt, seine Arbeit wird überall gesucht und er hat gerade keine bessere Drehbank

als ich, nur daß die seinige in der Scheune steht. Ich habe mir diese da heute früh selbst zusammengehämmert, und was das Wackeln anlangt, so will ich ihr das schon abgewöhnen; wenn's hernach Feierabend ist, so schlage ich hier von jeder Seite noch drei schräge Stützen daran, da soll das Ding stehen wie eine Mauer." Im Laufe unsers Gesprächs erfuhr ich, daß er gestern Abend als Ruderknecht auf einem großen Bote aus Kasan angekommen sey; heute früh hatte er sein Atelier aus einigen, hier zusammengelesenen Brettstückchen zu Stande gebracht, zwei Naben waren schon fertig, die andern beiden hoffte er noch vor Abends zu endigen, und: „Bestellungen hab' ich schon mehrere, man kennt uns," setzte er mit Selbstgefühl hinzu. So wird er drei bis vier Wochen arbeiten, wahrscheinlich immer auf der platten Erde, neben seinem luftigen Atelier unter einer Matte schlafen, Brod und Kwas essen und ganz vergnügt mit fünfzig Rubeln (so viel hofft er sicher rein zu gewinnen) nach Kasan zurückkehren. Sein ganzes Werkzeug besteht aus einer wie gewöhnlich hinter dem Kuschak steckenden Axt, einer kleinen Handsäge, und in drei alten Stemmeisen, von denen die zwei, gerade nicht gebrauchten vorn in den Gurt gesteckt werden.

Solcher selbstständiger Künstler gibt es hier eine Menge; der Eine fertigt Speichen an, die ein Anderer in die Bügelfelgen und Naben einsetzt und Räder daraus macht; der Dritte bereitet die Bäume und so fort; in zwei bis drei Tagen ist alles zusammengesetzt; der Schmidt, der auch auf freiem Felde seine Esse aus einigen Steinen aufgestellt hat, besorgt in der größten Geschwindigkeit den Beschlag, und in höchstens vier Tagen ist eine ganz ordentlich aussehende Telega zu Stande gebracht.

Nicht weit von den Bügelräderbergen steht der sogenannt Tschig, eine wenigstens eine Werst lange doppelte Reihe angespannter Bauerwagen, welche sich zum Verführen der Waaren von dem Ufer nach dem Markte vermiethen. Sie sind regelmäßig aufgestellt, jeder hat seine Nummer am Krummholz und an dem Hute des Führers, und keiner darf anders, als nach der Folgereihe, in der sie stehen, abfahren. Dieß ist durchaus nöthig, denn sonst würde hier eine so gewaltige Unordnung unter den Tausenden von Fahr- und Gewinnlustigen entstehen, daß man vielleicht Stundenlang würde warten müssen, eh' man seinen Wagen aus dem Chaos herauszubringen vermöchte. — Die Leute sehen das selbst ein und fügen sich willig in die Ordnung, welche durch einige aus ihrer Mitte gewählte Starosty streng erhalten wird. — Bei dem ungeheuren Bedürfniß ist der Tschig in fast unaufhörlicher Bewegung; es ist eine Art von militärischem Manöver: so wie von dem vordern Ende zwanzig bis dreißig Wagen abgefahren sind, rücken die übrigen vor, und die zurückkehrenden stellen sich dann wieder an das hintere Ende. Von einer kleinen Anhöhe übersehen, gibt das einen sonderbaren Anblick.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neapolitanische Briefe.

(Beschluß.)

Die Kunst als abstrakter Begriff ist freilich immer Kunst, aber die Kunstgebilde sind, wie alle konkreten Wesen, innig gebunden an die Verhältnisse, aus denen sie hervorgingen, in denen sie immerfort wurzeln. Wenn der Künstler nicht vermag, zu seinen Empfindungen, zu seiner Zeit uns zurückzuführen, wenn wir nicht selber Künstler werden in der Anschauung, wie er Künstler war in der Darstellung, wenn wir nur anstaunen, nicht fühlen und denken können, dann ist entweder das Kunstwerk nicht der Beschauung oder wir nicht dessen Anschauung würdig. Doch diese Antiken haben ein weiteres Interesse: es handelt sich hier nicht um reelle Kunstverhältnisse; sie machen einen höhern geistigen Anspruch an uns, sie wollen uns in die Vorzeit hinüberführen, sie sprechen verständlich genug, wenn wir Sinn haben, sie zu verstehen, und gerade deßwegen müssen wir sie in ihre pompejanischen Verhältnisse zurückbringen; dann decken sie uns manches Unbekannte jener Stadt und ihrer Lebensart auf und bewirken vor Allem jenen Gesammteindruck, ohne den die einzelnen Parthien gehaltlos und ohne Bedeutung sind. Es versteht sich, daß ich hier im weitern Sinne von Antiken spreche, von Säulen, Statuen, Vasen, Mosaiken, Basreliefs, Wandgemälden, Schmuck, Geräthschaften aller Art, auch von Resten der Theater, Amphitheater, Thermen, Gräber, Gebäude u. s. w.; sie alle müssen wir im Geiste hinbringen an die Stelle, wo man sie weggenommen hat, und dann werden wir nicht nur ihre Umgebungen, sondern auch sie selbst besser verstehen und würdigen können; dann lernt man z. B. den ungeheuern Abstand des Patriziers vom Plebeier in Hinsicht auf Aufwand sowohl als Bildung kennen, macht sich einen Begriff von dem abgegränzten Standpunkte der Gewerbe, der Kultur damaliger Zeit, man sieht, welche Häuser mit Egypten, mit Griechenland, mit Luxus, mit Kultur in Verbindung standen und stehen konnten.

Die Abtheilungen des burbonischen Museums sind längst bekannt und ihr Inhalt, von den abgebrochenen Füßen, die in der Mauerecke des mittlern Hofes liegen, bis auf die Sonden und Nadeln des Wundarztes der alten Stadt, an den Fingern hergezählt worden; kommt doch die halbe Welt in das Haus und besieht die Etiketten und kreischt Kunstwörter, daß ein ruhig sinniger Mann die Geduld sammt dem Kopfe verlieren muß.

Der egyptische Saal ist eine kleine Sammlung von winzigen, meist bronzenen, halben, von den Seiten zusammengedrückten barocken Thier- und Menschenfiguren, die wahrscheinlich der Isistempel den Gläubigen als Amulette wird angehängt haben; sie haben auch keinen besondern Werth. Wollte man die Statuen und Büsten und Säulen nach ihren Schulen eintheilen, so würde man eine griechische, griechisch-römische, oder großgriechenländische und eine römische Klasse bekommen. Sie sind auch leicht von einander zu unterscheiden. Es herrscht ein eigenthümlicher, strahlender Lebensglanz in den griechischen Antlitzen; überall ein besonderer, leichter, ungezwungener, durchscheinender Faltenwurf der Gewänder, und eine Stellung, die überall, selbst in der Anstrengung, zwischen Kraft und Weichheit das Mittel hält; diese freundliche Kunst nimmt selbst dem Tode seine Schrecken, wogegen die römische Darstellung immer römisch, hart ist, selbst in der Biegsamkeit unbiegsam, mit tausend Falten dennoch schwer und hangend. Der Römer überwand den Stein, der Grieche schuf ihn um. Die griechisch-römische Epoche scheint nicht nur ihrem Namen nach, sondern in der That mit Recht zwischen inne zu stehen. Der große Werth dieser Sammlung besteht nicht in der großen Zahl der Gegenstände, sondern in ihrer verschiedenen Zeiterscheinung. Weiter in's Einzelne einzugehen, habe ich keine Lust, indem man kein Ende sieht; man muß ein Zimmermannisches Werk darüber schreiben, oder schweigen, denn mit den bloßen Exklamationen ist am Ende doch nichts gesagt. Nur möchte ich noch einmal den Saal besuchen, wo die alten römischen Kaiser stehen; ich bin so oft in dieser großen Herrn Gesellschaft gewesen, habe ihnen den Text gelesen und Herodian und Tacitus repetirt auf ihren Gesichtern; ich kann mich darum nicht so leicht trennen. Sie stehen da in zwei langen Reihen, gar ernst, und winken mit den Augen, recht wie Conterfeye im großen Ahnensaal der Geschichte. Nero: tiefsinnig, ein seiner nicht bewußt gewordener Held, die langen, auswärtsstehenden Ohren wie ein Thier zum Lauschen reckend; Tiber: Hohn und Verachtung zwischen die feinen Lippen klemmend, die von zwei starken Backenwülsten umgeben sind, niedrige Stirne, steife Haare, spitze Nase; Trajan (Napoleon): viel Beweglichkeit in dem melancholischen Gesichte, große Augen; Galba: dicker Hals mit feinem Kinn; Titus: (Bourbon) behaglich; Otto: glatte, unbestimmte Majestät; Maximin: schöner, abgearbeiteter Kopf, skeptischer Zug; Heliogabal: Hyänenschönheit; Marciana: gewöhnliches Weibergesicht; Vitellius: Aehnlichkeit mit dem jungen König von Neapel, nur schärfer, älter; Antonin: kolossale Büste, volles Gesicht, freundlich; Domizian: Aehnlichkeit mit Trajan, aber daneben Zug von Grausamkeit; Caracalla: schönes wildes Räubergesicht aus Calabrien; Comodus: Kopf von einem einzigen Ausdruck: unbedeutend; Lucius Verus: sehr besorgter Backenbart, Salonsgesicht; Caligula: ungeheurer Hinterkopf, breiter Mund zur spitzen Nase; Augustus: Melancholie, napoleonisch, sehr italienische Nase, hohe Stirne, Mund verachtend; Nerva: gemeines, scharf durch Alter gezeichnetes Gesicht. Vespasian und Hadrian wie Titus, drei recht behagliche Bierwirthe; Cäsar beherrscht sie Alle: denkende Stirne, lachender Mund, glanzvolle, bedeutende Majestät.

Der alte Pförtner und Priester im Tempel der neapolitanischen Alterthumskunde, der tüchtige, freundliche, allbekannte Canonico de Jorio, schafft noch immer thätig fort. Der Fleiß, mit dem er arbeitet, und die Vertrautheit, die ihm dadurch mit dem Fach geworden ist, ersezt vielleicht jenen synthetisirenden Geist, der viele Alterthumsforscher nur zu leicht zu Resultaten treibt. Man tadelt ihn, daß er nach so vielen Erfahrungen noch nicht zu triftigen Schlüssen gelangt sey. Auch ist seine lezte Schrift: „Ableitung der neapolitanischen Geberden von dem Mienenspiel der Alten," vielleicht zu geringfügig, um geeignet zu seyn, diesen Tadel von ihm abzuwenden; aber dafür ist er als Sammler, als analysirender Beobachter vielleicht gerade an seinem Platze da, wo alle Augenblicke neue Monumente zu Tage brechen. Uebrigens ist seine Auslegung der Virgilischen Beschreibung der Unterwelt und deren Nachweisung in den phlegreischen Feldern, dem Vorgebirge von Misene 2c., wieder so interessant und tiefdringenden Scharfsinn verrathend, daß man ihm entweder deren Bearbeitung streitig machen, oder aber seinem Genie völlige Gerechtigkeit und Anerkennung widerfahren lassen müßte. Diese Arbeit, mit einer sehr genauen Karte begleitet, ist gewiß in Deutschland bekannt und das Vorzüglichste, was man in archäologisch-typographischer Beziehung über jene Gegend sagen kann.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, September.

Schellings Vorlesungen über die Philosophie der Offenbarung.

Schelling hat im verflossenen akademischen Halbjahre seine Vorträge über die Philosophie der Offenbarung vor einem zahlreichen Auditorium fortgesezt. Wer, wie ich, nicht bei der Grundlegung des Gebäudes zugegen war, hat keinen Beruf, sich auf den Gipfel eines Theiles zu stellen, um von dort herab eine Zimmermannsrede zu halten, desto weniger, je durchdachter der Zusammenhang, je kunstreicher die Gliederung ist. Mit den so eben erwähnten Vorlesungen stehen die vorhergegangenen über die Philosophie der Mythologie in genauer Verbindung. Einige Arbeiten verwandten Inhalts sollen zum Druck bereit liegen und dürften, wie es heißt, nächstens in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinen. Wahrscheinlich drehen sie sich in der Ausführung mehr oder weniger um den Angelpunkt der verheißenen Schrift: die Weltalter, welche schon längst unter den Verehrern Schellings die Erwartung bis zur Ungeduld gespannt hat. Die Verzögerung mag hauptsächlich darin ihren Grund haben, daß

Schelling Allem dem, was er seinem Rufe, der Sache der Wahrheit und der Theilnahme des Publikums schuldig ist, mit der gewissenhaftesten Strenge nachzukommen sucht. Ob nun während der Zeit, wo er schwieg, eine Veränderung in seiner Denkweise vorgegangen ist, wie Einige behaupten wollen, oder ob er den Faden seines Systems glüklich fortgesponnen hat, sollten auch bei dem labyrinthischen Unternehmen einige Knoten mit untergelaufen seyn, darüber werden Schellingianer und Antischellingianer zur Zeit ihre Stimmen im Doppelchorus laut genug abgeben.

Wenn die halbe Philosophie bisher mit der Offenbarung höchstens einen Scheinfrieden schloß, unter den zweideutigsten Bedingungen, indem die zahme Unvernunft mit der feken Vernunft heimlich Kuppelei trieb, so pflegt auf der andern Seite die vollkräftige Philosophie, insofern sie ihr leztes Ziel geraden Weges verfolgt, ohne sich nach dem Schatten eines Ruheplazes zu sehnen, mit der Offenbarung in einen unheilbaren Zwiespalt zu gerathen. Wird umgekehrt der leztern bei dem Wechselverkehre die entscheidende Vorhand zugesprochen, so ist die Philosophie der Gefahr einer Knechtschaft ausgesezt, von welcher selbstständige Geister sich mit dem gerechtesten Unwillen abwenden. Da beide so unendlich schwer zusammengehen, hat man, des bessern Abkommens wegen, eine Trennung vorgeschlagen; soll aber die ewig reine Wahrheit nicht in eine zweiköpfige Mißgestalt ausarten, so tritt die Philosophie, nachdem sie sich bei der Offenbarung höflich empfohlen hat, durch eine Fallthüre wieder zu ihr herein und treibt unter der Maske eines andern Namens abermals nach wie vor ihr Wesen. Sollte es nicht möglich seyn, auf der höchsten Spize der Spekulation, da, wo sie gleichsam ihre äußersten Kräfte erschöpft hat und deßwegen der Anerkennung eines Urgeheimnisses am nächsten ist, oder wie man den lezten unaussprechlichen Grund alles Daseyns und Erkennens bezeichnen mag: sollte es nicht gelingen, von dort aus einen Uebergang zu gewinnen, vorerst zu der Nothwendigkeit, dann zu dem Wesen, den Entwickelungsstufen einer Offenbarung, so daß sie das Wort jenes Räthsels in einem treffenden Gleichniß ausspricht?

Etwas der Art scheint mir Schelling zu beabsichtigen, wenn ich die Bruchstüke seiner Lehre nicht mißverstehe, wenigstens hat sein Verfahren mit den wohlbekannten Kunststücken philosophischer Dogmatiker nicht das Mindeste gemein. Abgesehen von den ihm eigenthümlichen Grundideen, bedient er sich bei Behandlung einzelner, schwieriger Punkte meistens einer dialektischen Methode, oft in den überraschendsten Wendungen des Scharfsinnes, wodurch er das Gewicht der Untersuchung auf eine neue, festere Grundlage zu stellen sucht. Mit besonderm Geschik weiß er den Anlauf von fern zu nehmen, die Steine des Anstoßes Schritt für Schritt wegzuräumen, um für seine Absicht freieres Feld zu gewinnen; Glük und Unglük sind indessen bei dialektischen Geschäften meistens nicht weit von einander entfernt; selten fußt ein Virtuose so sicher, daß er auf schlüpferigen Stellen, gewandten Widersachern gegenüber, nicht zuweilen ausgleiten könnte. Die Athleten unserer philosophischen Gymnastik werden bei Gelegenheit nicht ermangeln, an dem alten Heros ihre Kräfte zu proben. Er scheint einen leichten Sieg zu verachten und nach dem höchsten zu streben; denn weit entfernt, zwischen Philosophie und Offenbarung den geschmeidigen Unterhändler zu spielen, sucht er beide vielmehr wesentlich zu versöhnen, und faßt zu dem Ende die positiven Lehren des Christenthums im Sinne der strengsten Rechtgläubigkeit auf, ohne dabei den Rechten einer freien Spekulation das Geringste vergeben zu wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Oktober.

(Fortsezung.)

Literarisches, Irvings Sekte.

Von Coneys Darstellungen von Kirchen, Stadthäusern u. dgl. auf dem festen Lande, deren ich schon mehrere Male erwähnt, ist eben die lezte Lieferung erschienen. Dieses prachtvolle Werk besteht nun aus neun Lieferungen, deren jede vier vortreffliche Darstellungen der herrlichsten Proben von altdeutscher Art und Kunst, in der Lombardei, Deutschland, dem nördlichen Frankreich und den Niederlanden, mit freilich etwas zu magern Beschreibungen in englischer und französischer Sprache, enthält. Der hohe Preis von 25 Schillingen für jede Lieferung macht das Werk freilich für Privatpersonen zu kostspielig; aber jede öffentliche Sammlung sollte ein Exemplar davon besizen. Auch möchte ich Kearney's Illustrations of the Surrey Zoological Gardens empfehlen, wovon so eben die dritte Lieferung erschienen ist. Die Thiere sind vom Künstler mit außerordentlicher Treue und Wahrheit nach der Natur auf Stein gezeichnet und müssen jeden Naturforscher interessiren, besonders da manche noch wenig bekannte darunter sind. Jede Lieferung enthält drei Steinabdrücke, nebst einer kurzen Beschreibung der abgebildeten Thiere.

Die Gesellschaft für Verbreitung christlicher Kenntnisse, deren Sonnabend-Magazin sich eines wachsenden Gedeihens erfreut, hat nun förmlich eine Reihe von Elementarbüchern angezeigt, deren Zweck es ist, den Einfluß der anglikanischen Kirche zu vermehren. Dieses Streben ist an sich wohl löblich; was aber in dem Gedränge zwischen zwei großen Gesellschaften, dieser und der für die Verbreitung nüzlicher Kenntnisse, aus den Verlegern und ihrem Vorrath an Elementarbüchern, aber noch mehr, was bei dem Streben, Geschichte und Wissenschaft zu bestimmten äußern Zweken zu benuzen, aus der Wahrheit der Geschichte werden soll, weiß der Himmel. Der leztgenannten Gesellschaft ist das nur nüzlich, was den Geist und durch diesen den Beutel bereichert, und jener darf nichts wahr seyn, als was sich mit der Autorität ihrer Kirche vereinen läßt. Die Menschen stehen einander schon schroff genug gegenüber; es bedarf nun weiter nichts, als daß jede Sekte und Parthei Geschichte und Wissenschaft zu ihren besondern Zweken verarbeitet.

Wie zu erwarten stand, haben wir jezt den Genuß, Irvings Lehren von der Wiedererstehung der Wunder und dem baldigen Kommen des tausendjährigen Reiches auch von andern Aposteln an den Straßeneken predigen zu hören, und zwar von den meisten mit all der Lächerlichkeit, all dem Bombast, zu dem ungebildeter Verstand und ungeregelte Phantasie verführen. Einer der eifrigsten Prediger ist der Sohn eines hiesigen Bankiers, mehrere sind Geistliche, welche der Staatskirche abtrünnig geworden sind, und es sollen deren überhaupt an siebzig im Lande herum wandern. Doch ist bereits einer, Namens Armstrong, welchem seiner Wundersüchtigkeit wegen der hiesige Bischof die Kanzel verbieten mußte, wie man mich versichert, in einem Tollhaus, wohin ihm manche seiner neuen Glaubensbrüder folgen dürften. Dagegen haben schon zwei oder drei, welche in fremden Zungen geredet, ihre Selbsttäuschung anerkannt und öffentlich eingestanden; das scheint aber weder Irving, noch irgend einen seiner Anhänger in ihrem Glauben irre zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 107.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 252.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 20. Oktober 1832.

— Wo ein Land ersterben soll, da wählt
Der Geist noch Einen sich am End', durch den
Sein Schwanensang, das lezte Leben tönet.

Hölderlin.

Der Tod des Demosthenes.

Auf Chäroneas Gefilden starben
Hellenische Blüthen im Abendroth;
Vor Phalanx, dem schrecklichen Schnitter, wie Garben,
Sank der liebenden Jünglinge Schaar in den Tod.
Geschmettert hat Asiens Reiche zusammen,
In die Burg der Perser geworfen den Brand
Ein Komet, der verheerend mit blutigen Flammen
Vom Westen her zog und im Osten verschwand.

Schnell ist um die Trümmer versunkener Throne
Der zornige Streit der Satrapen erglüht;
Aus Alexanders hellstrahlender Krone
Ein Kleinod sich jeder zu rauben bemüht.
Der Freiheit die lezten muthigen Zungen
Ausreißt nun in Hellas der Dränger Gewalt,
Daß der Grimm in Schrecken erstirbt und, verschlungen
In des Grabes Schweigen, die Klage verhallt.

Da ruht auf Kalaurea, müde von Irren,
In Poseidons Tempel ein Mann so stumm,
Und rings, ein eherner Wald, umklirren
Macedonische Lanzen das Heiligthum.
Ihm klang, wie feurigen Bergstroms Brausen,
Einst von den Lippen der Rede Macht,
Die zur Lohe noch einmal mit Sturmes Sausen
In Hellas erlöschende Gluthen gefacht.

Hier naht dem Redner ein goldener Sklave
Mit glatten und gleißenden Worten sich:
„Komm, folge von hinnen mir! fürchte nicht Strafe!
Der fürstlichen Gnade vertraue dich!“
„„Nicht will ich des Tempels Asyl verlassen,
Bekannt ist mir macedonische Treu:
Wie werden die gierigen Jäger ihn fassen,
Wenn im Netze sich thöricht gefangen der Leu!““

„Ha! spare den Hohn und das trotzige Pochen!
Sonst beugt sich dein Nacken bald unter das Schwert!“
„„Wohl! nun erst hast du vom Dreifuß gesprochen,
Was dich dein fürstlich Orakel gelehrt!““
Nachschaut ihm der Scherge mit grimmigen Blicken
Und hält in der Seele die Rache kaum,
Als der Redner verachtend ihm wandte den Rücken
Und entwich in des Heiligthums inneren Raum.

„Ja, ruft er, am Ziele nun seh' ich erschüttert:
Wo faul in dem Volke geworden das Mark,
Wo der Eintracht heilige Säulen zersplittert,
Die frei das Vaterland hielten und stark;
Wo die Feilen und Feigen in goldenen Träumen
Von Freiheit sich wälzen auf Kissen der Ruh,
Ohnmächtig knirschen und ewig säumen,
Und jauchzen dem Bringer der Ketten zu:

„Da ringen die Edelsten alle vergebens,
Die einsame Schaar im verlorenen Streit,
Verzehren im Drange die Gluthen des Lebens,
Im Sinnen bei nächtlicher Lampe die Zeit.
Sie stürmen den Himmel mit Kämpfen und Klagen,
Und hemmen doch nimmer das rollende Rad;
Das Schicksal zermalmend auf eisernem Wagen
Fährt über die Leichen den blutigen Pfad.

„Dann ruhen sie wohl: von ihnen verkündet
Ferntönende Stimme des Ruhmes doch,
Daß die Enkel es hören und rufen entzündet:
Auch Männer waren im Volke noch!
Nicht konnten die Reden, die zürnenden, alle
Das Vaterland reißen aus Todes Noth:
Des Vaterlands Herrlichkeit will noch im Falle
Demosthenes ehren durch freien Tod.

„Komm, trauter Kiel! in dir ist verschlossen,
Das schnell und sicher mich rettet, ein Gift;
Einst sind dir in Strömen des Feuers entflossen
Die Züge der unauslöschlichen Schrift.
Leb wohl, mein Athen! Du, Burg auf dem Hügel!
Du, des Oceans heiliger Wellenschlag!
Empfangt mich, ihr Götter! es hebt mich, wie Flügel,
Hinaus in der Freiheit unsterblichen Tag!"

Nun schlürft er nimmer erschrocken die Fülle
Des Kieles hinunter, den tödtlichen Saft;
Dicht um sich schlägt er des Mantels Hülle
Und neigt das Haupt; es ermattet die Kraft.
Das Angesicht küßt ihm noch einmal, das bleiche,
Die Mutter Hellas mit Jammerton;
Sein Geist entflieht, und sie stürzt als Leiche
Am Altar über den lezten Sohn.

Julius Krais.

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Die meiste Beschäftigung haben die Leute von den, jenseits des aus der Wolga in den See fallenden Flüßchens errichteten großen Scheunen mit Thee, der hier zuerst am Ufer abgeladen und dann in die Magazine und Buden auf dem Markte verführt wird. Man muß die Berge von Theekisten sehen, die hier in den Scheunen und auch unter freiem Himmel aufgeschichtet sind, um einen ungefähren Begriff von der ungeheuren Theekonsumtion zu haben, die in Rußland stattfindet. Im Laufe der Jahrmarktzeit liegen hier gewöhnlich 35,000 Zibicken. Dieß sind bekanntlich hölzerne, mit Blei ausgefütterte und in Felle eingenähte Kisten, deren jede ungefähr 50 Pfund hält, also 1,750,000 Pfund Thee. Davon werden ungefähr 20- bis 30tausend Pfund in's Ausland verführt, der Rest aber im Lande verbraucht, und zwar nur in einem Theile Rußlands, denn ganz Sibirien und auch noch einige diesseits des Ural gelegene Provinzen versehen sich unmittelbar damit aus Kjächta, wo jährlich ungefähr 6,000,000 Pfund und darüber eingebracht werden. Aber der Thee spielt auch eine große Rolle unter Vornehmen und Geringen; alles trinkt Thee, in den vergoldeten Prachtsälen der Residenz, wie in der lezten Hütte des jämmerlichsten kleinen Fleckens, überall trinkt man Tschajkù, Theechen, überall ist der Samowàr (Selbstkocher), die Theemaschine, ein's der ersten Requisite bei Errichtung der Wirthschaft. Auch werden derselben alljährlich über zehntausend messingene auf den hiesigen Markt gebracht, die größtentheils Abnehmer finden. Der Theeniederlage gegenüber, auf dem Felde, steht eine ungeheuer große Wagenburg von Jamschtschiki, die sich nicht mit der kleinlichen Landkabotage abgeben, sondern nur die weitern großen Waarentransporte in's ganze Reich und auch wohl in's Ausland übernehmen. So ein Kerl sizt da bei seinem Topfe mit Schtschi, schließt seinen Handel ab und fährt einige Stunden darauf nach Berlin, wo er vielleicht nie in seinem Leben war, von der Sprache, Münze, Lebensart u. s. w. nichts weiß. Er kömmt recht gut durch, hilft sich überall heraus und kehrt ganz ruhig wieder zurück.

Bei den hölzernen Buden stieß ich auf eine Reihe derselben, wo buchstäblich Berge von Vorlegeschlössern aller Art aufgeschüttet waren. Ich ließ mich mit dem Eigenthümer einer dieser Buden in ein Gespräch ein und erfuhr, daß hier in zwanzig Buden ungefähr zwei und eine halbe Million verschiedener Schlösser, von 10 Rubel das Stück bis zu 36 Kopeken das Dutzend, und ungefähr eben so viele Messer befindlich seyen, die größtentheils während des Marktes abgehen, besonders die wohlfeilste Gattung. „Aber, Freund, wie ist es denn möglich, für drei Kopeken ein Schloß nebst Schlüssel zu liefern? wie kann denn da ein Gewinn abfallen?" — „Hm, gerade diese wohlfeile und, die Wahrheit zu sagen, schlechte Waare bringt uns den meisten Vortheil; das Zeug backt man zusammen, wie Pfannkuchen, und jeder Bursche ist zu der Arbeit zu brauchen." — „Nun aber, schließen denn die Dinger auch?" — „Je nun, manche drunter thun's auch wohl, aber darum bekümmern sich die Perser und Indianer nicht; die fragen nur nach der Anzahl und nach den geheimen Schlössern, 's sekrètom." Hier wurden wir durch drei Perser unterbrochen, die mit ihren hohen Lämmerfellmützen in die Bude traten und erklärten, daß sie gesonnen seyen, fünf bis sechstausend Schlösser zu kaufen. Sie fingen damit an, von jeder Gattung, deren es etwa vierzig gibt, Haufen zusammenzulegen, die immer in dem Ver-

hältniß kleiner wurden, wie der Preis der Schlösser stieg. Am meisten nahmen sie von der obigen wohlfeilsten Gattung, dann aber besonders von einer sehr artig, in verschiedenen Formen aus Messing gearbeiteten und mit durchbrochenen Zinnfiguren, auf blauer und rother Folie, verzierten Art Schlösser, die unter der Benennung s'hènskie samki, Frauenschlösser, bekannt sind, weil sie zu Geschenken für die Damen gebraucht werden. — Lange wurde gewählt, bei Seite gelegt, wieder umgewechselt u. s. w.; endlich waren 5400 Schlösser von 32 verschiedenen Gattungen ausgesucht, und nun forderten die Käufer als Zugabe hundert Stück s' sekretom, mit einem Geheimniß. Dieß sind nämlich Schlösser, bei denen irgend ein Kunststückchen angebracht ist, und die unter den Orientalen insgesammt in hohem Werthe stehen. Mit einer feierlichen Miene zog der Verkäufer nun einen großen Kasten hervor, der diese Wunderschlösser enthielt und dessen Schloß selbst ein's dergleichen war. Zu diesem gab er ihnen den Schlüssel hin und forderte sie auf, den geheimnißvollen Kasten zu öffnen. Nachdem sie lange vergeblich ihre ganze Erfindungskraft angestrengt hatten, schloß der Kaufmann endlich selbst auf, holte aus den verschiedenen Fächern des Kastens die wunderbaren Kunstschlösser, ein's nach dem andern hervor, und pries sie den Käufern an, die bei jeder, durch einen Druck aufspringenden Klappe oder etwas dem ähnlichen in ein wieherndes Beifallsgelächter ausbrachen und gern alle die sekrèty gehabt hätten. Das geht aber nicht so leicht, denn in der Regel wird immer nur Ein Wunderschloß auf jedes hundert gemeiner zugestanden. — Zwei Stunden dauerte diese Verhandlung, und man ward endlich über eine Zugabe von 75 Stück sekrèty einig. Nun kam der zweite Akt, die Bestimmung des Preises für die ganze Masse überhaupt. Nach dem Rechenbrette des Verkäufers waren es über 7000 Rubel; die Käufer boten 4000 Rubel; der Kaufmann packte ruhig seine Sekrèty ein; sie boten zu, er ließ wenig ab und die Perser gingen unwillig davon. — „Nun, Freund,“ sagte ich, „da hast du ein paar Stunden verloren und nichts verkauft.“ — „Nitwschew'ós (thut nichts); die entgehen mir nicht; wenn die einmal ausgesucht und die sekrèty gesehen haben, so lassen sie nicht los, sondern kommen täglich ein paar Mal mit der Versicherung wieder, daß sie gar nicht mehr kaufen wollen, bieten aber immer etwas zu, und nach einigen Tagen hab' ich meinen Preis.“

Ich plauderte weiter mit dem Manne, der mir unter andern erzählte, daß dieß Alles nur ein Theil der Arbeiten aus zwei, achtzig Werste von hier gelegenen, Gräflich Scheremetewschen Dörfern, Worsma und Pawlowo, sey, wo alle Bauern, Männer, Weiber und Kinder, Schlosser und Messerschmiede sind, und daß dort eben so Millionen von Messern aller Art verfertigt werden, unter denen, neben wahren Meisterstücken, auch eine Gattung zusammen zu klappender Taschenmesser mit roth gebeizten knöchernen Stielen sind, die, wie jene Schlösser, zu 36 Kopeken das Dutzend verkauft werden. Das Alles interessirte mich gewaltig; ich suchte mir eine Art Musterkarte der merkwürdigsten Artikel aus, und erfreute dadurch und durch meine Theilnahme den ehrlichen Pawlower so sehr, daß er mich dringend ersuchte, in das an seine Bude anstoßende Zimmerchen zu treten, welches eben so lustig wie diese, aus Brettern zusammengeschlagen, aber mit einigen Fetzen Papiertapeten ausgeklebt war. Hier fand ich, statt aller Möbel, sein Bett, eine Pritsche von drei Brettern, mit einem Wojlok (Filzdecke) drauf, der die Matratze vorstellte, einen kleinen wackeligen Tisch und eine Bank. Ich mußte mich setzen und trotz allem Sträuben ein Gläschen Naliwki austrinken und etwas gesalzenen Fisch dazu essen. — Was er mir von Pawlowo erzählte, erweckte natürlich in mir den Wunsch, das merkwürdige Dorf zu besuchen; kaum hatte ich denselben geäußert, so ward mein Gastfreund ganz elektrisirt und wollte durchaus wissen, wann ich hinfahren wollte. „Wozu brauchst du denn eben das zu wissen, Brüderchen?“ — „Ei, da fahr ich voraus, erwarte Sie am Scheideweg und bringe Sie in unser Dorf; Sie sind mein Gast und wohnen bei mir, so lang es Ihnen beliebt, und wenn Sie Alles recht besehen haben, dann schaff' ich Sie wieder auf die nächste Post.“ Er konnte gar nicht aufhören, die Freude zu beschreiben, die ich ihm und allen den Seinigen durch meinen Besuch machen würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Die englische deutsche Legion.

So eben ist eine Geschichte der großbritannischen deutschen Legion herausgekommen. Sie ist von Major Beamish, welcher Bismarks Werk über die Kavallerie in's Englische übersezt hat, und er schreibt mit solcher Liebe und Bewunderung von unsern tapfern Landsleuten, daß sich jedes deutsche Herz, und wenn es auch dem Kriege noch so sehr abgeneigt wäre, darüber freuen muß. Ueberhaupt ist die Vorliebe der Engländer für die Deutschen im Allgemeinen eher im Steigen, als im Abnehmen, besonders da ihnen unsere wissenschaftliche Thätigkeit immer bekannter wird und sie unsere Literatur immer mehr schätzen lernen. Ja, so sehr auch manche Abentheurer unserm Namen Schande machen, so ist es doch selbst in London, wo diese Schmarotzer sich am häufigsten einnisten, gewöhnlich hinreichend, daß man ein Deutscher ist, um Zutrauen zu finden. Freilich sehen sich die guten Leute oft getäuscht, wenn sie nicht in einem jeden unserer Landsleute einen Metaphysiker oder doch einen Musikus finden, da es die allgemeine Meinung ist, jeder Deutsche mache Systeme und Musik. Indessen verliert man dadurch ihre Achtung nicht, wenn

man sich nur sonst zu benehmen weiß und als Mann von Ehre auftritt. Doch zur Legion zurück. Diese wurde bekanntlich im Jahre 1803 nach Auflösung der hannöverschen Armee durch die Franzosen gebildet, und bestand vorzüglich aus Hannoveranern. Es war ein Korps aus allen Waffengattungen, diente aber nie zusammen, und jeder einzelne Theil wurde gebraucht, wo es eben Noth that. Am meisten zeichneten sich diese wackern Deutschen in Holland und auf der pyrenäischen Halbinsel aus. Unter den vielen Anekdoten, wovon das Werk wimmelt, hebe ich nur Eine aus, da es ja doch in's Deutsche übersezt werden wird. Im Jahr 1809 befanden sich 3000 Deutsche bei Wellington zu Coimbra. Sie kämpften zu Talavera, Buscao und Barosa mit ausgezeichnetem Muthe, zeigten sich aber am vortheilhaftesten als Vorposten, besonders während der berühmten Vertheidigung seiner Linien im Jahr 1810. Ja, die deutschen Reiter machten den Franzosen so viel zu schaffen, daß der General derselben 100 Dublonen für jeden Mann von den englischen Vorposten geboten haben soll, den die Seinigen umbringen könnten. Einer der Ausgezeichnetsten war ein Husar, Namens Schröder. Er war ein eben so geschickter Reiter, als Fechter, und besaß einen Muth ohne Gleichen. Er war immer der Vorderste beim Angriff und der Lezte beim Rückzug, und machte sich bei diesen Gelegenheiten so bemerklich, daß er selbst den Franzosen mit Namen bekannt wurde. „Ah! vous voilà, Monsieur Schroeder!“ hörte man sie oft rufen, wenn sie den kühnen Mann, bereit zu neuen Waffenthaten, auf sich zukommen sahen. Ein französischer Offizier, welcher einmal als Parlamentär herübergekommen war, bat, man möchte ihn dem berühmten Monsieur Schröder vorstellen, von dem er so viel gehört, und als man ihn vor ihn brachte, machte er ihm viele Komplimente wegen seiner Tapferkeit. Man hat gefunden, daß dieser Mann vom Jahr 1810 bis 1812 mit eigener Hand 12 Feinde getödtet, viele verwundet und 27 gefangen genommen hat. Von seinem Lohne und endlichen Schicksale erfährt man aber nichts.

(Der Beschluß folgt.)

München, September.

(Fortsezung.)

Schellings Vorlesungen über die Philosophie der Offenbarung.

Schellings Bibelerklärung ist, wo er auf dieselbe eingeht, eben so originell, als tiefsinnig, jeden Vortheil erspähend, den ihr der Geist des Zusammenhangs und der Sprache gewährt. Eine andere und vielleicht die schönste Lichtseite seiner Vorträge glänzt in den durchgeführten Lebenslinien der heidnischen, jüdischen und christlichen Glaubensweise. Es ist, als ob die leeren Räume, aus denen ein unfruchtbarer Scepticismus jedes Sonnenstäubchen eines wesenhaften Daseyns vertilgen wollte, sich vor den Augen des Sehers wieder füllten mit den Strahlen verjüngter Weltalter, so sinnig rollt er den Vorhang der verschiedenen Zeiten auf. Die Fülle und Kraft seines historischen Sinnes ist mit seiner spekulativen Richtung so innig verbunden, daß es unmöglich seyn dürfte, beide kritisch zu trennen. Gerade der Hauptschlüssel zum Verständniß seiner Lehre scheint in diesem Bezirke zu liegen. Die Liebe gestaltete das Chaos nach den Begriffen der Alten; ohne den Grundton eingeborner Liebe dürfte die neue Sphärenmusik Schellings manchem verwöhnten Ohre übel behagen und unter den Rationalisten vom Handwerk hie und da faunische Stimmen erwecken. Er selbst, obwohl nach seinem gegenwärtigen Berufe ein Apostel des allgemeinen Friedens, hat den Boden der Polemik noch keineswegs völlig verlassen; besonders scheint er mit einer gewissen Berliner Philosophie, deren Schüler sich aus Langerweile in das Umschlagen der Begriffe verliebt haben, vermuthlich im Vorgefühl ihres nahen Falles, auf einem sehr gespannten Fuße zu stehen. Seine kalte Ironie bekommt durch den Ausdruck vornehmer Mäßigung eine eigene Würze, sie macht das Salz zum Pfeffer. Wie viel Schelling in den Waffen vermag, sobald er will, hat er ehedem rühmlich bewiesen. Jezt scheint er, wie Jemand, der Lust hat, sein Testament niederzuschreiben, öffentlichen Fehden nicht mehr nachzugehen.

Was die Gabe des Vortrags betrifft, so zeigt sich zwischen dem Urheber und den ehemaligen Fortpflanzern seiner Lehre darin ein bemerkenswerther Unterschied, daß jener die Phantasie überall nach Gebühr im Zaume hält, ihr höchstens, der Anschaulichkeit wegen, zuweilen eine unschuldige Freiheit nachsieht, diese es dagegen liebten, von Zeit zu Zeit auf dem Hippogryphen durch azurblaue Wolken hinzufliegen, während den meisten Zuhörern vor Erstaunen alle Sinne hinschwanden und nur wenige den aufgefahrnen Propheten von dem sizenden Lehrer zu unterscheiden wußten. Dennoch war es eine schöne, jugendliche Zeit, wo diese Montgolfieren ohne Schiff, Ruder und Fallschirm emporstiegen, gefüllt mit dem Gas der wärmsten Begeisterung, verfolgt von den Augen trunkener Hoffnung. Schelling spricht umgekehrt im abgewogenen Tone ruhiger Entwickelung, zwar voll von seinem Gegenstande, und wo es derselbe erheischt oder zuläßt, mit erhöhter Theilnahme, aber stets mit Beobachtung der nöthigen Grenzlinien. Nie wird ihm der Katheder zum Dreifuße der Pythia.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 246:
Die Namen.

Räthsel.

Es wallt auf jedem Schritte
Ein finstrer Geist dir nach,
Wie unter Klausnerhütte,
So unter Königsdach.
Um jeden Schimmer ziehend,
Ist er die lezte Hand,
Womit die Nacht, entfliehend,
Sich hält an's Erdenland.

Was immer du beginnest,
Er ahmt es treulich nach;
Zu dem, was du ersinnest,
Zu dem ist er zu schwach.
Bald blickt er auf dich nieder,
Bald ist er klein wie du,
Bald aber sinkt er wieder
Wie seinem Grabe zu.

Wohl nicht in stetem Bunde
Wirst du von ihm umschwebt,
Doch düster ist die Stunde,
Wo er nicht um dich webt.
Einst wird er ganz entweichen
An einem Scheidestein,
Doch wirst du dann ihm gleichen
Und das, was er ist, seyn.

A. v. Maltiz.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 253.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 22. Oktober 1832.

— Alles besieget
Unablässiger Fleiß und die Noth des dringenden Mangels.

J. H. Voß,
nach Virgil.

Wie durchbohrte der alte Germane seine Streitart?

Von J. C. F. Gutsmuths.

Ein seltenes Stück aus grauer Vorzeit der Germanenwelt ist in meine Hände gekommen, zwar nur eine Streitart, deren Tausende in Sammlungen zu sehen seyn mögen, aber eine Streitart, wie sie vielleicht nirgend zu finden. Wenn uns schon jedes Ding, das aus den Händen unserer frühen Vorfahren kam, die noch an keine Schrift dachten, gleichsam als körperliche Schrift sehr anziehend ist, so muß uns etwas doppelt denkwürdig werden, das irgend ein Merkmal an sich trägt, aus welchem man mit eben der Sicherheit, wie aus schriftlicher Nachricht, den Grad des gesunden Verstandes in Anwendung technischer Fertigkeit sehen kann, den der Urahn in seinen Urwäldern besaß. Von dieser Art ist gerade unsere Streitart; ohne Schrift erklärt sie etwas, wovon wir bisher nichts wußten, versezt den Betrachter gleichsam neben den uralten Verfertiger und zeigt sprechend deutlich, auf welche Weise er das sehr schwierige Loch für den Schaft durch das feste Gestein gebohrt, wie er eine verständige kleine Maschinerie dazu ersonnen und angewandt hat: nämlich einen Cylinderbohrer mit Bogenspindel.

Die Streitart, von welcher hier die Rede ist, befindet sich in der kleinen Natur- und Kunstsammlung der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, wohin sie vor etwa vierzig Jahren geschenkt wurde. Gefunden wurde sie, wahrscheinlich beim Pflügen, von dem Landmanne Christoph Reichenbach aus Brüheim bei Sonneborn (beide Oerter liegen anderthalb Meilen von Gotha nordwestlich) und war vermuthlich das Werk eines alten Chatten oder Doringers. Sie besteht aus einer sehr festen Steinart von bläulich-schwarzer Farbe (wie es mir scheint, Kieselbasalt oder Kieselschiefer), und beim Ausgraben war sie wohl ganz mit Kalk übersintert, wie noch die ganze untere Seite; die übrigen Seiten sind fast ganz durch Scheuern oder Schleifen davon gereinigt. Die Art wiegt 8 Pfund 1 Loth gothaischen Gewichts. Die Länge der ganzen Art beträgt 1 Fuß 1¼ Zoll rheinisch; der stärkste Umfang um die Stelle des Lochs und weiter zum Nacken 9¼″ bis 9½″ Das Schaftloch hat 1″ 1‴ im Durchmesser. Vom hintern Rande des Schaftlochs bis zum Nacken ist ¼, vom vordern Rand bis zur Schneide sind ¾ des Ganzen. Die Art hat die Form eines langen Keils, welcher vom Schaftloche bis zur Schneide sich langsam verjüngt. Diese Verjüngung ist größtentheils durch Abschleifung beider Seiten bewirkt; die Schneide ist plump keilförmig, denn kaum einen Zoll weit von der eigentlichen scharfen Kante wird sie schon einen ganzen Zoll dick. Die Durchbohrung beträgt 2¾ Zoll. Hier treten wir der eigentlichen Merkwürdigkeit dieser alten Reliquie und dem Benehmen des Verfertigers näher. Laßt uns seiner Arbeit zusehen.

Er hat den Stein unter genauer Beurtheilung der Form mit der Hand abgewogen, um den Schwerpunkt zu

finden, damit die Axt bei dem künftigen Gebrauche ungezwungen den richtigen Schwung nähme und nicht aus der Richtung wiche. Hiernach will er bestimmen, an welche Stelle das Schaftloch kommen und in welcher Richtung es den Stein durchdringen soll. Das mag bei der jezt noch am Tage liegenden Unregelmäßigkeit des Stücks ihm manchen Zweifel erregt haben. Indeß er trifft die Wahl, legt das Stück wahrscheinlich durch Verkeilung zwischen zwei oder mehrern Pfählen fest und beginnt die langweilige Arbeit. Aber kaum ist sein Bohrer bis zwei Linien tief eingedrungen, so wird ihm, vielleicht nach genauerer Betrachtung oder durch den Beirath eines Andern, klar, daß er die Stelle falsch gewählt, theils in Hinsicht der Richtung, die das Loch hier der Axt geben würde, theils darum, weil sie zu weit in die Mitte des Stücks, nämlich zu weit vom Nacken nach der Schneide hin rückte. Er wählt eine neue Stelle und durchbohrt sie hier, so wie sie jezt noch vor uns liegt. Dieser Umstand ist es gerade, welcher diese Streitaxt dem Alterthumsforscher merkwürdig macht; denn neben dem vollendeten Schaftloche sieht man das angebohrte Loch, und dieses verkündigt anschaulich, was ein fertig gebohrtes Loch gar nicht verrathen könnte, welch ein Werkzeug zur Durchbohrung des harten Gesteins gebraucht wurde; zeigt auf das Bestimmteste an, daß weder eine Art Meißel, noch Steinbohrer mit Hammer oder Steine zum Schlagen gebraucht wurde, denn hiedurch würde ein solches Axtstück unfehlbar in Stücke zersprengt worden seyn. Woher sollte er auch stählerne Werkzeuge gehabt haben? — Die angebohrte Stelle ist eine kreisförmige Vertiefung, die bis zwei Linien tief ist und einen Zoll Durchmesser hat; aber wohl zu merken, nicht die ganze Steinmasse ist durch diese Ausbohrung herausgehoben, sondern sie ist blos ringförmig gemacht, so daß das Gestein im Innern des Rings noch steht. Hieraus ergibt sich völlig klar, wie der Bohrer beschaffen gewesen; offenbar war es ein metallener, wahrscheinlich kupferner Cylinder (gegossen oder blos zusammengebogen); das lehrt die Form des ringförmigen Einschnitts unwidersprechlich. Unmöglich konnte ein solcher Cylinderbohrer weder durch Schärfe, noch durch Zähnung seiner Bohrkante einem so festen Gestein etwas abarbeiten; sondern wiederum ist es vollkommen deutlich, daß er entweder scharfen Sand oder feingeklopften Feuerstein, unter steter Benetzung mit Wasser, dazu anwandte und damit die Oeffnung durchschliff. Die Handhabung jenes kupfernen Cylinders ergibt sich nun auch von selbst. Die Naturkinder stellen, um Feuer anzumachen, einen Holzstab in die Vertiefung einer hölzernen Unterlage und bringen denselben mit den Händen durch Rollen in schnelles Umdrehen. Mehr als wahrscheinlich ist es, daß es der alte Germane mit seinem Bohrer eben so machte. Aber den kupfernen Cylinder an einem in denselben eingestoßenen Stab so lange mit den Händen umzurollen, bis die Axt durchbohrt war, davor wird ihn sein gesunder Verstand ohne Zweifel behütet haben. Klar ist es vielmehr, daß er in jenen Cylinder von oben herein einen runden Stab von festem Holze getrieben, ihn dadurch mit einem hinlänglich langen Schafte versehen und sodann den Bogen mit der Schnur zum schnellen Drehen des Bohrers angewandt hat.

Ich stieß einen geraden Schaft oder Stiel durch das fertig gebohrte Loch und es ergab sich sogleich, daß das Loch nicht vertikal, sondern schräg, unter einem Winkel von 80° durchgebohrt ist; der Winkel zwischen Schneide und Schaft ist 80°, der zwischen Nacken und Schaft 100°; so senkt sich der vordere Theil der Axt mit der Schneide um einen Zoll zum Schaft hin, und der gesunde Menschenverstand des alten Germanen ist daran schon so gut erkennbar, wie an den Aexten, Piken, Hacken ꝛc. des späten Urenkels. Der Bohrer wurde gleich im Beginn der Arbeit schräg auf die Bohrstelle gesezt, oder umgekehrt das Axtstück nicht horizontal, sondern schief gegen den senkrecht gestellten Bohrer fest gelagert. Dieß ergibt sich augenscheinlich aus der angefangenen Bohrstelle, denn die dadurch entstandene ringförmige Ausbohrung ist gegen den Nacken hin volle zwei Pariser Linien tief, nach der Schneide hin fast nur eine Linie; daraus ergibt sich, daß der Bohrer nicht senkrecht auf das Steinstück gesezt wurde. Das fertig gebohrte Schaftloch ist ferner so wohl oben am Anfange, als unten an seinem Ende um ein paar Linien größer im Durchmesser, als die innere Mitte. Auch dieß ist dem gesunden Verstande völlig gemäß, denn durch Verkeilung konnte bei dieser Einrichtung der eingetriebene Schaft an seinem äußersten Ende, wo er oben ein wenig über das Schaftloch hervorstand, befestigt und dadurch sein Abfliegen völlig verhütet werden. Die größere Weite am untern Ende des Lochs füllte der hier stärker gelassene Schaft.

Die Verfertigungsweise mag nach obigen Angaben hinlänglich in's Licht treten; weniger bestimmt finde ich bei diesem altgermanischen Kunstwerke dessen Bestimmung ausgesprochen. Denn hätte eine solche Axt blos als Kriegswaffe zum Niederschlagen gedient, wozu diese Größe und Schwere? Zum Niederschlagen des Feindes war sie bei viel geringerem Umfange hinreichend, ihre Handhabung selbst für die stärksten Arme bequemer und schneller. Oder hatte sie einen blos friedlichen Gebrauch zum Baumfällen, Holzspalten? Zum Fällen der Bäume schickt sich ihre Schneide schwerlich oder gar nicht. Fast möchte ich glauben, daß Aexte von dieser Größe besonders zum Niederschlagen der Rosse des berittenen Feindes bestimmt waren.

Bilder aus Rußland.
(Fortsetzung.)

Ich mußte dem Manne versprechen, Pawlowo gewiß zu besuchen, und nur mit Mühe konnte ich ihn überreden, mich allein fahren zu lassen und nicht unnützer Weise seine ihm kostbare Zeit auf diese Fahrt zu verwenden. — Da war es wieder ein Freuen und ein Danken; er wollte Champagner holen lassen, eine Pastete und Gott weiß was alles, was ich mir natürlich verbat, und so schieden wir von einander, nachdem er mir beim Abschiede noch als Geschenk zum Andenken ein Paar allerliebste kleine Schlösser, von der Größe eines Hanfkorns, und ein Messerchen in Form eines Hündchens aufgedrungen. Nach alter Nationalsitte gab ich ihm für lezteres zwei Kopeken (weil ein geschenktes Messer die Freundschaft „zerschneidet"), was er sehr freundlich und hoch aufnahm, mich noch eine weite Strecke begleitete und immer die Bitte dringend wiederholte, doch ja sein Haus in Pawlowo zu besuchen. — Das werd' ich gewiß thun.

Es gibt hier in den steinernen Buden, wie ehmals in den hölzernen zu Makarjew, für jede Waarengattung immer eine eigene Budenreihe; so auch unter andern eine für Gold- und Silberstoffe und Tressen. In einer dieser Buden, die ganz von oben bis unten mit der glänzenden Waare angefüllt war, erblickte ich im Vorbeigehen, zu meinem nicht geringen Erstaunen, eine vor einem großen Spiegel à la Psyche stehende junge Dorfschöne, um welche drei alte Matronen beschäftigt waren, ihr einen Sarafan anzuziehen, der aus dickem Goldstoff mit großen silbernen Blumen gemacht und so steif war, daß man ihn für Goldblech hätte halten können. — Da diese Toilette wie ein lever du roi ganz öffentlich vor sich ging, so trat ich auch in die Bude, machte Bekanntschaft mit Verkäufer und Käuferinnen, und erfuhr bald, die junge Dirne sey Braut und die Tochter eines reichen Bauern aus Pawlowo, der sie zu ihrem Ehrentage recht köstlich ausstaffiren wolle. Schon lange vor meiner Ankunft war über den Preis des goldenen Prachtstücks verhandelt worden; die Mama hatte bis 150 Rubel geboten, der Kaufmann aber schwur hoch und theuer, es koste ihn selbst über 550 Rubel u. s. w. Beide Theile bemühten sich mit unendlicher Redseligkeit, einerseits die Vortrefflichkeit, andrerseits die Mängel der Waare herauszuheben; von Zeit zu Zeit ward eine kleine Pause gemacht, um Athem zu holen; dann bot die Käuferin wieder etwas zu, und der Eigenthümer ließ etwas ab, bis sie sich endlich auf 500 Rubel vereinigten. Nachdem diese Summe aus einem, in mehrere Lappen und Tücher eingewickelten Päckchen hervorgeholt und ausgezahlt war, wurde unter unaufhörlichem Reden das Prunkkleid sorgfältig eingepackt und fortgetragen.

Ich fand den Preis für eine Bauerkleidung doch sehr theuer; der Kaufmann aber versicherte mich, daß es etwas ganz Gewöhnliches in Pawlowo sey, und daß der ganze Staat einer Braut, mit Inbegriff des goldgestickten Stirnbandes (powäska), der Ohrgehänge, Hemdknöpfe, Halsperlen u. s. w., wohl auf 1000 Rubel zu stehen komme. Uebrigens wird gemeiniglich ein solcher Sarafan bald nach der Hochzeit wieder mit einem billigen Rabatt verkauft und dient demnach vielen Bräuten. Auch dieser war ursprünglich für die Tochter eines hiesigen reichen Kaufmanns gemacht, die einen Beamten geheirathet und es ziemlicher gefunden hatte, die kostbare, schwere Nationalkleidung gegen etliche leichte seidene und andere modische Kleiderchen zu vertauschen.

Hier ist die Platinamünze in völligem Umlaufe, und der klarste Beweis, daß sie russische Nationalmünze geworden ist, findet sich darin, daß das Volk ihr eine Nationalbenennung gegeben hat: die Platinadukaten sind allgemein unter dem Namen Sérinkie, die Grauchen, bekannt, und werden nicht nur von den Kaufleuten aus dem Innern, sondern sogar auch von den Bauern lieber genommen, als die goldenen. Ein alter Krämer aus Kostroma, der sich in einer der Wechslerbuden einige Grauchen einwechselte und gegen den ich mein Befremden darüber äußerte, daß eine neue, eben erst eingeführte Münze, die doch dem Aeußern nach weit weniger zu gelten scheine, als die schön gelb glänzenden Dukaten, diesen vorgezogen werde, antwortete mir: „Lieber Herr, die Dukaten sind immer fremde Kaufmannswaare; man weiß nie recht, wie viel so ein Ding gilt; damit mag sich unser eins nicht befassen. Die Grauchen aber sind unsere eigene Landesmünze, von unserm Vater Zaar gegeben; was sie gilt, steht fest und klar darauf geschrieben, dafür nimmt sie die Krone an, und ein Jeder weiß, woran er ist; da traut man der Münze und nimmt sie gern." — Es ist wohl ganz natürlich, daß der klar und bestimmt ausgesprochene Werth, zu welchem die Regierung die Platinadukaten ausgibt und überall in Zahlung annimmt, sehr viel zu dem Kredit derselben beiträgt. Man hat mich hier versichert, daß schon zuweilen Bauern ihre Abgaben in dieser Münze entrichtet haben. Unter das Volk ist sie hauptsächlich durch die Bergwerksbesitzer Demidow und Jakowlew gekommen, die viel Platina aus ihren Wäschereien erhielten, sie in Petersburg prägen ließen und ihre Arbeiter und Lieferanten damit bezahlten. Wer hätte vor ungefähr zwanzig Jahren wohl nur geahnet, daß Rußland zuerst Münze aus eigener Platina prägen würde? Wir haben seit zwei Jahren Platinamünze, und zwar nicht etwa wie die mit der Inschrift aurum Rheni ehemals in Deutschland geprägten Dukaten, die eigentlich doch nur eine Art Kabinetsstücke geblieben sind, sondern in hinlänglicher Menge, um unter dem Volke in förmlichen Umlauf zu kommen.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, September.

(Beschluß.)

Schellings Vorlesungen über die Philosophie der Offenbarung.

Schellings schöpferisches Sprachtalent führt ihn häufig zu den treffendsten Bezeichnungen, zu jenen, die selbst aus dem Quell ursprünglicher Bildlichkeit abstrakte Schärfe gewinnen. Kunstwörter, diese alten Nothhebel der Philosophie, an denen die Schaar der Nachbeter so gern das Gehirn hängen läßt, umgeht er nicht völlig, doch braucht er sie mit kluger Sparsamkeit, meistens nur der Kürze wegen, wo er auf den Abschluß einer allgemeinen Idee zurückkehrt. Fast scheint es, als vermeide er jezt, zum Behufe eines reinern Verständnisses, geflissentlich solche Redeformen, die eine nähere Bekanntschaft mit seinen frühern Schriften voraussetzen. Uebrigens ist das Gepräge einer wissenschaftlichen Sprache nicht mit dem Destillirkolben der Kunstwörter zu verwechseln. Er ist klar, wo es die Sache irgend verstattet, ganz vorzüglich in den Entwickelungen fremder Gedankenweisen, so daß eine Geschichte der Philosophie aus seinem Munde den besten Genuß, die herrlichste Ausbeute gewähren müßte. Am Ende ist und bleibt doch Methodik des Denkens der Hauptvortheil alles Philosophirens. Das unvermeidliche Dunkel gewisser Untersuchungen hellt er freilich nicht mit dem Kerzenlicht einer falschen Popularität auf, die den Gegenstand verflacht, anstatt ihn zu umfassen, sondern er ringt vielmehr mit demselben auf's männlichste, und muthet daher auch seinen Zuhörern eine verhältnißmäßige Anstrengung zu. Der Geist eines akademischen Lehrers fällt allenthalben, wo nicht die Milchkur eingeführt ist, in einer und der andern Richtung etwas abwärts, ehe er vom Katheder bei'm Tintenfaß ankommt, um dort mit der Feder aufgespießt zu werden. Oefters rekapitulirt Schelling das Wesentliche in einem kurzen Ueberblick, wie er denn die richtige Auffassung seiner Gedanken überhaupt, selbst durch gehaltenen Ton, möglichst zu befördern sucht. Frei kann sein Vortrag nicht heißen; er bindet ihn größtentheils an das geschriebene Wort, wahrscheinlich in der Absicht, ihn solchergestalt auch der schwächern Fähigkeit näher zu bringen.

Bei ausgezeichneten Denkern hängt oft ihre Persönlichkeit mit ihrem Systeme innig zusammen. So drückte sich z. B. in Fichte sein reiner Vernunftenthusiasmus, sein unerschütterliches Ich vollständig aus, in seiner ganzen Haltung bis zur Art seines Vortrags, ja bis zu der ihm eigenthümlichen Betonung, womit er die Grundfülle seiner Ueberzeugung zu schärfen pflegte. Er war ein Kernmann; seine kleine Gestalt diente ganz eigens dazu, den Kern seines Wesens bald tiefer einzuwickeln, bald stärker zu entfalten. Es war eine Elastizität in ihm, die sich jezt zurückzog und dann wieder vorbewegte, immer nach und von demselben Mittelpunkte. Ueber Schelling ist eine große Gemessenheit, der strengste Ernst verbreitet, im Ausdruck des Gefühls, der Sprache und jeder Bewegung. Dieser vorherrschende Zug eignet der contemplativen Ruhe, und so möchten denn Schellings Persönlichkeit und System ebenfalls auf eine gewisse Uebereinstimmung hinweisen. Die Beredtsamkeit seines Auges kommt dieser Vergleichung auffallend zu Hülfe. Seiner Sache ist er eben so gewiß, als Fichte es war; darin treffen sie, troz aller übrigen Abweichungen, vollkommen zusammen. Fichte war in einen Cul-de-sac gerathen, aus welchem er weder heraus konnte, noch heraus wollte. Schelling erkannte die Ursache dieser Verzauberung; sein reicher, unbefriedigter Geist strebte über das Pentagramm des eingefangenen Ichs hinaus, um eine neue Brücke zwischen der innern und äußern Welt zu schlagen. Seine eigenthümliche Richtung war aber wesentlich bedingt durch die Schritte des Erstern; beide stehen da als mächtige Herolde und Erzeugnisse ihrer Zeit. Möge Mit- und Nachwelt deren Verdienste mit gerechter Wage messen, ohne den Einen zu verketzern und den Andern zu kanonisiren. In Deutschland besteht das Verschiedenste neben einander; sollte es darin keinen Raum geben für die friedliche Verehrung großer Namen?

London, Oktober.

(Beschluß.)

Zur Naturgeschichte des Seehunds.

Folgende Anekdote von einem Seehund ist aus einem sehr unterhaltenden Buche, welches so eben unter dem Titel Wild Sports of the West erschienen ist. „Vor ungefähr vierzig Jahren wurde ein junger Seehund in der Clew Bay gefangen und in der Küche eines Herrn, dessen Haus an der Seeküste lag, gezähmt. Er wuchs heran und zeigte große Anhänglichkeit an das Haus und dessen Bewohner; er spielte mit den Kindern wie eine junge Katze, und folgte seines Herrn Rufe wie ein Hund. Er ging täglich in's Wasser und brachte, nachdem er sich selbst gesättigt, immer einen Salm oder andern guten Fisch in's Haus. Sein höchster Genuß war, im Sommer in der Sonne und im Winter vor dem Feuer zu liegen, oder in den großen Ofen zu kriechen, deren sich damals in jeder irländischen Küche einer fand. Vier Jahre hatte das gute Thier auf diese Weise gelebt, als eine Krankheit unter des Hausherrn Vieh ausbrach, wogegen alle gewöhnlichen Mittel fehlschlugen. In dieser Noth wandte man sich an ein Weib, das im Rufe der Zauberei stand, und die Hexe versicherte den abergläubischen Mann, die Krankheit komme daher, weil er ein unreines Vieh im Hause halte, und ihre Künste werden nichts helfen, wenn er es nicht wegschaffe. Der Mann ließ das Thier in ein Boot thun und jenseits der Clareinsel in's Wasser werfen, in der sichern Erwartung, es nie wieder zu sehen. Das Boot kam zurück, die Familie ging zu Bette und am andern Morgen lag der Seehund wieder auf seinem alten Platz im Ofen. Nun übergab man das Thier einem Fischer, welcher versprach, dasselbe nicht eher in's Wasser zu werfen, als bis er mehrere Stunden weit weg wäre. Es geschah. Ein Tag und eine Nacht vergingen; der zweite Abend ging zu Ende und die Magd löschte eben das Feuer für die Nacht aus, als etwas an der Hausthüre kratzte. Sie glaubte, es sey der Hund, und öffnete; aber wer kam, war der Seehund. Müde von seiner langen Reise, drückte er winselnd seine Freude aus, daß er sich wieder zu Hause fand, legte sich vor's Feuer und verfiel in einen tiefen Schlaf. Dieß wurde sogleich der Hexe gemeldet, und da es für unheilbringend gilt, einen Seehund umzubringen, so rieth sie, man solle dem treuen Thiere die Augen ausstechen und es geblendet dem Meere übergeben. Der Unmensch ließ sich auch diesen Rath gefallen; vor dem Feuer, das es so oft gewärmt, wurde das arme Geschöpf blutig des Gesichts beraubt und in's Wasser geworfen. Es verging eine Woche, das Vieh wurde immer schlimmer und die Hexe wußte keinen Rath mehr. In der Nacht erhob sich ein fürchterlicher Sturm; zwischen dem Heulen des Windes vernahm man dann und wann ein leises Winseln vor dem Hause; aber Niemand wagte es, nachzusehen. Als man am Morgen die Thüre öffnete, lag der Seehund vor derselben, aber todt — der Hunger hatte ihn umgebracht.

Beilage: Literaturblatt Nr. 108.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 254.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 23. Oktober 1832.

Friede selbst
Muß nicht ein Königreich so schläfrig machen,
Daß Landwehr, Musterung und Rüstung nicht
Verstärkt, gehalten und betrieben würde.

Shakespeare.
Heinrich V.

Das Lager bei Teltow.

Ungefähr zwei Meilen von Berlin, in südwestlicher Richtung, ist mitten im hellen, tiefen Sande eine neue Stadt in Zeit von einem Tage aufgewachsen, und in diese neue Stadt ist das alte und das neue Berlin, so hat es den Anschein, seit sechs Wochen übergebürgert und übergegangen. Man spricht in Berlin nicht mehr von Berlin, man lebt in Berlin nicht mehr in und von Berlin, sondern in und von der neuen Stadt; der Bürger, der seine Wochengeschäfte nothdürftig besorgt und einige Thaler, oder auch nur Groschen erübrigt hat, sezt sich Sonntags mit seiner Familie von A bis Z auf den Wagen, oder wandert zu Fuß mit Groß und Klein hinaus. Wenn man den ersten Berlinern die Wahl ihrer Niederlassung, aber mit Unrecht, zum Vorwurf macht, denn die Stralauer Fischersleute konnten nicht voraussehen, daß sie die Hauptstadt des nördlichen Deutschlands gründeten, so trifft derselbe Vorwurf die neuen Ansiedler; denn einen traurigern, ödern Fleck, dem selbst die Kommunikationsmittel abgehen, hätten sie nicht wählen können. Meilenweit erstreckt sich auf einer trockenen Höhe der klare, von Luft und Licht gesiebte märkische Sand; selbst die Kiefer kommt nur spärlich als Gebüsch fort, und das einzige Produkt ist die weitberühmte Teltower Rübe. Nicht aber dieser Rübe wegen, sondern eben weil hier nichts zu verderben, weil es der nächste günstige Fleck um die Hauptstadt war und des großen Teltower Sees wegen, der noch viel mehr Wasser liefert, als fünfzigtausend Mann austrinken, ist hier das große Uebungslager aufgeschlagen.

Das kleine Städtchen Teltow, dessen spitzer Thurm wie eine umgekehrte Rübe in der weiten, dürren Fläche anzeigt, daß hier das Rübenland ist, liegt an der südlichen Spitze eines langen und schmalen Sees. Um diesen See zieht sich das große Lager; gegen Abend, auf der höheren Seite, das der Kavallerie, gegen Morgen das ungleich bedeutendere der Infanterie. Hier münden sich lange Gassen von weißen Zelten nach dem Seeufer zu, an dessen ganzer Länge hin in rechtem Winkel mit den Zeltgassen eine noch längere Straße von schnell aufgerichteten Kaufläden, Restaurationen, Garküchen, Weinhandlungen, Branntweinschenken fortläuft. Es gibt keinen Hochpunkt, vielleicht den Teltower Thurm ausgenommen, von dem man das ganze Lager übersehen könnte; wo sich aber ein Sandhügel erhebt, oder ein langer Mensch auf den Zehen oder den Steigbügeln seines Kleppers, da überschaut man ein Meer von spitzen, weißen Zelten. Der Anblick ist ein trauriger und ein wohlthuender; jenes des Morgens, wenn die Armee zum Manövre ausgerückt ist und die Berliner Gäste noch fehlen. Dann haben die blendend weißen, spitzen Hütten, auf einer weiten gelben Sandfläche hingestellt, etwas fremdartig Oedes. Die Paar Menschen und der Rauch von den Lagerfeuern

und Küchen beleben das Bild nicht. Man kann sich in ein Kalmückenlager denken, das ausgestorben in einer Steppe Hochasiens liegt. Doch wenn gegen Mittag der Trommelwirbel der hungrig Rückkehrenden ertönt, wenn die Wagenkaravanen aus Berlin Tausende und Tausende in den Lagergassen absetzen, daß die Soldaten selbst nach Platz suchen, dann hebt ein Schauspiel an, das bis gegen Anbruch der Nacht jeden Gedanken eher aufkommen läßt, als den an eine Wüstenei.

Das Militärische ist Nebensache; es denkt Niemand an einen Krieg, und die hier anwesenden Offiziere, von den Russischen bis zu den Portugiesischen, werden Mühe haben, ihren respektiven Regierungen etwas Besonderes zu melden. Die Manöver gehen schulmäßig vor sich, meist nur mit fingirtem Feinde, es herrscht die beste Ordnung, und exercirt wird von der Linie und der Landwehr vortrefflich, wie man es gewohnt ist. Aber das Schauspiel für die Berliner ist die Hauptsache. Die dreißig- bis höchstens fünfzigtausend Mann, die im Lager liegen, brauchten nicht das Viertel der Lebensmittel und Lebensbequemlichkeiten, welche Berlin und die Mark hersenden. Freilich trinkt der preußische Soldat gern wie jeder Soldat; aber es wäre zweifelhaft, ob eine noch größere Armee, wenn sie plündernd einbräche, die hier aufgespeicherten Vorräthe vertilgen könnte. Die ersten Berliner Weinhandlungen haben hier Commanditen, Kaffeehäuser gibt es in Fülle, Pfefferkuchenhandlungen, Badehäuser, Panoramen, ja selbst Putzläden! Das eigentliche Theatralische ist indeß der bunte Mischmasch: neben elegant aufgerichteten Bretterhäusern, schlecht zusammengenagelte Boutiken mit Fetzen von Leinwand und Wachstuch; Spiegel, Kupferstiche, saubere Gartenstühle, und daneben eine Bude mit festgenagelten Bänken; neben einem Pallast ein Marketenderschemmel, ein alter Regenschirm, dessen Stiel, an einen Stock gebunden, als Dach darüber; Musterkarten, Zahnarztrekommandationen, Nachweisungsbureaus. Nicht eine kleine, eine große Krämerstadt wuchs auf neben der Zeltstadt. Es sind Brunnen gegraben, für jedes Regiment besondere, ebenso Waschplätze; vor allem aber nehmen die verschiedenen Kochanstalten unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Marketenderin hat sich ein Loch in den Sand gewühlt, dessen unzuverläßige Seitenwände durch Hölzer oder Steine kümmerlich aufrecht erhalten werden, und über dem Feuer wird in demselben Kessel der Kaffee gekocht, die Kartoffel gesotten und die Bratwurst geschmort. Aber während sich diese demüthigen, und doch besuchtesten Garküchen in die Winkel und hinter die Boutiken verkriechen müssen, stolziren die Restaurationspalläste an der großen Straße, aus deren verborgenem Innern nur die Rauchsäulen der Schornsteine ansagen, daß hier Diners selbst für den Berliner Gourmand bereitet werden. Aber ganz öffentlich in der Mitte der Straße sind die großen Regimentsküchen, wo offiziell von Soldaten für die Soldaten gekocht wird. Von fern sehen diese großen rothen Heerde wie eine Burg aus mit zwei Eckthürmchen — es sind die Schornsteine — und aus drei mächtigen Kesseln — Macbeths Hexen brauten in keinem größern — dampft Fleisch, Brühe, Gemüse. Auch die Küche ist Dienst, wenn gleich kein unwillkommener, und es sieht seltsam genug aus, wenn die Kommandirten in Uniform mit ungeheuern Schöpflöffeln rühren, kosten, abschöpfen. Auch das Geschäft des Vertheilens ist von ernster Wichtigkeit. Zwar ist die Suppe leicht abzumessen, aber wer theilt gekochtes Fleisch mit völliger Unpartheilichkeit? und doch geschieht es auf einer großen Tafel; die Häufchen werden gewogen und gemessen, und nun entscheidet das Loos. Die Zeltdeputirten empfangen ihre große Portion, die aber wiederum in fünfzehn kleine Portionen zu zerlegen ist. So eigen der Anblick dieser Kochanstalten ist, entgeht ihnen doch das romantische Element: man sieht nicht das Feuer, denn die Kochheerde sind chemische Oefen.

An schönen Tagen zählte man über fünfhundert voll beladene Wagen, die von Mittag bis Abend Familien und Gesellschaften herfuhren. Die Miethkutscher und sogenannten Charlottenburger Wagen waren in der glänzenden Lagerzeit so in Beschlag genommen, daß die andern ländlichen Lustorte allein aus Mangel an Fuhrwerk leer blieben. Man nahm seine Zuflucht zu den Extraposten. Außerdem Tausende von Fußgängern, die von allen Seiten in das offene Lager strömen und mit Berliner Neugier in dessen verborgenste Winkel dringen. Im buchstäblichen Sinne bleibt oft den Offizieren in den für sie erbauten Restaurationen kein Stuhl, kein Platz zum Stehen. Nur die ungeheuren Eßvorräthe trotzen dem Andrange, denn die spekulirenden Wirthe kennen das Publikum. Theure Waare ist erklärlich, wiewohl nicht nothwendig. Bliebe das Lager länger aufgeschlagen, so würde die Konkurrenz selbst billigere, ja die billigsten Preise stellen, obschon jezt die Stadt an Schinken, Würsten und anderer Rauchwaare etwas Mangel empfindet, während die Lagervorräthe über das Bedürfniß reichen. Der Sand verschwindet, aber nur für das Auge, wenn die Menschenströme die Gassen durchziehen, denn das Leben bedeckt ihn; aber er wird desto empfindlicher für die Fußgänger, da die Milliarden Tritte ihn zu Pulver wühlen. Der Regen verhindert noch, daß das Lager in Staub aufgeht.

(Der Beschluß folgt.)

Darstellung einiger der interessantesten Entdeckungen und Ansichten der neuesten Naturforschung.

Von Dr. Nürnberger.

Wir haben in Nro. 39 u. ff. d. J. eine Uebersicht der wichtigsten Fortschritte in den Naturwissenschaften, mit dem Versprechen gegeben, damit von Zeit zu Zeit, und nach Maßgabe des Reichthums und der Bedeutung des Neuesten fortzufahren. Glücklicherweise ist die Wissenschaft unterdeß auch nicht stationär geblieben; und wir betrachten es als ein erfreuliches Zeichen am Himmel der jetzigen, sonst so trüben Tage, daß weder die Choleraangst, noch der politische Fanatismus einen solchen Stillstand des Bessern haben bewirken können.

In jenem frühern Berichte war namentlich die Rede von einer Verbesserung der Fernröhren gewesen, welche Verbesserung man durch Anwendung flüssiger Linsen, d. h. durch Bildung des Objektivs aus zwei Concavgläsern und einer dazwischen einzuschließenden Flüssigkeit zu erreichen gehofft hatte. Dergleichen Linsen sollten frei von aller Abweichung, sowohl wegen der Kugelgestalt, als wegen der Farbenzerstreuung seyn, und es sollten die damit versehenen Refraktoren daher den Namen der aplanatischen führen. Während man indeß mit den Bemühungen hierum in England fortdauernd beschäftigt ist, hat deutsche Gelehrsamkeit und deutscher Fleiß das nämliche Ziel der Vervollkommnung der Fernröhren (Refraktoren) auf eine andere und wahrscheinlich solidere Weise zu erreichen gewußt. Die Vortrefflichkeit der achromatischen Fernröhren beruht nämlich bekanntlich darauf, daß man bei Bildung der dazu erforderlichen Linsen zwei verschiedene Glasarten: das Flint- und Crownglas, anwendet, welche sich so verbinden lassen, daß dadurch eine Aufhebung jener Farbenzerstreuung erfolgt, und man also ein scharf begrenztes, durch Farbenränder nicht weiter undeutlich gemachtes Bild erhält. Dazu wurden aber besonders große, durchaus homogene, von Bläschen und Adern freie Stücke Flintglas erfordert, und die Darstellung derselben in den optischen Werkstätten blieb mit namenlosen Schwierigkeiten verknüpft. Dieser Umstand war der Vervollkommnung und Verbreitung größerer und ausgezeichneter achromatischer Refraktoren stets im Wege gewesen; wenigstens blieben die Preise solcher vortrefflichen Arbeiten, wie sie aus den Händen eines Fraunhofer, Utzschneider, Reichenbach hervorgingen, immer noch hoch.

Unterdeß theilte der verdienstvolle Direktor der K. K. Sternwarte zu Wien, Professor Littrow, im ersten Hefte des vierten Bandes der Wiener Zeitschrift für Physik und Mathematik Rechnungen mit, aus welchen sich ergab, daß eine Konstruktion der Fernröhren möglich sey, bei welcher man mit kleinern Stücken Flintglas zu dem nämlichen Ziele eines sehr reinen, deutlichen, scharfbegrenzten Bildes gelangen könne. Außerdem sollte, wie sich aus den gefundenen analytischen Ausdrücken ergab, mit Hülfe dieser neuen Einrichtung, die Länge der darnach konstruirten Instrumente, ohne der optischen Stärke Eintrag zu thun, bedeutend verringert, und dadurch, neben größerer Wohlfeilheit, auch größere Bequemlichkeit beim Gebrauche erzielt werden. Wie erfreulich diese Aussicht zu einer, bis dahin kaum geahneten Vervollkommnung der Fernröhre aber auch war, und auf wie guten analytischen Grundlagen sie beruhte, so fehlte doch die praktische Ausführung, durch welche dem Resultate der Rechnung gleichsam erst Leben gegeben werden sollte. Da unternahm es der ausgezeichnete Wiener Optiker Plößl, dessen Mikroscope, um nur bei diesem Erzeugniß seiner optischen Werkstatt stehen zu bleiben, jetzt vielleicht die ersten in der Welt sind, ein Fernrohr nach der von Littrow angedeuteten Einrichtung zu verfertigen, und schon dieser erste Versuch ist so sehr über alle Erwartungen ausgefallen, daß er zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Dieß neue Fernrohr nämlich, von kaum zwei Fuß Länge und einem Durchmesser von nur sechzehn Linien für die Flintlinse, zeigte, bei 45maliger Vergrößerung, den Schatten eines Jupitersmondes auf der Scheibe seines Hauptplaneten vollkommen schwarz und scharf begrenzt; die größern Fixsterne, wie z. B. Capella, Atair, erschienen als gut abgerundete Scheibchen ohne alles parasitische Licht, und bei hellem Mondlichte wurden mehrere Doppelsterne als solche mit einer Genauigkeit erkannt, die sonst kaum Instrumente von doppelter Focallänge und doppelter Oeffnung des Objektivs, bei 100maliger Vergrößerung gewähren. Und doch ist dieses Fernrohr, wie gesagt, nur als ein erster Versuch auf dem eingeschlagenen neuen Wege zu betrachten, und es sind Gründe vorhanden, von größern, nach dieser Konstruktion ausgeführten Instrumenten ganz außerordentliche Resultate zu erwarten. Damit verliert die englische Erfindung der aplanatischen Linsen von ihrer Bedeutsamkeit, und der beobachtende Astronom wird künftig seine Aufträge nicht sowohl nach der brittischen, als nach der deutschen Hauptstadt zu richten haben, um zu mäßigen Preisen vortreffliche Fernröhre zu erhalten, welche ihm einen tiefern Einblick in den Himmel gestatten.

Von dieser optischen Betrachtung gehen wir zu einer atmosphärischen Merkwürdigkeit, nämlich zu den Luftsteinen über, mit denen unsere Blätter auch schon öfters beschäftigt gewesen sind, und über welche die fortgesetzten Untersuchungen der Naturforscher ebenfalls ein immer helleres Licht zu verbreiten anfangen. Eine Naturbegebenheit dieser Art war z. B. der Steinregen bei Siena am 16ten Juni 1794, welcher von einem Freunde des Verfassers dieses Aufsatzes selbst beobachtet worden

ist. Es erschien nämlich am genannten Tage, Abends gegen sieben Uhr, in der dortigen Gegend plötzlich eine länglich runde, ganz isolirte Wolke, welche durch ihr auffallendes Ansehen allgemeine Aufmerksamkeit erregte und eine Menge von Zuschauern in das Freie lockte. Auf einmal stürzten aus derselben, unter schrecklichen Explosionen und Blitzen, wobei stets Rauch oder wenigstens rauchähnlicher Dunst aus der Wolke hervorbrach, eine Menge glühender, schlackenartiger Steine herab, theils ganz klein, theils aber mehrere Pfunde schwer, und welche meistens über eine Elle tief in den Boden drangen. Diese Steine wurden sogleich, noch heiß, zusammengelesen, und es werden wohl wenige Museen in Europa seyn, in deren Besitze sich nicht Exemplare davon befänden. Einige derselben sind von den Findern zerschlagen worden; man fand sie innerlich aschgrau, von erdigem Bruche und mit metallisch glänzenden Theilchen gemischt; eine weitere Analyse zeigte die nämlichen Bestandtheile darin, welche, mit geringen Modifikationen, allen Meteorsteinen gemein sind, und welche wir in frühern Aufsätzen über den nämlichen Gegenstand in diesen Blättern näher angegeben haben. Wir bemerken in lezterer Beziehung, des Folgenden wegen, nur überhaupt, daß diese Bestandtheile aus den, auf der Erdoberfläche am allgemeinsten verbreiteten Stoffen: Eisenoxyd, Kieselerde, Thonerde, Kalkerde, Talkerde, Kali, Natron u. s. w. bestehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, Oktober.

Akademische Rede des Dr. Hagenbach in Basel.

In Zeiten, wo im schweizerischen Vaterlande aufrichtige Liebe zur Wissenschaft und Einsicht in ihr Gebiet, verbunden mit ächter, freisinniger Vaterlands- und Gerechtigkeitsliebe und ein besonnener, mit jener unüberlegten Sucht, blindlings alles Bestehende umzustürzen, gar sehr kontrastirender Eifer, zu verbessern, was zeitgemäß Noth thut, längst nicht mehr zu den alltäglichen Erscheinungen gehören, muß es desto erfreulicher seyn, wenn ein um Wissenschaft und Vaterland vielfach verdienter Gelehrter auf eine leidenschaftslose, würdige und von aller Selbstsucht entfernte Art, nicht sein Interesse suchend, sondern das, was seines Berufes und seiner Pflicht ist, es unternimmt, die Sache der Gelehrsamkeit gegen unberufene Angriffe zu vertheidigen. Dieses geschieht, nach dem ganzen Umfange des Gegenstandes, in der so eben erscheinenden „Rektoratsrede, gehalten den 13. September 1832 von Dr. Hagenbach, ordentl. Prof. der Theologie, d. z. Rektor der Universität zu Basel.“ Mit einem solchen Vortrage pflegt nach uralter Baseler Sitte die alljährliche, gegen Ende des Sommers an der dortigen Universität statt findende Feierlichkeit von einem jeweiligen Rektor begleitet zu werden. Dieses Jahr sind es gerade dreihundert Jahre seit der Wiederherstellung jener wissenschaftlichen Anstalt, die sich vor der Reformation, zwar nur auf kurze Zeit, zur Höhe einer welthistorischen Erscheinung emporgeschwungen hatte. Nun hat zwar die Rede Hagenbachs zum Hauptgegenstande die für Basel seit einiger Zeit so wichtig gewordene Lebensfrage von Aufhebung oder wenigstens von Beschränkung der dortigen Universität, und ist, einem Theile nach, namentlich gegen die Dunkelmänner gerichtet, welche, sich anstemmend gegen die gerechten Forderungen des Zeitgeistes, die freien Forschungen im Gebiete der Politik, der Religion und der Civilisation überhaupt auf eine für sie beruhigende Art zu hemmen suchen; ferner gegen die zahllose Menge der Halbgebildeten, welche, anstatt der Kunst und der Wissenschaft, ihrem Gott und ihrer Regierung getreu, ein stilles, ruhiges Leben zu führen, über Politik und Religion mit frecher Stirne absprechen und, entgegen der Stimme der Vernunft und der Mäßigung, ein wüstes, gewissenloses Treiben zum Kriterium der Aufklärung machen; gegen diejenigen endlich, welche, was Basel insbesondere betrifft, bevor der Streit der Meinungen zwischen den Freunden der Universität und der Wissenschaft und den Feinden derselben geschlichtet ist, und anstatt einem gemeinschaftlichen Bunde der Wissenschaft gegen die Unwissenschaftlichkeit, der Bildung gegen die Rohheit, des Lichtes gegen die Finsterniß, der Geistesfreiheit gegen jeden Geistesdruck beizutreten, gemeinsame Sache mit denen machen, die aus unedeln Motiven der Universität den Krieg ankünden und ihn überhaupt jeder wissenschaftlichen Anstalt ankünden würden, wenn es nur in ihrer Gewalt stände. Gleichwohl nimmt der Redner keineswegs allein auf das Rücksicht, was ihm in seiner Heimath zunächst liegt, was den dortigen Lehrer der Wissenschaft und die dortigen Vorsteher wissenschaftlicher Anstalten in dieser Zeit mit bangen Gefühlen erfüllen muß; vielmehr glaubt er, eine gemeinsame Trauer und Niedergeschlagenheit möchte sich Vielen mittheilen, die auch anderwärts, unter scheinbar günstigern Umständen, das heiligste der Aemter, das Lehramt, zu verwalten berufen sind. „Und was ist denn dieses?“ fragt der Redner. „Ist es etwa der Geist der Neuerung, das Streben nach Verbesserung überhaupt, das nun überall in unserer Zeit, nahe und ferne, so nachdrücklich, so unabweisbar sich ausdrückt? ist es der starre Parteigeist einer aristokratischen Gelehrtenzunft, die es ungerne wahrnimmt, wie, ihren angestammten Privilegien zum Trotze, sich andere Talente frei entwickeln und, ohne den Titel der bisher gewohnten Förmlichkeit, mit den Leistungen der Bewährtesten wetteifern? Wohl mögen einige jener Vorlauten uns höhnen und sprechen: dieß eben sey es. Wir entgegnen ruhig: dieß ist es nicht. Die Wissenschaft scheut keine Reform; sie ruft sie sogar hervor, sie freut sich ihrer, sie baut auf sie. Lange vor den dreißiger Juliustagen — jenem Deus ex machina auf dem beweglichen Schaugerüste unserer Zeit — war sie es, die in Kirche und Schule, im Staats-, im Kriegs- und im Gewerbsfache die zeitgemäßen Fortschritte bezeichnete, und eben deßhalb nicht selten den Haß derer auf sich geladen hat, die am blinden Vorurtheil des Alten hartnäckig festhielten. Ja auch jezt noch muß sie es sich gefallen lassen, wenn die Gegner aller und jeder Fortentwickelung mit falscher Consequenzmacherei sie beschuldigen, als hätte sie durch den Mund ihrer Diener jene die Ruhe gefährdenden Grundsäze verbreitet, welche so viel Unheil über Länder und Staaten bringen. Wir achten solches als den schönsten Märtyrerlohn, der ihr werden kann, und verzeihen gerne dem Unverstande, der im Eifer seiner Verdächtigungen so oft nicht weiß, was er thut.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 255.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 24. Oktober 1832.

Durchsichtig erscheint die Luft so rein,
Und trägt im Busen Stahl und Stein.
Entzündet werden sie sich begegnen,
Da wird's Metall und Steine regnen.

Goethe.

Darstellung einiger der interessantesten Entdeckungen und Ansichten der neuesten Naturforschung.

Von Dr. Nürnberger.

(Fortsetzung.)

Aehnliche Steinregen, wie der eben erwähnte, eben so genau beobachtete und beglaubigte, haben sich schon in unserm Jahrhunderte, unter ähnlichen Umständen, häufig, namentlich unfern Parma, bei Stannern in Mähren, bei Lissa in Böhmen, bei Toulouse, bei Langres u. s. f. zugetragen; und wer nun an die unzählbaren Fälle dieser Art, welche in Chladni's berühmtem Werke: „Ueber Feuermeteore," beigebracht werden, und an die Steinregen denkt, deren besonders Livius in seiner römischen Geschichte so oft erwähnt, der wird der Sache, auch ohne Autopsie, seinen Glauben wohl nicht verweigern.

Woher kommen nun aber diese Luftsteine? Sind sie kosmische Gebilde aus dem nämlichen Urstoffe, der ursprünglich zur Weltenbildung gedient hat und in höchst feiner Zertheilung noch im Aether gedacht werden könnte, aus welchem zuweilen Massen davon niedergeschlagen würden? sind es etwa Auswürfe aus Mondvulkanen? oder endlich, sind es Concremente irdischer Substanzen, welche sich verflüchtigt haben, von der Erde in die Atmosphäre aufgestiegen sind und nun wieder vereinigt werden und herabfallen, wie wir das in Dunstform aufgestiegene Wasser z. B. in Gestalt von Hagelkörnern und Hagelklumpen zur mütterlichen Erde zurückkehren sehen?

Leztere Ansicht haben wir in unsern, diesem Gegenstande besonders gewidmeten Aufsätzen im Morgenblatte, als die einfachste und plausibelste, immer vertheidigt, und wir sehen dieselbe jezt durch die allerneuesten Beobachtungen und Vergleichungen so vollkommen bestätigt, daß wir den interessanten Gegenstand eben deßwegen hier von Neuem vornehmen.

Die Naturforscher nämlich vereinigen sich immer allgemeiner darüber, daß alle Körper an der Erdoberfläche, und also nicht blos die tropfbaren Flüssigkeiten, verdunsten. In der That, man mache den Versuch, z. B. Metalle zu reiben, so wird man bald einen unverkennbaren, eigenthümlichen, metallischen Geruch wahrnehmen, und man ist in diesem Sinne also gewiß eben so vollkommen berechtigt, von Eisendunst, als von Wasserdunst zu reden. Noch mehr: die schädlichen Ausdünstungen, namentlich des Quecksilbers, und so vieler anderer mineralischer Substanzen, sind bekannt genug, und man fragt sich daher mit Recht: wo bleiben alle diese unaufhörlich in die Atmosphäre aufsteigenden metallischen oder überhaupt mineralischen Dämpfe, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit wieder niedergeschlagen werden? Dergleichen Niederschläge wieder verdichteter Mineraldämpfe sind nun, nach den Ansichten der neuesten Naturforschung, eben die Meteormassen. Man hat dagegen eingewendet, die Aerolithen müßten in diesem Falle noch viel mehr andere Substanzen, als die oben angeführten, enthalten. Allein zuerst ist es schon höchst merkwürdig, daß diese Meteormassen,

wie angeführt, vorzugsweis aus den über die Erdoberfläche am meisten verbreiteten mineralischen Stoffen bestehen; zweitens aber erscheint es ja gar nicht als nothwendig, daß alle aufgestiegenen Stoffe auch wieder in der nämlichen qualitativen Beschaffenheit zur Erde zurückkehren. Wie viel Wein und Branntwein, um wieder zum obigen Beispiele unsere Zuflucht zu nehmen, wie viel Eau de Cologne und de mille fleurs verdunstet täglich! und gleichwohl hat es noch nie Wein oder Eau de Cologne, wie wünschenswerth dieß auch wäre, sondern immer nur Wasser geregnet, indem die Lebensthätigkeit unserer Atmosphäre, rücksichtlich verdunstender tropfbarer Flüssigkeiten, darin besteht, diesen Dünsten allen, wie verschieden ihre sonstige Natur auch seyn mag, den Aggregatzustand reinen Wassers wieder zu ertheilen und sie in dieser Gestalt zur Erde niederzuschlagen. Auf eine ganz analoge Art, meint man mit Recht, verfahre die Atmosphäre mit den in sie aufsteigenden Mineraldämpfen, die sie zersetze, mische, verwandle, und endlich als Meteormassen, in immer ähnlichen Mischungsverhältnissen, wieder ausscheide und zur Erde, von wannen sie gekommen, zurückkehren lasse.

Was aber die Behauptung, daß die Meteormassen dergestalt in der irdischen Atmosphäre selbst gebildet werden, außer allen Zweifel zu setzen scheint, ist der vielen Lesern vielleicht ganz neue Umstand, daß man bei mehreren in der neuesten Zeit unternommenen Analysen des Hagels in demselben Concremente gefunden hat, welche, den Bestandtheilen nach, den Meteormassen vollkommen analog waren. So fiel vor einigen Jahren im Gouvernement Orenburg Hagel mit einem steinigen Kern, welcher Eisenoxyd, Manganoxyd, Magnesia, Thonerde, Kieselsäure und Schwefel enthielt. Ein ähnlicher Fall wurde vor nicht langer Zeit von Pictet in Irland beobachtet, und wenn man mit diesen Analysen des Hagels fortfährt, so wird man wahrscheinlich bald eine Menge ähnlicher Resultate anzuführen haben. Bei diesen Verbindungen von Meteorstein- und Hagelmasse sind unzweifelhaft diejenigen beiden atmosphärisch-elektrischen Prozesse vereint thätig gewesen, welche sonst einzeln die feurigen und wäßrigen Meteore erzeugen. So viel aber ist denn doch wohl ganz unzweifelhaft, daß der Stoff zu beiden, solchergestalt verbundenen Produkten nothwendig auch am nämlichen Orte vorhanden gewesen seyn muß; und wenn man also den Ursprung des Hagels in der irdischen Atmosphäre zugibt, so kann man, dünkt uns, ohne inkonsequent zu seyn, den Ursprung der Meteormassen in der irdischen Atmosphäre auch nicht länger in Abrede stellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Lager bei Teltow.

(Beschluß.)

Für das Vergnügen fehlte nichts als ein Theater, und wirklich kann man sich wundern, daß kein spekulativer Kopf, und noch dazu in der Nähe von Berlin, darauf verfiel, Bretter aufzuschlagen für eine vagirende Truppe. Je schlechter, um so sicherer wäre der Erfolg gewesen. Dagegen fehlte es nicht an Konzerten. Musik von jedem Genre an allen Orten. Unter den umherziehenden Harfenistinnen läßt sich manche süße Stimme vernehmen und schwarze Augen und freundliche Blicke wirken in einem Lager mehr Wunder, als der Kehlumfang einer Catalani. Es soll auch darin nichts hier fehlen, als warme Mondscheinnächte und schattige Laubwälder, in denen die Nachtigall flötet. Ein großer Kunstgärtner hätte freilich mehr thun können, als geschehen ist, denn die Lauben und Wände von Tannenzweigen verdorrten schon in den ersten acht Tagen, und ihr trauriges Rothbraun schattirt nicht zum besten den Sand; es wäre aber sehr problematisch, ob die Gärtner, wie die Sängerinnen und vielleicht ein Theaterunternehmer, ihre Rechnung gefunden hätten, da freilich die Sinne in jedem Lagerleben, aber darunter nicht der Kunstsinn, lebendig zu seyn pflegen. Und doch: denn hie und da hat die fleißige Hand eines Burschen mit eingegrabenen Blumentöpfen einen Garten vor dem Zelte seines Herrn gepflanzt. Rosen und Nachtschatten, die aus dürrem Sande emporwachsen!

Im Innern der Zelte verweilt unser Blick nicht; wir würden zu wenig Platz finden, wo fünfzehn hochgewachsene Musketiere nach Raum suchen müssen. Sie liegen wie die Radien eines Kreises um die Zeltstange. Behaglicher sieht es in denen der Offiziere aus. Man sieht Spiegel und Toiletten, Ottomanen, wenn auch nur von Pferdedecken, und in den Winkeln kleine Weinkeller. Ein Kriegsstand brächte ungleich mehr Entbehrungen mit sich, aber eigen bleibt doch die Vorstellung, daß dieses ein Lustlager ist. Landwehr bildet den größern Theil desselben; ein ganzes Regiment besteht aus Bürgern und Bauern von Berlin und der Umgegend, die Offiziere sind Beamte, meist Juristen, z. B. Assessoren des Kammergerichts. Plötzlich auf Monatsfrist und darüber herausgerissen aus ihrer Thätigkeit, sind sie nun Soldaten, und die großen Anstrengungen erlauben ihnen nicht, etwas anders zu seyn, auch fehlt ihnen nichts an der militärischen Haltung. Der Advokat, der Buchhändler, mit dem wir vor acht Tagen verhandelt, der sich gebogen und geschmiegt hat, tritt uns steif und gerad im ernsten Kriegskleide entgegen und ist Soldat. Unter Handwerksburschen und Bauerknechten exercirt mit der Muskete der Künstler, Kaufmann, oder auch der Beamte, er schläft mit ihnen, ißt mit ihnen: völlige Gleichheit herrscht, um in wenig Wochen wieder völlig aufgelöst zu werden: ein

Doppelzustand, der zu mancherlei Betrachtungen Anlaß gibt, ganz anders als in Frankreich, wo die Einbildung alle Bürger wirklich gleich macht; hier ist es in Folge eines Gesetzes. Mit elastischen Eisenklammern umfaßt es die ihm Unterworfenen, und mit dem Stundenschlag, wo die Gewalt losläßt, ist jeder, was er gewesen. Eine Zeitkameradschaft im Frieden hat indessen nicht dieselben Nachwirkungen, wie die des Krieges, wo gleiche Gefahr, gleicher Ernst des Lebens wirklich gleich macht und die Gemüther nähert. Unser Landwehrinstitut, erhebend in seiner Idee, wird, wenn es vollends durch mehrere Generationen in's Leben übergegangen seyn wird, als die mächtigste, zeitgemäße Umgestaltung unserer socialen Verhältnisse betrachtet werden können.

Ueber den See fahren jeden Augenblick Nachen und Gondeln, eine eigene Spekulation zweier Kaufleute. Sie haben dem Pächter des See's seinen dreijährigen Pachtschilling auf ein Brett für die Erlaubniß ausgezahlt, während der Zeit des Lagers die Soldaten und Besuchenden überzusetzen; der reichste Fang, den der Fischer wohl hier gezogen. Außer diesen dreihundert Thalern hatten die Entrepreneurs mit bedeutenden Kosten Gondeln zu miethen und zu Wagen von der Spree nach dem See zu transportiren. Troß dem und der nicht geringen Unterhaltungskosten soll die Spekulation sich schon jezt belohnt haben, obschon der Soldat seine Ueberfahrt nur mit sechs Pfennigen, der Offizier und fremde Gast mit sechs Dreiern bezahlt. Drüben auf einem höhern Ufer liegt die Kavallerie. Hier herrscht mehr feldmäßiges Ansehen, die Zelte sind minder zierlich, mehr zerstreut, die angekoppelten Pferde, die Trinkeimer, Reste von Stroh und Heu, die zigeunerartigen Marketenderwirthschaften könnten an ein Wallensteinlager erinnern; es ist aber nicht das rechte Theatralische, was das Publikum anzieht. Troß der Höhe, fehlt das Malerische, und der abstießende Regen dringt in die offenen Boutiken, auch ist das Brunnenwasser auf der Seite schlechter, als das des See's, und man trinkt das leztere.

Ein Kanonenschuß verkündet durch das weite Lager, daß der Tag zu Ende. Diesen Augenblick warten die Besuchenden ab. Die Feldmusiken spielen, der Lagergesang, ein Patrimonium des deutschen Soldaten, seit es welche gibt, erhebt sich, und mit einer wirklich anregenden Feier schließt das Schauspiel. Was nachher geschieht, ob der Soldat so pünktlich die Boutiken verläßt und in sein Zelt kriecht, ist nicht Sache des Zuschauers, der eilen muß, daß nicht ein Anderer seinen Platz im Wagen einnimmt; denn hier regt sich der Spekulationsgeist der Fuhrleute. Um die billigsten Preise werden, wenn die Sonne noch hoch steht, die Besuchenden eingeladen, Platz zu nehmen und in den Kreis der Ihrigen zurückzukehren. Mit dem Andrang steigt der Preis. Glücklich die lezten Fuhrleute, wenn mehr Gäste als Wagenplätze sind: der ursprüngliche Saß wird bis zum Sechsfachen gesteigert. Doch ist der Mühe werth, gerade gegen Abend noch einen Blick auf das bewegte Bild zu werfen. Gerade in den dürrsten Sandgegenden der Mark gibt es anmuthige Punkte, und diese gewährt jeder große See; denn um seine Niederung schließt sich an die wallenden Schilfähren feuchtes Moorgrün und Erlengebüsch von erquicklichem Anblick gegen die dürren Sandhöhen und vertrockneten Nadelhölzer. Auch der langhin sich dehnende Teltower See hat, von der Höhe gesehen, diese bescheidenen Reize. Reiher und wilde Enten sind zwar längst vom Lagerlärm aus dem Schilf verscheucht; aber der Lichtblick des Sees gegen die Dämmerung, die Rauchsäulen und Wolken, die Feuer, die Zeltspitzen und Flaggen und das noch bunte Leben, durchdrungen von den tausend Menschenstimmen und dem Schall der Instrumente, möchten auch einen Maler, der mehr ist als ein Wouvermann, zu einer künstlerischen Auffassung erwärmen.

Glücklich, wer ganz wohlbehalten nach Hause kommt. Der lange, sich krümmende Weg, bis die Potsdamer Chaussee erreicht wird, ist troß des Regens, der dem Sande wieder Stehkraft gibt, bis in den Grund aufgewühlt. Die Wagen drängen sich in der schmalen, von Brücken durchschnittenen, von Weiden umzäumten Straße, die Wagenlenker zanken, der Branntwein spricht mit, und doch geschieht wenig Unglück.

Indem ich dieß schreibe, verschwindet schon die Zauberstadt; wenn das Bild zu ihnen gelangt, ist von der Wirklichkeit keine Spur übrig, und der Abendwind weht wie zuvor über die Teltower Rübenfelder. Das Lager hat viel Geld gekostet, aber eben so viel und noch mehr in den stockenden Verkehr gebracht. Nicht die Hauptstadt allein, das ganze Land hat daran Theil; im Uebrigen hat es jene beschäftigt, den Müßigen Stoff gegeben, Vielen Nahrung, die Exaktheit der preußischen Militäreinrichtung gezeigt und die Besorgniß vor einem ernsten Kriege nicht im Entferntesten vermehrt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Oktober.

Ueber die Anforderungen an das deutsche Theater, von Wolfgang Menzel.

Es wird zwar ungemein viel über die vielen deutschen Bühnen geschrieben, jedoch findet sich zwischen denen, die Alles loben, und denen, die Alles tadeln, noch immer ein bescheidenes Plätzchen, wo sich ein ruhiger Beobachter behaglich niederlassen und gelegentlich auch einmal seine Meinung zum Besten geben kann. Die Lobposaunenbläser machen freilich ein großes Geräusch. Liest man die bestellten Theaterkritiken, so sollte man meinen, Deutschland wimmele nur so von Künstlern und Künstlerinnen des ersten Ranges, die in ununterbrochenem Triumphzuge umherfahren und sich mit ihren Lorbeern auf allen Kreuzwegen begegnen. Nur Elysium,

glaubte man bisher, vermöge so viele Herrliche zu beherbergen, und Saphirs jüngstes Debarouement ändert nichts an seiner frühern Himmelskarte von Theatersternen erster Größe, unter denen er mit seiner Lichtscheere umherfuhr, daß die Sternschnuppen zu Hunderten herabfielen. Saphir selbst erlag zulezt seiner Herkulesarbeit, und da er das Meer von Lob nicht ausschöpfen konnte, stürzte er sich ritterlich selbst hinein. — Neben den unzähligen Klaqueurs, Theatervätern und Vettern, Lorbeerkränzewindern und Sängerinnenbesingern gibt es aber auch einige wenige Bühnentadler, die, was ihnen an Zahl abgeht, durch die Heftigkeit der Vorwürfe ersetzen, mit denen sie die arme deutsche Bühne überschütten. Ihnen ist Alles zu schlecht; sie sagen, das deutsche Theater sey im tiefsten Verfall und müsse von Grund aus reformirt werden.

Der Erste, der über die auf den deutschen Bühnen einreißende Gemeinheit sich beschwerte, war Goethe, dessen Antipathie gegen Kozebue bekannt ist. Schiller schrieb aus demselben Grunde die unter dem Namen „Shakespeares Schatten" bekannten Xenien, worin er die Misere der Ifflandz-Kozebueschen bürgerlichen und Familienschauspiele ausspottete. Die beiden Schlegel und Tieck ließen sich noch viel bitterer und strenger darüber aus, und seitdem ist es herkömmlich, daß Alle, die sich einer höhern poetischen Bildung rühmen, mit tiefer Verachtung auf jene Iffland-Kozebuesche Manier herabblicken, die gleichwohl bei'm großen Publikum ein erstaunliches Glück gemacht hat. Nachdem nun der Streit einigermaßen veraltet ist, darf man wohl versuchen, ihn zu schlichten. Ich wage, mein unmaßgebliches Gutachten dahin abzugeben, daß die strengen Klassiker und Romantiker, welche nur das Hochpoetische auf der Bühne dulden wollten, damit einer vornehmen Einseitigkeit huldigten, der sich das größere Publikum niemals fügen konnte. Allerdings soll das Theater ein Conservatorium für alte Meisterstücke seyn, und nichts Treffliches der alten Zeit um einer flüchtigen Mode willen untergehen lassen. Allerdings soll es sich eine höhere Würde und poetische Unabhängigkeit dadurch bewahren, daß es in seinem Repertoire beständig die anerkanntesten Meisterwerke voranstellt und gegen die Fluth der schnell vorüberbrausenden Mode festhält. Allein das Theater soll deßhalb nicht zu einer Antiquität werden. Es soll der Gegenwart leben, der flüchtigen Laune des Augenblicks entgegen kommen. Jede Hore muß für Thalien einen frischen Kranz bringen.

(Die Fortsezung folgt.)

Basel, Oktober.

(Beschluß.)

Akademische Rede des Dr. Hagenbach in Basel.

„Nicht also," fährt Dr. Hagenbach fort, „ich wiederhole es, nicht der Geist der Neuerung ist es, nicht das Streben nach Oeffentlichkeit und Freiheit, was den wissenschaftlichen Mann, der seiner Ueberzeugung lebt, beunruhigen könnte. Was aber der Lehrer der Wissenschaft bedauern muß in dieser Zeit, was ihn vollends zu Boden drücken würde, wenn nicht die höhere Weihe eines unverkümmerten Geisteslebens ihn stets aufrecht erhielte, das ist der Gedanke, daß es eben nicht der Wissenschaft, nicht der wahren Geistesbildung, nicht der ächten Weisheit und Freisinnigkeit, mit einem Worte nicht der Humanität gelungen ist, das Bessere auf eine vernünftige und zeitgemäße Weise herbeizuführen, sondern daß Rohheit und Halbbildung, Oberflächlichkeit, Anmaßlichkeit und seichte Absprecherei sich hie und da mit fanatischer Wuth der heiligsten, aber in ihren Händen gefährlichsten Waffen bemächtigt haben, um der wahren Bildung selbst den Krieg anzukünden. Oder sind sie es nicht, welche, ähnlich jenen die Pressen zerstörenden Rotten, selber mit dem zur Keule gewordenen Preßbengel in der Faust umherziehen, die neugeborne Freiheit wieder todtzuschlagen, und in hohlem Geschrei nichtssagender Phrasen die Stimme der Vernunft und der Mäßigung niederdonnern? Eine ähnliche Wehmuth muß hier jeden Freund der Aufklärung und der Wissenschaft befallen, wie sie einst den großen Reformator Deutschlands befiel, als er durch des Geistes und des Wortes Kraft die Gebäude des Irrwahns und der Menschengewalt zerstört zu haben glaubte, und jezt der Arm des Fleisches sich mächtig erhob, der Bildersturm wüthete, der Bauernkrieg mit seinem vandalischen Gefolge die Gauen Deutschlands überschwemmte und rings umher Flammen des Aufruhrs die Völker in Schrecken sezten? Oder ist es nicht dasselbe Münzersche Unwesen, das jezt unter dem mißbrauchten Namen der Volkssouveränität aller Volksbildung und Volkserziehung auf halbe, ja, wer weiß, auf ganze Jahrhunderte störend in den Weg tritt, indem statt Alles für das Volk, nun Alles durch das Volk geschehen soll?"

„Mag es auch seyn," so läßt H. sich in dem lebendigen Fluß seiner Rede noch weiter vernehmen, „daß Einzelne von den Gebildetern, deren Namen in anderer Beziehung mit Recht gefeiert sind — aus welchem Triebe des Herzens, wollen wir nicht untersuchen — mit einstimmen in das wilde Brausen der Menge, so sind doch die, welche so recht den Ton angeben zum Spiele, nicht allzuweit von denen entfernt, von welchen das konsularische Wort sagt: Quod si in vino et alea commessationes tantum et scorta quaererent, essent illi quidem desperandi, sed tamen essent ferendi. Hoc vero quis ferre possit, inertes homines fortissimis insidiari, stultissimos prudentissimis, ebriosos sobriis, dormientes vigilantibus? Ja, dann freilich, wenn es so weit gekommen, dann wird die Wissenschaft nothwendig zur Aristokratie und muß es werden. Aber es ist dieß nicht die Aristokratie der Geburt, nicht die Aristokratie des Besizes, auch nicht die eben so gefährliche des mißbrauchten Talentes, der einseitigen Gescheitheit, des Wizes und der Schlauheit — es ist die sittliche Aristokratie der Bildung im schönsten Sinne des Wortes, und der Adel, auf den sie sich stüzt, ist der Adel der Gesinnung und des Charakters, die reine Würde der Menschlichkeit. Es ist dieß die Aristokratie, deren Bekenntniß einem Aristides und Coriolan die Verbannung zuzog, einem Sokrates und Phocion den Giftbecher brachte und die auch jezt allen denen den Haß und Spott der Menge zuzieht, die weder der Laune des Pöbels, noch der Leidenschaftlichkeit seiner Führer die heiligsten Güter preisgeben wollen. Wenn aber so die Wissenschaft in ihrer Würde, ja in ächter, gar nicht zu läugnender Vornehmheit dasteht, die ihr gebührt, so ist sie eben darum auch weit entfernt, sich selbst aufzugeben, oder an ihrem Siege zu verzweifeln. Ruhig und ernst, über das Gewirre des Tages erhaben, zieht sie sich zurück in das stille Asyl des ungetrübten Gedankens, sich wohl getröstend mit des Sängers Wort: non si male nunc, et olim sic erit! Lernt sie es doch von Natur und Geschichte, wie auch Stürme dazu beitragen müssen, ein heitereres, besseres, kräftigeres Daseyn zu bringen, und ohne daß sie darum die Mittel selbst billigt, so lange diese ein Werk menschlicher Freiheit und Zurechnung sind, verehrt sie doch, im Bunde mit der Religion, die höhere Leitung, die über der Natur, wie über der Geschichte waltet und die den Werkzeugen ihrer weisen Plane am Ende zuruft: „Ihr gedachtet es böse zu machen, ich aber gedachte es gut zu machen.""

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 256.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 25. Oktober 1832.

— Wohl war bevölkert das Städtchen,
Mancher Fabriken befliß man sich da und manches Gewerbes.

Goethe.

Bilder aus Rußland.

Ein Fabrikdorf.

Meinem Versprechen gemäß, fuhr ich von Nis'hnij Nowgorod gerade nach Pawlowo, nachdem ich zuvor noch meine ganze Beredtsamkeit angewandt hatte, um dem wackern Posnikow das Mitfahren auszureden. Schwer und ungern willigte er endlich ein, versicherte mich aber mehrmals beim Abschiede, ich werde bei den Seinigen gewiß mit wahrer Freude aufgenommen werden. Daran hatte ich gar nicht gezweifelt; ich fuhr ja zu ächten Russen, und da braucht es weiter keiner Empfehlung, um freundliche Aufnahme zu finden.

Pawlowo ist größer und ansehnlicher, als die meisten unsrer Kreisstädte; es hat mehrere Gassen, an denen eine Menge steinerner Wohnhäuser, Schmieden, Seifensiedereien und Gerbereien liegen; sechs schöne steinerne Kirchen (unter welchen Eine den Altgläubigen gehört), mit ihren Thürmen und Kuppeln, kündigen das Ganze schon aus der Ferne als ein Städtchen an. — Ich fand sehr leicht das Haus meines Jahrmarktfreundes Posnikow, wo mich die Frau vom Hause, ihre alte Mutter und ein Schwiegersohn mit seiner jungen Frau schon auf der Gasse erwarteten und, mich mit Vor- und Zunamen nennend, sehr freundlich einluden, näher zu treten und ein kleines Frühstück einzunehmen; Freund Posnikow hatte einen Boten hergeschickt, um mich anzumelden und alles zu meiner Aufnahme zu bereiten. Man wies mir ein paar sehr saubere Zimmer im zweiten Stock an, deren Malerei und Ameublement, aus lauter Petersburger ci-devants bestehend, mich ganz angenehm überraschte; die bunte, abentheuerliche Arabeskenmalerei an Decke und Wänden, die vier- und sechsfachen schweren Festons der Fenstervorhänge, die Stühle, Tische und Spiegelrahmen mit breiten eingelegten Messingstreifen, der Kronleuchter aus Glasklunkerchen — lauter alte Bekannte, die einst, vor fünf-und-zwanzig und mehr Jahren, in der Residenz als neueste Modeprodukte geglänzt hatten, und jezt allmählig hieher in Ruhestand versezt waren. — Solcher Meubel gehen alljährlich einige Barken voll aus Petersburg nach dem Makarjewschen Jahrmarkte, und von dort als frische Modeartikel in's Innere, wo ihnen in etlichen Jahren eine abermalige weitere Emigration bevorsteht, wenn nämlich noch neuere alte Sachen ankommen und jene verdrängen. Man könnte auf einer Reise in's Innere ganz füglich nachweisen, wann dieses oder jenes Meubel Petersburg verlassen hat, und wie es nach und nach aus der Gouvernementsstadt in die Kreisstadt, und endlich in ein Fabrikdorf gelangt ist. Es ließen sich da allerlei interessante archäologisch-historische Untersuchungen darüber anstellen, wie das Meubel, in einer und derselben Stadt, aus dem Saale des vornehmen Beamten allmählig bis in das Stübchen des kleinen Schreibers hinabsank, und endlich auch diesem nicht mehr gut genug war; das könnte einen Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte geben, eine Art Luxusbarometer, wie Ham-

let sagt: to shew the very age and body of the time, its form and pressure.

Nach einer kleinen Weile, die man mir zum Abstauben u. s. w. gestattete, ward ein reichliches Frühstück aufgetragen, und dann bot mir mein freundlicher Vizewirth seine mit zwei schönen Pferden bespannte Droshki und seine Begleitung an, um die Merkwürdigkeiten des Ortes zu besehen. Er brachte mich zuerst in die neugebaute Kirche, deren Plan und Ausführung von einem hiesigen Bauernsohne ist, dessen Vater sich frei kaufte und ihn in der Akademie der Künste zu St. Petersburg erziehen ließ. Es ist ein in edlem, großen Styl gehaltenes Gebäude; die innere Verzierung ist reich und geschmackvoll. Von da gings in die Werkstätten... Niegend kann wohl die Benennung Fabrikdorf richtiger angewandt seyn, als hier; jedes Haus, jede Wohnstube ist eine Werkstatt, in welcher, ächt national, ohne alle Maschinen, mit den einfachsten Vorrichtungen und Instrumenten, nicht selten wahre Meisterstücke von Arbeit geliefert werden. Gleich in der Ecke, links vom Eingange, steht an dem ersten Fenster ein Werktisch, auf welchem die wenigen Geräthe liegen, die der Künstler zu seiner Arbeit braucht; gewöhnlich befindet sich neben dem Tische ein sehr kleiner Ambos und ein Kohlenbecken, oft auch nur ein geborstener Grütztopf, welcher die Schmiedeesse vertritt. Der jüngste Sohn des Hauses, nicht selten ein vierjähriger Knabe, regiert den Blasebalg, sieht zu, wie der Vater und die mit ihm am Tische sitzenden ältern Brüder es machen, und wird dabei ein eben so geschickter Schlosser und Messerschmied als sie. — In der andern Ecke der Stube befindet sich die weibliche Werkstatt. Bei den Messerschmieden besteht diese aus einer Art von Drechselbank und einem Tische, an welchen die Hausfrau und ihre Töchter die Stiele zu den Messern, theils aus Holz, theils aus Knochen, mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit verfertigen. — Ich habe da Taschenmesser mit vier Klingen gesehen, die mit englischen Stempeln (cast steel, Robinson und dergl.) versehen, in den Petersburger Magazinen um den vierfachen Preis für ächt englische verkauft werden und auch wirklich diesen wenig nachstehen. — Wahre Kunstwerke unter der hiesigen Arbeit sind aber eine Gattung extra feiner Tischmesser, Swädebnye noshi, Hochzeitsmesser genannt, mit meisterhaft gearbeiteten Stielen aus dem schönsten Mammuth- oder Wallroßzahn; auf den Klingen sind, in mattgeätztem Grunde, polirte Guirlanden und allerlei andere Gegenstände höchst sauber dargestellt. Diese Messer werden zu 60 Rubel das Dutzend verkauft. Ich machte einem der Künstler die Bemerkung, daß doch eigentlich diese kostbaren Zierrathen auf den Klingen verloren seyen, da man die Messer ja schleife, und also die Eleganz sich bald abnützen müsse. — „Ja, sehen Sie," war die Antwort, „diese Messer werden eigentlich nur zum Staate gekauft; wenn ein wohlhabender Mann seine Tochter verheirathet, so gehören zur Aussteuer immer ein paar Dutzend solcher Messer; die werden aber nur während der Hochzeitsfeier gebraucht und dann weggelegt; 's ist Thorheit, aber dazu sind ja die Thoren auf der Welt, daß die Gescheuten ihren Gewinn haben." — „Wo habt Ihr denn die Kunst her, so schön auf Stahl zu ätzen?" — „Das haben wir erst vor etlichen Jahren durch einen der Unsrigen, einen Bildermaler, erwischt. In Tula hatten sie das Geheimniß schon längst; wir haben ihnen mehrmals viel Geld dafür geboten, sie wollten's uns aber nicht lehren; da machte sich unser Antipitsch dahin auf und meinte: was mehrere wissen, bleibt nicht geheim, und so war's auch; nach einem Jahre kam er mit dem Geheimniß zurück und hat's uns umsonst gelehrt." Uebrigens bekräftigte man mir hier das, was ich schon in Nis'hnij hörte, die vortheilhafteste Arbeit seyen immer die schlechtesten, spottwohlfeilen Messer und Schlösserchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Darstellung einiger der interessantesten Entdeckungen und Ansichten der neuesten Naturforschung.

Von Dr. Nürnberger.

(Fortsetzung.)

Um die Analogie zwischen den wässerigen und feurigen Meteoren noch weiter zu treiben, erinnern wir daran, daß, außer den beschriebenen Meteorsteinen, zuweilen auch größere Massen Meteoreisen aus der Luft auf die Erde herabgefallen sind, wovon wir die Anwendung, nach Aufführung eines besonders merkwürdigen Beispiels, sogleich machen werden. Dieser Fall hat sich unfern Agram zugetragen und ist durch das dortige bischöfliche Konsistorium auf das Allergenaueste untersucht worden, so daß die Wahrheit des Faktums selbst schlechterdings nicht bezweifelt werden kann. Am 26ten Mai 1751, um 6 Uhr Nachmittags, zeigte sich unfern Hraschina, in der Agramer Gespannschaft, eine feurige Kugel am Himmel, welche plötzlich mit einem gräßlichen Knalle in zwei Stücke zersprang, die zur Erde herabstürzten. Das eine Stück, 71 Pfund schwer, fiel auf einen kurz vorher gepflügten Acker, drang drei Klafter tief ein und machte eine Spalte, eine Elle weit, an welcher die Erde ausgebrannt und grünlich erschien; das zweite, nur 16 Pfund schwere Stück, fiel auf eine 2000 Schritte entfernte Wiese und machte ebenfalls eine weite und tiefe Spalte. Jenes größere Stück ist nebst der über den Vorfall aufgenommenen Urkunde an das k. k. Naturalienkabinet zu Wien übersendet worden, wo sich dasselbe noch befindet. Ganz kürzlich sind einem bekannten und berühmten deutschen Naturforscher, dem Ritter Dr. von Holger,

60 Gran davon, Behufs einer chemischen Analyse, überlassen worden, und er fand die Masse zum allergrößten Theile aus gediegenem Eisen, mit einem verhältnißmäßig geringen Beisatze von Nickel, Aluminm, Kobalt, Silicium, Mangan, Magnium und Kalium bestehend. Das Merkwürdigste bei der Sache bleibt, daß das Meteoreisen, auf welchem Punkte der Erdoberfläche dasselbe auch gefunden wird, eben so wie die Meteorsteine, ziemlich immer auf die oben angegebene Art zusammengesezt ist, und daß z. B. die Analyse eines Stücks Cap'schen Meteoreisens den obigen ganz ähnliche Resultate gegeben hat.

Dergleichen Fälle größerer Meteormassen stellt man nun, der obigen Analogie gemäß, in der Reihe der feurigen Meteore den Wolkenbrüchen in der Reihe der wässerigen Meteore zur Seite. Gleichwie sich bei diesen der Wasserdunst nicht zu Tropfen, sondern augenblicklich zu einer einzigen großen, auf die Erde herabstürzenden Wassermasse vereinigt, eben so wird das in der Atmosphäre vorhandene Eisenprinzip, oder, wenn man lieber will, der in sie aufgestiegene Mineraldunst, bei Fällen wie der angegebene, nicht mehr zu vielen kleinern, sondern zu einer einzigen größern Meteormasse zusammengeballt und kehrt in dieser Gestalt zur Erde zurück. Die Analogie wird noch schlagender, wenn man statt des flüssigen Regens den festen Hagel sezt und an die ungeheuren Hagelstücke denkt, welche oft beobachtet worden sind; und gleichwie bei der Bildung des Hagels das Kälteprinzip vorzugsweis thätig gewesen ist, so ist es das Wärmeprinzip bei Formation der Meteorsteine sowohl als der Meteoreisenmassen. Je mehr man aber nun alle die hier angeführten Umstände im Nachdenken näher prüfend durchgeht, um so leichter wird man sich mit den neuesten Naturforschern definitiv dahin vereinigen, die Meteormassen, gleich Regen, Schnee und Hagel, für schlechterdings weiter nichts als für tellurisch-atmosphärische Produkte anzusehen, und ihren Ursprung fernerhin weder den Mondvulkanen, noch der Weltschöpfungsurmaterie beizumessen. Freilich stellt sich uns, und das ist auch ein bemerkenswerther Umstand, die Atmosphäre hiernach unter einem ganz andern Gesichtspunkte dar, als derjenige ist, aus dem wir sie gewöhnlich betrachten, und sie enthält zuverlässig eine Menge Stoffe und Prinzipien, deren Vorhandenseyn wir, bei unserm sinnlichen Begriff von der Luft, gar nicht darin ahnen. Die Naturforscher geben, um dieß recht anschaulich zu machen, ebenfalls wieder auf die wässerigen Meteore zurück. Es steigen, sagen sie, beständig Dämpfe von der Erde auf, oft in ungeheurer Menge und viele Tage hinter einander, ohne daß es deßwegen regnete oder nur trübe würde. Was wird aus diesem aufgestiegenen Wasser? In der Höhe, wo es sich nach der gemeinen Meinung hinzieht, findet es sich nicht, wenigstens ist es, wie hygrometrische Beobachtungen auf eine unzweifelhafte Art zeigen, als Feuchtigkeit gewiß dort nicht vorhanden. Im Gegentheil, je höher man steigt, desto trockener findet sich die Luft; ja, sie erreicht auf Bergen, wiewohl es doch dort kälter ist, daher die in dieser Höhe vorausgesezten Dämpfe sich nothwendig verdichten müßten, einen Grad von Trockenheit, welcher sich in Ebenen niemals findet. Wo also die Luft zugleich kalt und beträchtlich trocken ist, da, scheint es, ist gewiß wenig Wasser in derselben vorhanden. Und in dieser, scheinbar so äußerst trockenen Luft entstehen gleichwohl bekanntlich häufig plötzlich Wolken, und aus denselben Platzregen, die Stunden, ja Tage lang das Land überschwemmen, und nach deren Vorübergang man den Zustand der Luft, in Rücksicht auf Feuchtigkeitsgehalt, dennoch wenig oder gar nicht verändert findet. Woher kommt nun auf einmal diese ungeheure Menge Wasser, deren früheres Vorhandenseyn in der Atmosphäre durch Nichts angezeigt wurde? Woher kommt es, daß Gewitterwolken von mäßiger Größe ganze Distrikte verhageln und überschwemmen, während die Luft rings um sie her und auch gewiß über ihnen sehr trocken ist? Alles führt auf den Satz hinaus: aller Regen ist zwar von der Erde aufgestiegen, aber zwischen diesem Aufsteigen und dem Wiederherabfallen befand sich das Wasser in einem Zustande, in welchem es kein Gegenstand für die Beobachtung (für das Hygrometer), d. h. in welchem es kein Wasser war. Zu letzterem wurde es nur erst wieder durch einen eigenthümlichen atmosphärischen Prozeß, den man, in einem gewissen Sinne, als das Entgegengesetzte des Verdunstungs-Prozesses bezeichnen könnte.

Von diesen gewiß unzweifelhaften Thatsachen macht nun die neueste Naturforschung die Anwendung auf Dünste, welche von den festen Körpern der Erdoberfläche in die Atmosphäre emporsteigen. Denn wenn die Gegner der hier entwickelten Ansicht dagegen einwenden sollten, daß keinerlei Art von Analyse das wirkliche Vorhandenseyn von solchen Mineraldämpfen im Luftkreise anzeige, so wird darauf allerdings mit Recht geantwortet: daß sich diese Luftbeimischungen der Analyse genau eben so entziehen, wie das Wasser im obigen Beispiele der hygrometischen Beobachtung, und daß das Meteoreisen z. B. zwischen dem Verdunsten in die Atmosphäre und dem Wiederherabfallen aus derselben, gleich dem verdunstenden und als Regen zur Erde zurückkehrenden Wasser, in einem Zustande war, in welchem es sich der sinnlichen Wahrnehmung entzieht.

Allein es läßt sich ferner nicht einmal ganz allgemein behaupten, daß wirkliche Beobachtung dergleichen fremdartige Beimischungen des Luftkreises durchaus nie zeige. So ist es z. B. eine schon seit längerer Zeit bekannte, aber erst in den lezten Tagen wieder hervorgehobene und zur Unterstützung der hier vorgetragenen Theorie ange-

wendete Thatsache, daß namentlich der über dem Meere ruhende Theil unserer Atmosphäre einen Antheil salziger Stoffe und besonders Chlorsalz enthält. Schon Cook's Reisegefährte, Forster, berichtet, daß alles am Bord des Schiffes Resolution befindliche Eisen in einem Grade rostete, welcher auf einen solchen Salzgehalt der Luft schließen ließ, und um diese Beimischung ganz unzweifelhaft zu erweisen, stellte er einen entscheidenden Versuch an, indem er ein mit einem Alcali getränktes Tuch aufhing, auf welchem sich, durch Anziehung und Neutralisation der in der Atmosphäre enthaltenen Chlorwasserstoffsäure, alsbald Chlorsalzkrystalle zu bilden anfingen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Oktober.

(Fortsetzung.)

Ueber den Einfluß der französischen Bühne auf die deutsche.

Das Theater muß wie die liebliche Fata Morgana bald in den Wolken, bald auf der Erde stehen, und sich zwar oft in ein höheres Gebiet aufschwingen, aber doch den festen Boden der Wirklichkeit nicht verlassen. Seine größte Wirkung übt es nur, indem es in lebendigen Verkehr mit dem öffentlichen Leben tritt. Es ist wesentlich eine gesellige Kunst und der Zuschauer schaut nicht blos zu wie bei einem Gemälde, sondern wirkt auf das Schauspiel ein und spielt gewissermaßen mit. Jedes kräftige und muntere Volk erschafft sich einen solchen heitern Spiegel seines Lebens, worin es sich selbst idealisirt oder karrikirt, und nur da gab es von jeher ein Blüthenalter der dramatischen Kunst, wo das Theater im innigsten Wechselverkehr mit dem geselligen und politischen Leben stand, wie im alten Athen und Rom, und später in London, in einigen italienischen Städten und in Paris.

Wer kann daran zweifeln, daß Iffland und Kotzebue den an sich sehr rühmlichen Zweck verfolgten, auch in Deutschland das Leben und die Bühne in genaue Verbindung zu bringen, und daß sie nur deßhalb nichts Besseres zu Stande brachten, weil das Leben in Deutschland zu ihrer Zeit wirklich nur philiströse Misere darbot, und so kleinlich war, daß es diejenigen ansteckte, die es abzuschildern unternahmen. Es ist auf der einen Seite unsern größten Dichtern freilich nicht zu verdenken, daß sie sich mit Widerwillen von den Scenen des kleinstädtischen Lebens abwandten und in ihrer Phantasie die Reinheit und das Erhabene suchten, das sie in der Wirklichkeit nicht finden konnten. Auf der andern Seite hätten sie aber auch so billig seyn sollen, nicht schlechthin im Ganzen zu verdammen, was nur der Veredlung bedurfte. Anstatt den Ifflands und Kotzebues ihre Alltäglichkeit vorzuwerfen, hätten sie deren Genre selbst besser ausbilden sollen. Das Publikum verlangte nun einmal, seine eigene Wirklichkeit auf die Bühne gebracht zu sehen, und hatte ein Recht dazu, denn Leben und Bühne müssen Hand in Hand gehen. So war es immer, so wird es immer seyn. Warum aber fügten sich unsere allzu vornehmen Dichter diesem Naturgebote nicht? Warum zogen sie es vor, in stolzer Zurückgezogenheit Trauerspiele zu schreiben, die nur von wenigen Geweihten gelesen und verstanden wurden, und zu gleicher Zeit die wirkliche Bühne den gemeinen Bühnensudlern zu überlassen? Würden sie nicht besser gethan haben, sich der verachteten Bühne anzunehmen, ihr vornehmes Talent zum Bühnenbedürfniß herabzulassen und die schlechten Stücke durch bessere zu ersetzen? Wie viele Nachahmer Shakespeares, Calderons, Goethes, Schillers und Tiecks schreiben jährlich eine regelmäßige Zahl von Tragödien und romantischen Schauspielen, trefflich in Verse gesezt, mit den vornehmsten Entsagungs- und Aufopferungsphrasen ausstaffirt, vom feinsten Blüthenduft zartester Sentimens durchzogen, und doch nimmt das Publikum keine Notiz davon, sie werden auf keiner der vielen deutschen Bühnen aufgeführt, sie können zum Theil wegen ihrer hyperromantischen Uebertreibungen nicht aufgeführt werden. Diese Dichter nun, würden sie nicht sehr wohl daran thun, wenn sie lieber für die Bühne schrieben, in schlichter Prosa, recht bürgerlich? Könnten sie es nicht seyn, gerade sie, welche das deutsche Lust- und bürgerliche Schauspiel verbessern würden, nachdem es in den Händen von Bettelschriftstellern, mißrathenen Schauspielern, Fabriksübersetzern und solchem Volk, das sich jezt gewöhnlich damit befaßt, freilich arg hat entarten müssen.

Auch ist es wohl nur dieser Vernachlässigung zuzuschreiben, daß die deutschen Bühnen in so großem Umfange mit französischen Stücken überschwemmt worden sind. Ich bin zwar weit entfernt, das Uebertragen an sich zu tadeln, da das Schöne überall seine Heimath wiederfindet, allein das Uebertragen so manches seichten französischen Stückes und die Ungeschicklichkeit der Umarbeitung dabei läßt sich freilich nicht rechtfertigen, und es muß uns zugleich beschämen, daß so wenig gute deutsche Stücke geschrieben werden, um den französischen Gästen die Waage zu halten. Auch hier kann man nur wünschen, die bessern deutschen Dichter möchten, anstatt sich über eine solche Erscheinung zu beschweren, sie durch ihre eigene Thätigkeit verschwinden machen.

Ich möchte aber überhaupt die Franzosen nicht so rasch von unsern Bühnen abgewiesen wissen. Wir können noch sehr viel von ihnen lernen. Die jungfräuliche deutsche Kritik erröthet zwar und wagt nicht, an die ungeheure Paradoxie zu glauben; aber ich will nur getrost der Wahrheit die Ehre geben und geradezu bekennen, daß ich die berüchtigten Sittengemälde der Porte St. Martin für ein äußerst schätzbares Genre, und noch dazu für das einzige halte, was in der gegenwärtigen Zeit eine hohe Ausbildung verdient und wahrscheinlich in der nächstfolgenden wirklich erhalten wird. — Frankreich hat in Allem, was zum öffentlichen Leben gehört, eine viel gründlichere Durchbildung erlangt als Deutschland. Wenn wir diese geschichtliche Thatsache nicht läugnen können, warum wollten wir uns sträuben, den Franzosen in Dingen des öffentlichen Lebens den Vorrang zuzugestehen? Sie nun fühlten das Bedürfniß, auf dem Theater an die Stelle der alten, blos auf die Unterhaltung der Aristokratie berechneten heitern Conversationsstücke, ergreifende Gemälde aus dem Leben zu setzen, an die Stelle des flüchtigen geselligen Scherzes den Ernst der Natur, und an die Stelle der monotonen Société die ganze Fülle scharfgeschnittener Charaktere und wunderbarer Schicksale, welche die Welt draußen darbietet. In dieser Weise bildet sich jezt das romantische Genre der Sittengemälde bei den Franzosen aus und verdrängt das alte klassische Conversationsstück. Anfangs zwar erschien dieses Genre etwas grell, und so erscheint es noch jezt in vielen Stücken, die man dem rohen Publikum der Pariser Vorstädte zum Besten gibt. Man wählte aus den Erinnerungen und aus den noch gegenwärtigen Erscheinungen eines tief aufgeregten Volkslebens zuerst die grellsten Bilder aus, und so entstanden jene berüchtigten Verbrecherstücke, vor denen sich die deutsche Kritik so oft entsezt hat. Das Genre ist aber nicht auf dieser niedern Stufe stehen geblieben, es fängt an, sich sehr fein und charakteristisch auszubilden, und wird neben den größern historischen Tableaux bald in dem ihm gebührenden Range feststehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 257.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 26. Oktober 1832.

Und so kommt wieder zur Erde herab,
Dem die Erde den Ursprung gab.

Goethe.

Darstellung einiger der interessantesten Entdeckungen und Ansichten der neuesten Naturforschung.

Von Dr. Nürnberger.

(Beschluß.)

Welcher mächtigen, eigenthümlichen und geheimnißvollen Prozesse sich die Atmosphäre bedient, um unermeßliche Mengen in ihr aufgelöster Mineraldämpfe urplötzlich zusammenzuziehen, wieder zu festen Körpern zu vereinigen und auszuscheiden, wissen wir freilich nicht genauer; aber wir wissen eben so wenig ganz genau, wie sie bei Wiederbildung von Wasser zu Regen und Wolkenbrüchen aus aufgesogenen und unsichtbar und unfühlbar gemachten Feuchtigkeiten zu Werke geht; und es reicht für unsern dießmaligen Zweck vorläufig hin, den tellurisch-atmosphärischen Ursprung der Meteormassen als Resultat der neuesten Naturforschung durch die stärksten Analogien ganz unzweifelhaft gemacht zu haben.

Während wir aber mit Zusammenstellung dieser Analogien beschäftigt sind, kommt uns auch noch von einer andern Seite her eine ganz ungeahnte, wenn gleich nur indirekte, doch unendlich merkwürdige Bestätigung unserer Behauptung zu, daß die Meteormassen tellurischer und nicht cosmischer, namentlich lunarischer Natur sind. Diese neue Erfahrung ist freilich nur ein Corollarium einer andern, etwas verwickeltern naturwissenschaftlichen Erörterung; wir vertrauen aber zu unsern Lesern, daß sie uns, besonders bei dem großen Interesse des Gegenstandes, auch über das Schwierigere gern vernehmen werden.

Ein Hauptsatz nämlich der berühmten und bekannten Newton'schen Gravitationstheorie ist die durch Versuche unterstützte Erfahrung, daß die Kraft, mit welcher die Erde irdische Körper anzieht, lediglich den Massen, oder, was hier eben so viel sagt, den Gewichten dieser Körper proportional ist, und daß es daher unter übrigens ganz gleichen Umständen eine ganz gleiche Kraftanstrengung erfordert, z. B. einen Centner Blei oder einen Centner Gold vom Erdboden aufzuheben. Ist dieß, so werden, wiederum abgesehen von andern Einflüssen, z. B. dem Widerstande der Luft, auch alle Körper gleich schnell zu Boden fallen, und die Erde wird, bei dieser ihrer Anziehung fallender Körper, nicht etwa noch eine besondere Prädilection für irgend einen bestimmten Körper, z. B. wie der Magnet für das Eisen, verrathen, sondern es wird ihr dabei vielmehr auf die bestimmte übrige Natur des Körpers, mit einziger Ausnahme seiner Schwere, gar Nichts ankommen.

Da dieses Gesetz keineswegs mathematisch nothwendig ist, sondern sich im Gegentheile allerdings eine solche besondere magnetartige Vorliebe der Erde für gewisse bestimmte Körper unter der Gestalt eines, die allgemeine Schwere modifizirenden Einflusses denken läßt, so mußte Newton diese Frage, wie gesagt, durch direkte Versuche entscheiden. Zu dem Ende hing er zwei hohle, runde Körper von demselben Holze und von ganz gleicher Ge-

stalt, Größe und Schwere an eilf Fuß langen Fäden neben einander auf, füllte den einen mit Holz und verschloß in den andern eine eben so viel wiegende Masse des zu vergleichenden Körpers, wobei er nacheinander Gold, Silber, Blei, Glas, Sand, Kochsalz, Wasser und Weizen anwendete. Zugleich sorgte er dafür, daß die Entfernung des Mittelpunktes der Schwingung vom Aufhängepunkte bei beiden Pendeln immer gleich war, und beobachtete nun, ob auch Gleichzeitigkeit der Schwingungen bei den so eingerichteten beiden Pendeln eintrete. Denn die Pendelschwingungen sind bekanntlich eine Wirkung der Schwere, nur daß hier der Fall auf vorgeschriebenem Wege erfolgt, und wenn also beide mit so verschiedenen und nur an Gewichte gleichen Körpern beschwerte Pendel gleich schnell schwingen, so galt dieß als der gesuchte Beweis, daß die Schwerkraft der Erde auf die angewendeten Körper, ihrer gänzlich verschiedenen Natur ohnerachtet, gleichmäßig einwirke. Newton überzeugte sich auch wirklich durch diese Versuche, daß die Erde alle irdischen Körper, selbst die physisch verschiedenartigsten mit ganz gleicher Kraft für jeden derselben anziehe, gab aber gleichwohl zu, daß bei der Art des angewendeten Verfahrens noch eine kleine Unsicherheit des Resultates übrig bliebe, welche man auf ein Tausendtheil der ganzen, solchergestalt in ihren Wirkungen näher erforschten Schwerkraft der Erde anschlagen könne.

Der Wunsch, diese Unsicherheit in noch engere Grenze einzuschließen und sich zugleich auf diesem ganz neuen Wege zu überzeugen, daß die Meteormassen in der That Körper irdischen Ursprungs seyen, veranlaßte nun ganz kürzlich einen der ausgezeichnetsten deutschen Mathematiker *), Newtons oben beschriebene Versuche unter veränderter Gestalt zu wiederholen. Denn wenn die Meteormassen wirklich nicht irdischen, sondern z. B. lunarischen Ursprungs wären, so wird sich die Anziehung der Erde gegen dieselben unmöglich so wie gegen irdische Körper äußern können, und sie werden also entweder langsamer oder schneller als diese zur Erde fallen, und demgemäß auch langsamer oder schneller am Pendel schwingen. Eine veränderte äußere Gestalt aber wurde den neuen Versuchen nur deßwegen gegeben, weil es bei Newtons Einrichtung Schwierigkeiten hat, den Mittelpunkt der Schwingung richtig zu erkennen. Denn sonst ist das Verfahren des großen brittischen Weltweisen eben so sinnreich als einfach und ausreichend, indem man bei der gleichen Länge der beiden Pendel und dem gleichen Einflusse des Luftwiderstandes auf beide offenbar weder nöthig hat, jene zu messen, noch die Versuche mühsam von diesem zu befreien.

Wir können das Detail der bei dieser neuen Reihe von Versuchen über die Kraft, mit welcher die Erde Körper von verschiedener Beschaffenheit anzieht, getroffenen Maßregeln, um die allerscrupulöseste Genauigkeit zu erlangen, hier nicht ausführen; müssen aber zur Ehre des Experimentators wenigstens im Allgemeinen erwähnen, daß Nichts zur Erlangung einer solchen vollkommenen Genauigkeit gespart worden ist. Die Körper, welche den Versuchen unterworfen wurden, waren: Gold, Silber, Blei, Eisen, Zink, Messing, Marmor, Thon, Quarz, Wasser, Meteoreisen und Meteorstein, und das merkwürdige Endresultat, welches auf diesem mühsamen Wege erlangt worden ist, besteht darin: daß die Länge des Sekundenpendels von der Natur der schwingenden Substanz vollkommen unabhängig, d. h. daß die Anziehung der Erde gegen die verschiedenartigsten irdischen Körper dieselbe und von keinerlei Nebeneinflüssen modificirt ist, und daß man endlich, worauf es uns, der Verbindung mit unsern oben entwickelten Ansichten wegen, hier besonders ankam, auch für die Meteormassen schlechterdings keine Ausnahme von dieser Regel bemerkt und daher einen Grund mehr hat, an den tellurisch-atmosphärischen Ursprung der gedachten Meteormassen, sowohl des Meteoreisens, als Meteorsteins, fest zu glauben. Ich gestehe, daß mir diese auf einem so ganz eigenthümlichen Wege gefundene Bestätigung der Ansichten der neuesten Naturforschung über die so viel besprochenen Meteormassen unendlich anziehend vorgekommen ist, und ich wünsche nur, bei den Lesern dasselbe Interesse dafür erregt zu haben.

*) Den trefflichen Königsberger Astronomen Bessel.

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Die meisten Arbeitsstuben sind so beschaffen, wie ich sie oben beschrieben habe, und der Meister verfertigt sein Schloß oder Messer von Anfang bis zu Ende; doch habe ich auch schon mehrere Häuser gefunden, wo außer der Wohnstube noch eine besondere Werkstatt, mit einer ordentlichen Esse, einem großen Schwungrade zum Schleifen und Poliren u. s. w. angelegt war. In einer dieser größern Werkstätten sah ich drei Blinde und ein paar Krüppel, die hier eine ihrem Zustande angemessene Beschäftigung hatten; sie drehten das Rad, den großen Schleifstein, pumpten Wasser u. s. w. Endlich gibt es auch schon industrieuse Meister, die sich blos darauf beschränken, die Messerklingen zu schmieden und die Schlösser aus dem Groben zuzurichten, welche dann von andern überarbeitet, polirt und beendigt werden. Mein Führer setzte mir die Vortheile, die aus einer solchen Theilung der Arbeit entspringen, so vernünftig und klar auseinander, daß mancher Theoretiker, der an einer Unverdaulichkeit der Adam Smithschen Grundsätze

laborirt, recht viel von diesem praktischen Naturmenschen hätte lernen können. Jezt im Sommer bietet ein Spaziergang durch die Gassen des Dorfes einen höchst merkwürdigen Anblick dar: der großen Hitze wegen sitzen alle männlichen Arbeiter, alt und jung, bei der Arbeit mit nacktem Oberleib, in weiten leinenen Hosen; an jedem offenen Fenster sieht man ein paar solcher Herkulesmodelle; da sollten Maler und Bildhauer hin, um schöne Formen und kräftigen Muskelbau nach der Natur zu studiren.

Jeden Sonntag ist in Pawlowo großer Markt, auf welchen die Bewohner von Worsma und von mehreren der umliegenden Dorfschaften, die mehr oder weniger dasselbe Gewerbe treiben *), ihre während der Woche angefertigte Arbeit bringen und sie dort theils an die reichern pawlowoschen Meister, theils auch unmittelbar an Nishegorodsche und andre sich hier einstellende Kaufleute verhandeln und dagegen von diesen allerlei Lebens- und Luxusbedürfnisse erstehen.

Zu dem eigentlichen Gebiete von Pawlowo gehören überhaupt 2300 Bauern männlichen Geschlechts, welche insgesammt an öffentlichen und gutsherrlichen Abgaben jährlich 106,000 Rubel zahlen. Obgleich bei dem hier herrschenden allgemeinen Wohlstande eine Steuer von 46 Rubel auf jeden männlichen Kopf gar nicht zu hoch ist, so gibt es doch Aermere unter ihnen, denen sie, bei einer größern Anzahl noch unerwachsener Söhne, schwer fallen würde; es ist daher die Einrichtung getroffen, daß nach einer von der gesammten Bauerschaft selbst gemachten Schätzung die Reichen mehr, die Armen weniger, Alte und Unvermögende gar nichts zahlen. So gibt es unter den Wohlhabenden mehrere, die für zwanzig bis dreißig Köpfe zahlen, ohne sich auch nur im Mindesten darüber zu beschweren. Mein Wirth erzählte mir, daß im vorigen Jahre ein hiesiger Bauer sich mit zwei Söhnen für 50.000 Rubel frei gekauft habe, welcher mehrere Jahre hindurch aus eigenem Antriebe die Abgaben für sechzig Köpfe bezahlt hatte. Der Austritt eines solchen macht natürlich in der Gesammtzahlung einen bedeutenden Riß, welcher auf die Nachbleibenden vertheilt wird; doch sind diese billig genug, um einzusehen, daß darin weiter keine Ungerechtigkeit liegt; sie bedauern freilich, daß ein so tüchtiger Zahler weniger unter ihnen ist, freuen sich aber dabei treuherzig über sein Glück. „Gott hat ihm geholfen, vielleicht hilft er auch mir,“ sagte mein Wirth.

*) Nach der Angabe meines Cicerone beschäftigen sich überhaupt von den 16.000 in dieser Gegend befindlichen Scheremetewschen Bauern 5000 (außer Weibern und Mädchen) mit Arbeiten dieser Art; sie sollen im Durchschnitt wöchentlich für 50.000 Rubel Werth an Messern, Scheeren, Schlössern, eisernen Löffeln und dergleichen liefern und darauf, bei günstigem Verkaufe, im Durchschnitte bis zwanzig Prozent reinen Gewinn haben. Mir scheint das etwas stark.

Außer dem Hauptgewerbe, der Schlosser- und Schmiedearbeit, hat Pawlowo bedeutende Gerbereien und Seifensiedereien; leztere sind größtentheils den Weibern überlassen, welche hier, wie mir scheint, weit thätiger und industriöser sind, als ich sie sonst irgendwo in Rußland gefunden habe. Ueberhaupt kann wohl, wie gesagt, die Benennung Fabrikdorf nirgends passender gebraucht werden, als von diesem Dörfern, wo durchaus alle Bewohner, Männer und Weiber, Alt und Jung, mehr oder weniger Fabrikarbeit treiben. Dessenungeachtet aber habe ich mit wahrem Vergnügen gefunden, daß die Leute hier, die bessern Wohnungen und etwas Luxus im häuslichen Leben abgerechnet, doch noch so ziemlich reine, unverdorbene russische Bauern geblieben sind. Das ist leider nicht der Fall auf den meisten unserer Fabriken, wo man gemeiniglich weniger Wohlstand, aber dagegen viel mehr Sittenverderbniß aller Art antrifft; sogar schon die Benennung fabritschnyj, ein Fabrikarbeiter, ist bei dem gemeinen Manne eine Art Synonym von Taugenichts. — Daß es hier anders ist, rührt wohl gerade daher, daß die Leute hier zwar Fabrikarbeit treiben, aber ein Jeder in seinem Hause, im Kreise der Seinigen, in und für seine Wirthschaft; er gewinnt seine Beschäftigung lieb, und sein persönlicher Vortheil, den er immer bei jedem Stücke Arbeit vor Augen hat, hält ihn von vielen Ausschweifungen ab, statt daß den in den großen Fabriken zusammengetriebenen Arbeitern ihr Gewerbe immer fremd bleibt; sie arbeiten blos um Geldlohn, und da sie den ganzen Tag von den Ihrigen entfernt sind, so verlieren sie allen Sinn für Häuslichkeit. Schade, daß das bei sehr vielen Fabriken nicht anders seyn kann.

Nach einem sehr angenehm unter allen den hiesigen Eigenthümlichkeiten verbrachten Morgen erwartete mich ein völlig nationales, sehr reinlich und schmackhaft bereitetes Mittagsmahl, an welchem Theil zu nehmen, sich meine Wirthsleute erst nach vielem Zureden und Bitten entschlossen. Wie gewöhnlich verrichteten die Hausfrau und ihre Tochter dabei alle Handreichungen; besonders war leztere sehr geschäftig, sie holte die Gerichte herbei, wechselte Schüsseln und Teller u. s. w. Nur die alte Großmutter, eine ehrwürdige Matrone, blieb auf ihrem Platze sitzen und ertheilte zuweilen hier oder dort einen kleinen Wink; dagegen aber ließ sie es sich angelegen seyn, mich ganz gewaltig zum Essen und Trinken zu nöthigen. Dieß abgerechnet, war ihre Unterhaltung angenehm und wirklich lehrreich durch den praktischen, gesunden Menschenverstand, der in allen ihren Aeußerungen hervorleuchtete. Gewiß kann die alte Frau nicht lesen, aber ihr Urtheil über verschiedene Gegenstände aus dem Leben war richtiger, bestimmter und deutlicher ausgedrückt, als man es bei manchem Schriftgelehrten trifft.

Endlich war es Zeit, aufzubrechen; beim Abschiede wurde ich noch mit einer Menge herzlicher Danksagungen überschüttet, für die Ehre und Freude, die ich ihnen durch meinen Besuch gemacht hätte, und inständig gebeten, auf meiner Rückreise ja wieder bei ihnen einzukehren, um doch auch dem Ilja Waßilitsch (dem abwesenden Hausherrn) das Glück zu gewähren, mich bei sich zu bewirthen. — Als ich in meinen, mit den vier schönen Pferden meines Wirthes bespannten Wagen steigen wollte, fand ich ihn so vollgepfropft mit frischgebackenem Brod, Kuchen, kaltem Braten, Näpfchen mit gesalzenen Gurken und Naliwkiflaschen, daß ich selbst kaum mehr Platz dazwischen gehabt hätte, und, zum großen Leidwesen der freundlichen Geber, weit über die Hälfte davon zurücklassen mußte. Unter tausend guten Wünschen für den glücklichen Erfolg meiner Reise fuhr ich ab.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Oktober.

(Fortsetzung.)

Das Altfränkische des deutschen Schau- und Lustspiels.

Uns Deutschen wird — ich wage es, zu prophezeihen — nichts weiter übrig bleiben, als das Melodram ebenfalls auszubilden. Unser altes Lust- und bürgerliches Schauspiel kann uns nicht mehr genügen. Die Basis der Zeit ist eine andere geworden. Die junge Aristokratie, die in jenen Stücken zwischen altfränkischen Vormunden, Hofmeistern und dergleichen aus dem ehrlichen Bürgerstande, und zwischen dummen Bauern in der Mitte steht und beide tüchtig foppt, paßt in unsere Zeit nicht mehr. Die engherzigen spießbürgerlichen Begriffe von damals, die falsche Empfindsamkeit und selbst die falsche Genialität von damals passen nicht mehr. Wir sind darüber hinaus, das Theater ist mit seinen Perücken und Haarbeuteln fünfzig Jahre zurück. Ist auch unsere bürgerliche Ruhe nie so von Grund aus gestört worden, wie die des französischen Volks, so haben doch auch wir über den engen Familienkreis hinausblicken lernen, und auch uns interessirt das Leben nicht mehr allein in seiner Schlafrocksbehaglichkeit, sondern auch in seinen Schrecken, Leiden, und in den Beunruhigungen, welche der gewöhnliche Gang der Dinge durch ungewöhnliche Charaktere erleidet, oder umgekehrt ein einfacher Charakter durch außerordentliche Schicksale. Auch uns also wird künftig das Genre der dramatischen Sittengemälde besser zusagen, als das alte simple Lustspiel, worin der junge Lieutenant den alten Vormund betrügt und das Gänschen von Mündel verführt, oder worin die armen bürgerlichen Liebesleutchen von einem plötzlich aus Ostindien heimkehrenden reichen Onkel ausgestattet werden, oder worin ein kleiner Fürst einem durch vier Akte hindurch weinenden verkannten Diener im fünften Gnade und eine Gehaltszulage schenkt ꝛc. Deutschland bietet in der Mannigfaltigkeit seiner Provinzen und in dem wunderbaren Wechsel seiner Geschichte so reichen Stoff für das charakterisirende Drama und so pikante Dekorationen dar, daß wohl der Gedanke sehr nahe liegt, unsere Dichter werden sich von der altmodischen Komödie zum Leben selber wenden, um hier vollauf frische Weide zu finden. Dann dürfen sie aber freilich einen Tyrolerkrieg nicht so pretiös unnatürlich behandeln wie Immermann.

Wir dürfen Stücke wie Ifflands Jäger und Advokaten, oder Kotzebues beide Klingsberge unbedenklich zu den trefflichsten deutschen Sittengemälden rechnen, die für alle Zeiten durch ihre unnachahmliche Wahrheit ihren Werth behaupten. Aber wir haben von dieser Gattung von Charakterstücken nur zu wenig. Iffland wird in fast allen seinen Stücken zu sentimental und Kotzebue zu frivol, die Wahrheit geht darüber verloren. Raupach mit seinem studirten Witze ersezt uns die Naturwahrheit noch weniger. Wir bedürfen noch eine Menge wahrer Sittengemälde aus der wirklichen Welt, hauptsächlich aber von ernster und schrecklicher Art, denn diese fehlen uns fast gänzlich. Anstatt das wirklich Schreckliche dem Leben abzugewinnen, haben es unsere vornehmen Dichter in der Gewohnheit, sich künstliche Schrecken zu ersinnen, die man mit vollkommen kaltem Blut lesen kann, und die den alten weisen Spruch des Aristoteles: „das Trauerspiel soll Furcht und Mitleiden wecken,“ zum Spott machen.

Der gute alte Aristoteles, dieser erste unter allen Theaterkritikern, meinte es mit dem Publikum ehrlich. Er hielt das, was dem Publikum wirklich den größten Genuß oder die größte Erholung gewährte, auch für den Vorzug des Schauspiels. Unsere neuen, viel vornehmern Kritiker verlangen dagegen gerade umgekehrt, das Publikum solle sich allemal dessen schämen, wodurch es gerührt wird, und nur das bewundern, was es langweilt. Und wahrlich, das gute liebe deutsche Publikum gehorcht der Kritik. Wie oft sah ich nicht die Zuschauer im Theater tief erschüttert und bis zu Thränen gerührt, wenn die dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers gegeben wurden. Gleichwohl riefen sie bei'm Nachhausegehen: „Es ist unverantwortlich, daß ein so abscheuliches Stück gegeben werden darf.“ Eben so oft sah ich das Publikum in Goethes Tasso von ganzem Herzen gähnen, und doch hieß es nachher: o, ein göttliches Stück! Ich will nun durch diese Thatsache weder die verschiedenen Crudidäten des Spielers vertheidigen, noch die Reize Tassos nur mit dem leisesten Schatten verschleiern; allein es ist ein Unterschied zwischen Gedicht und Theaterstück. Ein Gedicht kann vortrefflich seyn und ist gleichwohl auf der Bühne langweilig anzusehn; ein anderes kann schlecht seyn als Gedicht, aber ergreifend auf der Bühne. Nicht eher, als bis dieser Unterschied den deutschen Dichtern völlig klar gemacht ist, wird es möglich seyn, daß sie dem Bedürfniß des Theaters genügen.

Ich zweifle nicht, daß die Schauspieler selbst meiner Meinung beipflichten werden. Sie haben bei dem Schisma zwischen Poesie und Bühne offenbar verloren. Die Dichter haben ihnen ihre hohle Unnatur aufgezwungen. Es ist gewiß, daß unsere Schauspieler durch nichts so sehr verdorben worden sind, als durch das vornehme Jambenpathos, in welchem sie die Tugendprahlereien unserer Trauerspieldichter herdeklamiren müssen. Wer sich einmal an diese Wichtigthuerei und Aufgeblasenheit der Rede, an diesen abgemessenen hohlen Ton, der bei Frauenzimmern nicht selten in ein constantes Singen und in einen besonders unter den Schülerinnen der berühmten Madame Schröder zur Manier gewordenen Grabeston ausartet, gewöhnt hat, der findet schwerlich je wieder die Sprache der Natur und den herzgewinnenden Ausdruck wahrer Empfindung. Diesem Uebel ist nicht abzuhelfen, wenn nicht überhaupt die Naturwahrheit und die aus dem Leben gegriffene Leidenschaft wieder auf der Bühne heimisch werden und die tragischen Fratzen und Affektationen verdrängen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 109.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 258.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. Oktober 1832.

— Wie niedrig und wie hoch,
Verflochten, wundervoll, groß ist der Mensch!
Ein Schattenbild von grenzenloser Größe!
Der Herrlichkeit ein Erbe und des Staubs!

Herder
nach Young.

Vallisneria Helena.

Novelle von Julius Mosen.

Ein Todtenschädel stand auf dem Tische. Der Doktor hob ihn zur Lampe hin und sprach: „Nie habe ich einen so eigenthümlich geformten Todtenkopf gesehen. Wie steil sich das Hinterhaupt emporzieht, daß die vordere Gehirnkammer sich fast über Maaß und Ziel ausbreitet, und beinahe noch den Kreis der Halbkugel nach außenhin überdrängt. Hier in schnurgerader Linie herunter das Nasenbein, daß der Mund ungewöhnlich zurücktritt, und wie frisch sind die kleinen, weitgestellten Zähne! Es ist ein Wunder aller Schädel! — ein eben so großes, daß ich ihn gefunden habe! — Ich ging eben über den Kirchhof — meinen gewöhnlichen Bußgang — als ihn der Todtengräber aus einer neuen Grube herauswarf. Hier, Freunde! schaut ihn genau an: es ist ein Meisterstück des Schöpfers, wie es ihm nicht jeden Tag aus der Hand rollt!“

Johannes nahm den Schädel und hielt ihn betrachtend empor. Er war im Stuhl in ein Halbdunkel zurückgesunken, so daß seine großen flammenden Augen aus einem heiligen Schattendreiecke hervorschauten. In gelinden, fast unsichtbaren Zuckungen zogen Gedanken über seine Stirne. Sinnend schaute er in die Augenhöhlen des Schädels hinein und sprach endlich: „O du beinernes Haus der Gedanken! wo ist sie hin, die räthselhafte Geisterwelt, welche in dir durcheinanderrang? Du kleines, wunderbares Gefäß, in welchem ein ganzes Weltall — Himmel und Erde — zusammenfloß, sprich: welches Zauberwesen saß in deinen Kreisen, das diesen Bann zu vollbringen wußte? Sprich! wo ist er hin, der allmächtige Gott, der in dir lag zwischen Ton und Licht, und schuf — Welten und neue Götter und sich selbst? — Wo ist er hin? Was starren mich so finster deine Augenhöhlen an, und was lacht so höhnisch dein furchtbares Antlitz, auf welchem sonst ein ganzer Geisterfrühling sich auswob und blühte und verging? Bist du nur das Gerüste eines Luftballons, welchem das Gas ausgegangen, das ihn über Himmel und Erde dahin trieb? — Herrliche, feingewölbte Opferschaale der flehenden, erbarmenswürdigen Menschheit, was zitterst du in meiner Hand? Ich sah einen wahnsinnigen Harfenspieler, der auf der Zither, deren Saiten zersprungen waren, in herzzerschneidenden, in stummen Weisen herumtastete — bin ich es nicht selbst? Aber welchem Menschenwesen du auch eigen warst — heilig bist du mir immer, wie ein Behältniß, in welchem Gott sich selbst offenbaret hat. Wie viele schöne Traumblumen mit bunten, tiefen Kelchen mögen in diesem kleinen Gottesgarten geblüht haben! Ja, ich sehe euch noch, ihr schönen, feuchten, strahlenden Augensterne, ihr weltenspiegelnden, ja, ich sehe euch, wie ihr noch sonnenhell, herz- und sinnentzückend unter den großen Wimpern ruhet! Es runden sich wieder zu euch empor die feinen Mädchenwangen, es schwellen wieder auf die süßen Rosenlippen, es drängt sich das zarte Oval des

Kinnes weich und weiß mit leichtem Grübchen empor! — Nein! — solch ein Kleinod kann die barmherzige Gottheit nicht vernichten! — Es regt sich! Was ist das?"

Mit diesen Worten stürzte ihm der Schädel aus der Hand. Der Doktor faßte Johannes beim Arme und sagte: „Habe ich Sie nicht längst schon vor Gemüthsbewegungen gewarnt?" Johannes antwortete nicht und verbarg sein Gesicht in den Händen; der Doktor aber hob den Schädel behutsam wieder auf und bedeckte ihn mit seinem Tuche.

Erdmann nahm das Wort und sprach für sich hin: „Die Menschenseele blüht wie eine Seelilie über dem Reiche des Ungeheuern und einer unergründlichen Tiefe, von Luft, Licht und Wasser emporgetragen und genährt. Lieblich entfaltet sie vor dem Himmel ihre Blüthe, während unter ihr scheußliche Unthiere wühlen und sich gräulich wälzen. Schaut nicht in die Tiefe; denn unten liegt das Entsetzen! — und die Wurzeln der schönen Pflanze treiben oft mitten hindurch!" — „Ich bin nur insofern Deiner Meinung," versezte Gotthold, „als Du von dem Unergründlichen der Menschenseele sprichst; aber dieses Unermeßliche, durchklungen von Unsterblichkeitsahnungen und von seligen Geistergefühlen, ist mir Bürge, daß eine Psyche ihre Flügel leise in der rohen Hülle ausbildet, um sich in einen unsterblichen Frühling emporzuschwingen. — Wohl ist der Hintergrund unserer Seele mit wunderlichen Arabeskenbildern überzogen, gleich den Thüren am Taufhause zu Florenz; aber wer sie zu deuten vermag, wird von ihnen auf ein großes Heiligthum, welches sie verbergen, gläubig schließen können. Ja, zur Stunde schaut es aus diesem Hintergrunde vor, wie ein leuchtendes Mosisangesicht, das uns vom gelobten Lande, in welches wir einst einziehen werden, prophetische Worte zu verkünden scheint. Was ist Tod, Johannes? Wenn Du einen Strom in die Erde versinken siehst, wirst Du glauben, daß nunmehr seine Gewässer nicht mehr vorhanden sind? Stellen Sie, Doktor, in Gottes Namen diesen schönen Schädel wieder unverhüllt vor uns hin! Nicht wahr, Johannes?" — „Uebrigens," entgegnete der Doktor, „würde sich das arme Töpfers-Lenchen nicht eingebildet haben, daß so lange nach seinem Tode noch von ihm die Rede seyn würde." — „Wissen Sie etwas Näheres von diesem Schädel?" versezte Erdmann. — „Nichts weiter, als daß dieser Todtenkopf, wie mir der Todtengräber versicherte, der Frau eines Töpfers angehört, welche eigentlich eine Prinzessin gewesen sey; aber wie das Alles zusammenhängen mag, weiß Gott."

Der alte Jäger, welcher im Winkel saß und an einem Meisenkasten schnizte, hob jezt den grauen Kopf empor und sagte: „Die Geschichte von der braunen Töpfers-Lene weiß ich auswendig; ich habe sie selbst noch gekannt, so gut wie ich da meine linke Hand vor mir sehe. Sie war ein braunes, schmächtiges Weib mit großen hellen Augen und rabenschwarzem Haare. Wie sie zuerst hier ins Städtchen ankam, lachte Alles über sie, und die Straßenjungen liefen ihr nach; aber nachdem ein fremder Herr, welcher sich zur Sommerzeit im Orte oft Wochenlang aufhielt, sie für die schönste Frau im Lande erklärt und bei jedem Glase Wein, das er getrunken, darauf geflucht und geschworen, am Ende aber vor Liebe zu ihr seinen gesunden Verstand verloren hatte, so gab es von der fremden, schönen Frau genug zu reden. Das mußte man ihr aber lassen, daß sie gerade wie eine Kerze war; und wenn man ihr so recht in die schwarzen Augen blickte, war es einem, als könnte man gar nicht wieder hinwegsehen." — „Seht einmal den alten Knaben!" rief Gotthold aus; „ich wollte wetten, er hat der hübschen Töpfersfrau ebenfalls zu tief in die schönen Augen geblickt." — „Hm!" meinte der Alte, „war ich doch damals noch ein alberner Junge, kaum zwölf Jahre alt! Und dann konnte sie auch gar nicht recht deutsch reden." — „So fahre fort," rief der Doktor, „oder fange vielmehr Deine Geschichte zu erzählen an!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Rußland.

Der fürstliche Seifensieder.

Ich besuchte in Kasan einen tatarischen Knäs oder Fürsten, der eine der größten Seifensiedereien besizt und auch außerdem bedeutende Handelsgeschäfte macht. Obgleich diese nicht selten über eine Million betragen, so hat er dazu weder ein sogenanntes Komptoir, noch auch viele Kontobücher nöthig, sondern führt alle seine Rechnungen selbst in einem kleinen Büchelchen, das in seiner Tasche Platz findet; dennoch aber herrscht in seinen Geschäften die vollkommenste Ordnung, und Knäs Achmet Ißaitsch genießt des allgemeinen Vertrauens in hohem Grade. — Er zeigte uns seine Fabrik, wo in Kesseln, deren jeder dem Umfange nach ein recht artiges Junggesellenstübchen abgeben könnte, jährlich bei 30,000 Pud Seife gesotten werden; mir schien das sehr viel, er aber meinte, das sey gegen sonst sehr wenig, wo sie in Kasan über 400,000 Pud jährlich gemacht haben; seitdem das Fabrikwesen in Rußland zunehme, werde überall Seife gemacht und für kasansche verkauft. „Doch," sezte er, sich in die Brust werfend, hinzu: „unsere Eierseife und unsern Aloj duschès verstehen sie nicht zu machen; die holen die Kenner immer noch von uns." Er erklärte mir auf meine Bitte die Verfertigungsart der Eierseife, die aus ganz frischen Eierdottern mit einem Zusatze von eben so frischer Butter gesotten, mit allerlei, mehr oder weniger kostbaren Spezereien versezt und in zierlich gemalten und lakirten Schächtelchen zu dem Preise von fünf bis fünf und zwanzig Rubel das Pfund verkauft wird,

während der Preis der gemeinen Seife aus Fett ungefähr acht Rubel für das Pud ist. — Von jenen theuren Gattungen nehmen die Bucharen, Perser und andere Orientalen jährlich große Ladungen, besonders von dem Aloj duschès *). Diese für eine gelbe Seife sehr unpassende Benennung war mir schon früher auf dem Makarjewschen Jahrmarkte aufgefallen, ich konnte aber damals nicht auf den Grund derselben kommen; jezt, da der fürstliche Seifensieder mir wieder damit kam, bat ich mir einen Kommentar darüber aus, welcher sich aber auf die Versicherung beschränkte, die Seife heiße nun einmal so und sey vorzüglich schön. Beiläufig meinte er doch, es müsse wohl ein ausländisches Wort seyn, denn ehmals habe sein Vater Etiketten auf den Schächtelchen gehabt, wo unter diesem Worte noch etwas anderes, etwa französisch, gestanden habe, das aber seit dem Jahr 1812 weggelassen werde; „'s war auch unnütz," sezte er hinzu, „denn Jedermann versteht's ja ohnehin." Dabei wäre es wohl geblieben, wenn nicht der Sohn des Hauses während des Gesprächs in einem Schubfache, unter alten Papierschnitzeln eine der ehmaligen Etiketten gefunden und mir gebracht hätte; ich las: à la duchesse, woraus denn ganz natürlich aloj duschès geworden ist. Dergleichen Russificirungen ausländischer Wörter sind bei dem Russen sehr häufig; er zerrt und modelt so lange an dem fremden Laute herum, bis er irgend eine russische Bedeutung hat, und wundert sich dann wohl noch zuweilen darüber, daß der Ausländer dem Dinge eine so widersinnige Benennung gibt.

Nachdem wir die Fabrik und die ungeheuren Vorräthe von Material und fertiger Waare besehen hatten, lud mich der gastfreundliche Eigenthümer auf ein paar nationale Gerichte zum Frühstück bei sich ein. Ich fand ein sehr hübsches steinernes Haus, in welchem die Zimmer ungefähr eben so meublirt waren, wie bei den russischen Kaufleuten; in einem Nebenzimmer sah ich durch die halboffene Thür einen sehr breiten, niedrigen Divan, der die ganze Hinterwand des Zimmers einnahm; hier pflegen gewöhnlich, wenn keine Fremde da sind, die Damen zu sitzen; für uns waren sie unsichtbar. — Noch etwas Tatarisches waren die Oefen, aus kleinen, sehr bunten, zum Theil auch mit Gold gezierten Kacheln, von der Art, wie ich sie an dem alten Zarenpallaste in Moskau bemerkt habe. Diese Kacheln müssen wohl ein besonders geschäzter Zierrath seyn, denn in den reichern steinernen Häusern sind nicht nur die Oefen, sondern gewöhnlich auch die Wände rings herum, in der Höhe von einer bis zwei Arschinen, damit bekleidet. Der Fußboden war mit einer Art Matten bezogen, die die Tataren hier aus feinen, strohgelben, sehr zähen Binsen weben. Sie sind äußerst sauber gearbeitet, mit allerlei einfarbigen Figuren verziert, und würden überall hübsch seyn. Als wir ankamen, war der Tisch schon gedeckt, und statt des versprochenen Frühstücks fand sich ein ganz vollständiges Mittagsmahl. Die Suppe erschien in einem grossen chinesischen Porzellannapf und ward statt Vorlegelöffels mit einer in Silber gefaßten Kokosnußschaale vorgelegt. Darauf folgte der nationale Pilaw, ein hoher Berg von halbgekochtem Reis mit Schaffleisch und Rosinen. Nach dem Braten erschien der Kuchen, Dys'h, eine mit allerlei Zuckerwerk und Mandeln verzierte Pyramide, aus lauter ungefähr ¼ Zoll dicken und einen Zoll langen Teigcylinderchen bestehend, die, wie mir schien, in Butter geschmort, mit Honig übergossen und dann im Ofen gebacken waren. — Zum Nachtisch sezte man uns Datteln, Feigen, Cedernüsse und Kaak vor; dieß ist eine trockene, papierartige, zähe Masse, aus Kirschen- oder Brombeerensafte gekocht; man reißt sich ein Stück von dem rothen Blättchen ab, kaut daran eine Weile herum und hat den säuerlichen Beerengeschmack. Unser Wirth versicherte mich, sein Kaak sey etwas sehr Schönes. — Für uns Gäste war rother und weißer Wein hingestellt; der Hausherr schenkte uns fleißig ein, trank aber selbst nicht, bis der Champagner kam, bei dem er aufstand, sein Glas füllte und es mit einer gewissen Feierlichkeit auf unser Wohl leerte. Mir fiel dieß auf und ich konnte mich nicht enthalten, ihn zu fragen, ob er denn Wein trinken dürfe. — „Eto nitschewo," war die Antwort; „die Unsrigen trinken leider schon alles Mögliche und betrinken sich in Branntwein; das ist schlecht; aber ein Glas Champagner, so auf's Wohl hoher, lieber Gäste — 's ist freilich auch nicht so ganz recht; doch das kann man sich schon erlauben, eto nitschewo!" — Armer Mursa, also auch du bist schon angesteckt von dem bequemen Grundsatze unserer Zeit, daß es zwischen Recht und Unrecht noch etwas, so zu sagen Neutrales gibt, das man sich unter gewissen Umständen wohl erlauben kann!

*) In der wörtlichen Uebersetzung: rothes Geräuchelchen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Oktober.

(Fortsetzung.)

Ueber das Hoftheater in Stuttgart.

Wohin geräth man, wenn man einmal vom Theater spricht! Ich wollte eigentlich nur vom hiesigen Schauspiel sprechen und von dem nie genug zu schätzenden Seydelmann, der seit einigen Jahren hier die Zauber seines Talents vor einem kleinen, aber dankbaren Publikum entfaltet. Daß Seydelmann uns gewonnen und erhalten wurde, daß er hier nicht blos als Schauspieler, sondern auch als Regisseur und Leiter einer dramatischen Schule einen Wirkungskreis erhielt, gereicht der Intendance der hiesigen Bühne sehr zur Ehre, denn es gibt wohl größere Städte in Deutschland.

aber, wenn der ältere Devrient abgeht, keinen größern Schauspieler. Seydelmann glänzt in demselben Fach, wie Devrient, steht als Tyrann, Intrigant, Bösewicht mit ihm ungefähr auf gleicher Höhe, folgt ihm nicht so tief hinab in die Posse, und breitet sich dagegen auf der andern Seite im Gebiet der edlen und gemüthlichen Greise weiter aus. Man darf im Allgemeinen sagen, sein Genie macht weniger kecke Sprünge, wie das von Devrient, aber es bleibt der Schönheitslinie der Natur desto treuer. Das allzu Grelle sagt ihm weder im Tragischen, noch Komischen zu, weil es unnatürlich ist, aber die Natur verfolgt er in ihren feinsten, zartesten Zügen. Daher kann er aus der Rolle des von Schiller bis zur Fratze verzeichneten Philipp II., troz aller Mühe, sie ins Menschliche zu übersetzen, nie das machen, was er aus Goethes Mephistopheles oder Molières Tartüffe macht, weil diese Rollen dem Schauspieler gestatten, auch im Höllischen noch natürlich zu seyn. Aus demselben Grunde würde Seydelmann sich wenig zur Uebertreibung der Posse eignen, während er in der feinern Komik, z. B. als der ältere Klingsberg, ein unübertrefflicher Meister ist und hierin eine Delikatesse entfaltet, die zu genießen man nicht genug ästhetischer Gourmand seyn kann. Die Rollen, die ihm am meisten zur Ehre gereichen, sind die, welche unter allen Umständen die schwierigsten sind und am seltensten getroffen werden, nämlich die, worin der feinste Verstand des Dichters sich ausspricht, wie z. B. Mephistopheles im Faust, Carlos im Clavigo, Nathan, Hamlet, Marinelli. Wie selten besizt der Schauspieler selbst so viel Verstand, um das geistreiche Wort, das er spricht, auch zu verstehen und zu beseelen mit Blick und Geberde. Wie oft widerspricht der Ton dem Inhalt der Rede, und wie so sehr oft verfehlt der beschränkte Schauspieler die Wirkung, indem er das geistreiche Wort nicht zu sagen weiß wie ein geistreicher Mann, der dergleichen oft sagt, sondern wie einer, der es eben nur einmal auswendig gelernt hat, und es nun mit allen Ansprüchen der Usurpation als ein Ignorant im Philosophenmantel vorträgt. Du lieber Gott, ich habe große, hochberühmte Schauspieler mit dieser dummen Anmaßung den Hamlet und Lear herschwadroniren hören, daß mir angst und bange wurde. Das Publikum ist in diesem kitzlichen Punkt vielleicht selbst etwas zu unempfindlich; aber daß man den Fehler weniger oft merkt, ist noch kein Beweis, daß er auch weniger oft begangen wird. In diesem Punkt nun ist Seydelmann der höchsten Bewunderung werth, denn nie wird er das Ohr des geistreichen Dichters durch eine Sprache beleidigen, die unter ihrem Inhalt bliebe; nein, selbst voll Geist und Verstand, geht er ganz in den des Dichters ein, und wer ihn z. B. als Mephistopheles gehört hat, erschrickt mitten im Genuß über die Wahrheit der Erscheinung; denn dieser Hohn, diese Ironie, sie gehen aus einer so wahren, ihrem Besitzer beinahe gleichgültigen geistigen Ueberlegenheit hervor, und der Schauspieler ist so sehr der, den er darstellt, daß wir uns nicht wundern würden, wenn er plötzlich vom Dichter abginge und improvisirend fortführe. — Es ist merkwürdig, daß Seydelmann dieselbe Wirkung in gemüthlichen Rollen hervorbringt. Als Abbé de l'Epée, als Essighändler, als Alpenkönig weiß er durch die Sprache und Miene der Treuherzigkeit und des Edelmuths alle Herzen zu rühren. Es liegt dann etwas so Schmeichelndes und Gewinnendes in seinem ganzen Charakter, daß man kaum begreift, wie derselbe Mann den Ton der abgefeimtesten Bosheit, ja den ganzen Habitus der Hölle annehmen könne. In der Mitte zwischen diesen Rollen, die das Extrem des Verstandes und des Gemüths bezeichnen, liegen eine Menge Charakterrollen, welche Seydelmann mit der schärfsten Präcision und Naturwahrheit spielt. Wie er den jüdischen Charakter in Schylok, den russischen in Raupachs Ossip, den französischen im Ehrgeiz in der Küche auffaßt, ist überraschend; eben so seine Darstellung Karls XII., des jungen, kriegerischen Tollkopfs, und dann wieder des alten, ehrlichen Advokaten Wellenberger; des schleichenden Tartüffe, des Marinelli, des Franz Moor, und dann wieder des liebenswürdigen Danville in der Schule der Alten, des alten Mertens in Rettung für Rettung, des Grafen Ranzau in der Königin von sechszehn Jahren, oder des Skarabäus, des Hofmeisters in tausend Aengsten, des Kommissionsrath Frosch &c.

In den Heldenrollen glänzt noch immer Herr Maurer, dessen imposante Gestalt und schönes Organ ihre Wirkung nicht verfehlen. Als Wallenstein, Dünois, Zriny, Macbeth, Ottokar stellt er einen kriegerischen Heros mit großem Erfolge dar; als Tell, Karl Moor, Marquis Posa, Beaumarchais, der Prinz in Calderons Traum &c. zeigt er den ganzen Adel einer männlichen Seele. Am besten spielt er überall, wo er Feuer zeigen darf. Die sentimentalen Väter, die er zuweilen übernimmt, stehen ihm weniger gut an; er ist noch viel zu kräftig, als daß ihm langsam feierliche Bewegungen und sanfte, wohl gar weinerliche Reden natürlich seyn könnten. Dagegen besizt er ein noch zu wenig benuztes komisches Talent, von dem wohl sehr zu wünschen wäre, daß er es kultivirte, wenn er einst den Heldenrollen entwachsen sollte. In der Rolle der Drillinge, als Diener zweier Herrn, als Reisender in der Mirandolina, als Grenzinspektor in Raupachs Schleichhändlern &c. ergözt er durch eine Macht der Komik, die man gar nicht an ihm ahnet, wenn man ihn mit einer Art von Schwärmerei die hinreißenden Worte eines Schillerschen Monologs deklamiren sieht. Doch läßt er sich auch in solchen komischen Rollen, wie in den heroischen, zuweilen durch sein Temperament zu sehr fortreißen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 252:
Der Schatten.

Logogriph.

Es tönt mit zweimal a,
Wenn, wie der Bliz ein schwarz Gewölke theilt,
Sich bisher Dunkles schnell dir offenbart;

Es ruft mit zweimal e,
Ist Einer schnell an dir vorbeigeeilt,
Dem gute Neuigkeit du aufgespart;

Es grillt mit zweimal i,
Wenn im Versteck ein Trüppchen Mädchen weilt,
Und du sie unerwartet aufgeschaart;

Dumpf dröhnt's mit zweimal o,
Wenn in der Wunde, die nicht zugeheilt,
Mit altem Weh ein neuer Schmerz sich paart;

Es schreit mit zweimal u,
Wenn zwischen zwei Gespenstern eingekeilt,
Ein drittes fort dich zerrt an deinem Bart.

Und um dieß Räthsel zu errathen, brauchst
Du weiter kaum zu thun, als daß du zweimal hauchst.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 259.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 29. Oktober 1832.

— Wer sie und ihr Bedürfniß kennt
Und dieß befriedigt, der betrügt sie nicht.

Goethe.
Mahomet.

Neapolitanische Briefe.

(Fortsetzung von Nro. 251.)

September 1832.

Ich komme heute in meinen Notizen auf die Ecclesia militans oder geistliche Soldatesca, die allhier einen eben so strengen Dienst hat, als die profane. Dieses Volk glaubt nicht umsonst, und besonders nicht lange, will immer gereizt, immer unterhalten seyn; da heißt es, Hand an's Werk, heraus, casuistische Tirailleurs, manövrirt, dogmatische Artillerie! Da gibt es alle Tage geistliche Umgänge, mit türkischer Musik begleitet; Abends wird die Kirche des Tagesheiligen erleuchtet, aus Mörsern geschossen, Gewehrfeuer aller Art, Linien- und Rottenfeuer werden nachgeahmt und Feuerwerke abgebrannt, bis die Mitternacht endlich dem Genusse ein Ende macht. Eben nicht immer sehr erbaulich, dafür aber gewöhnlich recht drollig sind die Gassenpredigten, die jedoch seltener zu werden anfangen; wer die neapolitanische Sprache versteht, wird sich da hin und wieder die Zeit vertreiben können. Die Laienredner und Molodeklamatoren sind weniger unterhaltend; sie lesen freilich neapolitanische Uebersetzungen guter italienischer Dichterwerke, aber die eigene Brühe, die sie nachher unter gräßlichen Leibesverdrehungen über jede Strophe gießen, ist so lau und geschmacklos, grob und unverdaulich, daß sie nur von dem ungebildetsten Magen vertragen werden kann. Jeder Held wird ein Heiliger, vor dem, wenn sein Name mit besonderer Betonung ausgesprochen wird, das verehrliche Publikum seine schmutzigen Mützen zieht, und ich habe oft bemerkt, daß, während die Priester die Mysterien versinnlichten, diese Redner im Gegentheile die ganze Welt mystifizirten. Dann wird die alte Geschichte mit den neuesten Tagesvorgängen so verwechselt, daß mancher der achtbaren Zuhörer eine Zeitung zu hören vermeint; kurz, die Natur ist überhaupt hier gar zu natürlich und die Kunst desperat. Da verstehen, wie gesagt, ihre geistlichen Competitoren das Mundwerk besser: allerlei rednerische Figuren, Gleichnisse wie Wassertropfen, Hyperbeln wie Häuser werden da ad hominem gebracht; ein verworrener Gallimathias umgarnt den Verstand, daß er sich nicht mehr zu finden weiß; dann geht ihm die Einbildungskraft auf den Leib, und die Bilder des Schreckens ängstigen, betäuben ihn so sehr, daß er gewöhnlich erst durch den klingenden Bettelsack seines Peinigers aus seiner traumartigen Versunkenheit geweckt werden muß.

Die heiligen Redner haben ein weiteres Feld der Bewegung, als die profanen, deßwegen müssen sie auch die Palme davon tragen. Ein ehmaliger Padre Rocca, ein Freund des seligen Ferdinands, ein vorzüglicher Gassenprophet, hatte einst seine Straßenkanzel gerade einem der beweglichen Theater gegenüber aufgeschlagen, wo Pulcinella so täppisch-fein und witzig-plump war, daß er alle Zuhörer an sich fesselte. Da ruft der Padre, indem er den Christ in der Hand erhebt: „ecco il vero Pulcinella," und der Sieg und das Publikum war sein. Man sage,

was man will, dieser Einfall beruhte auf Kenntniß des Volkscharakters und auf einer Geistesfassung, die auch in schwierigern Lagen den Augenblick eben so klar beherrscht haben würde. Das Martyrologium Franciscanum führt zwar verschiedene Fälle an, wo Franziskus an Macht den Rocca übertrifft, doch nie an Geist. So ersuchte Franziscus den Bruder Feuer (denn er nannte aus Demuth alle, auch die gemeinsten, leblosen Gegenstände Bruder), ein wenig kälter zu brennen, und empfing vom Bruder Wolf, dem er eine Pension von der Bürgerschaft versprach, wenn er nicht mehr verheeren wolle, Handschlag und Wort. Dieses und vieles Andere beweist nur die Wunderkraft des heiligen Mannes, während Padre Rocca mit menschlicher Kraft Wunder that. Man erzählte mir eine Menge solcher Anekdoten von ihm, die ihn alle als einen neuen Abraham a Santa Clara beurkundeten. Ueberhaupt ist eine neapolitanische Predigt gerade das Gegentheil unserer Kanzelreden; wenn bei uns schon in Geberde und Haltung, noch mehr aber in Betonung und Vortrag die einförmige Richtung nach Feierlichkeit hervorsticht, die in den Zuhörern erregt werden soll, so scheut sich der hiesige Redner gar nicht, den Anstand aus den Augen zu setzen, sogar in's Lächerliche zu fallen, wagt sich auf den lezten Vorposten des Aberglaubens hinaus, spricht mit Gott und Satanas wie mit Schulkameraden, und würde bei uns für einen Possenreißer gelten, der sich mit ernsthafter Miene über heilige Gegenstände lustig macht, während er hier, gerade in die tiefsten Verhältnisse des gemeinen Lebens eingehend, sein Publikum von allen Seiten umspinnt, der Sünde Farben gibt, um die Hölle greller schwarz zu machen, dem Skeptiker Waffen leiht, um ihn mit Fug und Recht über den Haufen zu rennen, kurz jene Folgen hervorbringt, die, wenn auch nur vorübergehend, nicht nur Höllengemälde, sondern auch wirkliche Höllenqualen sind: die zerfleischende Reue, die zernichtende Verzweiflung, die thränenlose Schmerzversteinerung.

Es war an einem der Tage, wo die Katholiken Buße thun und Kirchentrauer halten, als ich Abends in die Apostelkirche trat. Eine Predigt über die ewige Verdammniß war in vollem Gange, ein schwaches Licht dämmerte durch den dunkeln Raum, alles Volk lag auf den Knieen; ich lehnte mich an eine Säule, eben als der Priester auf der Kanzel ziemlich barsch an die Mutter Gottes, die neben ihm stand, folgende Worte richtete: „Und die Nase, warum soll die Nase ewig leiden? was hat die Nase verschuldet?“ Dann antwortete er im Namen der Angeredeten mit einer veränderten, feinen, gellenden Stimme: „Sie wird bestraft für so manchen Liebesstrauß, den sie wollüstig gerochen.“ Und so ward der Reihe nach jedes Organ, jede Fieber einzeln verdammt und in's ewige Feuer geworfen. Immer wechselte die Stimme, ein lebhaftes, streitendes Gespräch vorstellend. Die Stimme Gottvaters war langsam, tief, majestätisch, ebenfalls singend, gleichsam der Alto zum Sopran der Mutter Gottes; der Teufel sprach prosaisch, skeptisch, kurz und witzig, wie der Buffo in der Opera semi-seria. Weit entfernt, lächerlich zu werden, glich der vielfach bewegte, erhizte Redner vielmehr einem Geisteskranken, dessen lächelnde Wildheit, dessen komische Zerstörtheit immer eine schauerliche Wirkung hervorbringt. „Ist denn kein Gerechter unter dieser ganzen Gemeinde?“ und der Herr singt das fürchterliche Wort: „Keiner!“ Schluchzen, Weinen, Schreien unter den Zuhörern allen, und der Teufel triumphirt. Da wirft sich der Priester an die Brust der heiligen Jungfrau und küßt und umarmt sie. „Ist keine Rettung möglich, keine?“ und die Gebenedeite singt gellend: „Ich kenne die verstockten Seelen, ich sehe ihre Eingeweide, die Sünden; die Welt ist ihnen lieber als der Himmel u. s. w.,“ kurz, sie gab eine ausweichende Antwort, und abermals triumphirte der Satan, und abermals erhob sich das Geschrei der reuigen Menge. Da ergriff der Priester plötzlich eine brennende Kerze, leuchtete rings in die Masse hinein und rief: „So zeig' uns die Ewigverdammten, sondere die Gemeine, nenne die Verstockten, für die kein Heil geflossen!“ Das war der Moment des größten Schreckens, eine wahre Geisterbeschwörung; jeder erwartete den fürchterlichen Ausspruch. Alles verhüllte die Augen vor dem zündenden Lichte; Alte und Kinder winselten, eine Frau neben mir lag in Zuckungen; mir fing an unheimlich zu werden; es war mir, als müßte mein Name nothwendig auf der schwarzen Liste stehen; ich warf den Kopf zurück, streckte mich, um Luft zu bekommen, denn ich fühlte eine sonderbare Beklemmung. Da sprach Gott wieder: „Sie sind alle verstockt und alle verdammt!“ und eine allgemeine Erleichterung kam über die bedrängten Seelen, kein Seufzer wurde dießmal laut; jeder hatte nur für sich allein gezittert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vallisneria Helena.

(Fortsetzung.)

„Draußen vor dem Städtchen,“ begann der alte Jäger, „sieht man noch heute ein verfallenes Häuschen. Dort wohnte vor vielen Jahren ein Töpfer mit seinem Sohne. Der war ein schlimmer, verwegener Junge, so viel man von ihm weiß, und that nichts als Zither spielen. Das verstand er aber besser, als Töpfe zu drehen. Kaum hatte der alte Vater die Augen zugedrückt, so schnürte er seinen Bündel, schloß die Hütte ab und wanderte in alle Welt. Der Töpferwilm — so hieß man ihn nur — war beinahe im Orte verschollen, wie eine Sommerfliege im Winter, als er auf einmal mit Kutsche und

Pferden zurückkam und eine vornehme Frau mitbrachte. Er kaufte sich das große rothe Gebäude am Markte und lebte da wie der reiche Mann im Evangelium. Der große Reichthum, welchen der Wilm mitgebracht hatte, war es nicht allein, der die Leute, besonders die Weiber, ganz verwirrte. Die schöne braune Frau war es vorzüglich, welche mit ihren sonderbaren Gebräuchen den Leuten viel Kopfzerbrechens machte. Um nur eins zu erzählen. Der Wilm ließ im Hofe ein Gebäudchen aufführen, das so schön war, wie keines mehr in dieser Welt. Das Dach, blau angemalt, mit goldenen Knöpfen und Schnörkeln verziert, funkelte in der Sonne wie ein Altarkelch. In diesem Gebäude aber war ein einziges Gemach, das noch schöner war, obgleich sich an den Wänden keine Fenster befanden, sondern nur ganz oben an der Decke eine runde Oeffnung, daß die Engel im Himmel jede Stunde hineinschauen und ihre Freude an all dieser Herrlichkeit haben konnten. Von einem Maler aus Dresden ließ er dieses Gemach mit närrischen Figuren und allerlei Blumen ganz schön und bunt ausmalen, und vom Schlosser und Goldschmiede aus vergüldeten Eisenstäben und vielerlei Zierrath eine Thüre daran machen. Das ging aber Alles so heimlich, daß man selbst von den Bauleuten nichts, und nur die ganze Geschichte von den Nachbarsleuten, welche aus den Dachlücken auf den Hof hinuntersahen, und sonst hie und da etwas davon erfahren konnte. Damals ging allgemein das Gerede, der König wolle heimlich in die Stadt kommen und ganz in der Stille bei Wilm, der jezt auf einmal gar sehr hoch angesehen war, den Winter über wohnen, um einmal von den Regierungsstrapazen auszuruhen. Deßwegen, glaubte man, sey nun eben das schöne Gebäude ganz besonders gebaut worden. Aber was geschah? Man sollte es freilich nicht denken! Eines Tages reiste der reiche Wilm in das Land. Nach einigen Wochen kam er zurück und brachte eine große weiße Kuh — ein ganz schönes Stück soll es freilich gewesen seyn — mit heim. Die braune Frau soll beim Anblick dieser Kuh außer sich vor Freude gewesen seyn. Man sagt, sie sey mit Liebkosungen ihr sogar um den Hals gefallen. Siehe da! das war der König, der das schöne Gemach im Hofe bekam, und wir wußten nun alle im Städtchen, daß man auch überaus schöne Kuhställe bauen könne. Unter den fremden Dienstleuten, welche Wilm mitgebracht, war auch eine kleine Engländerin, welche ziemlich gut deutsch sprach und mit dem Gastwirthssohne gegenüber einen Liebeshandel angesponnen hatte. Durch diese Mittelperson brachte man endlich heraus, daß die braune Frau alle Tage diese Kuh selbst wasche und füttere und ihre vergoldeten Hörner mit Blumen bekränze. Nun wußten alle auf einmal, woher Wilm so reich geworden war; denn daß diese Kuh eine Here war und ihm Geld machen mußte, das schien gewiß. Den Sonntag darauf stand der Pfarrer auf der Kanzel mit einem blutrothen Gesichte und predigte, daß ihm die Perrücke wackelte und man, wie das sonst immer war, seine Stimme besser draußen vor der Stadt, als in der Kirche selbst verstehen konnte. In dieser Strafpredigt aber malte er den Wilm und seine Frau so kennbar ab, daß man ihn und sie mit Händen greifen konnte. Ich war damals gerade der Blasebalgtreter und mit auf dem Chor. Der Pfarrer warnte die ganze Gemeinde vor dem Teufelsspuck, der in neuester Zeit, zur Strafe unserer Sünden, im Städtchen durch ein einziges verlornes Schaaf aus unserer Mitte sich eingeschlichen habe. Er drohte mit Krieg und Pestilenz, wenn noch lange der böse Geist in einer weißen Kuh im Orte angebetet werde; denn das sey eben das goldene Kalb der abtrünnigen Israeliten in der Wüste, das sie mit abgöttischen Tänzen und Opfern verehrt, nur daß nunmehr daraus eine goldene Kuh geworden sey. — Das war Pfeffer in das Kraut. Nach der Kirche versammelte sich Alt und Jung vor Wilms Hause. Auf! mit Steinen die Fenster hinein! lautes Geschrei: Teufelsbanner, wo bist du? heraus mit dir und der braunen Here und der Teufelskuh! — Man hörte drinnen im Hause laut schluchzen und heulen. Auf einmal aber that sich die Thüre auf und Wilm trat heraus. Ich sehe ihn noch heute. Er hatte die Hände in den Taschen und sah so freundlich und ruhig im Gesichte aus, als käme er von der Kirchmeß. Alle waren todtenstill, wie sie ihn so vor sich stehen sahen. Aber auf einmal wurde sein Gesicht finster, als er sprach: „So bewillkommt ihr euern Spielkameraden, Freunde? Kam ich deßwegen zu euch zurück, damit ich mit meinem Weibe von euch gemißhandelt würde? Was wüthet ihr gegen mich? habe ich je einen unter euch von meiner Schwelle hinweggewiesen? habe ich je einen unter euch mit Wort oder That gekränkt? Trete dieser vor, damit ich ihn um Verzeihung bitte. Schulkameraden, Freunde und Bekannte meines Vaters, redet! ich bin bereit, Rechnung zu halten und auf Ehre zu bezahlen, was ich euch schuldig bin. Ich sehe euch in Sonntagsröcken und mit heiligen Büchern unter den Armen; kommt ihr nicht vom Hause des Friedens und der Bruderliebe, die uns dort gepredigt werden soll?“

„Fürwahr,“ unterbrach jezt der Doktor den alten Wolfgang, „solche Geschichten und solche Reden hätte man nimmermehr bei diesem Graukopfe gesucht. Wer dächte, daß so ein alter Tannenbaum noch blühen könnte! Sag' an, wie kommst Du zu allen diesen Gedanken und Redensarten?“ — „Je nun,“ versezte Wolfgang, „ich habe die Geschichte tausendmal erzählen hören und wieder erzählt, da findet es sich von selbst, bis man so Wort für Wort auswendig weiß.“ — „Merkt euch, ihr Freun-

de,“ sprach Johannes, „diesen Blick in die geheime Werkstätte der Volksmährchen.“ — „Weiter, Jägersmann, weiter!“ rief Erdmann.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Oktober.

(Fortsezung.)

Personal des Hoftheaters.

In dem Komiker Gnauth besizt die hiesige Bühne ein ebenfalls höchst achtbares Talent. Als Schneider in der gefährlichen Nachbarschaft, in den Schwestern aus Prag und in den Mänteln, als Pumpernickel und Feldkümmel, als Notar Vortheil, als Elias Krumm, Bürgermeister Klippfisch, Doppelpapa ꝛc. wird er das Publikum immer herzlich lachen machen, und selbst seine Uebertreibungen erhöhen, wenn er sie nur auf die Posse einschränkt, in der Regel nur den Effekt, da die Posse eben so die Hyperbel erlaubt, als das höhere Schauspiel sie ausschließt. Auch in ernsten Stükken zeichnet sich Herr Gnauth durch ein anständiges und natürliches Spiel aus, wenn er nur nicht den feinen Anstand höherer Stände darzustellen hat. Als Wachtmeister in Wallensteins Lager z. B. ist er vortrefflich, nicht aber als portugiesischer Graf in Scribes Diplomaten. Aus demselben Grunde füllt er auch Rollen wie den Vater in Tartüffe, den Präsidenten in Kabale und Liebe nicht auf die erwünschte Weise aus, und würde in solchen, seiner Natur nicht zusagenden Rollen einem Zuschauer, der ihn zum erstenmale sieht, bei weitem nicht als das bedeutende Talent erscheinen, das er als Komiker ist.

Am fühlbarsten ist der Mangel eines ersten Liebhabers. Regisseur Walbach, der dieses Fach versieht, ist dafür nicht jung und jugendlich, auch wohl nicht kräftig und insbesondere nicht coulant, biegsam, elastisch genug. Seine Bewegungen entbehren des harmonischen Reizes. Den leidenden Correggio, einen melancholischen, verkannten, zurückgesezten Nebenbuhler, einen überspannten Moralisten und Tugendenthusiasten der Ifflandschen Schule, einen ehrlichen, jungen Baron vom Lande spielt er brav, nicht so dagegen Rollen, worin er einige Munterkeit zeigen soll, wie Hauptmann Linden in den Quälgeistern, und noch weniger Rollen, worin er Kraft und männlichen Adel der Gestalt und Geberde entwickeln soll, z. B. Bassanio im Kaufmann von Venedig, oder Graf Wetter von Strahl im Käthchen von Heilbronn. Uebrigens sind die guten Liebhaber im Schauspiel fast noch seltener, als die guten Tenoristen in der Oper, und oft müssen die gebühren. am reichsten dotirten Bühnen bedeutender Hauptstädte deßfalls mit dem guten Willen vorlieb nehmen. Gelingt es vielleicht auch einem unbedeutenden Liebhaber, blos weil er Liebhaber ist, den stummen Beifall der Damen zu erreichen, das männliche Publikum wird auch mit einem bessern nicht leicht zufrieden seyn. Sollte nicht eine Art von Neid dabei mit ins Spiel kommen?

Die greisen Rollen behauptet noch immer Pauli, der Nestor unserer Bühne, der in seinem hohen Alter noch immer rüstig ist und einen armen Poeten, einen gutmüthigen und halb kindischen Großvater sehr brav spielt. In vornehmen Rollen und wo er Lebhaftigkeit oder gar Zorn blicken lassen soll, merkt man ihm freilich sehr das Alter an, und noch mehr, wenn er im Haenisch erscheint. Doch ist er eine so „freundliche Gewöhnung“ der Bühne geworden, wie die alte Frau von Weissenthurn auf dem Burgtheater in Wien.

Greise Helden machte noch unlängst der frühere Regisseur Miedke, der wegen Kränklichkeit im lezten Frühjahr von der Bühne abgetreten ist. Ich habe ihn in den jungen Rollen nicht gesehen, in denen er vormals glänzte; ich sah ihn nur in ältern Heldenrollen, als Talbot, Soliman II., die er sehr gut spielte. Besonders gelang ihm der barsche Ton einer rauhen Tugend. Aus demselben Grunde spielte er die Ifflandschen Väter, besonders die cholerischen, den Oberförster, den Zimmermann in den Advokaten ꝛc. vortrefflich. Er wußte stets in jene alten sentimentalen Stücke einen Humor der Wahrheit zu bringen, die sie erfreulich machten. Wie ihm aber überhaupt die ehrlichen und edlern, in der Form aber etwas derben und abstoßenden Charaktere am besten zusagten, so war auch seine Lieblingsrolle König Friedrich II. in den Töpferschen Lustspielen. In dieser Rolle nahm er von der Bühne einen alle Zuschauer rührenden Abschied.

Die niedere Gattung alter Schiffskapitäne, Dorfschulzen, Gastwirthe, Hausknechte, Bauern, Räuber wird durch Herrn Schirotz repräsentirt, der in diesem Fache um so braver ist, je mehr er komisch und grob, und je weniger er sentimental und fein erscheinen darf. — In ältern Rollen helfen von dem Opernpersonal zuweilen die Herrn Kunz und Fürst aus, deren kräftiger Baß sich gut zum Charakter eines strengen Vaters, eines ernsten Rathgebers oder drohenden Feindes schickt. Der erste übernimmt öfter die bösen, der leztere nur gute Charaktere.

Eine der erfreulichsten Erscheinungen unserer Bühne ist Dobritz im Fach der Bonvivants und Wildfänge. Durch Keckheit, Lebendigkeit, blizschnelle Gewandtheit und am meisten durch seine unermüdlich gute Laune ist er für dieses Fach wie geboren. Als Herr von Ruf in der Schachmaschine, als Kotzebues Wildfang, als Vetter Hurlebusch ꝛc. verfehlt er nie, das Parterre hinzureißen. Aber nicht nur in komischen, sondern auch in lächerlichen Rollen, nicht nur wo er Andere dupirt, sondern auch wo er der Dupirte ist, weiß er sein Talent geltend zu machen, und überrascht oft durch die feine Auffassung eines Charakters. Besonders gut gelingen ihm treuherzige Brüder und einfältige Gecken; doch pflegt er die kleinstädtischen Zierbengel, die Hofkavaliere und die jungen Deutschfranzosen etwas zu sehr zu karrikiren. So vortrefflich er indeß im Lustspiel ist, so wenig paßt er in das Trauerspiel oder in die larmoyante Komödie. Schon seine gewöhnliche körperliche Raschheit, die Volubilität seiner Zunge, seiner Arme und Beine passen nicht zur Feierlichkeit des Kothurns, und sucht er sich zu mäßigen, so wird er abgemessen, steif und trocken. Als er z. B. früher die Rolle des Isidor in Raupachs Trauerspiel einigemal übernehmen mußte, sah man ihm in jeder Miene an, wie wenig er selber fühlte, zur romantischen Schwärmerei, die er darstellte, Anlage zu besitzen.

Herr Schmidt tritt in der Regel nur in Nebenrollen auf, da seine etwas kleine Gestalt sich für Helden- und erste Liebhaberrollen nicht eignet. Uebrigens ist er ein verständiger Schauspieler und spielt eine bürgerliche Rolle als Sohn, Hausfreund, Rath, Kammerdiener sehr brav; nur sollte er nicht in Romeo und Julie als der „grimme Tybald“ auftreten müssen, wozu er wahrhaftig nicht grimmig genug ist.

Herr A. Schmidt ist zweiter Liebhaber und vertritt zuweilen auch die Stelle des ersten. Er spielt nicht warm genug, wenn er es auch an Heftigkeit nicht fehlen läßt. Man sieht noch zu sehr in ihm den Schauspieler, der die Person darstellt, nicht die Person selbst.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 110.

Verlag der J. G. Cotta’schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 260.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 30. Oktober 1832.

Fortuna: Du Vogelsteller, sey mein lustig Spiel!
Dich werd' ich redlich tummeln bis zum Grabe,
Dich werd' ich, meine Macht an Tag zu legen,
Durch Lust- und Trauerspiele frisch bewegen!

Uhland.

Vallisneria Helena.

(Fortsetzung.)

„Die Leute waren nach dieser Anrede," begann wiederum Wolfgang, „mäuschenstill geworden, und Alle wie umgewandelt. Wie aber jetzt die junge braune Frau händeringend und schluchzend vortrat, da fingen die Weiber, welche auch dabei waren, alle mit an zu weinen und den Männern Vorwürfe zu machen. Die ehemaligen Kameraden Wilms traten zu ihm und gaben ihm zur Versöhnung die Hand. Sie sagten ihm aufrichtig, wie es gekommen und gegen ihn ein Jeder in Zorn gerathen sey. Sie baten ihn wegen seiner Zauberkuh um Aufklärung. Hierauf sprach Wilm: Liebe Nachbarn und sonstige Freunde, tretet alle um mich herum und hört mich an! Ich bereue es, daß ich seither, vielleicht mit Unrecht, ein Geheimniß aus meinem Leben und Treiben unter Euch gemacht habe. Böse Zungen haben dieß mißdeutet. Doch von dieser Stunde an sey nichts Fremdes zwischen mir und Euch. Leiht mir auf kurze Zeit Eure Ohren!

Die Meisten von Euch haben mich noch als einen Knaben unter Euch gekannt. Ihr wißt noch, wie ich blutarm nach meines Vaters Tod in die Fremde zog. Mein Weg ging nach Hamburg. Dort, keinen Heller Geld in der Tasche, aber Hunger im Leibe und Leichtfertigkeit im Kopfe, schlenderte ich mißmuthig durch die Gassen. Bald gesellte sich ein hübsch gekleideter Mensch zu mir, und ich war ganz gerührt von seiner Freundschaft, zumal er mich in eine Herberge führte und mir auftragen ließ, nach was mir nur gelüstete. So eine Freundschaft hatte ich in meinem Leben noch nicht gefunden. Er schwur mir ewige Treue, und ich ihm; dabei weinten wir wie zwei Kinder. Ich wußte mir es dabei gar nicht zu erklären, warum die Wirthin mir mit Winken auf meinen Freund immer Zeichen machte. Ich ließ mich dadurch aber nicht in meiner Edinst stören, und mir schmeckte dabei immer ein Glas Punsch besser, als das andere. Endlich war es Nacht geworden. Da ich aber in meine Herberge zurückkehren wollte, ließ das mein neuer Freund nicht zu, sondern bat mich vielmehr so dringend, noch ein Stündchen zu sitzen und dann mit ihm in seine Wohnung zu kommen, daß ich ihm nicht zu widerstehen vermochte, vielmehr seinen Antrag bei meiner armseligen Lage gern annahm. Indem ich so bei ihm sitzen blieb, trank er mir fleißig zu und ich that ihm nicht minder fleißig Bescheid. So kam es, daß ich ziemlich trunken geworden, als wir um Mitternacht aufbrachen, um in die Herberge meines Freundes zu gehen. Er bezahlte die Zeche und schleppte mich nunmehr von einer Gasse zur andern, so daß mir das lange Kreuz- und Quergehen fast befremdend vorkam. Wie wir aber endlich um eine finstere Ecke herumbogen, da hatte ich auf einmal ein Pflaster vor dem Munde, daß mir das letzte Wort, das ich sprechen wollte, zur Hälfte darin stecken blieb. Zugleich rißen mich drei Kerle zu Boden, knebelten mich, und mein inniggeliebter neuer Freund war so gut und

half mich mit in einen Kahn schleppen. Nun ging es mit starken Ruderschlägen schnell die Elbe hinunter. Ich konnte mich weder rühren noch wenden, denn meine Hände und Füße waren so fest gebunden, daß das Blut darinnen erstarrte. Was ich in dieser Stunde gedacht, weiß ich selbst nicht mehr. Mit unaussprechlichen Schmerzen suchten meine Augen oben am Himmel unter den Sternen herum, ob sie nicht vielleicht den lieben Gott ansichtig würden, der mir jezt allein helfen konnte. Endlich graute der Morgen, und bald ging auch die Sonne auf so hell und freundlich, als wären lauter Engel auf der Welt. Da gelangten wir mit dem Kahne an ein großes Schiff. Wie ein Ballen Baumwolle wurde ich hinauf an Bord gehoben und unten in den Schiffsraum gebracht, wo ich bereits über dreißig Unglücksgefährten antraf und von ihnen erfuhr, daß wir einem Seelenverkäufer in die Hände gefallen seyen. Ich warf mich im Winkel auf mein Stroh und weinte bitterlich, ob ich gleich dennoch im Herzen froh war, daß mir das Pflaster vom Munde und wenigstens von den Füßen die Bande genommen worden waren. In meinem Leben habe ich nie so inbrünstig zu Gott gebetet, wie damals. Er hat sich auch ferner väterlich meiner angenommen.

Als wir auf die offene See gekommen waren, ließ man von Stunde zu Stunde je sechs zu sechs auf das Verdeck kommen. Bei einer solchen Gelegenheit wurde ich auch meines Hamburger Freundes ansichtig. Er gab sich mir als einen Korporal der Schiffsmannschaft zu erkennen und eröffnete mir, daß ich nunmehr die Ehre habe, ein braver engländischer Soldat zu seyn, und eben im Begriffe sey, nach Ostindien zu segeln, um dort ruhmvoll gegen die Maratten-Indier zu streiten. Da er mir eine Flasche Rum und einen harten Thaler gab, so versöhnte ich mich mit ihm und mit meinem Schicksale. Von den Abentheuern der Seefahrt laßt mich schweigen. Genug, daß ich bereits einige Monate darauf in Ostindien als ein rothgesottener Engländer mit gegen die Maratten vorgetrommelt wurde. Bald gab es eine wüthende Schlacht, und ich wüthete mit wie ein ächter Deutscher, der sich auf Gehorsam versteht. Das dauerte aber nicht lange, so lag ich ruhig in einem Graben und träumte von allen himmlischen Heerschaaren. Als ich wieder aufwachte, befand ich mich in einem hohen düstern Gemache auf einer weichen Matratze. Da in den Wänden keine Fenster waren, so fiel nur durch die offene Thüre ein spärliches Tageslicht herein. Im ganzen Gemache war sonst nichts zu sehen, als nur ein wüstes dreiköpfiges indianisches Götzenbild, das aus dem Winkel hervor mich anstierte. Ich griff nach meinem Haupte, an welchem ich einen dumpfen Schmerz empfand. Es war fest verbunden, und ich merkte nun wohl, daß mir ein braver Maratte mit seinem Säbel ein Andenken über die ganze Schädelfläche gegeben haben mochte. Nach einiger Zeit kam ein alter bärtiger Mann zu mir herein und beugte sich zu mir herunter. Seine freundlichen Blicke thaten mir inwendig wohl. Ich konnte erst später, nachdem ich ein wenig die Landessprache begriffen hatte, mich mit ihm verständigen. Er war ein indischer Priester und that an mir gleich einem barmherzigen Samariter. Er hatte mich den Tag nach der Schlacht noch lebendig unter den Todten gefunden und in sein Haus aufgenommen. Mit allerlei edlen Salben hat der Heide christlich meine Wunde geheilt und mich mit Speise und Trank erquickt, so daß ich bald von meinem Siechthume genas. Eines Morgens aber gab er mir seinen Segen und entließ mich. So war ich nun in Gottes freier Welt, unter dem glühenden Himmel Indiens allein und ohne ein menschlich Wesen zu wissen, das mich gekannt und meiner sich angenommen hätte. Als ich aber so betrübt einherschlich, begegnete ich einer Gauklerbande. Da ich sie grüßte, hielt sie an, und die jungen Leute begannen mich aufzuziehen, indem sie Schalkheit mit mir trieben. Nun hatten aber diese Gaukler auch musikalische Instrumente bei sich. Da griff ich nach einer Zither, welche ich zu spielen verstand. Als ich nun das Saitenspiel in der Hand hatte, fing ich an es zu rühren mit solcher Lust und Freude, als wäre ich wieder daheim im Elsterthale beim Pfingsttanze gewesen. Das gefiel den Leuten über alle Maaßen, so daß ich bei ihnen bleiben mußte und bei allerlei Narrenspossen, die sie in den Städten aufführten, mit Zitherspielen diente.

Während wir uns einige Zeit in Punah, der Hauptstadt der Maratten, aufhielten, ging ich einst mit meinem Zitherspiele an den fürstlichen Gärten vorüber. Es war Abend und die goldnen Sterne strahlten so helle, die Luft war so lau, und mit tausendfachen Blumendüften wob und flüsterte es so heimlich mild durch alle Baumwipfel und Stauden, daß mir ganz wunderlich zu Sinne ward. Ich sezte mich dort auf einen Stein und träumte für mich hin, da klang eine ferne Stimme aus dem Garten zu mir heran. Das sang so gar süß und schmelzend, als wollte es mir das Herz aus der Brust herauswinden. Wie ich die Weise wegbekommen hatte, spielte ich mit meiner Zither darein, als wäre ich dazu bestellt gewesen. Die Stimme schwieg endlich, und ich wollte schon traurig fortgehen, als mir der Versucher in das Ohr raunte: „Wilm! die Gartenmauer ist nicht gar zu hoch, da hinüber ginge es wohl noch.“ Ich warf die Zither auf den Rücken und hob mich hinauf. Aber wie ich da hinunter schaute, war es mir, als blickte ich mitten in das Paradies hinein. Viele bunte Lämpchen hingen an allen Ecken und Enden und beschienen zierlich geschlängelte Wege, welche sich durch die Blumenbeete hindurch wanden. Hie und da schienen im Lampen- und Mondenschein bunte Säulchen mit goldenen Pfeilspitzen. Die Lilien und Rosen mit

tausend andern Blumen wiegten und neigten sich flüsternd unter einander, als hätten sie sich Wunder was zu erzählen gehabt.

(Der Beschluß folgt.)

Neapolitanische Briefe.

(Fortsetzung.)

Darin, daß der Redner die Gemüther herabspannte, liegt kein Fehler der Eloquenz; er kann nicht immer steigern; die Seele, zwischen Ebbe und Fluth schwankend, sichert ihm den dauernden Einfluß, und wer zu viel beweist, beweist nichts. Auch bemerkt man, daß Gott und die heilige Jungfrau nicht einstimmig sind. Das ist eben ein Kunstgriff: es bleibt immer ein Ausweg in der Fürbitte der Mutter, wenn der Vater nicht so erzürnt ist. Man hat wahrlich nicht Zeit, an die Logik einer Rede zu denken, die unsere Einbildungskraft immer mit neuen Bildern entzündet. — Der Priester warf sich nun von Neuem an die Brust der Göttlichen, schluchzte an ihrem Halse, weinte laut und sprach ein glühendes Gebet; das Publikum betete lautweinend mit; die Mutter blieb ungerührt; da ward das Gebet zum Schrei der Verzweiflung, der Prediger rief: „Ich, der ich täglich deinen heiligen Dienst versehe, der ich opfere alle Lust der Welt der himmlischen Krone — auch ich bin verdammt?" und wieder eine Pause, und so ging die Seelenmarter in einem fort, bis endlich die Gesegnete erklärte: „Sie sollen Buße thun!" Nun, glaubst du, sey es zu Ende? nun erst ergreift der Mann auf der Kanzel eine Kette, aus Ringen von Eisenblech, wie ich später sah, die gewaltig rasselte, und fängt an, sich damit ganz unbarmherzig zu geißeln; in dem Momente hält der Sakristan drei aneinander gebundene brennende Kerzen ihm vor, und der Büßende hört auf mit der Geißelung und streckt die Hände über die Flamme. Dabei schrie und jammerte er immer über die ewigen Schmerzen. Das Publikum hätte ihn bei der Probe des Scävola schlimm im Stiche lassen können, aber Alles schrie und heulte: „Halt ein, halt ein!" und wieder Geißelung, und wieder Fingerbrennen, und wieder Geheul, und so fort, bis endlich die Mutter Gottes sang: „Es ist genug für dich, sie sollen nun das Ihrige thun!" und so ward eine Predigt beschlossen, die drei Stunden lang gedauert, die, ohne im Geringsten die Vernunft in Anspruch zu nehmen und Ideen als Stützen der Moral in die schwankenden Seelen zu pflanzen, nur das Bild des Schreckens in tausend Gestalten ausmalte und wiederholte. Wenn diese hingeworfenen, abgerissenen Noten keinen vollständigen Eindruck der ganzen Scene zu geben vermögen, so können sie doch wenigstens einen Begriff machen von der Methode dieser Hirten und der Versorgung dieser Heerde.

Der gemeine Pöbel aller Klassen behandelt hier seine Heiligen wie seine Geliebten: er schmeichelt ihnen, streichelt, küßt sie; es ist aber keineswegs, wie San Domingo sagt, daß Gottvater hier weniger Kredit habe, als der heilige Antonius, Januarius u. s. w.; man scheut sich nur vor ihm, man ist mit ihm nicht auf so vertrautem Fuße, wie mit den kleinern Herrn. Die Heiden trieben es auch so mit ihren Laren. Die tägliche Gewohnheit bringt eine gewisse Familiarität hervor, schmilzt den Respekt in Freundschaft; man erlaubt sich Vieles, einem Heiligen zu sagen, was man sich wohl hüten würde, Gott selber zu sagen. Aus diesem vertrauten Umgange mit den Heiligen ergeben sich hin und wieder ganz sonderbare Auftritte, eigentliche Liebesscenen, Eifersuchten, Scheelsehen u. dgl. Man findet sich von seinem Heiligen kalt behandelt, vernachlässigt, man droht ihm, zu brechen, man wird unverschämter in der Beschuldigung, wie man es im Begehren war, man schimpft seinen Heiligen einen Knicker, und nicht selten wird man handgreiflich und schlägt ihn ins Gesicht; aber dann bereut man wieder, weint, erbittet sich Verzeihung und macht Friede. Es gibt sehr Wenige, die mit ihrem Heiligen für immer brechen, er müßte sie denn gewaltig angeführt haben. Diese Menschen sind keine Christen, sagst Du? und ich sage, sie sind keine Heiden; ihre Religion ist ein juste-milieu, schwankend zwischen den Schrecken der christlichen Ewigkeit und den genußvollen Tröstungen eines sinnlich-heidnischen Kultus. So wie der gemeine Mann hier seinen eigenen Hausgott hat, so haben sich wiederum Straßen, Reviere, Dörfer, Städte, Provinzen ihre besondern Schützer und Fürbitter erwählt; dann sind da die hundert und aber hundert Kongregationen, deren jede ihren Patron hat. Die gemeinen und höhern Klassen, die Armen und die Reichen u. s. w. trennen sich wieder in eigene Schutzpatronschaften. Im Einzelnen hat man oft Gelegenheit gefunden, den wohlthätigen Einfluß der genannten Kongregationen herauszuheben; man spricht von Unterstützung scheuer Armen, von Aussteuern von Jungfrauen, damit sie sich der Verführung nicht preisgeben, von Kleidung der Nackten, Besuch der Kranken; dagegen hört man von Partheilichkeit reden in der Austheilung der frommen Gaben, der blinden, unverständigen Anwendung des geopferten Schärfleins u. dgl. Nach Einzelnheiten soll man nie verdammen und loben; im Allgemeinen aber muß jeder vernünftige Mann einsehen, daß diese geistlichen Brüderschaften an den nämlichen Gebrechen leiden, wie ihre Schwestern, die weltlichen Korporationen und Kasten; daß jene die Religion eben so in einzelne Uebungen der Moral zerspalten, wie diese den Staat in einzelne Interessen zersplittern. Man hat hier aber sehr einleuchtende Gründe für die Fortdauer solcher Institute. Man

packt die verschiedenen Gewerbsleute, Künstler, Gelehrte u. s. w., kurz jeden Zweig der Gesellschaft in ein abgesondertes Fach, in eine besondere Schachtel des Staatsschrankes ein; dann schließt man ab. Die Getrennten mögen nun in ihren respektiven Schachteln rumpeln, so viel sie wollen, diese Schachtelrevolte dehnt sich nie auf den Schrank aus und dadurch ist die allgemeine Ruhe gesichert; es bleibt dann bei dem Sprichwort: Schuster bleib beim Leisten, und der Staat bleibt auch dabei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Oktober.

(Fortsetzung.)

Das weibliche Personal des Schauspiels.

Die Oper gibt dem Schauspiel drei in ihrer Art sehr geschickte Komiker ab: den ältern Rhode, der einen bösen Vormund, einen pedantischen Vater, einen alten Landjunker, Forstmeister, Amtmann, armen Landprediger, Dorfschulmeister mit aller erforderlichen Gravität zu geben weiß. Eben so wohl gelingen ihm die niedern Rollen von Reitknechten, Bauern, wobei er bald die Treuherzigkeit, bald die gemeine Grobheit oder Verschmiztheit mit gleicher Wahrheit darstellt. In der komischen Oper dürfte er schwer zu ersetzen seyn. — Der andere ist Pezold, dessen kräftige und schöne Stimme uns in der Oper entzückt, während er uns im Lustspiel durch die bewundernswürdige Naturwahrheit, mit der er einen jungen schwäbischen Bauer, den Vetter Jakob, einen Dorfjunker, einen Hausknecht, Kellner, oder einen Schreiber, Federfuchser (z. B. in Nr. 777 und der Advokat und der Bauer) darstellt, stets das heiterste Vergnügen gewährt. — Der dritte ist List, der einen alten Sünder, Spieler, Trinker, Pfaffen, oder einen gutmüthigen Hahnreih oder einen aufgeblasenen Subalternen und Schmarotzer mit sehr viel Talent spielt.

Unter den Damen auf unserer Bühne nimmt Demoiselle Stubenrauch die erste Stelle ein. Ausgezeichnet in allen heroischen Rollen, ist sie es am meisten in den theatralischen Situationen, in welchen die ganze Würde und Kraft des Weibes zur Erscheinung kommt. Als Jungfrau von Orleans z. B. weiß sie eine Hoheit des Wesens anzunehmen, wie sie ganz dieser edlen Rolle angemessen ist, und wirkt um so siegreicher auf die Zuschauer, je mehr sie die gewöhnliche Bühnenkoketterie in dieser Glanzrolle verschmäht. Eben so ausgezeichnet, obgleich, wie es mir scheint, von unserem Publikum noch zu wenig anerkannt, ist ihr Spiel leidenschaftlicher Rollen im höchsten Affekt. Als beleidigte Gattin, als verzweifelnde Mutter steigert sich die Wahrheit ihres Spiels mit dem Affekt selbst, und in solchen schwierigen Momenten, an denen so oft, wenn nicht die Kraft, doch die Grazie der Schauspielerinnen scheitert, entfaltet sie ganz ihr Talent. Man kann sagen, es sey beinahe eine nothwendige Folge dieser Vorzüge, daß Demoiselle Stubenrauch dagegen Rollen, bei denen es sich nur um kleine Leidenschaften handelt, etwas zu kalt spielt. Doch wird sich dieß mehr verlieren, da sie sich seit einiger Zeit heitern und scherzhaften Rollen widmet. Als ein besonderes Verdienst muß es gerühmt werden, daß sie die natürliche Schönheit ihrer Gestalt noch durch die Kunst des Anzugs in ein blendendes und stets überraschendes Licht zu setzen weiß. Ich gestehe gern, daß ich diese Klassicität der Garderobe und Toilette noch so konsequent bei keiner Schauspielerin gefunden habe.

Obgleich Demoiselle Esser immer eine gefällige Erscheinung auf der Bühne ist, eignet sich doch ihr Talent vorzugsweise für das Lustspiel, für heitere, lachende, muthwillige Rollen, weniger für das Trauerspiel, für das Ernste, Feierliche, Leidende. Am liebenswürdigsten erscheint sie als Königin von sechzehn Jahren, oder als ein suffisantes Kammermädchen; der kleine Troz steht ihr allerliebst, das weibliche Kommando kann sich in keiner passendern Hand befinden. Auch in sanften Rollen ist sie sehr angenehm, wenn sie dabei nur einfach und herzlich seyn darf. Dagegen kleidet sie das tragische Schmachten weniger.

Madame Schmidt, die auch in der Oper thätig ist, würde eine der berühmtesten Schauspielerinnen in Deutschland werden, wenn ihr die auf die Kunst gleichsam neidische Natur nicht einen verhältnißmäßig zu engen Kreis von Rollen angewiesen hätte. Ihre kleine, schmächtige Gestalt erlaubt ihr nämlich eine Menge Rollen nicht, zu denen sie offenbar in jeder andern Beziehung Geist und Talent in reichem Maße besizt. Mehrfache Proben haben dieß bewiesen. Als Zieglers Mohrin reißt sie das Publikum zu stürmischem Beifall hin, und doch, wenn man bedenkt, daß sie mehrmals durch ihre große körperliche Stärke ihren Geliebten gerettet haben soll, und daß dieser Geliebte durch den kolossalen Herrn Maurer dargestellt wurde, während sie wirklich eine kleine, schwache Dame ist, so erscheint dieses augenfällige Mißverhältniß doch zu störend für die Illusion. Oder wer hätte nicht ihr zartes Spiel als Gretchen in Faust bewundert, während man doch gestehen muß, daß sie dem Bilde sinnlicher Fülle, der vom Teufel selbst gepriesenen Ueppigkeit nicht entspricht. In solchen Rollen kann sie also nur beweisen, was ihre Kunst vermöchte, wenn sie von der Natur gehörig unterstüzt wäre; für gewöhnlich aber muß sie sich leider auf minder bedeutende Rollen beschränken. Man darf ihr zum Ruhme nachsagen, daß sie keine Rolle verdirbt, daß sie in einer jeden Geist und Empfindung geltend zu machen weiß, im erhabensten Trauerspiel, wie in der lustigsten Posse, als empfindsame Prinzessin und als derbes Bauermädchen. Am reizendsten ist sie in ländlichen Rollen, vorzüglich als Schwabenmädchen, und alsdann hat sie an Pezold einen gleich ausgezeichneten Gesellschafter.

Demoiselle Laurent, ebenfalls von der Oper, pflegt in kleinen Rollen als anspruchslose Schwester oder Tochter von sanften Sitten stets zu gefallen, und besizt überdieß ein angenehmes Talent auch für das Medisante und Schnippische, z. B. als neidisches Fräulein oder Kammermädchen.

Dieß sind unsere jungen Damen. Madame Maurer steht am Uebergange zu den ältern Rollen. Sie, die noch vor einigen Jahren die Preciosa spielte, sang und tanzte, ist jezt zum Fach der Mütter und schon etwas reduzirten Kotetten übergegangen, und stellt zuweilen sogar Greisinnen dar. Ich glaube ihr kein geringes Lob zu zollen, wenn ich sage, sie ist die weiblichste unter unsern Schauspielerinnen, oder, um in der Weise König Lears zu reden, jeder Zoll ein Weib. Daher ist sie auch als eifersüchtige Frau, als intrigante Kokette, als Modedame, als schwache Mutter, kurz in allen Rollen, worin die kleinen weiblichen Eigenthümlichkeiten, Launen, Reize und Unarten hervortreten, ganz ausgezeichnet, und spielt sie stets so fein, als natürlich. Eignet sie sich deßfalls auch vorzüglich für das höhere Lustspiel, so kleiden sie doch auch heroische Rollen sehr gut, wenn dieselben nur nicht des weiblichen, mildernden Zuges entbehren. Als Jungfrau von Orleans, als die strenge, männliche Jungfrau, könnte ich mir sie nicht wohl denken, dagegen spielt sie die Gräfin Olga, diese fromme und sanfte Dame, mit hohem Reiz. Eben so die Mutter in den dreißig Jahren eines Spielers. Wie tief weiß sie in dieser Rolle die Herzen zu rühren! Am meisterhaftesten aber dünkt mich ihr Spiel als Lady Windham in Raupachs Royalisten.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 261.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 31. Oktober 1832.

Hommes noirs, d'ou sortez-vous?
Nous sortons de dessous terre,
Moitié renards, moitié loups.

Béranger.

Neapolitanische Briefe.

(Fortsetzung.)

In Neapel befestigt sich der Klostergeist auf's Neue von Tag zu Tag, nicht etwa durch die vorhandenen Mönche, die in ihren Mauern ganz gemächlich leben und am Ende noch ihre Regel vergessen werden. Diese gutmüthigen Leute, denen es in ihrer Schachtel so wohl gefällt, verdienen wahrlich nicht, daß man ihnen ein Leid zufüge; sie sind nicht Schuld, an gar Nichts Schuld. — Vater Seume, der seine Anatheme gegen sie geschleudert, mußte sie als Stoiker verdammen; aber im Herzen konnte er ihnen nicht gram seyn. Der Klostergeist wird dem Volke vielmehr von der aktiven geistlichen Miliz eingeprägt, und die Hauptrolle spielen die Jesuiten. Man hat endlich das Verdienst dieser Männer vollkommen gewürdigt, und ich frage Jeden, der nur ein wenig vertraut ist mit der modernen Geschichte, ob er nicht in ihnen den kräftigsten Damm gegen das Revolutionsprinzip erkennt, das seit ihrem Zurückzuge ungehindert über die europäische Gesellschaft hereinfluthet? Als sie noch fast allgemein die Erziehung der Jugend in Händen hatten, da formten sie jeden Knaben für seine Verhältnisse; in diesem einfachen Systeme lagen alle Folgen des Kasten- und Klostergeistes, lag Ordnung und Ergebung schon in der frühsten Erziehung als Nothwendigkeit gepflanzt, waren liberale Aeußerungen unmöglich. Die Religion war vor ketzerischer Grübelei sicher, weil die Casuistik ihre Auswege auf anständigere Art anbot, und der große Haufe konnte vor lauter Staunen nicht zu Gedanken kommen. Es lebt hier ein protestantischer Theolog, ein gebildeter junger Mann, der seit längerer Zeit Stoff sammelt zu einer neapolitanischen Jesuitiade; aber er betreibt das Geschäft zu sehr als Eiferer, als daß ihm ruhige, klare Umsicht genug bliebe, um seinen Beobachtungen allgemeinen Werth zu verschaffen. Er beeifert sich besonders, die Bekehrungen, die die Patres hier häufig mit Protestanten vornehmen, umständlich in's Licht zu setzen, wobei es sich denn ergibt, daß die Proselyten meist unbedeutende oder nichtsnutzige Menschen sind, daß die Patres mit goldnen Schlüsseln den Herzensschrein geöffnet, daß die kranken protestantischen Schweizersoldaten im Spital von ihren katholischen Kameraden getrennt werden und ihrem Feldprediger der Zutritt zu den in Bekehrungswehen liegenden versagt wird, und dergleichen. Da schimpft nun mein besagter Zelot und fragt, was man von solchen Bekehrungen halten solle? „Aber, lieber Mann, antwortete ich ihm neulich, Sie sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht; glauben Sie denn, daß es sich da um Bekehrungen handle? Sehen Sie nur nach auf Ihrer eigenen Liste, da, Nummer 1, 2 u. s. w.: hier ist der Herzog von Cassaro, dort der Marchese Nunzianti zu Taufpathen gebeten, überall

leuchtende Individuen." — „Das ist viel Lärm um Nichts," meinte er. „Lieber," erwiderte ich, „wenn es aber um Lärm zu thun ist, und Lärm Alles ist, wenn auch Nichts, Nichts bleibt? Kommen Sie mit, jezt gleich will ich Ihnen zeigen, wie die Jesuiten das Lärmen verstehen." Sie hielten gerade diesen Tag eine Prozession zu Ehren des heil. Ignatius, von ihrer prächtigen Kirche Gesu nuovo bis zur Kathedrale des heil. Januarius, die eine Viertelstunde weiter, nach dem Thor von Kapua zu liegt. Statt den nähern Weg durch die Spacca-Napoli zu nehmen, ging der Zug dem Toledo zu. Erst kam Musik, dann zwischen zwei Reihen von Grenadieren die Patres, Novizen, Schüler, alle einförmig schwarz gekleidet, vom kleinsten Buben bis zum Jungen herauf. Die Musik begleitete ihre Gesänge, und ein strahlendes Schnitzbild des Heiligen ward von den Oberoffizieren der königlichen Garde getragen; dann kam die Schaar der Civil- und Militärbeamten, dann der glänzende Troß der Garde zu Pferde zu Fuß; Musik hinten und vornen; gegen vierzig Staatswagen schlossen den stattlichen Zug. „Sie haben," bemerkte ich nachher meinem Begleiter, „den St. Anna-Umzug gesehen, der vor jeder Fleischer- und Bäckerbude hielt und bettelte, aus dreißig schmutzigen Weißröcken bestand, die von Soldaten eher gefangen genommen, als begleitet schienen, deren Musik einem Bärentanz und deren Aufzug einer Dorfmaskerade glichen, und doch ist eine Prozession eine Prozession, so gut als ein Nichts Nichts ist; machen Sie nun die erbauliche Anwendung selber." Die Jesuiten steigen wirklich von Tag zu Tag; ihr Kollegium wird von den Söhnen der ersten Familien besucht und dadurch dem Publikum deutlich genug der Ton angegeben; ihre Kirche ist die verehrteste, ihre Beichtstühle die besuchtesten, ihr Einfluß wird allgemein. Der Besuch, den sie dem heil. Januar, der bekanntlich noch sehr im Kredit ist, zu machen für gut fanden, war ein diplomatisches Diner, mit denen man, wie man weiß, seine Nebenbuhler vergiftet. Der Heilige wird sich bald genug in den Haaren kratzen. Troz dem stillen, bescheidenen Auftreten der Patres, weiß man doch bestimmt, daß sie sehr große, ausgedehnte Verbindungen haben.

Vallisneria Helena.

(Beschluß.)

„Mir wurde so weich zu Muthe," fuhr Wilm fort, „daß ich auf einmal hätte sterben mögen. Als ich aber jezt am äußersten Ende des Gartens ein kleines, thurmartiges Gebäude, das ganz von Porzellan und Gold zu seyn schien, so recht lockend schimmern sah, da glitt ich leise die Wand herunter und schlich im Schatten der Gebüsche längs der Mauer hin darauf zu. Ich hätte ganz unbemerkt hinangehen können, wenn nur nicht zwei helle Lampen dicht dabei gebrannt hätten. So stand ich dort und wußte nicht, was ich thun sollte, zumal mich eine heimliche Angst ankam. Aber auf einmal hörte ich die Mädchenstimme im Wunderhause wieder so schmerzlich süß singen, daß ich davon wie trunken ward. Die zwei Lampen hingen niedrig, und ich hatte sie ausgeblasen, ehe noch mein Herz dreimal gepocht hatte. Niemand hatte es bemerkt, denn der Gesang ging in Einem fort. Schon wollte ich mich hin zur Thüre drücken, um vielleicht durch das Schlüsselloch zu spähen, als sie sich auf einmal öffnete und zwei Frauen daraus hervortraten. Sie standen eine ziemliche Weile da und sprachen mit einander. Wären sie stille gewesen, so hätten sie mein Herz pochen hören können. Endlich entfernten sie sich und verschwanden in einem Laubengange. Im Gemache drinnen begann aber die Stimme wiederum zu singen. Die Thüre war zur Hälfte offen stehen geblieben, ich schlich hinan und blickte hinein. Wie war es da drinne so schön, gleich einer Weihnachtsstube, und doch noch viel schöner. Das war aber noch nicht genug, denn mir gegenüber auf rothsammtnen Polstern lag ein jungfräuliches Weib mit zwei Augen, mit zwei Sternenaugen, die emporgerichtet waren und mir doch in die Seele hineinblickten. Auf einmal jedoch sprangen mir Thränen in die Augen, und schluchzend wie ein Kind legte ich mein brennendes Angesicht auf die Schwelle. Lieben Freunde, daß ich Euch beschreiben könnte, wie nun Alles gekommen ist. Ewig werde ich dieser Stunde gedenken, wo ich, der ärmste Fremdling des Landes, mir das Herz meiner Madhawi, der Schwester des Fürsten der Marattenindier, gewann. Wie es kam, daß ihr Haupt an meiner Brust lag, wie es kam, daß sie mein ward, heiß geworben und gewonnen, weiß ich selbst nicht. Seitdem kam ich jeden Abend, mit Beihülfe ihrer Amme, welche wir in unser Geheimniß gezogen hatten, zu ihr in den Pavillon des Gartens. Wie wir nun recht erkannt hatten, daß wir nimmermehr von einander lassen könnten, da beschlossen wir, vor dem Zorne des fürstlichen Bruders zu entfliehen. Ich hatte mich nunmehr auch von den Gauklern, als sie Punah verließen, mit dankbarem Herzen getrennt und hielt mich von nun an in einem Hause der Vorstadt verborgen. In einer mondlosen Mitternacht hielt ich auf Verabredung mit zwei muntern schönen Rossen, welche ich von dem Golde meiner Braut gekauft hatte, an einer versteckten Thüre des Gartens. Kaum hatte ich das Zeichen gegeben, so erschien meine Madhawi und überbrachte mir einen Theil ihrer Schätze in verschiedenen schweren Kästchen. Bald waren die Mantelsäcke gepackt und das eine

Roß damit beladen, auf das andere aber schwang ich mich und hob mein flüchtiges Kleinod empor zu mir an mein pochendes Herz. Wie ein geheztes Reh flog ich mit meiner Beute davon. Bei Tage hielten wir uns in den Wäldern verborgen, zur Nachtzeit aber sezten wir unsere Flucht fort, bis wir endlich an eine französische Faktorei gelangten. Die Europäer nahmen uns gastfreundschaftlich auf. Wir wurden sicher an die Meeresküste gebracht, wo uns ein Kauffartheischiff aufnahm und uns sicher gen Marseille brachte. Dort ließ sich meine Madhawi taufen und bekam den Namen Helena India, worauf sie mein theures Ehegemahl wurde. Die Liebe zur Heimath trieb mich wieder zu Euch, Ihr Freunde. Aber mein armes Weib konnte sich mit unserem Klima nicht befreunden. Vorzüglich sprach sie mir täglich von einer weißen Kuh, welche sie daheim gepflegt hatte. Wer mag seinem Weibe, das selbst fürstlichen Stand, Reichthum und schöne Heimath — ja Alles einem aus Liebe aufgeopfert hat, nicht gern das abgeschiedene Leben erheitern? Ich ließ demnach ein Gemach, dem ähnlich, in welchem in Indien ihre weiße Kuh stand, in meinem Hofe erbauen, und kaufte ihr ein ähnliches Thier im benachbarten Baierlande. Einer unter Euch, Friedhold, hat mir ja selbst den Einkauf besorgt.“ — Die umstehenden Bürger fuhren jezt alle auf den alten Friedhold hinein und hätten ihn beinahe wegen seiner Schweigsamkeit mißhandelt, wenn es Wilm nicht verhindert hätte.

Von nun an lebte Wilm hochangesehen in der Stadt und wurde ein Jahr um das andere Schützenkönig, zumal er jedesmal der ganzen Schützengesellschaft drei Fässer Bamberger Bier dabei zu vertrinken gab. Wen die Noth drückte, der wendete sich an Wilm; wer Rath bedurfte, der ging zu ihm, und jedem diente er redlich. Als aber die ausländische Bank, bei welcher er den größten Theil seines Vermögens stehen hatte, Bankerott machte und er fast Alles dabei verlor; wie endlich bald darauf sein Haus in Feuer aufging, so daß ihm nichts übrig blieb, als Weib und Leid und das Häuschen seines Vaters in der Thongrube, da war die Herrlichkeit mit ihm dahin, und alle Beutel und Hausthüren vor ihm zu. — Ihn kümmerten aber die vornehmen Gevatterschaften wenig. Ruhig drehte er in seiner Hütte auf der Scheibe wieder Töpfe und Schüsseln, und seine Lene trug sie zum Verkauf auf den Markt. So nährten sie sich redlich und wie brave Handwerksleute. Die junge Frau aber wurde immer trauriger und starb nicht lange nachher im Wochenbette. Den Tag nach ihrer Beerdigung fand man das Töpferhaus verschlossen; von Wilm aber war nirgend mehr eine Spur zu finden. Wenige haben ihn bedauert, alle aber, denen er Gutes gethan, ihm sein Schicksal gegönnt. — Das ist Alles, was ich von Wilm und seiner braunen Helene mit der weißen Kuh erfahren habe.

„Deine Geschichte, Alter,“ versezte Johannes, „ist ein neuer Beleg, daß das ganz gemeine Leben, dem herrlichsten und heiligsten Gefühle gegenüber, immer Recht behält. Wie wird mir so eigen zu Sinn, wenn ich nun diesen kleinen, schönen Schädel aus Indien vor mir sehe! O du arme Seele, du zarte, fremde Blume! mußte dich darum die Liebe aus dem heimathlichen Boden reißen, damit du wurzellos im fernen, trüben, harten Norden verkümmern und verwelken solltest?“ — „Sie war eine Vallisneria,“ versezte der Doktor. „Tief unten auf warmem Meeresgrunde blüht die räthselhafte Blume auf, bis sie die Allgewalt der Liebe fühlt, daß sie von ihrer Wurzel sich losreißt, emporsteigt zur Oberfläche des Wassers, in das neue Element der Lüfte, um zur röthlichen Blume, der Geliebten, zu schwimmen, sie zu lieben und vergehend wiederum zu versinken.“

Ungeheißen brachte Wolfgang jezt einen Korb Wein, welchen er im Keller an einem heimlichem Fleckchen aufgespart hatte. Wie könnte ich aber diese Stunde genugsam schildern, welche hier diese Männer vereinigte zum höchsten menschlichen Geisterleben! Es scheint, als wenn zu solcher Frist dann und wann der liebende Gott seine Lieblingskinder auf den Schooß hebe, an seine schlagende Weltbrust drücke und das staunende Wesen auf das Pochen seines Herzens lauschen lasse. Der Doktor aber rief, indem er die Weingläser von Neuem füllte: „Ich sehe es mit meinem innern Auge, wie jezt meine ganze Seele dunkelblau wird, gleich dem Himmel in einer warmen, klaren Augustusnacht, aus welchem Stern um Stern klingend hervorspringt. Das aber ist mir klar, daß ein Weinglas der beste Operngucker ist, durch welchen man das Schauspiel im O, das die Welt bedeutet und Raum hat in unserm mit Haut überspannten, kleinen Schädel, beobachten kann.“ — „Nicht in dein egoistisches Schneckenhaus hinein,“ entgegnete Gotthold; „strecke lieber deine geistigen Fühlhörner vor, denn es gibt einen gnädigen Regen.“ — „Habt Erbarmen mit dem Sünder,“ versezte Johannes; „denn seht ihr nicht den pythischen Gott über seinem Haupte die Leier stimmen?“ — So saßen in tiefheiterem Gespräche die Freunde zusammen bis zum grauenden Morgen; da aber füllten sie noch einmal ihre Becher, tranken zum Andenken der Vallisneria Helena und schieden von einander.

Der Doktor hat seitdem anonym eine Abhandlung über den Schädel einer Indierin geschrieben, welche dem Erzähler dieses aber noch nicht vor die Augen gekommen ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Oktober.

(Beschluß.)

Zunahme des Theaters.

Madame Fossetta ist die älteste unserer Schauspielerinnen und zugleich die einzige, die in keinem Trauerspiele auftreten kann, weil ihr Talent für komische Rollen so hinreißend und ausschließend ist, daß sie zum Lachen reizt, wenn sie nur den Mund öffnet. Eine geschwätzige Wittwe, eine alte Haushälterin, Tabaksschnupferin, neidische Nachbarin, zänkische Gastwirthin, oder eine pretiöse alte Jungfer, ehrbar geputzte Großtante ꝛc. kann in der Welt nicht besser gegeben werden, als von ihr. Nur ins Sentimentale versteigt sie sich nie, weil sie es nur lächerlich machen würde. Ihre Grenze findet sie deßfalls in der Rolle der Oberförsterin in Ifflands Jägern. Hier ist das Rührende noch genug mit dem Komischen gepaart, um ihr wohl anzustehen. Immer, wenn Madame Fossetta auftritt, erhöht sie die Heiterkeit des Hauses, denn da sie immer bei guter Laune ist und das Vorrecht des Alters genießt, so gibt sie manchen Scherz in den Kauf.

Die hochmüthigen und polternden Weiber, bösen Mütter, kurz die Mannweiber werden von Madame Abweser sehr gut gegeben, und die Grazie geht bei ihr mit der Furie Hand in Hand. Zu sanften, zärtlichen, mütterlichen Rollen eignet sie sich aber wenig.

Mit diesem Personal läßt sich viel Schönes ins Werk richten, und es geschieht in der That. Abgesehen von der quantitativen Größe, kann sich hinsichtlich des qualitativen Werths unsere Bühne mit jeder andern in Deutschland messen, und ist den meisten sogar vorzuziehen. Wenn im Allgemeinen weniger Redens von ihr gemacht wird, so gereicht ihr dieß wahrlich nur zum Vortheil. Die Kunst gewinnt zwar durch Kritik, aber in zu viel Kritik geht sie unter, und man darf das Publikum nicht am glücklichsten preisen, das unter der Oligarchie tollgewordener Enthusiasten oder gewerbsmäßiger Zeitungstrompeter und Partheigänger steht. In dieser Beziehung lebt unsere Bühne noch in ziemlicher Unschuld, und man hat einen ungestörten Genuß an ihr.

Das Repertoire hat sich seit einigen Jahren, namentlich seit der Intendantur des Grafen von Leutrum und seit Seydelmanns Theilnahme an der Regie, um viele neue oder wieder aufgefrischte ältere Stücke bereichert, so wie überhaupt seit dieser Zeit in unser Theater ein neuer Schwung gekommen ist. Obgleich nur zehn Monate im Jahr und in jeder Woche nur viermal gespielt wird, und zwar in der Regel nur zweimal Schauspiele und zweimal Opern, so erhielten wir dennoch im Jahre 1831, ungerechnet die Opern, achtzehn völlig neue Trauerspiele, Schauspiele oder Lustspiele, und im laufenden Jahre bis zum Juni deren neun, also unter sechs Stücken in der Regel ein neues; darunter Goethes Faust, Raymunds Alpenkönig, Karl XII. auf Rügen, das Neue von Raupach ꝛc., und auch mehrere gute alte Stücke, die wieder neu einstudirt wurden, z. B. Tartüffe. Wenn wir noch einen ersten Liebhaber und eine junge Dame, wie Demoiselle Peche war, für muntere und scherzhafte Rollen hätten, so würde unser Schauspiel sich einer hohen Vollkommenheit erfreuen. Da unser Theater übrigens keiner Metropolis angehört und verhältnißmäßig keinen ungeheuern Aufwand machen kann und darf, so wird man sich nicht beklagen, daß in der äußern Ausstattung desselben nur Wohlhabenheit, nicht aber Pracht und Verschwendung zu bemerken ist. Nach und nach ist auch für das Aeußere Manches geschehen. Der von dem verdienstvollen Grafen Brühl in Berlin ausgegangene Eifer für Treue der Kostüme hat auch hier angefangen, sich zu zeigen. Zwar herrscht auch hier, wie überall, noch immer das Vorurtheil, Stücke aus dem vorigen Jahrhundert im modernsten Kostüme zu spielen, oder wenigstens nur die alten Leute in Perrücken, die Jugend aber nach der neuesten Pariser Mode zu kleiden, während es doch weit natürlicher wäre, ein Stück, wie z. B. Minna von Barnhelm, Ifflands Jäger, Menschenhaß und Reue ꝛc., durchaus im Kostüme des vorigen Jahrhunderts zu geben. Indeß ist schon sehr viel geschehen durch Verbannung des vulgären romantischen Theaterkostüms aus den historischen Stücken. So muß jeder Kenner, wenn er den Tartüffe in Stuttgart siehe, nicht nur durch das bewunderswürdige Spiel, sondern auch durch das pikante altfranzösische Kostüm entzückt werden. Eben so wird in Stücken, wie Karl XII. auf Rügen, die Königin von sechszehn Jahren ꝛc., die schöne Nationaltracht auf's Treuste beobachtet. Auch in Goethes Faust war das Kostüm überaus malerisch. Doch ist die Konsequenz der historischen Kostüme noch nicht streng durchgeführt, und Cromwell sahen wir z. B. als General in Gold und Seide, anstatt im simpeln ledernen Koller.

Dekorationen und Maschinerie lassen noch viel zu wünschen übrig, woran die alterthümliche Einrichtung des Hauses Schuld ist. Diesen kleinen Uebelständen kann radikal erst abgeholfen werden, wenn, wie es im Plan ist, das Gebäude renovirt wird. Vor der Hand möchte ich jedoch dem Dekorationsmaler empfehlen, mehr Licht, Reinheit und scharfe Umrisse in seine Darstellungen zu bringen.

Ueber die Oper bescheide ich mich als Laie meines Urtheils, und gebe das gute Beispiel, von Dingen zu schweigen, die ich nicht verstehe. Ich singe selbst so falsch, daß auch die beste Sängerin wenig Ehre davon hätte, wenn ich sie priese. Ich war einmal in eine Sängerin verliebt, ich wollte sie in einer ausbündigen Kritik loben, aber es ging nicht. Das musikalische Genie ist eine Gabe Gottes, aber es kann Niemand zur Pflicht gemacht werden. Ich würde jedoch ungerecht seyn, wenn ich das von unserm Kapellmeister Lindpaintner dirigirte Orchester und die von dem Musikdirektor Molique eingeschulten jungen Geiger nicht erwähnen wollte; denn wer auch nur ein Laie ist, wie ich, weiß, was ein gutes Orchester werth ist. Die in dem unsrigen thätigen Barnbeck, Baur, Beerhalter, Max Bohrer, Krafft, Keßger, Leitner, Müller, Neukirchner, Schunke, Schwegler, Reinhardt, Ruthardt sind zum Theil in ganz Deutschland berühmte Virtuosen, und unter den zwanzig Geigern sind zwölf der besten in einem noch jugendlichen Alter, was gewiß selten ist. Auch der Singchor ist sehr gut eingeschult und wird durch den Hofsänger Kunz, der nach Rousseau-Pestalozzischer Methode unterrichtet, rekrutirt. In gleichem Gedeihen befindet sich die Tanzschule unter der Leitung des Hrn. Thoms, eines Schwagers des trefflichen Balletmeisters Horschelt von München. Die kleinen Tänzerinnen haben es schon zum Erstaunen weit gebracht. Diese Anstalten, in Verbindung mit der von Seydelmann geleiteten dramatischen Schule, zeugen von dem regen Eifer der Intendance, nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft zu sorgen. Das beste Zeugniß gibt ihr der neuerdings stark vermehrte Theaterbesuch.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 258:

Haba ꝛc. ꝛc.

Beilage: Monatsregister Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 262.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 1. November 1832.

Nerissa. — Was sagt Ihr zu dem französischen Herrn, Monsieur Lebon?
Porzia. — Gott schuf ihn, also laßt ihn für einen Menschen gelten.

Shakespeare.

Der Langweilige.

Von dem Genus, dessen französische Species der Franzose Jal mit etwas derben, aber treffenden Pinselstrichen gezeichnet hat, finden sich zwei Spielarten über den ganzen Boden der civilisirten Erde verbreitet. Wir haben die französische Skizze des Ennuyé zur Unterhaltung nachgezeichnet und illuminirt; denn wir können kaum erwarten, gleich den Herausgebern deutscher Modejournale, welche Pariser Modebilder für die elegante Welt kopiren, wesentlichen Nutzen in deutschen Landen damit zu stiften, weil Selbsterkenntniß so viel schwerer ist, als die Kunst, den Knoten der Halsbinde auf die neueste Art zu schürzen.

* * *

Du kannst mit allen politischen Faktionen in Friede leben, wenn dich nicht der Kitzel des Ehrgeizes sticht, wenn du deine Abgaben bezahlst, gleichviel, nach welchem System sie erhoben werden. Vertrete Niemanden den Weg, so wirst du von Niemanden gestoßen und schlüpfst zwischen der amerikanischen Republik, der aufgewärmten Freiheit von 1791, dem Bonapartismus, dem Henriquinquismus (ein angenehmes Wort!) der Opposition, der Doctrin, dem Königthum in den Tuilerien und dem Programm vom Stadthause wohlbehalten durch. Bist du nicht gar zu eigensinnig für Racine oder Goethe eingenommen, so kommst du, äußerlich wenigstens, mit allen literarischen Faktionen gut aus. Die Klassiker sehen dir deine Neigung zum Romantischen nach, wenn du nur anerkennst, daß sich auch bei Corneille und Racine hin und wieder das Höchste findet; die Romantiker lassen dir deinen Britannicus und deine Phädra, wenn du ihnen dafür den halben Shakespeare und das Schönste von Hugo und Dumas unangefochten läßst. Ja, mit allen Partheien in Sachen der Kunst, der Wissenschaft, der Religion kannst du auskommen, nur nicht mit der Bande der Langweiligen; mit dieser nimmermehr, und ich will dir sagen warum.

Es gibt keinen ärgern Tyrannen, als den Langweiligen: nichts ist ihm recht; gefällt dir zufällig etwas, ein Theaterstück, ein Buch, ein Gemälde, ein Zeitungsartikel, so sezt er sich zu dir, deine Freude mißfällt ihm höchlich, sie dir zu verderben, ist seine Lust, und so spricht er denn gähnend: „elend! dumm! unausstehlich!“ Und glaube nicht etwa, daß er dann seines Weges geht, was doch ganz natürlich wäre, da er sich langweilt; nein, er bleibt da, er weicht nicht, wie eine Schmeißfliege, pfeift die Arie nach, die eben gesungen wird, spottet der Prosa oder der Verse, welche der Schauspieler spricht, gießt über den Roman, das Gemälde, seine fade Kritik aus; er bleibt, bis du das Feld räumst, denn wo in der Welt unterhielte er sich besser? Noch hast du von Glück zu sagen, wenn er dich so nur stoßweise mit seinen absprechenden, verächtlichen Aeußerungen martert, die er vor sich hinmurmelt; läßst du dich ordentlich in Streit mit ihm ein, so bist du verloren. Ueber seine Intoleranz

geht nichts: du mußt absolut seiner Meinung seyn, das heißt, einzig und allein der Meinung, was gethan, gesprochen, verkauft wird, Alles sammt und sonders sey schlecht, sey langweilig. Bestreitest du ihm diese Wahrheit, so wird er böse und stampft mit dem Stock auf den Boden. Denn einen Stock führt er, der Langweilige, einen dicken Stock; die zierlichen Stöckchen und Röhrchen der Incroyables, seiner hohen Vorgänger und Meister, hat er abgeschafft; sein bequemer Körper braucht eine Krücke, wie ein alter Mann oder ein abgelebter Wüstling.

Was seine abgestumpften Sinne auf ein paar Stunden kitzelt, was seinem Geist, seinem Herzen, seinem Arm eine Zeitlang wieder Federkraft gibt, das ist seine Liebhaberei. Aufstände, Revolutionen — da ist er dabei. Das Volk rottet sich zusammen, wilder Gesang, lautes, wüthendes Geschrei — unser Langweilige tritt an das Fenster; der Spektakel amusirt ihn. Er wirft sich in die Menge; aber nicht als Aufrührer, dazu gehört Kraft, nicht als Ruhestifter, dazu gehört Muth; nein, nur um des psychischen Kitzels willen. Verwundete, Todte, Alles in Schreck und Aufruhr, alle Laden geschlossen, in den Kaffeehäusern wird über die Ereignisse des Morgens lebhaft verhandelt, Bulletins an allen Ecken, die Zeitungen stoßen in die große Trompete — Alles dieß behagt ihm trefflich; folgt aber auf den ersten ein zweiter Tag der Unruhe und der Verwirrung, dauert das Gewehrfeuer über vier-und-zwanzig Stunden fort, so ist ihm dieß schon zu viel, so ist er wieder der Alte; es langweilt ihn und er läßt sich überall hören: „Wenn doch in des Himmels Namen die Leute aufhörten! immer das Nämliche! Wie kann sich die Polizei das Unwesen so lange gefallen lassen, das Jedermann von Herzen satt hat! Einen Tag, nun ja, aber zwei!"

Ein großer Genuß ist es für den Langweiligen, eine schlimme Nachricht zu verbreiten. Kaum hat er etwas der Art aufgestöbert, so macht er sich auf, es überall auszusagen. Da sieht man ihn in zwei, drei Salons auf einmal; er jagt das Pferd an seinem Tilbury halb todt, um der erste zu seyn, der die Kunde dahin bringt, wo sie am meisten erschreckt, am tiefsten verwundet. Und das ist nicht etwa Bosheit, er will sich nur zerstreuen, sonst nichts. Bei den Thränen, die ob seiner Nachricht fließen, ist es nicht etwa der Kummer der Betheiligten, was ihm wohl thut, er will nur einen Eindruck haben, eine Sensation, angenehmer oder peinlicher Natur, gleichviel. Was ihm das Gefühl seiner Existenz gibt, ist ein Genuß für ihn. Er begibt sich in eine Gefahr, damit sein Blut ein paar Stunden in Wallung gerathe, damit ihm das Herz eine Zeitlang poche, sein Gehirn auf einen halben Tag einen lebhaften Eindruck bekomme. In dieser Art von Muth thut es ihm Keiner zuvor. Wer zuerst die russischen Rutschberge versucht hat, war einer unserer Langweiligen, und ein anderer wollte an dem Tage, wo die arme Madame Blanchard aus den Lüften fiel, durchaus mit ihr aufsteigen.

Dieser Mensch nun, der nach heftigen Eindrücken jagt, weil die Saiten des Gefühls in ihm verstimmt oder zerrissen sind, ist, meinst du, durch Ausschweifungen körperlich erschöpft, durch Ueberreiz geistig zerstört, kurz, es ist ein Greis; alt oder jung; nichts weniger: der Langweilige ist zwischen achtzehn und fünf-und-zwanzig Jahren alt, eine junge welke Pflanze, an deren Wurzel der Wurm nagt. Die Geckerei ist dieser Wurm, und schon in der Schule hat sie ihr Opfer erfaßt. Er war ein schlechter Schüler und hat, seine Hohlheit zu maskiren, den Tiefsinnigen, den Menschenfeind gespielt; er ist vor der Zeit, da Andere erst recht zu lernen anfangen, aus der Schule gelaufen; er weiß nichts, und hat sich zum Richter, zum Verkleinerer aller Dinge im Himmel und auf Erden aufgeworfen. Durch die Sucht, etwas zu gelten, hat er sich ein Wesen angewöhnt, das an einem Mann unverzeihlich wäre, das aber an einem jungen Menschen durchaus unausstehlich ist. Das Leben, dessen Schwelle er kaum betreten hat, ist ihm zum Ekel; wenigstens einmal im Tage spricht er davon, daß er sich um's Leben bringen wolle; daß er an irgend etwas glaubte, an etwas mit Geist oder Herz hienge, davon ist keine Rede: Alles in der Welt dünkt ihm wahr und falsch, wie man's nimmt; wie man sich für etwas begeistern kann, ist ihm rein unbegreiflich. Er zweifelt, er spricht ab, aber keineswegs, weil er nachgedacht hat; ach nein! sondern weil mit Gründen fechten, sich eine Ueberzeugung erwerben, ein unausstehlich langweiliges Geschäft ist, und überdieß gilt ja Zweifeln, Absprechen für vornehm.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Größen- und Gewichtsverhältnisse des Menschen.

Der belgische Naturforscher Quetelet, bekannt durch mehrere, namentlich anthropologische Untersuchungen, hat in der Akademie der Wissenschaften zu Brüssel eine Abhandlung über das Gewicht des Menschen vorgelesen, woraus wir im Folgenden die Hauptresultate mittheilen.

Schon bei der Geburt findet zwischen den Kindern beiderlei Geschlechts, hinsichtlich der Größe und des Gewichts, eine kleine Verschiedenheit statt: das mittlere Gewicht der Knaben ist zu Brüssel $3 \frac{20}{100}$ Kilogramm (der Kilogramm ist gleich 2 Pfund, 5 Quent, 35 Gran), das der Mädchen $2 \frac{91}{100}$ Kil.; die mittlere Größe der Knaben ist $\frac{496}{1000}$ Meter (der Meter ist gleich 3 Fuß 11 Linien),

das der Mädchen $\frac{48}{100}$ Meter. — Das Gewicht des Kinds nimmt bis zum dritten Tag nach der Geburt etwas ab, und erst nach der ersten Woche nimmt es merkbar zu.

Bei gleichem Alter ist der Mann im Allgemeinen schwerer als das Weib; nur um das zwölfte Jahr wiegen in der Regel Individuen beider Geschlechter gleich viel. — Wenn Mann und Weib zu ihrer völligen Entwicklung gelangt sind, wiegen sie ungefähr zwanzigmal so viel als bei der Geburt; sie sind aber nur $3\frac{1}{4}$ Mal so groß, als nach der Geburt. Im Alter verlieren Mann und Weib etwa 12 — 14 Pfund am Gewicht und 24 Zoll an Größe. Während beide Geschlechter im Wachsthum begriffen sind, kann man zu den verschiedenen Epochen die Gewichte den fünften Potenzen der Größen ungefähr proportional annehmen. Nach vollendetem Wachsthum verhalten sich die Gewichte ungefähr wie die Quadrate der Größen. Aus diesen beiden Verhältnissen ergibt sich, daß das Wachsthum in die Länge ungleich stärker ist, als das Wachsthum in die Breite und Dicke.

Der Mann erreicht das Maximum seines Gewichts gegen das vierzigste Jahr, und nimmt in dieser Beziehung gegen das sechzigste merkbar ab. Das Weib erreicht das Maximum des Gewichts erst gegen das fünfzigste Jahr. Während der Fruchtbarkeit, d. h. ungefähr vom achtzehnten bis zum vierzigsten Jahr, nimmt bei dem Weibe in der Regel das Gewicht nicht auffallend zu. Bei gleicher Größe wiegt bis zu der Höhe von etwa vier Fuß das weibliche Individuum etwas weniger als das männliche; über jenem Maaße wiegt dasselbe etwas mehr. Das mittlere Gewicht eines Menschen, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, ist 44 $\frac{7}{10}$ Kilogramm; betrachtet man die Geschlechter besonders, so ist das mittlere Gewicht eines Mannes 47 Kilogramm, das eines Weibes 42 $\frac{3}{10}$ Kilogramm.

Die neckende Geliebte.

Ach, nur das Sehnen ist süß,
Die Lust stirbt im Haben;
Ist das Ersehnte gewiß,
Kann's uns nimmer laben.

Warum neckt Liebchen mich,
Und hört nicht mein Flehen?
Wechselt doch ewiglich
Ihr Kommen und Gehen?

Wenn sie mir Liebes gethan,
Was drängt sie zu fliehen?
Was lächelt Andre sie an,
Die wenig sich mühen?

Es ist ihr tiefes Gefühl:
Sie kann mich nur lieben,
Wenn, als stets ferneres Ziel,
Ihr frisch ich geblieben.

Ach, um das blühende Glück,
Wie muß man sich plagen!
Stiller Ernst füllt mir den Blick,
Kann sie nicht verklagen.

Hielt' sie so viel nicht auf mich,
Sie würde nicht necken,
Gäb sie so gerne nicht sich,
Sich nicht so verstecken.

Doch zu frischblühender Lust
Kommt man nur durch Schmerzen?
Wehmuth ergreift meine Brust
Bei Liebchens Scherzen.

M. Mayr.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Der Tempelorden und der Abbé Chatel.

Zu der Geschichte des Abbé Chatel, welche ich neulich im Abrisse mitgetheilt habe, muß ich ein merkwürdiges Aktenstück hinzufügen, wenigstens die Erwähnung desselben. Schon früher habe ich Gelegenheit gehabt, von einem religiösen Vereine in Paris zu sprechen, welcher den Namen der Tempelherrn oder ursprünglichen katholischen Christen führt und von dem Tempelorden herzustammen behauptet. Dieser Orden oder Verein hält seine Zusammenkünfte wie die Freimaurer; zuweilen wird auch Gottesdienst nach einem besondern Ritus gehalten, und der Präsident oder das Oberhaupt führt, wie ehemals bei den Tempelherrn, den Titel Großmeister. Der jetzige ist der Arzt Fabré Palaprat, der Manches geschrieben hat, wiewohl nichts sehr Ausgezeichnetes. Der Orden hat einige alte Bücher, unter andern ein Stück einer alten Bibel, worüber der gelehrte Münter kurz vor seinem Tode eine Abhandlung geschrieben hat. Von einem der Mitglieder dieses Ordens nun ist neulich eine vorgebliche Darstellung der Glaubenslehre desselben im Drucke erschienen, wiewohl ich einige Mitglieder kenne, die sich nie um irgend eine Glaubenslehre der Templer bekümmert haben, sondern dem Vereine beigetreten sind, weil er ihnen einen edeln Zweck zu haben scheint. Es muß aber doch wohl etwas an dieser Glaubenslehre seyn, da nach dem besagten Buche, welches den Titel Levitikon führt, die Neuaufgenommenen folgenden furchtbaren Eid schwören müssen: „Nach dem Beispiele Christi, unsers Vaters und Herrn, nach dem Beispiele der Märtyrer des christlichen Glaubens, und vorzüglich nach dem Beispiele des Apostels, Hohenpriesters und Patriarchen Jacques de Molai, bin ich bereit, mein Blut für die Vertheidigung dieses christlichen Glaubens zu vergießen, dessen Grundsätze ich so eben auseinandergesetzt habe." Es wird im Levitikon behauptet, Fenelon, Massillon, der gelehrte Bochard, mehrere Personen der königlichen Familie haben zu dem Temp-

lerorden gehört, was also zu beweisen schiene, daß keine eigene Glaubenslehre ernstlich im Spiele ist; denn alle die angeführten Personen bekannten sich öffentlich zu andern Religionen. Jedoch nicht von diesem Orden wollte ich sprechen, sondern blos von dem Verhältnisse des Abbé Chatel zu demselben. Ehe dieser nämlich es wagte, als eigener Stifter einer Sekte aufzutreten, hatte er es in seinem Drange zu etwas Neuem für gut befunden, sich mit seinen Anhängern Auzou, Blachère u. A. der sogenannten ursprünglichen Kirche anzuschließen, und zwar am 4. Mai 1831. Der Bailli Jean de Jutland wurde vom Tempelorden beauftragt, dem Abbé Chatel, von dem sich wahrscheinlich der Orden viel versprach, die bischöfliche Würde zu verleihen. Die Ceremonie ging vor sich und der Abbé ward auf den Sitz des coadjutorischen Primas von Gallien erhoben. Da dieser leere Titel in der dunkeln Gesellschaft aber zu nichts führte, so begnügte sich der Abbé nicht lange mit demselben und stiftete nun auf eigene Hand seine Eglise catholique française. Dieses beleidigte den Tempelorden dergestalt, daß er nach dem Beispiele des Pabstes den Abbé exkommunizirte. Diese Exkommunikation ist das merkwürdige Aktenstück, von welchem ich oben sprach, und steht in dem besagten Levitikon wörtlich abgedruckt. Man erfährt aus demselben, daß der Bailli Jean de Jutland es für die Pflicht eines ehrlichen Mannes und eines Oberpriesters gehalten habe, den Coadjutor von Gallien seiner heiligen Verrichtungen für unwürdig zu erklären und ihn, nach geschehenem Berichte, der Interdiktion zu unterwerfen; worauf, nach gesetzlicher Untersuchung, die Oberbehörde sich in die schmerzliche Nothwendigkeit versezt gesehen habe, das von dem Bailli ausgesprochene Urtheil zu bestätigen. Folglich erklärt sie den Sitz des coadjutorischen Primas von Gallien für erledigt, und überträgt den ehrwürdigen apostolischen Räthen die Verwaltung des Coadjutoramtes. Da sizt nun also der Abbé Chatel in seiner neuen Kirche und ist von zwei andern Kirchen, wozu er gehört hat, exkommunizirt. Es erhellt aus dieser Geschichte, aus welchem Grunde Abbé Chatel sich bald für einen Bischof, bald für einen Coadjutor des Primas von Gallien ausgibt. Diese Würden hat er vom Tempelorden her, und in der Exkommunikationsakte wird ihm vorgeworfen, es sey ihm blos um diese Würden zu thun gewesen, und sobald er Coadjutor geworden, habe er nicht einmal die Obern des Ordens mehr anerkennen wollen. Es wäre sonderbar, wenn der Abbé Chatel nun auch den von ihm abtrünnig gewordenen Abbé Auzou in die Acht erklärte oder in den Bann thäte, wie der Tempelorden ihn. Uebrigens nehmen seine kirchlichen Anstalten schon sehr prunkende Namen an. Man hat es ihm in den Zeitungen der Ultrapartbei vorgeworfen, daß er den Gottesdienst in einem Konzertsaale, in der ehemaligen Menagerie für wilde Thiere, ja sogar in dem leeren Laden eines Wagenmachers halte. Er aber nennt sein jetziges Bethaus in der Vorstadt St. Martin die Primatialkirche!

Dg.

München, Oktober.

München und Deutschland.

Die Natur that und thut wenig für diese Stadt; sie reicht ihr nur das tägliche Brod, und das oft so mürrisch gestimmt und so launig, als ob sie sie mit der Frage anfahren wollte: warum sie aber auch gerade hieher gekommen? warum sie denn hier geblieben? Dennoch ist es in dieser Stadt so wohnlich, und es wird einem so wohl darin, daß man ob ihr der schönsten Länder vergessen könnte. München gleicht einem jungen, liebenswürdigen, schönen, nicht eitlen Weibe, welches in einem Hause, worin sich nur ein kleiner und dazu noch angelaufener Spiegel befindet, sich dennoch so geschmackvoll zu kleiden und zu geberden weiß, daß ihm Anbeter und Verehrer in Menge zuströmen. München ist die Hauptstadt nur eines kleinen Theiles von Deutschland, aber die ganze deutsche Nation, eine Nation von mehr als vierzig Millionen, thut mit Recht groß damit. Wie im Zauber, nach Lautenschlägen, steigt hier das Schöne empor, und der jezt hier zu Throne sizt, ist wirklich Poet, Schöpfer herrlicher, überraschender Dinge. Wir wollen ihm Dank dafür wissen. Die Bande, welche einst unsere zerrüttelte, verwürfelte und verlooste Nation, sie zu einem Ganzen, zu einem Etwas verbindend, umschlangen, wurden zerrissen, zerhauen, zerfezt, alle, bis auf die geistigen, an denen man nicht zerren und hauen konnte, die man aber als luftig bezeichnete, als flatternde Bänder, als Augenweide für kindische Gemüther. Dank also Jedem, der diese Bänder wieder zum Gürtel macht, damit die Nation wieder umschlingt und den Gürtel mit so seltenen Farben und Gebilden ausschmückt, daß jeder Deutsche stolz darauf seyn darf. Manche unter uns behaupten zwar, daß wir schon auf sehr Vieles stolz seyn können; ich würde das zugeben, wenn wir uns nicht auch ob mehr als sehr Vielem zu schämen brauchten. Daß ein Elsässer, oder ein Deutsch-Lothringer, oder ein Luxemburger lieber Franzose als Deutscher seyn will, läßt sich begreifen, wiewohl es unverzeihlich ist; daß ein Schweizer kein Deutscher seyn mag, läßt sich ebenfalls einsehen; aber warum bestrebt sich der Schwabe in Ungarn, eher für einen Magyaren, oder Slowaken, oder Kroaten, oder, hätt' ich bald gesagt, für einen Zigeuner gehalten zu werden, als für einen Deutschen? Warum wollen die deutschen Kolonisten in Nordamerika von ihrer Muttersprache nichts wissen? Warum erlernen die Kinder der deutschen Kaufleute in Triest und die Kinder deutscher Künstler in Rom erst, wenn sie erwachsen sind, und dann gewöhnlich von Sprachmeistern, und oft gar nicht, die Sprache ihrer Väter? Warum meinen noch die meisten Fremden, Deutschland sey ein Wald und der Deutsche sey ein Klotz? Verläugnet von Hunderttausenden unserer eigenen Landsleute, verschrieen von Millionen von Fremden, wären wir sehr zu bedauern, wenn wir die Ursachen davon nicht einsehen lernten, wenn wir uns vorschmeicheln wollten, als seyen an dem Verläugnen größtentheils politische Verhältnisse, und an dem Verschreien die krasse Unwissenheit und großsprecherische Eitelkeit der Lästerer Schuld. Nein, schmeicheln wir uns nichts vor! seyen wir stolz gegen die Fremden, viel, viel stolzer, als wir's zuweilen sind, aber unter uns laßt uns die Balken einander aus den Augen ziehen, laßt uns nicht schwärmen und träumen und durch gemalte gothische Scheiben, wie Menzel sagt, unser Vaterland anschauen, zuckersüß lächelnd und schmunzelnd, wie ein altdeutsch gemaltes Süßkind; reißen wir die Fenster auf, wenn wir in unsere Gaue lugen wollen, und werden wir, wenn wir unser deutsches Wesen streicheln, den Bärenflaum gewahr, der ihm noch immer anfizt und ihm schadet, wie der Reif der Blume. Auch hier ist die Bärenhaut nicht vollkommen gegerbt, allein sie wird feiner mit jedem Tage. Das Rohe, Steife, Hölzerne, Spitz-Schnörkelhafte, Verpfuschte, Gequälte, Unbeholfene, so wie andernseits das allzu Weiche, allzu Süße, allzu Tiefe und Spitzfindige, allzu Gemüthliche und Gemächliche verschwindet, und schöner, reiner, gefälliger wird die Form, und kräftiger, freier wird die Seele.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 263.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 2. November 1832.

Kennst du die Alten nicht,
Die Lieblinge des Himmels man nennt?
Sie nährten die Brust
An Kräften der Welt,
Und den Hellblickenden war
Unsterbliches nahe.

Hölderlin.

Alte und neue Kunst.

Allegorisches Vorspiel zu Goethe's Gedächtnißfeier,

von

Eduard von Schenk.

Dargestellt auf dem königl. Hoftheater zu München am 21sten Junius 1832 zu Goethe's Iphigenie auf Tauris.

An Schelling.

Dem Donner gleich bei heiter'm Morgenstrahle
Erklang, o Freund, aus deinem goldnen Munde
Den still Versammelten im Festessaale
Von Goethe's Tod die erste Trauerkunde.

Was ich Ihm dargebracht in andrer Stunde,
Geringes Opfer an des Todten Male,
Das widm' ich Dir und deinem großen Bunde
Mit Ihm, dem Herrlichen, zum Ideale.

Natur und Dichtung, Wahrheit mit dem Schönen,
Die neue Kunst vermählen mit der alten,
War Goethe's Streben, und er hat's errungen.

Gott und Natur im Geiste zu versöhnen,
Das neue heil'ge Dogma mit dem alten
Erhabnen Mythos — das ist Dir gelungen!

Personen:

Melpomene.
Romantika.
Genius der Poesie.
Chor der Alten.
Chor der Ritter.
Gefolge Romantikas.
Genien.

Vorhalle eines griechischen Tempels, der sich zur Rechten der Bühne befindet. Den Hintergrund nimmt ein geschlossener Säulengang ein, geschmückt mit den Namen und Brustbildern der drei großen alten Tragiker. Hinter demselben ragen die Wipfel von Lorbeern und Cypressen hervor.

Erster Auftritt.

Chor der Alten, in griechischem Gewande, tritt von der Linken ein und in den Vorgrund.

Chorführer.

Heilige Schatten
Alter Cypressen,
Tönende Wipfel
Ewig grünender Lorbeern,
Herrlicher, marmorumsäulter Tempel,
Seyd uns gegrüßt!

Mit freudigem Schauer,
Mit bebender Wonne
Betreten wir leise
Dieß Heiligthum,

Denn einsam thront hier
Der Musen größte,
Melpomene.

Sie ist verstummt,
Ach! tief betrauernd
Des Menschengeschlechtes
Verwandelten Sinn,
Der Wandel nur liebend,
Nur Flüchtiges haschend,
Das Alte, das Ernste,
Das Große verschmäht.

Der unteren Lüfte
Befiedertes Volk
Umflattert nur Büsche
Mit nickenden Blumen
Und hüpfendem Quell.
Die alten Gebirge
Mit himmelküssendem Gipfel,
Mit erdernährenden Wassern,
Mit golderfüllten Tiefen
Umkreist nur des Adlers
Aufstrebende Brut.

So kommen auch wir,
Berührt nicht vom Hauche
Des wechselnden Tags,
Und suchen die Muse,
Geliebt in der Jugend,
Im Alter noch auf.

Der ganze Chor.

Wir kommen und rufen
Voll Sehnsucht, erschein uns,
Erscheine Melpomene!

Zweiter Auftritt.

Melpomene tritt aus dem Tempel in die Mitte des sich zu beiden Seiten reihenden Chors.

Melpomene.

Hervor aus meines Tempels ernsterfülltem Raum
Ruft mich der altbekannte, langentbehrte Ton
Des edlen Chors, der ehdem mich umschlungen hielt
Und Aufschwung gab und Ruhe meinem Heldenspiel.
Er ruft mich jezt auch — aber ach! zu keinem Spiel,
Mit mir zu trauern nur ob dem, was war und ist.

O schöne Zeit der Griechen, wo der Bühne Kunst
Noch groß und heiter, wie des weiten Himmels Zeit,
Das sie allein umspannt hielt, sich entfaltete!
Ein jedes meiner Werke war ein hohes Fest,
Versammelnd und erfreuend dort das ganze Volk,
Und wie die höchste Priesterin der Götter trat
Ich auf, mit reinem Opfer, nur an heil'gem Tag.

Das alles ist dahin jezt; zwei Jahrtausende
Wälzten seitdem sich über die alte Erde hin,
Und manches Ungeheure ist indeß gescheh'n,
Und Helden lebten, Dichter sproßten auch hervor,
Sie zu besingen, doch in anderer Gestalt.

Fremd ist der neue Geist mir, fremd die neue Form,
Und keines edeln Künstlers Hand bereichert mehr
Mit neuen Werken diese Säulengänge mir.
Ich labe täglich meinen sehnsuchtmatten Blick
An Bild und Werken meiner alten Zöglinge,
Die dort — ihr seht's — von frischen Lorbeern übergrünt
Und trauernden Cypressen, liebend mich umstehn.
Wohl prangt mein Tempel noch, doch stets verwitternder
Hängt sich die Zeit, die langsam unterwühlende,
An seine Wänd' und Säulen, die kein Weihrauch mehr
Umduftet, kein lebendig festlicher Gesang,
Ja kaum der Fußtritt eines Wandrers mehr durchhallt.
So sizt, gleich einem Denkmal der Vergangenheit,
Auf ihrem Thron, sich hüllend nur in alten Ruhm,
Einsam, verlassen und verwaist Melpomene.

Chorführer.

Verzage nicht, erhabene Gebieterin.
Begraben lagen unter Fluth und Trümmern auch
Die Musterwerke lang der Kunst, der bildenden,
Bis aus dem tiefen Schlummer sie ein glückliches
Gestirn hervorzog und an ihren Strahlen sich
Nacheifernd eine neue Kunst entzündete.
So wird auch wiederkehren deine Zeit, denn du
Hast Wahrheit nur und reinste Schönheit dargestellt,
Und die sind ewig, wie die Gottheit selbst es ist.

(Man hört hinter der Scene einige Takte einer nicht kriegerischen, aber feurigen Musik.)

Chor der Ritter.
(Hinter der Scene.)

Rasch, ohne Zügel,
Mit Sturmesflügel,
Im schimmernden Kleid,
Gleich den Gedanken,
Frei von Schranken
Des Raumes, der Zeit,
Eilen wir kühn dahin,
Folgend der Königin,
Der wir geweiht!

Melpomene.

Horch! welche Töne dringen durch des Haines Nacht,
Die, längst schon schweigend, diese Hallen rings umgibt?
So naht kein Freund. Unheimlich, fremd klingt der Gesang.

Chorführer.

Es braust daher, wie der Mänaden Zug, wenn sie
Hinjauchzen, nächtlich, durch die Fluren, durch den Wald,
Begeistert und gehoben von des Bacchus Gluth.

Melpomene.

Jezt kommt es näher. Bis zur Pforte stürmt's heran.

Chorführer.

Wir stehn zu deinem Schutze, was auch kommen mag.

(Melpomene tritt an die Seite, der Chor umgibt sie.)

(Die Fortsezung folgt.)

Der Langweilige.

(Fortsezung.)

Das Leben, das unsere Langweiligen führen, ist für mich ein Räthsel. Ich kenne ihrer Duzende, die keinen Heller Vermögen haben, und doch leben, als besäßen sie Hunderttausende. Sie haben Bediente, Fuhrwerk, Pferde, schöne Kleider, sie wohnen sehr hübsch, sind in zwei, drei Theatern abonnirt: wie geht das zu? ich weiß es nicht. Und wenn ihnen nur Alles dieß Vergnügen machte! so hätten doch wir sie vom Halse; aber nein, leider! nichts, gar nichts macht ihnen Spaß. Sie wachen um eilf Uhr auf, lesen im Bette zwei, drei Journale an und langweilen sich darüber — das mag ihnen hingehen; um Mittag stehen sie auf und bringen eine Stunde unter den Händen ihrer Kammerdiener zu; sie wollen dabei vor Ungeduld aus der Haut fahren, und der Diener noch mehr als der Herr, denke ich; dann geht es zum Frühstück in einem der großen Kaffeehäuser auf den Boulevards. „Was essen wir? — Das ewige Einerlei auf der Speisekarte! Abscheulich! Liebe Madame, so können wir nicht mehr kommen, wenn es nicht jeden Tag etwas Neues, Pikantes gibt! Die Suppe siedendheiß! Gott, wie langweilig! Wahrhaftig, nirgends in Paris kann man auch nur passabel frühstücken! 's ist doch ein abgeschmacktes Ding um's Leben! glücklich sind die Todten! oder wenn einem wenigstens die Verdauung nicht zu schaffen machte!" Ob sie schlecht verdauen, weiß ich nicht, so viel ist aber gewiß, daß sie es sich, unter beständigem Klagen über das schlechte Essen, recht wacker schmecken lassen.

Sie stehen vor drei Uhr nicht vom Tische auf, und jezt wird die Cigarre angezündet. Sie gehen rauchend auf den Boulevards auf und nieder, verpesten die Luft und vertreiben die Frauenzimmer. Wie Alles, langweilt sie auch das Rauchen; aber rauchen muß man einmal; es ist eines der hundert Geschäfte der Leute comme il faut, d. h. derjenigen, die nichts zu thun haben; es ist eines der zahllosen Bedürfnisse der Menschen mit verdorbenem Magen und Geschmack. Der Seemann, der Soldat raucht zur Zerstreuung, und da finde ich es ganz begreiflich; wer wollte es ihm mißgönnen, wenn er über der wirbelnden Rauchwolke seine Mühen und Gefahren auf einen Augenblick vergißt? Der Deutsche verliert sich gerne im Reiche der Träume; der Italiener, der Spanier, der Grieche, der Türke, sie brüten beständig irgend einen poetischen Schnickschnack in ihrem Gehirn aus: sie alle rauchen, und ich finde es begreiflich; dieses Reizmittel ist ein Bedürfniß für sie, wie Kaffee, Betel, Opium; aber unser Pariser Laffe? er weiß nichts von Poesie, hat keine Gedanken, führt ein rein materielles Leben.

Nach der Promenade kommt die zweite Toilette. Dießmal dauert es länger als Morgens; das kokettеste Weib kann keinen größern Apparat von Salben und Essenzen und Bürstchen brauchen, kann über die geringste Falte in einem Kleidungsstücke verdrießlicher werden. Jezt macht der Langweilige einen oder den andern Besuch, und wehe Jedem, an dessen Thüre er pocht! Diese Menschen kommen über Paris, wie einst bei einbrechender Nacht die Chevaliers de la courte épée darüber kamen; sie geben Niemand Pardon. Seht, da nimmt einer im Atelier eines Malers Plaz. Der Mann hat viel zu thun, die Kunstausstellung ist vor der Thüre, oder er hat eben ein Modell sizen; jede Viertelstunde ist ihm kostbar, aber der entsezliche Langweilige merkt davon nichts. Er stellt seinen Stuhl neben den Schemel des Künstlers, wickelt Tabak in ein Stück spanischen Papiers, zündet die Cigarre an und beginnt gähnend und sich dehnend ein endloses Gewäsche. Schliefe er doch ein! aber nein, der Unausstehliche bleibt wach, um dem Maler die Idee seiner Komposition zu entleiden, ihm seine Gruppen, die Stellung seiner Figuren zu bekritteln, hier mehr Ausdruck, dort ein kräftigeres Kolorit zu verlangen; er tadelt Alles, was allenfalls zu loben wäre, und lobt höchstens, wo man mit Recht etwas aussezen könnte, und wenn er endlich abzieht, so entschuldigt er sich auf seine Weise wegen dieser seiner Bemerkungen: „Was ich da sage, darf Ihnen indessen keinen Skrupel machen; ich kann mich sehr wohl irren, denn ich weiß nichts Langweiligeres auf der Welt, als Malerei."

Hast du dringende Geschäfte, Familienangelegenheiten zu besorgen, so bewahre dich Gott vor dem Ueberfall eines solchen Ueberlästigen; er wird sich zwar in deine Sachen nicht mengen, dir aber deßhalb doch unausstehlich werden. Er sagt kein Wort, hört mit halbem Ohre zu, geht aber nicht von der Stelle; gibst du ihm endlich zu verstehen, dein Geschäft sey von der Art, daß du es nicht Jedermann möchtest wissen lassen, so zieht er ab: „Ich sehe, Sie sind beschäftigt; ich gehe, ich könnte geniren. Seyn Sie übrigens ganz ruhig, neugierig bin ich ganz und gar nicht, und ich weiß auch nichts Langweiligeres, als Geschichten der Art."

Eine Viertelstunde auf der Börse, zu sehen, wie die Kurse stehen, zwanzig Minuten Langeweile vor Tor-

tonis Thüre, um etwas Neues zu erfahren, eine halbe Stunde bei der Dame seines Herzens, ihr eine Promenade oder den Besuch eines Schauspiels vorzuschlagen: damit geht die Zeit von halb fünf bis sechs dahin. Nun kommt das Diner; es ist kräftig, reichlich, theuer, und der Mann verdrießlich und langweilig; Alles wie beim Frühstück. Ein Napoleon wird nachläßig auf das Tischtuch hingeworfen; der Garçon ist so klug, den Frank, den er herauszugeben hat, in Kupfermünze zu bringen; unser Mann stößt sie mit der zerrissenen Karte verächtlich zurück; wie kann man Sousstücke in die Westentasche stecken! das klingelt so widrig, macht die Tasche so voll, ist so schmuzig, ein langweilig Ding. — Jezt rasch in das Boulogner Gehölz! Warum nicht anders wohin? weil Jedermann dahin geht, weil es guter Ton ist, und man seine Dame und seinen Tilbury nirgends schicklicher präsentiren kann. Immer und ewig derselbe Weg hin und her, derselbe Staub, dieselben Menschen, dieselben Pferde; aber der Langweilige fehlt nie, ob er sich gleich hier ärger langweilt als irgendwo. Während der ganzen Fahrt im raschen Trab spricht er mit dem Frauenzimmer an seiner Seite keine Sylbe; er pfeift, trillert ein Stück einer neuen Arie, und wenn man ihn etwas fragt, so etwas aus dem Kapitel der Liebe und der Lust, so brummt er: „Ja, nein, vielleicht, das langweilt mich!" Ein liebenswürdiger Liebhaber!

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

(Fortsezung.)

München und Italien. Der Stock.

So wie ich in Italien, wenn mir biedere Menschen aufstießen, willenlos an mein Vaterland dachte, und dann stundenlang davon träumen konnte, nicht ohne eine gewisse Wehmuth, nicht ohne Heimweh, eben so unwillkührlich denke ich jezt an Italien, wenn ich im veredelten München mich ergehe, und nicht ohne sanfte Rührung, denn herrlich steht italienischer Anstrich unserm deutschen Vaterlande. Ja, wenn ich die Arkaden des Schloßgartens und die prachtvollen Stanzen der Kunstgebilde durchwandelt und nun in einer der neuen Straßen stand, unter den mit eleganten Schirmen, Blumen, Käfigen und Frauenherrlichkeiten geschmückten Fenstern und Balkonen, und die Blumen dufteten, die Vögel sangen, die schönen Gesichter wonnestrahlend hinter den Blumen auftauchten und mir dann schien, als erklänge die Lyra, die hier den Thron schmückt, und zauberte mir noch immer schönere Bilder vor: da war mir's, als wären die Alpen versunken, als flößen die Wasser nach Süden, als hörte ich leise die italienischen Meere brausen, als sey ich im Lande der schönen Fluren, der schönen Formen, der heitern Träume, der schönen Frauen, im Garten der Erde; da war mir so wohl. Ich ließ mich nieder und bildete mir ein, ich sitze im Schatten eines Zeltes, umgeben vom weichen Gewühle lieblicher Menschen, und es komme der Knabe mit der Tasse, voll des winterlichen Krystalls, gefärbt und durchdrungen von den köstlichen Farben und Düften des südlichen Frühlings, und es kommen Mädchen mit Blumen und andere mit der Chitarra, der Mandoline, dem Tamburin und singen mir die Lieder des geistreichsten Volkes der Erde, oder die erhabenen Gesänge göttlicher Dichter. Ich bildete mir ein, wie Sie sehen, vor einem italienischen Kaffeehause zu sitzen. Aber nicht lange, so kam ein tüchtiger Staubwind daher gefahren und verwehte meine Träume mit all den zarten Gestalten, den Blumenmädchen, den singenden Mädchen, den Knaben der Sorbetti und Gelati und dem flatternden Zelte, und da saß ich unter ungestümem Himmel, an kalten, reißenden Wassern, auf einer hölzernen Stiege und hörte und sah die Dohlen, welche um die käfigförmigen Thürme der Liebfrauenkirche wie um ihre Bauer herumschwärmten und krächzten, und sah an mir vorüberziehen, wie Ungethüme, die Weiber von Dachau. Ich schaute höchst verwundert die Weiber von Dachau an wegen ihres verbauschten, verunstaltenden, abscheulichen Kostüms, und sie schauten mich auch nicht ohne Verwunderung an, weil ich so auf der Straße saß. Denn hier sind die Gassen keine Säle, wo man sizt, arbeitet, betet und lustwandelt; hier sind die Gassen nur Gänge, wo man sich höchstens vor einem Kunstladen einige Augenblicke aufhält, um einen Kupferstich, oder vor einem andern Laden, um sonst etwas anzuschauen. Nur wenn es dunkelt oder beim Mondschein, vorzüglich vor dem Zapfenstreich, herrscht in den Gassen ein Bischen Conversation. Da sind an Straßenecken und Thürpfosten zärtliche Stelldichein.

Die hiesigen Soldaten sind wirklich lebendige Bursche, schön, flink, lustig, tragen sich nett; es steckt ein gewisser Geist in ihnen, und sie bekommen auch die Schläge nicht mehr. Es thut mir wohl, keine barockfliegenden Flügelmänner mehr zu sehen, keine Feldwebel mehr mit dem spanischen Rohr und keine Korporale mehr mit dem deutschen Stock. Warum schafft auch Oesterreich den Stock nicht ab? Seine Korporale erinnern durch ihre Stöcke die Italiener allzu sehr an unsere Wälder, und wenn man im Ausland an unsere Wälder denkt, hört man den Bären brummen. Die Italiener bewundern die schöne Haltung, die treffliche Mannszucht der österreichischen Armee, allein der Stock — wenn sie an den Stock denken, da stockt ihre Bewunderung. Ist die Abschaffung dieses gehässigen Instrumentes ein Opfer, so bringe man es, wäre es ein noch so großes, man bringe es dem deutschen Namen, und wenn man diesem zu Liebe nichts thun will, so thue man es aus Politik. Ich will nicht behaupten, daß uns dadurch die Italiener Freund würden, allein diejenigen unter ihnen, welche die Deutschen, die Tedeschi, lieben, und deren gibt es nicht wenige, würden sich nicht mehr schämen, ihre Liebe, oder vielmehr ihre Vorliebe kund werden zu lassen. Es gibt ja so vielerlei andere Mittel, um das schwache menschliche Fleisch zu züchtigen. Die Kroaten unter den Franzosen waren eben so gute Soldaten, als sie es jezt sind, und wurden nicht gefuchtelt, und wenn sie bestraft werden mußten, so leistete die Schwarte eben so gute Dienste als der Stock. Hier ist er nun einmal beim Militär verschollen, und das freut mich ungemein.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 264.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 3. November 1832.

Vom Norden kamen, die das Blut
Des jungen Lebens waren,
Zum Süden, wo in sie die Gluth
Des Geistes sollte fahren,
Des Geistes, der vom Osten kam,
Der, drein sich gießend, machen zahm
Sollte das Blut, das wilde,
Daß sich der Westen bilde.

Rückert.

Alte und neue Kunst.

Allegorisches Vorspiel zu Goethe's Gedächtnißfeier.

von

Eduard von Schenk.

(Fortsetzung.)

Dritter Auftritt.

Romantia tritt auf in glänzender Tracht des Mittelalters, ihr folgt der Chor von Rittern und Frauen.

Die Vorigen.

Romantia.

Ja, das sind des Tempels Mauern,
Den ich lange schon gesucht.
Hier muß ihres Glanzes Flucht
Meine Gegnerin betrauern,
Sie, von der in frühen Tagen
Meiner Kindheit weise Männer
Oft mir lehrten, ernste Kenner
Jezt noch immer rühmend sagen;
Sie, die man als Göttin ehrte,
Doch von deren strenger Spur
Ich zur freieren Natur
Und zur Liebe wiederkehrte.

Jezt, nachdem ich manch Jahrhundert
Durch Europa hingeschritten,
Heimisch allen Zungen, Sitten,
Allgeliebt und allbewundert,
Zog ein namenloses Sehnen
Mich zu diesem stillen Ort,
Zu dem Siz der Alten fort,
Und mein Auge füllen Thränen,
Da ich diese Bilder sehe,
Diese weinenden Cypressen.
Fast den eignen Glanz vergessen
Hab' ich in der Feindin Nähe. —
Doch sey stark! Ich kam hieher,
Nicht, auf ihres Ruhms Ruinen
Ihr zu opfern, ihr zu dienen;
Nein, ich kam, um stolz und hehr
Mich als Siegerin zu zeigen,
Hier mein Banner aufzustecken,
Ihre Lorbeern zu verdecken
Unter meinen Palmenzweigen.

Chorführer der Alten.

Welch ein Anblick! Diese Jungfrau, die so rasch hereingestürmt,
Deren Rede Krieg uns drohet und dabei so lieblich klingt,
Diese Männer, stahlumpanzert, wie gerüstet all' zum Kampf,
Und daneben diese Frauen, holden Blicks, im Festgewand!
Was bedeutet uns der Zug? bringt er Verderben? bringt er Heil?

Romantia.
(zum Chor der Alten).

Redet, Männer, deren Sinn
Mir gediegen scheint und weise,
Warum fehlt in eurem Kreise
Dieses Tempels Priesterin?
Sprecht, wo hält sie sich versteckt?
Hat das Nahen meines Zuges,
Hat das Wehen meines Fluges
Sie schon bang hinweggeschreckt?

Melpomene.
(aus dem sie umgebenden Chor hervortretend).

Nein, sie ist nicht entfloh'n; hier steht Melpomene,
Durch nichts erschreckt, in ungeschwächter Kraft vor dir.
Selbst Heldin muß die Muse seyn, die Helden schuf.

Romantia.
(nach einer Pause, für sich).

Ein tief Gefühl, wie ich's noch nie empfunden,
Hat mir bei ihrem Wort das Herz erfüllt.
Noch ist ihr hoher Sinn nicht überwunden,
Ehrfurcht gebent ihr Blick. Wie sie sich hüllt
In ihres Purpurmantels weite Falten,
Ist sie die königlichste der Gestalten.

Melpomene.

Wer bist du, Jungfrau, die beinah' mit Heeresmacht
Einbricht in dieser Räume schweigendes Asyl?
Was willst du hier? Was forderst drohend du von mir?

Romantia.

Obwohl erzeugt in einer andern Zone,
Bin ich dir gleich doch an Gebnet und Rang.
Als du entschwunden, erbt' ich deine Krone,
Obwohl mein Reich nur aus sich selbst entsprang.
Ich bin, wie du es warst, des Volks Entzücken,
Bei mir auch sucht's Erhebung und Erquicken.

Die Muse bin ich, die auf heitrer Bühne
Entrollt ein Bild des Lebens und der Welt,
Der Tugend Kampf, die Schuld und ihre Sühne,
Und wie die Größe nur mit Größe fällt. —
So komm' ich jezt zu diesen Marmorsäulen,
Um deinen alten Ruhm mit dir zu theilen.

Melpomene.

Du siehst mich staunen. Nur ein Afterbild bist du
Von mir, du heuchelst wohl der Mienen strengen Ernst,
Doch deine Haltung, dein buntfarbiges Gewand
Straft diese Mienen Lüge. Ich bin Tochter Griechenlands,
Das selbst im Spiel nur Ernst und Einfachheit geliebt.

Romantia.

Ich bin des Lebens Tochter, wo die Schatten
Des Unglücks oft ein heitrer Scherz erhellt,
So wie zur Lust sich Scherz und Trauer gatten.

Melpomene.

Den tiefen Ernst erheiterte bei mir der Blick
Zum blauen Himmel, der die Bühne rings umwölbt,
Zur Sonne, die allein geleuchtet meinem Spiel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Langweilige.
(Beschluß.)

Um neun Uhr fallen unsere Langweiligen in die Schauspielhäuser ein. Verbirg dich, drücke dich in die dunkeln Winkel der Gallerie, schließe sorgfältig die Thüre deiner Loge, bezahle die Schließerin reichlich, damit sie keinen dieser Menschen hereinlasse, keinen der Gecken mit weißen Handschuhen, mit langen, dreifachen Platinaketten über der Weste, mit dem weit offenen Frack, der ein breites Bruststück von weißem Piqué oder silbergesticktem Sammt sehen läßt, mit dem spitzen Hut, wie sie die Mignons Heinrichs III. trugen, auf dem rechten Ohr, mit dem schwarzen Stock, den ein großer Knopf von guillochirtem Golde krönt, mit der Lorgnette à l'anglaise zwischen der Decke des Augs und dem Backenknochen. Kannst du ihnen nicht entgehen, so ertrage mit Geduld ihre impertinenten Manieren, ihre unverschämten Blicke, ihre läppischen Geschmacksurtheile. Sie haben das Privilegium, alle Welt zu ärgern, sich überall einzudrängen, über Alles abzusprechen, bei den besten Stellen eines Stücks zu pfeifen, spät auf ihren Sitz zu kommen, wobei sie ein paar Dutzend Personen in Aufruhr bringen, ohne sich wegen der Störung zu entschuldigen, ohne den Hut abzunehmen, wenn gleich der Vorhang aufgezogen ist; so hat nach Lafontaine die Fliege das Vorrecht, von dem Jupiter geopferten Stiere zuerst zu kosten und sich Königen und Eseln auf den Kopf zu setzen.

Hüte dich, diesen Ueberlästigen nahe zu kommen; es wäre dir besser, du geriethest in einen Wespenschwarm als zwischen zwei Langweilige. Du hast keinen Augenblick Ruhe, es wird keine Minute stille, im Kreuzfeuer ihres Geschwätzes hörst du vom Stück, das man spielt, kein Wort, keine Note; sie sprechen von Dingen, welche die Vorstellung gar nichts angehen, und bemerkst du ihnen höflich, es sey doch nicht artig, so absichtlich die Nebensitzer zu stören, du habest dein Geld ausgegeben, das Stück zu sehen, das Lustspiel oder die Oper gefalle dir, so ruft der eine: „Parbleu! wie glücklich sind Sie, daß Ihnen Etwas Spaß macht! Ich gäbe zehn Louisd'or, wenn mir die Lappalien, die man Ihnen da oben vorsagt, in Unschuld behagen könnten! Nun, Sie sind nicht ekel; das macht Ihrem Charakter alle Ehre.“ — „Ah!“ fährt

der Andere fort, „das Zeug ist höchstens für Gewürzkrämer! Der Herr ist wohl oder war in der ehrbaren Gilde.“ Lautes Gelächter begleitet diese ungeschliffenen Reden, du wirst böse, wirst laut, der Gegenpart gleichfalls, das Parterre ruft: Silence! à la porte! der Polizeikommissär kommt und nimmt dich mit, denn zwanzig Stimmen haben Zeugniß wider dich abgelegt. Woher zwanzig falsche Zeugen auf einmal gegen einen friedlichen Mann im Bunde? Beim ersten Lärm haben sich sämmtliche Langweiligen, den Ihrigen beizustehn, eilends herbeigemacht, wie sämmtliche irrende Ritter der Heerstraße der Waldecke zueilen, wenn sie die Pfeife zu einer wichtigen Unternehmung ruft.

Ich kenne diese Herrn aus dem Grund, ich wittere sie von weitem, und so wird man mich niemals im Theater neben einem sitzen sehen. Lieber stehe ich den ganzen Abend, und wäre es an der Thüre, auf die Gefahr, mich im Luftzug zu erkälten, als daß ich mich nur fünf Minuten lang der Tortur unterzöge, ihr Nachbar zu seyn. Ich fliehe sie wie die Pest, wie Schlangenbrut, wie eine einsame Straße um zwei Uhr nach Mitternacht, wie ein Tete a Tete mit einem alten Weib, das mit fünfzig Jahren verliebt thut, ich fliehe sie, wie man dereinst, im Jahr 1793, in den kleinen Foyers des Theater Feydeau und der Oper, Mazuel und seinen ehrenwerthen Freunden vom Pariser Gemeinderath auswich, wenn sie, den großen Schleifsäbel an der Seite, die dicke rothe Cravate um den Hals, mit den großen Ohrringen unter den platt herabhängenden Haaren, sehr passend Hundeohren genannt, den großen Hut mit dem Federbusch auf dem Kopf, Madame St. Huberti oder Madame Dugazon am Kinn faßten und in dem ihnen eigenthümlichen liebenswürdigen Tone zu den Schauspielern, die lauter Fayetisten oder Gemäßigte waren, sprachen: „Wir nehmen eure Weiber, wir trinken euren Wein, wir schlafen in euren Betten, und wenn ihr nicht zufrieden seyd, so schicken wir euch auf die Guillotine.“

Besonders nach der ersten Vorstellung eines neuen Stücks halte ich mich ängstlich vom Haufen dieser schlimmen Unzufriedenen fern. Wehe, wenn du dich von ihnen umringen läßt! Das Stück hat dir nicht übel gefallen; die Musik schien dir recht artige Parthieen zu haben, dieser oder jener Auftritt hat dich recht angesprochen, die Schauspieler haben deinem Gefühle nach recht brav gespielt, gesungen, getanzt; du bist mit deinem Abend zufrieden, und gingest vergnügt, mit angenehmen Eindrücken zu Bette. Da bist du aber, verlockt vom Lärm, den sie machen, unvorsichtigerweise in das Wespennest der Langweiligen gerathen, und nun sage Lebewohl den behaglichen Gefühlen, die dir angenehme Träume versprachen, und deiner kritischen Selbstzufriedenheit. Ein widriges Gefühl, der prosaische Zweifel steigt in dir auf und verscheucht dein naives Wohlgefallen; du fühlst deine Eigenliebe verlezt, wie es denn immer und ganz natürlich wehe thut, wenn man einem sein Kunsturtheil verächtlich macht; eben noch war dir um Kopf und Brust ganz wohl und leicht; die Langweiligen stürzen dich aus deinem Himmel: du fühlst dich gereizt und trittst aus ihrem Kreise mit heißer Stirne und das Mißtrauen in deinen eigenen Geschmack in der Seele. „Das ist nun einmal gar nichts,“ heißt es; „abgeschmacktes Zeug; erbärmliche Musik; nichts als Reminiscenzen; Aubert wiederholt sich; Rossini wird nachgerade alt; kurz, abscheulich, todtgeboren, langweilig; das hält nicht vierzehn Tage! u. s. w.“ So habe ich sie bei Robert dem Teufel, so habe ich sie bei den beliebtesten Opern sprechen hören. „Cela n'existe pas!“ können sie sagen; „cela est impossible!“ Frage sie, was solche wunderliche Redensarten heißen sollen, denn nur sie können ihr Kauderwelsch erklären. Das Publikum kassirt alle Sprüche dieser Kunstrichter; aber die Rotte unserer Gecken empört sich dagegen, protestirt laut, und während das Publikum in Rossinis, Auberts, Meyer Beers Stücke strömt und den italienischen, französischen, deutschen Produkten lauten Beifall zollt, schreien die Langweiligen und gähnen.

Beschriebenermaaßen geht es nun Tag für Tag, und der Beschluß des Tagewerks ist des übrigen würdig: drei Stunden lang versuchen sie ihr Glück im hohen Spiel zu Frascati oder in einem der ehrenwerthen Häuser, wie sie respektable Damen zu Nutz und Frommen von jungen Leuten halten, denen grober Sinnenreiz ein Bedürfniß ist, die zu irgend einer Beschäftigung rein unfähig sind, die Nacht für Nacht in Saus und Braus zubringen und Morgens Selbstmordgedanken haben. Und diese entarteten Kreaturen verbinden sich zu einer Brüderschaft, tyrannisch und ohnmächtig, eitel und unverschämt. Ein Klassiker müßte sie mit der argen Brut der Harpyen vergleichen; ich nenne sie, milde genug, nur die Langweiligen.

Wann werden wir diese Hyder los werden, der jeden Tag ein neuer Kopf wächst? Wäre diese Bande nur lächerlich, wie die Incroyables, die Raffinés, die Importans, wäre sie geistreich, wie die Frondeurs waren, so lohnte es sich nicht der Mühe, von ihr zu sprechen, oder man könnte einigen Respekt vor ihr haben. Aber vor dem Hauche der Geringschätzung, der von ihr ausgeht, verdorrt, vertrocknet Alles, und er bannt Muth und Selbstvertrauen aus jeder Künstlerbrust. Sie möchte gerne dominiren in der Gesellschaft, als wäre Alles Gute und Schöne ab und todt, als müßte das böse Prinzip den Thron besteigen; ja, ich verabscheue sie von ganzem Herzen. Diese Rotte wird durch ihre Allianz mit der der politischen Roués eines der Momente von Frankreichs Unglück. Läßt man sie machen, so sind sie allein im Stande, das Land in's Verderben zu stürzen. Paris zitterte vor den Klubbs, es ahnt nicht, was ihm die Rotte der Langweiligen bereitet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Osnabrück, Oktober.

Mösers Denkmal.

Der Name Osnabrück ist selten in diesen Blättern vorgekommen, und freilich ist derselbe unter den Städten Deutschlands nicht von der Bedeutung, daß er zu vielem Reden Anlaß geben sollte. Doch hat sich mir eben jezt hier die Bemerkung aufgedrängt, wie Ein Mann einem verhältnißmäßig nicht angesehenen Orte eine gewisse Bedeutung geben und auch lange nach seinem Tode die Bewohner desselben anregen kann. Justus Möser wurde vor 112 Jahren in Osnabrück geboren, wo er im Jahre 1794 starb. Während seines Lebens war sein Einfluß auf Stadt und Land groß und wohlthätig, und während der Minderjährigkeit des lezten Fürst-Bischofs war er, wie Nicolai in seiner Biographie Mösers sich ausdrückt, „an zwanzig Jahre lang nicht dem Titel und Range nach, aber in der That der erste Rathgeber des Regenten, und hatte unmittelbaren Einfluß auf die wichtigsten Regierungsangelegenheiten.“ In einer Zeit, wo in Deutschland die innere Politik so gewaltig Aller Gemüther anregt, wo die verschiedensten Meinungen und Ansichten oft ernst, oft leichtsinnig und leidenschaftlich besprochen werden, ist es natürlich, daß die gemäßigte Parthei auf Männer zurückblickt, die in ihren Tagen durch Weisheit, Mäßigung und Einfluß hervorleuchteten, und es wäre zu verwundern, wenn im Königreich Hannover, wo eben jezt die wichtigsten Fragen zur Sprache kommen, nicht an Möser gedacht würde. Daß dieß der Fall ist, davon zeugt auch der Gedanke, den man hier in Osnabrück gefaßt hat, Mösern endlich ein wohlverdientes Monument zu stiften. Die „Erinnerung an Möser,“ die ich hier mittheile, regt das hiesige Publikum an, und da der Name des Mannes, von dem hier die Rede ist, so großen Ruhmes auch in Deutschland überhaupt genießt, so wird dieselbe auch wohl von den Lesern dieses Blatts freundlich aufgenommen werden.

„Gleich nach dem Tode Justus Mösers (i. J. 1794) entstand in seinen Mitbürgern der Gedanke, dem mit so großem Rechte bewunderten und gefeierten Manne ein Denkmal zu errichten. Aber die Zeit war nicht günstig, das Denkmal kam nicht zu Stande; und wenn auch von Zeit zu Zeit der Gedanke, der Wunsch sich erneuerte, bis auf diese Stunde ist jener nicht zur That geworden, während dieser bei Allen, die den großen Mann kannten und zu würdigen wissen, in ungeschwächter Kraft fortdauert. Selbst die Grabstätte Mösers ist, in Folge eines Ueberbaus, kaum zu erkennen.

„War die Zeit, in der Möser starb, dem Unternehmen nicht günstig, dann möchte — so wird vielleicht Mancher sagen — die gegenwärtige schwerlich günstiger seyn, eine Zeit, in der auf der einen Seite Ersparung das Losungswort ist, auf der andern durch Befriedigung der frivolen Forderungen des Tags diesem Worte Hohn gesprochen wird. Und dennoch scheint in der Gegenwart eine mächtige Aufforderung zu liegen, das Andenken an Möser auf eine ernste und würdige Weise zu erneuen. Als Möser starb, hatte die ungeheure Gährung unter den Völkern begonnen, deren Folgen, durch eine Reihe von Jahren sich hinziehend, gerade jezt auch in unserm deutschen Vaterlande mit Trauer und Sorgen wahrgenommen werden; und wohl mochten des Scheidenden lezte Tage durch bange Ahnungen getrübt seyn, wenn er den Blick — und wer rühmte sich eines schärfeern? — in die Tage warf, die auf sein Scheiden folgen sollten.

(Die Fortsezung folgt.)

München, Oktober.

(Beschluß.)

Sendlingen und Albano.

Das Wetter war hier, Ende Septembers und Anfangs Oktobers, zum Erstaunen schön. Wirklich zum Erstaunen: die Luft so stille und milde, der Himmel so rein, so blau, die Sonne so prächtig! Und wie man in München solch Wetter zu genießen weiß! Alles strömte da hinaus, um sich draußen vor einem wohlbesezten Tische, beim Klange der Musik, in der seltenen Luft zu baden. Die Wächter auf den Thürmen mochten sich, vorzüglich des Sonntags, sehr amüsiren an dem Anblicke der lebensfrohen Menschen, die auf allen Seiten der Stadt hinauswimmelten. Nach Sendlingen zogen die meisten, und auch ich begab mich dahin. „Nun, da sind Sie ja auch nach Albano gekommen!“ sagte, mich grüßend, in Sendlingen ein Künstler. Ich sah ihn befremdet an. — „Nun ja, Sendlingen heißt bei uns Albano.“ — „So!“ antwortete ich, schaute mich um und sah in einem hübschen Garten ein hübsches Gasthaus mit einer gedielten Terrasse, welche auf hölzernen Säulen ruht, und sah noch andere Schenken und andere Häuser und eine Kirche daneben; und ich schaute abermals und sah vor mir die Ebene, worauf große Wiesen mit ergrautem Grase, Aecker mit Stoppeln und Brombeergewächsen, die lezthin ein Deutscher mit den Reben verglich, und an einem Ende dieser Ebene lag München im Profile, und an dem andern standen wir mit Sendlingen wie auf einem Damm, welcher jedoch nichts anders als der Anfang einer andern und zwar unabsehbaren Ebene ist; und ich schaute zum drittenmale, und ich sah die Alpen, welche schön blau waren, allein zu fern, zu einförmig, zu niedrig, um imposant oder pittoresk zu seyn; ich überflog sie im Geiste und da sah ich auch Albano. Albano, wo die reizendsten Fabeln, die großartigsten Geschichten einen wie Schmetterlinge im Frühlinge umschwärmen, wo die italienische Flur den Fremdling mit den köstlichsten Guirlanden umfangen hält — Albano, wo Blumenfeste gefeiert werden, wo die schönen Weiber her *) sind, die man in allen christlichen Ländern anbetet, sey es als Madonnen, sey es als Göttinnen der Freude — Albano auf dem Albanergebirge, gegenüber dem Sabinergebirge, unweit dem Meere, auf dem Wege nach Neapel, beherrschend die Campagna von Rom, in der Nähe von Rom! — Albano und Sendlingen! Sendlingen und Albano! Reben und Brombeeren!

*) Aus Albano sind die schönsten weiblichen Modelle der Künstler in Rom.

Charade.

Kennst du den Dämon, der mit ungeheurer Kraft,
Ist er im Bann, sich sträubt, damit er Luft sich schafft?
Bringst du in Fesseln ihn auf's Werk der Menschenhände,
Das jedem Zuge folgt, gehorsam und behende,
So wird ein Renner draus, der stets von Feuer glüht,
Der brausend stets den Gischt aus weiter Nüster sprüht.
Das Roß ist noch zu roh, als daß wir es bestiegen;
Doch unser Enkel wird auf ihm den Raum durchfliegen.
Er frühstückt in Berlin, soupirt am Vater Rhein,
Und sieht das Pantheon im ersten Sonnenschein.

F. G....e.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 265.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 5. November 1832.

— Wäret ihr stets bei Einer geblieben,
Wie könntet ihr noch immer lieben?
Das ist die Kunst, das ist die Welt,
Daß ein's um's andere gefällt.

Goethe.

Alte und neue Kunst.

Allegorisches Vorspiel zu Goethe's Gedächtnißfeier.

von

Eduard von Schenk.

(Fortsetzung.)

Romantia.

Wohl flammt bei meinen Spielen nicht die Sonne,
Doch tausend Lichter wandeln mir die Nacht
In hellen Tag, zu hoher Festeswonne.

Melpomene.

In stolzen Rhythmen, aber klar und einfach tönt
Die Sprache mir und schließt sich den Gestalten an,
Gleichwie ein weißes, faltenreiches Feierkleid.

Romantia.

Zwanglos, in wechselnden, kunstvollen Reimen
Umfließt sie mich gleich einem Prachtgewand,
Das Blumen rings von farb'gem Gold durchsäumen.

Melpomene.

Des Festes Glanz erhöhte noch bei mir ein Chor,
Der lehrend, singend meine Helden stets umgab.

Romantia.

Nicht kennt das Leben solch ein Festgepränge;
Bei mir umströmt den Helden und den Fürsten
Der Krieger und des Volks bewegte Menge.

Melpomene.

Den ew'gen Kampf des Menschen mit dem Schicksal stell'
Ich dar, dem Götter unterworfen sind, wie er.

Romantia.

Still walten laß' ich, statt des Schicksals Nacht,
Die ew'ge Vorsicht, die des Menschen Pfade
Mit treuem Auge mütterlich bewacht.

Melpomene.

Was frommt der Streit in Worten? Meine Dichter sind's,
Die für mich zeugen, ihre Meisterwerke sind's,
Sie strahlen unerreichbar durch die Nachwelt hin. —
Erst nenn' ich Aeschylos, der, ein Prometheus, einst
Entriß dem Himmel meiner Kunst erhabnen Strahl
Und ihn hinabtrug in des Menschenlebens Nacht;
Dann Sophokles, in dessen ew'gen Werken sich
Des Alters Weisheit mit des Mannes höchster Kraft
Und mit der Jugend Anmuth wunderbar vermählt;
Endlich Euripides, der sanfte Regungen
Im Herzen barg und schmelzend in die Herzen goß. —
Sieh dieser Männer edle Bilder prangen dort
An jener Säulenwand. Blick' hin und beuge dich!

Romantia.

Statt ihrer nenn' ich dir zwei andre Meister,
Die mir gedient und die mein Hauch entflammt.
Als Kön'ge herrschen sie im Reich der Geister.

Ein Britte war der Eine dieser Großen,
In dem der Schöpfung Wunder sich verjüngt,
Denn eine neue Welt hat er erschlossen,
Wo jede Stimme der Natur erklingt;
Durchflogen hat er alle Höh'n und Tiefen,
Erwecket alle Geister, die dort schliefen.
Der Zweite war ein Stern zu Spaniens Ruhme,
Mit frommem Sinn und göttlichem Gemüth.
Er sproßt' empor wie eine Wunderblume,
In deren Kelch der Duft der Andacht glüht
Und deren Blätter funkelndes Getriebe
Nur Schönheit zeigt und Rittersinn und Liebe.
Die Namen Shakespeare, Calderon durchschallen
Den ganzen Erdkreis; neben deinen Dichtern
Soll auch ihr Bildniß schmücken diese Hallen.

Melpomene.

Das soll es nicht! In Hellas reinster Form erbaut
Ist dieses Haus und Hellas Dichtern nur gehört
Es an. Bring' einen Dichter mir, der ihnen gleicht,
Und freudig rasch eröffn' ich ihm dieß Heiligthum.

Romantia.

Nicht deiner Hand bedarf ich dazu. Fragt
Die Gegenwart erst die Vergangenheit,
Ob sie ihr auch zu kommen nicht versagt?
Fragt wohl die Nacht der Morgen, eh' er tagt?
Gewaltsam selbst ergreift die neue Zeit,
Was ihr die alte zu verweigern wagt. —
Drum, willst du dieses Haus nicht mit mir theilen,
So nehm' ich's ein, um hier allein zu walten,
Und wähnest du, die Bauart dieser Säulen
Entspreche meinem Wesen nicht und Sinn,
So will ich sie von Grund aus umgestalten
Und bin des neuen Tempels Priesterin.

Chorführer.

Vermessne! Zu zerstören wagst du diesen Bau?

Melpomene
(zu ihrem Chor).

Erhebt euch all', ihr Treuen, und vor frevelnder
Gewaltthat schirmt mein unentweihtes Heiligthum!

Romantia.

Umsonst ist euer Widerstand.
(Zu ihrem Gefolge:)
Jezt schnelle,
Ihr Freunde, stürzet dieses morsche Haus,
Und zaubert einen Dom an seine Stelle,
Durchleuchtet ihn mit bunter Scheiben Helle,
Schmückt ihn mit meiner Dichter Bildern aus!
(Die Ritter drängen den widerstrebenden Chor der Alten zurück und zerstören rasch die linke Hälfte des den Hintergrund einnehmenden Säulenganges. An deren Stelle erhebt sich ein Theil eines gothischen Gebäudes, mit den durchsichtig gemalten und beleuchteten Bildnissen Shakespeares und Calderons.)

Melpomene.

Weh mir! Gewalt und Zauber der Dämonen siegt,
Die Götter wenden ohn' Erbarmen sich hinweg,
Indeß schmachvoll ihr schönstes Werk zertrümmert wird!
(Niederknieend.)
Hör' mich, Apollon, du, mein König und mein Gott!
Du bist der Musen Führer nicht allein, du trägst
Im Arm nicht blos das tönend goldne Saitenspiel,
Du lenkst der Sonne flammenhauchendes Gespann,
Und schwingst, als Schlangentödter, auch des Bogens Wucht.
Du bist ein strenger Rächer, du erhobst dich einst,
Als Niobe stolz deiner Mutter spottete,
Und nahmst dein furchtbares Geschoß, und hingemäht
Von deinen Pfeilen lag die ganze blüh'nde Schaar
Der Kinder jener Spötterin! — O schleudre jezt,
Apollon, einen Pfeil herab, wirf einen Brand
Von deinem Wagen nieder, ja, laß einmal nur
Ertönen deiner Lyra mächt'gen Himmelsklang,
Und schnell vernichtet ist die stolze Feindin dort,
Die mich verhöhnt, die meinen Ruhm vernichten will.
Die Mutter rächtest du; die Tochter räche jezt,
Und schütze deinen Tempel, deine Priesterin!
(Man hört hinter der Scene Harfenklänge. Melpomene erhebt sich.)
Ich bin erhört und mir zur Hülfe naht der Gott!
(Der Beschluß folgt.)

Alexander, der neue Garrick.

(Aus Darmstadt, den 25ten October.)

Alexander Vaitemare aus Paris, unter ersterem Namen schon früher auf's Vortheilhafteste in Deutschland bekannt und nachmals in England, Frankreich und den Niederlanden so berühmt, ist nach Deutschland wiedergekehrt und hat bereits in den Städten am Rhein, in Frankfurt und Darmstadt seine besonders durch Mimik und Stimmtäuschung ausgezeichneten und in ihrer Art einzigen dramatischen Vorstellungen mit dem außerordentlichen Beifalle gegeben, der ihm überall zu Theil ward. Er reist weiter nach dem südlichen Deutschland, nach Mannheim, Heidelberg, Stuttgart, München, und theils deßhalb, theils wegen der seltenen und in vieler Hinsicht merkwürdigen Erscheinung dieses Künstlers an sich, dürfte ein etwas ausführlicher Bericht über denselben in diesen Blättern angemessen erscheinen und von dem größern Publikum mit Theilnahme aufgenommen werden.

Alexander, früher für die Wissenschaften bestimmt und noch immer ein eifriger Verehrer und Kenner derselben, war als Wundarzt im Kriege 1814 nach Deutschland, und zwar mit einem Transporte preußischer Kranker nach Berlin gekommen. Sein Talent der sogenann-

ten Bauchredekunst, verbunden mit mimischer Darstellungsgabe, in dem sich ihm, dem ganz Vermögenlosen, eine bessere Quelle des Einkommens darbot, veranlaßte ihn, seine bisherige Laufbahn aufzugeben und von jenen Talenten Gebrauch zu machen. Ein höchst edler Zweck war es übrigens (wie man denn bei näherer Bekanntschaft überhaupt einen sehr liebenswürdigen Menschen in Herrn Alexander findet), der die nächste Veranlassung dazu gab, die Unterstützung einer ihm ganz fremden unglücklichen französischen Familie. Alexander, damals noch ein ganz junger Mensch, durchreiste als Ventriloquist in den Jahren 1815 bis 1819 ganz Deutschland, Oestreich, einen Theil Ungarns und Polens. Sein merkwürdiges Talent, seine liebenswürdige Bescheidenheit, der edle Zweck seiner Kunst erwarben ihm überall den glänzendsten Beifall. Die günstigsten Zeugnisse vieler königlichen und fürstlichen Personen und der ausgezeichnetsten Männer Deutschlands beweisen dieses. Diese Zeugnisse legten den Grund zu dem merkwürdigen Album Alexanders, welches allein schon den Mann höchst interessant macht und worüber ich hernach näher sprechen werde. Unser großer Goethe schrieb ihm damals schon (zu Jena, am 30sten Juni 1818) folgende Worte: „Herrn Alexander wüßte ich nicht entschiedener meinen Beifall auszusprechen, als durch die Erklärung, daß ich allen ihm schon ertheilten Zeugnissen mit Vergnügen beistimme. Zu empfehlen weiß er sich selbst.“

Der glückliche Erfolg seiner künstlerischen Darstellungen in den genannten Ländern hatte Alexandern ermuthigt, auf der begonnenen Bahn wacker fortzuschreiten. Er begab sich jezt nach den Niederlanden und von da nach England. In Großbritannien, in England, Schottland und Irland, verweilte er namentlich sechs Jahre und feierte hier Triumphe, wie kaum je irgend ein anderer Künstler. Außer jener Gabe, die verschiedenartigsten Stimmen und Töne in den verschiedensten Richtungen und Entfernungen hervorzubringen, besizt er ein außerordentliches mimisches Talent und kann die in Alter, Geschlecht, Stand, Figur ꝛc. verschiedensten Personen in solcher überraschender Schnelligkeit und Abwechslung darstellen, daß es rein unbegreiflich erscheint und an Zauberei grenzt. Hier in Darmstadt gab Alexander an zwei Abenden, in Gegenwart des Hofes und eines sehr zahlreichen Publikums, in dem großen Schauspielhause les ruses de Nicolas, ein von ihm aus dem Englischen in's Französische überseztes Lustspiel und le diable boiteux, ein von ihm selbst verfaßtes Zauberspiel. In jedem Stücke spielte er ganz allein auf die eben erwähnte Weise sechs der verschiedenartigsten Rollen mit dem glänzendsten Beifalle. In England, wo er überdieß in englischer Sprache seine Vorstellungen gab, stellte er sogar an einem Abend bis zu vierzig verschiedenen Charakteren auf solche Art dar. Alle Journale, selbst die gelesensten, wie die Times, waren seines Lobes voll und verbreiteten seinen Ruhm bis in ferne Weltgegenden. Sein Album enthält in dieser Hinsicht überraschende Züge und Anekdoten, unter andern ein interessantes Schreiben eines Jugendfreundes, der auf diese Weise plötzlich wieder in Buenos-Ayres Nachricht von ihm fand, während er ihn im Innern Preussens vermuthete. Die ausgezeichnetsten Schriftsteller, Dichter und andere berühmte Männer bewiesen ihm öffentlich ihre Achtung; man nannte ihn den „neuen Garrick;“ seine Darstellungen wurden vielfach in Kupferstichen und Lithographien verbreitet, und man erzählt die anziehendsten Anekdoten aus dem Künstlerleben dieses Zauberers, der unfehlbar ein Opfer der heiligen Inquisition geworden seyn würde, wenn er in deren Bereich gekommen wäre. Von den zahllosen Huldigungen, die ihm während seines längern Aufenthaltes in Großbritannien zu Theil wurden, erlaubt sich Ref. nur eine anzuführen, die ihm beim Durchblättern des interessanten Albums auffiel und jeder Zeit besonderes Interesse gewähren dürfte. Alexander besuchte auch Walter Scott auf seinem berühmten Landsitze Abbotsford, und dieser schrieb ihm folgende Verse in sein Erinnerungsbuch:

To Monsieur Alexandre.

Of yore in old England it was not thougt good
To carry two visages under one hood;
What should folks say to you, who have faces such plenty,
That from under one hood you last night show das twenty?
Stand forth, arch deceiver! and tell us, in truth,
Are you handsome or ugly? in aye, or in youth?
Man, woman, or child? or a dog, or a mouse?
Or are you, at once, each live thing in the house?
Each live thing did J ask? each dead implement too!
A work — shop in your person — saw, chisel, and screw?
Above all, are you one individual? J know
You moust be, at the least, Alexandre and Co.
But J think you 're a troop — an assemblage — a mol —
And that J, as the sheriff *), must take up the job;
And, intsead of rehearsing your wonders in verse,
Must read you the riot-act, and bid you disperse!

Abbotsford 23d April 1824.

Walter Scott.

Dieses Impromptü lautet nach der freien Uebersetzung eines Straßburger Dichters folgendermaßen:

Einst hielt man's in Altengland nicht für gut,
Wenn unter einer Mütze, einem Hut
Sich zwei Gesichter zeigten; doch was, muß ich fragen,
Was dürften wohl zu dir die Leute sagen,
Der du, so reich an mancherlei Gestalten,
Uns gestern zwanzig vorgehalten?
Steh' Rede, Schelm! bekenne treu,
Was denn an dir die Wahrheit sey,

*) Bekanntlich bekleidete Walter Scott die Würde eines Sheriffs seines Kantons.

Von Allem, was wir nun gesehn!
Bist alt? bist jung? bist häßlich? schön?
Bist Mann? Weib? Kind? Hund oder Maus?
Auch jeglich lebend Ding zugleich im Haus?
Und noch das Hausgeräth? Bist eine Werkstatt gar?
Stellst Säge, Meisel, Schraubstock dar?
Ein Wesen seyest du? Dieß glaub' ich nie,
Du bist wohl Alexander und Compagnie.
Doch, ha! du bist vielleicht ein ganzer Schwarm,
Bist ein Rebellentrupp, den des Gesetzes Arm
Bekämpfen muß? ja, ja, ich darf nicht säumen;
Statt deine Wunder hier zu reimen,
Muß ich des ernsten Rechtes Willen,
Muß ich die Sheriffspflicht erfüllen,
Die Aufruhrakte dir verlesen,
Du räthselhaftes Wesen!
Vernimm denn den Befehl durch mich:
Zerstreue dich!

Doch nicht blos an Ehren reich, wie manche andere Künstler, machte Alexandern seine Kunst; sie ward ihm auch in ökonomischer Hinsicht eine reiche Quelle. Welch ungeheure Einnahme Alexander in Großbritannien hatte, beweist allein der Umstand, daß er, der überhaupt oft seine Kunst milden Zwecken widmete, so zulezt noch in Paris den aus dem Vaterlande vertriebenen Polen, während seines Aufenthaltes in Dublin allein den Armen über 1000 Louisdors eintrug. So ward denn der Künstler, der arm begann, ein wohlhabender Mann, der jezt ein grosses Haus in Paris, ein schönes Landhaus in dessen Nähe mit mannichfaltigen interessanten Kunstsammlungen besizt — sein gewöhnlicher Wohnort — und gleich einem englischen Lord, von seiner Gemahlin und Dienerschaft begleitet, in seinem eigenen grossen Wagen mit vier Extrapostpferden reist. Also auch in dieser Hinsicht ein seltener Künstler!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Osnabrück, Oktober.

(Fortsetzung.)

Mösers Denkmal.

Wer sieht und fühlt es nicht, daß wir in einer vielfach bewegten Zeit leben! Da ist der Blick auf einen grossen Mann, zumal wenn er dieser Zeit nahe lebte, ihre Interessen kannte und auf sie einwirkte, in mehr als einer Hinsicht wohlthätig. Möser, auf einem Posten, der ihn die oft sich begegnenden und durchkreuzenden Interessen der verschiedenen Korporationen seines Geburtslandes durchschauen ließ, seinem Fürsten unverbrüchlich treu, dem Kreise, welchem seine Wirksamkeit gewidmet war, im vollsten Sinne des Worts ein Vater, erwog, auf die treueste Führerin und Beratherin, die Geschichte, sich stüzend, Aller Rechte und Vortheile, und wußte sie oft im Gleichgewicht, im Einklang zu erhalten. Gerade und offen, wie er war, gewann er Jedes Vertrauen; und mit dem innigsten Gefühle der Ehrfurcht und Dankbarkeit gedenken seiner die Stände und Behörden, mit denen und für die er arbeitete, die Stadt, in der er wohnte, der Landmann, der seiner väterlichen Sorge, seiner Belehrung, seiner schlichten Sitten sich erfreute. Waren manche Wünsche und Gedanken, die er in seinem reichen Gemüthe hegte, auch, wie er selbst sie benannte, Phantasieen, so unterschieden sie sich doch himmelweit von jenen Chimären, die, weil sie des festen Bodens ermangeln, auch kein Maaß kennen und nicht zur That werden können; und seine Phantasie, wie jede ächte, bewährte sich dadurch, daß der mit ihr Begabte jederzeit Meister der Wirklichkeit blieb und in sie einzugreifen vermochte. Darum war es wohl, unter so manchen bedenklichen, Ein gutes Zeichen, daß im deutschen Vaterlande, nach dessen Befreiung von einem fremden Joche, Mösers Name häufiger als je genannt und nach seinen Schriften gefragt ward; es waren gewiß die Bessern, die nach ihm fragten und in ihm forschten. Was Möser als Schriftsteller war, als Geschichtsforscher, als Rechtskundiger, als Denker überhaupt, wie er, mit Wenigen, der deutschen Sprache Kraft, Würde, Anmuth gab, wie er durch seine Schriften wirkte, entzündete, begeisterte — das ist zu bekannt, als daß es mehr denn einer flüchtigen Erwähnung bedürfte. Doch können wir es uns nicht versagen, an ein nicht längst über ihn gesprochenes Wort zu erinnern, welches darthut, wie der Mann auf einen der grössesten Geister aller Zeiten, in einer sehr bedeutenden Periode desselben, gewirkt hat *).

Eine Tugend ist es vor allen, deren Mangel von den Edlen, den Denkenden unserer Tage als Hauptursache der betrübenden Erscheinungen auch in unserem Vaterlande betrachtet und beklagt wird. Sie war in Möser: der Mann war die Pietät selbst; weßhalb auch Johannes Müller ihn mit den schönen Worten Virgils „einen Mann, ehrwürdig durch Pietät und Verdienste,“ nennt (virum pietate gravem ac meritis). Diese Tugend bewies er in den verschiedenen Verhältnissen der Familie; sie erwies sich in ihm wirksam gegen Lehrer, Gönner, Freunde, Untergebene, gegen Höhere und den Höchsten, der über Allem ist, gegen Wissenschaft, Stadt und Vaterland; sie machte ihn zu einem Unterthan, den sein Fürst mit einem edeln Stolze und freudig den seinen nannte. Durch sie geleitet, fand er die Liberalität darin, worin sie einzig zu suchen ist; hinsichtlich der Gesinnung (denn aus der muß sie hervorgehen) in Anerkennung der Eigenthümlichkeit jedes Einzelnen, jedes Standes, und in Achtung vor denselben, nach ihrem Werth; hinsichtlich der That, in der Sorge, daß Jedem die ihm gebührende Achtung, Jedem sein Recht werde, dem Hohen, wie dem Niedern, in der Sorge, daß alle Genossen eines Staates sich als Glieder ansehen, deren jedes Gedeihen und Wohlfahrt durch das Wohlseyn der übrigen empfängt.

Der Gedanke an einen Mann, den solche Tugenden schmückten, der durch Wort und That und Schrift so weit wirkte, hat die Osnabrücker, da sie den Plan, demselben ein Denkmal zu stiften, wieder aufnahmen, ermuthigt, ihr Augenmerk über die engen Grenzen des Staates, dem Möser, wie sie, angehört, hinaus, auf das ganze deutsche Vaterland zu richten. Sie thaten dieß in dem Glauben, daß in dem Herzen des Landes, dessen würdiger Sohn Möser war, die Liebe zu ihm noch wach sey, und daß, wie zerstückelt auch und in verschiedene Interessen zerspalten das deutsche Land ist, doch alle edlern Söhne desselben in dem wahrhaft deutschen Gefühle der Ehrfurcht, der Liebe und Dankbarkeit gegen das Große, Einfache, ohne Prunk und Eitelkeit Wirkende sich begegnen, daß sie namentlich jezt mit Rührung, Ehrfurcht und Sehnsucht auf einen Mann blicken werden, in dem die Tugenden wohnten, deren das Vaterland zu seinem Heile bedarf.

(Der Beschluß folgt.)

*) Goethe, Aus meinem Leben, Th. 3. S. 363 — 370, erste Ausgabe, wo Möser mit Franklin verglichen wird.

Beilage: Literaturblatt Nr. 112.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 266.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 6. November 1832.

Damal hat unser Held, indem es Feuer regnet,
Mit seinem theuren Blut siegreich die Welt gesegnet,
Da denn das Firmament bald krönet seine Stirn.
Damal ist unser Held, sprich ich, uns zu entfahren,
Als wahrer Hercules dem Himmel zugefahren,
Da er denn leuchtet klar, ein neues Nordgestirn.

Rodolf Weckherlin.
1633.

Die Schlacht bei Lützen.

Von J. C. Pfister.

Stimmen in der Nähe und Ferne lassen sich vernehmen über die bevorstehende zweite Sekularfeier Gustav Adolphs, Königs von Schweden, der am 6ten Nov. 1632 in der Schlacht bei Lützen den Heldentod starb. Wir geben als vorläufigen Beitrag, mit Erlaubniß des Verfassers, folgendes Fragment aus dem nächstens bei Friedrich Perthes in Hamburg erscheinenden vierten Bande der Geschichte der Deutschen, von Dr. J. C. Pfister.

* * *

— Sachsen war durch Wallenstein so bedrängt, daß Gustav Adolph zum zweiten Mal von seinem Siegeslaufe in Baiern ablassen mußte, um diesem Lande zu Hülfe zu eilen. Er besorgte, Herzog Bernhard von Weimar, den er zum Schutze desselben zurückgelassen hatte, möchte zwischen Wallensteins und Pappenheims Schaaren eingeschlossen werden, und befahl daher demselben, zu Erfurt stille zu stehen, bis er selbst dort eintreffen würde. Dieser Befehl machte den jungen Helden mißmuthig; er meinte gar, der König fange an, auf ihn eifersüchtig zu werden, und gab ihm deßwegen die bisherige Befehlshaberschaft zurück (13. Okt. 1632). Doch behielt er des Königs Vertrauen und blieb als alliirter deutscher Fürst bei dem Heere. Gustav Adolph erreichte Erfurt zu rechter Zeit, um diese wichtige Stadt gegen Pappenheim zu behaupten. Hier musterte er sein Heer und fand es bei 20,000 alter, versuchter Krieger stark. Während er mit Oxenstierna einen neuen Plan zu engerer Verbindung der oberdeutschen protestantischen Stände entwarf, sah er, daß der Zeitpunkt gekommen wäre, das Schicksal von Sachsen durch eine Hauptschlacht zu entscheiden. Er zählte dabei auf Vereinigung der braunschweig-lüneburgischen und kursächsischen Kriegsvölker. Ahnungsvoll bereitete er sich selbst, als zu einer lezten Entscheidung. Dem Stadtrathe zu Erfurt empfahl er seine innigst geliebte Gemahlin. „Gott wird mit Dir seyn," sprach er zu ihr beim Abschied, „und wenn wir in diesem Leben uns nicht mehr sehen, so werden wir doch im künftigen, ewigen Leben einander wieder finden." Er ging mit seinem Heere bei Altenburg über die Saale, und da er erfuhr, daß Wallenstein nur wenige Stunden davon bei Weißenfels gelagert sey, ließ er bei Naumburg ein festes Lager abstechen (30. Okt.) und wollte jene Zuzüge erwarten.

Zwischen Wallenstein und Pappenheim war ein ähnlicher Wetteifer, wie zwischen Gustav und Bernhard. Pappenheim, von einem Streifzuge gegen Mastricht wieder nach Westphalen zurückgekehrt, hatte keine Lust, in das ausgehungerte Sachsen unter Wallenstein zu ziehen; er wandte sich deßhalb an den Kaiser, der aber seiner Zusage gemäß sich nicht in das Kommando einmischte. Indessen vereinigte sich zwar Pappenheim mit Wallenstein, sezte es aber im Kriegsrathe durch, daß er wieder mit seiner Heeresabtheilung entlassen wurde, um Cölln zu Hülfe zu kommen; nur sollte er, um noch

in der Nähe zu verweilen, einstweilen Halle den Schweden entreißen.

Dieser Schritt hatte eine große Folge. Sobald Gustav Adolph Pappenheims Abzug erfuhr, beschloß er, das verminderte Heer anzugreifen, ohne die vergeblich erwarteten Zuzüge. Wallenstein zählte, ohne Pappenheims Abtheilung, etwa 12,000 Mann. Um jene waren ihm die Schweden überlegen, wiewohl die Berichte sehr von einander abweichen. Der König führte sein Heer über Weißenfels nach Rippach, eine Stunde von Lützen (5. Nov.). Wallenstein sah nun, daß die Schlacht unvermeidlich wäre, und rief Pappenheim eiligst zurück. Ueber Nacht ließ er das Heer ordnen und die Schweden beobachten; doch wollte er, wie Tilly, nicht der angreifende Theil seyn, sondern eine möglichst feste Stellung nehmen.

Der König übernachtete mit Bernhard und Kniphausen in seinem Wagen; nach mehrstündiger Berathung ordnete er mit dem frühen Morgen die Schlacht, Dienstag den 6ten November. Nüchtern, ohne Brustharnisch, „Gott ist mein Harnisch!" in einem Koller von Elenfell, ritt er auf seinem weißen Leibpferde durch die Reihen. Zuerst redete er seine Schweden und Finnen an: „Ihr redlichen Brüder und Landsleute, haltet Euch heute wohl, wie es tapfern Soldaten gebührt, stehet feste bei einander und fechtet ritterlich für Euern Gott, für Euer Vaterland, für Euern König. Werdet Ihr solches thun, so werdet Ihr vor Gott und der Welt Gnade und Ehre haben, und ich will es Euch redlich lohnen; werdet Ihr's aber nicht thun, so schwöre ich, daß Eures Gebeins nicht soll wieder in Schweden kommen. Doch ich sehe an Euren freudigen Gebehrden, daß Ihr eher mit mir in den Tod zu gehen und männlich zu sterben, als dem Feinde den Rücken zu kehren und schändlich zu leben entschlossen seyd." Dann hielt er vor den deutschen Regimentern und sprach folgende Worte: „Ihr, meine redlichen Brüder und Kameraden, ich bitte und ermahne Euch bei Eurem christlichen Gewissen, eigener Ehre, auch zeitlicher und ewiger Wohlfahrt, thut Eure Schuldigkeit, wie Ihr sie schon oft und noch vor einem Jahr nicht fern von diesem Ort bei mir gethan habt. Wie Ihr damals dem alten Tilly und dessen siegbaften Armee einen herrlichen Sieg durch göttlichen Beistand abgedrungen, so zweifelt nur nicht, der heut uns gegenüberstehende Feind wird keinen bessern Markt haben. Ich will selbst Euch vorangehen, Euch den Weg zum Sieg zeigen und mein Leib und Leben, gleich wie Ihr, daran setzen. Werdet Ihr fest bei mir stehen, wie ich in Euch das gewisse Vertrauen setze, so wird uns der ewige Gott hoffentlich den Sieg verleihen, und Ihr sowohl als Eure Nachkommen dessen zu genießen haben; wo nicht, so ist es um Eure Religion, Freiheit, Leib und Leben, zeitliche und ewige Wohlfahrt geschehen."

Mit freudigem, allgemeinem Zurufe ward diese Anrede erwiedert. Schweden und Deutsche schwuren, mit dem Könige zu siegen oder zu sterben. Er gab denselben Schlachtruf, wie bei Breitenberg: Gott mit uns! Hierauf ließ er von den Trompetern Luthers Lied blasen: Ein feste Burg ist unser Gott! Die deutschen Regimenter sangen ein vom König gedichtetes Lied. Als er wieder zum rechten Flügel kam und alle bereit fand, rief er mit lauter Stimme: „Nun wollen wir daran! das walt der liebe Gott! Herr Jesu, hilf mir heute streiten zu deines heiligen Namens Ehre!" — So zog er gegen das Dorf Lützen.

Wallenstein, am Podagra leidend, stieg auch zu Pferde, nachdem er den Generalen und Obersten die nöthigsten Befehle ertheilt hatte, und durchritt einen Theil der Schlachtordnung, (wegen seiner Fußschmerzen waren die Bügel mit Seide umwunden). Zu den andern ließ er sich abwechselnd fahren oder in der Sänfte tragen, und sprach den Soldaten herzhaft zu, indem er, wie Tilly, das Feldgeschrei: Jesus, Maria! gab.

Ein dicker Novembernebel bedeckte das Schlachtfeld bis gegen Mittag. Einstweilen spielte das grobe Geschütz; der König machte verschiedene Scheinangriffe gegen die Flügel, endlich drang er mit dem Gewalthaufen auf die feindliche Fronte bei den Windmühlen. Die Musketire, welche Wallenstein in die Gräben gelegt hatte, wurden vertrieben und sieben Stück Geschütz genommen. Der König dankte Gott mit entblößtem Haupte für diesen Anfang des Siegs. Nun zog sich die Schlacht mehr nach dem linken Flügel hin, wo Pappenheim bereits mit seinen Reiterschaaren (ohne das Fußvolk) eingetroffen war. Diese brachen in die schwedischen Reihen ein und trieben sie über den Graben zurück. Der König stellte sich an die Spitze des smäländischen (Stenbokschen) Reiterregiments und setzte zuerst wieder über den Graben, um die Feinde zurückzuschlagen. Es war gegen ein Uhr Mittags. Da die Reiter ihm nicht schnell genug folgten, gerieth er durch sein kurzes Gesicht zu weit unter die Feinde; sein Pferd wurde durch den Hals geschossen, er selbst von einer Musketenkugel am linken Arm verwundet. Indem er, vom Blutverlust geschwächt, die Wunde besorgen zu lassen, zwischen den beiden Heeren sich zurückziehen wollte, schoß ihn ein kaiserlicher Offizier durch die Hüfte; er fiel vom Pferde und wurde einige Schritte im Bügel geschleift. Von dem zersprengten Gefolge war nur noch ein freiwilliger Page, August von Leubelfing, bei ihm. Während derselbe dem König auf seinen Klepper helfen wollte, und dieser ihm beide Hände darbot, wurden sie wieder von drei feindlichen Kürassieren überfallen, welche den Pagen mit mehreren Wunden für todt niederstreckten, den König aber durch den Kopf schoßen und bis aufs Hemd auszogen.

Unerkannt vom Feinde, getrennt von den Seinigen, fiel der große König, da der Sieg sich für ihn neigte.

Zu derselben Stunde, gegen zwei Uhr Nachmittags, wurde Pappenheim, von einer Falkonetkugel getroffen, aus der Schlacht nach Leipzig gebracht, wo er den folgenden Tag starb. Der Wunsch der beiden Helden, sich im Kampfe miteinander zu messen, ward nicht gewährt. Als die kais. Reiter des leztern Fall vernahmen, ergriffen sie schmähliche Flucht. — Die Schweden hielt Herzog Bernhard zusammen. Truchseß, von dem zersprengten Gefolge des Königs, berichtete ihm dessen Schicksal; er eilte von dem vorgehabten neuen Angriff auf die Windmühlen zu dem schwedischen rechten Flügel und sagte dem Kniphausen, Führer der Hinterhut, die Nachricht leise ins Ohr. Dieser, der überhaupt die Schlacht mißbilligt hatte, wollte zum geordneten Rückzug rathen; aber Bernhard erklärte, daß er eher sterben, oder die Schlacht gewinnen, und ihre Rache eben so denkwürdig machen wolle, als ihren Verlust. Er übernahm den Oberbefehl, den ihm des Königs Vorsorge für diesen Fall übertragen hatte. Dem Obersten des Stenbokschen Regiments, der ihm den Gehorsam verweigerte, stieß er den Degen durch den Leib, vereinigte mit diesem Regiment drei andere und sagte den Soldaten, es gelte, den verwundeten König aus den Händen der Feinde zu retten. Das befeuerte ihren Muth in solchem Grade, daß vom Fußvolk die gelbe und blaue Brigade die eingenommene Stellung mit ihren Leichnamen bedeckten; die Kaiserlichen, welche ihre Kanonen dreimal verloren und wieder erobert hatten, wurden das vierte Mal von Bernhard zurückgeschlagen; im Rükken durch einen aufgeflogenen Pulverwagen geschreckt, aus den Gräben und Batterien vertrieben, mit ihren eigenen Kanonen zulezt beschossen, mußten sie das Schlachtfeld den Schweden überlassen. Der Abend endigte die blutige Schlacht.

Wallenstein, der den Tod des Königs noch vor dem Ausgange der Schlacht erfahren hatte (ein Holkischer Trompeter zeigte dessen erbeutete Sporen), und, überall zugegen, die Weichenden aufhielt, auch selbst von einer matten Musketenkugel getroffen war, erkannte sich für überwunden. Seiner Kanonen beraubt, verließ er in der Nacht die Wahlstatt, warf einige Besatzungen in die sächsischen Städte und nahm den Rückzug nach Böhmen, wo er die Tapfern königlich belohnte, über die ausgerissenen Offiziere aber mit unerbittlicher Strenge Standrecht halten ließ.

Den andern Tag, 7ten November, da das ganze schwedische Heer bei Weissenfels versammelt war, eröffnete Herzog Bernhard vorerst den Offizieren den Tod des Königs und zugleich den Entschluß, nach einem so großen Verluste und nach einem so großen Siege die Feinde zu verfolgen und eine gerechte Rache zu nehmen. Nachdem alle Obersten ihm beigestimmt hatten, ließ er den Leichnam des Königs, welchen Truchseß noch während der Schlacht aufgesucht und herbeigebracht hatte, vor das gesammte Heer bringen. Er lag von Hufstritten und neun Wunden entstellt. Nicht länger, sprach Herzog Bernhard, wolle er den Soldaten das unglückliche Ereigniß verbergen; er beschwöre sie aber, Rache zu nehmen und der ganzen Welt zu zeigen, daß er Soldaten kommandire, welche im Leben unüberwindlich und selbst im Tode noch der Schrecken ihrer Feinde wären. Darauf rief das ganze Heer ihm zu, daß es ihm folgen würde, und wenn es bis an's Ende der Welt ginge.

(Der Beschluß folgt.)

Herbstlieder.

Der Strauch.

Von des Weges Einerlei
Ward ich abgespannt und träge —
Stets am Stoppelfeld vorbei —
Einsam stand ein Busch am Wege.

Einer dichten Vögelschaar
Schien der grüne Sitz willkommen,
Denn sie hatten ganz und gar
Jedes Stockwerk eingenommen.

Sinnend ging dem Busch ich zu,
Der so reich besetzt mit Gästen;
Als ich nahe kam — im Nu
Regte sich's in allen Aesten.

Vögel schwangen sich ins Blau,
Zwitschernd, bangend vor Gefährden;
Tausend Blätter, welk und grau,
Taumelten vom Strauch zur Erden;

Und er machte halb mir bang,
Da er kaum noch so vergnüglich;
Laubpallast und Vogelsang —
Ach! im Herbst wird Alles trüglich!

Die Sommergeister.

Sommers laufen in Mittagsglut,
Ohne die Sohlen zu ritzen,
Lustige Geister ohne Blut
Ueber der Aehren Spitzen.

Wenn die Erde recht dürr und heiß,
Werden sie erst lebendig;
Wenn der Himmel vor Hitze weiß,
Spielen sie fort beständig.

Jedes Wölkchen die Kinder verscheucht,
Daß sie sich eilig verschlupfen;
Wenn ihnen würden die Füßchen feucht,
Stürben sie hin am Schnupfen.

Leicht gekleidet im güldenen Hemd,
Glänzen die weißen Gliedchen;
In silberner Sprache, seltsam und fremd,
Singen sie köstliche Liedchen.

Doch wenn die Sichel mit drohendem Schall
Schwingen gebräunte Hände,
Dann hat der glänzende Kinderball,
Das Spiel des Sommers, ein Ende.

Fröstelnd in Höhlen kauern sie
Sich jezt im Herbste zusammen;
Sehnend und weinend betrauern sie
Des Sommers liebliche Flammen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Oktober.

Städtisches und Ländliches.

Vor Kurzem fiel im hiesigen grünen Gewölbe ein ziemlich comischer Scherz vor. Unter der Hand einer vornehmen Fremden, welche nebst Mehreren die dortigen Kostbarkeiten in Augenschein nahm, verschwanden einige von diesen. Vermißt von dem Inspector, der die Gesellschaft herumführte, kamen sie jedoch bald an den Tag und Alles wieder in Ordnung. Um übrigens ähnlichen Scherzen, die allerdings zuweilen in Ernst ausarten können, vorzubeugen, ist von Seiten der Behörde im hiesigen Anzeiger erklärt worden, daß künftig jeder also Scherztreibende sofort verhaftet werden würde.

Die im vorigen Monate wieder eingetroffene Sängerin Schröder-Devrient feiert fortdauernd Triumphe. Bei ihrem ersten Auftreten hätte das arme, alte, gebrechliche Bühnenhaus aus einander gesprengt werden mögen, so vollgepfropft war es mit Menschen. Seitdem hat sich, so oft sie auftrat, die Zuhörerzahl nur wenig vermindert. Außer als Fidelio, Agathe, Rezia und Euryanthe ist sie auch noch als Desdemona in Rossinis „Othello“ aufgetreten. Diese Oper wurde italienisch gegeben. Allezeit hat die Sängerin den größten Beifall geerndtet. Die Kenner scheinen darüber einstimmig, daß Madame Schröder-Devrient als Schauspielerin, wie in ihrem Gesange ungemein vervollkommnet zurückgekehrt sey.

Daß wir sonach noch eine italienische Oper haben, befremdet Sie vielleicht. Es ist aber, ohngeachtet ihrer im Frühjahre erfolgten Auflösung, wirklich so. Einige ausgezeichnete Italiener blieben zurück, welche sich anheischig machten, künftig in der deutschen Oper ebenfalls zu spielen. Gute deutsche Sängerinnen, schon eingeübt im italienischen Gesange, besitzen wir, und Madame Schröder-Devrient ist, wie auf der deutschen, auch auf der italienischen Bühne ein Stern erster Größe. So war denn auch die eben erwähnte Oper „Othello“ eine treffliche Leistung. Mit dieser Verschmelzung hat man sonach eine weit wohlfeilere italienische Oper zu Stande gebracht, wodurch die Klagen über das gänzliche Wegfallen dieses schönen Wintervergnügens Beseitigung erhalten, und zugleich der deutschen Oper neue Stützen zu verschaffen gesucht.

Für Naturfreunde fand wieder, auf Veranstaltung des gefälligen und in seiner Wissenschaft so thätigen Hofraths Reichenbach, eine Fruchtausstellung in dem Palais des großen Gartens statt. Wenn ihr auch allerdings mehr Beiträge aus manchem der hiesigen vorzüglichern Gärten zu wünschen gewesen wären, so verdiente doch eben darum das Vorhandene zwiefachen Dank, weil es zu beweisen scheint, daß wenigstens noch Manchem die Fortdauer dieses gemeinnützigen Instituts am Herzen liegt. Die eingelieferten, zum Theil noch wenig bekannten Cactus empfahl besonders die Anzahl und eine große Varietät. Schon das ungemein reizende Lokal, von dem aus der ganze große Garten nebst Gegend zu überschauen ist, verleitet zum Eintritt. Nur drängt sich das Bedauern auf, daß der überaus herrliche Saal, der eigentliche Zweck des Gebäudes, unbenuzt dasteht. — Als eine wirkliche Merkwürdigkeit des jezigen Jahres kann man das im Oktober erfolgte, recht reichliche Wiederblühen der Rosen, besonders der weißen, betrachten, was in hiesiger Gegend sonst nicht vorkommt. Auch die rothen Centifoliensträucher standen in mehreren Gärten recht schön im Flor.

Wie der Sommer selbst seine angenehmste Zeit dießmal in den Herbst verlegte, so fluthen auch die Lustreisenden, welche in der Regel hier nach dem Michaelstage zu den weißen Sperlingen gehören, dießmal noch immer ab und zu. Die sächsische Schweiz hat sich im jezigen Sommer recht zahlreicher Besuche erfreut. Besonders in Aufnahme ist auch das von Dresden nur drei Stunden entfernte Kreischa gewesen. Schon sonst gehörte es zu den beliebten Lustorten, weil der Weg dahin durch ein, gar lieblichen Wechsel darbietendes, romantisches Thal sich windet, und nun ist das Wohlgefallen an dem Orte durch die sehr guten Einrichtungen ungemein gesteigert worden, welche der neue Gasthofbesitzer zur Bequemlichkeit des gebildeten Publikums getroffen. Von Kreischa führt ein Fußsteig recht angeneh[illegible] nach dem eine kleine Viertelstun[illegible] entf[illegible]ten L[illegible]ng[illegible]. Man läßt dieses Dörfchen schon [illegible] f[illegible] nicht unbesucht, weil die Oranaen- und Citronenbäume im dortigen Garten und dessen Gewächshause zu den Merkwürdigkeiten gehören. Kleine wie große Bäume glänzen nämlich in einer solchen Ueberzahl goldener Früchte, daß es die Bewunderung aller Beschauer erregt. Hesperien oder irgend ein Zauberland könnte sie kaum herrlicher darbieten. Jedermann fragt sich, welche Mittel den in dieser Hinsicht weit umher berühmten Gärtner zu einem so höchst brillanten Ziele führen.

Das Wahlgeschäft zum nahe bevorstehenden Landtage wird mit besonderer Thätigkeit betrieben. Es ist erfreulich, wahrzunehmen, daß sich im Allgemeinen ein ganz anderer Antheil an dem Landtage zeigt, als vormals, und daß überhaupt das konstitutionelle Leben die große Mehrheit von Stadt- und Landbewohnern in eine freudige Aufregung versezt hat. Von Aufregungen gewaltsamer und betrübender Art ist dagegen keine Spur weiter. Jedermann beinahe lebt der festen Ueberzeugung, daß der sorgsam gepflegte Keim des Bessern, begünstigt durch den warmen Frühlingsodem der Zeit, sich allmählig zu einem kräftigen Baume entwickeln werde.

Beilage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 267.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. November 1832.

Dieß ist ein Kranz, gleich jenen, wodurch Athen
Glorreichen Lohn schlang dichtender Siegerstirn,
Ja, welker ist, glanzloser jener
Kapitolinische Zweig Petrarcas.

Platen.

Alte und neue Kunst.

Allegorisches Vorspiel zu Goethe's Gedächtnißfeier.

von

Eduard von Schenk.

(Beschluß.)

Vierter Auftritt.

Der Genius der Poesie tritt aus einer in der Mitte des Bogenganges sich öffnenden Pforte hervor und schreitet in den Vorgrund. Alles gruppirt sich zu beiden Seiten der Bühne. — Die Vorigen.

Genius.

Dein Fleh'n, Melpomene, war nicht vergebens,
Es drang zu jenem lichten Raum empor,
Wo ich, ein Seraph, steh' am Born des Lebens
Und hohe Lieder sing' im heil'gen Chor,
Und reine Früchte gottentflammten Strebens
Der Gottheit opfre, die sie bringt hervor;
Dort hab' ich, Töchter, euern Zwist vernommen
Und ihn zu schlichten bin ich hergekommen.

Ihr kämpft, gleich zornentglühten Amazonen,
Um dieses Tempels einzigen Besitz.
Laßt ab! Beut er denn Raum nicht zweien Thronen?
Ist denn der Ruhm ein untheilbarer Blitz?
Ihr beide werdet schwesterlich hier wohnen:
Die ältre mit der jüngern theilt den Sitz,
Die Griechenkunst soll an dem Arm der neuen
Die Menschen hier erheben und erfreuen.

Und nun noch inniger euch zu versöhnen,
Erweck' ich einen großen Dichter bald,
Den reichbegabtesten von meinen Söhnen,
Apollon gleich an Zügen und Gestalt;
Sein Saitenspiel erklingt in allen Tönen,
Euch beiden weiht er seines Geists Gewalt,
Schnell wird er seinen Ruhm in ew'gen Werken
Begründen und den eurigen verstärken.

(Zu Melpomene.)

Dich zu erfreu'n, stellt er in heil'gem Lichte
Die fromme Tochter Agamemnons dar,
Daß sie des Hauses alten Fluch vernichte,
Erst Opfer und dann Priest'rin am Altar.
Die reinste Schönheit lebt in dem Gedichte,
Und milder selbst wird Thoas, der Barbar;
Von hinnen zieh'n des Hasses Eumeniden
Und alles athmet Liebe, Gottesfrieden.

Mit gleichem Adel, sinniger Beschränkung
Schließt Tasso sich an Iphigenien,
Dem Wahnsinn nur gebracht und Todeskränkung
Der Lieb' und Dichtkunst holde Genien.
Gleich herrlich zeigt er, wie der Vorsicht Lenkung
Führt durch Umwälzungsgraus Eugenien.
Dein Geist weht auch in seinen ernsten Bildern,
Die der Titanen Stolz und Strafe schildern.

(Zu Romantia.)

Doch dir bringt er die höchste seiner Gaben,
Indem er einen neuen Titan schafft,
Der in der Erde Gütern sich begraben,
Vom Himmel schöpfen will die Wissenschaft
Und, um den Durst nach beiden zu erlaben,
Der Hölle weiht sein Heil und seine Kraft.
Willst du den Gipfel neuer Dichtung nennen,
So wirst du ihn am Namen Faust erkennen.

Auch wird er uns zwei Freiheitshelden weisen.
Der Eine, ganz von deutscher Kraft durchmannt
Und festen Sinns und, gleich der Hand, von Eisen;
Der Andre weich, doch tapfer und gewandt,
Den Männer nicht allein, auch Frauen preisen;
Sie werden Götz und Egmont zugenannt,
Sie beide opfern Freiheit auf und Leben
Für Freiheit, noch im Tod mit Lied' umgeben.

(Zu Beiden.)

Und wie er euch erhebt durch diese Werke,
So folgt er auch der andern Musen Spur.
Sein Geist umfaßt mit göttergleicher Stärke
Das ganze Reich der Dichtung und Natur
Und jeder Kunst und jeglicher Gewerke.
Er sucht nur Schönheit, strebt nach Wahrheit nur
Bis zu des Lebens lezter Abendröthe. —
Er ist ein Deutscher und sein Nam' ist Goethe.

Melpomene.

O sel'ge Kunde, die mein Herz erhebt,
Die einen neuen, mir den schönsten Stern
Verheißt am stillen Himmel meiner Kunst!
Ich fühle meines Geistes Fittiche,
Die langgesunknen, kraftvoll wieder schlagen,
Es flammt mein Mantel in verjüngtem Purpur,
Mit höh'rem Stolz trag' ich mein Diadem,
Bin wieder ganz der Musen Königin.

Romantia.

Auch mir füllt Wonne die bewegte Brust. —
O würde doch der Herrliche, den du
Weissagend uns versprichst, des Glückes Liebling,
Wie er der Liebling aller Musen wird!
Zum höchsten Geistesreichthum, der ihn schmückt,
Leg' auch Fortuna noch die schönsten Gaben,
Wie einen Kranz von Blüthen, um sein Haupt!

Melpomene.

Die Parze möge seines Lebens Faden
Durchflechten mit der Erde reinstem Gold
Und ihn fortspinnen, bis er sanft sich löst.

Genius.

Erfüllung wird sich neigen euerm Flehen,
Denn schmücken wird sein Daseyn jeder Kranz.
Bei Königen wird er ein Gleicher stehen,
Ihm leihen Fürsten, er leiht Fürsten Glanz.
Erst wenn er Nestors Jahre hat gesehen,
Wenn er geleert des Geistes Köcher ganz,
Dann wird ein schneller Tod, das Leben leise
Wegküssend, treten zu dem edeln Greise.

Das liebste Glück der edelsten Naturen
Wird ihm zu Theil, doch auch ein tiefes Leid.
Ein jüngrer Dichter folget seinen Spuren
Und wird sein Freund und ferne bleibt der Neid.
Sie beide wandeln, wie die Dioskuren,
Mit gleichem Ruhme zur Unsterblichkeit.
Doch ach! ein früher Tod entreißt den Einen,
Im Fürstengrab sie spät erst zu vereinen. —

Melpomene.

Nicht blos die Fürstengruft soll sie vereinen.
Sie werden in dem Tempel hier des Ruhms
Vereinigt stehn bei meinem Sophokles.

Romantia.

Und neben Shakespeare, neben Calderon
Als hohe Musterbilder sich erheben,
Umklungen stets von gleicher Liebe Ton.

Melpomene.

Ja, von der Liebe, von der Eintracht Klängen.
Getilgt für immer sey der alte Zwist,
Der uns, die Schwestern, ach! so lang getrennt.

Romantia.

Wie unsre Dichter hier versammelt sind,
So wollen wir fortan auch schwesterlich
Bewohnen und beleben diesen Bau.

Genius.

So laßt denn vor dem Bild des Dichters uns,
Den ich verkündet, die Versöhnung feiern,
Den Bund der alten mit der neuen Kunst. —
Ihr Alle, tretet her in frohem Chor
Und haltet frische Kränze hoch empor,
Um mit der Eiche, mit des Lorbeers Zweigen
Auf Goethe's Haupt sie huldigend zu neigen.

(Der Genius geht mit Melpomene und Romantia in den Hintergrund, dessen Pforte sich wieder öffnet und einen kleinen Tempel mit Goethe's Büste sehen läßt. Dort reichen beide Musen sich die Hände und der Genius spricht die lezten vier Verse der vorstehenden Rede zu den übrigen Anwesenden; hierauf treten mehrere Genien mit Blumen-, Lorbeer- und Eichenkränzen aus den Säulengängen zu beiden Seiten hervor und vereinen sich mit den Chören in zwei große malerische Gruppen, welche jene Kränze gegen das Bild des Dichters neigen. Der Vorhang fällt.)

Alexander, der neue Garrick.

(Fortsetzung.)

Aus Großbritannien kehrte Alexander nach Frankreich zurück und feierte hier seit 1827 in Paris und allen bedeutenden Städten des Reichs dieselben Triumphe. Von hier aus besuchte er auch (1829) die Schweiz, namentlich Genf, Lausanne, Basel ꝛc. und berührte Deutschland wieder in Baden und Karlsruhe. Nachdem so ganz Frankreich seine Kunst bewundert hatte, begab er sich mit demselben Erfolge abermals nach den Niederlanden, und ist nun von da im Begriff, nach vierzehnjähriger Abwesenheit, den ersten Schauplatz seiner Kunst, Deutschland, zum zweitenmal zu bereisen, wo namentlich seine mimischen Darstellungen, in denen er sich seitdem so vervollkommnet hat, als ganz neu zu betrachten sind.

Aber nicht blos der Künstler ist es, der uns in Alexander interessirt; noch mehr spricht uns bei näherer Bekanntschaft der Mensch an. Alexander ist ein äußerst einfacher, liebenswürdiger, höchst gebildeter Mann. Er reiste überall als scharfer Beobachter der Länder und ihrer Bewohner; er ist der eifrigste Freund und großer Kenner der Künste und Wissenschaften. Eine schöne Sammlung von Büchern, Manuscripten, Medaillen, Gemälden, Zeichnungen und Kupferstichen beweist dieses. In Irland sammelte er interessante Notizen über das irische Volk und dessen Sprache. In Frankreich verschaffte er sich, und dieß immer an Ort und Stelle selbst, die Geschichten fast aller Städte, die trefflichste Quelle für eine allgemeine Geschichte des Landes. Eben so wußte sich Alexander interessante Notizen über die Bibliotheken der Städte, die er besuchte, zu verschaffen. Seine persönliche Bekanntschaft mit den ausgezeichnetsten Gelehrten Europas und die schmeichelhaften Aeußerungen derselben über diesen Künstler in ihren Briefen an ihn, beurkunden hinlänglich, welch' interessanter und seltener Mensch Alexander ist.

Dieß führt mich auf das früher erwähnte Album. Ich habe dort gesagt, wie es entstand. Alexander kam dadurch bald auf den Gedanken, eine Sammlung von Autographien ausgezeichneter und merkwürdiger Personen unserer Zeit anzulegen, eine Idee, die er so beharrlich und geschickt verfolgte, daß seine Sammlung schon mehrere Tausende solcher Autographien zählt und wohl einzig in ihrer Art genannt werden kann. Oder wo bestände noch eine solche Sammlung von zweitausend Handschriften und fac simile? Hier erblicken wir in einer Gallerie die berühmtesten unserer Zeitgenossen in Deutschland, England, Frankreich, den Niederlanden ꝛc. Wir finden zum Theil interessante Notizen, die geistreichsten Bemerkungen, meistens auf Alexander selbst sich beziehend, von ihrer eigenen Hand geschrieben. Hier ruhen der König und der Demagog, der Fürst und der stille Gelehrte, der eifrige Protestant und der für seinen Glauben glühende Katholik, der Royalist, der Republikaner und der Mann der richtigen Mitte, der berühmte Krieger, der Dichter und der Künstler ꝛc. friedlich neben einander. Die ganze Geschichte unserer Zeit geht in ihren mannigfachen Verzweigungen und überraschenden Abwechslungen in dieser Sammlung eines sinnigen Künstlers schnell an uns vorüber. Eine ganze Welt eröffnet sich uns. Nur einige der vielen merkwürdigen Namen sey mir erlaubt anzuführen, wie sie mir beim Durchblättern des Albums in bunter Abwechselung sich darbieten: Die Könige von Preußen, Sachsen, Sardinien, der Prinz von Oranien, der Großherzog Karl August, der jetzige Großherzog und Prinz Bernhard von Sachsen-Weimar, viele andere Fürsten Deutschlands in mannigfaltiger Reihenfolge, zwischen ihnen der alte Republikaner Lafayette, die Demagogen Mauguin, de Potter ꝛc., die Gelehrten und Repräsentanten der Wissenschaft Eschenburg, Blumenbach, Olbers, Gries, Mertens, Becker, Jacobs, Tromsdorf, Jacquin, Vogt, Osiander, Himly, Alibert, Dubois, Decandolle ꝛc. ꝛc., die Generale Blücher, Schwarzenberg, Wrede, Petit (dem Napoleon den Abschiedskuß für seine Garde gab), Gourgaud (sein Gefährte im Exil), Prinz Emil von Hessen, Klenau, Kalkreuth, Corbineau, Fabvier ꝛc., die Dichter und Schriftsteller Goethe, Lamartine, Delavigne, Thomas Moore, Walter Scott, Roscoe, Chateaubriand, Bilderbeck, Zschokke, Bonstetten ꝛc., die liebenswürdigen und geistreichen Frauen Lady Morgan, Miß Edgeworth, Madame Tastu, Pankouke, Desboedes Valmore, Frau von Genlis ꝛc., der Banquier und Exminister Lafitte, der Redner Benjamin Constant, der Hospodar Souzzo, die Repräsentanten der Schauspielkunst Talma und Duchesnois, die Erzbischöfe Fürst Croi und Kardinal Herzog v. Rohan, der berühmte Haffner zu Straßburg und der Erzbischof von York von protestantischer Seite; dann wieder viele Erzbischöfe, Bischöfe und berühmte Geistliche des katholischen Irlands, unter ihnen die Stütze der Katholiken, Daniel O'Connel, der Kanzler Mehmed Alis, Paschas von Egypten (in türkischer Sprache), die Diplomaten Talleyrand, Metternich, Hardenberg, Buol-Schauenstein, Münch-Bellinghausen, von Nagler ꝛc., die belgischen Revolutionsmänner Merode, Vilain XIV., Niellon ꝛc., die treuen Holländer, van Manen an ihrer Spitze, der Erzieher des Kaisers Alexander, Laharpe, die Hausoffiziere Karls X., der Herzogin von Berry ꝛc., den Künstler Alexander mit Beifalls- und Gunstbezeugungen von Seiten der Bourbons überhäufend, ferner Fürst Radzivil, Graf Brühl, Kamptz, Oberst von Wieland ꝛc.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Literarische Riesenprojekte.

In Paris tauchen die Projektmacher auf und unter; hat sich einer bereichert oder ist blutarm geworden und von der Schaubühne abgetreten, so erscheint bald ein anderer und nimmt an seiner Stelle durch prunkende Ankündigungen die Aufmerksamkeit und den Beutel des Publikums in Anspruch. Die Pariser sind etwas vorsichtig und geben nicht Allen, welche in die Posaune stoßen, Gehör und Geld; allein unter sechs Projektmachern gelingt es doch einem, das Publikum zu überlisten und sich auf seine Kosten zu bereichern. Seitdem die gelehrten Spekulanten mit manchen kostbaren Verlagswerken übel gefahren sind, versuchen sie jezt wohlfeile Volksbücher unter die Leute zu bringen, und erfinden daher allerlei, als Volksbibliotheken, Volksencyklopädien, Volkslesebücher, Handbücher, Taschenbücher u. s. w. Dieß wäre nun sehr löblich, denn Alles, was darauf hinzielt, das Volk zu unterrichten, ist verdienstlich. Dieß ist aber leider bei manchen dieser Unternehmer nur Nebensache, und ihr Hauptgeschäft ist, guten Absaz zu bekommen. Da nun bei dem wohlfeilen Preis dieser Volksbücher nicht viel Gewinn im Einzelnen abfallen kann, so suchen sie sich dafür durch ungeheure Auflagen zu entschädigen. So wird z. B. seit einiger Zeit ein Journal des connaissances utiles herausgegeben, das monatlich in zwei Bogen starken oder schwachen Heftchen erscheint und deßhalb auch jährlich nur $4\frac{1}{2}$ Franken kostet. Dieß wäre eine unbedeutende Erscheinung, wenn man nicht eine außerordentliche Handelsspekulation daraus gemacht hätte. Beständig erscheinen in den Intelligenzblättern lange und prunkende Ankündigungen dieser an sich unbedeutenden Monatschrift. Der Verleger oder der Unternehmer besoldet Handelsdiener, welche in Frankreich umherreisen und das Blatt den Städtern und Landbewohnern anbieten. In Paris hat er Mäkler, welche sogar auf der Börse diese Waare anpreisen und sich durch eine Remisse für ihre Mühe entschädigen. Zuweilen laufen sie den Leuten nach, und Mancher mag sich wohl blos deßhalb abonnirt haben, um des plagenden Mäklers los zu werden. Durch Laufen, Plagen und Auspofaunen soll es dem Verleger gelungen seyn, 10.000 Exemplare abzusezen. Dieß ist aber in seinen Augen noch viel zu wenig, und in seinen Ankündigungen rühmt er sich, 100.000 Abonnenten zu haben. Daran thut der Mann recht; auf dem Papiere kosten die Zahlen nichts, und Mancher, der von diesen 100.000 Abonnenten liest, fühlt den Drang, der 100.001ste Abonnent zu werden, was vielleicht nicht der Fall gewesen wäre, wenn er nur von 10.000 Abonnenten gelesen hätte. Man wird neugierig seyn, den Namen eines Mannes zu kennen, der es dahin gebracht hat, 100.000 Abonnenten ankündigen zu können. Er nennt sich Emile de Girardin; ein Name, den ich zu merken bitte, da er sogleich bei noch weit größern Unternehmungen zum Vorschein kommen wird. Jezt nämlich, da das Journal des connaissance utiles in hunderttausend Händen ist, wie er behauptet, bleibt er nicht hiebei stehen, sondern kündigt sich als den Sekretär einer Société pour l'émancipation intellectuelle an, von der Niemand etwas wußte, und die plözlich wie ein Pilz aufgeschossen ist. Man hat den wenigen Doctrinärs scherzweise nachgesagt, sie könnten alle auf einem Kanape Plaz finden. Was die Société d'émancipation intellectuelle betrifft, so ist, wie ich vermuthe, ein Stuhl hinreichend zu einer Sizung, und wo Herr Emile de Girardin ist, da wird auch die Gesellschaft beisammen seyn; wenigstens ist er der Repräsentant derselben, indeß die eigentliche oder vorgebliche Gesellschaft hinter dem Vorhange bleibt. Diese verborgene Gesellschaft hat nun kürzlich durch Emile de Girardin gewaltig große Projekte angekündigt, die sie nach und nach ausführen wird und wovor andern kältern Unternehmern der Kopf schwindeln möchte. (Der Beschl. folgt.)

Osnabrück, Oktober.

(Beschluß.)

Mösers Denkmal.

Was den Plaz für das Denkmal betrifft, so wird wohl Keiner der Vaterstadt Mösers, Osnabrück, die Ehre mißgönnen, dasselbe innerhalb ihrer Mauern errichtet zu sehen. In ihr ward er geboren, in ihr lebte, wirkte, starb er; sie bewahrt seine Asche. Auch bietet sich hier eine für das beabsichtigte Monument ganz geeignete Stätte: die Domsfreiheit, ein geräumiger, freier, länglich-viereckiger Plaz, an allen Seiten von mehreren Reihen kräftig gediehener Linden umgeben, jenseits derselben (den Standpunkt vom Innern des Plazes aus genommen) nach Süden die Domkirche, deren Gründung zugleich als Anfang des Staates zu betrachten ist, dem Möser seine Talente und seine Dienste widmete, dessen Geschichte er so meisterhaft geschrieben hat, nach Westen die Justizkanzlei, deren Direktor sein Vater war, im Norden die bischöfliche Wohnung, nach Osten endlich das vormalige Jesuitenkloster. Mösers Bild, in Marmor oder Erz, und in kunstgerechter Größe auf angemessenem Postamente aufgestellt, vielleicht von einer auf Säulen ruhenden Kuppel überdacht, würde hier einen würdigen Anblick gewähren; und wir dürfen zu erwähnen nicht unterlassen, daß der Kopf des Mannes, wie wir denselben in einer gleich nach dessen Tode von einem wackern Bildhauer aus Gyps geformten ähnlichen Büste besizen, schon durch sich selbst des Künstlers Genius anregen werde und eine höchst günstige Wirkung verspreche; wie denn Mösers ganze hohe Gestalt das Gepräge alter deutscher Kraft und Gravität trug. Die Unterzeichneten hegen das Vertrauen, das deutsche Publikum werde ihren Plan fördern und eine Ausführung desselben durch Geldbeiträge möglich machen, für deren gewissenhafte und zweckmäßige Verwendung die hiesige königliche Landdrostei bürgt. Sie werden, wenn sie ihr Vertrauen gerechtfertigt sehen, ausgezeichnete Bildhauer und Architekten zu Rathe ziehen, damit das Denkmal dem Werthe des Mannes, dem es gewidmet werden soll, möglichst entspreche; und sie werden dann sich beeilen, den gefaßten Plan, der nach dem Maße der einlaufenden Beiträge sich erweitern oder zusammenziehen wird, dem theilnehmenden Publikum ausführlich vorzulegen. Zunächst sind sie bemüht, an verschiedenen Orten Deutschlands namhafte Männer zu gewinnen, die, in Liebe zu Möser und in Freude an dem beabsichtigten Denkmale, sich der Mühe unterziehen mögen, ihre Absicht zu weiterer Kunde zu bringen und einlaufende Geldbeiträge zu sammeln, um dieselben der Centralkasse in Osnabrück zu übermachen *). Die Namen dieser Männer sollen demnächst durch öffentliche Blätter genannt werden. Möge bald auch für den hier ausgesprochenen Zweck die wohlthuende Erfahrung gemacht werden, daß in Deutschland das Gefühl für Männer, die sein Stolz waren und sind, lebendig ist, und daß dieses Gefühl zu thätiger Theilnahme an Erhaltung ihres Andenkens aufregt!

Landdrost von Bar. Weihbischof und Generalvikar Lüpke. Regierungsrath Buch. Regierungsrath Nieberg. Hofmedikus Ehmbsen. Senator Schwartze. Kreiseinnehmer Warnecke. Syndikus Prüsmann. Professor Abeken.

*) Die J. G. Cottasche Buchhandlung erbietet sich, portofreie Beiträge zu obigem Zwecke anzunehmen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 113.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 268.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 8. November 1832.

Der Mensch trat auf eine bewohnte Erde: alle Elemente waren mit Geschöpfen erfüllt, und er mußte sich durch seine Götterkunst der List und Macht Platz seiner Herrschaft auswirken. Wie er dieß gethan habe, ist die Geschichte seiner Kultur, der interessanteste Theil der Geschichte der Menschheit.

Herder.

Der Mensch und die untergegangenen Thiergeschlechter.

Eine der interessantesten Fragen, welche sich der Mensch auf der Höhe, zu der die Naturwissenschaft gegenwärtig gelangt ist, vorlegen kann, ist die: Auf welche Weise verschwanden die Generationen von Thiergeschlechtern, deren Reste wir in den Schichten der Erdrinde finden, nach und nach vom Erdboden? und welche dieser jezt nicht mehr lebenden Geschlechter fand noch der Mensch vor, als er auftrat? welche sind erst seit diesem seinem Auftreten verschwunden?

Die vornehmste Ursache des Untergangs der Thiere und Pflanzen, welche die Erde während der verschiedenen Perioden ihrer Bildung bis zur jetzigen Schöpfung trug und begrub, sieht die Naturforschung in der allmählichen Veränderung, welche mit den klimatischen Verhältnissen der Erde vorging; einerseits im Abnehmen der Wärme von den Polen zum Aequator, andernseits in der Abnahme der atmosphärischen Feuchtigkeit. Dazu kommen noch, als mächtige Momente, das Zurücktreten der Meere und die offenbar oft sehr raschen Veränderungen im Relief der Erde, das Emporsteigen ganzer Gebirgsketten, verbunden mit Erschütterungen und vulkanischen Ausbrüchen. Schon das allgemeinste Bild dieser Einflüsse, welche die Lebensbedingungen der Geschöpfe, rascher oder langsamer, aber immer gewaltig verändern mußten, reicht hin, dem Menschen den successiven Untergang so vieler begrabener Generationen auf jeden Fall begreiflicher zu machen, als ihre Bildung.

Wenn wir in den Todtenregistern der Kinder der Erde heraufblättern, finden wir bekanntlich lange Zeit keine Spur von menschlichen Gebeinen; jene ungeheuren Eidechsen in riesigen Farrenwäldern hat keines Menschen Auge gesehen, und bis über die sogenannten tertiären oder Flözgebirgsbildungen herauf gibt auch nicht Ein Knochenstück Zeugniß von einem Wesen unserer Art. Je neuer indessen die Erdschichten werden, je näher die Periode unserer jetzigen Schöpfung rückt, desto mehr nähern sich, wie man weiß, die in jenen begrabenen Thiere denjenigen, welche noch jezt auf Erden hausen, und aus den sogenannten quaternären oder Alluvialbildungen (aufgeschwemmtem Land) bringen wir ungeheure Mengen von Knochen zu Tage, welche Thieren angehörten, die von den jezt lebenden nur noch in der Größe und andern außerwesentlichen Charakteren, kurz nur noch specifisch verschieden sind; wir finden hier Ochsen, Pferde, Bären, Löwen u. s. w., die sich zu den unsrigen verhalten, wie verschiedene, noch lebende Ochsen, Bärenarten u. s. w. zu einander. In dieser Nekropolis aber, ob sie gleich verwandtere Geschöpfe birgt, herrscht noch ungleich mehr Verwirrung als in jenen ältern, ihre ohnehin nicht mehr so deutlich geschiedenen Schichten sind vielfältig untereinander geworfen und zum Theil mit den neuesten Bildungen vermengt, und damit werden unsere naturhistorischen Protokolle gerade an der Stelle am dunkelsten, wo wir

die bei weitem interessanteste Frage daraus lösen möchten, die Frage: *wann ist der Mensch aufgetreten?* und somit, in Bezug auf den uns hier zunächst beschäftigenden Gegenstand, die Frage: wann ist zu den obgenannten allgemeinen Einflüssen, welche in frühern Erdperioden das Untergehen ihrer Bewohner bedingten, eine weitere hinzugekommen: der verderbliche Einfluß, den der Herr der Schöpfung, wie er sich selbst nennt, zu seiner Sicherheit auf seine Mitgeschöpfe ausübt?

Daß dieser Einfluß, auf den man wohl bisher bei Beantwortung unserer Frage zu wenig Gewicht gelegt hat, ein sehr mächtiger ist, zeigt die tägliche Erfahrung, und es kommt also nur darauf an, wie früh oder wie spät man den Menschen auftreten läßt, um ihn am Untergang der in den neuern Erdschichten begrabenen Thiere mehr oder weniger Theil nehmen zu lassen. Cuviers Schule hat bekanntlich die Periode des Auftretens des Menschen so spät als möglich angesezt und sich bemüht, die hin und wieder gemachten Beobachtungen, welche für eine frühere Existenz desselben zeugen könnten, durch scharfe, oft wohl etwas einseitige Kritik zu entkräften. Die Naturwissenschaft erwartet indessen auf diesem Felde noch große Aufklärungen; wir müssen auch Ansichten, welche mit der orthodoxen nicht ganz übereinstimmen, hören und prüfen, und die folgenden Ideen und Beobachtungen des französischen Naturforschers *Marcel de Serres* zu Montpellier möchten daher immerhin Aufmerksamkeit verdienen, wenn sie auch zur Auflösung der Fragen: welche Landthiere sind ausgestorben, seit der Mensch auf Erden lebt? war er noch Zeitgenosse von jezt nicht mehr bestehenden Geschlechtern, und von welchen? nicht viel beitragen können.

Der Mensch betrat die Erde; wann? wie? unter welchen Umständen? an Einer Stelle des Erdballs? an vielen zugleich? wir wissen es nicht. Er war dazu bestimmt, über seine Brüder in Wasser, Luft und auf der Erde zu herrschen; aber die Thiere, welche er auf dem Heimathboden vorfand, machten ihm, wie die Eingebornen Amerikas den eingedrungenen Bewohnern der alten Welt, eine Herrschaft streitig, die er nicht gefahrlos mit ihnen theilen konnte. Sicherheit war einmal das erste, das dringendste seiner Bedürfnisse, und dieses trieb ihn, von den ersten Zeiten an, die Thiergeschlechter, welche ihm schaden konnten, fern von sich zu halten, alle seine Kraft aufzubieten, um diejenigen auszurotten, an deren Zähmung er verzweifeln mußte. Andrerseits mußte er denjenigen Thieren, welche ihm nützlich werden konnten, besondere Aufmerksamkeit schenken, und er beschränkte sich nicht darauf, sie zu schützen, nachdem er sich dieselben zu eigen gemacht; nein, er ging weiter: er gab ihnen besseres und reichlicheres Futter, als sie, sich selbst überlassen, hätten finden können; damit beschleunigte er ihr Wachsthum und drückte den gebändigten Geschlechtern auf ewig seinen Stempel auf. Der Mensch erzog sich auf diese Weise mächtige Bundesgenossen zu Eroberung der Natur, und nur durch die Hülfsmittel, welche er von ihnen zog, ist es ihm möglich geworden, allen Gefahren zu trotzen und sich über den ganzen Erdball zu verbreiten. Das anscheinend schwächste Geschöpf der Natur ist damit das mächtigste geworden, Dank dem Himmelsfunken, den es, als Ausfluß der Gottheit, in sich trägt.

Bliebe man aber bei diesen allgemeinen Sätzen stehen, so hätte man immer noch keinen Begriff von der Größe des Einflusses, den der Mensch auf die Existenz der Thiere geäußert hat.

Es ist jezt erwiesen und allgemein anerkannt, daß die Veränderungen, welchen die Thierarten im wilden Zustande, sich selbst überlassen, unterliegen, in äußerst beschränkte Grenzen eingeschlossen sind, die Thiere mögen in Ländern wohnen, in welchen sie wollen, und der Landstrich, über welchem sie verbreitet sind, mag noch so groß seyn. So finden sich Fuchs und Wolf überall, von der eisigsten Zone bis zur heißen; aber die ganze Veränderung, welche mit diesen Thieren auf diesem ungeheuren Raum vorgeht, beschränkt sich darauf, daß ihr Pelz hier etwas schöner, dort etwas geringer ist. So ist es bei allen wilden Arten, bei den Fleischfressern besonders. Etwas größern Einfluß äußert das Klima allerdings auf die Grasfresser, vorzüglich wohl deßhalb, weil bei ihnen, je nach dem Klima, auch das Futter nach Menge und Qualität verschieden ist; aber auch bei ihnen betreffen die vorkommenden Formverschiedenheiten blos äußere Verhältnisse; niemals geht in der Zahl und Fügung der Knochen, noch weniger im Bau und der Stellung der Zähne eine Veränderung vor. Nur dem Menschen war es gegeben, dadurch, daß er die Lebensweise gewisser gezähmten Thiergeschlechter willkührlich und fortdauernd regelte, ihre Organisation allmählich wirklich wesentlich zu verändern, und damit Erscheinungen hervorzubringen, welche sich an denselben Geschlechtern, wären sie sich selbst überlassen geblieben, niemals ereignet hätten. Dahin gehören die so zahlreichen, oft so sonderbaren Racen und Spielarten unserer Hausthiere, die häufig als reine Produkte unserer Laune erscheinen. Die Veränderungen gehen hier fast in's Unendliche, gewiß aber stehen sie der Größe nach in geradem Verhältnisse mit der Stärke der Ursache, d. h. damit, ob das Thier seit längerer oder kürzerer Zeit Hausthier, ob es dieß im engern oder im weitern Sinne ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Alexander, der neue Garrick.

(Beschluß.)

Ich muß es bedauern, daß mir der Raum verbietet, von den vielen geistreichen Bemerkungen, anziehenden Gedichten ꝛc., welche von diesen und andern berühmten oder merkwürdigen Personen in Alexanders Album niedergelegt sind, Mehreres mitzutheilen; nur das, was ihm zwei Nestoren der deutschen und französischen Literatur, C. v. Bonstetten, damals 84, und Frau v. Genlis, 81 Jahre alt *), niederschrieben, sey mir noch anzuführen erlaubt.

„Il est rare dans le monde de trouver un enchanteur, mains être cent enchanteurs réunis dans une personne, n'appartient qu'à Monsieur Alexandre."

„Jede Kunst, die die Vermögen des Menschen erweitert, hat ihren Werth und ist eine schöne Eroberung."

Genf, 29ten Nov. 1829.

C. v. Bonstetten.

Laissez aux bossus, aux difformes
L'art de prendre diverses formes,
Les pauvres malheureux ne peuvent qu'y gagner;
Mais vous perdez tout à changer.
Il est vrai, vos métamorphoses
Sont de bien étonnantes choses,
Elles font rire; cependant
Lorsqu'on plait naturellement,
Pourquoi se donner la torture
Pour gater sa voix, sa figure?
Pourquoi ne pas rester (tout le monde le dit)
Tel que la nature vous fit?

18 Janv. 1827.

D. Ctsse de Genlis **).

Und sie hat Recht, die gute Frau von Genlis. So erstaunenswerth auch Alexanders Darstellungen sind, der uns Ovids Metamorphosen verwirklicht und von mehreren Dichtern der neue Proteus, der Lavater des Theaters genannt wurde, so interessirt uns doch bei näherer Bekanntschaft seine Persönlichkeit fast noch mehr. Referent hatte das Vergnügen, diese nähere Bekanntschaft zu machen; er zog alle diese Notizen über den berühmten Künstler, die er dem deutschen Publikum nicht vorenthalten zu dürfen glaubte, aus dessen Originalpapieren, oder entnahm sie im Laufe des Gesprächs. Man erblicke deßhalb keine gewöhnliche künstlerische Ruhmredigkeit darin. Alexander ist so einfach, als bescheiden, und Referent nichts weniger als ein Enthusiast. Die ausgezeichnetsten Gelehrten, deren Bekanntschaft Alexander hier machte, waren mit ihm einerlei Meinung und gleich ihm über diesen seltenen Mann erstaunt.

*) Bonstetten wurde 1745 und Frau von Genlis 1746 geboren.

**) Nur die Unterschrift ist von ihr selbst mit zitternder Hand geschrieben, das Gedicht aber dictirt.

Alexanders Album ist nicht blos in deutscher, englischer, französischer, holländischer Sprache, es enthält auch Denkmale im Irischen, Friesischen, Mongolischen, Türkischen ꝛc. Was lezteres oder das Schreiben des Kanzlers Mehemed Alis betrifft, so hatte dieser, unter dem die jungen Egypter stehen, welche in Paris unterrichtet werden, Befehl von seinem Herrn, ihm über alles besonders Merkwürdige in Paris und in Frankreich überhaupt stets sogleich zu berichten. Der Kanzler sah nun mit seinen Egyptern Alexanders Vorstellungen und ward davon so hingerissen, daß er alsbald jenes Schreiben an seinen Pascha nach Alexandrien erließ. Er berichtet darin in morgenländischem Style, daß unter allen den vielen Merkwürdigkeiten der Hauptstadt der Welt, dieses Sammelpunktes alles Wissens, aller Künste ꝛc., wie er Paris schildert, Alexander eine ganz besondere Erwähnung verdiene; nun beschreibt er auf gleiche Weise dessen Darstellungen und schließt, ächt morgenländisch, mit der Bemerkung, diese seine Beschreibung verhalte sich aber zur Wirklichkeit nur wie ein schwacher Tropfen Wasser zum Ocean. Der Kanzler stellte Alexandern das Schreiben, das er an den Vicekönig sandte, in der Abschrift zu, und es liegt derselben eine glaubwürdige französische Uebersetzung bei.

Alexander beabsichtigt, die Autographien, die, bunt neben, über und unter einander geklebt, schon einen ganzen großen Folioband füllen, zu ordnen, jeder einzelnen das Porträt und eine kurze Biographie des Verfassers beizufügen und sie elegant binden zu lassen. Eine schöne Idee, deren Verwirklichung Alexanders Ausdauer und Liebe zur Wissenschaft gewiß gelingen wird. Eine Sammlung der englischen, deutschen, französischen und niederländischen Kritiken über Alexanders Spiel, nebst bildlichen Darstellungen desselben, füllt einen zweiten gleich großen Folioband, und gewährt gleichfalls einen interessanten Ueberblick seiner Leistungen.

Von seinen Bücher-, Manuscripten-, Medaillen-, Gemälde- ꝛc. Sammlungen kann er natürlich nur Weniges bei sich haben; doch gibt auch dieses Wenige schon einen Begriff von seinem Kunstsinn, seiner Kunstkenntniß und von dem, was man in seinem Landhause bei Paris zu erwarten hat.

Referent scheidet hiemit von diesem interessanten Künstler und liebenswürdigen Menschen, indem er ihm noch ein herzliches Lebewohl nachruft. Sollten ihm jemals diese Zeilen zu Gesichte kommen, so denke er dabei freundlichst Darmstadts und der neuen Freunde, die er sich daselbst erwarb. Schreiber dieses wird ihn auch in der Ferne nie vergessen.

Das Bild.

Ob ein Maler schon dein Angesicht
In der Farben helle Bande schlug?
Ob sein Pinsel einsog jeden Zug,
Und der Augen ungetrübtes Licht?

Ob den Mund, der hohe Worte spricht,
Auf die Leinwand er hinübertrug,
Sammt der Stirne, die des Geistes Flug
Prophezeit — ich weiß es, Mädchen, nicht.

Doch mit heil'gen, seelenvollen Farben
Prägte sich dein Bild in manches Herz,
Das in der Verbannung Nacht muß darben.

Dieses Bild verbleicht nicht mit den Tagen;
Unverwelklich bleibt es, wie der Schmerz,
Welchen, flüchtig, durch die Welt sie tragen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Literarische Riesenprojekte.

Erstlich will Girardins verborgene Gesellschaft die Schriftsteller belohnen, welche gemeinnützliche Abhandlungen schreiben, und zwar nach einem bestimmten Preise, nämlich mit 500 Fr. für den Druckbogen. Zweitens will sie ein Comité consultatif et de révision ernennen, welches sich mit Erfindern oder Verbesserern in Verbindung setzen und ihnen die Ausführung ihrer Plane erleichtern soll. Drittens Vorlesungen des Journal des connaissances utiles in den Gemeinden, mit Kommentarien und Erläuterungen. Viertens eine gemeinschaftliche Sparkasse für die Mitglieder der Gesellschaft, deren gemeinschaftlicher Fonds nicht geringer ist, als 100.000 Franken, wie denn überhaupt der Redner der Gesellschaft mit den Hunderttausenden sehr freigebig umgeht. Fünftens nichts Geringeres als eine Sparkasse für jede Arrondissementsstadt in Frankreich, also gerade 360; die Gesellschaft ist so edelmüthig, daß sie für jede 200 Franken vergibt. Sechstens ein Industriemuseum, das schon am 8. December eröffnet werden soll, aber im Grunde nichts weiter bedeutet, als ein Magazin, in welchem Jeder seine Waaren niederlegen oder aufstellen kann. Ob die Société pour l'émancipation intellectuelle den Krämern den Absatz ihrer niedergelegten Waare verbürgen kann, wird nicht gesagt. Könnte sie dieß, so sollte man ihr Blumen auf den Weg streuen, denn sie würde mit einemmale den 365mal im Jahre sich erneuernden Klagen der Kaufleute und Krämer ein Ende machen und mehr vermögen, als alle Zeitumstände. Hat sie wirklich eine geheime Methode, um zu diesem Zwecke zu gelangen, so möge sie sich beeilen, Gebrauch davon zu machen; je eher, je besser. Nach dem Musée industriel, in gemeiner Sprache Waarenmagazin genannt, soll ein Institut agricole kommen; damit nämlich die Landleute sich nicht darüber zu beklagen haben, daß die Société pour l'émancipation intellectuelle mehr auf die Industrie, als auf den Ackerbau halte, so will sie auch auf diesen ein gütiges Auge werfen und eine Landbauschule für 360 Schüler aus eben so vielen Arrondissements des Reichs anlegen. Diese Schüler werden dann selbst Musterwirthschafter und benutzen das Journal des connaissances utiles dazu, ihre praktischen Erfahrungen und Versuche bekannt zu machen, wodurch sie also der Société pour l'émancipation intellectuelle reichlich wieder vergelten, was diese für sie gethan hat. Mancher wird glauben, bei allem diesem könne es sein Bewenden haben, und nach so großen Unternehmungen dürfte die in Frage stehende Gesellschaft wohl ausruhen. Allein wer so etwas glaubt, kennt die Société pour l'émancipation intellectuelle noch nicht. Ohne unter der Last der ihr obliegenden Arbeiten zu erliegen, spricht der von Emile de Girardin unterzeichnete Prospectus, kann sie schon jezt die Anlegung von 3000 Kantonalbibliotheken ankündigen. Vielleicht denkt man, es ist allenfalls „möglich, wenn das Geld dazu da ist,“ eine Auswahl guter Bücher in kurzer Zeit zu treffen und damit die Kantonsbibliotheken zu versorgen, oder für jeden Kanton eine Bibliothek daraus zu machen. Allein das hieße wiederum besagte Gesellschaft nicht kennen. Nicht allein die Bibliotheken, sondern auch die Bücher, woraus sie bestehen sollen, will die Gesellschaft verfertigen, also ganz neue Bücher liefern; das ist noch viel erstaunlicher, als was vor einiger Zeit die HH. Jullien und Geille (ein gut gewählter Name zu diesem Projekte) zu thun sich anheischig machten, vermittelst Subscription nämlich jede Gemeinde Frankreichs mit einer Büchersammlung zu versehen, und ich glaube, mit einem Gebäude dazu. Bis jezt sind aber die Gemeinden noch bücherlos. Die Société pour l'émancipation intellectuelle hat, zufolge der Ankündigung, 9000 ihrer korrespondirenden Mitglieder aufgetragen, die Bibliothekarstellen bei diesen in petto sich befindenden Bibliotheken zu versehen. Eine Gesellschaft, die unter ihren Mitgliedern 9000 Bibliothekare auswählt, das nenne ich eine Gesellschaft! Was kostet es einen solchen Verein, auch noch obendrein einen Kalender zu verfertigen, der in ganz Frankreich verbreitet werden soll, und zwar dießmal nicht in der beliebten Zahl von 100.000, sondern zu 1.300.000 Exemplaren? Ich glaube, noch kein Buch in der Welt ist zu 1.300.000 Exemplaren auf einmal gedruckt worden. Gewiß wird eine Dampfmaschine und eine eigene Papierfabrik zu dieser furchtbaren Auflage erfordert werden. Das Sonderbarste ist, daß dieser Kalender, der vielleicht hundert Arme beschäftigen wird, die Gesellschaft, oder wenigstens die Mitglieder, wie der Prospectus versichert, nichts kostet. Es muß also wohl ein verborgener Schaz da seyn, aus welchem beständig geschöpft werden kann, ohne auf den Grund zu gelangen. Uebrigens wird angekündigt, der besagte Kalender sey schon ganz fertig, habe 192 Seiten und 30 Kupferstiche von den berühmtesten Künstlern. Das wären also die Projekte und Unternehmungen der Société pour l'émancipation intellectuelle, die sich aber noch weit höher zu versteigen gedenkt; denn am Ende des Prospectus wird fast klagend bekannt, die französische und die deutsche Auflage (also auch eine deutsche!) ihres Journal des connaissances utiles werde erst zu 125.000 Exemplaren gedruckt. Um dieses erst wird sie vielleicht mancher Verleger von Journalen beneiden. Da nun oben gesagt worden ist, das Journal des connaissances utiles werde zu 100.000 Exemplaren abgesezt, so muß man aus der lezten Aussage schließen, daß die deutsche Auflage zu 25.000 Exemplaren gedruckt werde. Wo in aller Welt kommen aber diese 25.000 Exemplare hin und wer kann ihre Verbreitung nachweisen! Offenbar ist das Ganze eine Aufschneiderei, und es wäre nicht der Mühe werth gewesen, sich bei derselben so lange aufzuhalten, wenn diese prahlende Ankündigung nicht in alle Pariser Tageblätter eingerückt worden wäre, und einen Beweis von der Kühnheit gewisser Unternehmer in Paris liefern könnte.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 269.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 9. November 1832.

Dein eigner Muth, o Held, weil Gottesfurcht, Ehr und Recht
Dein Herz und Schwerdt allein gestärket und gewetzet,
Weil auch der Erdenkreis für dich zu eng und schlecht,
Hat in den Himmel dich, zu früh für uns, versetzet.

Weckherlin.

Die Schlacht bei Lützen.

Von J. C. Pfister.

(Fortsetzung.)

Zunächst griff Herzog Bernhard die zurückgebliebenen kaiserlichen Besatzungen in den sächsischen Städten an, nachdem er zu Grimma 12,000 Sachsen, welche bei Lützen ausgeblieben waren, an sich gezogen hatte. Ehe jene Aufgabe ganz vollbracht war, wollte Churfürst Johann Georg sein Heer schon wieder zurückrufen; aber Bernhard behielt es bei sich, wie die Weimar'schen und Cassel'schen Zuzüge. Vor Ende des Jahres war ganz Sachsen von den Kaiserlichen befreit, so wenig der engherzige Churfürst solches um die Schweden verdient hatte. Dieß der erste Erfolg der von Gustav Adolph entworfenen, von Herzog Bernhard vollendeten Schlacht bei Lützen. Der tiefe Eindruck von dem Tode des Königs bei Freunden und Feinden zeigt, wie viel auf ihm gestanden.

Die Protestanten, schwer betroffen, konnten sich nicht überreden, diesen Tod anders, denn als Meuchelmord zu betrachten, und der Verdacht fiel fast allgemein auf den Herzog Franz Albrecht von Sachsen Lauenburg, der auch selbst durch sein gehaltloses Benehmen den Verdacht bestätigte. Aus dem kaiserlichen Dienste wegen vermeinter Zurücksetzung nach dem mantuanischen Feldzuge ausgetreten, war er zu Gustav Adolph in das Lager bei Nürnberg gekommen, um sich als Freiwilliger anzubieten. Als eifriger Protestant wußte er des Königs Gunst zu erlangen gegen Oxenstiernas Warnung. Er war der Einzige vom Gefolge des Königs, der nach dessen Fall unverwundet entkam und mit andern Flüchtlingen Weißenfels erreichte. Den andern Tag in das schwedische Lager zurückgekehrt, fand er sich durch den kalten Empfang der Generale veranlaßt, aus dem schwedischen Dienste zu treten. Er sezte die Freundschaft mit Wallenstein fort, indem er ihm gefangene Diener zurücksandte. Wiewohl der Verdacht gegen ihn immer lauter wurde, so vernimmt man doch von seiner Seite keine Rechtfertigung, außer daß er einmal dem pfälzischen Minister Rusdorf schrieb, er hoffe sich an den boshaften Buben und Galgenschwengeln wegen ihrer ausgesprengten Reden noch zu rächen, ehe er sterbe. So weit die Verdachtgründe. Nimmt man hinzu, daß schon nach der Landung des Königs in Pommern ein wirklicher Anschlag dieser Art von Seiten der Kaiserlichen erwiesen ist, da der Italiener Quinti del Ponte, der sich auf gleiche Weise als Ueberläufer bei dem Könige eingeschmeichelt hatte, denselben, im Einverständniß mit dem kaiserlichen General Torquato, bei einer Recognoscirung in die größte Gefahr lockte, so möchte die Anschuldigung des Herzogs von Lauenburg noch wahrscheinlicher gefunden werden. Der Herzog ging erst in sächsische Dienste, dann zu Wallenstein zurück. Allein statt hier etwaige Belohnung zu finden, wurde er vielmehr nach Wallensteins Tod als angeblicher Mitverräther gegen den Kaiser

eingezogen und ein Jahr lang in Haft gehalten. Da er die Freiheit erhielt, wurde er katholisch und übernahm ein Kommando in Schlesien. Nach einem Gefechte bei Schweidnitz starb er an seinen Wunden, durch Torstenson kaum vor der Wuth der schwedischen Soldaten gerettet. Hat das gehaltlose Benehmen des Herzogs den Verdacht bei den aufgeregten Gemüthern seiner Zeit bestärkt, so möchte eine ruhigere Prüfung ihn eben wegen seiner Charakterschwäche nicht einmal unternehmend genug für eine solche That finden. Bei dem Mangel an näheren Beweisen bleibt die Geschichte um so mehr bei den oben gegebenen, auf geprüfte Zeugnisse gegründeten Nachrichten von der Todesart des Königs, da man weiß, wie wenig er gewohnt war, der Gefahr auszuweichen und wie oft er früher im Fall gewesen, von Feinden umringt, verwundet und niedergemacht zu werden. Ihn selbst begleitete die Ahnung aus Schweden, er werde seinen Tod in Deutschland finden, und nach seinen religiösen Ansichten erwiederte er denen, die ihn baten, seiner zu schonen: „meine Stunde ist im Himmel geschrieben; die Erde kann daran nichts ändern.“ Der Glaubensheld starb auf denselben Gefilden, von welchen der erste Ruf der Gewissensfreiheit ausgegangen war. Ein alter Feldstein, seitdem der Schwedenstein genannt, bezeichnet den Ort, da der König seine große Seele aushauchte *). Die Leiche, zu Weißenfels von den Thränen der trostlosen Königin benetzt, wurde in einem Trauerwagen durch Deutschland geführt und nach Schweden gebracht. Unzählige Klagreden sind über ihn erschienen und fast in allen Dichtern dieser Zeit finden sich Gesänge auf ihn **). Die deutsche Dichtkunst, von Gustav Adolph selbst geehrt, erhob sich wieder zu ihrer alten Bestimmung, den Ruhm der Edeln in den Mund des Volks zu bringen.

Große Furcht hatte sich über ganz Europa verbreitet von Gustav Adolphs Waffenthaten. Viele sahen in ihm einen Alexander, der nach der Besiegung des Kaisers nach Spanien überschiffen, dort die Macht des Hauses Oesterreich von Grund aus stürzen, dann nach Italien gehen, endlich die Türken verjagen und Griechenland befreien würde. — So groß die Furcht war, so groß die Freude über seinen Tod an den katholischen Höfen, daß selbst der eifrig katholische Graf Gualdo diese unmäßigen Freudenbezeugungen „den Triumph Gustavs im Tode“ nennt. Sogar Frankreich, eifersüchtig auf die Fortschritte des verbündeten Gothen, unterdrückte mit Mühe diese Empfindungen. Wie viel gemäßigter Ferdinand II.: „Laßt uns in Demuth fortgehen und die Sache auch weiter Gott befehlen!“ Beim Anblick des blutigen Kollers fühlte er menschlich: „gerne wollte er dem Könige ein längeres Leben und fröhliche Rückkehr in sein Reich gegönnt haben, oder auch mit ihm gegen die Türken gezogen seyn, wenn man nur Frieden in Deutschland erlangt hätte!“ Wer sich am wenigsten freute, das war — Pabst Urban VIII. Die französischen Kardinäle und die Grausamkeiten der Kaiserlichen hatten ihn dem Hause Oesterreich so abgeneigt gemacht, daß er im Stillen Gustav Adolph bewunderte und bei der Todesnachricht sich kaum bewegen ließ, ein Hochamt zu halten.

(Der Beschluß folgt.)

Der Mensch und die untergegangenen Thiergeschlechter.

(Fortsetzung.)

Man betrachte z. B. das Thier, das der Mensch im engsten Sinne zu seinem Eigenthum gemacht hat, den Hund, unsern treuen Begleiter um die runde Erde, den wir mit uns allen möglichen äußern Einflüssen unterworfen haben. Er ist unter unsern Händen so verschiedenartig geworden, daß sich die Extreme im Linearmaaße wie eins zu fünf verhalten, was für den körperlichen Inhalt mehr als das Hundertfache ausmacht. Unter unsern Händen bekommt er zuweilen eine überzählige Zehe am Hinterfuß nebst den dazu gehörigen Mittelfußknochen, und was das Merkwürdigste ist, diese besondere Bildung vererbt sich zuweilen. Man denke an die zahllosen Raçen unseres Rindviehs, unserer Pferde, Schaafe, unseres Geflügels, und wenn einem diese zum Theil höchst auffallenden Veränderungen noch keinen hohen Begriff vom Einflusse des Menschen auf die gezähmten Thiere geben sollten, so durchstreife man mit dem Reisenden Roulin die schlammigen Savannen Amerikas und betrachte die Thiergeschlechter, welche der Mensch aus der alten Welt hinübergebracht hat. Umsonst sieht man sich hier nach den Raçen allen um, welche unser Vieh, unsere Pferde in Europa fast in gleich viele besondere Arten zu sondern scheinen. Diese Thiere, welche der neuen Welt, als wir sie entdeckten, gänzlich unbekannt waren, sind wiederum verwildert, sind zu der Einförmigkeit des Urstamms zurückgekehrt. Bei den nach Amerika verpflanzten Ochsen und Pferden, welche jezt da die Herrn spielen, wo einst nur Tapir und Hirsche hausten, scheinen alle Spuren davon, daß ihre Ahnen einst dem Menschen dienstbar gewesen, verwischt; kaum erinnert noch der Gang des wilden Pferdes an seine Abstammung, kaum verräth es noch

*) Im Jahr 1786 wurden zwei Vorschläge zu einem bessern Denkmale gemacht, vom Freiherrn v. Zink in der philosophischen Monatsschrift von Knüppell und Nenke, Dec. und vom Herrn von Eberstein im Journal von und für Deutschland, X. St. Es ist aber nichts zur Ausführung gekommen.

**) Ein Lied von Hoe von Hoenegg ward in den Kirchen gesungen. Handbuch von 400 Gesängen, Frankfurt 1666.

in dieser oder jener Bewegung die Schule des alten Herrn seines Geschlechts. Beim Rücktritt in den wilden Zustand haben auch die Kühe die uns so kostbare Eigenschaft verloren, welche bei unserer Kuh ein rein künstliches Produkt ist, die Eigenschaft nämlich, zu jeder Zeit und überall Milch zu geben. Unter der Herrschaft des Instinkts geben die Kühe nur so lange Milch, als es zum Säugen der Kälber erforderlich ist; sobald diese Zeit vorüber ist, sind ihre Euter, wie bei andern Säugethieren, leer.

Aber der Mensch hat nicht allein die Thiere, aus denen er gleichsam seinen Hofstaat gebildet, verschiedentlich geformt und gemodelt, er hat andernseits alle diejenigen, die ihm schädlich werden, ihn in seiner Entwicklung hemmen mußten, ferne von sich gehalten. So war er besonders von jeher bemüht, die ihm gefährlichsten aller Thiere, die Raubthiere, auszurotten. Es ist jezt erwiesen, daß die furchtbarsten derselben, namentlich Tieger, Löwen, Panther, Hyänen, einst nicht nur ganz allgemein verbreitet, sondern wegen ihrer Ueberzahl und Stärke noch ungleich furchtbarer waren als jezt. Wenn diese gräßlichen Bestien plözlich aus ihren Gräbern erständen, mit welchem Entsetzen müßten uns ihre gewaltigen Leiber erfüllen! Sie lebten allerdings in unsern gemäßigten Ländern, aber von Anbeginn an war das Augenmerk des Menschen auf ihre Vertilgung gerichtet. Denn daß er noch ihr Zeitgenosse war, scheint nicht zweifelhaft; so weist eine erst vor Kurzem in den Knochenhöhlen von Mialet im Departement Gard gemachte Beobachtung wohl sicher darauf hin, daß die großen Höhlenbären, von denen es bekanntlich jezt keine Repräsentanten mehr gibt (ursus spelaeus, arctoideus) zugleich mit dem Menschen auf Erden hausten. Verschiedene Bärenschädel wurden unter großen, sichtbar absichtlich hingelegten, zuweilen sogar grob eingemauerten Steinen gefunden. Die Menschen haben aber doch gewiß keine andern Bären eingescharrt, als solche, die sie erlegt. Ferner hat man in den Höhlen von Bize manche, untergegangenen Thierarten angehörende Knochen gefunden, welche deutliche Spuren von menschlicher Bearbeitung an sich trugen. Die Menschen aber, die diese Knochen bearbeitet, haben dieß wohl gethan, bevor die Knochen in die Höhlen geschleppt und in kleine Stücke zersplittert wurden, als welche sie zu nichts mehr dienen konnten.

Die Menge von Knochen großer Fleischfresser in den sogenannten Knochenhöhlen, in den quaternären Erdgebilden und dem aufgeschwemmten Land weist also unwidersprechlich darauf hin, daß sie einst in Gegenden wie in den unsrigen lebten, wo sich jezt keine Spur mehr von ihnen findet. War dieß nun von jeher so, so weit die menschliche Tradition hinaufreicht? So weit brauchen wir aber gar nicht zurückzugehen; wir dürfen nur daran denken, daß die Löwen z. B. gegenwärtig auf die heißesten und unbewohntesten Landstriche der alten Welt beschränkt sind. Noch nicht so gar lange aber kamen diese Thiere, nebst dem Chakal und dem Panther, noch in Griechenland vor, und Xenophon hatte auf dem berühmten Rückzug, der ihm den Ruhm eines guten Feldherrn und guten Geschichtschreibers zugleich eingetragen, mit ihnen zu kämpfen.

Sogar Siege, bei denen Menschenblut in Strömen floß, haben hin und wieder zur Vertilgung furchtbarer Thiere mächtig beigetragen. Alle Potentaten Europas wären jezt nicht im Stande, so viel wilde Thiere zusammenzubringen, als die römischen Feldherrn und Imperatoren oft bei ihren Triumphen oder in ihren Theatern zur Schau stellten. Wirklich ungeheuer ist die Zahl der Thiere, welche zu Rom im Circus getödtet wurden. Man könnte geneigt werden, den Angaben der alten Schriftsteller hierin zu mißtrauen, wenn sie nicht ganz einstimmig wären, und das, was sie berichten, sich nicht vor den Augen eines ganzen Volks zugetragen hätte. So brachte Metellus nach der Eroberung Macedoniens gegen hundertfünfzig Elephanten nach Rom, die im Circus mit Pfeilen erlegt wurden. Diesen Schauspielen hatte anfänglich ein politischer Zweck unterlegen, aber nicht lange, so trieben die Großen einen ganz wahnsinnigen Luxus damit. Bei der Einweihung seines Theaters führte Pompejus den Römern ein Rhinoceros mit Einem Horn, zwanzig Elephanten, die mit einander kämpften, vierhundert zehn Panther und sechshundert Löwen vor, worunter dreihundert fünfzehn mit Mähnen. Ja die Römer zähmten diese furchtbaren Thiere, und Antonius fuhr durch die Straßen der Hauptstadt mit einem Löwengespann. Cäsar zeigte dem Volk vierhundert Löwen mit Mähnen, und ließ vierzig Elephanten mit fünfhundert Mann zu Fuß, dann mit fünfhundert zu Pferd kämpfen. Vom Feste nach Hause zogen ihn andere Elephanten beim Scheine von Fackeln, die auf ihren breiten Rücken befestigt waren. Bei der Einweihung des Tempels des Marcellus wurden zweihundert achtundsechzig Löwen und über dreihundert Panther getödtet. Bei dieser Gelegenheit erschien auch zu Rom der erste Königstiger in einem eisernen Käfig; er wurde darin umgebracht, denn die verwegensten Gladiatoren wagten es nicht, sich ihm gegenüberzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Oktober.

Die allgemeine Sizung der Akademie.

Mit Vergnügen entspreche ich dem Auftrag, Ihren Lesern gegenüber der Dolmetscher des geistigen Lebens in unserer schönen nordischen Kaiserstadt zu werden. Bevor ich jedoch den Faden der neuesten Ereignisse aufnehme, halte ich

es für zweckmäßig, eine kleine Nachlese des Interessantesten zu halten, was dieses Jahr in Wissenschaft, Kunst und Industrie gebracht hat.

Außer der, jährlich am Stiftungstage der hiesigen kaiserlichen Akademie der Wissenschaften im Monat December stattfindenden feierlichen öffentlichen Sitzung, wozu das größere Publikum und sämmtliche Freunde der höhern Bildung eingeladen werden, und wo dann die Akademie von ihren Jahresarbeiten Rechenschaft ablegt, hielt sie am 21sten März d. J. ihre erste allgemeine Sitzung. In einer kurzen Anrede sezte der Präsident, der wirkliche Geheimerath Uwaroff, den Zweck der Einrichtung der allgemeinen Sitzung auseinander. Um das gebildete Publikum mit den Beschäftigungen der Akademie näher zu befreunden, hat nämlich dieselbe ihre Ehrenmitglieder und Korrespondenten, nebst einigen andern Verehrern der Wissenschaften zu diesen, in diesem Jahre zum erstenmale eröffneten allgemeinen Sitzungen eingeladen. Diese sollen den ganzen Gang der Arbeiten der Akademie, das Interessanteste des Briefwechsels derselben mit russischen und ausländischen Gesellschaften und Gelehrten, die eigenen und fremden Unternehmungen zur Erweiterung des Kreises gemeinnütziger Kenntnisse, mit einem Worte, in der Nähe die Stufe zeigen, zu der die Akademie gelangt ist. Wir berühren die interessantesten Punkte, die in dieser Sitzung zur Sprache kamen. — Der Präsident eröffnete, im Namen des Ministers, der Konferenz, daß der Synod dem Metropoliten von Nowgorod und den Erzbischöfen von Twer und Pskow vorgeschrieben habe, die Beamten der archäographischen Expedition, während ihrer Reise in jenen Eparchien, mit zweckmäßigen Quartieren in den Klöstern zu versorgen und ihnen zu den Bibliotheken und Archiven derselben Zutritt zu gestatten; ferner, daß Se. Majestät der Kaiser die Zueignung der Reise des Akademikers Kupffer nach dem Ural genehmigt und auf hundert Exemplare derselben pränumerirt habe. — Darauf theilte der beständige Sekretär einen Brief mit, in welchem der reisende Astronom der Akademie, George Fuß, der vor drei Jahren mit der russischen Mission nach Peking gegangen war und nun von dort zurückkehrt, unterm 29sten Januar d. J. aus Irkusk der Konferenz den Empfang seiner neuen Instruktionen berichtet, denen zufolge ihm die Bestimmung der geographischen Lage verschiedener Punkte östlich vom Baikal aufgetragen worden. Derselbe äußert zugleich den Wunsch, nach Erfüllung dieses Auftrages aus Gorbitz, als dem äußersten Punkte seiner Reise, wo die Vereinigung der Flüsse Schilka und Argun den Amur bildet, nach Ochozk, längs der russischen Grenze, zu gehen und von da zur See zurückzukehren. Als Gründe zu diesem Reiseplan nennt er: die astronomische Bestimmung der Grenze, welche, wahrscheinlich in Ermangelung einer frühern Bereisung durch Astronomen, auf unsern Karten unrichtig angegeben ist, und den Umstand, daß der Weg durch die südliche Halbkugel drei magnetische Meridiane durchschneidet, von denen zwei nahe an einander, oberhalb Neuhollands, liegen und das westliche System Sibiriens einschließen. Nach reiflicher Erwägung billigt die Akademie diesen Vorschlag und hat beschlossen, dem Astronomen Fuß mit allen nöthigen Hülfsmitteln an die Hand zu gehen. Der Botaniker Bunge, welcher die Reise in Gesellschaft von Fuß macht und die herannahende günstige Jahreszeit für die Wissenschaft zu benutzen wünscht, hat gleichfalls um Verlängerung seines Reisetermins bis zum September nachgesucht. Da aber die Gegenden, welche Fuß jezt bereisen wird, bereits in botanischer Hinsicht untersucht sind, und ohnehin durch Turtschaninows Bemühungen noch mehr Licht über sie verbreitet werden wird, so hat Bunge die Absicht, weiter in den Altai zu dringen, der ohne Zweifel noch viele unbekannte Schätze birgt, zu deren Erforschung dieser Naturkundige um so geeigneter ist, als er an den wichtigen Entdeckungen Professor Ledebours in jener Gegend thätigen Antheil genommen hat. — Der beständige Sekretär verlas ferner ein Schreiben des reisenden Archäographen der Akademie, Strojew, aus Moskwa vom 6ten März, worin derselbe meldet, daß er vor seiner Abreise nach dem Süden Rußlands, zum Verfolge seiner Forschungen daselbst, die Absicht habe, in Moskwa die unter dem Titel der „Patriarchenbibliothek" bekannten Archive zu durchsuchen; er bittet demnach den Präsidenten, ihm von dem Kriegsminister die Erlaubniß zu erwirken, die Kriegsarchive des 16ten und 17ten Jahrhunderts näher zu prüfen. Da die Kriegsreglements der Zare noch wenig bekannt sind und die Sammlung der Gesezkommission an Materialien hinsichtlich der Militärgesezgebung sehr arm ist, so hat der Präsident sich in obiger Sache an den Kriegsminister gewandt, und es sollen Strojew nicht die mindesten Schwierigkeiten gemacht werden, die im Moskowischen Arsenale aufbewahrten Dokumente durchzusehen. Hierauf verlas der Sekretär das Verzeichniß von vierunddreißig vorzüglich bemerkenswerthen Aktenstücken, welche Strojew aufgebracht hat. Eins dieser Denkmäler vaterländischer Alterthumskunde, ausgezeichnet durch seine Beredtsamkeit und die Korrektheit des Styls, die Rede, welche am 18ten Mai 1606 bei der Krönung des Zars Wassili Joannowitsch Schuiskoy gehalten worden, wurde der Gesellschaft von dem Präsidenten vorgelesen, der dabei über die Wichtigkeit derselben für die Geschichte der russischen Kanzelberedtsamkeit, so wie der Literatur überhaupt, in kurzen Worten sich aussprach. — Der beständige Sekretär verlas ferner ein Schreiben des Korrespondenten der Akademie, Staatsraths Schumacher, aus Altona, worin er meldet, daß es ihm mit Hülfe seiner trefflichen Chronometer gelungen sey, die Längendifferenzen zwischen Altona und Greenwich, Kopenhagen, Lübeck und Berlin genauer auszumitteln, daß er aber beabsichtige, seine Forschungen auch auf Petersburg und Stockholm zu erstrecken, und deßhalb die Akademie um das Zugeständniß ersuche, sein Passageinstrument auf dem akademischen Observatorium aufzustellen, um daselbst seine Beobachtungen vorzunehmen, welchem Gesuch die Akademie mit Vergnügen willfahrte. — Der Akademiker Parrot hat, mit Einwilligung der Gräfin Polier, die vor einigen Jahren auf ihrem Gute im Ural entdeckten ersten russischen Diamanten untersucht, und unter dreißig von ihm geprüften zwei besonders merkwürdige gesprenkelte Stücke gefunden. Die daran befindlichen Flecken sind nach Parrots Ueberzeugung nichts anders als eine Kohlenstoffsubstanz, und die Steine selbst als noch nicht völlig ausgebildete Diamanten anzusehen. Parrot vermuthet, diese Diamanten seyen aus der Einwirkung vulkanischer Kräfte auf kleine Theile Steinkohlen hervorgegangen, oder auf eine Substanz, bestehend aus Kohlenstoff, welcher mit Wasserstoff gesättigt gewesen. Diese Hypothese hatte Parrot in einer Dissertation (Notices sur les diamans de l'Oural) erläutert, die er bei dieser Gelegenheit vortrug. Am Schluß der Sitzung wurden unter die anwesenden Gäste Exemplare des Bulletin scientifique Nr. 1 u. 2 ausgetheilt, und ihnen die Originale der vor Kurzem in der russischen St. Petersburgischen Zeitung mitgetheilten Urkunden des Fürsten Posharsky von 1612, und ein dem Museum der Akademie gehöriger merkwürdiger Schädel eines Nashorns gezeigt.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 114.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 270.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 10. November 1832.

Gewächs, sieht aus wie Wein,
Ist's aber nicht; man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich seyn.

Claudius.

Herbstlieder.

Der Zorn des Bachus.

Gott Bachus hat das ganze Jahr
Den Horen so geschmeichelt;
Zu nickten sie ihm immerdar,
Und haben doch geheuchelt.

Oft gaben sie ihm einen Kuß,
Doch mehr begehrt' er immer;
Dann weinten sie auch im Verdruß,
Und das war noch viel schlimmer.

Gar abgefeimt in Liebeskunst,
Oft spielten sie die Kalten,
Damit der Jüngling ihre Gunst
Noch höher sollte halten.

Sie haben ihn mit Spott und Huld
Gekränkt und eingeladen,
Bis endlich seiner Lammsgeduld
Zerrissen ist der Faden.

Nun zeigten sie erschreckt mit Eins
Gar zuckersüße Mienen;
Doch zürnend ist der Gott des Weins
Mir heute Nacht erschienen.

Den Krug mit saurem Most er trug,
Von Troz und Unmuth braunt' er;
Weg schleudert' er den Kranz und schlug
Mit Fackeln seine Panther.

„Er ist schon gut," sprach er mit Hohn,
„Die Lumpenwelt zu laben!"
Fort rissen seine Thiere schon
Den zorn'gen Götterknaben.

That auch das herbe Wort mir leid,
Ich hab's nicht läugnen können;
Doch wäre dieser schlechten Zeit
Ein beßrer Wein zu gönnen.

Herbstlektüre.

In einer düstern Laube saß ich,
Wo ich die Vögel sonst belauscht,
Und emsig im Prinz Hamlet las ich,
Den ich mit Hafis Buch vertauscht.

Die Nachtigall von Schiras girrte
Nicht mehr aus Rosen in mein Ohr;
Der melanchol'sche Herbstwind schwirrte,
Begleitet von der Raben Chor.

Hin welkte vor dem Ernst des Britten
Der myst'schen Zunge Paradies;
Ein dunkles Schicksal kam geschritten,
Das alle Farben sterben hieß.

Bedeckt von gelber Blätter Hülle,
War unsichtbar des Baches Lauf;
Ein Maulwurf grub in tiefer Stille
Den Grund als Todtengräber auf.

Ich fuhr empor bei jedem Laute,
Die Seele voll von Geisterspuck;
In jeder späten Blume schaute
Ich nur Ophelias Leichenschmuck.

Vergiftet war des Scherzes Spitze,
Mit Honig sonst und Oel gewürzt;
Die Abendröthe ward zum Blitze,
Der tödtend durch die Dächer stürzt.

Die Seele flog in banger Hetze
Von Land zu Land, von Haus zu Haus;
Der Wahnsinn spannte graue Netze
Rings auf den Bergen lauernd aus.

Der schwere Nebel der Vernichtung
Schlang um die ganze Welt sich schnell;
Doch riesig stand die ernste Dichtung,
Ein Thurm, von Geisterfackeln hell.

Ein Schicksal ist's, das Menschensöhne
Als Wahnsinn, Lust und Mord empört,
Und das als Zeit der Erde Schöne
Mit fühllos kaltem Tritt zerstört.

Die Schlacht bei Lützen.

Von J. C. Pfister.

(Beschluß.)

Die Deutschen waren, wie in allem, so auch in diesen Empfindungen getheilt zwischen der höchsten Freude und der tiefsten Trauer. Eine erkaltete, spätere Zeit hat die Behauptung aufgestellt: „der größte Dienst, welchen Gustav Adolph nach den bisherigen Thaten der Freiheit des Reichs noch habe erzeigen können, sey der gewesen, für sie — zu sterben.“ Unter den obengedachten ungemessenen Entwürfen, welche ein Theil der Zeitgenossen dem Schwedenkönige zuschrieb, wäre das noch der kleinste gewesen, daß er sich zum Oberherrn von Deutschland habe machen wollen. Zur Prüfung dieser Behauptung, so weit Thatsachen vorhanden sind, muß man die damalige Lage des Reichs in's Auge fassen. So dringend Gustav Adolphs Ankunft durch die Rathlosigkeit der Protestanten geboten war, so konnte er auch in Rücksicht der Gegenparthei keinen günstigern Augenblick wählen. Der Kaiser schien zwar Sieger; aber das Restitutionsedikt bewirkte eine unabsehbare Verwirrung. In allen Provinzen war nur Ein Wunsch, das schreckliche Joch der Soldateska abzuschütteln. Diese selbst war nach Wallensteins Entfernung in wahrer Auflösung. Und lag nicht die ganze Reichs- und Kreisverfassung niedergetreten? Kein Reichstag mehr, keine Reichsgerichte, seit einer Reihe von Jahren der Kaiser, selbst Parthei nehmend, mit einem Theil der Stände im offenen Krieg. Nur durch Mandate und Waffen herrschte er, oder vielmehr die Hofparthei, welche ihn leitete. So hat denn auf der andern Seite einer der neuesten Forscher sich ausgesprochen: nicht als bedauernswerther Ehrgeiz, sondern vielmehr zur höchsten Ehre müsse es dem Schwedenkönige angeschrieben werden, daß er dem morschen deutschen Reiche ein evangelisches frisches Oberhaupt geben wollte. —

— — Wer kann den Schleier, der die Möglichkeiten deckt, hinwegnehmen? Aus dem trüben Gebiete der Politik, wie aus dem Schlachtgetümmel, entschwindet Gustav Adolphs Geist rein und herrlich!

Vor vielen hat dieser König voraus, daß in der Anerkennung seiner Tugenden Freunde und Feinde wetteifern, ja, man liest die Urtheile von den Schriftstellern der Gegenparthei fast lieber, als die von der seinigen. Alle stimmen darin überein, daß er der einzige Fürst dieser Zeit gewesen, der bei dem regsten Eifer für seinen Glauben die wahre Duldung gekannt und geübt. Burg, ein kaiserlicher Offizier und eifriger Katholik, der gegen den König gedient und in seinem Lager gefangen gewesen, rühmt seine Großmuth, Freigebigkeit, Leutseligkeit. Von seinen Soldaten, versichert er, wurde er fast wie ein Gott verehrt, und wenn er die Lützener Schlacht überlebt hätte, so würde er vielleicht unter allen Helden der ganzen Welt seines Gleichen nicht gehabt haben. Eine begeisterte Nonne in Spanien sagte: ihr sey göttlich geoffenbart, daß Gustavs Seele die vollkommenste aller damals lebenden sey. Der kaiserliche Staatsminister, Graf von Khevenhiller, nennt Gustav „den tapfern, vernünftigen, und von Freund und Feind hochgepriesenen Helden, der vor, in und nach seinem Tode, rarissimo exemplo, Sieger geblieben, dessen ansehnliche Gemüthsgaben, Tapferkeit und Vernunft bei Jedermann Mitleiden erweckt.“ Nani sagt in seiner venetianischen Geschichte: „das war ein König, an dem man nichts aussetzen konnte, als — den Irrthum der Religion; der toleranter gegen alle Katholiken sich bewies, als wohl je ein siegender protestantischer Fürst sich bewiesen hatte, unter dem also Deutschland gewiß, so weit menschliche Augen reichen, glücklich gewesen wäre.“ Der päbstliche Nuncius Caraffa, Schöpfer des Restitutionsedikts, nennt Gustav einen König, deßgleichen sein Land keinen und ganz Europa wenige gehabt. Der Mönch Ricci sagt bei seinem Tode: „nach seiner falschen Religion war er so fromm als möglich; er ließ nie Verachtung gegen die katholische Religion blicken. Er war ein erklärter

Feind der Schmeichelei, wie er denn kurz vor seinem Tode den Seinigen scharf sein Mißfallen darüber zu erkennen gab, daß sie ihre Siege seiner Tapferkeit, seinem Glück, nicht Gott zuschrieben." Das bestätigt sein „Hofprediger Fabricius; während seines Aufenthalts zu Naumburg, kurz vor der Entscheidungsschlacht, habe der König zu ihm gesagt, nachdem er mit großem Zulauf und Freudengeschrei des Volkes als der einzige Retter der Protestanten empfangen worden: „er sähe, daß man aller Orten so viel aus ihm mache, dabei aber des Gebets vergesse und sicher werde und zu viel auf Menschenhülfe vertraute; das wäre ihm sehr mißfällig und mache ihn fürchten, daß Gott mit nächstem seinem Heer ein Unglück begegnen lassen oder auch ihn selbst hinwegnehmen möchte." Der Verfasser des Soldat Suedois setzt hinzu, der König habe mit den Worten geschlossen: „aber Gott würde doch sein Werk auf alle Fälle nicht unvollendet lassen."

„Wir wissen nicht," sagt Johannes Müller im Fürstenbund (1787), „wann Gott einen Gustav Adolph, oder einen Friedrich sendet; um so viel mehr gebührt kleinen Staaten, durch Bündnisse sich Kraft und Ansehen zu geben."

So weit dieser Auszug.

Der Mensch und die untergegangenen Thiergeschlechter.

(Fortsetzung.)

Eine Inschrift auf einem Denkmal zu Ancyra besagt, Augustus habe vor dem Volke dreitausend fünfhundert wilde Thiere tödten lassen. Sogar Wasserthiere erreichte diese Sucht der Römer: Krokodille mußten im Cirkus kämpfen, und einmal erschien daselbst sogar eine Schlange, fünfzig Cubitus lang, wahrscheinlich eine Riesenschlange aus Afrika, die man aber doch nicht durch ein ganzes Heer bekämpfen ließ, wie jene bei Carthago. Die Zahl der Thiere, welche Titus dem Geschmack der Römer zum Opfer brachte, schlagen die Geschichtschreiber auf neuntausend an; Trajan ging noch weiter: nach seinem Sieg über die Parther ließ er im Cirkus bei eilftausend Thieren aller Art erlegen. Am weitesten trieb es aber Probus; so ließ er einmal den Cirkus in einen Wald umwandeln und darin neben einer Unzahl von Thieren aus allen Ländern tausend Strauße laufen.

Dergleichen Schauspiele mußten nothwendig die Zahl der wilden Thiere in einem weiten Umkreis bedeutend vermindern, desto mehr, da sie bis zum Sturze des abendländischen Kaiserreichs ununterbrochen im Brauche blieben; wenigstens fruchteten die Verbote, welche Konstantin dagegen erließ, nichts. Wenn nun die Römer unter den vierfüßigen Bewohnern ihres weiten Reichs so mächtig aufräumten, so haben wir es in unserm Bereich so ziemlich ebenso gemacht. Die wilden Thiere verschwinden allmählig aus unsern Forsten, in Folge der immer zunehmenden Kultur und des gewaltigen Hangs der neuern Völker zur Jagd. Die Bären, die wilden Schweine, ja zum Theil die Hirsche haben sich ganz aus unsern Gegenden weggezogen, weil sie keine Zufluchtsstätten mehr finden. Der Aurochs, die Elende, die Rennthiere, die vor noch nicht so gar langer Zeit in den Wäldern Germaniens häufig waren, sind mit dem größten Theil dieser Wälder verschwunden, und wenn Cäsar wieder käme, würde er sich wundern, daß er bis nach Litthauen, ja bis Sibirien hinaufziehen müßte, wollte er eines dieser Thiere zu Gesicht bekommen. So haben auch die Jäger zur See den Riesen der heutigen Meere, den Wallfisch, weit gegen die Pole zurückgedrängt. Wir können seine Geschichte fast Schritt vor Schritt verfolgen. Zu Plinius Zeit kam der Wallfisch noch bis in den Gascognischen Meerbusen herab, und wurde allmählig in die entlegensten, einsamsten Meere verbannt. Er flöhe noch weiter hin, wenn ihn nicht das Polareis aufhielte. Nach solchen auffallenden Beispielen wird man gewiß nicht geneigt seyn, den Einfluß des Menschen auf die Existenz von Thieren, die er fürchtet oder die ihm unbequem sind, zu gering anzuschlagen.

Indessen abgesehen von allen diesen Thatsachen, gibt es ein Beispiel, das auf's Augenfälligste darthut, wie sehr der Mensch an Ausrottung mancher Thierarten Schuld ist. Im aufgeschwemmten Land finden sich hin und wieder die Reste eines wiederkäuenden Thiers, das wegen seiner außerordentlich großen Hörner der Hirsch mit dem Riesengeweih genannt wird (cervus euryceros oder megaceros). Dieser Hirsch war ein Zeitgenosse des Elephanten, des Nashorns, des Flußpferds, der Hyänen und anderer sämmtlich jetzt nicht mehr vorhandener Thierarten, denn seine Knochen finden sich vermengt mit den Resten jener großen Thiere. Aber dieser Hirsch war auch ein Zeitgenosse des Menschen; denn wenn seine Knochen zugleich mit denen der genannten Säugethiere vorkommen, so findet man sie andernseits auch vermengt mit Produkten menschlicher Kunst. Der größte Naturforscher unserer Zeit, Cuvier, hatte indessen dieses durch die übermäßige Größe seiner Geweihe ausgezeichnete Thier für fossil und antediluvianisch erklärt. Von dieser Ansicht muß man aber wohl zurückkommen, wenn man dieses Thier bei Johnston als ein lebendes abgebildet sieht, und den deutschen Gelehrten, Sebastian Münster, der in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts lebte, von diesem Hirsch als einem in den Einöden und Morästen Preußens häufig vorkommenden spre-

chen und ihn erzählen hört, er habe von seinem Fleische gegessen. Auch Oppian und Aldrovande erwähnen desselben. Julius Capitolinus bemerkt, es seyen aus Britannien Hirsche mit außerordentlich großem Geweih nach Rom gebracht worden; auch findet man wirklich in jenem Lande am meisten begrabene Reste dieses Thiers. Sicher hat es demnach noch lange mit dem Menschen gelebt, und wenn seine Art, wie es scheint, ausgestorben ist, so ist dieß wohl ganz allein unser Werk.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Oktober.

(Fortsetzung.)

Literarische und statistische Notizen.

Der geistreiche und rastlose Beobachter alles Gemeinnützigen und Nationalen in Rußland, Georg Engelhardt, hat mit dem vierten Bändchen seiner „russischen Miscellen zur genauern Kenntniß Rußlands und seiner Bewohner" dem Publikum ein sehr willkommenes Geschenk gemacht. Das Buch enthält abermals viel Lesenswerthes, wenn auch nur in zwei Aufsätzen: 1) das Geschäftsleben und die Wohlthätigkeitsanstalten der Kaiserin Maria Feodorowna, mit einer tabellarischen Uebersicht der dreiundvierzig Stiftungen, welche, von 1796 bis 1824 zu verschiedenen Zeiten angelegt, unter ihrer Obhut entstanden und derselben bis zu ihrem lezten Athemzuge genossen, so wie zwölf anderer spezieller Geldstiftungen der Verewigten, zur Unterstützung der Armuth und zur Beförderung der Erziehung. 2) Bemerkungen auf einer Reise von St. Petersburg nach dem Ural im Sommer 1830. Des Verfassers Scharfblick, praktischer Sinn und lebendige Erzählungsweise charakterisiren auch diesen Abschnitt seiner interessanten Erfahrungen, und erregen den Wunsch, noch recht Vieles aus jenem Sparsatze hervorgeben zu sehen.

Ueber Kurland hat der Medizinalinspektor des Gouvernements, Hofrath Bidder, in der Mitauischen Zeitung „medizinisch-statistische Nachrichten" drucken lassen. Ein sehr nachahmungswerthes Beispiel. Es kommt ja nicht darauf an, daß man in der Residenz und sonst glaube, Alles sey und gehe vortrefflich in den Provinzen, sondern darauf, daß man die wahre Gestaltung der Dinge kenne, damit die wohlwollende Regierung deutlicher sehe, wo Hülfe nöthig ist. Jene Nachrichten überraschen auf mannigfache Weise. Nach ihnen gibt es in ganz Kurland, also auf 471¾ Quadratmeilen, für eine Bevölkerung von 400.000 Menschen nur 58 Aerzte, also ungefähr für 6900 Menschen einen Arzt. Von diesen Aerzten praktiziren in den Städten 28, auf dem Lande 30. Von den leztern beschäftigen sich 8 vorzugsweise nur mit den höhern Ständen, nur 22 mit den 360.000 Bauern. Von dieser Masse — dem Mark der Staaten — haben also 16.363 Menschen nur einen Arzt. Was diese amtliche Nachricht noch auffallender macht, ist die ihr beigefügte Bemerkung, daß Kurland im Jahr 1816, 70 Aerzte hatte, im Jahr 1823 sogar 77, von denen 43 auf dem Lande lebten. Also entschiedenes Rückschreiten. Es gibt ferner in ganz Kurland nur 39 unterrichtete Hebammen, von denen auf dem Lande, unter 360.000 Bauern, nur 4 leben. Geboren wurden 1830 im Bauernstande 15.520; also kommen auf eine Hebamme 3880 Kinder. In Kurland befindet sich nur eine einzige öffentliche Heilanstalt, das Stadtkrankenhaus in Mitau. Ein großer Theil desselben dient zur Verpflegung von Militärs, für die auch in den andern Städten Krankenanstalten sind. „Einige hochsinnige Gutsbesitzer, Patrioten im edelsten Sinne," sagt der Verfasser, „unterhalten Aerzte und Krankenanstalten für ihre Bauern." Hofrath Bidder hat sich durch diese Bekanntmachung ein großes patriotisches Verdienst erworben. Möchten bald ähnliche Uebersichten für Lief- und Esthland erscheinen.

Ueber die Naphtagewinnung in den südlichen kaukasischen Provinzen sind durch den Kammerjunker Pelczinski, der sich vor Kurzem einige Zeit in der Provinz Baku aufgehalten, einige interessante Notizen bekannt gemacht worden. Am äussersten Ende des Kaukasus erstreckt sich längs dem kaspischen Meere eine ziemlich ausgedehnte Fläche von Baku bis nach Dagestan. Auf dieser Ebene befinden sich, 18 Werste von Baku und 10 Werste vom Meeresufer entfernt, die schon seit lange bekannten Naphtaquellen. Der Anfang der Gewinnung dieses Bergöls und die Entdeckung desselben in dieser Gegend verlieren sich im Dunkel der Vorzeit. Die Provinz Baku war früher persisches Gebiet, und erst seit 1826 ist die russische Regierung im Besitz dieses Industriezweiges des Kaukasus. Während Pelczinski's Aufenthalt daselbst waren 100 Brunnen in Thätigkeit. Die Temperatur der Naphta, im Augenblick ihrer Gewinnung, ist ungefähr 10° Reaumur. So wie unter der persischen Regierung, so ist die Ausbeute der Naphta auch jezt ein Eigenthum der Krone und wird in Pacht gegeben, deren Ertrag sich im Jahr 1830 auf 96.000 Rubel Silber (345.600 Rubel Banko) belief. Der vorzüglichste Absatz geschieht nach Persien, wo allein dieser Ausfuhrartikel eine halbe Million Rubel abwirft, ungerechnet den nicht unbedeutenden Verbrauch im Innern. Ohne Zweifel deutet die Gegenwart der Naphta in jenen Gegenden auf Steinkohlen hin, die man wahrscheinlich mit der Zeit entdecken wird, was für den Seehandel der Provinz von hoher Wichtigkeit wäre, besonders da es dort, wie in Persien, an Holz fehlt und der Transport desselben aus waldreichen Gegenden mit Schwierigkeiten verbunden ist. In der Nachbarschaft der Naphtaquellen sieht man bekanntlich eine der seltensten Naturerscheinungen, nämlich das ewige, oder wie man es dort heißt, das indische Feuer, welches die Anhänger des Brama unter den Indiern, oder die Gebern, anbeten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 264:

Dampfwagen.

Räthsel.

Ein Schwerdt, es schlägt unblut'ge Wunden,
Oel fließt von ihm, wovon sie schnell gesunden.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 271.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 12. November 1832.

Die Winde sausen,
Die Ströme brausen. —
Auf steiler Höhe,
Am nackten Felsen,
Lieg' ich und flehe.

Goethe.

Die Nacht im Juragebirg.

Eine Erzählung.

Da wo die Suze, nachdem sie in ruhigem, sanftem Laufe von St. Imier weg durch das Ergnel, bei Sonceboz vorbei sich geschlängelt hat, zwischen himmelhohen, dicht zusammengedrängten Felsen mit furchtbarer Wuth in die Tiefe stürzt und dann mit schäumenden Wellen dem nahen Bielersee zuströmt, liegt in enger Schlucht das Dörfchen Frainvilliers. Von der hohen Bergstraße aus in seinem Trichter gesehen, gleicht es der dunkeln Werkstatt der Cyklopen, denn die berußten Häuser, die weiten schwarzen Kamine der Hammerschmieden, die in Menge vorhanden sind und die Hälfte der Schweiz mit halb und ganz verarbeitetem Eisen versehen, das Rauschen der Räder, das Tosen der Hämmer, das Brausen des wilden Wassers, das Dunkel der hundertjährigen Tannen, welche von beiden Seiten das Thälchen beschatten, alles prägt der Seele das Bild einer unterirdischen Welt ein, während ihr dennoch etwas Heimliches, Trauliches aus dieser einsamen, ernsten Natur entgegen tritt. Von Biel weg, wo die Straße aufwärts geht, nimmt diese zwischen dem senkrecht emporsteigenden Berge und dem Abgrunde, wo die Suze läuft und Frainvilliers liegt, den einzigen Raum ein. Beinahe eben so senkrecht, wie der Felsen zur Rechten, ist der Abhang zur Linken, und wer mit Wagen oder Pferd diesem zu nahe käme, wäre rettungslos verloren; denn noch keiner ist lebendig wieder gekommen, der in die Tiefe gestürzt ist. Eine Menge kleiner Fußwege führen dessen ungeachtet in das Thal nieder; aber dem Auge, das an diese wilden Gegenden nicht gewöhnt ist, scheinen sie nur für Ziegen gangbar, während doch die Menschen, die da geboren und erzogen sind, mit bewundernswürdiger Behendigkeit die steilen Pfade auf und nieder steigen. Ueber das Dörfchen weg, zwischen zwei schroffen Berggipfeln hindurch, öffnet sich ein liebliches Alpgelände, dessen grüner Rasenteppich und heitern zerstreuten Wohnungen mit dem düstern Anblick von Frainvilliers seltsam kontrastiren. Dort, wo ein reizender Fußpfad den höhern Berggegenden zuführt, sieht man das anziehende Gemälde einer freundlichen Alpenwirthschaft, indessen das Toben der Elemente da unten an die Zerstörung eines Vulkans mahnt, der in sich selbst zusammengesunken ist.

An der Straße, die erst seit einer kleinen Reihe von Jahren aus einem holperichten, gefährlichen Bergwege zu einer der schönsten Chausseen umgestaltet worden ist, saß zwischen dem Vorsprung zweier Felsen und von einem überhängenden Steine geschützt, am späten Abend des 2ten März 1798 ein junges Mädchen in der üblichen Tracht des Landes, schüchtern in sich zusammengeschmiegt. Ihre schlanke Gestalt umschloß ein dunkelblaues Mieder von gemeinem wollenen Zeuge, der weite Rock fiel bis auf die Knöchel der Füße hinunter; eine Schürze von Baumwollenzeug, ein großes Halstuch von gefärbtem Zitz vollendeten den Anzug und auf dem Kopfe trug sie eine

dunkle Haube, die unter dem zarten weißen Kinn zugebunden war und die Fülle der schönen blonden Locken nicht zu fassen vermochte, die sich, des Zwanges überdrüßig, über Stirn und Hals herunterstahlen.

Das Klima in diesen Regionen ist wild und ungestüm, wie die Natur. Wenn ein warmer Frühlingsregen die Gegenden des tiefern Landes erquickt und nach dem langen Winterschlafe zu neuem Leben erweckt, so fallen hier die Schneeflocken auf eisigen Boden, und statt der milden Lüfte stürmt ein scharfer Wind durch die enge Schlucht. Der Tag war ungewöhnlich warm gewesen und die Sonne hatte den harten Boden erweicht, aber gegen Abend hatte der Himmel sich umzogen, die Wolken lagerten sich dicht und immer dichter auf den Grat der Gebirge und entluden sich in gefrornen Tropfen, die prasselnd zur Erde niederfielen. Das junge Mädchen, das sich vor Witterung und Menschenblicken gleich sorgsam zu verstecken schien, schob die halb erstarrten Hände unter die Schürze, ihr Ohr schien ängstlich nach jedem Tone zu horchen, der von außen zu ihr herein drang, und den hübschen Kopf zuweilen der Wuth des Sturmes preisgebend, spähte ihr Auge durch die hereinbrechende Finsterniß.

Da ertönten, von dem Echo der Felsen getragen, aus beträchtlicher Ferne verschiedene Männerstimmen zu ihr herüber, deren Sprache ihr einen Trupp Franzosen verrieth, welcher ohne Zweifel den vielen Abtheilungen folgen sollte, die seit dem 8ten Februar das Erguel durchzogen hatten und in das Innere des unglücklichen, von innern und äußern Feinden zerrissenen Landes gedrungen waren. Die Windungen der Felsen täuschen an jenen Orten außerordentlich über die Nähe oder die Entfernung jedes Geräusches, und das junge Mädchen mußte lange lauschen, ehe sie der Besorgniß, entdeckt zu werden, wieder frei ward. Je deutlicher der Laut zu ihr herüber drang, je sorgsamer zog sie sich in den Felsenspalt zurück, je ängstlicher ordnete sie ihre Kleidung, deren kleinster Theil sie, der Dämmerung ungeachtet, verrathen konnte. Die Bewohner jener Gegend verstehen und reden die französische wie die deutsche Sprache, weil sie im Falle sind, von Jugend auf beide zu hören und zu gebrauchen. Darum vernahm das Mädchen jedes Wort, das die Herannahenden mit dem ganzen Ungestüm ihrer Nation sprachen, und ihre Aeußerungen dienten nicht dazu, des armen beängstigten Kindes Herz zu erleichtern. Zuerst wurde über die Gegend und die Straße geschimpft. Manches „Diable de pays!“ hallte an den Bergen wieder; endlich aber ging die Unterhaltung auf den Gegenstand über, der ihnen zunächst lag: auf die Ereignisse des heutigen Tages und die Ursache ihrer Sendung. Flüche und Schimpfworte über einen jungen Mann, der, wie es schien, einen Theil der Landleute zum Widerstand hatte ermuthigen wollen, zuletzt in ein persönliches Gefecht mit den Franzosen gerathen war und nun von ihnen verfolgt wurde, machten den Inhalt des Gesprächs aus. Aber nicht lange, so erscholl eine rauhe Stimme: „Vorwärts, Kameraden! das Schneegestöber wird immer dichter, der Wind droht uns nieder zu werfen; wir könnten in dem wilden Gebirge den Pfad verlieren und sollen doch den Befehl zur Verfolgung des jungen Schweizerbären — Erlach, glaube ich, heißen sie ihn — nach Biel bringen. Laßt das unnütze Geschwätz bei Seite, haltet Euch zusammen! marsch!“

Jede Rede verstummte jezt, und die eilenden Tritte der Soldaten hallten auf dem gefrornen Boden wieder; immer weiter entfernte sich der Schall, selbst das lezte Geräusch verlor sich allmählig und bald hörte man nichts mehr als das Toben des Sturmes zwischen den Felsen und das Rollen einzelner losgerissener Steine, die sich mit dumpfem Klang in die Tiefe stürzten. Langsam und vorsichtig erhob sich die zarte Gestalt, die sich in die schützende Oeffnung gedrängt hatte, wagte es, erst lauschend den Kopf vorzustrecken, dann, als sie nichts Verdächtiges mehr vernahm, trat sie auf die Straße heraus und schaute, so weit die einbrechende Nacht es gestattete, mit sichtlicher Sorge umher. Wäre der Tag noch etwas heller, so würden wir sehen, wie das Mädchen in bitterer Angst ihre Hände ringt, wie große Tropfen über die schönen Wangen heruntergleiten und schwere Seufzer die jugendliche Brust schmerzlich heben. Nicht lange hatte sie so gestanden, als ihr geübtes Ohr einen willkommeneren Laut zu vernehmen schien; sie trat weiter hervor auf die Straße, ihr Blick hob sich zu dem steilen Felsen empor, immer deutlicher hörte sie das Geräusch eines mühsam herunterklimmenden Menschen, und endlich sprang eine dunkle Gestalt über den lezten Absatz herab und stand einige Sekunden still, gleichsam um mit sich zu berathen, was jezt zu thun sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Mensch und die untergegangenen Thiergeschlechter.

(Beschluß.)

Bevor die Erde in den Zustand der Stabilität gekommen ist, in dem sie sich gegenwärtig befindet, mußten die Modifikationen, welche ihre Oberfläche erlitt, die Veränderungen im Wärmeverhältniß, in der Mischung der Atmosphäre, im Relief und der Menge des auf ihr verbreiteten Wassers, auf das Leben der Thiere und demzufolge die Existenz ganzer Geschlechter derselben den mächtigsten Einfluß äußern. Sobald einer Thierart durch eine jener Veränderungen ihre Lebensbedingungen

mehr oder weniger verkümmert oder entzogen wurden, ward bei ihr das naturgemäße Verhältniß zwischen der Sterblichkeit und dem Nachwuchs gestört und sie starb früher oder später aus. Auf diese Weise sind ganze Thierreiche nach und nach vom Schauplatze der Erde abgetreten; so die Wasserthiere wahrscheinlich, so bald sich das Wasser vom Boden, auf dem sie lebten, zurückzog, die Landthiere, je nach ihrem Bau, rascher oder langsamer. Während des jetzigen Stabilitätssystems nun, das aber nur im Großen ein solches ist, setzt der Mensch den Thieren gegenüber im Kleinen jene mächtigen Einflüsse der Vorwelt fort. Es werden fortwährend eine Menge Thiere von der Erde verschwinden, denn der Mensch drängt die ihm lästigen Geschlechter immer weiter in die Wildniß, dahin zurück, wo er selbst der Temperaturverhältnisse wegen nicht leben kann, und macht dadurch, daß er immer mehr ungünstige Einflüsse auf sie häuft, ihre Fortpflanzung immer schwieriger.

Es brauchte also keine außerordentliche, nicht einmal sehr gewaltsame Ursachen, um den Untergang mancher der Thiere, deren Reste wir in den Eingeweiden der Erde finden, zu bedingen, und wir dürfen uns nicht sehr wundern, daß sich seit dem Auftreten des Menschen so viele verloren haben, da es eine Menge Arten gibt, die zwar noch vorhanden sind, aber in kurzer Frist selbst in den entlegensten Winkeln der Erde nicht mehr werden gefunden werden.

Aber einen wichtigen Punkt haben wir bisher noch nicht berührt, einen Umstand, der jedem auffallen muß, der nicht an vorgefaßten Begriffen hängt; denn es herrschen auch in der Wissenschaft Vorurtheile, von denen man sich desto schwerer losmacht, je länger man daran gehängt und Schlüsse darauf gebaut hat, und zu diesen Vorurtheilen gehört die Ansicht, welche, freilich auf die ehrenwerthesten Autoritäten gestützt, das Alter der Thiergeschlechter, welche nach der sogenannten tertiären Periode in den Aufschwemmungen vorkommen, offenbar zu weit zurück datirt. Denn es ist jezt allgemein anerkannt, daß, wie wir oben gesagt, die Thiere im Naturzustand sich unverrückt gleich bleiben, wenn sie der Mensch nicht seiner Herrschaft unterwirft. Also nur die Arten der Hausthiere erleiden Modifikationen in ihrer Grundbildung. Nun beobachtet man aber an den Ochsen-, den Pferdegeschlechtern u. s. w., welche mit einer Menge jezt nicht mehr vorhandener Thierarten in den Knochenhöhlen begraben liegen, zahlreiche, mannigfaltige Raçenunterschiede. Wer anders soll aber diese Raçen geschaffen haben, als der Mensch, der dieß allein vermag? Hat sie aber der Mensch geschaffen, so müssen jene untergegangenen Geschlechter, deren Knochen mit denen unserer Hausthiere vermengt in der Erde liegen, seit der Existenz des Menschen erst ausgestorben seyn, ja seit Erfindung der Künste, weil unter jenen Thierresten auch Produkte der Menschenhand vorkommen.

Unter den eigentlichen Fossilien, d. h. den Resten derjenigen Thiere, welche bis zur sogenannten tertiären Periode herauf begraben worden sind, kommen Hausthierarten sehr selten vor; erst in den verschiedenen quaternären Gebilden, im aufgeschwemmten Land, treten die Reste dieser Thiere in Menge auf; dasselbe gilt von den Gattungen Hase und Biber. Während nun die Hausthiere, Ochse, Pferd, Hirsch, und zwar in Begleitung der großen Fleischfresser, Hyäne, Bär, Löwe u. s. w., vorzugsweise die quaternären Gebilde charakterisiren, sind die sogenannten Pachydermen, Elephant, Nashorn u. s. w., die eigentlichen Repräsentanten der Thierwelt der tertiären Epoche. Sollte nun nicht schon jenes starke Ueberwiegen der Hausthiere im aufgeschwemmten Land auf den Einfluß des Menschen hinweisen? So viel ist gewiß, daß die in den verschiedenen Lagerungen des aufgeschwemmten Landes begrabenen Thiere mit denjenigen, welche heutzutage auf den entsprechenden Kontinenten leben, genau im Verhältniß stehen. So findet man in den Höhlen der alten Welt so wenig einen Megalonyx, als Ochsen und Pferde in denen von Amerika, oder Känguruhs in den unsrigen vorkommen. Nur in den Höhlen auf Neuholland findet man Reste dieser sonderbaren Thiere, die noch dort in Menge leben, und zwar allein dort. Diese merkwürdige Uebereinstimmung zwischen den jetzigen Verhältnissen und denen, auf welche die Beschaffenheit der Thierreste im aufgeschwemmten Land hindeuten, scheint zu beweisen, daß sämmtliche Erdschichten, in denen sich jene vom Menschen absichtlich fortgepflanzten Raçen finden, viel neuern Ursprungs sind, als man geglaubt hat.

Wohin man blickt, wo man die Natur befragt, überall erhält man zur Antwort, daß nicht nur Ursachen, ähnlich den noch wirkenden, den Untergang der Thiergeschlechter herbeigeführt haben, sondern auch, daß sehr viele dieser Geschlechter seit unserer Existenz auf der Erde ausgestorben sind.

Das Abendwölkchen.

Wo schwimmst du, Abendwölkchen, hin
Im blauen Ocean?
Du bist so schön, wie Rosen glüh'n;
Halt still und schau mich an.

So war mein Lieb, so licht und rein,
So sah ich sie erglüh'n
In vor'ger Tage Sonnenschein
Durch meinen Himmel hin.

Doch wie mein Traum von Lieb und Weh,
Gehst du hinab zum Meer,
Und sinkest hinter Staufens Höh,
Verschleiert, bleich wie er.

W. Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Oktober.

(Fortsetzung.)

Landwirthschaftliches.

Ebenfalls nicht ohne Interesse dürften einige Worte seyn über die neuesten Versuche, Getreide- und Gartenbau in Kamtschatka einzuführen. Die große Entfernung Kamtschatkas von allen Ländern, wo Ackerbau getrieben wird, der eben so schwierige, als kostspielige Landtransport bis Ochotsk, dann der nicht ganz gefahrlose Seetransport nach Kamtschatka ließen zwar schon längst wünschen, auch auf jener Halbinsel eine zweckmäßige Landwirthschaft eingeführt zu sehen; allein theils wurde das Klima Kamtschatkas für viel zu rauh gehalten, theils mögen auch die zu überwindenden bedeutenden Schwierigkeiten von allen Versuchen zurückgeschreckt haben. Um nun durch zweckmäßig geleitete Versuche entscheiden zu können, in wiefern jenes Land zur Obstzucht, zum Garten- und Getreidebau tauglich sey, wurde vor einigen Jahren der geschickte und thätige Gärtner Rieder nach Kamtschatka geschickt, wo er im Juli 1829 ankam. Ist es ihm gleich im Laufe des Jahres 1829 — 30 noch nicht möglich gewesen, seinen Versuchen mehr Ausdehnung zu geben, so scheinen doch die bis jezt gemachten Erfahrungen hinreichend, zu beweisen, daß das Klima Kamtschatkas durchaus nicht so rauh ist, daß man daselbst den Segnungen des Landbaus entsagen müßte. Vom jezigen Befehlshaber, Flottenkapitän Golenischtschew, in jeder Hinsicht unterstüzt, konnte Rieder noch im Jahr 1829 etwas Land urbar machen, und am 7. Oktober vier Pfund kalifornischen Waizen und ein Pfund finnischen Winterroggen aussäen. Obgleich die Saamen vor dem Eintreten des Frostes kaum Zeit zum Keimen hatten, so ertrugen die jungen Keime dennoch den Winter recht gut und lieferten 53 Pfund Waizen und 21 Pfund Roggen. Gemüse wird schon seit mehreren Jahren dort gezogen, und man findet bei Peter-Pauls-Hafen ziemlich viele, jedoch nur kleine und schlecht unterhaltene Gärten. Im Jahre 1830 wurden im Kronsgarten gezogen: Kartoffeln mit gutem Erfolg, die Erndte war 30fältig, die Knollen waren schmackhaft und viele bis ein Pfund schwer; Kartoffelsaamen, in Mistbeeten gesäet und dann verpflanzt, lieferten zum Theil schon in demselben Jahre eßbare Knollen. Verschiedene Rübensorten wuchsen nicht minder gut, und viele Rüben waren 4 — 10 Pfund, eine sogar 20 Pfund schwer. Eben so gut gedieh Kohl, manche Kohlköpfe wogen bis 7 Pfund; Blumenkohl war ganz ausgezeichnet schön. Dasselbe gilt von den übrigen Gemüsearten: Zwiebeln, Rettig, Sellerie, Bohnen, Erbsen, Salat und Spinat wuchsen rasch und gut. Melonen haben im Mistbeete recht gute Früchte geliefert; auch für Gartenerdbeeren, Stachel- und Johannisbeeren ist das Klima nicht ungünstig. Ueber die Obstzucht haben noch keine Erfahrungen gesammelt werden können, denn die im Herbste 1829 ausgesäeten Saamen von Kern- und Steinobst sind gar nicht aufgegangen; wahrscheinlich hatten sie während der langen Reise ihre Keimkraft eingebüßt; daher sind im Herbst 1830 frisch empfangene Saamen von Aepfeln, Birnen, Kirschen und Pflaumen ausgesäet werden. Diese Versuche, obgleich nur im Kleinen angestellt, beweisen die Möglichkeit des Getreidebaus auf jener Halbinsel hinreichend und haben daselbst vielen Beifall gefunden. Um Rieder nun in den Stand zu setzen, seinen Versuchen eine größere Ausdehnung zu geben, hat sich in Peter-Pauls-Hafen am Thronbesteigungstage Sr. Majestät (20sten November 1830) eine Ackerbaugesellschaft gebildet, und obgleich die Zahl der wohlhabenden Einwohner an jenem Orte nur gering ist, so wurde doch gleich auf 37 Aktien, jede zu 200 Rubel, unterzeichnet. Günstig gelegene Stellen, um wenigstens Roggen, Gerste und Hafer zu bauen, gibt es in Kamtschatka hinreichend. Zwar ist das Land reich an Fischen, Wild und Geflügel, und der Kamtschadale sammelt sich verschiedenes Wurzelwerk ein; dennoch hat es leider Jahre gegeben, wo diese Vorräthe nicht zureichten und viele Kamtschadalen verhungert sind; denn alle, auch die nothwendigsten Lebensbedürfnisse (Fische und Geflügel abgerechnet) sind nicht im Ueberflusse vorhanden und ungemein theuer; so z. B. kostet in Kamtschatka ein Pud Rindfleisch (40 russische Pfunde) 20 — 25 Rubel Banko; ein Pfund frische Butter 2 — 3 Rubel, oft noch mehr; ein Pud Zucker 80 — 120, bisweilen 150 Rubel; ein Pud des gemeinsten Blättertabaks 70 — 100 Rubel; ein Pud Seife 40 — 60 Rubel. Um Kamtschatka zu verproviantiren, läßt die Krone jährlich 8 — 10,000 Pud Mehl und Grütze aus Sibirien kommen; doch wie schwierig und kostspielig ist nicht dieser Transport, da schon in Ochotsk das Pud Mehl der Krone 10 Rubel und auch wohl noch mehr kostet. Bisweilen kann nicht der ganze jährliche Bedarf nach Kamtschatka gebracht werden, so daß dann alle im Dienste befindlichen Personen nur die Hälfte ihrer Ration in Natura erhalten. Wie wichtig daher die Einführung des Getreidebaus in jenem entfernten Theile des russischen Reiches seyn müßte, ist einleuchtend; das größte Hinderniß besteht nur im fast völligem Mangel an Arbeitern. Der Kamtschadale ist zu faul und zu sehr für Jagd und Fischfang eingenommen, um einen guten Ackerbauer abgeben zu können; die Zahl der russischen Bauern ist theils zu gering, theils aber haben auch sie die Jagd dem Ackerbau vorgezogen. Es müssen also entweder Kronarbeiter angestellt, oder tüchtige Kolonisten und Landwirthe angesiedelt werden; denn nur durch diese kann und wird man Kamtschatka dem rohen Naturzustande entreißen und den Lebensbedarf der Einwohner vollkommen sichern können.

Am 20sten Mai hielt die Kaiserliche Moskowische landwirthschaftliche Gesellschaft ihre Jahresversammlung unter dem Vorsize ihres Stifters und Präsidenten, des Generalgouverneurs von Moskwa, Fürsten Galizyn. Das Interessanteste dabei war die Preisvertheilung. Die erste goldene Medaille ward dem wirklichen Mitgliede Prokopowitsch, dem Gründer der Schule für Bienenzucht, zugesprochen; die zweite dem kasanischen Gutsbesitzer Nebrow, dem ersten russischen Landwirthe, der sich mit Eifer und Glück der Seidenzucht widmet und dem allein es gelungen ist, eine von Natur weiße Seide zu erzielen, wovon die der Gesellschaft vorgelegten Proben vortrefflich sind; nächstdem hat Nebrow eine eigene Maschine zum Abwickeln der Seide erfunden, welche die Arbeit um Vieles erleichtert und das Produkt vollkommen darstellt; die dritte goldene Medaille erhielt der Korrespondent der Gesellschaft, Kaufmann Schewelew von Werchne-Udinsk (im östlichen Sibirien), welcher aus Liebhaberei unweit jenes Orts eine Mustermeierei eingerichtet und für selbige schon öfters Sämereien und verschiedene landwirthschaftliche Geräthschaften und Maschinen verschrieben hat; auf derselben hält er auch eine Merinosheerde und legt sich auf die Pferdezucht, Alles, um seinen Landsleuten jenseits des Baikals nüzlich zu seyn. Die erste silberne Medaille wurde dem Oberhüttenverwalter zu Nertschinsk, Rieck, zuerkannt für seinen, mit ungewöhnlichem Erfolg begleiteten Anbau der Hymalayagerste, von der zwei ihm von der Gesellschaft zugeschickte Körner endlich eine Erndte von 2000 Pud an Gewicht gaben; die zweite silberne Medaille wurde einigen Gutsbesitzern in der Krimm ertheilt, und zwar für den ersten, aus amerikanischem Saamen in Rußland gezogenen, sehr guten Tabak; die dritte silberne Medaille erhielt der Gutsbesitzer Wicar für die Eröffnung einer landwirthschaftlichen Schule auf seinem Gute. (Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 272.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 13. November 1832.

So manches Elend brach die Stimme mir;
Die jammermüde Zung' ist still und stumm.

Shakespeare.
Richard III.

Wenn sie mir nur nicht mein Kind nehmen.

Etwas aus dem Leben.

Ich ging neulich über die lange Brücke. Ein Mann ging vor mir, einen Knaben am Arm; der Ausländer war nicht zu verkennen. Es interessirte mich etwas an dem Manne, wie er, die Blicke unverwandt auf das Wasser gerichtet, bald stehen blieb, bald langsam weiter schritt.

Die Brücke ist fest, das Geländer massiv, und doch drückte er plötzlich mit krampfhafter Angst den Knaben an sich und stierte mit scheuem Blicke den Mann an, der rasch neben ihm vorüberging. Es war ein Gensdarm, dem der Säbelhaken losgegangen war, und die Metallscheide klirrte auf den Granitplatten. Der Mann vor mir war — man kann das auf den ersten Blick erkennen — ein Pole. Man konnte es auch auf den ersten Blick erkennen: er war nicht einer von denen, die, was sie gerettet, am ersten Tag jenseits der Grenze verwürfeln, am zweiten Tag schwören, es sey eine schöne Revolution gewesen, wie ein schönes Schauspiel, am dritten beim vollen Becher denen ein Pereat bringen, die ihnen den Becher vollgeschenkt, am vierten einen Kameraden, der eben so tapfer gefochten, Verräther schelten, um am fünften ihn zu erschießen, oder sich von ihm erschießen zu lassen. Es war keiner von denen, die an der Brücke von Avignon in Zwietracht, Haß und Zügellosigkeit mit blutigen Strichen in den Sand die Rechtfertigung derer schreiben, welche Polens Untergang für ein Werk der Nothwendigkeit erklären. Es war ein Pole, der sein Vaterland *liebte*, den elterlichen Herd, sein Haus, seine Familie, sein Kind. Es war keiner, der den Streit angefangen, keiner, der darin geglänzt hatte. Er hatte nur seine Schuldigkeit gethan. Er war ein Bürger. Was *ein* Blick alles sagen kann! Mehr als Briefe, Paß und Wanderbuch.

Erst als der Gensdarme von der Brücke herunter war, ließ er den Arm los von dem Knaben. Unsere Blicke begegneten sich; es mußte etwas darin liegen, was uns Wildfremde gegenseitig nöthigte, es uns zur Pflicht machte, zu reden. „Was besorgten Sie?" fragte ich. „Ich dachte nur —" antwortete er und stockte. Eine Röthe überflog das gelbblasse Gesicht des Sarmaten, aber sein Auge sprach alles, was er dachte, was er denken konnte, und ich konnte es mitdenken. Es war da gar nichts mehr zu sprechen, auch wenn es ein geeigneterer Ort gewesen wäre. Ich grüßte ihn höflich und er stammelte etwas von einer Entschuldigung. Jezt war es die Röthe der Schaam auf seinem edeln Gesichte, die Schaam der Verlegenheit, ein unbedeutendes Gefühl gegen das vorhin in dem Blicke. Kein Maler und kein Dichter hätte es ausgesprochen, was darin lag. Jezt war es nichts mehr als die Röthe des Jünglings, der etwas Albernes in der Gesellschaft glaubt gesagt zu haben. Der Pole war kein Jüngling mehr.

Der Zufall ließ mich ihm später noch einmal begegnen. Nicht auf einer Brücke, nicht auf dem Markte; es floß kein Wasser, es ging kein Gensdarm vorbei. Er hätte frei reden können; aber es gibt Verhältnisse, wo man nicht frei redet, auch wenn kein Gensdarm an der Thür steht und kein Polizeidiener daneben sitzt. Es gibt Stimmungen, wo der Schmerz sich nicht laut macht, selbst auf einer wüsten Insel.

Er hatte gedient unter der Nationalgarde. Er hatte seine Pflicht gethan, mehr nicht, aber mit vollem, wenn gleich zerrissenem Herzen. Was er vor sich sah, war nicht Hoffnung, nur Untergang. Hätten sie ihn auch nicht gezwungen, er wäre doch eingetreten, ob er schon ein wohlhabender Fabrikbesitzer war. Bei Grochow rückte die Nationalgarde mit aus. Nicht um mit zu fechten, nur um die Verwundeten aufzunehmen und in die Stadt zu schaffen. Die bewaffneten Bürger standen außerhalb des Gewehrfeuers, aber die russischen Kanonenkugeln erreichten sie und lichteten ihre Reihen. Ich fragte ihn, ob das die Stellung des polnischen Bürgers zu der ganzen Sache gewesen? Er schwieg; er seufzte nicht, er lächelte nicht, und er hatte Recht. Wo ein ungeheurer Schmerz mächtig ist, was da die kleinen Schmerzen hervorsuchen, die in dem großen Schmerz begraben und verschlungen liegen? Er liebte sein Vaterland, das gewesen war.

Es fehlte in jener blutigen Zeit nicht an rührenden Zügen. Ein leicht verwundeter Russe kommt auf dem Schlachtfeld zur Besinnung. Warschau und das russische Korps sind gleich weit entfernt. Er schließt sehr gut, daß er gefangen in Warschau besser verpflegt werden wird, als in Diebitschs Feldlazareth. Er macht sich dahin auf den Weg; aber auf diesem trifft er einen schwer am Fuß verwundeten polnischen Offizier, vergessen von den Seinen, in einem Graben liegend. Der Offizier heißt den Gefangenen ihn mitnehmen. Auf seinen Schultern trägt nun der Russe den Polen nach Warschau. Sie stoßen auf die Nationalgarden. Man will den Offizier auf einen Wagen legen, er gibt es aber nur unter der Bedingung zu, daß auch sein Russe darauf Platz erhält. Im Lazareth muß das Lager desselben neben seinem aufgerichtet werden, der Gefangene wird von der angesehenen Familie des Polen wie ein Verwandter gepflegt, beschenkt und endlich ranzionirt.

(Der Beschluß folgt.)

Die Nacht im Juragebirg.

(Fortsetzung.)

Das Herz des Weibes hat einen eigenen Instinkt, der ihm statt Ohr und Auge dient. Dieses wunderbare Gefühl diente dem Mädchen, um durch die dichte Finsterniß den Gegenstand ihrer bangen Sorge zu erkennen, und so leise, als die Umstände es zu erfordern schienen, machte sie denselben mit ihrer Gegenwart bekannt. Den Namen eines Geächteten, Verfolgten zu rufen, wäre gefährlich gewesen. Aber die zarte Stimme nannte mit unterdrücktem Beben: Stephanie Dubois! und kaum hatte der bekannte Laut das Ohr des Mannes erreicht, der sich horchend an eine Felsenwand schmiegte, als er rasch herzutrat, des Mädchens Hand ergriff und mit unverkennbarer Aufregung rief: „Stephanie, seyd Ihr es? Wenn Ihr mein Schutzgeist seyn wollt, so werden die Mörder sich das Gelüste nach mir vergehen lassen müssen.“ Stephanie zog schnell die Hand weg, deren Zittern ein widerstrebendes Gefühl verrieth, und sagte mit gewaltsam unterdrückter Bewegung: „Gott sey Dank, Erlach, daß ich Euch gefunden habe! Die Bluthunde sind so eben vorübergezogen, sie schnauben nach Rache, und wenn Ihr in ihre Hände gefallen wäret, so hätte Euch wahrscheinlich nichts retten können. Der Vater wußte, daß Ihr heute nach Courtelary und Cormoret gegangen waret, um die Leute aufzumahnen; einer Eurer Begleiter kam diesen Abend flüchtig in unser Haus und erzählte, wie es Euch gegangen sey; da schickte der Vater die beiden Knechte aus, Euch zu suchen und zu leiten; ich aber dachte, Ihr würdet Euch vielleicht des kleinen Verstecks noch erinnern, in dem wir Kinder uns so oft bargen; ein guter Geist führte mich, ich mußte Euch finden. Aber jezt lasset uns eilen. Wir dürfen nicht auf der Straße bleiben, Ihr müßt Euch jedem Auge entziehen; darum laßt uns den Fußpfad nach Frainvilliers hinunter gehen und von hinten in meines Vaters Haus zu kommen suchen. Noch sind bei uns keine Franzosen, und bis sie kommen, wird der Vater schon einen Rettungsweg ersonnen haben. Geschwind nur, geschwind, ehe die Menschen sich nähern, deren Stimmen ich in der Ferne höre.“

Die Hand, die sich vorhin zurückgezogen hatte, bot sich jezt ohne Widerstreben zur Leiterin an, wurde von dem jungen Manne fest gefaßt, und das Niedersteigen begann. Man konnte leicht bemerken, daß beide des steilen Weges kundig seyn mußten und daß es nicht das erstemal war, daß sie mit einander auf solchen Pfaden gingen. Fest und geschickt faßten die Füße ihren Standpunkt, trotz der Dunkelheit, instinktmäßig die Vertiefungen auffindend, die ihnen ein sicheres Weiterschreiten gestatteten. Drohte des Mädchens leichter Schritt zu schwanken, so umfaßte schützend des Jünglings Arm ihren Leib, und suchte dieser vergeblich eine feste Stelle, so fand Stephaniens Scharfblick sogleich diese aus und leitete des Freundes Bewegung. So waren sie schnell und leise, des schlüpfrigen Bodens ungeachtet, den größten Theil des Berges hinabgestiegen, als Erlachs Fuß auf einen runden Stein gerieth und weder die eigene Kraft, noch des Mädchens

helfende Hand ihn vor einem Falle bewahren konnte, der um so gefährlicher war, als lose Felsenstücke dem Fallenden nachrollten und dann mit dumpfem Geräusche in die brausende Suze stürzten. „Um Gotteswillen, rafft Euch auf!“ rief Stephanie; „es kommen Lichter, man hat uns gehört, Ihr seyd verloren, wenn man Euch erkennt, denn es gibt schlechte Leute genug, die Euch um Gewinn verrathen würden.“ — „Ich habe den Arm hart gequetscht, wenn nicht gebrochen,“ seufzte Erlach; „laß mich, Stephanie, damit Dir nicht um meinetwillen Arges widerfahre; — habe Dank für Deine Freundschaft und geh!“ — „Wenn Ihr glaubt, Rudolph, ich könnte Euch in Gefahr verlassen, so habt Ihr mich nie gekannt,“ sagte kalt und ruhig das Mädchen; „legt Euch längs dieses Steines nieder und haltet Euch still.“ Nun schritt sie gefaßt auf die Leute zu, die mit ihren Laternen näher gekommen waren und sich bereiteten, den Berg an der nämlichen Stelle zu ersteigen, wo das junge Paar herabgekommen war. Es waren Arbeiter aus dem Dorfe, die in Rachenette Geschäfte hatten. „Wenn Ihr hinauf wollt, so müßt Ihr einen andern Weg einschlagen, Gevatter Jaques,“ rief Stephanie. „Ich wollte auch nach Rachenette, Marien zu besuchen, die krank ist, aber auf der Höhe sind Franzosen, die passen dem Rudolph von Erlach auf, der ihnen heute in Sonceboz entsprungen ist, und lassen keinen Menschen vorüber, ohne ihn zu mißhandeln; ich selbst bin ihnen kaum durch die Flucht den Berg herunter entgangen. Wenn Ihr durchaus hinauf müßt, so geht den Fußweg dort hinten im Thal, da seyd Ihr sicher.“ Brummend und scheltend auf die Franzosen, die ihnen eine theure Freiheit brächten, auf ihre Regierung, die nicht genug nachgeben wolle, auf Erlach und seine Gefährten, die mit ihrem Widerstande nur Verderben dem Vaterland bereiteten, machten die Männer rechts um und zogen die Straße, die Stephanie ihnen bezeichnet hatte. Diese aber flog zurück, kniete neben dem Leidenden hin und wollte, so gut es die Lage verstattete, den Arm untersuchen; aber Erlach raffte sich empor, sichtlich mehr um seiner Begleiterin, als um sein selbst willen, und den Schmerz unterdrückend, zeigte er sich bereit, seiner Führerin zu folgen.

Zwischen finstern Tannen und Gestrüpp sich durcharbeitend, gelangten sie bald zu dem Hause des wohlhabendsten Bürgers von Frainvilliers, das sich an die Seite einer großen Schmiede lehnte, deren weiten schwarzen Essen selbst durch die tiefe Nacht bemerkbar waren. Vater Dubois, der früher ein Eigenthum auf dem höheren Juragebirge besessen hatte, war durch Familienverhältnisse bewogen worden, dasselbe mit dieser Hammerschmiede zu vertauschen, und der Beistand des Herrn von Erlach, mit dem er schon früher in Verhältniß gestanden hatte, trug viel dazu bei, ihm eine bedeutende Wohlhabenheit und ein eben so großes Uebergewicht unter seinen Umgebungen zu erwerben. Seine Frau war längst todt und hatte ihm ein einziges Mädchen zurückgelassen, das sein Augapfel wurde und auf welches sich seine und seiner alten Mutter höchste Sorgfalt wandte. Weit entfernt aber, aus eitler Schwäche, oder weil seine Vermögensumstände sich gehoben hatten, Stephanien über ihre Lage zu stellen, ging im Gegentheil sein einziges Augenmerk dahin, die äußern Umstände nicht auf sie einwirken zu lassen, und sie so einfach zu erziehen, als es einer Handwerkertochter geziemte. „Bekommt sie es einst besser,“ sagte er oft, wenn man ihn darüber zur Rede stellte, „so wird sie sich leicht an das Bessere gewöhnen, und ihr Verstand wird sie schnell ihre Stellung und deren Pflichten erkennen lassen; bleibt sie aber in meinem Stande, was ich herzlich wünsche, nun, dann werden keine getäuschten Hoffnungen, keine herabgestimmte Erwartung ihr Leben verkümmern.“ So mußte denn Stephanie von Jugend auf arbeiten, nicht nur wie die Töchter unserer aufflebenden Generationen es gewöhnt sind, sondern ernstlich, mühsam, als hätte sie keine andere Aussicht, ihr Daseyn zu fristen. Der Vater hatte sie, wie dieß in jenen Gegenden und besonders auf den höhern Gebirgen Sitte ist, einen Zweig der feinen Uhrmacherkunst lernen lassen. Stephanie hatte ihr kleines Etabli, wo sie Wochenlang vom frühen Morgen bis zum späten Abend die zartesten Ketten und Federn ausarbeitete, und selten verging eine Woche, in welcher sie nicht die gefertigte Arbeit den Fabrikherrn nach Chaux de fond oder St. Imier brachte. Diese Gänge über das schroffe Gebirge, die das Mädchen zu seiner Belustigung oft abänderte, gaben ihm Behendigkeit und Kraft der Glieder; keine Klippe war der flinken Dirne zu hoch, kein Pfad zu steil.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Abschied der Cholera. Theater.

Die Cholera ist endlich verschwunden, wo nicht aus Frankreich, doch wenigstens aus der Hauptstadt und der Umgegend; sie war plötzlich erschienen, ist aber langsam ausgestorben, nachdem sie nach ihrem ersten Verschwinden noch einmal ausgebrochen war. Ihr Verschwinden ist eben so unerklärlich, als ihr Erscheinen, und wiewohl die Erfahrung den Aerzten über die Behandlung der Krankheit manchen heilsamen Wink gegeben hat, so bleibt sie im Ganzen doch immer noch geheimnißvoll. An Belehrungen, Vermuthungen und Systemen hat es nicht gefehlt; die Pariser Aerzte haben die Choleraliteratur um ein Bedeutendes vermehrt; das Beste daran sind aber ihre praktischen Beobachtungen. Man spürt die Wirkungen der Cholera nur allzusehr in der Pariser Gesellschaft. Wie mancher verdienstvolle Mann, wie manche liebenswürdige Frau fehlt in dem Cirkel, welcher sonst durch ihr Gespräch belebt und erheitert wurde! Wie manche ange-

nehmen Verhältnisse sind gestört, ja völlig vernichtet worden! Wie manche Familien haben ihre Stützen oder doch geliebte Mitglieder zu betrauern und nehmen an öffentlichen Lustbarkeiten keinen Antheil! Indessen ist doch nun einmal die allgemeine Furcht wieder verschwunden. Die Fremden, besonders Engländer, erscheinen wieder, und auch diejenigen Pariser Familien, welche sich nach gesunden Gegenden Frankreichs geflüchtet hatten, kehren allmählig zurück. Daher wird es denn auch wieder lebhafter in Gesellschaften und an öffentlichen Vergnügungsorten, besonders in Schauspielen. Dieß war auch um so nöthiger, da jetzt drei Schauspiele wieder beginnen, welche den Sommer hindurch geschlossen gewesen waren, nämlich die italienische Oper, die Operette und der Cirque olympique, also ein größeres Publikum erforderlich ist, wenn die Schauspieldirektoren ihre Rechnung bei ihren Unternehmungen finden sollen. Daher ist jetzt weit mehr von den Theatern zu berichten, obschon sie auch den Sommer hindurch nicht müßig gewesen sind und redlich das Ihrige dazu beigetragen haben, das Publikum zu zerstreuen und von den furchtbaren Todesgedanken ein wenig abzuziehen. Mancher Schauspieler ward ebenfalls von der Krankheit ergriffen und unterlag derselben; besonders lebhaft empfindet die italienische Oper den Tod des vortrefflichen komischen Schauspielers Pellegrini. Allein es geht mit den Schauspielern, wie mit den Heeren auf dem Schlachtfelde. Fallen Einige, so treten Andere an ihre Stelle, und die Handlung geht ihren Gang, als ob nichts vorgefallen wäre. Auch fehlt es in Paris keineswegs an Schauspielern, und die Provinz kann den eintretenden Mangel beständig ersetzen; diese liefert jedoch nicht die besten, und meistens bilden sich die Schauspieler in Paris selbst. Nur die italienische Oper muß sie fast alle außer Landes suchen. Da der Direktor aber den ganzen Sommer anwenden kann, so fehlt es ihm selten an gutem Erfolg. Der vortrefflichen Sänger gibt es Gottlob noch eine ziemliche Menge, und Neapel, Paris und London spielen sie sich einander sehr brüderlich zu. Aber die Prime Donne sind schwerer zu bekommen; ich meine Prime Donne, welche die gesammte schöne Welt herbeiziehen und nach dem Theaterausdrucke Furore machen. Die vorhandenen kann man auf den Fingern sehr bequem herzählen: die Pasta, die Malibran, die Fodor; das Schlimmste ist, daß, wenn man so glücklich gewesen ist, eine vierte oder fünfte aufzufinden, diese bald eine Gräfin wird und dann für die Bühne verloren geht. Von den drei erwähnten hat der Direktor dieses Jahr keine bekommen können und sich mit einer Prima Donna begnügen müssen, von der man freilich in Italien viel Rühmens machte und die einen fünfsylbigen Namen führt, was etwas Seltenes in Italien ist. Sie heißt Boccabadati und ist noch eine junge, ziemlich hübsche Sängerin mit kleinen, geistreichen Augen. Ich sah sie in der Rolle der Rosine des Barbiers von Sevilla; sie trat zum zweiten- oder drittenmale auf und war so furchtsam, daß sie am ganzen Leibe zitterte. Ob man ihr vor dem Pariser Publikum Angst gemacht hatte, oder ob sie von Natur schüchtern ist, weiß ich nicht. Bei der letzten Vorstellung soll man einer andern Sängerin, der Grisi, mehr Beifall gezollt haben, als ihr, was ihr vermuthlich sehr zu Herzen gegangen war, und in der That für sie von großer Wichtigkeit ist; denn wenn sie gleich Anfangs weniger gefiel, als eine Sängerin zweiten Ranges, so stand ihr Ruf und ihr Gehalt auf dem Spiele, und sie konnte beides in Paris verlieren. Daher mochte ihr das Pariser Publikum, in dessen Händen ihr Schicksal stand, außerordentlich furchtbar vorkommen. Dieß wirkte Anfangs nachtheilig auf ihre Stimme. Hernach erholte sie sich ziemlich und ward vom Publikum stark aufgemuntert.

(Die Fortsetzung folgt.)

St. Petersburg, Oktober.

(Fortsetzung.)

Die Feuersbrunst im Juni. Schlechter Sommer.

Die am 8ten Juni Mittags hieselbst im Moskowischen Stadttheile ausgebrochene Feuersbrunst war bei weitem gefahrvoller und größer, als die meisten der frühern in Petersburg. Im Ganzen sind 154 Häuser mit ihren Nebengebäuden ein Raub der Flammen geworden; davon im Moskowischen Stadttheile 29 steinerne und 17 hölzerne, in der Karetnaja 47 steinerne und 61 hölzerne. Groß ist zwar das Unglück, welches an diesem Tage einen Theil Petersburgs in Asche gelegt, aber auch groß die Mildthätigkeit der ehrenwerthen Bürger dieser Stadt, wenn es gilt, der leidenden Menschheit Hülfe und Rettung zu bieten, und sie haben bei dieser Gelegenheit ihren stets regen Sinn zur Unterstützung der Unglücklichen durch beträchtliche Beiträge neuerdings auf das Schönste bethätigt. Außer einer, gleich Anfangs angewiesenen beträchtlichen Summe, hatte der Kaiser befohlen, auch die Summen, die zu dem im Juli bestimmten großen Feste in Peterhoff ausgesetzt waren, dem Unterstützungskomité der Abgebrannten einzuhändigen. In den hundert Jahren seit der Gründung Petersburgs ereigneten sich nur zwei große Feuersbrünste, denen man die vom 8ten Juni d. J. an die Seite stellen kann. Die eine brach im August 1736 um Mittagszeit in einem am Ufer der Moika gelegenen Hause durch die Unvorsichtigkeit der Dienerschaft des damaligen persischen Gesandten aus; diese Leute rauchten ihre Pfeifen im Hofe, ein Funke fiel auf Heu und eine halbe Stunde darauf standen dieses und die benachbarten Häuser in Flammen. Mehr als 1000 Häuser wurden in Asche gelegt, und einige Hundert Menschen sollen dabei umgekommen seyn. Im Jahr 1780 kam am zweiten Pfingsttage Feuer im Kaufhofe aus und verursachte einen Schaden von mehr als zwei Millionen Rubel.

Unser ohnehin so kurzer Sommer, den im Jahre 1815 der persische Gesandte den grünen Winter nannte, verdiente dießmal kaum den Namen Sommer, da er uns fast täglich nur Kälte, Wind und Regen brachte; der schönen Tage gab es nur sehr wenige, und recht schwüle, drückende Hitze, wie sie sonst in dieser Jahrszeit hier zu herrschen pflegt, hatten wir dießmal gar nicht. Mit Anfang des Sommers und eintretender warmer Witterung, gewöhnlich Ende Mai a. St., verläßt hier ein Jeder, der es nur irgend möglich machen kann, mit seiner Familie die Stadt und begibt sich auf's Land, um während des zwar kurzen, aber dafür gewöhnlich desto heißern Sommers, wo die Hitze in unsern großen, ungeheuern Steinhäusern kaum zu ertragen ist, der frischen, reinen und kühlen Landluft zu genießen, was hier wirklich mehr Bedürfniß ist, als in irgend einem andern Orte. Der Zweck dieses Landlebens ist nun dieses Jahr großentheils verfehlt worden, und die öffentlichen Spaziergänge waren wenig besucht. Jetzt hat sich schon Jeder wieder in seine solide, warme Stadtwohnung zurückgezogen, da auch die Hoffnung auf einen schönen August, der uns zuweilen noch recht angenehme, warme Tage bringt, unerfüllt geblieben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 273.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 14. November 1832.

Den Werth muß innerer Gehalt uns zeigen,
Nicht äußrer Prunk. Jung ist sie, weise, schön;
Damit gab ihr Natur ihr reichstes Lehn
Und angeborne Ehr'.

Shakespeare.
Ende gut, Alles gut.

Die Nacht im Juragebirg.

(Fortsetzung.)

Die Gewohnheit, sich in vorkommenden Fällen selbst zu berathen und zu helfen, hatte Stephanie nichts Freches, nichts Rohes, sondern nur eine ruhige Festigkeit und einen ungemeinen Scharfsinn gegeben, der sich in allen Verhältnissen ihres Lebens kund that und ihrem Umgang einen eigenthümlichen Reiz verlieh. Dabei war sie nichts weniger als unwissend in demjenigen, was dazumal einem Mädchen bessern Standes zu kennen geziemte. Seit ihren frühern Kinderjahren bis zu der Zeit, wo sie als erwachsen gelten konnte, hatte ihr Vater sie täglich einige Stunden nach dem nahen Städtchen Biel geschickt, wo sie Unterricht in weiblichen Arbeiten und Religion empfangen hatte. Während eines Theils dieser Lehrstunden machte Stephanie nähere Bekanntschaft mit dem jungen Erlach, dessen Vater nahe bei Biel an dem schönen See ein Landgut besaß und, wie schon gesagt, des alten Dubois Beschützer war, der in frühern Zeiten dem Erlachschen Hause als Diener angehört hatte. Rudolph von Erlach war eines jener einfachen, kräftigen Gemüther, wie manche Epoche der Schweizergeschichte sie geliefert hat. In seiner ersten Jugend durch einen Mann von altem Schrot und Korn gebildet, war sein Herz fähig geworden, sein Vaterland mit heißer Liebe zu umfangen und in der tiefen Ruhe seiner einzelnen Theile, in dem glücklichen Frieden des Ganzen, in der Achtung für die höhern Dinge im Leben, die damals noch ziemlich allgemein herrschte, Entschädigung zu finden für den Mangel an feinerer Kultur und Sitte, für manche fehlerhafte Institution, für so viel Einseitiges, das man allerdings in jener Zeit den Schweizern vorwerfen konnte. Seine Seele war nicht leicht zu bewegen und einzunehmen, aber was sie einmal mit Liebe erfaßt hatte, das haftete fest in ihr und keine Umstände, kein Zeitraum vermochten sein Gefühl zu vernichten.

Als er von Bern in einem Alter von fünfzehn Jahren zu seinem Vater zurückkehrte, hatte dieser dem alten Dubois seine Gunst so ganz zugewendet und von ihm so manchen Dienst empfangen, daß er selbst vorschlug, Stephanien, der er immer wohl gewollt hatte und die früher schon eine Spielgefährtin seines Sohnes gewesen war, in einigen Fächern den Unterricht mit demselben theilen zu lassen. Man konnte nicht leicht ein lieblicheres und verständigeres Wesen sehen, als das Mädchen damals schon war. Ausgerüstet mit allen Fähigkeiten des Geistes und dem feinen Sinn, mit dem zuweilen die Frauen vorzugsweise vor den Männern begabt sind, fesselte sie mehr und mehr die Aufmerksamkeit des jungen Erlach, dessen Bewunderung sich bald in eine wärmere Empfindung verwandelte, ohne daß er sich von dem allmähligen Uebergang von einem Gefühl zum andern hätte Rechenschaft ablegen können. Die Stände waren damals in einigen Städten der Schweiz in außerordentlich scharfer Linie geschieden, schärfer beinahe, als der Adel in dem übrigen

Europa von der Bürgerschaft. Auf einigen begünstigten Familien ruhte die Regierung des Staates, ihre Vorrechte waren groß, so wie das Ansehen, in welchem sie standen, und die Erhebung eines gemeinen Mädchens zu einer Frau von Erlach wäre eine so unerhörte Sache gewesen, daß dem stolzen Patrizier die Möglichkeit eines solchen Gedankens nicht einmal beifiel und der Sohn, in solchen Grundsätzen erzogen und gebildet, seiner Neigung zu Stephanien eher jeden andern Namen, als den der Liebe gegeben haben würde. Der alte Dubois hingegen war um so weniger von der Ahnung dessen, was geschehen konnte, frei, als er die Vorzüge seiner Tochter nicht verkannte; aber er suchte früh ein Gegengift für mögliches Uebel zu bereiten, indem er einen Zug von Stolz in dem Charakter des Mädchens sorgsam ausbildete, der ihr niemals erlaubt haben würde, sich in irgend ein Verhältniß gewaltsam zu drängen, und überdieß glaubte er auf die eigenthümliche Festigkeit bauen zu dürfen, mit der sie immer so handelte, wie sie es der Klugheit gemäß achtete. Die beiden Alten vergaßen, daß es eine Leidenschaft gibt, deren Wirkungen die festesten und gediegensten Grundsätze zerstören und zu jeder Lebensklugheit unfähig machen können.

Ohne sich selbst zu gestehen, warum es geschah, suchte der junge Erlach nach und nach die Gelegenheiten zu mehren, die er haben konnte, Stephanien zu sehen. Der Weg nach Frainvilliers war ein angenehmer Spaziergang, die Schatten des kleinen Thälchens so anziehend und der alte Dubois in manchen Fällen ein so verständiger Rathgeber. Unter diesem oder jenem Vorwande wanderte Rudolph erst wöchentlich, dann beinahe täglich nach der Hammerschmiede. Was in der Zeit dieser ersten Regungen des Herzens in des jungen Mädchens Brust vorging, hat nie Jemand in Erfahrung gebracht, und kaum mag sie sich selbst gestanden haben, welch einen großen Antheil sie an dem Jünglinge nahm, der zuerst sie den ganzen Werth ihrer Weiblichkeit fühlen lehrte.

So, im wechselvollen Spiel einer erwachenden Leidenschaft, die von dem einen Theil ganz verkannt, von dem andern kaum leise geahnt wurde, kam die Zeit heran, wo der junge Erlach, wie jeder Patrizier seines Alters, eine Universität beziehen sollte. Die Trennung auf mehrere Jahre hätte, durch den Schmerz, den sie verursachte, den beiden jugendlichen Wesen beinahe ihre Empfindungen deutlich gemacht; doch ging sie vorbei, ohne irgend einen Schritt von Bedeutung herbeizuführen, und eine lange dauernde Abwesenheit schwächte sogar die bunt prangenden Farben, mit denen das Bild des Einen in dem Herzen des Andern gezeichnet war. Drei Jahre waren dahin gegangen, als Rudolph von Erlach, zum Manne gereift, die heimathlichen Gegenden wieder betrat. In jeder Hinsicht ausgebildet, zu den größten Hoffnungen berechtigend, erregte er allgemeinen Jubel unter seinen Verwandten und Freunden, und der Wiederhall tönte bis in die Hammerschmiede von Frainvilliers. Ob das Lob, das ihrem Jugendfreunde gespendet ward, Stephaniens Brust stärker pochen machte, bleibt ungewiß; aber das erste Wiedersehen war für Erlachs Gefühle entscheidend. Was er als Jüngling nur geahnt, was er vielleicht, wenn es sich zu deutlichen Gedanken reihen wollte, weit von sich geworfen hatte, das drängte sich ihm als klar empfundene Gewißheit auf, als er zum erstenmal der Gespielin frisch aufgeblühten Jugendreiz, ihr ganzes Wesen betrachtete, als er den süßen Ton ihrer Stimme hörte und in die funkelnden Augen sah, die sich ihm in holder, aber zurückhaltender Freundlichkeit erschlossen. Die Welt und sein eigenes, zum Bewußtseyn gelangtes Herz hatten ihn jeder Täuschung seiner Gefühle entrissen. Die Bilder einer freundlichen Vergangenheit, die jetzigen Regungen seiner Brust gestalteten sich zu bestimmten Wünschen, zu der klaren Ueberzeugung, daß er Stephanien mit Leidenschaft liebe, daß schon in längst entschwundener Kinderzeit seine Seele mit der ihrigen vereinigt gewesen sey, und daß er ohne des Mädchens Besitz kein Glück auf Erden finden könne. Wie diese Gewißheit mit Stand und Reichthum, mit den Ansichten seines Vaters, mit seinen Hoffnungen als Patrizier seiner Vaterstadt übereinstimme, darnach fragte Rudolph von dem Augenblicke an nicht mehr, als er mit der ganzen Gewalt einer unverdorbenen Jugend seine Liebe empfand, oder wenn er noch dieser Hindernisse gedachte, so geschah es nur, um auf Mittel zu sinnen, dieselben zu überwinden. Deutlich und offen, wie es sein Charakter mit sich brachte, zeigte er nun sein Gefühl für das Mädchen. Täglich kam er nach Frainvilliers, sein erster Blick, wenn er eintrat, fiel auf Stephanien, seine erste Frage, wenn er sie nicht fand, war nach ihr, und das Auge, das er auf sie heftete, die Stimme, mit der er gleichgültige Worte mit ihr sprach, enthielten so bestimmte Liebeswerbungen, daß es weiter keiner andern bedurfte, um verstanden zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wenn sie mir nur nicht mein Kind nehmen.

(Beschluß.)

Einmal lächelte der bleiche Mann, als wir von der Cholera sprachen. Gegen die Schrecken, welche jeder Tag seit dem von Ostrolenka über Warschau gebracht, sey ihnen die Cholera vorgekommen wie ein Schnupfenfieber. Es starb Einer, es starben Hunderte daran. War sterben das Aergste? Es sprach zuletzt Niemand davon.

„Und wie sieht es jezt eigentlich in Warschau aus?“ fragte ein Hinzugetretener. Auf unsern Lippen hatte sie längst geschwebt die Frage, aber wer hätte sie thun mögen? „Ruhig,“ antwortete er mit ruhigem Blicke, und sah zu Boden. Er hatte die Erschütterung bekämpft. Er war wohl schon oft so gefragt worden. Der Fragende las nicht auf seinen Lippen, welche Ruhe der Pole meinte. Er fragte weiter, was sich denn eigentlich geändert, wie die Verwaltung gehandhabt werde, ob das Grundeigenthum sich erhole? Der Fremde entgegnete mit demselben Tone: „Die Pfandbriefe steigen.“

Der Fragende mußte ein genügsamer Mann seyn, er war befriedigt. Ich sah ihn nachher in engeren Kreisen; er sprach fließend und angenehm vom Glück der Ordnung, von der Wohlthat der Gesetze. Es gibt so glückliche Leute, die um ein Wohlfeiles Harmonie in die ganze Welt bringen. Kann nicht der Bauernknecht, der im Schweiße seines Angesichts pflügt, sich freuen am duftenden Veilchen, das neben der Furche stehen bleibt? Wenn er darin nicht Lohn und Trost findet, ist's seine Schuld. Mit einem Pflaster aus einem Stückchen Leinwand bedecken sie alle Wunden der Erde. Aus den Mittheilungen des behaglichen, zufriedenen Mannes hat vielleicht Jemand einen Artikel für die Zeitungen gemacht, wie glücklich es jezt in Polen aussieht, seitdem die gesezliche Ordnung zurückgekehrt ist.

Warum ist der Bürger aus Warschau kein Held geworden? fragte ich mich. Wie er da still saß, was in ihm kochte, niederkämpfend, nicht die Miene verziehend — dazu gehörte ein anderer Heldenmuth als Dwernicki's, der beim Schall der Trompeten sich in die Feinde stürzte. Dwernicki stürzte sich hinein um Sieg und Ruhm; was glänzte meinem Polen? —

Es kamen noch Andere herzu, die sich Mühe gaben, ihm Nachrichten, Mittheilungen zu entlocken; es waren wirklich theilnehmende Seelen darunter, die gern erfahren hätten, wie es traurig aussieht auf Warschaus verödeten Märkten, in den zerstörten Häusern, die gern ihm die Hand gedrückt, gern eine Thräne mit ihm geweint hätten. „Was hilft es Ihnen, was hilft es mir, meine Herrn?“ antwortete er. „Ich weiß nichts von Warschau, ich will nichts davon wissen, und bei Gott! es ist das Beste. Ich gehe nicht auf den Markt, nicht in's Kaffeehaus, nicht vor's Thor, nicht in Gesellschaft, ich lese kein Buch, ich lese keine Zeitung, ich weiß nichts, was in der Welt, was in Polen, was in der Stadt außer meiner Fabrik vorgeht. In der arbeite ich von Sonnenaufgang, bis sie untergeht, ich arbeite wie ein Knecht, ich spreche mit Niemand, als dem ich verkaufe und von dem ich kaufe, ich verstopfe die Ohren, wenn man mir etwas sagen will, was nicht zu meinem Geschäft gehört, und wenn nichts mehr zu arbeiten ist, dann gehe ich müde auf dem nächsten Wege in meine Wohnung und lege mich schlafen, bis ich wieder aufwache und arbeiten kann, und so lebe ich glücklich. Sie sehen, meine Herrn, man kann auch in Warschau glücklich leben.“

Er war aufgestanden und griff nach dem Hute. Und da perlte eine Thräne in seinem Auge. Ich ergriff seine Hand: „Sie wollten noch etwas sagen?“ — „Alles, Alles!“ rief er übermannt; „wenn sie mir nur nicht mein Kind nehmen!“ Er schlang den Arm um den Knaben und sah mich an mit einem Blicke, der mir wieder sagte, was das Alles, Alles! sey. „Wer könnte das!“ rief ich bestürzt. „Unsere Zeitung beweist, daß es verläumderische Gerüchte sind. Nie kann man die Absicht haben, mit Gewalt das Kind aus den Armen des liebenden Vaters, der besorgten Mutter zu reißen. Das wäre mehr als unmenschlich; es ist unmöglich und gewiß leere Erfindung.“ — „Glauben Sie Ihrer Zeitung,“ entgegnete er, „Sie haben Recht und thun sehr klug. Ich will es auch versuchen und mich auf Ihre Zeitung abonniren.“

Später entsann ich mich, daß ehedem von den umziehenden Gauklern und Seiltänzern in Polen viele Kinder ihren Eltern, oft aus den höchsten Familien, geraubt wurden. Man zwang sie durch Hunger und Schläge, Vater und Mutter, ja den Namen ihres Heimathortes zu vergessen. Die dämmernde Erinnerung verhalf nicht immer dem spät Rückkehrenden, wie jenem Lord Montague und dem Walter Scottschen Lieutenant George Brown, zur Wiedererkennung; denn das poetische Maal und Wahrzeichen pflegt in der Wirklichkeit von heute nicht jedem Kinde eingeprägt zu seyn. Was auch soll ein Kind, das die Sprünge der Seiltänzer und Klettern gelernt von einem Schornsteinfeger, das eine andere Sprache spricht und andern Sitten gehorcht, nach fünfzehn, zwanzig Jahren im Hause seiner Eltern! Aber daran denkend, erklärte ich mir, wie so viele Kinder jezt wieder in Polen verschwinden konnten.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Oktober.

(Beschluß.)

Neue Bauten. Neues Pflaster.

Petersburg, unbestreitbar schon jezt die schönste Stadt Europas, ja vielleicht der ganzen Welt, wird von Jahr zu Jahr noch immer mehr verschönert, und Jemand, der nur einige Jahre abwesend gewesen, wird bei seiner Rückkehr manche Gegenden und Parthieen der Stadt kaum wieder erkennen. An der neuen Isaakskirche, an der nun schon seit einer Reihe von Jahren gebaut wird, treten nunmehr die Wände der Façade hervor. Die alte Isaakskirche wurde im Jahr 1812 beendigt und soll $6\frac{1}{2}$ Millionen Rubel gekostet haben; zum Bau der neuen Kirche, die ganz auf derselben Stelle steht, wird jedes Jahr eine Million verwandt. Sie

bildet ein Viereck, welches auf allen Seiten ein Seitengewölbe und in der Mitte eine große, hoch über das Ganze hervorragende Kuppel erhält. Jede Seite hat einen Portikus von 22 korinthischen Säulen, deren jede aus einem einzigen Granitblock besteht. Diese Säulen haben, bis auf die vor einigen Wochen aus Finnland angekommene, ungeheure Granitsäule von etlichen und achtzig Fuß Höhe, die zum Denkmal des Kaisers Alexander bestimmt ist und über die ich in meinem nächsten Berichte ausführlichere Details geben werde, ihres Gleichen nicht in Europa. Sie übertreffen die der Paulskirche und selbst die aller Göttertempel des Alterthums, allein die Säule des Pompejus zu Alexandrien ausgenommen. Die Granitsäulen des Pantheons, welche bisher für die prächtigsten Granitstämme galten, haben 38 Fuß Höhe und 14 Fuß im Umfange; die hiesigen haben eine Peripherie von 23 Fuß und eine Höhe von 56 Fuß, und das erste Gesims des Baues, mit Einschluß der Treppenlagen, kommt mehr als 70 Fuß hoch über der Erde zu stehen. Die Kuppel wird rings von kolossalen Säulen getragen, hinter denen Bogenfenster das Licht auffangen; die Wölbung bekommt die Form der Peterskirche. Diese Kirche ist wohl eines der größten Wunder der neuern Zeit. Montferrand ist der Name des Architekten, der dieses Riesenwerk unternommen. Es ist derselbe, der die erste Idee zu der erwähnten ungeheuern Säule gehabt und auch das ganze Unternehmen geleitet hat. — Obgleich die Zahl der Wohngebäude sich hier mit jedem Jahre vermehrt, so hat das doch nicht, wie man wohl glauben sollte, den erwarteten Einfluß auf die Hausmiethen, die deßhalb um nichts billiger werden, was wohl ein deutliches Zeichen der immer zunehmenden Bevölkerung und des wachsenden Wohlstandes Petersburgs ist. In den bestgelegenen Straßen, besonders der schönen, breiten, aus lauter pallastähnlichen Gebäuden bestehenden, wohl eine deutsche Meile langen Hauptstraße unserer Stadt, der Newskischen Perspective, sind die Miethen unerhört theuer. Es ist nichts Seltenes, daß Einwohner, namentlich Magazinisten und andere Gewerbtreibende, eine jährliche Miethe von 7 — 12,000 Rubeln, und zuweilen noch mehr für ein, zwar sehr schönes, aber doch nicht gar großes Lokal bezahlen.

In keiner Stadt der Welt wird wohl so viel und so schnell gefahren, als hier; eine natürliche Folge davon ist die, daß das Straßenpflaster dadurch sehr leidet, und wirklich muß fast alljährlich jede Hauptstraße umgepflastert werden, was mit sehr viel Unbequemlichkeit und Kosten für die Hauseigenthümer verbunden ist. Seit mehreren Jahren hatte man nun bereits an verschiedenen Orten Versuche gemacht, in den Straßen einen Fahrweg aus ungefähr einen halben Fuß dicken, aufrechtstehenden, sechseckigen Holzblöcken anzulegen, die genau und fest ineinander gefugt, dann getheert und mit Sand bestreut werden. Da sich diese Proben als sehr zweckmäßig und dauerhaft erwiesen haben, so ist nun in der Newskischen Perspective statt der Chaussee, die bei trockenem Wetter einen unerträglichen, durch die Fensteröffnungen und Spalten in die Häuser dringenden Staub und bei regnichtem Wetter einen gewaltigen Koth verursachte, ein solcher hölzerner Fahrweg angelegt worden, der stets rein und trocken bleibt und auf dem die Wagen mit der größten Schnelligkeit, Leichtigkeit und ohne Stoßen und Geräusch, gleichsam wie auf einer Packetdiele, dahinrollen. So nimmt unsere herrliche Kaiserstadt zugleich an Umfang, Schönheit und Erleichterung der Kommunikation von Tag zu Tag zu und vereinigt in ihrem Schooße immer mehr Gegenstände des Stolzes ihrer Bewohner und der Bewunderung des Fremden.

r.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Die Oper.

Ich habe an der Boccabadati keine so ausgezeichnete Stimme, wie die der Sontag oder der Pasta, wahrnehmen können. Sie hat eine Nasenstimme, die durch fleißige Uebung sehr ausgebildet worden ist, aber doch immer eine Nasenstimme bleibt, das heißt, keine volle und helltönende ist. Mit einer solchen Stimme erhebt sich aber eine Sängerin schwerlich zur Stufe, worauf die oben angeführten großen Sängerinnen stehen. Dagegen hat die italienische Oper dießmal einen vortrefflichen Sänger statt des abgegangenen Lablache erhalten, nämlich den Tamburini. Er spielte den Figaro im Barbier von Sevilla. Bei seinem ersten Auftreten mit der Zither war er voll Leben und Lustigkeit, aber von ganz eleganter Art. Solch einen Figaro kann nur Italien liefern. In unsern kältern Gegenden bringt die Natur selten solche lebenslustige, graziöse Gestalten hervor. Die Arie, die Rossini für die Entree gesezt hat, ist ganz dazu geeignet, dem auftretenden Sänger sogleich ein Uebergewicht über alle andern zu geben. Vielleicht ist sie aber etwas zu brillant; wenigstens wird dieses brillante Wesen in der Rolle nicht ganz durchgeführt, obschon der Tonsetzer den Figaro mit besonderer Vorliebe behandelt hat. Bordogni, als Graf Almaviva, der doch sonst ein guter Sänger ist, erbleichte ganz vor dem glanzreichen Figaro. Uebrigens waren alle untergeordneten Rollen wohl besezt und die Darstellung überhaupt sehr befriedigend, wie denn alle Rossinischen Opern hier unter den Augen des Maestro vortrefflich gegeben werden. Der Trägste aller dabei Betheiligten ist der Maestro selbst, von dem man nichts Neues mehr erscheinen sieht. Freilich hat er genug zu seinem Ruhm geliefert und könnte allenfalls auf seinen Lorbeern ausruhen; allein da er noch in seinen besten Jahren ist und sich in einer bequemen Lage befindet, die es ihm gestattet, ganz seiner Kunst zu leben, so meint man, es sey etwas zu früh zum Einschlafen. Die große Oper hätte gern einige Pendants von ihm zum „Grafen von Ory," zum „Moses" und zum „Wilhelm Tell;" denn Auber arbeitet gar zu leichtfertig, und seine Oper „der Schwur," wozu ihm Scribe abermals den Text nach der bekannten Anekdote von den Falschmünzern geliefert hat, welche in den unterirdischen Gängen einer verlassenen Burg ihr Unwesen trieben, hat bewiesen, daß er es sich jezt ein wenig zu bequem macht, oder daß er zu schnell und zu viel sezt. Es ist Schade, daß diese Oper, mit der sich auch Scribe keine große Mühe gegeben hat, verfehlt worden ist. Es hätte etwas Gutes, ja Vorzügliches daraus werden können, wenn sich Dichter und Tonsetzer wenigstens so viele Mühe gegeben hätten, als z. B. bei der Stummen von Portici. Indessen hat das Ganze doch einen gefälligen Charakter und wird wahrscheinlich auch anderswo Beifall finden, vielleicht aber nicht überall ohne einige Abänderungen; z. B. die Scene, worin Auber ein Bulletin de la grande armée, nämlich den Kriegsbericht über die Schlacht bei Austerlitz in Musik gesezt hat, wie Boyeldieu eine Versteigerung in der Oper „die weiße Frau," wird wahrscheinlich anderswo ein Bischen modifizirt werden. Jezt sollen beide an einer andern und bessern Oper arbeiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 116.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 274.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. November 1832.

Offnen Ohres, offnen Mundes hingen
Am Gesange der Göttingen Alle,
Wurden Amatoren, Virtuosen,
Famuli und Famulä der Musen.

Herder.

Neapolitanische Briefe.

September, 1832.

Theater. — Wenn man von dem Lande der Musik und Gesänge reden hört, so träumt man gewöhnlich von nichts als von Zither und Guitarre; man hört von jeder Teeeasse einen liebenden Tenor dem auf der Straße klagenden Alto antworten; He. v. L. hörte das mit eigenen Obeen — ach, die feinen Ohren! Man sieht die Winzer und Winzerinnen im Schatten einee Ulme ihre natürlichen Reihen schlingen, während die Mandoline und die Flöte ihre Schritte taktmäßig hebt und fallen läßt; Alles singt und klingt, und nun in dee Wirklichkeit das eintönige, gellende Geschrei der Obstverkäufer, dee Gondolieei, das Mauern sprengen kann, geschweige denn Trommelfelle; die plärenden, lang und träg gezogenen Disphonien heimkehrender Bauern, wo Vater und Sohn auf einem Esel sitzen; die ewige Wiederhohlung der ewigen Tarantella, wo man in Zweifel steht, ob Geige oder Kehle mehr geboesten sey; heisere Bettlergurgeln und ihre Brodschwesteen, die wandernden Orgeln dee Betäubung, die abeuzzisischen Dudelsackpfeifen dee Ohrenkasteiung. Frage jeden Fremden, dee hiee gewesen, ob er sich bei Volksgesängen nicht ehee die Ohren zugehalten, als noch den Mund dazu geöffnet? wie selten er die Gassen auf und ab eine gut behandelte Guitaree nebst Begleitung, eine ansprechende Harmonie von Stimmen oder Instrumenten gehört habe? wie selten er auch in den sogenannten Akademien, den Abendgesellschaften, ein gutes Forteplanospiel gehört, wenn nicht etwa ein Künstler vom Fach bei der Hand war, der sich dee undankbaren Unterhaltung opferte? Ja, es würde dir gewiß jeder sogae behaupten, daß im Allgemeinen niegends weniger Musik getrieben wird, als eben in Neapel, und doch ist und bleibt Neapel die Stadt dee Gesänge, der Parnassus der musikalischen Talente, die Quelle der schönsten Melodien, die sich übee Europa ergossen, die Bildnerin der Rossini, Zingarelli, Donizetti, Pacini, Caraffa, Bellini, Lablache, Rossi. Wie ist dieser Widerspruch zu erkläeen? Die Thatsache ist einmal richtig und unläugbar und beweist vorerst, daß wir Unrecht haben, wie nichts die nichts zu glauben, der italienische Himmel hänge voll von Flöten und Baßgeigen, daß der Gesang nicht nur in der reinern Luft und der gewölbtern Beust liegt, daß die Musik nicht blos ein Kind der Natur und ihee Produkte leichte Aeußerungen innerer Seelenstimmungen, sondern tief gedachte, sehr oft mit zerstöeender Ansteengung und in düstern Kammern ausgearbeitete Ideen sind, kurz, daß die Musik eine schwere Kunst ist, die mit Fleiß, Angewöhnung, Studium mehr noch, als durch bloße Talente erworben wird, daß sie eine Schule fordert, wie sie eben seit langer Zeit in Neapel sich eehalten hat. Wir schlürfen freilich leichtsinnig genug die süßen Harmonien wie Falerner und Kapri hinunter; aber die Harmonien wachsen nicht wie der Kapri

und der Falerner. Das Genie, sagt ihr, wird geboren; ich meine auch so: aber wenn es nicht entwickelt wird, so ist es todtgeboren. Zugegeben, daß die Anlage zur Musik in diesem Lande, wo die Leidenschaften heißer glühen, die Einbildungskraft kräftigere Töne leiht, wo die reine Luft in einem zartern Verhältnisse zu dem Schalle, zu der Stimme steht, wo jedoch die Stimme der Natur nicht in dem Wechselgesang murmelnder Bäche und rauschender Haine, in den flötenden Arien der Waldbewohner und den Akkorden romantischer Echos laut wird und das Herz mit Freudebeben durchschauert; zugegeben, daß das Genie hier bestimmter von der Natur berufen werde als anderswo, so ist doch immer allein die Schule im Stande, dasselbe zu entwickeln und in's Leben einzuführen. Das hiesige Conservatorio hat seinen Werth eher gesteigert als vermindert; noch immer dirigirt es der philosophische Takt des alten Zingarelli, und die jungen Künstler unterwerfen alle freiwillig ihre Arbeiten seiner Kritik. Glaubst du, ich lobe nicht gerne? oder meinst du, ich widerspreche mir, weil ich früher einmal vom Kunstuntergang sprach? Die Kunst, sagte ich, hat nichts zu hoffen vom Hofe, sie müßte untergehen, wenn sie keine andere Aussichten hätte. Die Künstler treiben die Musik nicht wie im Himmel zum reinen Vergnügen, und die Dilettanten werden nie Künstler; Gewinnst und Ehre müssen reizen, wenn man dem Publikum seine ganze Thätigkeit widmen soll. Und diese Aussicht findet der Schüler des Conservatorio besonders in der Opera seines Landes. Die Kirchenmusik ist ein viel undankbareres, magereres Feld; was hat die Kirche je für die Kunst gethan? Doch hierüber später.

Wer auf einer Reise durch Italien auch nur gleichsam aus dem Postwagen herausguckt, dem wird gewiß die große Menge von Opernhäusern nicht entgehen; zählt dieselben in allen Ländern Europas zusammen, so bringt ihr die Zahl der italienischen nicht heraus, deren ihr in jeder der so vielen Provinzialstädte von irgend einiger Bedeutung antrefft. Ich rede hier nicht von vorübergehenden Aufführungen, sondern vom stehenden Theater. Der Schluß aber, daß der Italiener musikalischer sey, weil er mehr Opernhäuser besitze als andere Länder, wäre ungefähr so richtig, als jener von Kirchen auf Frömmigkeit; wollte man die süße Last gar dem Klima aufbürden, so müßte man sich verwundern, warum es in Südfrankreich, in Spanien &c. nicht eine ähnliche Menge Opernhäuser gäbe. Aber woher kommt es denn? Muß man denn die Gründe für eine Sache immer in der Sache selber aufsuchen? können die Gründe der nämlichen Erscheinung nicht sehr vielfach, sehr verschieden seyn? Die Opern werden freilich fleißig besucht, die Sänger gut bezahlt und übel kritisirt; das beweist aber nicht für den Geschmack der Italiener. Was hätten die Kritiker sonst zu kritisiren und wo sollten die Gelangweilten sonst Unterhaltung finden? Die Oper ist einmal da und man geht hinein, gewinnt auch durch lange Gewohnheit ein scharfes, unterscheidendes Ohr und eine Kunstrichtermiene. Das beweist wieder nicht für den ursprünglich guten Geschmack. Es frägt sich immer noch, wie sind die vielen Theater hergekommen, die ihnen den feinen Takt beigebracht haben? Die italienische Aesthetik würde in dieser Hinsicht wenigstens in eine arge Klemme gerathen für ihren Stammbaum. Ich habe immer bemerkt, daß wir andern Fremden uns stets geärgert haben, wie diese Leute in den Opern, einerseits unachtsam und gelangweilt, oft mit sehr unmusikalischen Gegenständen beschäftigt sind und ohne alle Rücksicht die Ohren ihrer Logennachbarn betäuben, dann aber andernseits, wenn die Gepriesene auftrat, wenn die Bravourarie erscholl, plötzlich für einen Moment stille und dann rasend wurden, und ebenso leicht aus der Raserei wieder in die gleichgültigsten Gespräche zurück verfielen. Man erklärte mir, die Oper sey schon das zwanzigste Mal gegeben worden; und die Arie? ja, die Arie ist immer neu! Gerade diese Arienklauberei beweist, daß ihr die Oper nicht studirt, daß ihr das Orchester nicht zu würdigen wißt, kurz, daß ihr keinen musikalischen Sinn habt und nur gute Ohren; und euer tobendes Rufen, euer ohrzerreißendes Klatschen, dieses viehische Wiehern der Freude, wie unnatürlich, wie unharmonisch reiht es sich an die Harmonie selber an! wie können Ohren, die eben vom Wohlklange entzückt wurden, mit diesen Mißtönen sich vertragen? Erzeugt denn die Symphonie solche Disphonie? So drückt der Ochs seine Zufriedenheit und der Esel sein Entzücken aus. Dieses Klatschen ist kein Beifall, die Ergriffensten klatschen nicht, es ist nicht Bedürfniß; denn ihr klatschet nicht, wenn der König da ist. Ihr wollt nur eitel kunstrichtern für euern mezzo-scudo, ihr tyrannisirt den Sänger wie euern Bedienten, weil ihr ihn zahlt, ihr wollt ihm beweisen, daß ihr die Arbeit versteht, die er euch eben abgeliefert. Wie sehr sticht diese Klatschgewohnheit gegen den zartfühlenden Sinn eines gebildeten Publikums ab, wie ich es vor sechs Jahren z. B. in Dresden bei Aufführung der Euryanthe beobachtet habe und nie vergessen werde. Diese Wuth ist hier nicht bloßer Ausbruch der Parterrejugend, sondern Ausdruck aller Balchi; ja auch das Schlagen mit den Stöcken, das Stampfen mit den Füßen gilt für Beifall, und man führt in Rom sogar zwei hölzerne Disken in den Händen, die man zusammenschlägt, um die Freude deutlicher auszusprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Nacht im Juragebirg.

(Fortsetzung.)

Was in frühern Jahren ohne große Bedeutung schien, wurde jezt von den Umgebungen der jungen Leute mit Unwillen und Sorge bemerkt. Rudolphs Vater, ein stolzer, aber rechtlicher Mann, der den Gedanken, eine solche Schwiegertochter zu erhalten, nicht einmal hätte fassen, aber eben so wenig eine schlechte Handlung seines Sohnes hätte ertragen können, sprach mit Rudolph über seine fleißigen Gänge nach der Hammerschmiede und bat ihn, zu überlegen, wie sehr diese Stephanien schaden könnten. „Daß es Dir nicht zu Sinne kommen kann, eine Mißheirath zu schließen, begreift Niemand leichter als ich," sagte Erlach; „aber Du könntest durch ein flüchtiges Wohlgefallen die ganze Zukunft eines Mädchens zerstören, das in seinem Stande eine vortheilhafte Verbindung treffen kann." Rudolph hörte diese Vorstellungen mit der Ehrerbietung an, die er seinem Vater schuldig war, aber seine unverholenen Gegenäußerungen, die Offenheit, mit welcher er seine Wünsche und Ansichten gestand, überzeugten diesen leicht, daß bei seinem Sohne ganz andere Ideen Wurzel gefaßt hatten, als er glaubte, und daß derselbe eben so fest, als über seine Handlungsweise mit sich selbst einig sey. Diese unerwartete Lage der Dinge verleitete ihn zu dem Schlimmsten, was geschehen konnte. Er tobte, er schalt, er wollte unter Drohungen von Rudolph das Versprechen erzwingen, das Mädchen nicht mehr sehen zu wollen. Es läßt sich begreifen, daß er damit des jungen Mannes Herz empörte, statt ihn zum Nachgeben zu bewegen, und daß die Bitterkeit über manches rasche, unbesonnene Wort, das Erlach im Zorne gesprochen hatte, ihn nur noch mehr zum Festhalten an seinem Plane bewegen mußte. Das mochte der Leztere denn auch fühlen und überhaupt einsehen, daß mit einem heftigen Benehmen hier nichts gut zu machen sey, um so weniger, als er in einer Zeit, wo Unruhe überall sich regte, wo der sogenannte Schwindel der Freiheit in allen Köpfen spukte, des alten Dubois Ergebenheit sehr wohl brauchen konnte und es nicht wagen durfte, durch einen auffallenden Schritt denselben gegen sich aufzubringen. Bei aller Ehrerbietung, die in des untergeordneten Mannes Gemüth gegen den Herrn von Erlach sich fand, wußte dieser doch, daß er eine geringschätzige Aeußerung nicht ruhig ertragen würde, und, so seltsam dieß auch bei seinen übrigen Grundsätzen scheinen mochte, so war doch nichts gewisser, als daß er seine Tochter sehr hoch im Preise hielt und, obwohl er zu einer Verbindung über ihrem Stande nicht die Hand geboten hätte, sie doch derselben würdig achtete. „Ich ziehe es weit vor, sie da zu verheirathen, wo sie erzogen worden ist," hörte er ihn oft sagen, „und wenn sie dem jungen André, der sie so herzlich lieb hat, die Hand gibt, so soll sie mit meinem Segen auch die Hammerschmiede und mein ganzes übriges Gewerbe bekommen; indessen soll das Mädchen ihren Willen haben, wenn sie einmal selbst recht weiß, was sie will, und ich habe sie so erzogen, daß sie sich in jede Lage finden kann. Unsere Familie ist nicht zu verachten; wenn ich schon nur ein Handwerksmann bin, so war doch mein Großvater Prediger in Bern, und meiner Mutter, unter deren Leitung Stephanie groß geworden ist, wurde wohl ihr Geschick nicht bei der Wiege gesungen."

An diese und ähnliche Aeußerungen dachte Herr von Erlach, als ihn die erste Aufregung seines Unmuths zu raschen Schritten hinreißen wollte. Dubois besaß in manchen Hinsichten sein unbedingtes Vertrauen; er wußte, daß er auf seine Treue bauen konnte, wenn man nicht allzu grell die Interessen gegen einander stellte, und er konnte sich nicht ohne die höchste Noth in so verhängnißvoller Zeit in die Gefahr setzen, den Beistand eines Mannes zu verlieren, dem er in jedem möglichen Falle ruhig sein Leben und sein Eigenthum übergeben konnte. Er wußte bestimmt, daß Rudolph noch keine Erklärung gegen Stephanien gewagt hatte, ja es blieb ihm zweifelhaft, ob diese wirklich seine Neigung erwidere; darum glaubte er bei ruhiger Ueberlegung am zweckmäßigsten zu handeln, wenn er den Sohn mit nach Bern nahm und ihn dann mit Anbruch des künftigen Frühlings auf Reisen schickte.

Der Winter sollte aber ganz anders vorüber gehen, als die eine Parthei in der Schweiz damals träumte, indem sie sich auf den lange nicht mehr erprobten Muth und die Einigkeit ihrer Mitbürger verließ. Innere Zerwürfnisse hatten in jener Epoche den höchsten Grad erreicht, und fremde Intervention, die ihre Kriegsmacht gerne auf nachbarlichem Boden ausbreiten mochte, fand darin einen scheinbaren Vorwand, die Grenzen der Schweiz zu überschreiten und durch ihre Gewalthaber das alte, morsche Staatsgebäude aus seinen Fugen reißen zu lassen. Unter allen Kantonen war Bern derjenige, der den entschiedensten und muthigsten Widerstand leistete. Von seinen äußern Bezirken verlassen, die schon lange ungeduldig die Oberherrschaft der Berner getragen hatten, ließ es sich weder von diesem ungünstigen Umstande, noch von der Uebermacht, die ihm entgegen stand, noch durch den geringen Beistand zurückschrecken, den die übrigen Kantone ihm leisteten, und wenn irgend je in der Geschichte, so stand Bern in diesem Zeitpunkte groß und achtungswerth da. Schlechte, auf ungemessenen und ausschließenden Namen-Aristokratismus begründete Organisation im Innern, und der mächtige Feind von außen mußten eine Zerstörung herbeiführen; allein es sind in jenen Tagen Thaten des Heroismus und glühender Vaterlandsliebe geschehen, die würdig wären, den vielgepriesenen

Handlungen an die Seite gesezt zu werden, durch welche Helvetien in grauer Vorzeit seine Freiheit und seinen Ruhm erlangte.

Mengaud hatte seine Forderungen in immer gesteigertem Maaße schon mehrmals vorgelegt; man hatte der Nothwendigkeit nachgegeben und den Unzufriedenen Vortheile gestattet, die zu erhalten, sie sich vor Jahresfrist noch nicht hätten träumen lassen. Dagegen forderte man Zurückziehung der französischen Truppen von eidgenössischem Boden, auf den sie durch das Waadtland eingedrungen waren. Diese Maaßregel wäre aber ganz gegen Frankreichs damaliges System gewesen, das gerne seine mit Blut und Verbrechen gedüngte Freiheit jedem Nachbarstaate aufgedrungen und sich zu künftigen Gewaltthaten bereichert hätte. Schon im Februar nahmen die Franzosen Biel in Besiz; früher noch war General Monnard mit einer starken Truppenabtheilung über den Genfersee in das Waadtland vorgedrungen, und zur Zeit, wo unsere Erzählung beginnt, stand Brüne mit seiner Division in Paverne und Schauenburg mit der seinigen an den Grenzen von Solothurn und Bern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Die komische Oper. Das Vaudeville.

Was die komische Oper betrifft, die, wie ich früher gemeldet habe, seit einem halben Jahre geschlossen war, so erkennt man jezt den Abderitenstreich, den die Pariser, oder einige Theaterunternehmer, oder auch der Hofherr, welcher unter Karl X. mit der Intendanz der großen Theater beauftragt war, begangen haben, gerade wie jene Abderiten Wielands oder des heil. römischen Reichs, welche einen schönen Springbrunnen anlegten, aber erst nach Verfertigung desselben einsahen, daß es an Wasser für ein so herrliches Monument fehle. Man hat beinahe zwei Millionen an einen vortrefflichen Operettensaal verschwendet, und allerdings ist das Gebäude herrlich. Aber erst als es fertig war, hat man gefragt, ob man auch diesen großen Saal mit Zuschauern füllen könne, und da hat denn die Erfahrung leider bewiesen, daß kaum Leute genug herbeikamen, um die täglichen Kosten zu decken. Jezt sind die Leute in den entgegengesezten Fehler verfallen. Sie haben nämlich einen ganz kleinen Theatersaal, in welchem sich bereits ein Theaterunternehmer zu Grunde gerichtet hat, bezogen, die Trümmer der vorigen Operettentruppe gesammelt, auch ein Orchester dazu genommen, so gut es der enge Raum verstattet, und hier führt man nun die ältern Operetten auf, in Erwartung mancher versprochenen Neuigkeit. Für die Tonsezer ist es wenigstens gut, daß die Operette wieder in Gang kommt; denn die vielen Vaudevilletheater, welche ihre neuen Stücke mit alter Musik aufführen, geben ihnen keine Beschäftigung; die große Oper kann nicht oft neue Stücke geben, da sie auch auf die Ballette ihre Sorgfalt verwenden muß; es bleibt ihnen also nur die Operette übrig, und wenn diese nun geschlossen ist, so verschwindet alle Aussicht für sie. Wozu nüzt es denn, daß die Regierung jährlich einen jungen Tonsezer nach Italien sendet, um sich dort auszubilden? In der Provinz ist für sie nichts zu hoffen; denn die dortigen Theater, mit Ausnahme einiger wenigen, begnügen sich damit, diejenigen Stücke aufzuführen, die in Paris Beifall erhalten haben. Dadurch verhüten sie die Gefahr des Durchfallens, des unnüzen Einstudirens und vergeblicher Kosten, obschon es ihnen auch wohl widerfährt, daß Stücke, die in Paris gefallen haben, den Einwohnern der Provinz ganz und gar nicht behagen. Sollen aber die jungen Tonkünstler mit Lust für die komische Oper arbeiten, so muß sie aus der ärmlichen Gestalt heraustreten, worin sie sich seit der Wiedereröffnung gehüllt hat, und ein würdigeres Gewand tragen. Eine kleine Provinzstadt würde sich kaum mit einer so dürftigen Darstellung begnügen. Aber freilich nach einem Bankerott darf man es den Nachfolgern der zu Grunde Gerichteten nicht verargen, daß sie sachte auftreten und sparsam beginnen. Es ist doch noch besser, ärmlich zu leben, als gar nicht. — Im Vaudeville war neulich eine Darstellung, welche als eine extraordinäre angekündigt worden war. Es sollten nämlich drei Stücke gegeben werden, eins über den Tod des jungen Napoleon, in zwei Aufzügen, „ein Duell unter dem Ministerium des Herzogs von Richelieu,“ in drei Aufzügen, und „Einer mehr,“ Vaudeville in fünf Aufzügen, also zusammen zehn Aufzüge. Man begann um halb sieben. Das erste Stück versäumte ich, da ich gar nicht neugierig war, nach den fürchterlichen Auftritten der Cholera auch noch eine Sterbescene auf der Bühne zu erblicken, und besonders die Nachäffung einer erst jüngst vorgefallenen. Als ich ankam, war dieses Stück glücklicherweise ausgespielt und der Saal beinahe ganz voll, so daß man Mühe hatte, noch Plaz zu finden. Das Vaudeville ist überhaupt jezt eines der am meisten besuchten Theater; es hat dem Gymnase dramatique, das einige geldreiche Jahre mit Scribes Stücken erlebt hat, so ziemlich den Zulauf entzogen, und sorgt dafür, durch häufige neue Stücke denselben zu behalten. Ein solches neues Stück war dießmal „Einer mehr,“ wenigstens für mich, denn vor dem Publikum hatte man es schon ungefähr vierzigmal aufgeführt. Paul de Kock, ein etwas schlüpferiger Romanschreiber in Pigault Lebruns Manier, hat einen seiner lezten Romane den Hahnrey, le Cocu, betitelt; da dieses französische Wort aber in Gesellschaften von gutem Tone nicht ausgesprochen wird, so haben die Rezensenten sich nicht anders zu helfen gewußt, als daß sie das Werk unter dem Titel: „der neue Roman von Paul de Kock“ kritisirt haben. Es ist hernach dem Verfasser eingefallen, aus seinem Romane ein Theaterstück zu machen, da man auf den Pariser Theatern jezt Alles wagen kann. Diesen Vorsaz hat er jedoch nicht allein, sondern à la Scribe mit einem seiner Freunde ins Werk gesezt, und so ist ein großes Vaudeville oder Schauspiel, wie man es nennen will, zu Stande gekommen, dem man schicklicherweise nicht den Namen des Romans hat geben können. Man hat es ziemlich epigrammatisch „Einer mehr“ betitelt, und unter diesem Namen wird es denn sehr oft gegeben; eine Zeitlang stand es sogar täglich auf dem Anschlagzettel. Jezt müssen es wohl die meisten Eheleute in der großen Stadt Paris gesehen haben, so oft hat man es schon gespielt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 275.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 16. November 1832.

— Im innersten Busen
Regt sich Muth und Begier, dem Vaterlande zu leben
Und zu sterben, und Andern ein würdiges Beispiel zu geben.

Goethe.
Hermann und Dorothea.

Die Nacht im Juragebirg.

(Fortsetzung.)

Die Aussicht, Alles an Macht, Ansehen und Reichthum zu verlieren, was seit undenklichen Zeiten den Bürgern von Bern, oder vielmehr einigen bevorrechteten Familien als Eigenthum angehört hatte, brachte die heftigsten Leidenschaften und einen Geist des Widerstandes hervor, der die Möglichkeiten des Gelingens nicht mehr berechnete. Bei Vielen, ja bei den Meisten lagen mithin eigensüchtige Triebfedern zu Grunde; aber Mancher sah auch den Untergang nicht nur des eigenen, sondern des allgemeinen Glücks in dieser Umwälzung der alten Staatsmaschine, mancher wollte sich lieber unter den Trümmern begraben lassen, als den Sturz überleben. Unter den Leztern befand sich Rudolph von Erlach. Er hatte eine angeborne Antipathie gegen die Franzosen, die sich auf deutschen Universitäten zu eigentlichem Haß umgewandelt hatte, und die Gräuel der furchtbarsten aller Revolutionen, vereint mit der eigenthümlichen Oberflächlichkeit des Nationalcharakters, die seinem eigenen Sinne schroff entgegenstand, trugen nicht wenig dazu bei, seine leidenschaftlichen Empfindungen zu vermehren. Jeden Schweizer zur Vertheidigung zu ermahnen, in die Hände der Weiber und Kinder zerstörende Waffen zu geben, jeden Schritt Landes theuer zu verkaufen, den Vertilgungskrieg gegen den Feind des Vaterlandes in all seiner Schrecklichkeit zu führen, jeden Felsen zu einer Festung, jede Schlucht zu einer Falle, jedes Haus zu einer Burg zu machen, das wäre in des jungen Erlachs Sinn gehandelt gewesen, und hätten nur Zehntausende gedacht wie er, so hätte nie ein fremder Fuß Helvetiens Grenzen überschritten.

Daß in einer so mannigfach bewegten Zeit das kleinere Interesse dem allerhöchsten weichen mußte, begreift sich leicht. Erlach hatte die Liebe seines Sohnes und Stephaniens zum Theil aus den Augen verloren, und wenn er ihrer gedachte, so konnte er unmöglich in diesem Augenblick, wo er beider bedurfte, ihn oder Dubois in ihren liebsten Neigungen kränken. Mit Rudolph war er sehr zufrieden, denn wären auch die Beweggründe des Handelns nicht die nämlichen gewesen, so wurde doch auf einerlei Resultat hingearbeitet. Der junge Mann hatte sich von der ersten Minute an, wo Anstalten zu einer ernstlichern Gegenwehr getroffen worden waren, in die vordersten Reihen gestellt, und seine Schuld war es nicht, daß der Widerstand nicht kräftiger war; denn er hatte alles aufgeboten, um, so weit ihm Einfluß gestattet wurde, die Aufgeregtheit gegen den Feind zu mehren; und als eine trostlose Unthätigkeit die Befehlshaber wie die Untergebenen lähmte, da machte er sich Bahn durch die Gebirge, um im Rücken des Feindes zu agiren. Dubois hingegen war wohl nicht ganz frei von dem verpönten Zeitgeiste; seine untergeordnetere Stellung mußte ihn die Unbilligkeit einer eigensüchtigen Oligarchie fühlen lassen und sein heller Verstand zeigte ihm zu deutlich die

Mängel der bis jezt bestandenen Staatshaushaltung, als daß er nicht eine Umänderung nothwendig erachtet hätte; aber die Franzosen haßte er ebenfalls von ganzer Seele und mißbilligte die Uebereilung, mit der nun Alles drüber und drunter geworfen werden sollte.

Während wir die Leser mit der Vergangenheit unterhielten, haben mit vorsichtigem, langsamem Schritte unsere Wanderer die hintere Seite des Hauses erreicht, in welchem sie Sicherheit und Pflege für den Einen von ihnen zu finden hofften. An dieser Stelle lag ein Gärtchen, ein paar Schuh lang und breit, in welchem zwei Pflaumenbäume die Mauer beschatteten. Das Getöse der Hammerschmiede hatte aufgehört, was zu dieser Abendstunde ungewöhnlich war; hingegen tönten die Stimmen vieler fremden Menschen zu ihnen her und Säbelgeklirr ward dazwischen hörbar. Mit laut pochendem Herzen standen sie still, als das Pförtchen, das aus dem hintern Theile der Hofmauer in's Freie führte, sich leise öffnete und eine Gestalt heraustrat, welche sie in der Dunkelheit nicht erkennen konnten. Schnell stellte sich Stephanie vor den Jüngling und rief laut: „wer ist hier?“ — „Seyd Ihr es, Mamsell Stephanie?“ antwortete eine bekannte Stimme; „eben wollte ich hin, Euch zu suchen und Euch die Nachricht zu geben, daß seit einer Stunde eine Abtheilung Franzosen bei uns eingerückt ist, daß Vater Dubois den Obersten und zwanzig Mann zu beherbergen hat und daß er Euch sagen läßt, Ihr möchtet Euer Geschäft jezt anders einrichten. Ich weiß zwar nicht, was Ihr vorhabt, aber wenn ich Euch dienen kann, so sagt es ohne Scheu, Ihr habt schon oft erfahren, daß Ihr auf mich zählen dürft.“ Es folgte nun ein kleines Stillschweigen, während dessen Stephanie mit sich zu Rathe gehen mochte. Dann trat sie rasch vor, legte ihre Hand auf André's Arm und flüsterte hastig die Worte: „Ja, André, ich traue Dir wie meinem Bruder, das sollst du jezt erfahren. Hilf mir einen Unglücklichen retten, der ohne unsern Beistand seinen Feinden verfallen ist. Erlach ist hier, wo ich noch Alles sicher glaubte, und ich habe ihn unbesonnen den Franzosen in die Hände geliefert. Geh in die Küche, wo ich sie jubeln höre, und suche sie unter irgend einem Vorwand in das Nebenzimmer zu ziehen; dann gieb dem Vater heimlich einen Wink und beobachte jede Bewegung der Gäste, damit Du uns benachrichtigen kannst, sobald Gefahr da ist.“

Wäre es hell genug gewesen, so würde Stephanie gesehen haben, wie der junge Mann seine Hand auf das Herz drückte, in welchem er schmerzliche Bewegungen zu fühlen schien, und dann, mit schneller Ueberwindung alles Unangenehme niederkämpfend, sein Auge in die Höhe richtete und den Auftrag auszuführen ging. Wenn aber auch das Mädchen diesen Umstand nicht mit dem körperlichen Auge schauen konnte, so mochte doch der geistige Blick die tiefe Dunkelheit durchdringen und sie ahnen lassen, wie schwer es dem Liebenden werden müsse, dem Nebenbuhler Dienste zu erweisen, den er begünstigt glauben konnte. Erlach hatte bis jezt schweigend dagesessen; als aber Stephanie nun näher zu ihm trat und ängstlich nach seinem Befinden fragte, da ergriff er ihre Hand und bat sie dringend, sich und ihre Familie nicht der Rache einer fremden Uebermacht preiszugeben. Er stellte ihr vor, wie schwierig, ja beinahe unmöglich es sey, zu entkommen, da er wahrscheinlich durch eine harte Verletzung am Fliehen gehindert werden würde, und welch einer schrecklichen Behandlung sie und ihre Angehörigen sich ausgesezt sähen, wenn man entdecken sollte, daß sie einem Geächteten Schutz und Hülfe gegeben hätten. Nichts könnte,“ so schloß er, „Euch und den Vater vor Gefangenschaft — o Gott! vielleicht vor Mißhandlung schützen. Glaubt mir, Stephanie, laßt mich meinem Geschick folgen, das mir ja ohnehin schon die Würze des Lebens geraubt hat. Meine Existenz, alle frohen Aussichten meiner Zukunft sind zerstört, unser Vermögen wird zu Grunde gehen, und mein Fortschreiten auf der einmal begonnenen Laufbahn ist auf immer gehemmt. Dieß Zertrümmern meines eigenen Daseyns nimmt mir auch zugleich schönere Hoffnungen — Unabhängigkeit, Emporschwingen auf eine Stufe, die mich zu freiem Willen berechtigt hätte. Glück, Frieden, das sind unerreichbare Dinge für mich; darum laß mich hier enden, wo ich meine schönsten Stunden verlebte. Laß mich mitten unter sie stürzen und mit meinem gesunden Arm noch einige meiner Todfeinde niederschlagen, ehe ich vollende — dann, Stephanie, dann weine mir eine stille Thräne.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Neapolitanische Briefe.

(Fortsetzung.)

Der gute Geschmack ist so gewiß ein Kind der Erziehung und der Schule, als die Kunst selbst; er ist der Höhenmesser der Bildung eines Landes. Wie könnte er in Italien einheimisch seyn, wenn anders nicht Routine dafür genommen und damit verwechselt wird? Du siehst, daß es zweifelhaft werden dürfte, ob der gute Geschmack des Volks Schuld an der Menge von Opernhäusern und den damit verbundenen Folgen, den Musikschulen, Kunstwerken und Kritiken sey, die dieses Land in Ueberfluß aufweisen kann. Ich für meinen Theil erkläre mir das zahlreiche Vorhandenseyn derselben aus dem nämlichen Grunde, aus dem ich mich über den Mangel der dramatischen Vorstellungen verständige. Warum diese so selten, so bedeutungslos? ei, frage doch weiter, warum keine unabhängigen und zeitgemäßen Schriften? keine Preßfreiheit? Du entgegnest mir, daß in andern Ländern, wo die Censur auch für nothwendig gehalten werde, dennoch seit langer Zeit die

kühnsten dramatischen Werke dem Publikum auf der Bühne preisgegeben worden seyen. Wenn das unbedingt wahr wäre, so würde ich mich über die Inkonsequenz der Censuranstalten verwundern; ich würde aber daneben noch bemerken, daß hier Nebenverhältnisse eintreten können, daß z. B. der liebe, gute, besonnene und geduldige altdeutsche Sinn nicht so leicht in Wuth und Flammen gerathe, daß er wohl unterscheide, es werde hier eben nur Komödie gespielt und Alles habe seine Zeit. Man kann den Streit, ob das Schauspiel unterhalten oder bilden soll, wohl dahin ausgleichen: das Publikum gehe der Unterhaltung wegen hinein, aber wer könne sich des Einflusses erwehren, den eine bloße Unterhaltung auf Geist und Herz haben kann? Das Schauspiel ist immer mehr oder weniger ein Organ der öffentlichen Meinung, wenn es nämlich besucht werden soll; es belächelt unsere Vorurtheile, zeigt den Kampf der Prinzipien mit der Wirklichkeit u. s. w. Wäre es deßwegen nicht leicht möglich, daß das Schauspiel an dem Herkommen in Italien scheiterte, und die Oper und das Ballet in dem nämlichen Maaße begünstigt wurden, als ihre Schwester zurückweichen mußte? Man durfte freisinnige Cavatinen singen und sansculottische Menuets tanzen, nur nicht zum Publikum reden. Auf diese Art sind die Italiener zu ihren feinen Ohren gekommen, sie wußten nicht wie, und die Aufstellung der Opernhäuser ist am Ende eine Spekulation à la Barbaia, Capranica ꝛc. Nun, meine Meinung mag einseitig seyn; viele Ursachen, wie ich schon bemerkte, und verschiedene mögen hier obgewaltet haben, aber Thatsache bleibt es immer, daß das Schauspiel hier gerade in so untergeordnetem Verhältnisse zur Oper steht, wie sich diese zu jenem in andern Ländern verhält. Das Schauspiel hat nicht einmal seine Kritiker gefunden, die doch sonst alle Winkel durchstöbern, um sich zu schaffen zu machen. Wie inhaltlos und nichtssagend mit vielem Geschwätze sind aber die Opernkritiken! Sie sind das Echo des Geklatsches, des Pfeifens u. s. w. im Theater, geben die Wanderungen und Verschreibungen der Sänger an, so wie die neusten Pariser Moden, nehmen belletristische Ergießungen in ihren Strom auf, liefern Abhandlungen über den Geschmack, um einem respektiven Publikum oder Polizeikommissäre, oder Sonette, um einer amabilissima prima donna den Hof zu machen; ferner Polemiken, worin man seinem Kollegen alle guten Eigenschaften zuspricht und ihm nur schließlich zu bemerken gibt, daß er ein Erztölpel, ein unanständiger grober Michel sey. Was das Kunstwerk selber anbelangt, das Kunstgebäude, den Zusammenhang, Uebertragung, Ausdruck und Haltung der Charaktere und Momente in der Musik u. s. w., davon schweigt man; man thut auch wohl daran, sich nicht in das unbestimmte, grenzenlose Thema der Musik einzulassen; unsere Maaßstäbe reichen da gewöhnlich nicht aus. Kann doch der Künstler selber nicht Rechenschaft geben, wie die Töne ihm zugekommen und zu Harmonien sich verbunden. Den Kompositeur aber beschreibt man umständlich, wie er leibt und lebt, wie alt, schwarze Haare, metallene Rockknöpfe; dann macht man sich an die Sänger, den Umfang ihrer Stimme, das Spiel, die Aussprache, die theatralische Zuversicht. Da solltest du sehen, wie die armen Spielbälle des Publikums von einer Hand in die andere fliegen, wie man sie mit Lorbeern bekränzt, mit Koth bewirft! In besondern Fällen wird das kritische Fieber ansteckend und reißt die ganze Stadt in seine Paroxysmen hin.

Gerade diesen Augenblick befinden wir uns in einer fürchterlichen ästhetischen Anarchie, über deren Ausgang noch alle Gemüther in banger Erwartung sind. Das hat die Malibran aus Frankreich gebracht, dieser „sergente commune delle rivoluzioni moderne.“ Wenn die Leute ästhetisches Gefühl hätten oder auch nur bei Sinnen wären, so würden sie sich ruhig und herzlich dem Genusse hingeben, den diese Künstlerin ihnen bietet. Das ist aber hier anders. Du mußt wissen, daß schon in Friedenszeiten der Theaterkritik, wo keine neue Erscheinung die Gemüther reizt und überspannt, hier immer mehrere gruppirte Partheien im Theater, dem neapolitanischen Parlamente, sitzen; eine destra und sinistra, oltre destra, oltre sinistra u. s. w., die sich alle à tête perdue in die Ehrenbahn einer Sängerin werfen, an den Triumphwagen ihrer Göttin spannen; die Pasta, Tosi, Boccabadati, Ronzi de Begnis, die Fodor ꝛc. hatten alle ihre Partisanen, ihre —ianer, die unmöglich einer andern Prima Donna huldigen konnten, als der ihrigen, und das aus purem ästhetischem Gefühl. Nun geht ein neuer Stern auf: die Malibran erscheint! Noch ehe sie den Mund geöffnet, waren die ästhetischen Partheien für und wider sie gebildet. Von Moment zu Moment ihrer Aufführung stieg die Begeisterung, stieg der Haß; je mehr sie die Einen hinriß und fesselte, desto mehr ergrimmten und entfernten sich die Andern; eine größere Exaltation erregte noch keine Sängerin in Neapel, dieser Ruhm kann der Frau nicht bestritten werden; Verwirrung, Betäubung, Befangenheit, Begeisterung bemächtigen sich so der Gemüther, daß die Kritiker alle närrisch werden, die Urtheile des Publikums erst ihrer Kritik, und diese hinwieder dem Urtheilspruche des schon verurtheilten Publikums unterwerfend; die Einen erheben sie zu einem Raphael des Gesanges, finden den Stimmumfang der Pasta, das Spiel der Tosi, die hohen Töne der Ronzi, die anmuthige Tiefe der Boccabadati, die Schule der Fodor — alle einzelnen Vortrefflichkeiten in ihr vereinigt, während die andern von Gemeinheit der Haltung, von Heiserkeit, von Routine u. s. w. sprechen, ja sogar hin und wieder die Persönlichkeit, nicht nur die physische, sondern auch die moralische beschnüffeln. (Die Forts. folgt.)

Schenk' ein! schenk' ein nur immer zu!
Und hat der Gott dich ganz durchflossen,
Laß tragen dich von schnellen Rossen
Nach dem Hesperien: Friedrichsruh.
Dort taumle unter grünen Bäumen
Mit deiner Last von Himmelsträumen,
Und lausche dort den Harmonieen,
Die durch den Zaubergarten ziehen;
Ein voller, stürmischer Akkord
Nimmt dich an seinen Geisterbord,
Schwimmt mit dir weit von dannen, weit,
In's tiefe Meer der Seligkeit. —
Doch eh' du scheidest, trinke noch
Ein volles Glas an heil'ger Stelle.
Der Fürst, der Edle, lebe hoch
Mit Keller, Garten und Kapelle!

Lenau.

Die Nacht im Juragebirg.

(Fortsetzung.)

In der Leidenschaftlichkeit seiner Stimmung hatte Erlach Stephaniens Hand fest an sein Herz gedrückt, dessen kräftigen, vollen Schläge weit mehr noch auszudrücken schienen, als seine Worte. Vertraulichkeiten irgend einer Art waren zwischen den jungen Leuten sonst nicht üblich; jezt war aber die ganze Lage der Dinge geändert. Es war nicht mehr der vornehme Patrizier, der Erbe eines großen Hauses, dessen Brust so innig an ihrer Hand pochte; er war ein Flüchtling geworden, dessen Leben, vogelfrei erklärt, an einem Faden hing, hart verlezt, leidend, alles dessen beraubt, was sein Loos beneidenswerth gemacht hatte. Ihre Zurückhaltung, die Kälte, mit der sie sonst jede Aufwallung wärmerer Gefühle zurückgeschreckt hatte, schwand unter den Regungen eines sanften Mitleidens; unwillführlich hatte ihre Hand sich fester an das still geliebte Herz geschmiegt, ihr Kopf war auf die Fülle der braunen Locken gesunken, die sie so oft mit Vergnügen betrachtet hatte, und ihre Gestalt neigte sich leise an die Schulter des Jünglings. „Glaubt Ihr denn," sprach sie mit tiefbewegter Stimme, „daß ich um den Preis eines armseligen Lebens Euch verlassen möchte, oder daß irgend eine Besorgniß in der Welt fähig wäre, mich vergessen zu lassen, daß Ihr der freundliche Gespiele meiner Jugend und der edle Freund des erwachsenen Mädchens gewesen seyd? daß Ihr nie Euch meiner geschämt, nie um Vornehmerer willen die Geringere vernachläßigt habt? Nein, Erlach, keine Macht der Welt ist im Stande, mich von Euch zu trennen, ehe Ihr gerettet seyd." Gerührt, entzückt, hingerissen von der Gewalt dieser Minute, schlang Rudolph den gesunden Arm um das liebenswürdige Mädchen, dessen Neigung sich so ganz unbewußt ausgesprochen hatte, und wer kann wissen, welch ein gegenseitiges Verständniß durch den Drang der Umstände und Gefühle hervorgebracht worden wäre, wenn nicht eben jezt das Hinterpförtchen sich wieder geöffnet und André's Gestalt durchgelassen hätte. „Es ist Alles sicher," flüsterte er eilig; „aber macht schnell, sonst könnte wieder einer von den Bluthunden zum Vorschein kommen, und dann wären wir Alle verloren. Durch den hintern Gang in das Oberstübchen! den Vater will ich Euch senden." Stephaniens weiche Hand faßte die ihres Freundes, und leise, gleich Schatten, glitten sie durch die Pforte über den Hausraum, eine kleine Treppe hinan, und schon glaubten sie dem ersehnten Versteck sich nahe, als von einer tiefen Baßstimme ein: Qui va là? ertönte. „Nur ich bin's, ich muß auf den Heuschober!" rief André, der hinter dem Paare hergegangen war, und indem er zwischen Rudolph und Stephanie trat, öffnete er ein Pförtchen, das wirklich dahin führte, ließ Erlach hineinsteigen und folgte ihm, was bei der geringen Helle, die eine Stallaterne verbreitete, leicht möglich war. In wenigen Minuten war er über das Heu hinuntergeglitten, nach seiner Kammer geeilt, hatte dort seine Sonntagskleider hervorgesucht, war mit der nämlichen Behendigkeit wieder zu Rudolph gelangt und hatte ihn bald, troz seines verlezten Arms, zu einem Hammerschmiedgesellen umgestaltet. Dann trat dieser nach seiner Anweisung wieder in den Gang, schritt ruhig an der aufgestellten Schildwache vorbei, fand Stephaniens leitende Hand und ward von ihr an einen Ort geführt, der ihm noch ganz unbekannt war, obgleich er einen Theil seines Lebens in diesem Hause zugebracht hatte.

Am Ende des Ganges, in welchem sie fortschritten, und zu dessen beiden Seiten Schlaf- und Vorrathskammern lagen, fand sich ein Kasten, der die ihm anvertrauten Geräthe ganz unbefangen zu bewahren schien. Diesen öffnete Stephanie, trat hinein und zog den erstaunten Erlach nach sich, der die Eingangsthüre sich hinter ihm schließen sah und durch die Wand des vorgeblichen Schrankes in ein kleines Zimmer trat, das sein sparsames Licht von einer Oeffnung unter dem Dache empfing. Neben einem Feldbett stand hier ein Behälter, der in frühern Zeiten wohl die Garderobe der Frau vom Hause enthalten haben mochte, jezt aber Bedürfnisse in sich schloß, welche für diejenigen nothwendig werden konnten, die diesen Versteck bewohnen mußten, der von einem ehemaligen Hauseigenthümer in Zeiten der Gefahr eingerichtet worden und seitdem immer nur von einem Theile der Familie gekannt war. Aus diesem Kasten zog Stephanie Linnenzeug hervor, half dem Verwundeten den Arm entblößen, und als sie sah, daß er zwar eine bedeutende Quetschung erhalten hatte, aber nicht gebrochen war, brachte sie die erforderlichen Ueber-

schläge und Binden an, labte den Verwundeten mit Wein, öffnete dann ein in der Ecke des Zimmers im Boden angebrachtes Schieberchen und winkte Rudolph, neben sie hin zu knieen. Mit nicht geringer Verwunderung erkannte der junge Mann das Wohnzimmer des Hauses unter sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neapolitanische Briefe.

(Fortsetzung.)

Die Wahrheit ist, daß die Malibran von diesem Publikum gar nicht beurtheilt worden ist. Ihre Stimme hat eine ungemeine Ausdehnung, von den tiefen Tönen bis zu den hohen hinauf umfaßt sie drei Oktaven; jeder, der die Eintönigkeit der gewöhnlichen Weiberfisteln kennt, mag einsehen, wie wohlthuend dieser Umfang durch seine Modulationen dem Ohr seyn muß. In dieser Hinsicht ist die Frau vielleicht unübertrefflich; dieser natürliche Vortheil wird aber erst noch durch einen vielseitigen Ausdruck gesteigert, und zudem ist sie wie daheim auf den Brettern, weßwegen man ihr mit Unrecht Routine vorwirft; sie hält sich übrigens besonders an den Barbiere di Seviglia, Cenerentola, Othello, Romeo et Giulietta, weßwegen man ihr Einseitigkeit vorwirft, und wieder mit Unrecht, denn in jedem einzelnen Stücke hat sie schon das Gegentheil bewiesen. In ihrem Spiel schien sie mir jedoch nur die Hauptmomente des Charakters herauszuheben und es gleichsam, wie auf [illegible], so auf die einzelne Darstellung der verschiedenen leidenschaftlichen Stimmungen abzusehen. Durch die zwischeneintretende Gleichgültigkeit wird das Spiel unterbrochen. Der Charakter bleibt sich in seinem Gesammtausdruck nicht gleich, wird nicht als Ganzes durchgeführt. Im Barbier schien sie mir deßhalb einige Mal zu ausgelassen, als daß sie den Augenblick darauf ihre mädchenhafte Scheu mit Erfolg hätte verkaufen können. Dieses ist eben der große Fehler, nicht der Schülerin, sondern der Schule selbst; man spricht da durchaus nur von einzelnen Leidenschaften, lehrt die Affekte, abgerissen vom Charakter; man trennt die Seele in Bestandtheile, und daraus ergibt sich die vereinzelte Darstellung auf der Bühne. Die Hauptaffekte heißen Niedergeschlagenheit, Bitte, Befehl, Anzeige, Dozilität, Verwirrung, Unwille, Verachtung, Zorn, Weinen, Verwunderung, Begeisterung, Ruhe, Beklemmung, Traurigkeit, Schrecken, Furcht, Lachen u. s. w. Du siehst, wie diese untereinandergeworfenen Masken, die man nach Bedarf aufsetzt, alle zusammen noch nicht im Stande sind, einem Spiele innere Bedeutung und Zusammenhang zu verschaffen. Besonders wird das Lachen so vielfach angewendet, als Lächeln der Freude, der Wehmuth, der Verwirrung, des Schmerzes, der Schmeichelei u. s. w., daß man es mit Händen greifen kann, es ist den Damen nur darum zu thun, die Zähne zu zeigen. Diese Schule hat sich nun die Malibran vortrefflich angeeignet; in dieser Verstellungskunst — was ist es anders? — ist sie Meister und hat ihr Gesicht, ihre Geberden so sehr in der Gewalt als ihre Stimme.

Hier wäre nun der Ort, ein paar Worte über San Carlo und Fondo, über Dekoration, Personal und dergleichen zu sagen; ich kann mich aber kurz fassen. Die Lablache, Ronzi de Begnis ꝛc., kurz, was hier gut ist, ist vortrefflich und zugleich weltbekannt, aber im Allgemeinen durch ein schlechtes Personale unterstützt, so daß die Opern ihren Gesammteindruck gewöhnlich verfehlen. Den närrischen Buffo Ambrogi ausgenommen, ist gegenwärtig nichts Erhebliches hier und im Ganzen manches italienische Provinzialtheater besser besezt; da sind unter andern zwei schwindsüchtige Tenors, die Herrn David und Basadonna, die in Ermanglung einer natürlichen Stimme ein weinerliches Falset geigen, und ein Chor, den man auf den Straßen bei den Makaronibuden zusammengesucht zu haben scheint. Im kleinen Fondo finden die Leute noch allerlei Hülfsmittel, Schönpflästerchen für ihre Stimmen, aber im gedehnten Saal des San Carlo hört die Künstelei auf, da muß die Stimme in ihrer Größe und Nacktheit erscheinen. Das Kostüm ist gewöhnlich italienisch überladen, doch entsprechend, die Scenenmalerei vortrefflich und bei voller Beleuchtung zauberisch, die Maschinerie aber träg und ungeschickt; man sieht deutlich, daß [illegible] in mancher Beziehung etwas haushälterischer geworden ist, seit der neue König seinen Ungeschmack an den Tag gelegt hat.

Das Ballet ist das Seitenstück zur Oper und bringt die Malerei und Sculptur auf die Bühne; die Arien und Cavatinen, die Wechselgesänge, die Tutti werden durch Tänze, die Handlung durch Grotesken gemalt: ein Basrelief, ein Freskogemälde. Die Musik wird zu Gast gebeten, wie in der Oper die Malerei. Das Ballet erfordert ein zu gebildetes Publikum, als daß es sich je zu seiner wahren bedeutungsvollen Höhe hätte aufschwingen können. Wenn man hier blos mit den Augen anschaut, so steht es um den Eindruck noch viel bedenklicher, als wenn man nur Ohren in die Oper bringt. Das Ohr liegt der Einbildungskraft näher, als das Auge. Die Direktion mußte sich daher zum Publikum herunterlassen und bloße Augenweide geben, weil das Urtheil dem Stoffe nicht gewachsen war. Die Grazie flüchtet aber aus den großen Maschineneffekten und die Kunst wird zum Handwerk. Von den Bocksprüngen unserer Tänzer zur Seiltänzerei, von diesen unsinnigen Kavalkaden und Soldatenmanövern zum Pagliaccio im Roßtheater ist kein großer Sprung mehr. Man sehnt sich mit Recht nach

längst verschollenen, alten Aufführungen, nach einer Piglia mal custodita u. s. w., indem das Neue mit jedem Tage gemeiner und abgeschmackter wird. Das Ballet wird auch mehr und mehr von den gebildeten Leuten verlassen, während es dem Janhagel zum Herzensspasse dient. Die Malerei, die Plastik hat überhaupt von jeher ihren Einfluß auf dieß Volk verfehlt; die neapolitanische Schule gehörte immer zu den „Manieristi,“ und hat außer Salvator Rosa, der in Kalabrien in Betrachtung der Natur sich groß gebildet, keinen selbstständigen Maler erzogen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Der Lustgarten.

Wirklich, es gehört keine so besonders lebhafte Einbildungskraft dazu, um auf diesem schönen Platze eine Repräsentantenkammer der Monarchie beisammen zu finden. Noch ein kleiner Blick links, und das bescheidene königliche Palais ist noch ein Mitsprecher, nämlich für das Familienglück und die hohe Tugend der Häuslichkeit, die man sich so lange als unvereinbar mit der Majestas dachte. Kein hochstrebender Sinn, keine Lust zu glänzen veranlaßte diese Verschönerungen. Nicht die eitle Lust, daß unsere Enkel denjenigen, der diese Wunder schuf, preisend im Munde führen möchten, auch keine besondere Leidenschaft für die Kunst oder überwiegende Baulust spendete hier Geld auf Geld und ebnete durch goldene Brücken Berge und Thäler; vielmehr geschah, was geschehen ist, als wenn es so geschehen mußte, um in der Zeit und Ordnung zu bleiben. Ein königlicher Bürgersinn wirkte ohne Geräusch, und das wird eben hier zum Charakteristischen, daß das Wohlgefällige und Schöne als etwas Nothwendiges ins Leben trat, als etwas, das zu einem wohlgeordneten Staate, zu einer schönen Stadt, wie das Brod zum Leben gehört. Allmählig erwuchs es, ohne Marktschreierei, ohne unverhältnißmäßige Ausgaben, und der Nutzen wurde mit dem Schönen zugleich erwogen. Und die Grenadiere und Musketiere wurden darum nicht vertrieben, wie denn das auch ein Charakteristikum ist, daß die Parade zwischen Universität, Museum, Börse und Domkirche nach wie vor statt findet, ohne daß eines der Gebäude Schaden nimmt. Wir möchten nun den Fremden oder Einheimischen sehen, der nicht mit Wohlgefallen diesen Lust-, Bürger-, Königs- oder Staatsgarten, denn alle diese drei Namen verdient er, betrachtete, wiewohl ihm Manches abgeht, als da ist Terrassirung, und Manches zu viel ist, als da sind die Doppelthürme des Domes; aber ist er nicht auch in den Unvollkommenheiten ein Repräsentant? Wer wünschte zum Exempel nicht das geschmacklos schwächliche Börsengebäude weg, wer aber nicht auch, wenn er sich die Erde vollkommen dächte — den Papierhandel!

Die Eigenschaft des eigentlichen Lustgartens ist noch schwach; denn die dünnen Kugelakazien wollen doch gar nicht als Bäume auftreten und kein Blumenflor duftet auf dem umgitterten Rasen. Aber das Grün soll auch nur symbolisch seyn; es ist ein Garten der Architektur, die Häuser sind die Bäume. Nun meinen zwar Einige, es fehlen Statuen zu der Bedeutung. Die eine, die des alten Dessauers, hat man auf den Wilhelmsplatz zu den andern Helden aus Friedrichs Zeit versezt, und die beiden Reiter auf der Museumstreppe sind, weil man behauptet, das Museum koste schon zu viel, um nur auf den Füßen zu stehen, noch unterblieben; auch will man, daß die berühmte Granitschaale zu viel Lärmen um wenig gemacht habe, und daß die Fontaine mit mehr bunten Strahlen zum Ergötzen der Augen sprudeln könnte. Das mag Alles seine Richtigkeit haben, aber der Garten hat auch noch lange nicht seine Vollendung.

Die Fontaine springt durch den Druck einer Dampfmaschine, die man in einem zierlichen Ziegelgebäude hinter der Börse verborgen hat. Der Schornstein bildet einen Obelisken. Des Drucks mit Dampf bedarf es, weil uns die natürlichen Höhen zum hydrostatischen Druck fehlen, und mit künstlichen Höhen ist es nicht gethan. Auch ist die spielende Zeit vorbei, wo man Berge und Felsen baute. So trübselig stehen sie jezt in den Gärten, daß man an nichts denkt, als den Schweiß, den sie gekostet. Der Springbrunnen spiegelt bei Sonnenschein einen Regenbogen; man hat daraus Friedenshoffnungen geschöpft; aber man hofft auch, daß er im Sommer die Hitze auf dem der Sonne ausgesezten Platze mildern werde. Diese Bestimmung scheint uns unnöthig; denn von Hitze und Gluth ist in den lezten Jahren wenig hier verspürt worden, und wenn die physische Welt mit der moralischen analog geht, so ist auch wenig Aussicht für die kommenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 270:

Die Zunge.

Charade.

1. 2.

Aus dem Gemüthe
Steig' ich herrliche Blüthe;
Liebe, Musik und ein goldener Wein
Senken mich ein,
Locken hervor mich, wie Sonnenschein.

3. 4.

Der nämlichen Au
Entsteigt ein schaefer Thau;
Den hat ein düsteres Dunkel der Nacht
Hervorgebracht;
Doch an seinem Rieseln der Tag erwacht.

1. 2. 3. 4.

Wenn aber der Thau auf der Blüthe schwimmt,
Und ihm ihr Honig die Schärfe nimmt,
So quillt er, ein flüssiger Edelstein,
Aus jener Blüthe so warm und rein,
Daß die Au selbst, welcher die Blum' entblüht,
Rings von den versendeten Strahlen erglüht.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 277.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 19. November 1832.

In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrthum und ein wenig Wahrheit,
So wird der beste Trank gebraut,
Der alle Welt erquickt und auferbaut.

Goethe.

Neapolitanische Briefe.

(Fortsetzung.)

Wir kommen nun zum Schauspiele, welches zwischen Oper und Ballet zwischen inne steht und das Trio der Theatergrazien vollendet. Aus dem Gesagten kannst du dir schon zum Theil die Stellung des Schauspiels erklären. Bis jezt hat sich die Metastasische Moraltendenz, in die selbst Schiller hin und wieder, wiewohl schillerisch und nicht metastasisch versank, hier ganz ungehindert erhalten. Es geht diese Tendenz aus einer idealischen Ansicht hervor, die, statt das Leben, wie es ist, aufzufassen und darzustellen, ein eigenes, anderes, studirtes, poetisches Kunst-, Schul- und Musterleben sich bildet. Da kommen nun die Leute, sehen hinein wie in einen Spiegel, finden es ganz wohnlich, fangen an zu weinen über die harte Wirklichkeit und nennen das schmachtende Sehnen ihrer zarten Seele einen überirdischen Drang, einen Göttlichkeitsfunken. Bietet uns unsere Geschichte nicht Scenen genug, die einer dramatischen Behandlung fähig sind? Ja wohl! wir weichen aber zuvor unsere Helden und ihre Zeit in das Zauberbad des ideellen Lebens ein, waschen sie rein von den irdischen Mängeln und nennen die getrocknete Wäsche dann ein geschichtliches Drama. Ach, wie schmutzig sieht es bei uns aus! geh'n wir doch in's Theater! Ich begreife recht wohl, wie da das Schauspiel nur Zauber, keinen Einfluß auf uns hat; ich sehe sogar ein, wie ganze und gebildete Nationen nie zum Handeln kommen, weil gerade ihre Einbildungskraft durch gespenstische, geisterbeschwörende Theorien gefesselt ist; ich erkläre mir, warum kein echter Mann vor seinem Tode was gelten kann, warum die Wirklichkeit nie idealisch und die Poesie mit dem Staupbesen aus der Prosa herausgejagt wird; warum unsere Jugend, die in Begeisterung für ihre Ideale glühte, später so klug wird und lahm wie die alten Praktiker. Diese ungeschickte Gelehrtenspaltung des Lebens in ein wirkliches und ideales arbeitet dem Klostergeiste vortrefflich in die Hände. Alles, was da poetisch klingt, was den Menschen von der Scholle hebt, der reine, unbefleckte Sinn für Liebe, Ehre, Unabhängigkeit, der Adel des politischen, die Reinheit des moralischen, der Schwung des begeisterten Lebens gehört eben in das Gebiet der schönen Träume, an denen man sich im Theater erlabt, wie an Feuerwerken. — Die Beschwerden, die Arbeit, die Pflicht, der Gehorsam, der Erwerb und der Anstand — besonders der Anstand — sind Gegenstände, die uns im wirklichen Leben zu viel zu schaffen machen, als daß noch Zeit übrig bliebe, uns mit jenen Folies d'original abzugeben. Dahin führt eben diese trockene Skelettansicht, die so schön aussieht, wenn sie im Putze ist. Metastasio mag Tyrannen tödten, so viel er will, er bildet keine freien Menschen; er schickt seine Helden in den Tod für Ehre: das war recht schön; in solchen poetischen Umständen hätten wir das Gleiche gethan; es war gar zu poetisch, so zu sterben! Ihr beruft euch immer auf die Griechen, aber die

Griechen haben eben die Thaten ihrer Nation, das Leben ihrer Zeit auf die Bretter gebracht. Ihr studirt die Geschichte der Griechen in Euripides und Sophokles; sprecht, werden unsere Enkel einst unsere Zeit aus Schiller, Racine und Metastasio herausfinden?

Das italienische Schauspiel litt mehr als jedes andere unter der Herrschaft dieser unnatürlichen, klösterlich-idealischen Ansicht; es scheint jedoch, man fange an, die ewigen Tugendmasken und Heldenstiefeln langweilig zu finden; aber was hat man dafür? französische Vaudevilles, denn Goldoni ist zu bekannt. Nun, die Scherze sind immer noch besser, als die Gespenster. Bei dieser Veränderung, wenn sie nicht durch die Censur unterdrückt wird, gewinnt besonders Livini in Neapel. Er ist gerade gemacht für das Lustspiel, wie Tonini für den komischen Theil des Ballets. Wenn man Kleider und Bücher im Pfandhause hätte, alle Taschen des einzigen Rocks voll unbefriedigter Schuldscheine, daneben ein Absagebillet seiner Geliebten, oder gar eine Citation auf die Polizei bei sich trüge, gewiß würden Einen dennoch diese zwei Käuze für den Augenblick behaglich und sorgenfrei stimmen; da ist nicht blos von Spitzbübereien des Harlekin, Unbehülflichkeiten des Pagliaccio, Eulenspiegeleien des Coviello, Pedantereien des Doktor Balanzoni, Altersnarrheiten des Pantalone, Stottern und Schwätzen des Tartaglia, närrischen Unbesonnenheiten des Pulcinella die Rede: das sind sie Alles in Allem, europäische Hanswurste, Professoren des Possenreißens. Das Zwerchfell des Publikums ist so in ihrer Gewalt, daß schon ihr bloßes Auftreten, wie magnetische Berührung, unwiderstehliche Lachsucht erregt. Ich habe mich oft über mich selbst geärgert, aber den Aerger immer wieder hinunterlachen müssen; man kann sich, glaub' ich, hier einen Begriff machen, wie Einen der Umgang mit Narren närrisch zu machen im Stande ist. — Fiorentini ist häufig besucht und sehr oft durch die Gegenwart des Monarchen beehrt. Es ist der einzige Ort, wo man gut italienisch spricht, die meisten Schauspieler sind sogar aus Mittelitalien verschrieben; der Fremde besucht es deßhalb schon um der Sprache willen gern, und wird erst der metastasische Kothurn ganz heruntergetreten, so wird er gewiß dort selten über Langeweile klagen. Schade nur, daß wenig schöne Weiber auf der Bühne erscheinen; die armen Häßlichen müssen gar zu viel leiden, und das ist doppelt unangenehm. In lezterer Beziehung ist das Ballet vorzüglich und gleichsam auf Kosten der andern Theater begünstigt. Es gibt hier noch mehrere stehende Schauspielhäuser, theils singende, theils sprechende: der Dialekt meistens neapolitanisch, der Inhalt komisch, und Pulcinella, der Liebling, der Repräsentant des neapolitanischen Pöbels, die Hauptrolle. Unter ihnen zeichnet sich gerade das kleinste, San Carlino, aus; man findet dort das Volksleben nach der Natur gezeichnet, und in dieser Beziehung muß die Tragödie vor der Komödie erröthen.

Die Nacht im Juragebirg.

(Fortsetzung.)

An dem stattlich, mit blendend weißem Tischzeug geschmückten und mit silbernen Gedecken versehenen Tische saßen nebst dem Obersten der einquartirten Truppen Dubois und seine Mutter, eine ehrwürdige alte Frau, in deren Gesicht und Haltung man leicht lesen konnte, daß sie einer höhern Klasse in der Gesellschaft angehört und daß mannigfaltiges Unglück sie nicht zu beugen vermocht hatte. Obgleich sie in die Landestracht gekleidet war und sich durch nichts vor ihrer Umgebung auszeichnete, fühlte man doch bei ihrem Anblick, daß sie nicht zur Bäurin oder Handwerkerin geboren war. Sie machte die Hausfrau mit Anstand und Zierlichkeit, gleich weit entfernt von städtischer Steifheit und unbeholfenem Benehmen, und in ihrem ganzen Wesen war eine Ruhe, eine Festigkeit vorherrschend, die in allen, welche sie umgaben, Vertrauen und Zuneigung erregen mußten. Auch der fremde Krieger schien die Gewalt edler Weiblichkeit zu fühlen, welcher selbst in Matronengestalt nicht leicht ein Gemüth widersteht. Sein Betragen war achtungsvoller und bescheidener, als man dieß in dem Hause eines gemeinen Mannes hätte erwarten sollen. Er sprach freundlich mit seinen Wirthen, befragte sie über die Gegend, die Sitten, den Geist der Einwohner, bedauerte die Schweizer um der Kriegsnoth willen, die über sie hereinbrechen sollte, und legte in seine Aeußerungen so wenig Leidenschaftlichkeit und einen so billigen Sinn, daß Dubois Herz sich ihm öffnete und auch er seinerseits aus dem Herzen zu sprechen begann. Die klare Verständigkeit seiner Reden, seine Einsicht in die Bedürfnisse seines Vaterlandes, in die bisher bestehenden Mängel und Vorzüge seiner Staatsform fielen dem Obersten auf, und die Lauscher über der Decke sahen deutlich, wie sein Wohlgefallen zunahm, mit welchem Beifall er seine Schilderungen anhörte und wie er endlich mit Freundlichkeit Dubois Hand faßte und sie herzlich drückte. „Als ich in dieses unterirdische Nest verschlagen wurde," sagte er, „konnte ich mir nicht träumen lassen, daß mich mein Schicksal so gut leiten würde. Mir ist hier heimisch, wie seit lange nicht; Eure Wohnung, Ihr selbst und diese gute alte Frau, die mich an eine liebe verstorbene Freundin mahnt, Eure Gesinnungen und Ansichten, alles spricht mich an und ich möchte gerne bei Euch Quartier machen, statt weiter in's Land vorzudringen, wo vielleicht nicht überall mich so gute Menschen empfangen werden. Die

Ursache, warum ich hier bin, hoffe ich, wird keinen Grund haben, sollte aber dieß dennoch der Fall seyn, so laßt Euch warnen. Ich muß mit meinen Leuten die Ruhe im Rücken unserer Armee zu erhalten suchen, und zu diesem Endzwecke jeden unruhigen Kopf in engen Gewahrsam bringen. Ein junger Berner, Erlach, hat schon früher und heute insbesondere ernstliche Bewegungen unter den Landleuten erregt; man hat Nachricht, daß er sich in diese Gegenden zurückgezogen hat und — ich sage es Euch unverholen — man weiß auch, in wie naher Verbindung Ihr mit dem Entflohenen steht. Ich wurde mit meinen Leuten hieher beordert, weil man vermuthete, er werde hier bei Euch, oder in der Nähe, Schutz gesucht haben; ich verlegte den Hauptmann mit einer hinlänglichen Anzahl Soldaten nach Rochenette, einen andern Trupp mit dem Lieutenant nach Sonceboz; jeder Pfad, jeder bedeutende Felsen ist besezt, und es ist unmöglich, daß er uns entkommen kann. Ihr habt mich wohl aufgenommen, ich finde mich hier so besonders angesprochen und möchte nicht, daß Euch Schlimmes widerführe. Darum laßt meine Warnung etwas gelten und hütet Euch, in dieser Sache irgend Theil zu nehmen. Sie wird sehr strenge beurtheilt werden, um ein Beispiel für ähnliche Fälle aufzustellen, und Ihr würdet Gefahr laufen, das Schicksal des jungen Mannes zu theilen, wenn es bewiesen würde, daß Ihr ihn beherbergt oder ihm zu seiner Flucht behülflich gewesen."

Der alte Dubois hatte während dieser Rede, die in Stephaniens und Rudolphs Herzen eine nicht geringe Bewegung hervorbrachte, schweigend und ohne seine Gesichtszüge zu verändern, auf seinen Teller niedergesehen. Als der Oberst geendigt hatte, versicherte er einfach und ganz ruhig, daß er zwar Erlachs Geschick von Herzen bedaure, da er ihn als einen vortrefflichen Menschen kenne, aber daß er durchaus nicht wisse, wohin er sich gewendet haben könne. — „Wenn wir es jedoch auch wüßten," hob die alte Frau mit ihrer kräftigen, sonoren Stimme an, „so glauben Sie, daß wir Haus und Hof, Leib und Leben an seine Rettung setzen würden. Ich bin alt und fange an schwach zu werden, an mir ist ohnehin nichts mehr gelegen, aber auch mein Sohn würde und müßte den Landsmann, den Freund, der kein Verbrechen begangen, sondern seine Treue am Vaterlande bewiesen hat, mit Aufopferung seines ganzen Besitzthums retten, wenn es ihm möglich wäre. Nehmt es nicht übel, Herr Oberst, aber wir leben noch des alten Glaubens: daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, und ich meine, Ihr selbst würdet uns verachten, wenn wir um unsers Vortheils willen einen Menschen verrathen könnten, sollte er uns auch nicht so nahe stehen, wie dieser." Nachdem des Gastes Auge mit einem durchdringenden Blicke erst auf Dubois geruht hatte, ohne daß er eine Veränderung in den Zügen desselben hätte wahrnehmen können, fiel es mit ungeheuchelter Bewunderung auf die Matrone, aus deren Gesichte, troz der Runzeln des Alters, jugendliche Freudigkeit des Geistes leuchtete, die ihren Worten einen noch höhern Sinn lieh. Doch bald machte dieser Eindruck wieder dem Pflichtgefühl des Kriegers Platz. „Ich ehre Eure Ansicht, würdige Frau" sagte er, „denn sie ist die eines großmüthigen Herzens, aber ich wünsche von ganzer Seele, daß Ihr nicht in den Fall kommt, nach derselben zu handeln. Ich bitte Euch, seyd vorsichtig. Ich weiß mehr, als Ihr vielleicht glaubt; man hat mich von der Leidenschaft des Entflohenen für Eure Tochter unterrichtet, die ich nirgends sehe.." — „Sie ist nach Chaux de fond gegangen," unterbrach ihn Dubois, „um eine Parthie gefertigter Arbeit dahin zu tragen, und wird vor morgen Abend nicht wieder kommen." — „Ich wünsche, daß dem so sey, und will es einstweilen glauben, obschon die Mutter den Blick auf den Teller geheftet hält und Eure Aussage nicht bekräftigen mag. Ihr seyd mir in den paar Stunden, die ich hier bin, lieb geworden; aber wenn Ihr mich täuscht, so vermag ich Euch nicht zu retten, so wahr ich Balsin heiße!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, Oktober.

Die Gesellschaft. Karl Felix.

Es sind nun fast zwei Jahre her, daß ich Ihnen das leztemal schrieb, und im Grunde haben Sie dabei nichts verloren, denn unser hiesiges Leben hat in allen seinen Richtungen etwas sehr Einförmiges. Suchen Sie hier nicht von Paris die bunte, vielgestaltige, rege, treibende Mannigfaltigkeit und ihre Hülfsmittel, von Wien die Herzlichkeit, Gastlichkeit und den hohen, melodischen Kunstsinn, von Berlin die vielfache geistige Aufregung; nicht einmal von dem hingebenden Genußleben Neapels ist hier eine Spur zu finden, so italienisch es auch in mancher Beziehung hier ist. Unserer Gesellschaft fehlt es an dem nothwendigsten Element, an Bildung, welche doch das Kirchengehen, das Kreuztagen und Segnen nicht ersetzen kann, so viel auch dazu Geld und Zeit verwendet wird. Wie mögen Hof, Militär, Kirchenparaden, Spiel, Bälle und Schürzendienst den Männern die Gewandtheit, Bildung und geistige Elastizität geben, die sie zu Haltern und Trägern der Gesellschaft machen soll? Dieß alles geht nur aus einem thätigen, vielfach erregten öffentlichen Leben oder aus tüchtigem Unterricht und Talenten hervor. Beides fehlt in Turin. Wie mögen aber die Frauen in solcher Männer Umgang interessant und liebenswürdig werden und die Männer noch durch etwas Anderes anziehen, als durch ihre Stellung am Hofe und in der vornehmen Welt, oder durch den Bleizucker der Sinnlichkeit?

An äußerer Veranlassung und Anregung hat es unserm geselligen Leben seit meinem lezten Briefe aus Turin nicht gefehlt, und diese Veranlassungen waren dazu noch recht mannigfaltig. Zuerst kam die Verheirathung unserer Prinzessin

Marie Anne (Tochter Victor Emanuels) mit dem österreichischen Kronprinzen und König von Ungarn, Ferdinand. Da gab es glänzende Lustfahrten, Theater, Gallabälle, Concerte u. s. w. Bei alle dem war nur Eins erfreulich, die Mischung des Adels mit den höhern Bürgerklassen an einem glänzenden Fest, das beide zusammen der Braut in dem Theater Carignan gaben, eine Mischung, die bisher in Turin unmöglich schien. Die Stadt feierte ihre Freude über das Ereigniß am würdigsten, indem sie in dem kalten Jänner an dreitausend Arme Brod, Holz, Kleider, Reis und Mais austheilen ließ. Außerdem wurden noch sechstausend Brode, ferner Brod und Fleisch an die Gefangenen und an die Kranken in ihren Behausungen vertheilt, und alle Pfänder, die im vergangenen harten December für eine gewisse Summe beim Mont de Piété eingegangen, wurden von diesem unentgeldlich an die Eigenthümer zurückgegeben. Unter dem Dank und den Segnungen der Armen zog die junge Königin nach Novara und von da nach Mailand.

Nach der Freude kam das Leid. Seit Ende Februars litt der König an einem rheumatisch-gastrischen Fieber, das nach vielfachem Wechsel mit dem Tod zu Ende ging. Karl Felix, dem man bei seinen Lebzeiten nachsagte, er sey ein trüber Frömmler, zeigte in seinem langen und schmerzhaften Leiden eine Ruhe, Geduld und Ergebung, die allen Umstehenden sehr rührend war, und ihn auch in den lezten Momenten seines Lebens nicht verließ. Er starb am 27. April vorigen Jahrs. Diejenigen, die gewöhnlich um ihn waren und einen großen Theil seines Lebens beobachtet haben, versichern, daß der verstorbene König sehr gute Kenntnisse in der Staatsverwaltung gehabt, daß er Alles nur irgend Bedeutende in dieser Beziehung gelesen habe, gleichviel, welche Farbe es trug, daß es ihm aber, wie so manchen andern Regenten, an Selbstvertrauen gemangelt, und daß dieß der Hauptgrund sey, warum er sich in den lezten Regierungsjahren seinen geistlichen Umgebungen so überlassen habe. Am Kongreß von Verona soll er sich mit Klarheit, Wärme und Beredtsamkeit für besonnene, aus dem Geiste der Völker selbst hervorgehende Verbesserung in den Verfassungen ausgesprochen haben, ohne jedoch dadurch der Stabilität und dem Königthum im Geringsten Abbruch thun zu wollen. Aus dem Palazzo Madama, wo der Leichnam zwei Tage ausgestellt, und wo ein schönes Requiem unter der Funktion des Erzbischofs von Turin mit den Bischöfen von Alessandria, Saluzo, Pignerol, Ivrea und Tossan abgehalten worden war, trat die Königsleiche ihre neuntägige Reise nach der Abtei Hautecombe in Savoyen an, die bekanntlich Karl Felix aus den Trümmern der Revolution wieder hergestellt, königlich zu einem zweiten Saint-Denis ausgeschmückt und zu seiner eigenen Grabstätte bestimmt hatte, um da unter seinen alten savoyischen Ahnen zu ruhen. In würdiger Begleitung kam der Zug über das Gebirg (Mont-Cenis), und fand überall die lebendigste Theilnahme bei den Einwohnern, die sich verehrend um den Leichenwagen drängten. Auf der Grenze jedes Distrikts kamen dem Zuge unter Glockengeläute die Geistlichen, die Behörden und die Armen entgegen, um ihn unter Gebeten bis an die andere entgegengesezte Grenze zu geleiten. Um nach Hautecombe zu gelangen, mußte er über den See Bourget, und es war ein ergreifender Anblick, das mit schwarzem Sammt ausgeschlagene Fahrzeug mit dem Königssarg voran, und hinter ihm her eine Menge anderer mit dem Leichencondukt und seinen vielen Fahnen und Bannern, dann in einiger Entfernung unzählige Kähne mit Leidtragenden aus den Ufergegenden; Alles in tiefer Stille. So zog das vordere Fahrzeug, wie ein schwarzer Schwan, durch die blauen, freundlichen Wellen. In Hautecombe kam der Sarg in das Grab, das sich der König bei seinen Lebzeiten hatte bereiten lassen, und darauf die einfache, von ihm selbst verfaßte Grabschrift.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Wofür interessirt man sich gegenwärtig?

Da sind die Huldinnen aus Wien, die Tänzerinnen Elsler, zum drittenmale hier; sie tanzen, bezaubern wie sonst, und man spricht nicht von ihnen; — Virtuosen, Komponisten, ein Moscheles, Ritter von Neukomm, man hört sie und ihre Kompositionen, und „spricht nicht von.“ Raupach hat ein neues Drama: „Ein Mährchen im Traum,“ geliefert, man erwartete, nämlich die Schauspieler, Wunderdinge, man sieht es, es spricht an, aber „man spricht nicht von.“ Ein artiges Lustspiel von Schall, der „Knopf am Flausrock,“ nach der Anekdote von Kant, den ein Knopf, der sonst fehlte, aus dem Text brachte, sprach ebenso an und bleibt ebenso unbesprochen. Schlechte Stücke passiren ohne Opposition, eine halb durchgefallene Oper erregt keine Faustkämpfe über ihrem Sarge, der Berliner Wiz hält ihr keine Leichenrede. Auch dem ehrenwerthen Komponisten Bernhard Klein ist nicht mehr nachgeklungen, als ein schön executirtes Requiem in der katholischen Kirche und ein paar Worte von L. Rellstab. Selbst sein jüngstes Lieblingskind, das Fräulein von Schäpel, hat das Publikum ohne absonderliches Gerede in den Stand der heiligen Ehe versetzen lassen, und sich schnell beruhigt, als einige offizielle Kunstfreunde zum Besten des Theaters vergeblich versucht, ihr vorzustellen, daß eine Ehe doch nur etwas Secundäres, die Oper dagegen etwas Primäres sey. Eine etwas herbkritische Leichenrede auf Zelter von W. Albrecht im Freimüthigen, der man die Wahrheit nicht abspricht, sie aber ungewöhnlich streng findet, hätte zu anderer Zeit einige Gegenbroschüren ans Tageslicht gerufen; man begnügte sich nun, zu sagen: „Es mag wahr seyn, indessen —“.

Broschüren gab es vor Kurzem für und gegen den Grafen Redern; sie haben nicht gezündet, weil gar kein Feuerstoff da sey, meint man. Broschüren zwischen Hirt, Wagen, Rumohr ließen so kalt wie die Bilder, über die man sich stritt. Die armen Franzosen, ich meine nämlich die Truppe, die hier spielt, haben es noch nicht einmal zu einer Recension gegen sich bringen können, geschweige denn zu einer Broschüre. Politische Broschüren gibt es bei uns gar nicht, wie man weiß; aber auch die vom Auslande regen nicht an. Man ist sogar schon gleichgültig gegen die Frage: wird es Krieg geben oder Frieden bleiben? — Die Cholera regt sich wieder ziemlich ernsthaft. Man sucht auch zu dem furchtbaren Geheimniß eine gleichgültige Miene zu machen, was indessen schwer wird, wenn hie und da der schnelle Tod eines bekannten Individuums plözlichen Schrecken erregt. Der beliebte Schauspieler Rebenstein, einst der Liebling der Damen, und wirklich, wenn auch nicht als Künstler, doch durch eine unnachahmliche Gabe ausgezeichnet, das Gefühl in Worten und Gesten adelig, wahr, ergreifend auszusprechen, ist unerwartet, noch in der Blüthe des Mannesalters, gestorben. Man beruhigt sich damit, daß es doch vielleicht nicht die Cholera gewesen, und wenn auch der Dahingegangene vorzugsweise prädisponirt dazu war.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 118.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 278.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 20. November 1832.

O Ruhe, du sanftes Wort, Herbstflor aus Eden, Mondschein des Geistes, Abend der Seele!

Jean Paul.

Herbstlieder.

Galene.

Wie aus bläulichem Stahl, dem künstlich geschliffnen, geschmiedet,
Dehnet in glänzender Ruh Abends sich schweigend das Meer.
Unter dem kühlen Krystall sind selige Götter geborgen,
Aber es dringet ihr Hauch nicht an den Spiegel empor.
Stille gebändiget stehen die grünlichen Rosse Poseidons,
Heben die Mähnen nicht mehr schwarz und beschäumt aus der Fluth,
Und kaum ritzet dem Meer ein Vogel die flüssige Wunde,
Wenn er gesenkteren Flugs leicht sich die Schwinge benetzt.
Blutige Wellen entsandte zum Meer der gewaltige Strom her,
Der auf dem Wege den Kampf duldender Menschen geschaut.
Und in langsamem Lauf, der Vertraute geheimerer Leiden,
Wasser, mit Thränen gemischt, wälzte der trauernde Bach.
Aber es reinigt Galene die Fluth vom Blut und den Thränen
Und mit Augen und Hand glättet und stillt sie die See.
Niemals sah ich das Meer, doch sah ich den herbstlichen Himmel,
Wie ein fliegendes Meer, bläulich und glänzend gewölbt;
Als ob nie er das Leben von sterbenden Lippen getrunken,
Als ob nie sich mit ihm schmerzliche Seufzer gemischt,
Als ob nimmer ein Blitz den Teppich, den blauen, gespalten,
Schuldlos lag er und mild schwellend von Heiterkeit da.
Als ich lang ihn beschaut, da ward mir die Seele zum Kinde;
Lethes labender Quell träufelte kühlend herab.
Unter tauchten im Lichte die Schatten entschwundener Tage,
Und kühn sprach sich das Herz von der Vergangenheit frei.
Ruhe und Heiterkeit ist die versöhnende Tugend; die Reue
Drückt die Schlangen bestürzt, statt sie zu tödten, an's Herz.
Sey willkommen, Galene! nach tausend zerwühlenden Stürmen
Oel, aus Rosen gepreßt, gießest du über die Fluth.
Wie am Tage der Schöpfung, so athm' ich Frieden und Wonne;
Jeder Tag ohne Gram ist mir ein Tag der Geburt.
Selten ist Stille des Meers und seltener Stille der Seele.
Haltet den trübenden Hauch, Götter und Menschen, zurück!

Die Undine.

Müde lag ich in dem Moose
An des klaren Baches Rand,
Dachte an der Menschheit Loose,
Eine herbstlich späte Rose
Halb entblättert in der Hand.

Trauer, wie ich nie empfunden,
Schlich sich in die Seele ein;
Und so saß ich viele Stunden,
Bis das Abendroth verschwunden,
Und ich mit der Nacht allein.

Plötzlich war mir, als beschiene
Neben mir der Mond ein Bild;
Und es war des Bachs Undine;
Mit der unschuldvollsten Miene
Sprach sie leis zu mir und mild:

„Drüben in der klaren Welle,
Wo ich wohne, niegestört,
Wo das Leben sich, das schnelle,
Mir erneut in ew'ger Helle,
Hab' ich weinen dich gehört.

„Köstlich acht' ich es, zu sehen
Ein bethräntes Angesicht,
Und ich meine zu verstehen,
Welche Lust sey in den Wehen;
Selber weinen kann ich nicht!

„Kannst du ahnen, was mir fehle?
Reichlich seh' ich es an dir,
Wenn ich deine Thränen zähle;
Auch der Schmerz ist Geist und Seele!
Gieb von deinen Schmerzen mir!

„Könntest du mich weinen lehren,
Wie es thun die Erdenfrau'n:
Würde, was ich muß entbehren,
Geist und Seele sich gebären,
Und mein Auge würde braun!"

Mit herzinnigem Bedauern
Sprach ich zu dem schönen Kind,
Dem die Wehmuth und das Trauern,
Sammt der Thränen heil'gen Schauern,
Untersagte Blumen sind.

Schmerz um das Versagte zückte
Ueber ihre Miene kaum;
Lächelnd sie das Haar sich schmückte,
Aus den Locken tändelnd drückte
Sie des Mondlichts feuchten Schaum.

Aber meine Klage schweiget
Und mein Schmerz ist nun verklärt.
Alles, was von Seele zeuget,
Jede Thräne, die sie säuget,
Ist ja noch des Neides werth!

Herbstfäden.

Als gestern ich beim Abendlicht
Das freie Feld gewonnen,
War bald mir Brust und Angesicht
Von Fäden übersponnen.

Und lange sann ich her und hin:
Wer will mich also necken?
Ich konnte keine Spinnerin,
So weit ich sah, entdecken.

Doch plötzlich ward es in mir hell
Und riefen tausend Stimmen:
„Du zweifelst noch, woher so schnell
Die feinen Fäden schwimmen?

„Heut ist der Isis heil'ge Nacht,
Wo das Gewand sie tauschet
Und mit des Leibes Wunderpracht
Der Priester Herz berauschet.

„Zerrissen fliegt der Schleier heut
Von Angesicht und Hüften;
Davon die Fäden sind zerstreut
In goldnen Abendlüften."

Ich sah die Göttin schleierlos
In ihrer Schönheit leuchten;
Doch was mein selig Herz genoß,
Das darf mein Mund nicht beichten.

Mit rothem Siegel hat ihr Kuß
Die Lippen mir bezwungen,
Des Glückes süßer Ueberfluß
Die Rede ganz verschlungen.

Heut trieb die Sehnsucht mich zum Wald,
Sie wieder zu besitzen;
Doch strenge sah ich die Gestalt
Im langen Schleier sitzen.

Die Arme streckt' ich aus nach ihr —
Da war sie schon zerstoben;
Leicht war aus Herbstesfäden mir
Mein flüchtig Glück gewoben.

Die Nacht im Juragebirg.

(Fortsetzung.)

Es war, als fahre ein elektrischer Schlag bei diesem Namen an Dubois und seiner Mutter nieder. Der Erstere heftete sein scharfes Auge auf den Oberst; seine Wangen rötheten sich durch lebhafte innere Bewegung, während seine Züge ein tiefes Erstaunen ausdrückten, und Frau Dubois streckte unwillkührlich ihre zitternden Hände nach dem Gaste aus, den das Benehmen seiner Wirthe sichtlich befrembete. „Valsin heißen Sie?" sprach Dubois nach einer Pause. „Graf Valsin? —" „Mit dem Grafentitel ist es aus, lieber Freund," erwiderte der Oberst. „Die Revolution hat unsere Adelsbriefe zerrissen und den Offizier über den Grafen gestellt. — Wie kann Euch aber mein Name so auffallen? Habt Ihr Jemanden gekannt, der Ihn trägt?" — „Vor vielen Jahren reiste einmal ein Graf Valsin hier durch," sagte Dubois nicht ohne Verlegenheit und indem er sich gewaltsam zu fassen suchte. „Ich war so glücklich, ihm einen kleinen Dienst zu erweisen, habe aber seitdem nichts mehr

von ihm gehört." — „Wohl möglich," entgegnete der Oberst nach einigem Nachsinnen, „daß dieß mein Vater gewesen ist. Unsere Familie hatte schon vor der Revolution große Unglücksfälle. Mein Vater bekleidete eine Stelle am Hofe, deren ihn eine Intrigue, von einem vornehmen Manne geleitet, beraubte. Er schlug sich mit seinem Feinde, verwundete ihn tödtlich und mußte fliehen. Meine Mutter begleitete ihn, und mich, einen Knaben von vierzehn Jahren, ließen sie in Paris bei meinem Großvater zurück. Nie hörte man wieder etwas von ihnen, und selbst als späterhin ihm Gnade ertheilt und seine Güter zurückgegeben wurden, als man ihn überall in den Zeitungen citirte, konnten wir keine Nachricht erhalten. Könnt ihr mir etwas Näheres von den Entschwundenen sagen, so soll mein herzlichster Dank Euch belohnen; denn selbst mitten im Gewühl der Schlachten sehe ich die verlornen Eltern vor mir stehen und meine Phantasie malt sich ihr Geschick in den furchtbarsten Bildern." Frau Dubois hatte ihre Hände gefaltet, eine Thräne nach der andern rollte über die ehrwürdigen Wangen, doch vermochte die heftige Erregung ihrer Gefühle die stille Ruhe nicht zu zerstören, mit der sie Alles that und sagte, was eben der Augenblick erforderte. „Ich habe noch einige Papiere in Händen, die von jenem Grafen Valsin herrühren," sagte Dubois, „und will sie Ihnen vorweisen; dann wird es sich leicht entscheiden, ob er Ihr Vater war."

Ein schwerer Tritt nahte sich in diesem Augenblick der Thüre; sie ward aufgerissen, eine Ordonnanz trat herein und mit gemessenem Schritte zum Tische. „Der Hauptmann läßt Euch sagen, Bürger Oberst," sprach der Soldat, „daß unweit Ruchenette ein Mann gefangen worden sey, der zu wissen scheine, wohin Erlach sich gewendet hat. Er ist vorläufig verhört worden, will aber nichts aussagen. Nun hat ihn der Hauptmann zu Euch hieher beordert, damit Ihr das Nöthige verfügen könnt, und ich wurde den verdammten Fußsteig hinabgesandt, um Euch Rapport zu machen, während das Detaschement mit den Gefangenen sich auf der Straße hält und schwerlich vor zwei Stunden hier seyn wird."

Die Ordonnanz ward in die Nebenstube gewiesen, um eine Erfrischung einzunehmen, und Dubois, dem André vor Kurzem einen Wink gegeben hatte, benutzte den Vorwand der Bewirthung des neuen Ankömmlings, um sich zu entfernen. So schnell es die Vorsicht gestattete, eilte er dem geheimen Stübchen zu, und fand den Schützling und seine Tochter noch immer an dem Schieber knieend und mit großem Interesse lauschend, was unten gesagt und gethan wurde. Mit Erstaunen hatten sie den Eindruck gesehen, den des Obersten Name, welchen sie niemals gehört hatten, auf den Vater und die Großmutter gemacht; aber die Warnungen Valsins und später die Nachricht des Soldaten zerstreuten schnell die aufsteigende Neugierde. „Lebendig sollen sie mich nicht bekommen," murmelte Rudolph, indem seine gesunde Hand unwillkührlich die Pistole faßte, und Stephanie neigte sich inniger zu dem Freunde, als wollte sie ihm die Versicherung geben, daß sie auf jede Weise sein Schicksal theilen wolle, was denn von dem jungen Manne nicht unbemerkt blieb und jede Besorgniß, wie den Zorn über seine Verfolger, plötzlich in ein Gefühl dankbarer, heißer Liebe übergehen ließ.

Der Eintritt Dubois zog das Paar aus seinen schmerzlich süßen Betrachtungen, und sein Verlangen schloß augenblicklich die Oeffnung nach dem untern Zimmer. Dann sagte er hastig: „Wenn Sie den Vorgang unten vernommen haben, Herr von Erlach, so wissen Sie, daß Ihres Bleibens hier nicht mehr seyn kann. Man hat Verdacht auf mich, mein Haus ist voll von Menschen, in Kurzem werden noch mehrere kommen, man wird die ganze Wohnung umkehren, und es ist unmöglich, daß Sie bei einer solchen Untersuchung den scharfen Augen entgehen. Wir müssen nach einem andern Zufluchtsort uns umsehen." — „Vater," unterbrach ihn Stephanie, „ich weiß einen Ort, wo er sicher ist, wenn wir unbemerkt hinkommen können. In meiner Kindheit, als wir noch im St. Imerthal wohnten, war ich oft in den Ruinen des Schlosses Erguel, und seitdem wir in Fralnvilliers sind, ging ich nie über das Gebirge nach Ferrière oder Chaux de fond, ohne einen Umweg über den alten Schauplatz meiner Kinderfreuden zu nehmen; dorthin habe ich mich auch oft vor Gewittern und Sturm geflüchtet. Keine Wohnung steht in der Nähe, selten nur werden die alten Mauern besucht, und ich kenne ein unterirdisches Gewölbe, wo man im schlimmsten Falle sicher ist." — „Das wäre wohl gut," erwiderte Dubois; „aber wer geleitet unsern Freund hin in tiefer, stürmischer Nacht, wo man kaum die Hand vor den Augen sieht? Ich darf nicht weg, man würde mich sogleich vermissen, und Erlach würde nur um so sicherer ihnen in die Hände fallen, und sonst weiß ich keinen Menschen, dem ich ihn anvertrauen möchte." — „Ueberlaßt das mir, Vater," sagte Stephanie mit entschlossener Stimme; „ich kenne alle Fußpfade, jeden Schlupfwinkel weiß ich zu finden; ich gebe Euch mein Wort, ich bringe ihn sicher nach Erguel, und sind wir einmal dort, so gibt es vielleicht Gelegenheit, über die Gebirge hinweg zu entkommen." — „Kind," sprach Dubois mit Kopfschütteln, „Kind, das kann ich nicht zugeben; es könnte Dir Unheil widerfahren — Du weißt nicht —" — „Vater, ich muß mit ihm," rief Stephanie, „ich muß ihn retten oder mit ihm untergehen. Niemand würde ihn so sicher geleiten; er ist verwundet, wenn er schon nicht davon spricht. Er muß Jemanden haben, der ihn pflegen, der, ohne Verdacht zu erregen, Erfrischungen holen kann." (Die Forts. folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, Oktober.

(Fortsetzung.)

König Karl Albert.

Mit dem jungen König Karl Albert begann in mancher Beziehung ein ganz anderes Leben in Turin und im Land überhaupt, nur nicht das, worauf die Liberaten in Frankreich rechneten und worüber sie sich deutlich genug in ihren Zeitschriften aussprachen. Sie hofften auf einen König von Sardinien, der damit anfinge, sich mit Oesterreich zu verfeinden und sich dafür ganz der Mouvementsparthei in Frankreich hinzugeben, ihr nicht allein in seinem Lande Thür und Thor zu öffnen, sondern auch in Italien, wo sie so gern wirthschaftete. Da nun von alle dem nichts geschah, da vielmehr die sardinischen Truppen scharf beobachtend an der französischen Grenze stehen blieben, da der junge König mit Oesterreich — seinem sichersten Halt — in Friede und Freundschaft blieb, so fingen sie an, auf ihn zu schelten und ihn als obscur zu verdammen. Wie wenig er aber dieß ist, wie sehr er wünscht, auf besonnenem Wege sein Volk zum Bessern zu führen, das beweisen eine Menge seiner Verordnungen, die Ernennung eines Staatsraths und mehrere kräftige Maßregeln in der Gesetzgebung und Justiz. Natürlich ist es, daß alles dieß den Bewegungsmännern nicht zusagt, daß sie vielmehr Umgestaltung und Neues in allen Ecken wünschten, um die Hände mit im Spiel zu haben, was bei einer ordentlichen und besonnenen Regierung unmöglich ist.

Man muß dem jungen König lassen, daß er von den im Edikt wegen Ernennung des Staatsraths gegebenen Versprechungen gehalten hat, was bei den schwierigen Umständen, bei einem furchtbar auf das Volk drückenden, durch die Nachbarereignisse und die Nachbarstimmung nothwendig gewordenen Waffenstand möglich ist. Männer, die den König umgeben, versichern, daß er 1821 so wenig vergessen habe, wie die alte konstitutionnelle und repräsentative Verfassung Savoyens und Piemonts in den vergangenen Jahrhunderten, daß er aber nicht so jugendlich unbesonnen sey, um mit deren Wiederherstellung — anzufangen, in einem Lande anzufangen, wo nichts dazu vorbereitet ist. Der König ist sehr thätig und sitzt schon am frühen Morgen bei der Arbeit. Vieles liest er selbst von den Akten, Verhandlungen und Eingaben. Anderes läßt er sich zur Entscheidung vortragen. Ueberdieß liest er fast Alles, was in Frankreich, England und Italien über Regierungskunst, Staatswirthschaft und Politik erscheint. In seinen Freistunden hält er Truppenrevüen und Manövers, die er sehr eifrig betreibt und durch sie die Armee seit achtzehn Monaten bedeutend vervollkommnet hat. Sehr fleißig besucht er auch die wohlthätigen Anstalten, z. B. das Hospital von St. Maurice und Lazarus, das Hospital von St. Johann. Darauf beschränkt er sich jedoch nicht; denn wenn er von andern Nothleidenden hört, die nicht der Hülfe der Hospitäler genießen, so verfügt er sich selbst zu ihnen und sieht, wie geholfen werden muß. So hörte er einmal, daß in der Vorstadt de la Daire eine Menge Kranker und Armer zusammengedrängt seyen; da eilte er selbst hin, und als er das Elend wirklich groß fand, so gab er für's Erste gleich 25,000 Livres aus seiner Privatkasse her. Seine Thätigkeit erstreckt sich auf alle Theile der Verwaltung, auf Industrie und Douanen, auf Verbesserung des Volksunterrichts und der Akademie, auf Forsten, Stutereien, Weg- und Brückenbau.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, November.

(Beschluß.)

Spontini und die reisenden Bourbonen. Jarcke.

Auch die streitgerüsteten Phalangen und berühmten Promachoi in allen gelehrten und nicht gelehrten Kämpfen sind still geworden und wie die Hamster in ihr Loch gekrochen. Wer erwartete vor ein paar Jahren, daß die Hegelianer 1832 todtstill seyn würden? An wie vielen Steinen des Anstoßes doch das große Problem der Weltherrschaft in dieser unvollkommenen, sublunarischen Welt zerschellen muß, gleichviel, ob es ein Napoleon, der Liberalismus oder Hegel zu realisiren probirt! Buchhändler Dunker versucht, was an dem System ächtes Metall war, auszuprägen. Es hat sich noch nicht dargethan, ob dessen mehr, oder mehr Schlacke blieb. Auch darüber ist man gleichgültig geworden. Steffens, der nirgends das Feuerwerk seiner Gedanken unter den Scheffel zu stellen gewohnt war, ist, seit er hier, völlig stumm. Nicht zum kleinsten Kampfe fühlte sich der allzeit rüstige Streiter aufgelegt. Aber er brütet vielleicht über einem neuen Systeme, und die scheinbare Ruhe birgt die Geburtswehen. Unglücklicher ist gewiß Ritter Spontini, daß man sogar nicht über ihn spricht. Selbst Herr Rellstab fällt seit einigen Monaten nicht mehr ohne Noth gegen ihn aus. Damit er doch eine Gelegenheit gebe, hat der Komponist neulich dem durchreisenden Karl X. in Spandau seine Aufwartung gemacht und um die Gunst gebeten, die Hand des entthronten Königs küssen zu dürfen. Sie wurde ihm huldreichst gewährt. Einige meinen, Spontini, als Royalist, hoffe eine Restitution und denke auf eine Rückkehr nach Frankreich. Ganz anders legen Unterrichtetere den wichtigen Vorfall aus: der Ritter habe damit eine feierliche Protestation vor der preußischen Nation abgelegt, dahin, daß, indem er sich jede Rückkehr nach Paris abschneide, er von nun an ganz ihr angehören wolle. So verbrannte Kortes seine Flotte und sagte damit: „wir bleiben hier.“

Sonst hat der merkwürdige Besuch der ältern Bourbonen in Spandau und Frankfurt wenig Aufsehen gemacht. Man wollte, was Spontini gethan, einer dem Throne nahe stehenden hohen Person nachsagen; ein übrigtes Gerücht. Heinrich V. hat sich in Spandau unterrichten lassen, daß man die Kanonen vorne ladet und am Zündloch abfeuert, wofür er den Artillerieoffizieren viel Artiges gesagt. Karl X. speiste an beiden Orten bei offenen Thüren, aus eigener Küche, wiewohl ohne das berühmte Ref. der Capetinger. Ein Bourbon bleibt stets derselbe, sey er in Spandau, Reval oder in den Tuilerien; er bringt das ancien régime mit sich, und das Uebrige ist gleichgültig.

Professor Jarcke, verlautet es so eben, hat von Oesterreich den Ruf erhalten, als kaiserlicher Rath bei der Hofkanzlei nach Wien zu kommen. Ihm sollen 3000 schwere Gulden Gehalt versprochen seyn, wofür er jedoch der publicistischen Laufbahn entsagen soll. Auch das würde Berlin mit Gleichmuth ertragen, wie es denn selbst das Ausgezeichnetste, was dieß Jahr ihm bietet, die Gemäldeausstellung, sine ira et studio, aber auch sine gaudio hinnimmt. Es ist einmal nicht mehr die Zeit der Hitze. Doch davon in einem nächsten Schreiben. Leben veranlaßt indeß die Ausstellung genug, und die jungen Düsseldorfer Künstler werden nicht über Mangel an ehrender Auszeichnung klagen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 279.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. November 1832.

Fürwahr! es muß gar wundersam
In solchem Hirne gähren.

Pfeffel.

Der Pariser Portier.

Der Pariser Portier ist ein Wesen ganz eigenthümlicher Art, dessen Leben aus einer endlosen Reihe von kleinen Dramen besteht, die sich Tag für Tag, einmal wie das andere, so regelmäßig, als die Stockwerke des Hauses übereinanderstehen, entwickeln und abschließen. Betrachten wir uns dieses Wesen näher, das, halb Mensch, halb Haushund, sein Leben am Fuße einer Treppe verbringt, in einem Raume, der ein paar Fuße im Gevierte mißt, und in einer Zeit, wo man nichts bei seinem rechten Namen nennt, auffallend passend eine Loge heißt.

Wer etymologisch glauben wollte, der Portier habe nichts zu thun, als die Thüre an einem Hause den Kommenden auf und hinter den Gehenden zuzumachen, wäre in großem Irrthum. Allerdings macht er die Thüre auf; wenn er aber an dem Riemen in seiner Loge zieht, so ist dieß eine rein maschinenmäßige Bewegung, eine pure Episode zu der vielerlei Arbeit, die er mit Händen, Füßen und Kopf verrichtet; denn der Portier denkt, denkt viel, und leider hat er die Sucht, oft nur gar zu viel an diejenigen zu denken, welche zu wenig an ihn denken. Seine Loge liegt dicht am Hauseingang; aber nie werdet ihr hören, daß er einen Dieb erwischt. Packt er je einmal eine verdächtige Person, so dürft ihr darauf rechnen, daß er an eines der Gesichter gerathen ist, denen die Ehrlichkeit aus den Augen sieht. Habt ihr Gläubiger? die läßt er bestimmt zu euch hinauf. Wartet ihr ungeduldig auf einen Freund, den ihr lange nicht mehr gesprochen? den hält er für einen Gläubiger und schickt ihn fort. Er ist der Argus des Hauses: er kennt nicht allein alle nähern und entfernten Bekannten seiner Leute im Hause, er weiß haarklein, was sie thun und lassen, kennt ihre Gewohnheiten, ihre Schwächen, ihre Lebensweise bis auf's Geringste hinaus. Ist einer unverheirathet und kann sich dabei keinen eigenen Bedienten halten, so ist er an den Portier gewiesen, der für soviel Geld, als man anderswo einem tüchtigen Diener gibt, nicht den hundertsten Theil leistet und höchstens die Milch und das Backwerk zu dem bescheidenen Frühstück liefert.

Wer die Zeitungen der Miethsleute zuerst liest, ist der Portier. Mit gewandter Hand löst er den Kreuzband ab, entfaltet sorglich das noch feuchte Blatt und fällt über die Kolumnen her, während der Abonnent noch tief in den Federn seine Morgenträume ausbrütet, oder schlaflos, ungeduldig des Augenblicks harrt, wo der Portier ihm das Feuer anzündet und die Läden öffnet. Betrachten wir das Bild in der Loge: ein wahrer Rembrandt. Auf dem Werktisch in der dunkelsten Ecke des rauchigten Gemachs sitzt halbliegend ein kleiner Kerl, eine baumwollene Mütze, der lange keine Seife nahe gekommen, auf dem Kopf, eine ungeheure Brille auf der Nase; er liest mit Kopf, Augen und Zunge zugleich, und die gläubige Treuherzigkeit der Leser des Konstitutionnel ist über die ganze Figur ausgegossen. Von Zeit zu Zeit hebt er den Kopf auf, wie ein Mensch, der etwas in seinem

Geisteßschrein niederlegt: er registrirt in seinem Gehirn eine Parthie Flausen und Mährchen, wie sie die Fabrikanten des guten und des schlechten Rufs in der Politik, in der Form von Korrespondenzen aus Berlin oder Wien, jeden Morgen ihren Abonnenten zum Besten geben, die, tausendmal angeführt, unerschütterlich in ihrem Glauben bleiben.

Zwei Artikel in der Zeitung nehmen vorzugsweise seine Aufmerksamkeit in Anspruch, und mit bewunderns-würdigem Instinkt fischt sie sein Blick sogleich heraus: die Auszüge aus der gazette des tribunaux und die Korrespondenzen aus Preußen, in denen seit zwei Jahren regelmäßig zu lesen ist, daß es Krieg gibt; denn der Portier glaubt noch immer an den Krieg, nicht etwa aus kriegerischem Feuer, ach nein, er weiß von keiner Waffe als von seiner Nadel, mit der er rechts und links hinausfährt; es liegt einmal in seiner Natur, daß er der Zeitung glaubt, und wenn er von einer Truppenbewegung an der russischen Grenze liest, oder wenn zwei Regimenter die Garnisonen wechseln, so geht ihm jedesmal ein Licht auf; er schlägt die Augen zur Decke auf, nimmt die Brille von der Nase, reibt die Gläser ab und spricht für sich in einem Tone, der wie eine feierliche Protestation gegen den Skepticismus unsers Jahrhunderts klingt: „Wir bekommen Krieg!“

Jezt zu den Berichten von den Gerichtsverhandlungen; dieß ist für unsern Mann der literarische Theil, das Feuilleton, ihm tausendmal interessanter als einem andern die Feuilletons, in denen Jules Janin und die geistreichsten Journalisten ihren Geist in Feuerwerken spielen lassen. Kommt er jezt zu jener vierten, höchstanziehenden Seite des Journals, so macht er eine Pause; er schneuzt sich, räuspert sich, stört den Lampendocht auf, schlägt die Beine weiter übereinander, und nun stürzt er sich mit Leib und Seele, mit Geist und Materie in den melodramatischen Abgrund von Kindermord, Raub und Vergiftung. Wie wird da das sonst ziemlich derbe Gehirn mit einemmal wunderbar geschmeidig! Schärfern Blicks als ein königlicher Prokurator zerlegt er anatomisch die Seele des Verbrechers, und die kleinsten Umstände des Prozesses reihen sich einer um den andern in seinem Kopfe so organisch an einander, daß er Abends Alles haarklein, Wort für Wort der ehrbaren Gesellschaft von Köchinnen und Kammerzofen wiedererzählt, die sich, der Sitte gemäß, zwischen sieben und zehn Uhr in Herrn Laurents offizieller Loge zusammenfinden. Ja, Monsieur Laurent gibt Gesellschaft; die achtbarsten Personen des Hôtels in Livree und Küchenschürze ermangeln nie, sich zum wenigsten zwei, dreimal in der Woche in diesem politisch-literarischen Klubb einzufinden, und das Präsidium, und damit der alte Lehnstuhl von verschossenem Utrechter Sammt, gebührt, wie überall, dem feinsten Kopfe.

Jener Lehnstuhl ist das bedeutendste Möbel in der Loge: er ist als Pfand von einem armen Teufel von Miethsmann dem Portier in Händen geblieben, oder er hat ihn, nach einem Auszuge, auf dem Boden in einem Winkel gefunden, und der alte, aus dem Salon verstoßene Diener ist der Stolz der Loge geworden. Ueber dem Kamin hängt ein Stück von einem Spiegel, in der Fensterecke steht man ein Brett mit einer doppelten Reihe von Schlüsseln und Leuchtern, hinten im Zimmer versteckt sich ein schmales Bett hinter Vorhängen, die einmal weiß waren, und der Thüre gegenüber fällt einem in goldener Rahme, unter einem dicken Firniß von Schmutz und Rauch das Porträt einer jungen, bräutlich geschmückten Frau in's Auge, in dem der geübteste Blick nicht leicht das Bild der Madame Laurent erkennen wird. Diese Pinselei spricht mich am meisten an in dem rauchigten Loche: repräsentirt sie doch gleichsam zumal eine doppelte Liebe, die Liebe im eigentlichen Sinn und die Liebe zur Kunst. Ja, der Kunstsinn greift um sich unter dem Volk: zu unterst illuminirte Kupferstiche, profane Reiter und Madonnen mit gelbem Heiligenschein; dann etwas höher die kolorirten Bonapartes und Poniatowskis, und die Bilder von der Genoveva von Brabant mit der Poesie darunter; dieß ist für's Land genug. In der Stadt ist man weiter in der Kultur: der arme Handwerker spart sich etwas am Munde ab, um es zu einem Porträt seiner Frau zu bringen; er steigert ein paar Kupferstiche, kauft die Rahmen dazu auf den Quais, und verdeckt mit dem Trödel die schmutzige, zerrissene Tapete seiner kleinen Stube. Weiter hinauf, im Besuchzimmer des Gewürzkrämers, sieht man schon gute Kupferstiche. Aber oft habe ich mich gefragt, warum der Krämer und der Schneider, diese höchst achtbaren, aber ungemein friedfertigen Glieder der Gesellschaft, ganz absonderlich auf Bataillenstücke und Bilder vom Grab auf St. Helena aus sind? Doch dieß gehört nicht hieher.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Nacht im Juragebirg.

(Fortsetzung.)

In bitterer Verlegenheit wandelte Dubois das kleine Zimmer auf und ab und nur einzelne Worte stahlen sich über seine Lippen. „Es könnte mich eine schwere Verantwortung treffen — Du kennst unsere Lage nicht — wenn ich auch einsähe, daß Du Recht hast, ich kann nicht, ich darf nicht!“ — „Vater Dubois,“ sprach Erlach, der bis dahin in peinlicher Ungewißheit zugehorcht hatte, indem er auf ihn zutrat und seine Hand faßte, „Ihr habt Recht! Stephanie soll sich nicht um meinetwillen der Gefahr aussetzen. Zwar könnte ich Euch sagen: laßt uns ziehen, Vater, unser Geschick kann nicht mehr geschieden

werden; wir wollen entweder mit einander zu Grunde gehen, oder uns beide zu einer schönern Zukunft erhalten. Aber ich fühle, daß ich nicht so eigensüchtig denken soll, daß Ihr solchem Wunsche nicht entsprechen dürft. Darum laßt mich hinaus, ich will mir den Weg mit meiner Waffe bahnen." — „Nein, Rudolph, Ihr geht nicht ohne mich!" rief das Mädchen, indem es seine Hand faßte; da trat mit stiller Würde die Großmutter zu den leidenschaftlich aufgeregten Menschen. Sie war ungesehen von ihnen in das kleine Zimmer getreten und stand nun in ihrer gewöhnlichen Ruhe zwischen ihnen. „Glaubst Du nicht," sagte sie zu ihrem Sohne, „daß Stephanie in jedem Falle der Schutzgeist ihres Jugendfreundes seyn kann und wird? Laß das Schicksal walten, dessen Leitung uns in dieser Nacht wieder so deutlich war; es wird jeden Knoten lösen. Empfange meinen Segen," fuhr sie fort, indem sie sich zu Stephanie wandte. „Geleite unter Gottes Beistand den jungen Mann; zage nicht, wenn auch Gefahren Dir entgegentreten, laß das gute Werk, das Du zu thun im Begriffe bist, Deinen einzigen Gedanken und Dein einziges Bestreben seyn. Draußen habe ich einen Sack mit Lebensmitteln neben die Thüre der Scheune gestellt, der Oberste ist mit Schreiben, die nächste Schildwache, der ich heimlich eine Flasche Branntwein gebracht habe, mit Trinken beschäftigt; der Vater und ich bleiben einstweilen hier, um sie nicht aufmerksam zu machen, und Ihr geht rasch, und ohne Besorgniß zu verrathen, an ihr vorüber. Gott sey mit Dir, mein Kind, er geleite Euch, edler Herr! Bedenkt, daß wir Euch unser Theuerstes anvertrauen." Stephanie war vor der ehrwürdigen Frau in die Knie gesunken und küßte weinend die liebe Hand, die sie so sanft bis zu diesem wichtigen Punkte ihres Lebens geführt hatte; den Jüngling aber hatte der Ernst und das Verhängnißvolle des Augenblicks neben sie hingezogen, er hielt die andere Hand der alten Frau, schaute mit seinem freien, offenen Blick an ihr hinauf und sagte mit bewegter Stimme: „Wenn Ihr Euer Kind mir in der dunkelsten Nacht meines Lebens zur Führerin gebt, so soll sie an mir dagegen einen Beschützer haben, der den Tod für sie nicht scheut und seine ganze Zukunft anwenden will, sie zu beglücken. Nennt mich Sohn, gute Mutter, und gebt auch mir Euren Segen!" Unfähig zu sprechen, legte Frau Dubois schweigend ihre zitternden Hände zugleich auf Beider Haupt. Dubois stand mit gefalteten Händen neben der Gruppe und wagte keine weitere Einwendung.

Jetzt erhoben sich Rudolph und Stephanie, drückten stumm den Eltern die Hände und eilten zur Thüre hinaus. „He, Jungfer, wohin so schnell mit dem Burschen? Laßt ihn laufen und bleibt bei mir; die Zeit soll Euch nicht lang werden." Bei diesen Worten packte der Soldat, der auf dem Gange Schildwache hielt, Stephanien um den Leib, die vergebens sich loszureißen strebte und es nicht wagen durfte, Lärm zu machen. Aber Erlach faßte ihn mit Riesenkraft an der Schulter, und so wie das Mädchen sich seinem Arm entwunden hatte, warf er den Franzosen wüthend gegen die Mauer, daß die Flinte und der Mann auf die Steine des Bodens niederrasselten. „Verrätherei, Verrätherei!" brüllte der Erstaunte, und schon hörte man die verworrenen Stimmen und das Poltern der Kommenden, als Stephanie die kleine Thüre des Heubodens aufriß, ihren Freund mit der Angst der Liebe nach sich zog und mit ihm verschwand. Ueber das Heu hinunter gleitend, hatten sie mit Blitzesschnelligkeit den Ausgang gewonnen und waren an die Ufer der Suze gelangt, wo früher ein kleiner Steg hinüber geführt hatte, der aber vor einigen Tagen erst durch den angewachsenen Bergstrom weggerissen worden war. Horchend standen sie still. „Er war es, den wir suchen," hörten sie den Obersten sagen, der schon aus dem Hause getreten war; „auf, Kameraden! er kann nicht weit kommen; ihm nach! vertheilt euch, bringt ihn zurück, und euer ist der Preis!" — „Geschwind, wir müssen hindurch," flüsterte Stephanie; „ich kenne die Furth, es ist keine Gefahr dabei." Schon wollte sie das Füßchen in das Wasser setzen; aber zum erstenmale in seinem Leben faßte sie Erlach mit jugendlicher Kraft in seinen einen Arm und trug die süße Bürde trotz ihres Sträubens durch die Wellen. Kaum hatte er sie am andern Ufer auf festen Boden gestellt, so nahm der Lärm in dem kleinen Thale furchtbar zu; die Trommel schlug Allarm, Flintenschüsse krachten und hallten an den Felsen wieder, eine Menge Stimmen riefen, schrieen, fluchten durch einander, und Laternen, die hin und wieder getragen wurden, drohten, die verbergende Finsterniß zu erhellen und die Flüchtlinge zu verrathen. Diese hatten indessen die gegenüber liegende Höhe erstiegen und eilten, so schnell Dunkelheit und Gemüthsbewegung es gestatteten, über die offene Alpe der dichtern Waldung zu, die, wenn sie einmal erreicht war, ihnen vor jedem Verfolger Schutz versprach.

Es war eine dunkle, stürmische Nacht. Heulend pfiff der Wind über die Lichtung und drang dann mit rasender Wuth in den dichten Tannenwald ein. Bald näher, bald ferner hallte das Rauschen des Wasserfalls herüber, dem die Flüchtlinge mit möglichster Schnelligkeit enteilten; immer undeutlicher tönten die Stimmen ihrer Verfolger, die noch an dem jenseitigen Ufer des Stromes zu weilen schienen; aber kein Stern, kein freundliches Himmelslicht beleuchtete den gefährlichen Pfad, der sich nun über rauhe Felsen in die Waldung zog. Von Zeit zu Zeit fiel der Schnee in dichten Flocken und drohte, ihre Spur zu verrathen.

Flüchtig, dem Tode geweiht, von dem Aufruhr der Elemente umringt, verlassen, jedem übelwollenden Menschen preisgegeben, nicht wissend, wo sie eine Stelle finden würden, die ihnen ein sicheres Obdach gewährte — wer sollte nicht glauben, daß zwei Menschen in solchem Zustande sich unglücklich fühlen müßten? Aber in die dunkle Nacht, die sie umgab, drang ein Schimmer jenes himmlischen Lichts, das mit seinen wohlthätigen Strahlen ein verzagendes Herz tröstet und erhebt, das jeden Schmerz erleichtert, jede Gefahr mindert und die Erinnerung an eine bange, jammervolle Vergangenheit in einem einzigen seligen Augenblicke vernichten kann. In Rudolphs und Stephaniens Seele war das zum Theil bekämpfte, zum Theil durch die Umstände zurückgehaltene Gefühl einer wahren, innigen Liebe in dieser Nacht zu seiner vollen Reife und zu einer unbeschränkten Gewalt herangewachsen. In der Stunde der Gefahr hatten sie sich überzeugt, daß sie einander angehörten, daß sie Eines für das Andere leben, oder Eines mit dem Andern sterben müßten, und diese Gewißheit gab ihnen eine Ruhe, eine Unerschrockenheit, die weder das Toben der Menschen, noch der Natur zu erschüttern vermochte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, Oktober.

(Fortsetzung.)

Industrie.

Die noch unter Karl Felix hier gehaltene Industrieausstellung hatte einen sehr glücklichen Erfolg, und vor Allem lernte die Regierung die industrielle Kraft des Landes erst recht kennen; sie bekam Ansichten von Zweigen des Gewerbfleißes, die ihr ohne diese Zusammenstellung ganz fremd geblieben wären und keine Aufmunterung gefunden hätten. Voran standen bei dieser Ausstellung die Seidenstoffe. Bekanntlich ist die Zucht der Seidenraupe ein Hauptzweig des piemontesischen Landbaus. Die Seidenfabrikation hat durch die Einführung des Jacquardschen Webestuhls von Lyon eine bedeutende Erleichterung und Vervollkommnung erhalten. Die façonnirten Stoffe gehen in großer Schönheit aus diesem Webstuhl hervor. Ein Piemonteser zu Lyon, Guigo, hat kürzlich für die glatten Seidenstoffe eine gleichwichtige Maschine erfunden, die in Frankreich selbst eine günstige Beurtheilung gefunden hat. Auf diesem Webstuhl geht die Fertigung des Zeugs schneller von statten und der Arbeitslohn wird dadurch bedeutend verringert. Die Möglichkeit, die einfachen Seidenzeuge viel wohlfeiler zu liefern, ist die Lebensfrage all unserer und der Lyoner Fabriken, da auf der andern Seite die schweizer, die schwäbischen und rheinischen Seidenwebereien stehen, die viel wohlfeiler arbeiten können. Ein großer Vortheil dieses Webstuhls ist auch, daß er bei der geringsten Unordnung in den Fäden oder in der Kette stillsteht und in allen seinen Verrichtungen dem Willen des Arbeiters ganz unterworfen ist. In Turin und in Faverges sind schon bedeutende Seidenfabriken, deren eine mehr als sechshundert Arbeiter täglich beschäftigt. Die Eigenthümer dieser Fabriken erhielten goldene Medaillen zur Anerkennung ihres Verdienstes und zur Aufmunterung. — Die Tuchfabriken haben sich bemüht, in Stoff und Farben Frankreichs Vorbild zu erreichen. Aber bisher war man noch gezwungen, die Wolle aus dem Kirchenstaat, der Levante, aus Ungarn oder Sachsen kommen zu lassen. Doch jezt bemühen sich mehrere unserer Agronomen, die eingebornen Schafe durch Kreuzung mit Merinos- oder mit Leicesterschafen zu bessern und zu verfeinern. In dieser Beziehung muß besonders der Marquis Bens de Cavour genannt werden. — In Mosto (Provinz Biella) ist eine Tuchfabrik, die mehr als tausend Arbeiter beschäftigt. Man muß gestehen, daß ihre Tücher denen von Sedan, Louviers und andern fremden Fabriken sehr nahe kommen. In dieser Provinz, die sonst wenig Nahrung hatte, sind noch mehrere Tuchfabriken, die schnell Wohlstand verbreitet haben. — Bei der Seidenfabrikation hätte ich der rohen, gearbeiteten und der Nähseide erwähnen sollen, welche den Haupterwerbszweig in Piemont ausmacht. Man hat es darin sehr weit gebracht, könnte es aber noch weiter bringen, wenn man auf den Anbau des Maulbeerbaums in den Gegenden bedacht wäre, wo er sehr gut fortkommen würde, besonders auf Sardinien, wo das Dorf Dorgali vielleicht das einzige ist, in dem Seidenzeuge aus der im Lande erzeugten Seide gewebt werden. Sie wird da an der Spindel gesponnen und auf Webstühlen gewebt, die den Webstühlen unserer Leinwand gleichen. Besondere Aufmerksamkeit erregte neuerdings die weiße Seide aus China, die vor Kurzem nach Piemont verpflanzt worden ist. — Die Verfertigung der Florentiner Strohhüte, wodurch Toskana und in der neuesten Zeit auch die Schweiz so bedeutende Summen ins Land ziehen, ist erst vor Kurzem von dem Marquis von Lascaris in unserm Land eingeführt worden. Gleich darauf haben sich in Genua und Chambery solche Fabriken aufgethan. Für Savoyen kann dieser Gewerbszweig von besonderm Nutzen werden. Die Fabrik in der Hauptstadt dieser Provinz beschäftigt schon jezt 200 Arbeiter zur Bereitung des Strohs, zum Flechten der Hüte und zu den übrigen Arbeiten. Bauermädchen von zwölf bis fünfzehn Jahren verdienen sich hier täglich schon 18 bis 20 Sous, und in der Folge bei zunehmender Geschicklichkeit noch weit mehr. — Glas- und Krystallwaaren wären gewiß für unser Land von Bedeutung und großem Vortheil, wenn man diesen Industriezweig nicht, wie bisher, auf das feste Land beschränkte. Dergleichen Fabriken müßten in Sardinien angelegt und aufgemuntert werden, wo herrliche Wälder mehr als den fünften Theil des Landes bedecken, und überdieß sehr reiner Quarz und Soda in Ueberfluß gefunden wird, also alle Elemente der Industrie. Bis jezt ist nur eine bedeutende Fabrik dieser Art in Piemont vorhanden, nämlich zu Alex, wo sie schon gegen dreißig Jahre besteht und allerdings schöne Waaren liefert, die mit den ausgezeichnetsten französischen in Größe, Geschmack der Formen und Reinheit wetteifern können. — Die Gerbereien sind in unserm Land ein bedeutender Industriezweig, da wir Häute in Menge und auch der Bäume zur Genüge haben, welche die rechte Lohe geben, um Häute in treffliches Sohlenleder zu verwandeln. Selbst auf Sardinien ist dieß der Fall, wo die Landleute die Felle zu ihrem Schuhwerk selbst mit Myrthen gerben. — Auch die Färbekunst in Wolle und Seide ist sehr vervollkommnet worden und hat von der Regierung besondere Ermunterung erhalten. — Da die sardinischen Staaten einen Ueberfluß von Marmor- und Granitarten haben, so war es so anziehend als unterrichtend, die Sammlung zu sehen, welche die Bergwerksintendanz von diesen Steinarten aufgestellt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 280.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. November 1832.

Lucinde. — Ach! ich weiß mich kaum zu finden!
Welch ein Unheil! welches Glück!
Rugantino. — Diese Liebe, diese Kühnheit
Ist mein Vortheil, ist mein Glück.

Goethe.

Die Nacht im Juragebirg.

(Fortsetzung.)

Schon hatten unsere Flüchtlinge zwei Stunden ihres beschwerlichen Weges zurückgelegt und gelangten nun in eine Vertiefung, in welcher eine zerfallene Holzhauerhütte in der Mitte hoher Tannen stand, die einigen Schutz gegen die Witterung anbot. Diese Stelle war ein Erinnerungspunkt von zu großer Wichtigkeit für Rudolph und Stephanien, als daß sie nicht ohne Verabredung, jedes auf seiner Seite, den Wunsch hegten, hier ein paar Augenblicke auszuruhen.

Als nämlich Erlach, von der Universität zurückgekommen, seinem Vater während der noch übrigen Wintermonate nach Bern zu folgen genöthigt ward, suchte er sich für die Entbehrungen, die ihm hiemit aufgelegt wurden, dadurch zu entschädigen, daß er unter dem Vorwande der Jagd zuweilen nach dem Juragebirge zog und dann die Hammerschmiede fleißig besuchte. In jener Zeit, wohl auch noch in der unsrigen, ließen sich in den finstern Schluchten Wölfe sehen, die Nachts bis an die Dörfer streiften und bei herber Kälte die Menschen sogar auf der Straße anfielen. Dann zogen alle Jäger der Umgegend aus, die gefährlichen Nachbarn zu vernichten, und wenn auch dieß nicht gelang, so wurden sie wenigstens auf einige Zeit durch den Lärm weggescheucht. In jenem Winter, der besonders kalt für diese Gegenden war, hatte sich die Furcht vor Wölfen, die schon mehrmals Schaafe und Ziegen angefallen und auch Wanderer in Gefahr gebracht hatten, allgemein verbreitet. Erlach, zu dem die übertriebenen Gerüchte gedrungen waren, fand in diesem Umstande theils einen willkommenen Grund, nach dem Jura zu ziehen, theils trug er wirklich Verlangen, sich an eine Wolfsjagd anzuschließen.

Als er in Frainvilliers ankam, war zu seinem Mißvergnügen Stephanie abwesend; sie hatte einen Vorrath Arbeit nach Chaux de fond zu liefern gehabt und war selbst damit hingegangen, trotz der Vorstellungen ihrer Verwandten. Um bei den kurzen Tagen und dem bösen Wege nicht ganz allein zu seyn, hatte sie sich indessen von einer jungen Base, Marie Dümont, begleiten lassen, die in Ruchenette wohnte. Besorgt um sie, beschloß Rudolph, mit seiner Flinte und seinem großen zottigen Wolfshunde nach der Gegend hinzugehen, durch welche die Mädchen kommen mußten. So war er zu eben derselben Hütte gerathen, die sie jezt zu betreten im Begriffe standen. Die Nacht fing bereits an einzubrechen, Rudolph dachte, die beiden Wanderinnen werden wahrscheinlich aus Furcht die große Straße zum Heimweg gewählt haben, und da die Kälte durchdringend war, gelüstete es ihn, hier auszuruhen und ein Feuer anzuzünden. Aber eine auffallende Unruhe seines Hundes und eine schlimme Ahnung trieben ihn bald wieder aus der Hütte und trotz der dichten Finsterniß auf dem ungebahnten Fußsteige weiter. Er war etwa fünf Minuten auf diese Weise weiter gekommen, als er den Schrei einer weiblichen Stimme hörte. „Hieher, Caro, hieher, pack an!" rief Rudolph, indem er mit der größten

Schnelligkeit vorwärts lief. „Erlach ist da, ich bringe Hülfe, wo seyd Ihr? gebt Antwort!" — „Erlach," antwortete eine klare Stimme, die dieser nur zu gut kannte und deren Töne an den Felsen wiederhallten, „hier, Hülfe, Rettung!" Jetzt sprang Rudolph mit einer Kraft und Gewandtheit, welche nur die Herzensangst verleihen konnte, über Steinblöcke und durch Baumgestrüpp, mehr von seinem Instinkt als den Sinnen geleitet, nach der Stelle hin, wo er Stephanien gehört hatte. Die Brust krampfhaft gepreßt, hielt er die Flinte im Arm, in einer Lage, daß er jeden Augenblick anschlagen konnte; jetzt lenkte ein Krachen der Zweige, wie wenn ein Thier sich durch das Dickicht drängt, seinen Blick auf die rechte Seite hin, während ganz nahe dabei ein halb unterdrücktes Stöhnen die Bangigkeit geängstigter Menschen verkündete. Er strengte seine ganze Sehkraft an und unterschied endlich zwei Gestalten, die einige Fuß über ihm an einer Felswand lehnten, auf deren kleinen Vorsprung nur Todesangst sie geleitet haben und daselbst festhalten konnte. Das Rascheln der Gebüsche begann von Neuem und näher, der Hund setzte zu einem Sprunge an, Erlach konnte ihn kaum zurückhalten, und nicht lange, so stürzte einer der größten Wölfe aus dem Dickicht auf Erlach zu. Dieser drückte los, aber welch Entsetzen ergriff das Herz der zitternden Zuschauerinnen, als das Gewehr ausbrannte! Selbst Erlach war nicht ganz frei von Besorgniß, denn nun blieb ihm kein anderes Vertheidigungsmittel, als der Kolben seines Gewehrs und sein Hund, von dem es sehr zweifelhaft war, ob er den Wolf besiegen werde. Er hatte ihn bisher zwischen seine Beine geklemmt, jetzt ließ er ihn los, und Caro stürzte sich in voller Wuth auf den Feind. Auch Erlach blieb nicht unthätig, sondern näherte sich der Stelle des furchtbaren Kampfes, um mit den Schlägen seiner Flinte seinen Hund zu unterstützen. Jetzt sank Stephanien das Herz, die bis diesen Augenblick große Fassung gezeigt hatte; angstvoll hob sich die Brust, betend streckten sich die gefalteten Hände empor, und wohl mochte sie zagen, denn Caro's Gegenwehr wurde schwächer und schwächer, ja selbst Erlach war an der einen Hand verwundet, und die Klarheit des nächtlichen Himmels, den der Sturm eben seiner finstern Wolken entledigt hatte, ließ die wilde Scene mit all ihren Schrecken erkennen. Aber mit einemmale nahten eilende Tritte und eine männliche Gestalt stürzte herbei, die, in ihrer Rechten ein großes Messer schwingend, sich über den Wolf herwarf, ihn mit Gewalt niederdrückte und ihm die Waffe mehreremale in den Leib stieß. Die Hülfe war so schnell und in dem Augenblicke der höchsten Noth gekommen, daß der Ausgang des Gefechtes allen Theilnehmern ein Traum schien und alle die unverhoffte Rettung durch ein Minutenlanges Stillschweigen feierten. Dann hob Erlach die Mädchen von ihrem gefährlichen Standpunkte herunter; alle traten jetzt zu dem Hunde, von dem der unbekannte Retter den todten Wolf wegnahm, und als der Mann den Kopf aufhob, erkannten Alle Andrés freundliche, wohlbekannte Züge. Aus Stephaniens Blicken sprach tiefe Rührung und Erlach suchte als ein Unrecht die Regung zu unterdrücken, die es ihm unangenehm machte, in dem Retter seines Lebens den Nebenbuhler zu erkennen.

Der Hund lag beinahe leblos und schwer athmend neben der Leiche seines Feindes, und der Ausspruch beider Männer lautete dahin, daß der treue Hund nicht herzustellen seyn werde. Stephanie aber bat, man möchte ihn zu der Hütte tragen, und verband dort das arme Thier, so gut es gehen wollte. Der Blick seiner treuen Augen ruhte dankbar auf ihr. Nun setzten sich die zwei Paare traulich um das Feuer, von ihren Anstrengungen ausruhend, und die friedliche Heiterkeit nach überstandener Gefahr, die Gemüthlichkeit, welche in solchen Stunden jede Zurückhaltung aufhebt, gab wenigstens zweien unter ihnen einen so glücklichen Abend, daß die Erinnerung daran lange in ihren Herzen nachhallte und sogar in dem Augenblicke einer gefahrvollen Flucht in süßen Bildern sich erneuerte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Pariser Portier.

(Fortsetzung.)

Zu Paris ist jedes Haus eine kleine Stadt und jedes Stockwerk ein Quartier. Alle Klassen der Gesellschaft haben in der Regel ihre Repräsentanten unter einem und demselben Dache. Im ersten Stockwerk thront die Geldaristokratie in der Person eines Bankiers oder Notars; im Erdgeschoße haust der niedere Handel, von einem Haarkräusler oder einer Modehändlerin repräsentirt; unter dem Giebel ist der arme Handwerker der Wandnachbar der Livreebedienten, auf die er herabsieht, mit denen er nicht zusammenkommt. In den mittlern Stockwerken wohnen bunt untereinander der Rentier, der Staatsdiener, der Advokat, der Arzt, der Schriftsteller, sämmtlich mit dem Triebe abwärts, in das Elysium des ersten Geschosses. Alle diese Insaßen nun, Bankier und Arzt, Schriftsteller und Advokat, alle nacheinander werden von dem hochansehnlichen Areopagus in der Loge gerichtet. Hier sind die Diener die Herrn und kühlen jeden Abend ihr Müthchen an der Herrschaft dafür, daß sie nichts Besseres wissen, als anderer Leute Diener zu seyn. Hier springt Mann für Mann über die scharfe Zunge der Klatscherinnen, und jeder erhält vom schaalen Witz der Jäger und Kutscher seine Taufe; das Thun und Treiben der Herrschaften wird auf's weitläufigste analysirt und mancher Brief gelesen, ohne daß man das Siegel löst. Während dieses Geklatsches rührt sich der Portier nicht; man

meint, er höre nichts, sehe nichts, und doch — ihm entgeht keine Sylbe. Er spricht wenig und selten, thut er aber den Mund auf, so schweigt Alles. Es ist ein Orakel, der Herr Portier, ein Orakel mit einer Brille; das sämmtliche Küchen-, Stuben- und Stallpersonal fürchtet ihn und seine Ehehälfte. Nachts unter der Mansarde sagt man sich wohl im Vertrauen, es sey ein hochmüthiges Pak, aber offen wagt Niemand ihrer Autorität zu trotzen. Man schmeichelt ihnen, thut ihnen schön, denn man braucht sie. Kommt Madame Laurent in die Küche, steckt man ihr ein Stück Geflügel zu, und der Jäger maust Branntwein und Kaffee für Monsieur Laurent.

Im Leben unseres Pförtners ist ein Tag von hoher Bedeutung: der erste Tag im Jahre. Da ist der Portier ein Wesen ganz anderer Art: er hat sich schon früh Morgens gesäubert und rasirt, hat ein weißes Hemd, ein weißes Halstuch, eine weiße Weste angezogen; er ist spiegelblank, elegant, geputzt, wie seine Treppe das ganze Jahr nicht. An diesem Tage ist er ein wahrer Proteus, ist vier-und-zwanzig Stunden lang, wie er es braucht, unterthänig, bescheiden, gesprächig, schweigsam, gefällig, je nach dem Mann, den er vor sich hat. Seine Stimme ist wundersam sanft, sein Gang leicht, schwebend. Heute liest er keine Zeitung; er überbringt sie jedem Miethsmann mit unentweihtem Papiergürtel, überliefert die Briefe, sobald der Postbote sie abgibt, ist freundlich, liebenswürdig gegen Jedermann, das heißt gegen Jedermann, der sich gut gehalten hat. Wehe, wer das Neujahrgeschenk vergißt, oder sich mit zu Wenigem einfindet! Er ist Portier, er wird ihn dafür zu finden wissen! Und er ist wirklich unerschöpflich in seiner Rachsucht: Briefe gehen verloren oder werden zu spät übergeben, die Visitenkarten wandern in's Feuer, Besuchende werden abgewiesen, das Haus um eilf Uhr geschlossen; hämische Winke, unfreundliche Gesichter, das Geklatsche in der Loge, Plackereien ohne Zahl; der arme Miethsmann hat keinen Augenblick Ruhe mehr, man weiß ihm das Haus so zu entleiden, daß er endlich abzieht, denn er hat hier die Hölle auf Erden. Man verführt ihm seine Dienerschaft, lauert ihm auf jeden Schritt, und wenn die Polizei in der Loge Erkundigungen einzieht, gibt man ihn mit ein paar hingeworfenen Worten als Karlisten oder Republikaner an.

Der Portier hat die Fehler eines Bedienten ohne die guten Eigenschaften desselben. Er hat zu viele Herrn, denen er nicht unmittelbar angehört, als daß er sich an sie anschließen könnte, wie die alten Diener in guten Häusern, die sich am Ende als Familienglieder ansehen. Der Portier, gewöhnt an die vierteljährlichen Auszüge, sieht seine Miethsleute kommen und gehen, und denkt nichts dabei. Thut es ihm ja leid um einen, so gedenkt er dabei nicht des Manns, sondern seines Beutels. Ein anderer löst ihn ab, jener ist bald vergessen. Findet er nur seine Rechnung bei einem, so ist er zufrieden; aber von Dankbarkeit ist bei ihm keine Rede; was man ihm gibt, sieht er als seine Gebühren an. Er nimmt die Mütze ab, reckt die Hand hin und sperrt die Franken in sein Schubfach, wie der Einnehmer das Geld der Steuerpflichtigen einkassirt.

Gewöhnlich treibt er neben seinem Amt als Portier noch ein Handwerk; er ist Schneider oder Schuster, d. h. er flickt alte Kleider und besohlt alte Schuhe. Ist einer unverheirathet, wehe dann seinen Röcken, wenn der Portier Schneider ist und ihm die Kleider reinigt. Keine Woche vergeht, wo er nicht irgend einen Schaden, irgend eine aufgetrennte Stelle entdeckt. „Es hat nichts zu sagen," heißt es; „tragen Sie aber den Rock so, wird übel immer ärger. In fünf Minuten ist Alles im Reinen." Und eben so oft wandern zwanzig Sous aus der Tasche im Kleid in die des Portiers. — In der Topographie des Hauses ist er natürlich ganz perfekt. Man pocht, er zieht auf: „Der Herr so und so? — Treppe links — im zweiten Stock — die Thüre rechts," und dabei sieht er nicht von seiner Arbeit auf. Alles ist in seinem Kopf klassifizirt, numerirt, und jeder Miethsmann hat sein Fach. Niemals verwechselt er eines mit dem andern, außer absichtlich.

Im Vaudeville ist es Mode, daß die Portiers ihre Töchter ins Conservatorium schicken und zu Sängerinnen bilden lassen, und wirklich habe ich auch in mehr als einer Loge in der Chaussee d'Antin zwischen Werktisch und Kommode ein Pianoforte gesehen. Der Vater näht, die Tochter singt, und die Mutter hantbiert unter den Töpfen am Feuer. Pamela, die hübsche junge Künstlerin zu unterst im Hause, ist von mittlerer Größe, aber hübsch gewachsen, hat schwarze Augen, einen sehr kurzen Rock und ein zierliches Bein. Begegnet man ihr auf der Straße, so hat sie ein Körbchen am Arm und eine Notenrolle in der Hand. Sie hat zarte Nerven, ißt nicht gerne Suppe, noch weniger Kartoffeln, und träumt Tag und Nacht von den Shawls, die sie einst tragen, von der Kutsche, in der sie einst fahren wird. Sie lebt von kleinem Backwerk und Pfefferkuchen, sieht auf Zukkerbäcker und Gewürzkrämer herab, lebt in höhern Sphären und zankt sich alle Tage mit ihrem Vater wegen seiner Pfeife, deren Gestank ihr unausstehlich ist. Monsieur Laurent, der sich vor dem langen Jäger nicht fürchtet und sich gelegentlich über Mademoiselle Rose lustig macht, zittert vor seiner Tochter; gegen sie wagt er es nimmer, Recht zu behalten, und hält er ihr je Widerpart, so geschieht es nur, um die väterliche Autorität vor der Welt zu wahren. Kein Tag vergeht, wo er nicht von der Bildung, die er seiner Tochter im Conservatoire geben lassen kann, als von einer Segnung der Revolution spricht; denn der Portier ist liberal, müßt

ihr wissen. Monsieur de Robespierre erklärt er nur deßhalb nicht geradezu für einen großen Mann, weil er über ihn nicht recht im Klaren ist; aber nie läßt er eine Gelegenheit hinaus, wo er es anbringen kann, daß er einmal im Hôtel ein Ex-Conventsglied gehabt; auch erinnert er sich noch recht gut einer Opernsängerin, die im ersten Stocke gewohnt und Wagen und Pferde gehalten. Darum pocht ihm auch das Herz, wenn er seine Tochter singen hört, und wenn vor ihm von Schauspielerinnen die Rede wird, so sagt er nicht anders, als wir.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, Oktober.

(Fortsetzung.)

Industrie. Das Wirken des Königs.

Merkwürdig waren bei der Industrieausstellung die Muster von Hanf und Flachs, der im Land gezogen war, welches bekanntlich für diese Kultur ganz geeignet ist und es darin schon so weit gebracht zu haben scheint, wie Brabant. — Das Land könnte auch in Eisengußwaaren, Eisenblech und Kupferwaaren Bedeutendes leisten, wenn nicht Manches dieser Industrie hindernd im Weg stände; zuerst die Verarmung unserer Wälder — ausgenommen das innere, gebirgige Savoyen — der Mangel an Steinkohlen, die man bisher, aller Nachgrabungen ungeachtet, nirgends in guter Qualität hat finden können, und dann auch die Schwierigkeit der Ausfuhr, da die Nachbarländer fast alle mit diesen Waaren zur Genüge versehen sind, und ihnen überdieß nur mit großen Zöllen den Eingang verstatten würden. Auch mit der Stahlfabrikation sind glückliche Versuche gemacht worden, besonders hier in Turin mit Eisen aus dem Val d'Aosta und von Giaveno.

Nach all diesem ist leicht vorauszusehen, daß Landbau und Gewerbfleiß in unserm Lande schnell gute Fortschritte machen werden, wenn die arbeitenden Klassen mehr Unterricht und Bildung erlangt haben, die Konsumenten nicht mehr mit so viel Vorurtheilen an ausländischen Erzeugnissen hängen und sie blos, weil sie aus dem Auslande kommen, vorziehen werden, besonders aber, wenn die Regierung immer an Leopolds von Toskana richtige Bemerkung denken wird: „mit dem Handel ist's, wie mit den Strömen; hält man sie in ihrem Laufe auf, so stehen sie still und bilden Sümpfe, oder sie durchbrechen und zerreißen die Hindernisse."

So war es vor zwei Jahren. Dieses Jahr im Mai und Juni war wieder eine Industrieausstellung im Schloß Valentin, welcher der junge König seine besondere und wiederholte Aufmerksamkeit widmete. Manches, was 1830 anfing und durch Medaillen von der Regierung aufgemuntert wurde, das zeigte jezt schon bessere Reife; z. B. die Seiden-, Tuch- und Leinwandfabrikation, wovon erstere bedeutend durch die Auswanderung von Lyoner Arbeitern gewonnen hatte. Nicht weniger bemerkte der König die Fortschritte der Eisengießerei, der Stahlfabriken, Lederarbeiten u. s. w., und unterhielt sich lange angelegentlich und freundlich mit den Fabrikanten, die ihm auf seine Fragen viel erklären mußten. Wir kommen vielleicht einmal später auf diesen Gegenstand zurück.

Verbesserungen im Justizwesen sind ein Hauptbestreben des neuen Staatsraths. In Beziehung auf höhern und niedern Unterricht ist dagegen noch wenig geschehen. Indessen wurde unsere Turiner, unter Karl Felix geschlossene Universität wieder eröffnet, und sogar die philosophischen, so arg verschrieenen Vorlesungen durften wieder beginnen. Was als sehr gut an unsern höhern Lehranstalten gerühmt werden muß, das sind die häufigen öffentlichen Prüfungen, ohne die kein Fortschreiten aus einer niedern zu einer höhern Klasse möglich ist.

Bei dieser Thätigkeit des Königs, seiner Minister und des Staatsraths, bei dem vielen Guten, das durch sie geschieht und vorbereitet wird, unterstüzt durch die verständige äußere Politik des Regenten, ist es wohl begreiflich, warum das Volk ihm zugethan ist und ihm diese Stimmung bei jeder Veranlassung unverhoten ausspricht. Dieß zeigt sich aber nicht nur hier in Turin, sondern es war auch jedesmal der Fall, wenn sich der König in Genua oder in Nizza aufhielt. Gleich nach seiner Thronbesteigung ging er allein nach Genua und wurde da schon günstig aufgenommen, noch mehr aber vorigen November, wo er mit der Königin hinkam. Da folgte ein schönes Fest auf's andere. Auf dem Ball im neuen Theater Carlo Felice ließ sich der König keine Mühe in Tanz und Gespräch verdrießen, sich den Leuten angenehm zu machen, was ihm besonders bei den Damen gelang. Später besuchte er das Taubstummeninstitut, wo ihm schöne Arbeiten der Zöglinge beiderlei Geschlechts: Zeichnungen, Kupferstiche, Prachtbände, Stickereien und künstliche Blumen überreicht wurden. Darunter zeichnete sich des Königs Porträt, in Carniol gestochen, aus. Der Direktor des Hauses bekam den St. Moritzorden.

Alles dieß brachte bisher im Lande und hier in Turin einen günstigen Eindruck und so großes Vertrauen zu der Regierung hervor, daß ein freiwilliges Anlehen nicht allein in weniger als einem Monat zusammengebracht war, sondern daß auch noch nachher bedeutende Anerbietungen erfolgten, die zurückgewiesen wurden. Doch lassen wir unser sardinisches Königthum, dem es auch nicht an manchem Lächerlichen fehlt, z. B. die, Gelehrten, Deputationen der Akademie u. s. w. verstattete Ehre, dem Könige die Hand zu küssen. Wenn auch nicht lächerlich, doch sehr übertrieben kann auch die Unzahl von Kirchenfeierlichkeiten und Gottesdiensten von hundert Benennungen, Klosterfesten und dergleichen genannt werden, denen der König beiwohnt, worauf dann diese Besuche in den Landeszeitungen austrompetet werden, wie ehemals in Frankreich, wenn der König oder die Prinzen auf die Jagd zu gehen geruhten.

Wiewohl wir der Kirchen schon genug hier hatten, so ist doch kürzlich noch eine hinzugekommen, deren Bau schon vor mehreren Jahren von der Stadt Turin zu Ehren der durch die Restauration zurückgekehrten Regenten freiwillig — d. h. auf unabweisliche Veranlassung der restaurirten Regierung — angefangen worden ist. Sie ist alla grand' madre di Dio geweiht und vom Professor Bonsignore in einem bisher hier nicht angewendeten Kirchenbaustyl auf dem Platz in der Nähe der großen Brücke über den Po errichtet, und macht allerdings einen sehr guten Effekt, so viel auch bisher an ihrem Aeußern und Innern getadelt wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 281.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 23. November 1832.

Croyes que je mets bien mon adresse en usage:
Je ne suis point au rang de ces esprits mal nés,
Qui cachent les talents que Dieu leur a donnés.

Molière.

Der Pariser Portier.

(Beschluß.)

Konsequent in seinen liberalen Ansichten, schickt der Portier seinen Sohn in die Schule des wechselseitigen Unterrichts und spricht mit unendlicher Verachtung von dem Wissen der frères ignorantins. Ein Advokat soll sein Sohn werden; es ist etwas gar zu Schönes um einen Advokaten, wie Monsieur Dupin, dessen Reden er in der Gazette des Tribunaux liest. Er gäbe Alles darum, seine Nadel, seine Brille, seinen Lehnstuhl, das Porträt seiner Frau und seine Frau dazu, und seine Neujahrsgelder, nur nicht seine Pamela, die Künstlerin, wenn sein Sohn ein Advokat würde wie Monsieur Dupin. Aber ach! der Sohn, an den sich so süße Hoffnungen knüpfen, ist bis jezt nichts als ein nichtsnutziger Pariser Gassenjunge, der hinter die Schule geht, für das Geld, wofür er Kommissionen besorgen soll, Äpfel kauft, niedergetretene Schuhe trägt und den lieben langen Tag sich in den schmutzigen Gossen von Paris herumtreibt. Gleich den großen Geistern, welche sich erst sehr spät entwickelt haben, weiß der junge Laurent mit seinem Alphabet noch gar nicht umzuspringen; er zerreißt seine Bücher, um Papierkugeln daraus zu drehen, und hat von einem Advokaten nachgerade noch gar nichts, als den Geist der Lüge und des Widerspruchs. Auch vergeht keine Sitzung des väterlichen Polizeigerichts, wobei im dunkeln Logenwinkel, bei verschlossener Thüre, das harte Fell des kleinen Advokaten herhalten muß, ohne daß sich der Brust des guten Laurent ein dicker Seufzer und die Worte enträngen: "ça ne sera jamais qu'un mauvais gamin"! Ja, verriethe das entartete Kind nur wenigstens Kunstsinn; erlebte man es nur, daß er, auf die Gefahr hin, daß der Hauseigenthümer lärmte, mit einem Stück Kohle an die Wände des Hôtels Nationalgardisten vom juste milieu oder eine republikanische Birne risse, so spräche der Vater wohl: „Aus meinem Sohn wird ein Maler! Er gewinnt den großen Preis, geht nach Rom, schickt seine Gemälde in die Kunstausstellung, erhält die Dekoration! Oh! quelle gloire d'avoir un fils décoré!" Ja, dieß ist es, wofür er sein Lebenlang geschwärmt hat. Dieser Mann, der niemals eine Flinte, nie einen Pinsel in der Hand gehabt hat, dessen Muth noch ein Problem ist und dessen Genie nie eines war, dieser Mann wird mit einemmal Feuer und Flamme bei einem Schlachtbericht oder vor einem Bataillenstück. Er ist ein einzigesmal in seinem Leben im Museum gewesen, er hat sich dort ein garstiges Kopfweh geholt und sagt heute noch, es gehöre ein starker Kopf dazu, um es mit den schönen Künsten aufzunehmen; indessen habe ich ihn doch zuweilen vor dem Porträt der Madame Laurent in tiefen Betrachtungen über die Mysterien der Malerei getroffen.

Dergleichen Paroxysmen kommen nicht oft vor; bald ist er wieder im Geleise seines mechanischen Lebens, und der Flug seiner Einbildungskraft hat weiter keine andern Folgen, als etwa ein paar falsche Stiche oder einen ungeschickten Schnitt in eine alte Hose. Bald sind wieder nur

seine Arme lebendig; sie fahren mechanisch im Takt hin und her, auf und ab, die Materie hat den Geist neutralisirt, er denkt nicht mehr, er näht und ist wieder Portier.

Ich nenne meinen Mann immer ohne Umstände Portier; aber wohlverstanden, der Pariser Portier will immer Concierge seyn, und man kann diesen seinen Anspruch in den drei schwarzgeschriebenen Worten: parlez au concierge, über seiner Loge lesen. Portiers gibt es jezt nur noch in den geringen Häusern. Die bürgerlichen Hôtels adeln ihre Wächter mit dem Titel Concierge, und das Kutschenthor an einem aristokratischen Hôtel kann nur ein Schweizer aufmachen. Ein Schweizer in der Vorstadt St. Germain ist aber auch une façon de grand seigneur; seine Frau hält eine Magd für die Haushaltung, und wer nicht in eigener Equipage kommt, spricht mit ihm mit dem Hut in der Hand.

Der Lebenswandel des Pariser Portiers ist sehr geordnet; aber seine Moral ist à la hauteur du siècle. Er ist ein Muster ehelicher Treue, daß aber andere Leute Liebschaften haben, behagt ihm ganz wohl. Nie sträubt sich sein Gewissen, wenn du ihm ein kleines Trinkgeld in die Hand steckst, um ihn in Angelegenheiten der Art zu gewinnen. Er fühlt vorkommenden Falls instinktmäßig, daß du allein seyn willst, und weißt den besuchenden Bekannten ab, ohne daß du es ihn geheißen. Ohne den Fuß aus seiner Loge zu setzen, weiß er, was im kleinen Zimmer im dritten Stockwerk vorgeht. Nimmermehr aber wirst du einem scheimischen Blicke seines Auges begegnen; pfui! das gehört in die Provinz; dort tritt man an's Fenster, wenn Jemand vorübergeht, der bei den Frauenzimmern Glück hat. Ja, der Portier lebt in und mit seiner Zeit: bezahle ihn, so ist er still wie das Grab; bezahle ihn, so wartet er die ganze Nacht auf dich; bezahle ihn, und er entzieht dich der Patrouille der Nationalgarde und den Forschungen des Steuereinnehmers. Er zieht aus seinem Platz, so viel er kann, er saugt und preßt, wo und so lange es geht, und wie der Staat seine Blutegel hat, so hat das Haus in ihm den seinigen.

Wir haben den Portier als Menschen, als Diener, als Familienvater betrachtet; von seinem politischen Leben ist wenig zu sagen; denn der Pariser Portier ist zwar ein guter Patriot, aber weder Wähler, noch Geschworner, noch Nationalgardist. Während eines Aufstands schließt er seine Thüre; er zerschlägt keine Maschinen, insultirt nicht die Municipalgarde, fegt vor seiner Thüre, fürchtet die Polizei und kann sie nicht leiden. Er liest die Zeitungen, das ist Alles; er schwazt vertraulich mit dem Postboten und dem Wasserträger von den Tagesneuigkeiten und läßt sich von den öffentlichen Ausrufern die auf graues Papier gedruckten Urthel des Assisengerichts gratis geben. Seinen Respekt vor dem Advokatenstand kennen wir schon, und seine Liebhaberei für Kriminalprozesse spricht wieder dafür.

Kurz, der Portier ist das Faktotum im Hause. Er ist der Minister des Hauseigenthümers, der Mittelsmann zwischen denen, welche die Miethe bezahlen, und dem, der sie einstreicht. Er hört die Klagen beiderseits an und bringt sie gehörigen Ortes vor. Zuweilen, in außerordentlichen Fällen, kann er auch berufen werden, den Friedensrichter zu machen. Wenn die alten Nachbarinnen über ihren Hunden und Katzen in Streit gerathen, bringen sie nicht selten ihren Handel vor seinen Richterstuhl, und diese Prozesse sind nicht die uninteressantesten, obgleich die Gazette des Tribunaux nicht Bericht darüber erstattet.

Die Nacht im Juragebirg.

(Fortsetzung.)

Zu Stephaniens Füßen saß Rudolph und schaute freundlich in das schöne, von den Flammen und der überstandenen Furcht sanft geröthete Antlitz, dessen Augen heute sich nicht, wie sonst gewöhnlich, niederschlugen, daß kein Wörtchen der Liebe oder des Trostes in ihnen zu lesen war, sondern dem trunkenen Blick Stand hielten, der sich auf sie heftete. Ihre Hand lag in der seinigen, ohne einen einzigen Versuch zum Zurückziehen zu machen. Daß die zwei übrigen Personen der Gesellschaft sich in eben so behaglichem Zustande befunden hätten, läßt sich freilich nicht behaupten. André, dem die unerwiederte Liebe zu Stephanien schon lange jede innere Zufriedenheit geraubt hatte und ihn nicht bemerken ließ, daß eines der lieblichsten Mädchen der ganzen Umgegend, daß Marie Dûmont sich aus Liebe zu ihm verzehre, André hatte mit Schrecken bei hereinbrechender Dunkelheit vernommen, daß Stephanie noch nicht zurückgekehrt sey. Er nahm sein Messer, die einzige Waffe, die er besaß, und schlug den Weg über die Gebirge ein, um in dem Augenblicke der höchsten Noth wie ein Rettungsengel den Bedrängten beizuspringen. Durch die Entschlossenheit und den Muth, den er bei dieser Gelegenheit bewiesen hatte, fühlte Mariens Herz sich unwiderstehlicher als je zu ihm hingezogen. So viele Vorzüge sie auch hatte, so erreichte doch ihre Charakterstärke bei weitem nicht die ihrer Freundin, und sie hatte dieselbe in dem Bemühen bereits erschöpft, nicht ihre Leidenschaft zu überwinden, sondern dieselbe nur nicht allzusichtlich werden zu lassen. Jezt, wo sie das eigene und ihrer Freundin Leben dem geliebten Manne verdankte, jezt überließ sie sich ganz dem Zuge ihres Herzens, und die Ueberzeugung, daß er auch jezt nicht auf sie achtete, daß er nur Augen für Stephanien hatte, die finstern Blicke, die er auf das Paar warf, in dessen Zügen, in dessen Bewegungen das zärtlichste Gefühl sich zeigte, alles dieses, vereint mit dem Bewußtseyn, daß sie fähig sey, ihn glücklich zu machen und daß der Undankbare dennoch nur Sinn für eine Andere

habe, die ihn zurückweise, hatten nur die Macht, ihr das Herz zu brechen, aber nicht mehr diejenige, einen festen Entschluß hervorzubringen, der sie vor dem Jammer einer unglücklichen Liebe retten konnte. Mehr noch und entschiedener als bisher, so wohl um ihrer selbst, als um ihrer Base willen, wies von diesem Abend an Stephanie André's Bewerbungen zurück, konnte aber damit weder des jungen Menschen hartnäckige Leidenschaft zerstören, noch Marien ein besseres Loos bereiten. Ob André des armen Mädchens Empfindungen kannte, wußte Niemand; aber die Zartheit seines Benehmens in allem, was Marien betraf, seine ängstlichen Nachfragen wegen ihrer Gesundheit, die Aufmerksamkeit, die er ihr in allem erzeigte, was ihr nicht geradezu Hoffnung geben konnte, ließen glauben, daß er wenigstens den Zustand ihres Herzens ahnte. Vielleicht kämpfte er oft mit sich selbst, um ein unglückliches Gefühl zu überwinden, von dem er überzeugt seyn mußte, daß es nie erwidert werden würde; vielleicht machte er sich oft Vorwürfe, daß er seine Zuneigung nicht demjenigen Wesen zuwenden konnte, das derselben so würdig gewesen wäre; aber wer kennt nicht den Eigensinn des menschlichen Herzens.

Dem Leser wird es nach dieser Erzählung sehr begreiflich seyn, daß Rudolph und Stephanie bei dem Eintritt in den kleinen Raum sich durch liebe Erinnerungen süß und schmerzlich bewegt fühlten. Zum Tode ermüdet und leidend, setzte sich Erlach auf ein Holz, das an der einen Seite eine Art Bank bildete, zog Stephanie neben sich nieder und sprach: „Laß uns diesen Augenblick der Ruhe benutzen, um unser gegenseitiges Verhältniß ganz fest zu stellen, das durch Schicksal und eigenen Willen schon so deutlich angezeigt worden ist. Stephanie, es möchte scheinen, als ob dieses eine üble Stunde wäre, um das Wort herzlicher Liebe und Treue zu geben und zu empfangen; aber dem ist nicht so, denn gehe es zum Leben oder zum Tode, so muß unsere Vereinigung gewiß und der Trost, die Hülfe, die sie uns gibt, unermeßlich seyn. Du kannst Dir nicht verbergen, daß ich seit Jahren keinen höhern Wunsch im Herzen trage, als Dich ganz zu der Meinigen zu machen. Deine Ansichten hingegen blieben mir ungewiß, und wenn ich zuweilen einen Strahl der Liebe in Deinem holden Auge blinken zu sehen glaubte, wenn die Aussicht auf die Zukunft an Deiner Seite meine Brust mit Entzücken füllte, dann schlug Deine Zurückhaltung jede Hoffnung auf's Neue nieder. Als wir jenen unvergeßlichen Abend in dieser Hütte feierten, da hatte der Drang der Umstände mich einen tiefen Blick in Dein Herz werfen lassen; wenigstens glaubte ich so und war eine Minute lang glücklich; aber wie sehr hatte mich meine Erwartung getäuscht! Strenger als vorher wachtest Du seitdem über jeden Blick, jedes Wort, jede Geberde, und wenn ich auch an Deiner Empfindung nicht irre ward, so wurde es mir doch klar, daß Du Dich mir entziehen wolltest. Der heutige Tag, Stephanie, der heutige Tag hat mir die Ueberzeugung gegeben, daß Du mich liebst, daß Du mir angehörst auf Zeit und Ewigkeit. Was Du für mich thatest, was Du für mich littest, kann nur die Liebe thun und leiden. Du weißt es, Stephanie, wir können uns nicht mehr trennen, das Geschick des Einen muß auch das Geschick des Andern seyn. Vaterland, Wohlstand, alle Aussichten meines Lebens sind dahin, aber wenn Du mir bleibst, so vermisse ich nichts; wir fliehen fern von diesem entheiligten Boden, bauen eine Hütte in irgend einem Winkel der Erde, und sind glücklich, selig im gegenseitigen Besitz."

Bei Stephanien war jener Zustand eingetreten, wo körperliche und geistige Erschöpfung, wo das Bewußtseyn überstandener und noch zu überstehender Gefahr die Kraft der Seele lähmen und sie unfähig machen, den Einwirkungen des bewegten Herzens zu widerstehen. Als Rudolph's Arm sie umfaßte, war ihr Kopf an seine Brust gesunken, je inniger seine Worte wurden, je herzlicher schmiegte sie sich an den Geliebten und große Thränen, die Zeugen eines heißen, tief empfundenen Gefühls, flossen sanft über ihre Wangen. Je seltener Stephanie weinte, je größern Eindruck mußte dieses Zeichen einer großen Bewegung auf denjenigen machen, der in dieser Erscheinung einen Beweis der Liebe sah, die zu erlangen sein höchster Wunsch war. „Erlach," sagte sie, indem sie sich gewaltsam zusammenraffte, „ich kann nicht mehr verbergen, was Ihr selbst nur zu gut bemerkt habt. Ja, ich liebe Euch. Seit Jahren antwortete mein Herz dem Eurigen, aber die Verhältnisse standen feindlich zwischen mir und Euch, und mein Selbstgefühl hätte mir nicht erlaubt, diese Schranken jemals zu übersteigen. Jetzt hat sich für den Augenblick unsere Lage scheinbar verändert, aber auch nur scheinbar. Wenn Ihr schon jetzt auf der Flucht begriffen seyd und Eure Aussichten sich verschleiert haben, so bleibt Ihr dennoch der Herr von Erlach und ich das arme Hammerschmiedsmädchen, mit welchem eine Verbindung zu schließen, Euch dem Tadel, der Feindschaft der Eurigen aussetzen würde. Nach einiger Zeit, wenn dieser Sturm ausgetobt hat, werdet Ihr in Euer Vaterland zurückkehren, Ihr werdet Euer Ansehen, Euer Vermögen wieder finden, Eure Aussichten werden sich wieder verbessern, und dann würde, müßte ich Euch zur Last werden, wenn ich thöricht genug wäre, meiner Empfindung nachzugeben und einen Schritt zu thun, vor dem mein Vater mich so oft und mit den schrecklichsten Beispielen gewarnt hat." (Die Forts. folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

Das Oktoberfest.

Schwerlich, sagt man hier, gibt es, um ein so großes Volksfest, wie das unsrige im Oktober, zu begehen, einen

geeignetern Ort, als die Theresienwiesen. Welch eine Pläne, welch ungeheure Arena, von schönen Gebäuden und Gärten umringt, hinter welchen die Stadt hervorschaut, und, was noch mehr ist, was sich selten so trifft, von einer Anhöhe begrenzt, die, schon von Natur zu einer Cirkusbank geformt, Hunderttausende von Zuschauern aufnehmen kann. Diese Anhöhe, der sogenannte Sendlinger Berg, ist kein Berg, ist die sonderbar plötzliche Neige der westlichen Ebene des Weichbildes, ist der Bord eines Beckens, welches, ehe es zum Wiesenplan wurde, ein großer See gewesen seyn mag. Als ich vernahm, daß man sich für das Oktoberfest einrichten wolle, ging ich hinaus und sezte mich da, wo man die Neige zu einer Rasentreppe zugeschnitten hat, auf die oberste Stufe derselben, d. h. auf die Ebene, welche sich grenzenlos, sich verlierend im Dunste des Horizonts ausdehnt, welche schmucklos, der Villen und Gärten baar, das Auge unstät herumschweifen und sich abmüden läßt, auf welcher aber die Sonne so prachtvoll untergeht, daß man wohl begreift, warum Claudio Lorrano hier verweilte und Studien, nämlich Luftstudien, machte. Vor mir drunten lagen, ebenfalls baum- und buschlos, wie ein gelblicher, abgefärbter, alter Teppich, die Theresienwiesen vor der Stadt ausgebreitet, links von einem Arme derselben, von der bis auf die Anhöhe sich hinbröckelnden Karlsvorstadt, umgeben, und rechts fast ganz offen ins weite Feld hin, bis ins dunstige Gefilde des Hochgebirgs. Die Gebirge waren unsichtbar, worüber ich mich freute, weil das eine gute Vorbedeutung zu schönem Wetter war. Ich empfand eine gewisse Langeweile; auf der Münchner Flur empfindet sie jeder sentimentale Spaziergänger, es sey denn, er wäre im Stande, das Gras wachsen zu hören und das angehende Stroh. Hätte ich nicht im Voraus gewußt, daß er mir nicht Rede stehen könnte, so hätte ich mich ein bischen mit dem neuen Thurm der neuen protestantischen Kirche unterhalten. Unter allen mißlungenen Thürmen stand er mir am nächsten. Ich hätte ihn gefragt: was für ein Landsmann er sey? nach was für einem wunderlichen Schnitt er sich trage? ob ihm, dem gänzlichen Fremdling, die Münchner, die doch immer so artig gegen Fremde sind, schon etwas Schmeichelhaftes gesagt haben? Aber stille! schau! schau! vor mir unten wird es rege, immer reger. Ganze Fuhren, ganze Lasten Bretter, Balken, Pfosten, Pfähle! Auch ein ganzer Fichtenwald kommt daher gefahren! Und nun wird gezimmert, gehämmert, genagelt, als gälte es, eine zweite Arche zu bauen. — Hütten wurden gebaut; bald standen sie fertig da und bildeten zusammen ein längliches Viereck. Sie sahen aus wie die Häuschen der kamaldolenser Mönche, eine jede in einem Gärtchen, dessen Zäune aus Fichtengezweige, dessen Bäume aus jenem Fichtenwalde waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Turin, Oktober.

(Fortsetzung.)

Neue Bauten. Cholera und Erdbeben. Literatur.

Manche finden die Kuppel der neuen Kirche zu flach und dadurch das Gebäude zu gedrückt; Andere meinen, das Peristyl sey ein unnützer Zierrath; seine großen Säulen aus quarzigtem, hellblaugrauem Gneis sollen durchaus von diesem Stein seyn und nicht, wie hier, die Kapitäle und Cornischen aus weißem Marmor; die mittlere Intercolumnie müsse breiter seyn, als die auf beiden Seiten, weil sie ein wenig schmaler sey, als der Haupteingang der Kirche u. s. w. Hie und da mag an diesen Vorwürfen etwas Wahres seyn; immer aber steht fest, daß an dieser Kirche zum erstenmale eine große Annäherung an den reinen griechischen Baustyl in unserer Stadt sichtbar ist und daß sie dadurch etwas Einfaches, Schönes und Grandioses hat, was all unsern übrigen Kirchen abgeht, so viele wir auch haben. — Die durch die Alliirten bewirkte Restauration unsers Königshauses, oder die Rückkehr des Königs Victor Emmanuel nach Turin am 20sten Mai 1814 wird auf einem großen Marmor-Basrelief vom Professor Spalta dargestellt. Es ist vierundzwanzig Fuß lang und sechs hoch. Ich rathe dabei nicht, an Alexanders Triumphzug von Thorwaldsen zu denken. Der Gegenstand ist auch gar zu armselig: der König zu Pferd, umgeben von den Großen seines Hofs, mehrern Offizieren und dem österreichischen General, der eigentlich als Wiedereinführer des Königs die Hauptperson des Stücks ist. Unstreitig sind an diesem Bildwerke die Pferde das Beste. Man sieht sie da in den mannigfaltigsten Stellungen ausgeführt.

Bei weitem mehr als die schönen Künste und was sie bauen, meißeln und malen, erregt hier die Cholera Interesse, die sich uns von dem südlichen Frankreich aus, von Arles her, zu nähern scheint. Schon seit länger als einem Jahr haben wir eine Sanitätsjunta; die Regierung hat auch mehrere Aerzte nach Wien und Ungarn gesendet, um die Krankheit an Ort und Stelle zu studiren. Einige sind bei dieser Expedition gestorben, die andern haben den Stein der Weisen — nicht mitgebracht. Wir hoffen aber noch immer, wie die Schweizer, daß diese Sphinx die Bergländer scheut und ihre Räthsel nicht gern tausend Fuß über der Meeresfläche zu lösen gibt.

Eine andere Angst erregten uns vor einiger Zeit die Erdbeben in Castellaro, zu Taggia und später zu Alpignans und Genua, bei denen bedeutend viel Menschen ums Leben kamen, zu Taggia unter andern ein junger Mann, der sein Mädchen aus einem wankenden Hause tragen wollte, auch glücklich mit ihr über die Thürschwelle gekommen war, wo das gegenüber stehende Haus über sie herstürzte und sie beide erschlug. Das Haus, dem sie entflohen, blieb stehen.

Schließlich berichte ich Ihnen noch von einigen unserer literarischen Erscheinungen, die im Ausland vielleicht einiges Interesse haben. Vier Fünftel unserer unter furchtbarer Censur schmachtenden Literatur bestehen noch immer aus geistlichen Schriften und Gebetbüchern. Unserer Geistlichkeit kann man gewiß nicht vorwerfen, daß sie zu viel wisse und daß sie mit Lesen und Studiren zu viel Zeit verliere; indessen dürfte es auch hierin bald besser werden, denn die Geistlichkeit sieht selbst ein, daß es nicht mehr geht wie sonst, wo sie mit wenigem Oel ihr Licht vor den Leuten leuchten lassen konnte, weil diese Leute in krasser Unwissenheit befangen waren. Der Erzbischof von Besançon, Kardinal Rohan, der sich in halbem Troz gegen seine Regierung längere Zeit von seinem Erzbisthum entfernt hatte, hielt es endlich für klüger, dahin zurückzukehren, und nahm dabei seinen Weg über Turin. Hier besuchte er das Seminarium des heiligen Franziskus von Assisi, wo die jungen Geistlichen versammelt waren, die nach Vollendung ihrer theologischen Studien in Moral und geistlicher Beredtsamkeit geübt werden. Nachdem die Eminenz Messe gelesen, unterhielt sie sich lange mit den Seminaristen über die nöthigen Eigenschaften und Pflichten der Priester. Dabei kam auch vor, daß sie heutzutage wohl unterrichtet seyn und gute Kenntnisse haben müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 119.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 282.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 24. November 1832.

Wär es möglich, eure hohe
Götterwürde
Zu vergessen!

Goethe.

Deutsche Jugend an deutsche Dichter.

Hört uns, ihr des alten Deutschlands leztgeborene Poeten,
Wenn wir jezt vor euer Antlitz kühn mit unsrer Klage treten.
Mit der Kraft der ersten Liebe war euch unser Herz gewogen,
Doch der jugendliche Glaube wurde nur zu schnell betrogen.
Offen ist die Brust des Jünglings und gefüllt mit frischen Zundern,
Ueberall zu lieben strebt er, zu verehren, zu bewundern.
Wo des Mannes Sinn bedenklich Alles sichtet und verdächtigt,
Hat sich Jugend stets des Ganzen mit Begeisterung bemächtigt.
Wo die Alten neidisch dulden, geizig lohnen, ängstlich ehren,
Beut verschwenderisch die Jugend Gluthen, die sich nie verzehren.
Wer ein junges Herz gewinnet, muß den reinsten Willen haben,
Soll er nicht im Frühling traurig Sommer schon und Herbst begraben.
Wer um unsre Liebe buhlet, buhle nur um unsre Liebe;
Denn es wäre allzugrausam, wenn ihn blos die eigne triebe.
Wer für unsre Ehre streitet, streite nur für unsre Ehre;
Denn was hilft uns sein Bestreben, wie er seine eigne mehre?
Dichter, denen wir so gerne warm und tief und treu gehuldigt,
Saget an, womit ihr eures Herzens Eitelkeit entschuldigt?
Freilich, da ihr unsre Nächte froh erhellt mit euern Tönen,
Sollte billig Gegenliebe euer Leben auch verschönen.
Da ihr süße Stimmen sendet, welche unsern Geist erbauen,
Sollte Dank mit Himmelskühlung eure heiße Stirn bethauen.
Ja, ihr selbst gestandet ehmals, unter sehnsuchtsvollen Schmerzen,
Ruhm sey auch nur eine Liebe, doch die Liebe großer Herzen,
Welche nicht an eines Einz'gen kleinlicher Gesinnung scheitert,
Sondern voll Vertrau'n und Glauben bis züm Ganzen sich erweitert.
Warum mußtet ihr Gefühle, welche tief und still erwachen,
In den Tagesblättern suchen, suchen in den Almanachen?
Maßet ihr vielleicht die Neigung, die die Besten euch bewahrten,
An dem Beutel der Verleger, ob sie zahlten, ob sie sparten?
Ihr, die oft das Loos gepriesen, der Natur allein zu leben,
Sprecht, wie könnt ihr um Verkennung solchen Zeterlärm erheben?
Von den Steinen, Moosen, Pflanzen habt ihr Manches abgesehen;
Warum mußt' euch ihr bescheidner, ihr zufriedner Sinn entgehen?
Will die Kunst in eurem Geiste wirklich zu Natur sich steigern,
Dürft ihr selbst der öden Wildniß eure Töne nicht verweigern.
Wenn der Reiche seine Schätze still und einsam darf genießen,
Wird er jammern, daß die Bettler ihn von ihrer Thüre wiesen?
Seyd ihr vor das Bild des Gottes in das Heiligthum berufen,
Warum schaut ihr immer rückwärts nach der Menge auf den Stufen?

Euer Vorsatz war, das Leben völlig an die Kunst zu setzen;
Freilich nur ein Leben, welches hundert Dinge sonst ergötzen.
Mancher Dichter, der im Grame, ja im Hunger fast gestorben,
Hat wie ihr doch nie gewinselt, die so manches schon erworben.
Wenn ihr durch Orangenhaine träumend, dichtend durftet streifen,
Mußtet ihr, statt nach Orangen, nur nach Lorbeern immer greifen?
Die ihr jede alte Größe nachzuahmen euch vermaßet,
Redet nicht mehr von den Alten, deren Tugend ihr vergaßet;
Männer, die verwelkte Glieder in verblichne Mäntel hüllten,
Wenn die Stürme der Gedanken ihre hohe Seele füllten;
Welche nicht nach Menschen fragten, während ihre Saiten rauschten,
Nach den Menschen, welche lautlos dort zu ihren Füßen lauschten.
Wer Bewundrung nie erbettelt, wird Bewundrung nie vermissen;
Nur den Pöbel stimmt es freundlich, seine Gunst erfleht zu wissen.
Ihr, die sonst mit scharfen Augen alle Mängel abgemessen,
Habt doch über eurer Ehre oft Apollo's Ruhm vergessen.
Denn es fanden eure Ohren selbst am schlechten Vers Behagen,
Wenn er nur so klug gewesen, euch ein artig Wort zu sagen.
Freilich, wenn die lieben Kleinen süße Namen radebrechen,
Welcher Vater wird barbarisch gleich von seiner Ruthe sprechen? —
Während ihr die blöden Augen blind gesehn am künft'gen Morgen,
Blieb euch jedes tiefe Streben eurer Gegenwart verborgen;
Einer Zeit, in deren Schooße still so manche Blume reifte,
Deren Düfte nie der Athem einer rauhen Kehle streifte;
Einer Zeit, die heiße Kämpfe in der Seelen Tiefe fodert,
Aber kein Raketenfeuer, das vor Aller Augen lodert.
Feinde hat sie zu bekämpfen, deren Kraft noch ungebrochen,
Welche stets den Lügenwaffen eitler Selbstsucht Hohn gesprochen;
Feinde, die von einer Jungfrau reinen, frommen Händen fallen,
Nicht von rohen Mannesfäusten, nicht von losen Affenkrallen.
Lernet Demuth, lernt Entsagung, und dann wird sich euern Tönen
Unsre Liebe, die mit Schmerzen euch verläßt, alsbald versöhnen.
Ja, wenn euer Selbst allmählig ganz in eurer Kunst versunken,
Trinkt aus unsrer Schaale Nektar, da ihr Wermuth jezt getrunken.
Wenn ihr größer als die Lorbeern, größer als das Lob geworden,
Dann beschämet unsre Schwäche, fodernd unsres Ruhmes Orden.
Und dann werde diese Klage, die uns hier vor euch versammelt,
Zum bescheidnen Wort der Liebe, aus bewegter Brust gestammelt.

A — s G — s.

Die Nacht im Juragebirg.

(Fortsetzung.)

„Du hast mich nie geliebt, Mädchen, wenn Du in diesem Augenblicke so sprechen kannst!“ rief Rudolph, indem er heftig seinen Arm zurückzog und aufstand; „die wahre Liebe berechnet die Zukunft nicht, sie gibt sich hin, sie trägt und duldet, immer nur sich glückwünschend, daß sie dem Geliebten angehört. Ohne Dich ist das Leben für mich von keinem Werth; komm, laß uns heimgehen, daß ich mich den Franzosen überliefern kann.“ — „Ja, ich liebe Dich!“ antwortete Stephanie, indem sie sich zum ersten Male freiwillig in seine Arme warf und die ihrigen fest um ihn schlang. „Ich liebe Dich stärker, inniger, als Du mich lieben kannst. Niemals soll ein anderer Mann mich besitzen, aber die Deinige kann ich nicht werden, wenn nicht Dein Vater seine Einwilligung gibt. Ich kann, ich will nicht zugeben, daß der Freund meines Herzens um meinetwillen die heiligsten Verhältnisse zerreiße, und wenn ich Alles für Dich thun und leiden kann, so vermag ich doch nicht, den Fluch zu tragen, der Dich verfolgen würde, wenn Du gegen den Willen Deines Vaters sündigtest.“ — „Du bist mein, Du mußt mein seyn!“ rief Erlach heftig. „Wenn Du mich liebst, so soll kein Mensch Dich aus meinen Armen reißen; das Schicksal selbst vereinigt uns, nichts soll uns scheiden —“ — „Still, um Gotteswillen!“ flüsterte Stephanie, „ich höre Tritte, man ist auf unserer Spur, wir sind verloren!“

Das tiefste Schweigen herrschte jezt in der Hütte; die Liebenden hielten sich eng umschlungen, die schneller pochenden Herzen fest an einander gedrückt. Jezt hörte man deutlich draußen nahende Schritte, noch eine Sekunde, und die Thüre ohne Schloß und Riegel that sich langsam auf; aber die dichte Finsterniß ließ nichts unterscheiden. Rudolph und Stephanie hielten den Athem zurück und blieben regungslos. Endlich rief eine wohlbekannte Stimme mit unterdrücktem Tone: „Mamsell Stephanie!“ — „Es ist André,“ sagte Stephanie und machte sich von Erlach los; „André, was bringst Du uns?“ — „Nachdem Ihr glücklich aus dem Hause weggekommen waret,“ erzählte dieser, „brachte das Geschrei der Schildwache die Soldaten alle auf die Beine; der Vorfall ward dem Obersten gemeldet, der sogleich seine Befehle austheilte und vor allem Herrn Dubois festnehmen ließ. Ihr wurdet verfolgt, aber da sie nicht glaubten, daß Ihr durch die reißende Suze habet setzen können, so suchte man Euch nur auf der

andern Seite und ließ nach Ruchenette und Sonceboz Meldung thun. Die Großmutter hingegen, die ließen sie frei herumgehen. Nun, Ihr wißt ja wohl, die alte Frau steht in hoher Achtung bei Alt und Jung; den Fremden mag sie es wohl auch angethan haben mit ihrer Ruhe und dem still gebietenden Thun. Sie rief mich hinaus in den Kuhstall, gab mir diesen Sack und sagte: „André, Du mußt ihnen nach. Erlach ist verwundet und erschöpft, Stephanie ist, wenn schon starken Geistes, doch nur ein Mädchen. Sie haben zu ihrer Erquickung, zum Schutz vor Hunger und Kälte nichts bei sich; nimm diesen Sack, er enthält alles Nothwendige und Du kannst, wenn Du sie noch erreichst, ihnen sonst auf alle Weise nützlich seyn. Geh mit Gott, mein Sohn, und empfange meinen Segen.“ — Ich konnte mir ungefähr vorstellen, welchen Weg Ihr eingeschlagen hattet,“ sezte er hinzu. „Gott im Himmel, welch ein Ton!“ rief Stephanie jezt lauter, als die Klugheit erlaubte. Beide Männer horchten aufmerksam, beide betheuerten, nichts zu hören, als das Heulen des Windes und das grauenhafte Geräusch einer stürmischen Nacht mitten im Walde. „Jezt, jezt!“ sagte das Mädchen auf's Neue ängstlich, „Gott, Gott! sie haben den Hund losgelassen und der leitet sie sicher auf unsere Spur!“ — „Ja, es ist Caro,“ sprach Erlach, nachdem er einige Sekunden sein Ohr angestrengt hatte, und alle Drei fühlten das Entsetzen der bestimmten und nahen Gefahr an ihrer Seele vorüberstreifen.

„Es ist kein Zweifel,“ sagte André, „daß sie wirklich den Hund mitgenommen haben und daß dieser Stephanien nachfolgen wird, bis er sie aufgefunden hat. Denn seitdem er verwundet war und bei ihr geblieben ist, verläßt er sie nur, wenn man ihn an die Kette legt. Hier gilt es Leben um Leben, und es gibt kein anderes Rettungsmittel, als des Hundes Tod. Eilt, so schnell Ihr könnt, die Wolfsschlucht hinauf in die Gebirge; da wo die Felsen sich beinahe an einander lehnen, stelle ich mich in Hinterhalt, und wenn sie herankommen, schieße ich dem Hunde eine Kugel durch den Kopf; dann will ich schon durch Umwege zu Euch gelangen und wir halten Rath, was weiter zu thun ist. Nach Schloß Erguel in das Burgverließ!“ rief er den Forteilenden noch nach. Zwar fühlte Stephanie einen heftigen Schmerz, als sie hörte, welch eines gewaltsamen Todes das gute Thier sterben sollte, dessen Treue allein sein Verbrechen war; aber das Leben des Geliebten hing von diesem Opfer ab, wie hätte sie eine Minute lang zaudern können. Muthig wischte sie eine Thräne ab, reichte freundlich dankend André die Hand, der ihr mit Besorgniß, mit Liebe, mit einem bittern Gefühl von Eifersucht nachschaute, und flog dann mit der Schnelligkeit eines Rehs die steinigten, schroffen Pfade hinan. Ein Stern nach dem andern trat hinter dem finstern Gewölke hervor, das vom Sturme hin und her getrieben wurde; aber ihr sanfter Schimmer beleuchtete nur grause, wild über einander gethürmte Felsenmassen, auf denen Tannen mit ihrem finstern Grün jedes Fleckchen spärlicher Erde benuzt hatten, um ihre Wurzeln auszubreiten. In wehmüthigen Tönen zog der Wind, von den hohen Steinwänden gehemmt, durch die Klüfte, und in der tiefen Nacht der umringenden Felsen und Bäume wäre es Rudolph unmöglich gewesen, einen Weg zu finden, wenn nicht Stephanie ihn geleitet hätte. In ihrem raschen Laufe zuweilen stillestehend und neuen Athem schöpfend, hatten die Flüchtlinge hingehorcht und immer noch die einzelnen Töne des Hundes vernommen. Jezt fiel ein Schuß, dann noch einer; beide hallten mit furchtbarem Getöse in den Klüften wieder.

Etwas beruhigter, nahmen sie jezt mehr Rücksicht auf ihre ermattenden Kräfte und stiegen langsamer die lezte Höhe hinan, die sie noch zu überschreiten hatten. Auf den Grat gelangt, von welchem man das St.-Immerthal beherrscht, sahen sie dicht unter sich die schwarzen Mauern von Erguel liegen, das an den Abhang des Berges hingebaut ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, Oktober.

(Fortsezung.)

Literatur.

Vor mir liegt der vierundzwanzigste und fünfundzwanzigste Band der Memorie della reale accademia delle science di Torino, in denen italienische und französische Aufsäze von den Mitgliedern enthalten sind, historischen, naturwissenschaftlichen und mathematischen, industriellen und antiquarischen Inhalts. Im 24sten Bande finden sich gute astronomische Abhandlungen vom Cav. Plana, und im 25sten ein Aufsaz vom Grafen Napion über die Restauration der Wissenschaften in Italien gegen die Mitte des 15ten Jahrhunderts, welche mich besonders angezogen haben.

Der Cav. Ferdinand Dalpozzo hat einen Preis ausgesezt, den die Akademie zuerkennen soll, nämlich auf die beste historische Lobschrift — bei uns muß die Historie immer loben, sonst darf sie den Mund nicht aufthun — also die beste Lobschrift auf den Prinzen Thomas von Savoyen, Stammvater der Linie Savoyen-Carignan. Da ein Fürst aus dieser Linie jezt auf den Thron gestiegen ist, so läßt sich diese captatio benevolentiae von Seiten Dalpozzo's wohl denken. Der Preis wird in einer goldenen Medaille bestehen, sechshundert Livres an Werth. Aehnliche Bewandniß hat es auch mit der Storia del rè di Sardegna Carolo Emmanuele il Grande, welche dem regierenden König zugeeignet ist. Der Pater Semeria, Verfasser des Buchs, hat zuerst Carl Emanueln den Beinamen des Großen gegeben, einem Mann, der zwar viel Gutes und Lobenswürdiges für sein Land, aber durchaus nichts Weltgeschichtliches gethan hat, wodurch er seiner Zeit eine eigene Richtung gegeben hätte. Er war in den kleinen Kriegen, die in der ersten Hälfte des vorigen

Jahrhunderts in Oberitalien geführt wurden, ein geschickter und braver General, er hat zur damaligen Zeit in bedeutenden Verhältnissen mit Oesterreich, Venedig, dem Pabst, Frankreich und Spanien gestanden, er hat die bisher ganz vernachlässigte Rechtspflege verbessert, ohne jedoch dem Lande ein gutes Gesetzbuch zu geben und dem noch jezt entsetzlichen Advokatenunwesen zu steuern; er war überdieß in seinem Privatleben ein recht achtungswerther Mann, aber das ist auch Alles. Der Pater Semeria aber holt von allen in der Geschichte groß genannten Königen, von Alexander, Cyrus, Karl, Ludwig XIV., Peter I. und Friedrich II. aus, und meint, sein Karl Emanuel sey wenigstens eben so groß, wie sie. Man kann ihm den Spaß wohl lassen. Was wollen wir auch im Grund für andere Beweise seiner Größe? Maria Theresia sprach immer mit Respekt und Dankbarkeit von ihm; die Engländer enthusiasmirten sich gar für ihn; Frankreich hat ihm bei verschiedenen Gelegenheiten seine Hochachtung bewiesen; die Päbste Benedikt XIV., Klemens XIII. und XIV. betrachteten ihn gar wie das Muster aller christlichen Fürsten; ja Denina hat von ihm gesagt: potrebbe servire di modello a qualsivoglia principe! Der Verfasser hat nicht nur die ältern und neuern Schriftsteller benuzt, die von Karl Emanuel sprechen, sondern auch eine Handschrift von Maro Foscarini, der lange venetianischer Gesandter bei dem König war und hernach Doge wurde, deßgleichen eine andere Handschrift von dem Abbate Pasini, der unter Karl Emanuel Lehrer der hebräischen Sprache an der Turiner Universität war und in seinen Freistunden heimlich eine Art Chronik von des Königs Thaten und Leistungen schrieb, die sich durch ihren Freimuth, ihre Aufrichtigkeit, ihre Unpartheilichkeit und ihren Geist auszeichnet. Wenigstens hat sie der Verfasser nicht geschrieben, um Lohn für sein Lob zu erhalten, denn er beschäftigte sich insgeheim mit seiner Arbeit und verbarg die Hefte seiner Handschrift, wie er eines fertig hatte, hinter den Büchern der Bibliothek, die am wenigsten gesucht waren. So fand man sie erst zu Anfang dieses Jahrhunderts in mehreren Schränken der Bibliothek zerstreut. Diesem Abbate gleicht also der Verfasser dieser sogenannten Storia nicht.

(Der Beschluß folgt.)

München, November.

(Fortsetzung.)

Das Oktoberfest.

München führt einen Mönch im Wappen; war es der Münchner Mönch, der sich da für sich und seine Kameraden hatte Hütten bauen lassen? Nein! denn sieh, mit Fässern und Krügen, mit Küchen- und Tafelgeschirr, mit Tafeln, Tischen, Bänken und Stühlen kam ein unaufhörlich Fuhrwerk, begleitet von Wirthen und Wirthinnen, Kellnern und Kellnerinnen, und bereits von ganzen Schwärmen von Gästen. Auch droben, hinter dem Platze, wo ich gesessen, wurden Hütten aufgeschlagen, und unten und oben präludirte das Oktoberfest, welches gestiftet ist, um die Viehzucht des Landes zu veredeln, um denen Preiße auszutheilen, welche die schönsten Hengste, Stiere, Stuten, Kühe, Ochsen und Kälber aufzuweisen haben. Die Hütten hießen nun, je nachdem, Weinhäuser, Bierhäuser, Kaffeehäuser, Kneipen, Garküchen, Tanzsaal, Schauspielhaus, Glückshafen. Die schönsten waren die der Herrn Tambosi und Bernhard; beide die nächsten an der Rasenscala, beide ohne Dach, statt desselben mit Terrassen für Musik und Zuschauer; beide merkwürdig: die erstere, weil da die elegante Welt vorzugsweise einsprach, die andere, weil sie zum griechischen König hieß, weil sich Herr Bernhard aus irgend einer Theatergarderobe, ich glaube aus der von Dachau, wenn in Dachau ein Theater ist, ein paar Fesi, ein paar Fustanella und andere männliche griechische Kleidungsstücke und ein paar Schnurrbärte bestellt hatte, und item drei weibliche Hellaskostüme, um sich, seinen Kellner und seine drei Kellnerinnen griechisch zu kleiden. Die Täuschung sollte frappant seyn, denn er hatte sogar die Speisezettel griechisch und deutsch drucken lassen, d. h. die deutschen Wörter darauf mit hellenischen und germanischen Lettern. Fast alle Hütten waren mehr oder minder mit Schildern, Kränzen, Fahnen, Windfähnchen und mit mehr oder minder schönen Kellnerinnen ausgeschmückt, welche wie kostümirte Heben ein und ausschwebten, indeß in den Gärtchen unter den duftigen Fichten, vor entzückenden Cascaden von Rhein- und Frankenwein, von Tölzer, Dachauer und Münchner Bier, die reizenden Rosen und Lilien von München blühten, gepflegt von zärtlichen Gatten, Anbetern und Geliebten mit Braten und Schinken, mit Zuckerwerk und Pfefferkuchen, mit Würsten und Käse; oder schweigsam die nieblichen Köpfchen nach den girrenden Melodieen des Saitenspiels wiegten, oder nach den lustig erhebenden Weisen der überall schallenden Blechmusik. Neben den Hütten wurde gekegelt, gewürfelt und sonst gespielt; in einer war der Glückshafen, wo die Treffer allerlei Siebensachen gewannen und wo die leer ausgehenden Loose Hanswürste bekamen; in einer andern wurde getanzt, in einer dritten ließ sich ein prächtiger Riese mit wunderschönem, außerordentlich langem, buschigem, feinem Kraushaare sehen, Herr Scapiglione aus Venedig, Sohn, wie er sagte, seines Vaters aus Marokko. Draußen, am Eingange des Hüttenschlags und auf dem Wege dahin, saßen alte Weiber und verkauften Obst und Naschwerk, hielten und fuhren Kutscher und Fiaker, tummelten sich Knaben herum und ließen Drachen fliegen, galoppirten allerlei Reiter und gingen und kamen stromweise die Gäste. Und das Fest hatte noch nicht einmal begonnen! Es ward, damit die griechischen Deputirten auch beiwohnen könnten, um acht Tage verschoben und sollte erst den vierzehnten anfangen. Um so besser! sagten die Wirthe der Theresienwiesen und die vierundneunzig Fiaker. Das Wetter war allerliebst und Jedermann wollte es genießen, und so hatten die Wirthe und die Fiaker wohl ganz recht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 276:

Freudethränen.

Charade.

Das Erste verbindet dich aller Welt
Mit fünferlei reißbaren Banden,
Das Andere bist du, wenn dir was gefällt,
Und du hast sogleich es zu Handen.
Eins sollst du auch haben für geistige Kost,
Zwei seyn an bleibenden Thaten:
Mein Räthsel könnte das Ganze seyn;
Wer's auch ist, wird es errathen.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 283.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 26. November 1832.

Wer seyd ihr? sprecht! stolzhübsche Bergbewohner?
Man spricht von solchen. —

Shakespeare.
Cymbelin.

Neapolitanische Briefe.

Banditen. — Ich führe dich auf die abruzzischen Berge und in ihre Schluchten. Ein hübscher Sprung; erst von den Jesuiten auf die Schauspieler und von diesen nun gar auf die Schelmen! Man kann leider eine Beschreibung nicht immer von einem Spinnrocken ausfädeln. Ihr habt schon die schauerlichsten Anekdoten und gräßlichsten Mordgeschichten über diesen Punkt gelesen; wollt ihr noch mehr solcher Haarbeutel? Nein, ich will sehen, daß ich euch treu und gründlich berichte. Von gewöhnlichen einzelnen Schelmenstreichen handelt es sich hier natürlich nicht, sondern von jenem stehenden Räubergesindel, das uns die Einbildung manches Reisenden zum Besten gegeben hat. Ich will eben nicht behaupten, daß man die Geschichten immer aus der Luft gegriffen habe, aber man hat sie in's Blaue, in die Luft hingestellt, man hat sie vereinzelt, wie sie von Mund zu Mund flogen, entstellt, vergrößert durch das Gerücht, ohne gerichtliche Akten nachzuschlagen, ohne ihre sittliche Entstehungsweise zu untersuchen, maaßlos wiederholt und nacherzählt.

Das calabresische Volk und die Abruzzenbewohner überhaupt sind ein kräftiges, wildes Volk, das in christlicher Knechtschaft und patriarchalischer Unwissenheit mit seinem Vieh dahinlebt, gutmüthig eher als verschlagen, ergeben den alten Gebräuchen, weil sie nicht nachdenken, den Staat nur kennend von der Seite der Abgaben und der göttlichen Gnade, sonst aber ihre eigenen natürlichen Staaten bildend, die durch die gleichen Hirtenbedürfnisse und Vorurtheile begründet und erhalten werden, wo der treuste Blutsverband die Stelle des Patriotismus vertritt. Dieses Zusammenhalten der Blutsverwandten, dieser Familiensinn der Stämme scheint den uncivilisirten Völkern allgemeiner und tiefer eingeprägt zu seyn, als den civilisirten; er charakterisirt das Mittelalter und entspringt keineswegs aus jener Vernunftansicht der geselligen Verpflichtungen, sondern aus einer langen Gewohnheit, die auf die Wilden immer so mächtig einwirkt. Die Familien, deren jede wieder für sich besonders leibt und lebt, als ein kleines Vaterland, sind immer in einer gewissen Spannung gegen einander, die sich jedoch durch Heirathen oft ausgleicht, wodurch dann die Blutsverwandtschaft und mit ihr auch die Anhänglichkeit der Individuen ausgedehnter wird. Fallen aber Familienbeleidigungen vor, sogenannte Blutsbeleidigungen, wird ein Mädchen einer Sippschaft durch einen Knaben einer andern entehrt, verlassen u. s. w., dann wird der Haß unversöhnlich, kann durch kein gesetzliches Eintreten vermittelt werden und schafft sich immer selber blutige Rache; das nämliche tritt auch ein, wenn ein Mitglied einer Verwandtschaft auf irgend eine Weise angegriffen, beleidigt, verletzt worden, komme nun die Beleidigung von dem Intendanten der Regierung oder einem Priester, einem Fremden oder Einheimischen, gerecht oder ungerecht, verdient oder unverdient: die ganze Verwandtschaft ist in ihrem Verwandten beleidigt. Dann fallen Mordthaten vor; die Mörder entfliehen dem Arm des

Gesetzes, ihre Güter eignet der Staat sich an; sie sind außer dem Gesetz, aber nicht außer der Verwandtschaft, ihre Freunde laufen ihnen nach, theilen ihr Loos, und der Banditenhaufe ist gebildet, dessen Zweck alsdann Selbstvertheidigung und Rache an ihren Blutsfeinden ist. Häufig ist die Liebe mit ihren unglücklichen Ausgängen Schuld an dieser schrecklichen Selbsthülfe, und man findet oft so viele Gründe der Vertheidigung, so vielen Anspruch an das Mitleid in diesem Gemälde der Verwahrlosung, daß man kein Herz mehr zum Verdammen hat.

Schon der karge Besuch dieser Gegenden durch Fremde kann beweisen, daß es hier auf eigentlichen Straßenraub nicht abgesehen ist; dazu kömmt noch die Art und Weise, wie sie zerstören, die Unterscheidung der Güter, die sie angreifen, ihre Armuth und Nüchternheit, und das häufige Eingreifen in politische Zwecke. Was wäre auch in diesen Gegenden zu plündern? Du siehst aber aus der Entstehung dieser Banden, daß sie nicht, wie man glaubt, stehend, sondern daß sie vorübergehende Erscheinungen sind, die der Zufall hervorbringt und der Zufall, die Zeit wieder zerstört, wo dann die meisten Banditen, ohne daß man viel darnach fragt, nach Jahren wieder zu ihren Familien zurückkehren. Diese Leute ahnen gar nicht, daß sie etwas Böses begangen haben, im Gegentheil, sie rühmen sich, wie eines ritterlichen Streifzugs, sie seyen „in campagna" gestanden. Es ist ein gewisses falsches Ehrgefühl, ein Trotz gegen die Gewalt mit ihren Unternehmungen verbunden, die sehr scharf gegen den gemeinen, feigen Buschklepperſinn abstechen. Ich erblicke in der wilden Karrikatur die Züge eines unabhängigen, kräftig entschlossenen Geistes, der leider durch falsche Erziehung, durch Mißbildung irre geführt worden; ja, ich wage es laut zu sagen, der Staat erzieht sich seine Räuber selbst.

Diesem, alle Geselligkeit zerreißenden Unwesen hatte übrigens der alte Ferdinand seinen Thron wieder zu verdanken; denn Ruffo's Armee, die diesen Thron über den edelsten Leichen Neapels wieder aufgebaut hat, war nichts anderes als ein Zusammenfluß einzelner Banden, denen der Kardinal politischen und religiösen Ablaß des Vergangenen und Zukünftigen ertheilte, die ihre Verwandten, das ganze Volk, das schon aufgereizt war durch die Gefahr, in der Kirche und Altar standen, mitrissen. Die Gemeinschaft mit den tapfern Banden schien eher eine Ehre als eine Schande, was der Kardinalräuberhauptmann selbst besiegelte, indem er ihre gereizte Wuth frei walten ließ zur Ehre Gottes und seiner heiligen Kirche. Solchen politischen Einfluß haben diese Banden zu verschiedenen Zeiten ausgeübt, bald für, bald wider den Staat, den sie natürlich nicht kennen, daher sie auch meistens blind dem ersten Werbenden folgen. Noch in ganz neuester Zeit stand die Bande der Gebrüder Capuzzi mit der Verschwörung von Salerno in Zusammenhang; diese wurde glücklicherweise früh genug entdeckt, und drei der Brüder, die zuversichtlich nach der Stadt gingen, fanden so ihren Tod.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Nacht im Juragebirg.

(Fortsetzung.)

Ehe unsere Flüchtlinge nach den Ruinen niederzusteigen begannen, standen sie noch einmal still, um zurückzuhorchen. Alles war todt und still, Caros Stimme war verstummt, kein Laut hörbar, das Schweigen der Wildniß herrschte in der ganzen Gegend. Mit großer Anstrengung und zum Tode ermüdet, legten sie den Raum zurück, der sie noch von den Ruinen trennte, und betraten dieselben endlich in jener Stimmung, die es beinahe verschmäht, ferner um das ermattende Leben zu kämpfen. Es war kein Thor, nicht einmal mehr die Stelle zu sehen, wo ein solches sich befunden hatte. Der äußere Hofraum zeigte sich nur noch durch versunkenes, hie und da kaum über den Boden sich hebendes Gemäuer. Von dem Hauptgebäude standen schon in jener Zeit nur noch einige feste Mauern, zwischen denen sich eine Halle befand, die wohl ehmals zum Rittersaal gedient haben mochte, und an welche sich eine Art Kloset schloß, das augenscheinlich von den ehmaligen Besitzern der Burg zur Aufbewahrung ihrer Kostbarkeiten bestimmt gewesen war. Als Stephanie ihren Freund an diesen Ort geleitet hatte, in demsich, wahrscheinlich um seiner Bestimmung willen, kein Fenster fand und dessen Mauern so dicht und fest gebaut waren, daß sie der Zeit und den Stürmen noch lange Trotz bieten konnten, warf sie den Zwerchsack, den Erlach und sie abwechselnd getragen hatten, zur Erde, suchte darin herum, und — richtig, die sorgliche Mutter hatte an das unentbehrlichste aller Bedürfnisse in der jetzigen Lage gedacht; es fand sich ein Feuerzeug und eine Laterne, die sofort von Stephanien angezündet ward. Zum erstenmal seit dem Austritt aus dem väterlichen Hause, sahen sie einander jezt wieder und Rudolph streckte entzückt den Arm nach dem schönen Mädchen aus, dem die Anstrengungen dieser Nacht keinen ihrer Reize geraubt, sondern wohl eine Menge neuer gegeben hatten. Statt aber in des Geliebten Arm zu sinken, reichte sie ihm blos mit einem freundlichen Drucke die Hand. „Laßt uns nicht vergessen," sprach sie, „daß es ernste Stunden sind, die wir hier verleben. Laßt mich für Eure Bequemlichkeit, laßt mich für Euer Leben besorgt seyn, wie eine liebende Schwester, ohne in diesem Augenblicke ein anderes Verhältniß feststellen zu wollen." Mit diesen Worten ergriff sie die Leuchte, winkte Erlach, zu folgen, und indem sie einen Stein im Hintergrunde des Raumes zurückschob, deckte sie dadurch ein altes verrostetes Schloß auf, dessen Schlüssel stack und mit Mühe von Stephanien umgedreht wurde.

Es öffnete sich eine kleine enge Thüre, kaum breit genug, daß eine einzelne Person mit Mühe durchschlüpfen konnte. „Diesen Zufluchtsort," sprach sie, indem sie sich nach ihrem erstaunten Begleiter umwandte, „entdeckte ich einst, als kindische Neugierde mich hier nach Entdeckungen umhertrieb. Nach einer mehrmaligen genauen Untersuchung brachte ich den Eingang wieder in Ordnung, und bin beinahe gewiß, daß Niemand außer mir diese Entdeckung gemacht hat. Ich selbst habe sie keinem Menschen mitgetheilt, als meinem Vater, und nun der Hund uns nicht mehr verrathen kann, sind wir hier ganz sicher und Ihr könnt ruhig den Augenblick abwarten, der Euch erlaubt, ohne Gefahr weiter zu fliehen." Nun drängte sie sich durch die Oeffnung und Erlach folgte ihr. Die Thüre wurde zugemacht und durch den Druck des Schlosses schob sich der bergende Stein wieder vor. Stephanie säumte nicht, den Zwerchsack vollends auszupacken. Sie nahmen etwas Nahrung zu sich, und da der ermüdete Körper allmählig den lebhaften Geist zu beherrschen begann, so entschlummerten sie, so gut oder so übel es sich thun ließ, nachdem vorher Rudolph Stephaniens Hand noch in leidenschaftlicher Liebe und Dankbarkeit an sein Herz gedrückt hatte, eine Stelle, von der sich diese nicht so bald wieder losreißen konnte, noch wollte. — Kaum hatte der Traumgott die Bilder des vergangenen Tages in bunter Verworrenheit vor beider Seele geführt, als Stephanie von etwas erwachte, dem sie keinen Namen geben konnte. Sie wollte sich eben besser zurechtlegen, als sie das nämliche wieder hörte, was sie vom Schlafe aufgeweckt haben mochte. Es war ein klagender Laut, der dem Stöhnen eines leidenden Menschen glich, er schien von oben herab durch eine kleine Lücke der Mauer zu dringen. Stephanie lauschte lange, das Herz fing an, ihr hörbar zu schlagen, und ihre Hände schlangen sich gewaltsam in einander, während sie den Athem zurückzuhalten strebte. Einige Minuten gingen in tiefem Schweigen dahin, dann aber ließ sich der Ton wieder hören, nur, wie es ihr schien, von einer andern Seite. Sie schaute nach Rudolph hinüber, er schlummerte tief und fest. Sie erhob sich, schloß leise auf, stieg vorsichtig die zerfallenen Stufen hinan, die zu dem äußern Gewölbe führten, und nachdem sie die Thüre wieder verwahrt hatte, eilte sie mit der Leichtigkeit eines Schattens in die Halle. Hier stand sie horchend stille, doch nicht lange, so hörte sie den Klagelaut vernehmlicher, dicht außerhalb dem Gemäuer. Es war ihr, als habe der Ton etwas Bekanntes für sie; ein Schauer ging erschütternd durch ihre Seele, und ihr Fuß zögerte einen Augenblick, als vermöge sie nicht, die Schrecken in sich aufzunehmen, die vielleicht ihrer warteten. Endlich stieg sie auf einen Vorsprung der Mauer, von welchem sie durch eine Lücke hinausschauen konnte. Der Tag begann zu grauen, und in seinem trüben, neblichten Lichte sah sie gerade unter sich etwas Dunkles liegen, dessen Umrisse wirklich einer menschlichen Gestalt glichen; sie sah dieselbe sich mühsam ein wenig vom Boden erheben und sachte einige Schritte fortkriechen, und indem sie wieder niedersank, erscholl noch einmal das wimmernde Stöhnen, das sie hervorgelockt hatte, ja sie glaubte sogar ihren Namen zu vernehmen. Jetzt hielt kein Bedenken sie mehr zurück. Rasch schritt sie durch die Halle, trat in die Dämmerung hinaus und stand nach einigen Sekunden vor dem Gegenstande ihrer Besorgniß, bog sich zu ihm herunter, und — sie hatte nicht geirrt — es war André, André verwundet, sterbend dem Anscheine nach. „Mein Gott!" rief Stephanie, „was ist geschehen? Wie seyd Ihr in diesen Zustand gekommen, armer André?" Sie kniete zu ihm nieder und bemerkte jetzt erst, daß ihm Blut aus einer Wunde in der Schulter floß. Sie suchte, so gut es ihr möglich war, das Blut zu stillen, flog dann in den Versteck zurück, rief Erlach, den ihre Rückkehr erweckte, den Vorgang zu und eilte mit Wein zu dem Verwundeten zurück, dem sie einige Tropfen einzuflößen strebte. Das erquickende Getränk brachte André zu besserem Bewußtseyn; er schlug die Augen auf, und als er Stephanien mit banger Sorge um sich beschäftigt sah, glitt das Vergnügen eines Seligen über seine entstellten Züge. Er nahm die Flasche aus des Mädchens Hand, trank noch einigemale in kleinen Zwischenräumen und setzte sich dann mit Stephaniens Hülfe aufrecht. „Ich hatte mich," sagte er mit gebrochener Stimme und oft mühsam Athem schöpfend, „in der Felsenschlucht so gestellt, daß ich hoffen konnte, den Hund gewiß zu treffen. Die Verfolger kamen heran, Caro voraus, zuweilen Laut gebend, wie er es zu thun pflegt, wenn er sich auf einer Fährte befindet; aber die Soldaten hatten eine Laterne bei sich, was mich, indem es mir das richtige Zielen erleichterte, zugleich den Blicken der Kommenden preisgab. Ich schoß, und der Hund fiel. Kaum war der Schuß losgegangen, als Aller Augen sich nach mir wendeten, und obschon ich schnell mich hinter die Bäume zurückgezogen hatte, traf mich doch eine der Flintenkugeln, die man mir nachschickte; ich fühlte, daß ich Euch Nachricht bringen mußte, raffte mich zusammen, und Gottlob! meine Kräfte haben bis hieher ausgereicht. Ich sterbe für Euch, Stephanie, und in Eurer Nähe; mein höchster Wunsch ist erfüllt!" Bei diesen Worten sank Andrés Haupt matt zurück und seine Ahnung schien schnell wahr werden zu wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

(Fortsetzung.)

Das Oktoberfest.

Der vierzehnte nahte, und von allen Seiten strömten die Fremden hieher, theils um das Fest zu beschauen, theils um es zu benutzen. Von den Gebirgen stiegen die Oberländer

mit ihren grünen, spitzen Hüten und den stolzen Hahnenfedern darauf, fliegen Sänger des Zillerthals, fliegen die Harfnerinnen der Alpen, fliegen Männer von Meran mit Lasten von Trauben und andern südlichen Früchten; herbei eilten die besten Schützen des Baierlandes, die sich rühmen, noch besser zu treffen, als die besten Schützen Tyrols; herbei strömte das Landvolk in Schwärmen, um wiehernde Hengste, um tanzende Stuten, um stolze Stiere, um riesige Ochsen, Schweine, Schafe und Kälber zu sehen; nur die Böcke zogen ohne gaffende Begleitung mit ihren Führern einher. München, das schöne, lustige München, schien noch einmal so schön und so lustig. Wie der Pfau, wenn er um Bewunderung buhlt, sich bläht, ein Rad schlägt und seines Gefieders Pracht zeigt, also München. Es that sich auf, und vor den Augen der gaffenden Menge breitete es seine Herrlichkeiten aus. Die Residenz, der Adel, die Kunst, die Industrie, Alles zeigte Gemälde und Gebilde, strahlende, reiche, bewundernswürdige; und doch Alles überstrahlend, jubelnd begrüßt von allen Gefühlvollen der civilisirten Welt, gleichsam fabelhaft aus einer langen Verwünschung wieder erstehend, erhob sich ein Thron, der rührendste der Erde, und im Hintergrunde zogen heran die Männer aus dem Morgenlande, um ihren König zu begrüßen, auf diesem Throne als König von Griechenland unsers Baiernkönigs Sohn zu grüßen. Die Männer aus dem Morgenlande langten endlich um sieben Uhr Abends, bei häßlichem Regenwetter, Samstags den 13ten Oktober 1832 an, und es war Sonntags den 14ten, Nachmittags gegen zwei Uhr, als sie den Norden in seiner ganzen Aufklärung sehen sollten. Ueber 80,000 Menschen im Sonntagsstaate standen auf der Rasenbank der Theresienwiesen, von den Spalieren des Bürgermilitärs zu Fuß und zu Pferd von der Rennbahn getrennt, welche auf der andern Seite von einer langen Reihe elegant besetzter Wagen, von dem großen und dem kleinen Zelte der Könige und des Hofes und von dem Hüttenverschlage eingefaßt war, und welche sich dann dem Schauplatze entwand, einen ungeheuern Kreis auf der Pläne beschrieb, bis sie wieder an die Höhe auf sich selbst zurückkam, wo ein schönes Thor ihren Anfang und ihr Ende bezeichnete. Zuschauer standen nicht allein auf der Anhöhe, sondern auch auf der Wagenburg, zwischen den Zelten und Hütten, auf den Buden Tambosi und Bernhard und auch um die übrige Rennbahn, wiewohl ziemlich licht, als ihre Einfassung herum. Neben den Hütten war das Lager des gepriesenen Viehs, mit respektiven Inschriften an hohen Pfählen darüber. Fahnen und Fähnchen, weiß und blau, flatterten in Menge, und die Luft, schon mächtig bewegt vom Kanonendonner, vom Vivatrufen, vom Nationalgesange, ertönte fortwährend vom Spiele mehrerer Musikbanden und vom Gebrause der großen Menschenwogen. Die Griechen befanden sich auf einer offenen Tribüne, dem Zelte der Könige gegenüber. So stand es um das Schauspiel und so standen die Männer aus dem Morgenlande, als sie den Norden in seinem ganzen Glanze sehen sollten, und sie hätten es gesehen, wenn das Wetter nicht so rasend schlecht gewesen wäre. Ja, rasendes Wetter war es! der Himmel schwarz, die Luft schauerlich frostig, und jeder Windstoß schüttelte eine volle Wolke über den festlichen Putz der Theresienwiesen aus. Und da wuchsen die Regenschirme wie bunte Schwämme aus der Menge. Ich hätte etwas darum gegeben, wenn sich der Himmel im Angesichte der Griechen ob uns Deutschen erbarmt hätte. Was werden sie denken, was werden sie berichten von unserm Klima! rief ich halb mürrisch, halb traurig, und der Wind kam mit einer neuen Wolke, und wie mit Eimern schöpften die bösen Geister aus derselben und thaten, als hätten sie eine Feuersbrunst zu löschen. „Es dauern mich nur die armen Türken da im Hemde!“ sagte eine Frau neben mir, von den Griechen und ihren Fustanellen sprechend. „Wenn nur einmal erst Alles vorbei wäre!“ rief eine andere. Dieß schien der allgemeine Wunsch; denn man eilte mit der Preisaustheilung; bald öffnete sich die Rennbahn, dreiundzwanzig Rennjungen sprengten an, und nach zehn Minuten war das Fest für heute vorbei. Ein Schimmel hatte den ersten Preis errungen. Der Regen zerplätscherte die Massen; Alle, die nicht in den Buden unterkommen konnten oder nicht wollten, eilten nach der Stadt, und wäre die Cholera im Anzug gewesen, sie hätte einen Sprung gethan und ihren Einzug mit den Fliehenden gehalten.

(Der Beschluß folgt.)

Turin, Oktober.

(Beschluß.)

Literatur.

Schon früher erschienene Lobschriften auf Landesfürsten werden jetzt mit neuen Titeln als neue Ausgaben wieder angebracht, z. B. die Notice historique sur Emmanuel Philibert, Duc de Savoie, in der auch von historischem Geist keine Spur zu finden ist. Ein solcher éloge historique auf den verstorbenen Karl Felix ist von der Savoyer Akademie als Preisaufgabe ausgeschrieben worden.

Wichtiger und interessanter wird Cibrarios Werk delle Finance della Monarchia di Savoja seyn, denn in diesem Buche sollen nicht allein die Finanzen des Königreichs im 13ten und 14ten Jahrhundert abgehandelt werden, sondern auch der ganze öffentliche, administrative und bürgerliche Zustand des Landes in dieser Zeit. Sehr richtig sagt der Verfasser in seiner Vorrede: „Die Verfasser unserer Denkschriften und Memoiren haben freilich Genealogien und heraldische Monumente ihrer Fürsten genau untersucht und geprüft, nicht aber die Regierungsformen und die Gesetze, von denen die öffentlichen und Privatverhältnisse abhingen und ausgingen. Deßwegen sind die genealogischen Historien und die militärischen Annalen oft gedruckt und in mehrere Sprachen übersetzt worden; die Geschichte der Gesellschaft und des bürgerlichen Lebens aber, diese ächte Schule des Historikers, wurde ganz versäumt, wiewohl uns darin die Zeit und ihre Erscheinungen im richtigen Gesichtspunkte erscheinen. Durch sie allein erhalten wir richtige Kenntnisse und Ansichten von den Völkern, nicht allein in ihren dunkeln Zeiten, wo eins gegen das andere aufstand, sondern auch dann, wenn die Nationen heranreifen und erkennen, daß ihr Wohlseyn von nichts abhängt, als von ihrer Klugheit, ihrem Gewerbsfleiß und von den Gesetzen, die zu ihrer Regierung angewendet werden. Einer der wichtigsten Theile dieser Geschichte, aber gewöhnlich der unbekannteste, ist die Art und Weise, wie die Staatslasten erhoben werden. So ist es auch mit der savoyischen Monarchie.“ In vorliegendem ersten Band finden wir ein Gemälde des mittelalterlichen Landes, besonders in seinen monarchischen Regierungsbeziehungen und Formen. Ich werde die folgenden Bände bei ihrer Erscheinung nicht aus den Augen verlieren und Ihnen darüber berichten; denn dieses Werk dürfte eines der jetzt so selten erscheinenden Bücher werden, welche unsere Kenntniß von Norditalien im Mittelalter erweitern. Nur eins fragt sich, und davor ist mir bang: wird nicht die Censur hindernd eintreten? Auch eine kleine Choleraliteratur haben wir schon, denn jeder von den nach Ungarn und Oesterreich zur Prüfung der Krankheit gesendeten Aerzten hat eine Schrift über die Krankheit herausgegeben, die sich alle zu der Ansteckungstheorie hinneigen, sonst aber nichts Hervorstechendes und Neues enthalten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 120.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 284.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 27. November 1832.

Ja, Thorheit ist's, ob dem in Sorge schweben,
Was Zukunft uns verhüllt!
Trinkt, Freunde, trinkt! Nicht zweimal könnt ihr leben!

Fr. Haug.

Herbstlieder.

Die Zukunft des Weines.

In purpurnem Schein
Die Trauben blinken;
Wir keltern den Wein —
Wer wird ihn trinken?

Wird er als Gemisch
Mit Kameraden
Am Wirthshaustisch
Zu Händeln laden?

Wird er mit Geschick
In Kirchweihfehden
Und in Politik
Sein Wörtchen reden?

Wird er gar flott
Bei den Commerschen,
Als mächtiger Gott,
Alte Häuser beherrschen?

Wird ein junger Gemahl
Mit kußwunden Lippen
Ihn aus Einem Pokal
Mit dem Frauchen nippen?

Wird, wenn im Gewicht
Er gut geblieben,
Ein Karfunkelgesicht
Sich in ihn verlieben?

Nimmt seinen Sitz
Er im frohen Hause,
Und färbt den Witz
Beim Hochzeitschmause?

Werden Krieger voll Blut
Ihn zum Trunk sich erbitten,
Und im Uebermuth
Ihn zur Hälfte verschütten?

Wird er beim Gelag
Wie Wasser fließen,
Und am andern Tag
Als Blut sich ergießen?

Was aus ihm wird —
Wer kann es wissen?
Jede Ahnung verirrt
In Finsternissen.

Doch die Thorheit ist groß,
Um den Wein zu sorgen,
Da das eigne Loos
Uns bleibet verborgen.

Wird uns ein Wein,
Ein guter, begegnen,
So wollen wir fein
Und unser Loos segnen.

Nicht zu zählen sind
Des Zufalles Spiele,
Doch treibt jeder Wind
Am Ende zum Ziele.

Der Natur wieder zu
Strömt der Saft der Reben;
Und er führet zur Ruh
Der Menschen Leben.

Die Nacht im Juragebirg.

(Fortsetzung.)

„Nein, André, nein, nicht sterben!“ rief Stephanie; „was Ihr wünscht, konnte ich Euch nicht geben, denn lange, ehe ich Euch sah, war das erste Gefühl meines Herzens bestimmt. Aber Eurer wartet gewiß noch ein schöneres Glück, als ich Euch zu geben vermocht hätte, sobald Ihr dasselbe nur erkennen und Euch zueignen wollt, und unsere Herzen sollen in ewiger Dankbarkeit für Euch schlagen.“ Rudolph, der in der Unruhe seines Gemüthes das Gewölbe verlassen hatte und herbeigekommen war, trat auf der andern Seite zu dem großmüthigen Freunde, bog sich gleichfalls über ihn und sagte bittend: „André, diese Stunde und Euer Schmerz werden vergehen, aber nie soll die Freundschaft erkalten, die wir Euch widmen. Darum lebt für uns und lebt gerne! Stephanie,“ fuhr er fort, „hilf mir, unsern Retter hineintragen, dort können wir ihn verbinden und pflegen, und ihm ist dort besser als in der kühlen Morgenluft.“ Stephanie schickte sich an, der Ermahnung Folge zu leisten, als André sich plötzlich ohne Hülfe wieder aufrichtete und seine Züge alle Zeichen einer schreckensvollen Ueberraschung trugen. „Horcht, um Gotteswillen!“ sagte er, „ich höre den Hund wieder! weh, ich habe ihn nicht zum Tode getroffen!“ Er sank stöhnend in die Arme seiner Freunde, die gern seine Worte als den Ausbruch des Wundfiebers angesehen hätten, wenn nicht in diesem Augenblicke auch ihnen ein Ton zu Ohren gekommen wäre, der allerdings des Hundes Stimme glich. Rasch hoben sie André auf und trugen ihn mit vereinter Kraft nach dem Verstecke, dessen Verborgenheit ihnen, war ihre Befürchtung gegründet, nun einzig noch einige Sicherheit darbot.

Im Gewölbe angelangt, suchten sie dem Kranken von allem, was sie hatten, ein leidliches Lager zu machen, dann verbanden sie seine Wunde, und diese Beschäftigungen zerstreuten sie von ihrer bangen Erwartung und hinderten sie, irgend ein Geräusch in der Ferne zu beachten. Aber als nun alles gethan war, was bei so geringen Hülfsmitteln gethan werden konnte, als sie in lauschender Stille beisammen saßen, da hörten sie deutlich, näher und immer näher kommend, das Gebell des Hundes. Jetzt mußte er den Berggrat überstiegen haben, jetzt hallte der Ton bereits an den Ruinen wieder und man vernahm die Stimmen von Menschen, das Geräusch ihrer Tritte. Erlach zog seine Pistole, die einzige vorhandene Waffe, denn André hatte seine Flinte auf dem beschwerlichen Marsche liegen lassen, und trat damit der kleinen Thüre näher, den festen Entschluß im Herzen, sein Leben und die Sicherheit seiner Freunde theuer zu verkaufen. Stephanie stand, an die Mauer gelehnt, ihm gegenüber, und ihre Züge sprachen männliche Entschlossenheit und die Ueberzeugung aus, daß sie in jedem Falle das Schicksal des Geliebten theilen müsse. So schwand ein Moment nach dem andern dahin, und jeder dehnte sich zu Stunden aus. Das Geräusch der Kommenden näherte sich mit jeder Minute und zeigte, daß der Instinkt des leitenden Hundes richtig war. Jetzt hörten die Eingeschlossenen das Schnüffeln und das unterdrückte Gebell desselben an der Mauer vorbeistreichen, hinter welcher sie geborgen saßen; sie hörten, wie die Fußtritte vieler Menschen ihm folgten, sie verstanden sogar die Worte des Einen unter ihnen, der seinen Gefährten zurief: hier in diesem Gebäude werde wohl das Ziel ihres Nachsuchens seyn. Endlich hatte Caro sie durch die Halle in das Kloset geführt, und das Kratzen des Hundes an der Stelle der Mauer, welche die Thüre verbarg, zeigte ihnen deutlich, daß die Entdeckung herannahe.

„Der Hund ist ein Narr!“ sagte einer der Soldaten, die sich in das kleine Gemach gedrängt hatten, „und wir sind noch viel größere, daß wir ihm folgen und uns dadurch von der rechten Straße ableiten lassen. Wer weiß, welch ein Thier er einst hieher verfolgt hat, dessen Fährte ihm noch kenntlich blieb. Ein Mensch wenigstens ist nicht hier, das sehen wir alle.“ Der Hund fuhr indessen fort zu scharren und Laut zu geben, da bezeichnete ein plötzlich eintretendes ehrfurchtsvolles Schweigen von Seiten der Krieger den Eintritt einer Person höhern Ranges. Einer der Soldaten berichtete von dem Marsche, von der Unterbrechung desselben durch den Schuß, den der Hund empfangen, von der wahrscheinlichen Verwundung dessen, der diese That verübt hatte, und deutete endlich auf die Bemühungen des Thiers, die auf einen geheimen Schlupfwinkel rathen ließen. „Diese Mauer muß weggebrochen werden!“ sagte gebietend, aber mit der angenehmen Stimme, welche die Versteckten schon einmal in der Hammerschmiede zu Frainvilliers gehört hatten, der herbeigekommene Offizier. „Der Hund hat uns zu große Proben seiner Tüchtigkeit gegeben, als daß er irren könnte. Ohne Zweifel sind in diesen Mauern verborgene Stellen, deren Eingang uns unbekannt ist; aber daß die Gesuchten uns nahe sind, daß der Hund ihre Nähe kennt, davon bin ich überzeugt. Rasch an's Werk!“

Säbel und Bajonette setzten sich sofort in Bewegung, und bald löste sich ein Stein nach dem andern von der Mauer; immer bedeutsamer wurden die Töne des Thieres, immer peinlicher die Lage der drei Menschen, die

ihren lezten Schutz fallen hörten. Endlich traf einer der Männer auf den Stein, welcher den Eingang versteckte, dieser schob sich zurück und die kleine Thüre ward sichtbar. „Gefunden, gefunden!" jubelten die Zunächststehenden; man zerrte und drängte in der Eile an der Thüre, ohne sie gewaltsam erbrechen zu können, da trat der Oberste herzu, seine Hand fand leicht das Schloß, die Thüre drehte sich kreischend in ihren Angeln und — es fiel das lezte Bollwerk, das die Verfolgten von ihren Verfolgern trennte.

Der Tag war unterdessen völlig angebrochen, aber seine Strahlen vermochten nur ungenügend die Behältnisse zu durchdringen, in welchen so viele Menschen sich zusammengedrängt hatten; doch fiel ein Strahl der aufgehenden Sonne durch die Lücke in den innern Raum und beleuchtete auf seltsame Weise die drei Gestalten, welche sich den Blicken der Eindringenden darstellten. „Er muß es seyn," rief der Oberste, „es muß der Gesuchte seyn! vorwärts, Kinder! fangt ihn lebendig oder todt!" Erlach stand unbeweglich, seine Pistole auf die Oeffnung haltend und so mit sicherem Tode denjenigen bedrohend, welcher zuerst hindurchschlüpfen würde; deßhalb richteten sich plözlich drei oder vier Flintenmündungen hinein, um den zweiten Theil von des Obersten Befehl zu erfüllen. Da drang der durchdringende Weheschrei einer weiblichen Stimme durch die Gewölbe, und Stephanie stürzte sich mit dem Muth der Verzweiflung als Schild vor den Geliebten, ihn mit beiden Armen umschlingend. „Mich müßt Ihr erst tödten!" schrie das verzweifelnde Mädchen; „tödtet uns beide, Barbaren! besser ist es freien Schweizern zu sterben, als in Eure Hände zu fallen!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Neapolitanische Briefe.

(Fortsetzung.)

Die Regierung hat bisher immer jene Gegenmittel ergriffen, die den kühnen, selbstständigen Sinn eher zu fanatischer Wuth treiben mußten, als daß sie ihn in die Schranken der geselligen Ordnung zurückführten. Hängen und Erschießen, Weiber und Knaben, die des Besuchs ihrer Männer und Väter überwiesen werden, der Guillotine überantworten, ist erlaubt und recht; man hat ja ein Gesetz dafür, und das ist genug. Genug? immer strafen, wüthen mit dem Gesetzbuch in der Hand, nie bessern, aufrichten durch Erziehung? Doch wie weiß gewaschen ist diese unverantwortliche Nachlässigkeit der Regierung gegen den Kunstgriff, mit dem der selige Ferdinand die Bande Valterelli fing. Er ging mit deren Häuptern eine Kapitulation ein, ungefähr wie später mit einigen Schweizeraristokraten, wornach die ganze Bande, über sechzig Mann stark, meist beritten, in den Militärdienst des Staates treten und eine Jägerkompagnie bilden sollte. Der Ort der Ratifikation ward von beiden Mächten ausgemacht. Die Wilden kamen und wurden auf dem Intendanzplatze mit klingendem Spiele empfangen und einem Bataillon Linientruppen gegenüber aufgestellt. Da flattert aus einem Fenster der Intendanz ein weißes Tuch; das Bataillon feuert, die Bande stürzt. Ein Einziger entfloh, nachdem er Verrätherei gewittert und seinen Stutzer noch auf den Intendanten losgebrannt hatte.

Ich habe irgendwo gelesen, daß die Schelme in Abyssinien verehrt werden; man sagt das Nämliche den alten Spartanern nach, und ich vermuthe sehr, diese Schelmenehre hat den nämlichen Ursprung, wie der Banditenruhm, der von den Kalabresen anerkannt wird. Das ist ein Zug aller wilden Völker: sie verehren die rohe Kraft, die ungemeine Gewandtheit, die Kunstfertigkeit, die sich in solchen Verhältnissen entwickelt und welche dem gemeinen, trägen und furchtsamen Volke imponirt. Die ritterlichen Fehden des Mittelalters, die Wegelagerungen, die Ueberrumpelungen der Städte und Klöster, die noch zu unserer Zeit manch schwindsüchtiges Heldenherz schauerlich entzücken, was waren sie anders, als außergesetzliche Freibeutereien, die meistens an Grausamkeit die kalabresischen übertrafen, ohne deren Entschuldigungsgründe für sich zu haben? Es gehörte nur ein Walter Scott hieher; in ein paar Jahren würden alle Müßiggänger Europas Gott danken, daß er die allerliebsten, amusanten Räuberhaufen in den Abruzzen hat wachsen lassen.

Mein Zweck war bei dieser kurzen Darstellung keineswegs, den Schandfleck auszuwaschen, sondern auf den Grund der Erscheinung zu gehen, zu beweisen, daß das Diebsgelüste, der Schelmeninstinkt, mit dem man leichtsinnig genug ein ganzes Volk brandmarkt, wenigstens noch lange nicht die alleinige Quelle der Gräuelthaten ist, die man gewöhnlich alle auf seine Rechnung schreibt. Würde die Accademia borbonica, diese dienstbare Stallmagd des Hofes, statt in den Ruinen des Alterthums zu wühlen, theologische Hirngespinnste zu weben, langweilige Aufsätze zu lesen, die ihr noch dazu in die Feder diktirt werden und von der Staatsökonomie handeln oder der Kunst, den Fiskus zu bereichern, würde sie die Gebrechen des Körpers, dessen Auge sie seyn sollte, untersuchen und bekannt machen; würde ihre Kollegin Betschwester, die sogenannte dell' incoraggiamento, anstatt die Unvernunft zu ermuthigen durch Lobhudeleien, Preise aussetzen für tüchtige Schulen, nationelle Erfindungen u. dgl.; würde endlich die Accademia pontaniana, statt all des gelehrten Klingklangs, Bücher des Unterrichts, der Sittenveredlung schreiben, die Nachdenken und Thätigkeit weckten, würde — würde und kein Ende — dürfte, sollte man sehen; den Nachsatz kannst du dir denken. — Ich kann wahrlich

nicht dafür, daß ich immer und ewig auf Volkserziehung zurückkomme, die mir überhaupt die einzige richtige Mitte scheint, in der alles Drängen der Neuerer, alles Hinhalten der Alten sich glücklich ausgleichen könnte. Doch, ist nicht auch wieder diese Volkserziehung ein Wort, das tausend Auslegungen erlaubt und recht gut in den circulus vitiosus unserer Theorien paßt? Du bleibst uns noch lange, kurzweilige Aussicht auf die Stiergefechte der Vorurtheile und die Hahnenkämpfe der Zeitungsschreiber! du vergehst wohl nie!

Hiemit schließe ich meine Notizen über Neapel selbst, und behalte mir nur noch die Beschreibung meiner Reise nach Rom vor. Ich sehe ein, daß man, während ich die trockene, registermäßige Darstellung mancher Berichte zu vermeiden trachtete, mir vielleicht den Vorwurf raisonnirender Weitschweifigkeit machen wird; ich weiß auch, daß ich den Gegenstand noch lange nicht erschöpft habe; aber wer wird die Bemerkungen eines Reisenden außer den Grenzen seiner Aufgabe hinausweisen? wer von Reisenotizen etwas anderes als Fragmente erwarten, deren Zusammenhang allein wieder in den Ansichten des Reisenden gesucht werden kann?

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

(Beschluß.)

Das Oktoberfest.

Tags darauf zogen die Schützen hinaus. Hinter einem Zuge von Musikanten und jungen Fahnenträgern, worunter der schönste in albanesischer Tracht, schritten sie einher mit ihren Stutzern, Mützen und Hüte mit Federn und Sträußen geschmückt. Schöner machten sie die Wiesen, denn sie bauten eine Reihe Hütten und Schießhäuschen, steckten eine Menge Scheiben auf, zierten die Anhöhe mit einem hochschwebenden Adler, mit einem in einem Haine hin und herlaufenden Hirsche, mit einem schönen, mit Tujaguirlanden behangenen und von einem deutschen und einem griechischen Schützen bewachten Bogen, und pflanzten Fichtenalleen. Adler, Hirsch und die beiden Schützen waren, um alles recht deutlich zu sagen, aus Holz. Brave, herrliche Schüsse wurden nun fast die ganze Woche hindurch gethan. Das Wetter wurde heiterer, aber nicht wärmer. Die Fremden waren größtentheils heimgezogen; die Theresienwiesen wurden zwar noch häufig besucht, allein es war kalt. Die Riegelhäubchen waren angelaufen, die Finger der Harfenspielerinnen bekamen die Gänsehaut, die Tafeln vor den Hütten standen öde und die Hanswürste des Glückhafens sprangen ohne Echo erregende Späße. Das Fest lief Gefahr, einzufrieren; ein Feuerwerk wurde gegeben, das es ein bischen aufthaute; der zweite Sonntag der Oktave kam, und dieser machte es wieder aufleben. Viele Zuschauer waren an jenem Sonntag wieder zugegen; ein zweites Pferderennen, wo nicht, wie vor acht Tagen, nur inländische Pferde, sondern auch ausländische rennen durften, wollten sie anschauen, so wie die Preisvertheilung unter die Schützen. Die Schützen erhielten ihre Preise, die Pferde die ihrigen, und als die Preisvertheilung vorbei war, da war es fast Nacht; man ging nach Haus und war froh, daß die ganze Geschichte zu Ende war, weil man es sich doch immer während derselben zur Pflicht gemacht, hinaus zu gehen und sich den Schnupfen zu holen.

Die Volksfeste der heutigen Welt sind überhaupt armselig; ihre herzlichsten Freuden sind Magenerquickungen; keine Götter wohnen ihnen bei; unsere Götter besuchen uns nur, wenn die Glocken zur Kirche hallen. Beim Winzerfeste in Vevai sucht man daher die Götter der alten Welt herbeizuschaffen. Ceres, Pallas, Bacchus werden in Prozession herumgetragen, es wird ihnen geopfert, Chöre von Frauen und Nymphen umtanzen sie u. s. w.; allein wiewohl der Leman noch viel schöner ist, als ihn Jean-Jacques beschrieben, wiewohl die Landschaft von Vevai wie aus einem Fabellande hingezaubert ist, so schien es mir dennoch, als ständen jene Gottheiten dem Feste an, etwa wie Perrücken jenen Gottheiten anstehen würden, und denke ich jezt daran, so schweben mir jene Ceres, Pallas und Bacchus immer in der griechisch vermummten Gesellschaft der Kellnerinnen des Herrn Bernhard und des Herrn Bernhard selbst mit seinem Kellner vor. In südlichen Ländern, wo Alles schon malerisch an sich selbst ist, wo einen die Geister der schönern antiken Welt wie verkörpert umschweben, gruppirt sich Alles bei einem Feste so schön und reich, daß man da in einer lebendigen Bildergallerie sich zu ergehen wähnt. Im Norden ist dem nicht so; da gleichen die Nationalfeste einem Gemälde von Tenier, einem Jahrmarkt. Wäre es nicht möglich, sie anders zu gestalten? sie geistreicher und malerischer zu machen? Indessen bleibt das heurige Oktoberfest immer eines der merkwürdigsten Feste, die gefeiert werden und je gefeiert worden sind, wegen der Anwesenheit der Griechen nämlich. Ein geschickter Maler möge es verewigen. Freilich sind die Theresienwiesen zu keinem Gemälde geeignet, weil sie zu platt und zu kahl sind, kein Wald sie krönt und kein Fluß sie umspiegelt; einem Maler jedoch ist Vieles erlaubt. Er erhöhe die Anhöhe, vermehre und vergrößere die Fichten und wähle sich zu seinem Vordergrunde aus der bunten Masse die schimmernden Zelte mit dem Könige von Baiern und dem Könige von Griechenland und ihrer Umgebung, die Griechen in ihrer brillanten Albanesertracht, Miaulis an der Spitze, einige schöne Münchnerinnen in den Gärtchen vor den Hütten, mehrere Schützen, ein paar stolze Oberländer mit Hahnenfedern und Streitringen, einige Südtyroler, eine Harfnerin, die drei Brüder aus dem Zillerthale mit ihren Saiteninstrumenten; Dachauerinnen nehme er nicht dazu, Passauerinnen auch nicht, die lasse er im Hintergrund; aber die Familie Eberhard stelle er ebenfalls vornehin, so wie auch den griechisch gekleideten Fahnenträger, und male irgend einen Spaß darunter zur Erklärung; ferner male er dahin die feurigsten Hengste, die schmächtigsten Stuten, auch einen Stier, und da der Bock ein sehr pittoreskes Thier ist, auch den Bock, welcher einen Preis erhielt. Alles dieß, und noch mehr, belaube er so gut als möglich mit Nadelholz, beschatte es mit den Hütten und beguirlande es mit dem schönen Tujabogen der Schützen. Im Hintergrunde blühen die Massen, überschwebt von Regenschirmen, die wirklich wie magische Schwämme aussahen, durchglitzert von Helmen und Riegelhäubchen, überflattert von Fahnen und Fähnchen, unter einem Himmel, der so malerisch aussehen kann, wie immer möglich: gespensterartig sich herunterlassend, sich mit den hintersten Zuschauern verschmelzend, wogend mit Wolken, brausend mit der Windsbraut. Allein aus dem Himmel lasse der Maler die bösen Geister weg, welche aus Wolken schöpften, und über der Masse der Zuschauer lasse er die Pfähle weg, welche sich hoch erhoben mit Etiketten, worauf zu lesen war: Stuten, Hengste, Mastvieh, Schweine, Kühe etc. Statt Kühe hatte man aus Versehen Küsse geschrieben. Das klingt allerdings poetischer; doch der Maler lasse weg, was zu Zweideutigkeiten Anlaß geben könnte.

L.

Beilage: Kunstblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 285.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 28. November 1832.

— Wer so künstlich und so fein,
So wirksam war, muß reich gestorben seyn.

Goethe.

Besuch in Erards Bildergallerie zu La Muette.

Von G. B. Depping.

Im Frühjahr 1832 wurde durch die Hauptzeitungen Europas der Welt angekündigt, Sebastian Erards Bildergallerie solle öffentlich versteigert werden, und die Liebhaber aus allen Ländern wurden eingeladen, an diesem köstlichen Kunstschmause Theil zu nehmen. Es fuhr aber die Cholera unvermuthet dazwischen; kaum hatte man Zeit, der Welt abermals zu verkünden, an die Versteigerung sey vor der Hand gar nicht zu denken, und die Liebhaber wurden gebeten, nicht zu kommen, was sie auch ohnehin wohl nicht würden gethan haben, denn die Furcht vor der Cholera war bei den meisten noch stärker, als die Liebe zur Kunst. Natürlich gehört zum Kunstgenusse, als unentbehrliche Bedingung, das Leben, und wo dieses auf dem Spiele steht, ist es aus mit allen Kunstgenüssen.

Im Sommer, als die Cholera nachgelassen hatte, ward auch die Versteigerung wieder ausgeschrieben, und zwar, wie das erstemal, in den Hauptzeitungen Europas; aber als ob die Cholera die Erben Erards hätte necken wollen, drohte sie nun, zum zweitenmale auszubrechen. Ob diesmal viele Kunstliebhaber aus fremden Ländern nach Paris gekommen sind, weiß ich nicht, zweifle auch sehr daran. Von den Pariſern wurden aber manche, welche von Erards Bildergallerie nicht viel wußten, durch die häufigen Anzeigen aufmerksam gemacht und unternahmen einen Ausflug nach La Muette bei einer Hitze von 24 — 26°, was wahrlich ein der Kunst dargebrachtes Opfer heißen kann. Unter diesen nach La Muette wandernden Bewohnern der Hauptstadt Frankreichs befand sich auch der Verfasser dieses Aufsatzes.

Vor dem Antritte der Reise ist es gut, etwas von besagtem Sebastian Erard zu melden. Im Jahr 1768 war unter den Arbeitern, welche jährlich nach der Hauptstadt Frankreichs wandern, um Arbeit zu finden, auch ein sechzehnjähriger Elsäßer und trat bei einem Instrumentenmacher ein. Der Meister behandelte ihn Anfangs nicht anders, wie so manchen andern Gesellen, der ihm aus der Fremde zugekommen war. Allein er bemerkte bald, daß er mit keinem gewöhnlichen Arbeiter zu thun habe und daß dieser junge Elsäßer ein erfinderischer Kopf sey, so daß er fast Respekt vor ihm bekam. Sebastian Erard, denn dieser war der junge Gesell, da er sah, daß seine Ideen und Vorschläge dem Meister nützlich waren, beschloß einige Jahre darauf, als er Paris gut hatte kennen lernen, sich auf eigene Rechnung niederzulassen, und berief seinen Bruder zu sich, um mit ihm gemeinschaftlich eine Forteplanofabrik anzulegen, oder eigentlich eine Klavierfabrik; denn mit dem Forte und dem Piano war man damals noch nicht sehr weit gekommen, und die ganze Mechanik des Klaviers ließ noch viel zu wünschen übrig. Auch die Erard'schen Klaviere waren nicht sogleich untadelhaft.

Sie wurden erst nach und nach besser, und Erard mußte seine Leute unterrichten, auch manches Werkzeug und manche mechanische Vorkehrung erst erfinden, um bessere Arbeit liefern zu können. Die meisten Schwierigkeiten waren überwunden und die Erard'sche Fabrik hatte begonnen, sich in Ruf zu setzen, als die französische Revolution ausbrach; nun thaten Kriegsinstrumente mehr Noth als Fortepianos. Ich weiß nicht, ob Erard auch politische Verfolgungen fürchtete, oder ob er durch das Stocken des Gewerbfleißes bewogen wurde: genug, er faßte den Entschluß, nach England zu gehen und dort sein Heil zu versuchen. Ein geschickter Arbeiter ist der unabhängigste Mann von der Welt. Ist eine Regierung so blind oder so ungerecht und plagt ihn, so läßt er sich anderswo nieder, und der Regierung wird durch sein Abziehen oft mehr geschadet, als ihm. In London machte Erard mit seinen Fortepianos vortreffliche Geschäfte. Auch an die Harfen hatte er sich gemacht, und an diesem Instrumente verbesserte und verschönerte er noch mehr als an ersterem. Erards Fortepianos und Harfen gehörten zu den unentbehrlichen Meubeln eines fashionablen Hauses. Als es in Frankreich wieder ruhiger ward, wiewohl es für Instrumentenmacher immer ziemlich ruhig ausgesehen hatte, ging er wieder nach Paris zurück, ohne jedoch seine Londoner Fabrik aufzugeben, und von nun an versah er die beiden reichsten Hauptstädte Europas mit schönen Instrumenten und bekam manche Erfindungspatente, besonders für die Harfe, die durch ihn beinahe zu einer höhern Gattung von Instrumenten erhoben worden ist. Denn was wußte man vor ihm von Dämpfern und halben Tönen auf der Harfe?

Als ich im Jahr 1803 nach Paris kam, war Erards Haus nicht allein eine große Fabrik, in welcher Hunderte von Arbeitern, besonders Deutsche, Beschäftigung fanden, sondern es war auch ein Versammlungspunkt für die Musikliebhaber. In seinen reich ausgeschmückten Sälen standen die kostbarsten, mit Mahagoni bekleideten, mit reichlichen Vergoldungen gezierten, ja sogar mit Miniaturmalereien ausgestatteten Flügel und Fortepianos zur Schau, und wenn Prinzen und reiche Bankiers sich ein Instrument für ein Schloß oder einen Pallast aussuchen wollten, so begaben sie sich zu Erard. In diesen Sälen nun versammelte er zuweilen die ausgezeichnetsten Künstler von Paris, und die auserlesenste Versammlung hörte ihrem meisterhaften Spiele zu. Man wußte es dem Herrn vom Hause vielen Dank, wenn man die Erlaubniß bekam, an dieser glänzenden Versammlung Antheil zu nehmen.

Der große Ruf der Erard'schen Fabrik hat sich beinahe dreißig Jahre lang erhalten. Dann aber nahm er ab, theils weil sich mehrere seiner geschicktesten Gesellen in Paris und anderswo niederließen, theils weil er nichts mehr zu erfinden hatte und vielleicht auch nicht mehr dieselbe Aufmerksamkeit auf seine Waaren verwendete, wie zuvor. In seinen lezten Jahren beschäftigte ihn jedoch die Verfertigung einer kleinen, allerliebsten Orgel für die Kapelle Karls X. im Tuilerienschlosse ungemein. Es schien, als ob sein Ruf durch diese Orgel einen neuen Schwung erhalten sollte. Die Orgel war endlich im Sommer 1830 fertig geworden und aufgestellt. Es fehlte nichts mehr, als sie zu probiren und das Geld dafür zu erhalten. Aber auf was kann man in dieser Welt rechnen? Die Pariser verjagten plötzlich Karl X., nahmen die Tuilerien mit stürmender Hand ein, stürzten in die Kapelle, benahmen sich dort ein wenig ungebührlich, um sich an den Hofaumoniers, die hier geherrscht hatten, zu rächen, und die unschuldige Orgel wurde ein wenig hart mitgenommen. Solch einen Schlag konnte der alt gewordene Erard nicht gleichgültig ertragen. Anstatt das Geld für die Orgel zu erhalten, mußte er sich glücklich schätzen, das etwas verstümmelte Instrument wieder in die Hände zu bekommen. Er starb ein Jahr nach der Revolution, die seinem Instrumente beinahe noch gefährlicher geworden wäre, als dem vorigen Bewohner der Tuilerien.

Außer der Neigung zur Tonkunst, die ihm viel einbrachte, hatte sich bei ihm eine Neigung zu einer andern Kunst entwickelt, die ihn viel kostete. Er war nämlich Sammler von Gemälden geworden, und hatte nach und nach in Paris und London eine Gemäldesammlung zusammengebracht, wie wenige Privatpersonen je eine besessen haben, und mancher kleine Fürst muß ihn um die schöne Sammlung beneidet haben; denn mit dem bloßen Gelde bringt man eine so herrliche Reihe von Meisterwerken nicht zusammen; dazu gehört auch noch ein Kennerblick und ein Kunstgeschmack, den man von Natur besitzen und durch langjährige Uebung vervollkommnet haben muß, um sich nicht mit falscher Waare zu beladen und die Wände mit elendem Gekleckse zu behängen, worin manchmal der Hausherr allein den Pinsel eines Meisters erkennt. Erard mag zuweilen auch ein Bischen betrogen worden seyn; dieß widerfährt dem besten Kenner; allein im Allgemeinen hatte er, der keine Kosten scheute und das Geld, das er in vollem Maaß durch die Kunst gewonnen, auch für die Kunst wieder ausgab, so viel Vortreffliches gesammelt, daß diese Auswahl ihm eben so viel Ehre macht, als der schönste Flügel und die zierlichste Harfe aus seiner Pariser oder Londoner Fabrik. Nun kannte ich zwar seine prächtigen Flügel und herrlich klingenden Harfen wohl, nicht aber seine Gemäldegallerie, die er auch nicht in Paris selbst, sondern auf seinem Landgute La Muette anlegte, wo er das Ende seines Lebens zugebracht hat. In der Erwartung der öffentlichen Versteigerung dieser Gallerie, stand dieselbe den ganzen Sommer den Schaulustigen offen; daher wanderte ich mehrmals nebst manchen Parisern nach La Muette, um eine Reihe von Meisterstücken zu beschauen, die einige Monate später in alle

Welt zerstreut und nie wieder zusammengebracht werden sollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Nacht im Juragebirg.

(Fortsetzung.)

Außer Stephanien, deren Schönheit, deren innige, aus jeder Geberde sprechende Hingebung für den Geliebten selbst in diesem Augenblicke der Aufregung die Soldaten stutzen machte und einige Flintenläufe aus ihrer Richtung brachte, hatte sich Erlach, oder vielmehr Stephanien, noch ein anderer Beschützer zugewandt, der früher die Stelle eines unschuldigen Verräthers gespielt hatte. So wie die Oeffnung in das Innere des Gewölbes sich zeigte, hatte Caro sich hindurchgedrängt und stand nun vor den Liebenden, ihren Angreifern den fletschenden Mund voll spitziger Zähne weisend, mit sträubendem Haar, zum Sprunge bereit.

Des Obersten Gesicht zeigte Spuren tiefer Rührung, als er die Gruppe betrachtete; er wendete das Auge weg, kämpfte sichtlich mit seinem Gefühl und seiner Pflicht und rief endlich: „Ergebt Euch, Herr von Erlach, ergebt Euch der Uebermacht! ich selbst will bei dem General Euer Vorsprecher seyn; aber jezt müßt Ihr Euch fügen, sonst seyd Ihr verloren.“ — „Ich weiß, was mir Euer Kriegsgericht zugedacht hat,“ antwortete Erlach mit dumpfer, entschlossener Stimme, „und lieber will ich hier mit Ehren sterben, als mich dort für die Treue an meinem Vaterlande morden lassen. Noch einmal, zieht Euch zurück, oder ich schieße! — Stephanie, laß mich frei stehen!“ Vergebens aber suchte er den theuren Schild von sich zu drängen, der sich ihm angeschmiegt hatte, das Mädchen wand sich nur inniger um ihn und rief: „Mit einander wollen wir sterben, Rudolph! wie vermöchte ich zu leben, ohne Dich?“ — „Genug des Zauderns!“ sagte der Oberst, der seine Fassung gewaltsam wieder gewonnen hatte; „ich kann nicht anders, gebt Feuer!“ — „Halt!“ rief da eine Stimme im Hintergrunde des äußern Gewölbes mit der Kraft eines höhern Wesens, die nur ein Moment furchtbarer Entscheidung dem Menschen verleihen kann, und die Gewalt des Tones, der das „gebt Feuer“ des Obersten übertönte, zog Aller Blicke rückwärts. Im Strahl der aufgehenden Sonne stand am Eingang der Halle auf den erhöhten Stufen, die zu dem Kloset hinabführten, Frau Dubois, die in dieser Verklärung und in ihrer ganzen ehrwürdigen und doch kräftigen Gestalt, wie die Bewohnerin einer bessern Welt erschien. Ihre langen grauen Haare hatten sich aufgelöst und fielen ihr, gleich einem Heiligenschein, auf Stirn und Brust, das Auge, dessen Milde und ruhige Klarheit selbst den Obersten zur Bewunderung hingerissen hatte, strahlte in dem Feuer der aufgeregten Gefühle gebietend über die unter ihr stehenden Menschen, und die edle Gestalt hatte sich jugendlich aufgerichtet, während die ermattete Brust nach Athem rang. „Haltet ein, Herr von Valsin!“ rief sie noch einmal; „es ist Eure Schwester, die Ihr ermorden wollt!“

Wenn es auch möglich wäre, den Eindruck dieser Worte, den Zauber, die sie auf alle Anwesenden übten, zu malen, so würde doch meine Feder eine solche Zeichnung nicht unternehmen dürfen. Die Zuhörer jeder Parthie standen in starrem Erstaunen; die Soldaten senkten unwillkührlich die Gewehre; der Oberst sah bald unentschlossen auf die Verkündigerin und dann wieder auf das liebliche Geschöpf, das so nahe mit ihm verwandt seyn sollte. Stephanie aber hatte nur Eine Empfindung; sie schlang sich enger noch, als vorher, um den Geliebten und rief jubelnd: „Nun bin ich Dein Schutz, nun soll nichts in der Welt mich von Dir trennen!“ — „Laßt die Gewehre ruhn,“ sagte der Oberst, „und hütet den Gefangenen, der uns ja nicht entwischen kann.“ Dann schritt er auf Frau Dubois zu, nahm sie bei der Hand und führte sie außerhalb der Mauern, wo kein fremdes Ohr die Eröffnungen hören konnte, die gemacht werden sollten. Wir, die wir nicht zuzuhorchen brauchen, um mit dem Gegenstande der Unterredung bekannt zu werden, wollen denselben kurz mittheilen.

Der Vater des Grafen Valsin hatte einige Jahre vor der französischen Revolution um einer Ursache willen aus seinem Vaterlande entfliehen müssen, die weder seinem Herzen, noch seinem Charakter Schande machte. Seine Gemahlin hatte ihn begleitet, und beide hatten ihren Sohn unter der Obhut seines Großvaters gelassen. Nach einer mit tausend Gefahren umringten Flucht, war das unglückliche Paar einige Zeit dicht an den Grenzen von Frankreich geblieben, weil Frau von Valsin sich immer nicht von ihrem Vaterlande trennen konnte, und ihre anhaltende Kränklichkeit dem Grafen die ernstlichsten Besorgnisse für ihr Leben einflößte. Endlich zeigte es sich, daß ein Theil dieses Uebelbefindens von einer schon vorgerückten Schwangerschaft herrührte, und der besorgte Gatte sah sich nun nach einem ruhigen Platze um, wo sie ihre Niederkunft halten könnte. Dubois wohnte damals noch mit seiner Mutter in St. Imier, und der Graf hatte zufällig die Bekanntschaft der guten und verständigen Menschen gemacht, deren aufrichtiger Freundlichkeit er sicher das Liebste, was er auf Erden hatte, anvertrauen konnte. Sie zogen in Dubois kleine Hütte, wo Stephanie nach unsäglichen Leiden der Mutter zur Welt kam. Wenige Tage nach ihrer Geburt starb Frau von

Walsin an den Folgen der schweren Niederkunft, und schon von den Schauern des Todes umfangen, entriß sie ihrem Gatten das Versprechen, ihr Kind der mütterlichen Sorgfalt ihrer alten Freundin anvertrauen zu wollen, bis ein glücklicheres Geschick ihm erlauben würde, dasselbe seiner wahren Stellung wiederzugeben. Gram und das schmerzliche Gefühl seiner Vereinzelung trieben den Grafen nach dem Tode seiner Frau in die weite Welt. Er übergab an Dubois alle Zeugnisse, welche die Geburt seiner Tochter gesetzlich beweisen konnten, nebst dem Theil seines geretteten Vermögens, den er entbehren zu können glaubte, und dann verließ er die Schweiz. Zweimal erhielten seine Freunde Nachricht von ihm in Briefen, aus denen der höchste Ueberdruß des Lebens und der sehnliche Wunsch sprach, desselben bald entledigt zu seyn. Er empfahl seine Tochter mit der innigsten Liebe ihren Pflegeeltern und bat sie, dieselbe ganz zu dem Stande zu erziehen, in den ihre beschränkten Glücksumstände sie versezten, und sie als ihr eigenes Kind zu halten. Dann blieben sie etwa ein Jahr ohne weitere Nachricht, aber nach Verlauf dieser Zeit erhielt Dubois ein Paket mit unbekannter Aufschrift, in welchem er von einem Prediger an der Grenze von Böhmen die Meldung von des Grafen Tode nach langwieriger Krankheit, den Todtenschein und alle übrigen Papiere von Wichtigkeit fand, die ihm noch übrig geblieben waren. Diesen Schriften war ein Zettel beigefügt, in welchem der sterbende Vater Stephanien segnete, seinen Freunden dankte und sich selbst glücklich pries, ein Leben verlassen zu können, das ihm nach und nach Alles genommen hatte, was den Menschen beglücken kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, November.

Charakter der Stadt.

Karlsruhe ist eine neue, eine junge Stadt, kaum hundert Jahre alt, nicht durch Uebervölkerung eines andern Landestheiles und Bedürfniß der Auswanderung, nicht durch vortheilhafte Lage für Handel oder Fabriken, nicht durch Noth, noch durch Tugend gegründet, sondern einzig durch den Willen, fast durch die Laune eines Fürsten entstanden. Sein Schloß war das erste Haus der Stadt; darum her baute er sich seine Residenz. Als darauf Baden-Baden mit Baden-Durlach vereinigt wurde, als später im Lüneviller und Preßburger Frieden das Land zur doppelten Größe anwuchs durch den Anfall von Theilen der Bisthümer Konstanz, Speier, Basel und Straßburg, durch die Pfalz, durch das österreichische Breisgau, durch einige darmstädtische Aemter, durch Unterwerfung von Abteien und Reichsstädten, so wurde die Residenz der Zusammenfluß und Vereinigungsort von Einwohnern aller dieser Landestheile, und alle diese brachten ihre Sitten, ihre Gewohnheiten, ihr Temperament, ihren Charakter mit in die neue Hauptstadt; der Pfälzer sein leicht bewegliches Blut und seinen heitern Humor; der Oberländer seine biedere Treue und ruhige Kraft; der Badener sein schwäbisches Gemüth. Da kein Grundstamm, keine Mehrzahl da war, unter der sich die Fremdlinge verloren, da im Gegentheil sie selbst erst die Stadt bauten und bevölkerten, ist es da zu verwundern, daß ein Gemenge entstand, das in diesen kurzen dreißig Jahren noch nicht zu einem festen, einigen Ganzen geworden ist? Weil ihre Theile zu vielerlei Charakter haben, so hat die Stadt keinen; denn nur durch große Bewegung und schnellen Umschwung verschwinden alle Farben in der weißen. Die Bewohner erinnern sich immer noch täglich mit Höflichkeit, daß Karlsruhe eher Residenz als Stadt war; das zeigt auch ihr fächerförmiger Bau: alle Strahlen gehen vom Schlosse aus, alle Straßen sehen nach dem Schlosse, und wenn unsere Meteorologen die Richtung des Windes genau wissen wollen, so müssen sie den Pfeil auf dem Schloßthurme befragen; die Wetterfahnen der Stadt sind unzuverlässig. Darum erwarte man von Karlsruhe, wenigstens in seinen jugendlichen Jahren, nichts, was von einem gemeinschaftlichen Denken und Fühlen, von einem vereinten Wirken und Handeln ausgeben muß: keine Aeußerungen der Gesammtheit, kein Zusammenwirken, keine Einheit, sey es im Ernst oder im Vergnügen. Aus diesem selbsteigenen Gefühle entsteht eine gewisse Schüchternheit der Masse, und wechselseitig aus dieser wieder ein Mangel an Energie. Diese Verlegenheit ist es auch, die bei öffentlichen Vergnügungen, angeordneten Volksfesten und dergleichen keine allgemeine Heiterkeit aufkommen läßt, weil keiner sich seiner Neigung hingibt und in der Absicht hingeht, einmal recht froh und vergnügt zu seyn, sondern jeder nur beobachten will, was denn die Leute heute treiben und wie sie sich unterhalten werden. Diese jugendliche Schüchternheit geht so weit, daß, wenn bei feierlichen Gelegenheiten dem geliebten Großherzog ein Lebehoch ausgebracht wird, dieß immer bei Tag viel magerer ausfällt, als bei Nacht; da kann keiner dem andern auf den Mund sehen, die öffentliche Kontrolle fällt weg, und nun schreit jeder noch einmal so laut. Alles das hindert aber nicht, daß nicht im Einzelnen alle Elemente gefunden werden, die, allgemein geworden, hinreichend wären, eine Musterstadt zu bilden. Somit wird uns das Interessante weniger im Gesammtausdruck der Menge entgegentreten, als in vorspringenden Einzelnheiten, in Anstalten der Künste, der Wissenschaften und der Industrie, in den Produkten über die Menge hervorragender ausgezeichneter Männer und Charakters.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 39.

[Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 286.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. November 1832.

Gut scheint jezt Alles, mag es also schließen;
Auf Bitt'res freu'n wir uns so mehr des Süßen.

Shakespeare.
Ende gut, Alles gut.

Die Nacht im Juragebirg.

(Fortsetzung.)

Von diesem Augenblick an betrachteten Dubois und seine Mutter Stephanien, die recht hübsch und liebenswürdig heranwuchs, in der That als ihre eigene Tochter, und um sie als solche ausgeben zu können, zogen sie nach Frainvilliers, wo Dubois die Hammerschmiede kaufte. Es schien, als ob die Aufnahme der Waise und ihre Güte gegen sie das Glück ihnen günstig gemacht hätte, denn es gelang ihnen jede Unternehmung und der Wohlstand kehrte mit all seinem Gefolge bei ihnen ein. Nach einigen Jahren mußten sie sich selbst daran erinnern, daß das liebliche Mädchen, das sich unter ihren Augen so hoffnungsvoll entwickelte, ihnen nicht durch die Natur angehöre, und als die französische Revolution, welche mit all ihren Schrecken hereinbrach, es immer unwahrscheinlicher machte, daß Stephaniens Lage jemals geändert werden könne, da freuten sich beide der Hoffnung, sich von dem Wesen, das ihnen so theuer geworden war, die Augen einst zudrücken zu lassen. Erlachs Bewerbungen, die von Tag zu Tage ernstlicher wurden, erregten in ihnen zum erstenmale wieder die Idee, mit den Ansprüchen und dem Namen des angenommenen Kindes hervorzutreten und zu beweisen, daß sie der Ehre nicht unwerth sey, Frau von Erlach zu werden. Je mehr aber dieser Gedanke und der Entschluß, dem Schicksal nicht entgegenzuarbeiten, die Eltern kostete, denen eine Verbindung mit André und die Gewißheit, ihr geliebtes Kind auf immer bei sich zu behalten, weit lieber gewesen wäre, je fester nahmen sie sich auch vor, sich ganz zu überzeugen, ob Erlachs Liebe wirklich stark genug sey, den Vorurtheilen des Standes zu widerstehen. Die Gefahr der lezten Nacht hatte den Ausschlag gegeben. Stephaniens Gefühl war in seiner ganzen Gewalt an's Licht getreten und hatte ihre beiden Freunde überzeugt, daß die Vereinigung mit Rudolphen einzig nur ihr Glück zu gründen vermöge. Dieses Bewußtseyn und der Drang der Umstände hatten denn auch Frau Dubois vermocht, ohne Schwierigkeit die Tochter mit dem Geliebten ziehen zu lassen; denn sie war auch jung gewesen und wußte es wohl, daß das weibliche Herz nur in liebender Aufopferung glücklich seyn kann, und daß Stephanie, würde sie gehindert, den Geliebten zu retten, fiele dieser dann in die Hände seiner Verfolger, rettungslos elend werden würde. Als sie André mit seinem Sacke abgeschickt hatte, fand sie beim Wiedereintritt in ihre Wohnung Alles in dem furchtbarsten Aufruhr. Dubois war als Theilnehmer an Erlachs Flucht mit Wache in ein Zimmer gesperrt und ihm jede Unterredung mit dem Obersten, um die er bat, bis nach Austrag der Sache versagt worden; neidische Nachbarn waren herzugetreten, man hatte hie und da ein Wort von der Liebschaft der Tochter mit dem Verfolgten gesprochen, man hatte auch wie im Scherze des Hundes erwähnt, der, seit seiner Herrin Flucht, an seiner Kette heulte, und Valsin, der um so ärgerlicher war, je mehr er seinen Wirthen getraut, je besser sie ihm gefallen hatten,

erfaßte mit Begierde jeden Rath, der dazu dienen konnte, die Flüchtlinge wieder in seine Hand zu bekommen. Er zog mit seinen Leuten und dem Hund fort, und Frau Dubois, die vergeblich ihn zurückzuhalten strebte, fühlte mit Entsetzen, welch einen Ausgang diese unglückliche Geschichte nehmen konnte. Sie raffte die Papiere zusammen, welche Stephanien betrafen, und eilte durch Nacht und Gefahr, auf Pfaden, die noch nie von ihr betreten worden waren, dem Bellen des Hundes nach. Mutterliebe und Mutterangst hatten ihr Kräfte gegeben und so war sie zur Zeit der höchsten Noth als rettender Schutzgeist an den verhängnißvollen Ort gelangt.

Nachdem der Oberste das Urtheil des Todes ausgesprochen hatte, war Stephaniens Besinnung, wenn gleich nicht ihre Liebe, gewichen, und sie hielt nur noch bewußtlos den bedrohten Freund mit krampfhafter Gewalt umschlungen. Die Strahlen der erwärmenden Sonne weckten sie zu neuem Leben, sie fand sich auf dem Rasen vor den Mauern der Burg, ihr Haupt von der Mutter auf dem Schooße gehalten und Rudolph zur Seite knieend, mit der ängstlichsten Besorgniß jeden ihrer Athemzüge belauschend. Weit mehr aber, als diese Gegenstände ihrer Liebe, nahm das Gesicht des Kriegers ihr rückkehrendes Bewußtseyn in Anspruch, weil sie zum Theil noch instinktmäßig Unheil von ihm befürchtete, obwohl er sie, zu ihren Füßen stehend, mit zärtlicher Theilnahme betrachtete. Ihre erste Bewegung war, beide Hände gefaltet gegen ihn aufzuheben und ohne Worte, nur mit ihrem schönen Auge um Schonung zu flehen. Vassin bog sich freundlich zu ihr herunter, sagte der Erstaunten, wie nahe sie nach den eben mitgetheilten Zeugnissen ihm angehöre, wie schon in dem Gewölbe ihre Züge, durch die Aehnlichkeit mit denen seiner Mutter ihn an die glücklichen Kinderjahre erinnernd, sein Gemüth bewegt hätten und wie er alles thun werde, sowohl ihren Ansprüchen, als den Wünschen ihres Herzens hinsichtlich des Geliebten zu genügen. „Entlassen kann ich Sie nicht, Herr von Erlach," sagte er, indem er sich zu diesem wandte, „das begreifen Sie leicht; aber ich werde Allem aufbieten, was mir an Einfluß zu Gebote steht, um Ihnen, gegen das Versprechen, sich fortan nicht mehr der Uebermacht widersetzen zu wollen, Freiheit und Sicherheit zu verschaffen. Dann werde ich Ihrem Schutz dieß liebliche Geschöpf vertrauen, das ohnehin, lese ich anders recht in diesen funkelnden Augen, vielleicht nur ungern den Freund mit dem Bruder vertauschen würde. Nach meiner Ueberzeugung verdient aber auch Niemand so sehr wie Sie das Glück, das Ihnen zu Theil wird, denn Sie haben es erkannt, ehe die Flittern des Ranges und des Reichthums um dasselbe dingen, und darum soll meine Schwester Ihnen die Liebe lohnen, die Sie für die arme Stephanie Dubois so treu und uneigennützig empfunden."

Stephanie hatte sich während dieser Rede emporgerichtet, entzückt irrte ihr Auge von dem Bruder auf den Geliebten, auf dem es endlich mit dem namenlosen Gefühl haften blieb, das jedes weibliche Herz sich selbst zergliedern kann, wenn es sich in eine ähnliche Lage versetzt. Sprachlos breitete Erlach seine Arme dem Mädchen seiner treuesten Liebe entgegen, und Stephanie sank an seine Brust. „Jetzt Dein auf ewig!" flüsterte sie. Segnend bog die Pflegemutter sich über das Paar, das mit herzlichem Dank zu ihr empor und dann wieder auf den Bruder blickte, der tief gerührt und der frühe verlornen Eltern gedenkend, auf die schönen Gestalten herabschaute. Den einzigen Unglücklichen, den armen André, hatte man in das nächste Haus getragen; nichts hinderte oder störte mehr die Seligkeit, die über den kleinen Kreis sich verbreitete, und die zuweilen in einzelnen Momenten des Lebens den armen Menschen die Leiden der Vergangenheit und der Zukunft vergessen läßt. Die Sonne war nun hell und kräftig vollends über das reizende Bergthal mit seinen Dörfern und zerstreuten Wohnungen aufgegangen; eine wärmere Frühlingsluft wehte über die Wiesen, heiteres Leben und Wohlseyn verbreitend, und nur die stillen Mauern von Erguel blickten, ernst mahnend an die Vergänglichkeit, auf die Glücklichen herunter, die das Schicksal in seiner Nähe versammelt hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Besuch in Erards Bildergallerie zu La Muette.

(Fortsetzung.)

La Muette liegt am jenseitigen Ende von Passy, welches Dorf wieder an die Stadt Paris granzt, so daß man eigentlich gar nicht aus den Straßen herauskommt. Seitdem Omnibuswagen oder Stadtdiligencen vorhanden sind, kann sich Jedermann für seine sechs Sous das Vergnügen verschaffen, längs der Seine und zum Theil durch die Champs élysées nach der Barriere zu fahren, an welcher der lange Ort Passy beginnt. Und diese Omnibusfahrt ist eine der angenehmsten, die man im Innern der Hauptstadt machen kann. Der Omnibus bringt einen aus dem Gassendunst hinaus und verschafft dem Wanderer freie Luft, herrliche Aussicht und den Anblick grüner Bäume; lauter Vortheile, die man im Mittelpunkte der Stadt entbehrt. Zuerst fährt man den Kay zwischen der Seine und dem Lustgarten des Tuilerienschlosses hinunter. An dem Schlosse läßt Ludwig Philipp emsig bauen, wofür er aber von einigen Tageblättern, besonders den karlistischen, arg mitgenommen wird. Freilich läuft das ziemlich elegante Tuilerienschloß Gefahr, durch die neuen Bauten etwas schwerfällig zu werden,

und Herr Fontaine, Architekt des Königs, hat nicht Respekt genug vor dem Plane seines alten Vorgängers Philibert Delorme; allein was soll er thun, wenn sein Herr gebietet, und was soll Ludwig Philipp in einem Schlosse anfangen, das kaum bewohnbar ist? er müßte denn, nach altem Brauche, den Pavillon an einem Ende des Schlosses bewohnen und die Königin das andere Ende. Das Einzige, was das Publikum verlangen kann, ist, dünkt mich, daß das Schloß nicht verunstaltet werde, und daß die Kunst sich nicht genöthigt sehe, König und Baumeister anzuklagen.

Dann fährt man über den Platz Ludwigs XV., wo jetzt nicht mehr die Rede davon ist, Ludwig XVI. ein Denkmal zu errichten, wiewohl das Fußgestell bereits fertig ist. Wer weiß, was für eine Statue einmal hier aufgestellt werden wird. Nun geht es rasch durch die Champs élysées hindurch, so wie durch das sogenannte Quartier de François I., das vor zehn Jahren nahe daran war, ein herrliches Quartier zu werden. Allein der Athem ist den Baulustigen ausgegangen, ehe sie mit ihren Bauten fertig werden konnten, und jetzt stehen die einzelnen Häuser und der vergebens auf Wasser harrende Springbrunnen als traurige Denkmale einer Baulust da, welche die Unternehmer theuer zu stehen gekommen ist; manche haben im Schuldgefängnisse St. Pelagie Zeit gehabt, ihre voreilige Baugier zu bereuen. Auf der Anhöhe von Chaillot erblickt man einen andern Beweis der Nichtigkeit menschlicher Berechnungen. Hier hatte Napoleon den Grundstein zu dem Pallaste seines Sohnes legen lassen. Vater und Sohn sind dahin, die Macht der neuen Dynastie verschwunden, und der Pallast hat sich nie über die Erde erhoben. Man zieht vor der Pompe à feu vorüber, die vor der Vervollkommnung der Dampfmaschinen für ein Wunder der Stadt Paris galt, weil sie einen Theil derselben mit frischem Trinkwasser versieht; aber jetzt ist sie kaum des Besehens werth. Endlich gelangt man an die Barrière des bons hommes, nach einem ehemaligen Hospiz so genannt, das jetzt wieder ein Hospiz werden soll, indem ein reich gewordener Handwerksmann, Namens Brezin, einige Millionen zu einer Stiftung für 250 alte Handwerker hinterlassen hat, aus Dankbarkeit dafür, daß er als armer, kranker Handwerksbursche vormals in einem Hospitale gütig aufgenommen worden war.

Die Hauptstraße von Passy geht die Anhöhe sachte hinauf und ist beinahe eine Viertelstunde lang. Es sieht hier aus wie in einer niedlichen Landstadt; einige Kramläden, schöne Häuser und ziemliche Stille, wenigstens im Vergleiche mit Paris. Am Ende dieser langen Straße befindet sich das Eingangsthor des Boulogner Gehölzes, der gewöhnlichen Spazierfahrt der reichern Pariser, des Tummelplatzes der Duellanten und des Rendezvous der Liebenden; denn dieses Gehölz muß zu allerlei dienen, weßhalb auch immer einige Gensdarmen bei der Hand sind, um auf Ordnung und gute Sitten zu halten. Am Eingange dieses Gehölzes liegen zur Rechten einige Gebäude, Ueberbleibsel des Schlosses La Muette, das vor der Revolution einem Prinzen oder einer Prinzessin von königlichem Geblüte anzugehören pflegte. Hernach ward das Beste davon abgetragen, und das Uebrige, oder wenigstens einen beträchtlichen Theil davon, kaufte Erard an sich und machte seinen Landsitz daraus. Hier war es, wo der reichgewordene Mann von seinen ausgebreiteten Geschäften, die ihm in der letzten Zeit manche Unannehmlichkeit zugezogen, ausruhte, unter den Meisterwerken der ächten Malerei umherwandelte und in diesem Kunstgenusse ruhig schwelgte.

Hier war denn auch seine Sammlung noch aufgestellt. Zuerst trat man in einen großen alten Saal, welcher die Aussicht auf den Park hatte. In demselben waren nebst mehrern kleinern vier ungeheuer große Gemälde in Ovalform von Albano, die vier Jahreszeiten darstellend, aufgehängt; vortreffliche, wiewohl ziemlich dunkel gewordene Landschaften, mit einer umherwimmelnden Schaar von Liebesgöttern, die noch so glänzend frisch waren, als ob sie eben erst aus des Meisters Pinsel hervorgegangen wären. Allein die Liebesgenien machen heutzutage nicht viel Glück mehr. Es hat sie Niemand kaufen wollen und Erards Erben haben sie aus der Versteigerung zurückgenommen. Freilich können diese ungeheuren Bilder nur in einem Schlosse oder in einem Museum Platz finden. Von da gelangte man in eine Gallerie, welche auf einer Seite ganz aus Fenstern bestand; auf der andern waren die kleinern Gemälde der niederländischen Schule an der Wand gereiht, eine köstliche Folge von lauter Perlen der Kunst. Etwas Vollkommneres aus der Darstellung des gewöhnlichen Lebens, als z. B. Wouwermanns Hufbeschlager, läßt sich nicht denken; ferner der am Fenster stehende reichgekleidete Gerard Dow, von ihm selbst gemalt. Auf diese niederländischen Gemälde ist die jetzige Kunstwelt gewaltig erpicht, sie sind in den Versteigerungen am theuersten, auch haben sie bei dem Verkaufe der Erard'schen Sammlung das Meiste eingebracht. Sollte dieß nicht daher kommen, weil man eben kein großer Kunstkenner zu seyn braucht, um die Schönheiten solch eines Stücks zu empfinden? Aus dieser Gallerie gelangte man in zwei auf einander folgende, von oben her erleuchtete Säle, worin die größern Gemälde der italienischen, wie auch der niederländischen und französischen Schule aufgehängt waren. Jedoch fanden sich auch hier mehrere kleinere Stücke.

(Der Beschluß folgt.)

Werth der Liebe.

Nur wem die Tage grau und kalt
In widriger Arbeit entfloh'n,
Und wer sich sehnte mit Schmerzensgewalt
Nach tieferem, süßerem Lohn;

Nur wem des Lebens ödes Gewühl
So sinnlos die Sinne umlärmt',
Wer sich mit schaurigverlaßnem Gefühl
Allein in der Kammer gehärmt;

Nur wer es fühlte so tief und weh:
Solch Leben ist wen'ger als Tod,
Wer weinend flehte in die Höh'
Um Rettung aus dieser Noth: —

Nur der empfindet, wie süß und rein
Die Liebe das Herz durchfließt,
Welch himmlisch glühenden Zauberschein
Auf's graue Leben sie gießt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, November.

(Fortsetzung.)

Die polytechnische Schule.

Im Jahre 1825 wurde hier eine polytechnische Schule errichtet. Seit die gelehrten Studien auf den Universitäten nach dem allgemeinen Frieden nicht mehr nur von denen getrieben wurden, die Drang und Talent dazu in sich fühlten, sondern seit es zur Ehrensache oder zur Mode geworden war, nicht in die Klasse der Produzenten, sondern in die der Konsumenten zu gehören, und, um auf Bildung Anspruch machen zu können, eine von den vier Fakultätswissenschaften studiert zu haben, nahm die Zahl der Studirenden in allen Fächern zum Schrecken mancher kinderreichen Eltern unverhältnißmäßig überhand. Daß der Staatsdienersohn die Universität bezog, verstand sich von selbst; der Wohlstand der Mittelklassen in den Städten und der falsche Ehrgeiz der begüterten Bürger bewog auch diese, ihre Kinder durch das „studiren lassen" in die höhern Klassen der Gesellschaft zu poussiren; selbst der Bauer fand sich geschmeichelt, seinen Sohn auf der Kanzel zu sehen; die Begünstigungen und Erleichterungen für den Studirenden nahmen zu; das Studiren wurde das beste Metier; dazu der größere Trieb und das allgemeinere Bedürfniß nach Wissen und Erleuchtung, — alles dieß zusammengenommen brachte ein Extrem auf dieser Seite hervor, das in seiner Uebertreibung die Abhülfe finden mußte. Sie lag in der Ausbildung und wissenschaftlichen Begründung der andern Seite des Nationalwohlstands, der verschiedenen Zweige der Industrie. Mit ihrer Erhebung, mit der Anerkennung, daß sie keine bloßen Handarbeiten seyen, und der Geist in den Gesetzen der Natur und den Sätzen der Mathematik eben so gut Nahrung finde, als im corpus juris und hinter philosophischen Systemen, fiel die levis macula weg, die auf ihnen lastete, und die höhern Stände wiesen sie nicht mehr aus ihrem Kreise zurück. Besonders der Adel muß der öffentlichen Meinung für die ihm erkämpften Freiheiten danken; denn während er in frühern Zeiten auf ein geistliches Ordensgewand oder auf sein Roß und sein Schwerdt beschränkt war, öffneten sich ihm allmählig, wie er nur einmal lesen und schreiben gelernt hatte, die Tiefen der Gelehrsamkeit; er durfte um Katheder und hinter Folianten sitzen und sich dessen nicht schämen, und jezt darf er sogar die Fußwege gehen, auf die der Bürgerliche sonst allein verdrängt war, er darf gewinnen, wo er will und kann, auf der Börse und in Fabriken. Dieser Richtung der menschlichen Bildung verdanken die Gewerbschulen, die polytechnischen Institute ihre Entstehung. — Das unsere, das, in beschränkter Einrichtung geschaffen, in dieser schon viel Gutes geleistet hatte, erhielt mit diesem Winter eine bedeutende Erweiterung, die mit dem 5ten November ihre vergrößerte Thätigkeit beginnt. Aus dem Programme, das so eben erschienen, hebe ich das Hauptsächliche aus.

Die polytechnische Schule besteht in Zukunft aus zwei allgemeinen mathematischen Klassen, in denen Mathematik, Geometrie und Trigonometrie, theoretisch und praktisch, in ihren verschiedenen Anwendungen, deutsche und französische Sprache, Geschichte und Physik gelehrt werden, und aus fünf besondern Fachschulen: Ingenieur-, Bau-, Forst-, höhere Gewerbe-, Handelsschule. Die Honorare der beiden mathematischen Klassen und der Handelsschule betragen jährlich 44 fl., die der übrigen Fachschulen 66 fl. In einer besondern Vorschule werden die Zöglinge für alle fernern Schulen, und in einer niedern Gewerbsschule für die sogenannten Baugewerbe vorbereitet. Treffliche Anstalten, wie das chemische Laboratorium, das physikalische Kabinet, der botanische Garten, die Naturaliensammlung, die Bibliotheken 2c., stehen den Schülern zur Benutzung offen, und Männer, wie Wucherer, Walchner, Hübsch, Labomus, Lauroy, Bram, Volz, und andere, weniger bekannt, wenn auch nicht minder tüchtig, leiten die Studien. Abgesehen vom wissenschaftlichen, ist auch der materielle Nutzen zu beachten, da der vermehrte Zudrang von jungen In- und Ausländern der Stadt bedeutende Vortheile gewährt.

Es gehört mit zum Charakter der neuern Zeit, daß wissenschaftliche Streitfragen nicht mehr allein in dem engen Kreis um das Katheder, oder in der stillen Einsamkeit gelehrter Journale geführt werden; denn seitdem die Wissenschaften populärer werden und ihr Einfluß auf das Leben offenbarer, meint das Publikum, wenn auch nicht eigentlich mitsprechen, doch sich dafür interessiren und Parthei ergreifen zu dürfen, wenn es sich um seine ersten geistigen und materiellen Interessen handelt, wenn die Frage ist, ob seine Angehörigen vor den öffentlichen Schranken oder in geheimer Gerichtssitzung angeklagt und verurtheilt werden sollen, ob der rationelle Protestant oder der buchstabenselige Pietist der wahre Christ sey, ob der Zehnte eine gerechte und passende Last, ob die Homöopathie das ächte Heilprinzip gefunden habe, oder ob die alte hippokratische Schule die wahre Medizin lehre. Hier besonders, wo es in seiner Wahl steht, auf welche Art es gesund werden oder krank bleiben will, hängt von seinem Urtheil das Schicksal der Aerzte und somit, so lange noch eine Wahl gelassen ist, auch großentheils ihrer Kunst ab. Jenes in Süddeutschland noch wenig verbreitete System, oder vielmehr diese Gegenmedizin, die, wie ein Gegenkaiser oder Gegenpabst gegen die Aechtheit seines Kollegen protestirend, mit ihm im Kampf auf Leben und Tod liegt, hat sich seit nicht langer Zeit auch in unser Land eingeschlichen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 287.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 30. November 1832.

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt!

Goethe.

Die Erscheinung.

Wörtlich aus dem Polnischen des Dichters Mickiewicz.

Höre Mädchen! Doch sie will nicht hören!
Heller Tag ist und dort liegt das Städtchen.
Sage, nach was greifest du, wen suchst du?
Ist ja doch kein lebend Wesen um dich.
Sag', wen grüßest du? — Sie bleibt verstummet;
Leblos, wie erstarrt zum todten Steine,
Schaut ihr Auge nur auf eine Stelle,
Jezt mit Thränen füllt sich's; was zu haschen,
Was zu halten scheint sie, weint und lächelt.

„Du bist's in der Nacht, mein lieber Heinrich?
Ja! der Treue liebt noch nach dem Tode!
Hieher, hieher! still an meine Seite!
Sachte, daß Stiefmutter uns nicht höret!
Doch mag hören sie's; du bist ja todt längst,
Bist begraben ja, schon lange Jahre
Eine Leiche. — Ach! ich fürcht' mich! — Thorheit!
Warum sollt' ich fürchten meinen Heinrich?
Ist's ja doch sein Angesicht, sein Auge
Und sein weißes Kleid. — Bleich wie sein Kleid ist
Sein Gesicht, wie Eis sind seine Hände!
Lege dich nur fest an meinen Busen,
Du Geliebter! Küß' mich! Lipp' an Lippe!
Hu! wie kalt muß seyn im Grabe unten!
Wie! Du starbest? — Ja! schon sind's zwei Jahre!
Lieber! nimm mich mit dir! ich will sterben
Bei dir sterben — — O ich lieb' die Welt nicht!
Im Gewühl der Menschen geht es schlecht mir.
Wein' ich, lachen sie, und sprech' ich, Niemand
Mich verstehet, seh' ich, sehen sie nicht.
Komm' einmal bei Tag! — Das ist ein Traum wohl!
Doch kein Traum! ich halt' dich ja im Arme!
Heinrich! weh! wohin verschwind'st du? weile!
Noch zu früh ist's! — Gott! der Hahn kräht, Frühroth
Blizt durch's Fensterchen — halt! halt! ich folge!
Heinrich! Heinrich! du verschwindest! weh mir!"

So mit dem Geliebten kost das Mädchen,
Will ihm folgen, ruft und stürzt zur Erde.
Auf den Fall, den Angstschrei kommt der Nachbar,
Kommen aufgeschrecket Frauen, Männer.
„Betet," rufen sie, „für eine Seele!
Hier ist Heinrichs Geist bei seiner Lotte;
Er hat lebend sie geliebt, liebt todt sie!"

Und ich hör' es und wie Jene glaub' ich,
Weine, bete für die irre Seele.

Aber siehe! plözlich zu dem Volke
Ruft ein Greis, ein alter Sternenkund'ger:
„Glaubet meinem Auge, meinem Glase;
Hier ist nichts: denn ich seh' nichts, hier ringsum!
Geister, glaubet mir, sind nur Geburten
Hohler Köpfe, auf der Dummheit Schmiede
Ausgeschmiedet; Wahnsinn schwazt das Mädchen
Und das Volk hier lästert den Verstand."

Ich bescheiden sag: Das Mädchen fühlet
Und das Volk — das Volk hat tiefen Glauben;
Aber Glaube und Gefühl spricht stärker
Zu mir als des Weisen Glas und Auge.
Todte Wahrheit, unbekannt dem Volke,
Kennst du, kennst der Sterne Rund und Dichte,
Aber kennst nicht die lebend'ge Wahrheit,
Und so kannst du niemals Wunder sehen.
Habe Herz und schau' in's Herz, du Alter!

Justinus Kerner.

Die Nacht im Juragebirg.

(Beschluß.)

Sieben Jahre waren dahingegangen. Die Wirren der Schweiz hatten sich in einen festern, politischen Zustand umgewandelt und die lange gewohnten Cantonalverhältnisse waren ihr, wenn auch nicht in der ehmaligen Ausdehnung, doch ziemlich ähnlich dem alten Zustande wiedergegeben. Friede und Ruhe hatten sich selbst derjenigen Gemüther bemächtigt, deren leidenschaftliche Aufregung zu der Wiederkehr einer sanftern Stimmung früher keine Hoffnung gab. Da entstand an einem heitern Juliusmorgen eine ungewöhnliche und seltsame Thätigkeit auf dem Rasenplatze des Schlosses Erguel. Bediente liefen hin und her, zwei Zelte wurden aufgerichtet, eine kleine Küche wurde in Eile zusammengemauert und mehrere Saumrosse brachten auf der Jurastraße von la Chaux de fond her eine Menge Bedürfnisse reicher Leute, welche die einfachen Bewohner des Bergthales mit Erstaunen auspacken sahen. Endlich kam über den hohen Sibourg in kleinen leichten Charàbancs eine Gesellschaft daher gefahren, welche zu diesen Herrlichkeiten zu gehören schien. Ein noch junger stattlicher Mann mit einer lieblichen Frau, der man es wahrlich nicht ansah, daß die vier Kinder, die wie Engel sie umspielten, ihr selbst angehören sollten, machten den Anfang, und ihnen voran sprang ein alternder Hund, den seine Jahre jedoch nicht sehr zu drücken schienen. Dann kam ein Mann, dem Greisenalter nahe, und eine sehr bejahrte Matrone, deren ungebeugte Haltung aber bewies, daß die Last des Alters ihrem männlichen Geiste leichter zu tragen werde, als vielen Andern. Diese Leute machten es sich bequem, als wären sie auf eigenem Grund und Boden. Die Kinder jubelten auf dem grünen Teppich und wälzten sich mit dem Hunde umher, der ihnen ein lieber Spielgefährte zu seyn schien, die Frauen trafen Einrichtungen und gaben Befehle, die Männer aber standen und schauten nach zwei verschiedenen Weltgegenden. Noch keine Stunde war vergangen, als auf der Straße von Bruntrutt her zwei Reiter in scharfem Trabe heransprengten; der Eine ein Offizier, der Andere dem Anscheine nach sein Bedienter. Mit großer Freude wurde der Erstere empfangen, die schöne junge Frau sank mit Freudenthränen an seine Brust, ihr Gatte umarmte ihn mit herzlicher Freundschaft, die Alten grüßten ehrfurchtsvoll und die Kinder wurden für das fröhliche Geschrei: „der Onkel, der Onkel!“ von ihm geherzt und beschenkt. Mitten in diesem Taumel der Freude erscholl von dem Berggrat herunter, wo man eine Schildwache aufgestellt hatte, der Ruf: „sie kommen!“ und bald erschien auf der Anhöhe ein noch junger Mann in der Tracht der dortigen Landbewohner, dem ein hübsches, aber blasses Weib, gleichfalls sehr einfach gekleidet, am Arme hing. „Marie! Stephanie!“ riefen die beiden jungen Frauen, wie aus einem Munde, und beide flogen gegen einander und schloßen sich so liebevoll und lange in die Arme, daß man wohl sah, das Gefühl, das diese zwei Wesen zusammenzog, sey ein ächtes und tief empfundenes. Unterdessen hatten die Herrn den Angekommenen mit großer Freundlichkeit begrüßt, und er näherte sich jezt, etwas verlegen scheinend, den beiden Freundinnen, von denen aber die Eine ihm so herzlich die Hand bot, daß er bald den Anstrich von Unbehaglichkeit verlor, den man Anfangs an ihm bemerkt hatte, und der ganze Kreis in heiterem Genusse gegenseitiger Traulichkeit diesen und den folgenden Tag zubrachte.

Erlach und Stephanie nebst den Pflegeeltern hatten gleich, nachdem durch Valsins Vermittlung der Erstere, als er gelobt hatte, sich zu entfernen und hinfort von allen politischen Umtrieben ferne zu halten, losgesprochen worden war, einen Zufluchtsort gesucht und ihn in einem reizenden Thälchen des pays d'en haut gefunden, wo sie ein stilles, aber an häuslichen Genüßen höchst reiches Leben führten. Stephanie war durch ihres Bruders Güte mit Allem reichlich ausgestattet worden, was äußerlich des Lebens Reiz vermehren konnte, und Erlach wurde seinerseits durch den Tod seines Vaters Besitzer eines so bedeutenden Vermögens, daß er alle seine Wünsche befriedigen, den größten Theil des Thales, das er bewohnte, an sich kaufen und zu einem wahrhaft bezaubernden Aufenthalte umschaffen konnte. André hingegen wurde zum Lohn seiner Aufopferung die Hammerschmiede übergeben, und er führte bald nachher Marien als seine Gattin heim. Beide Familien blieben in stetem Verkehr, und als die hergestellte Ruhe Erlachs Wiedererscheinen in der Welt erlaubte, wurde die Zusammenkunft verabredet, von welcher wir eben Zeugen gewesen sind, und die des Bruders Gegenwart noch verherrlichte, der in diesem Zeitpunkte an den Grenzen in Quartier stehend, es sich erlauben konnte, seine Lieben zu sehen.

Besuch in Erards Bildergallerie zu La Muette.

(Beschluß.)

Ehemals hätte man die Meisterwerke dieser beiden Säle für unschätzbar gehalten; allein die Italiener haben meistens nur Kirchengemälde geliefert, für diese ist der Sinn verschwunden, und nicht Jedermann vermag die Schönheiten einer erhabenen Darstellung Correggios oder Guido Renis zu schätzen, und noch weniger zu bestimmen, ob die diesen Meistern zugeschriebenen Stücke wirklich von ihnen herrühren oder nicht. Vermuthlich macht die Ungewißheit über den wahren Meister, daß sie manchmal zu nicht hohen Preisen zugeschlagen werden, und bei dem Verkaufe der Erard'schen Sammlung haben die niederländischen Meisterstücke die italienischen weit überwogen. Ein Gerard Dow oder ein Wouwermans ist so theuer verkauft worden als drei oder vier Correggios und Raphaels; freilich waren die Erard'schen Raphaels sehr zweifelhaften Ansehens, obschon man sie neben den Gemälden Perugino's, seines Meisters, aufgehängt hatte, vermuthlich um die Aehnlichkeit des Styls zu zeigen, besonders in den Madonnen. Die Kunstpyrrhonianer zogen auch einen Correggio stark in Zweifel, den ungläubigen Thomas darstellend, wie ihm der Heiland die Brust mit der Wunde hinhält, damit der Zweifler die Hand hineinlege. Wer der Meister auch immer sey, so hätte Correggio schwerlich mehr Ungläubigkeit in das Gesicht des alten Thomas legen können. Aber über Guido Renis David, der den Goliath besiegt, stieg wohl bei keinem Kritiker ein Zweifel auf. Der junge Hirt ist mit halbem Leibe, und beinahe nackt dargestellt. Er schaut zu Seite und streckt die Hand mit dem schwarzbehaarten Riesenhaupte aus. Ein großes Schwert steht zur Seite des Hauptes als Andeutung des Sieges. Davids Antlitz ist ein Guido Renis würdiges Ideal; Einfalt und Begeisterung sprechen sich in den Zügen des siegreichen Hirten aus. Von dem Farbenglanze des Körpers spreche ich nicht. Diesen Vorzug hat Guido Reni mit vielen großen Meistern der italienischen Schule gemein. Noch ein anderes Gemälde von Guido Reni war da, ein bärtiger Joseph, der das Jesuskind herzt und küßt; hier ist kein Ideal, aber vortreffliche Natur. Neben den religiösen Bildern der italienischen Schule befanden sich Claude Lorrain's Landschaften, wovon aber eine, welche Erard für 25,000 Franken als ächt erkauft hatte, stark in Zweifel gezogen wurde. Von einem alten Meister, Jean de Maubeuge oder de Mabule, waren einige Stücke vorhanden mit recht sonderbaren Physiognomien, die der Maler wohl aus einer holländischen Käsebude sich mußte abgemerkt haben; alte Kerls mit Habichtsnasen und herabhängenden Wangen. Dieser Typus muß sich ihm tief eingeprägt haben, denn er hat ihn unendliche Male abkonterfeit. Auch einige ernsthafte und spaßhafte Teniers mischten sich hier unter die Kirchengemälde. Aber noch spaßhafter als Teniers ist Steen, von dessen launiger Auffassung der niederländischen Naturen ich noch kein so auffallendes Beispiel gesehen hatte, wie hier. Das Gemälde stellt eine Hochzeit in einem holländischen Dorfe vor, das heißt in einem Dorfe, wie sie zur Zeit des Glanzes der holländischen Freistaaten aussehen mochten. Die schon ältliche und wie eine Wittwe schwarz gekleidete Braut zieht in das Haus des Bräutigams ein, zu dessen Eingang einige steinerne Stufen hinaufführen. Die Neugierigen schauen in den drolligsten Stellungen dem ankommenden Zuge zu. Es lehnt sich da der Koch des Bräutigams mit untergeschlagenen Armen und dem einfältigsten Kalbsgesichte, das sich nur denken läßt, an eine Bank und schaut recht gemächlich der Braut entgegen, für welche er seine Töpfe und Pfannen in Bewegung gesezt hat. Ein etwas gebückter Alter steht auf einem Steine, um besser sehen zu können, und sein eben so altes, hinter ihm vorschauendes Weib hält sich an seiner Hose fest; ein unvergleichliches Paar, mit den gutmüthigsten Zügen. Kurz, Steen hat ein ächt humoristisches Stück geliefert. Wenn man jedoch Teniers alten Chemiker daneben sieht, der mit dem Blasebalge das Feuer auf seiner Esse anfacht, so muß man gestehen, daß dieser doch der größere Maler von beiden war. Von seinen Kirmessen will ich nicht einmal reden; denn in diesen hat er den Humor eben so reichlich gespendet, als Steen, wiewohl gerade nicht mit großer Mannigfaltigkeit.

Im Ganzen befanden sich ungefähr zweihundert Gemälde in dieser Sammlung. Neuere Gemälde waren gar nicht da; Erard scheint sich auf die klassische Zeit der Malerei beschränkt zu haben, ob aus Neigung oder aus Grundsatz, weiß ich nicht. Obschon sein Vermögen beträchtlich war, so hatte er doch in den Kriegszeiten und Revolutionen bedeutende Verluste erlitten, und mußte dann seiner Kauflust Einhalt thun. Seine Gallerie hat ihn eine ungeheure Summe Geldes gekostet, und sicher haben seine Erben den Einkaufspreis nicht wieder eingebracht. Zwar soll sich die gelöste Summe auf 700,000 Franken belaufen haben; allein wie es scheint, haben die Erben bei der Versteigerung die Preise gewaltig in die Höhe getrieben und daher manche Gemälde behalten müssen. Man ist überzeugt, daß viele Stücke der Erard'schen Sammlung nach England hinübergehen, dem einzigen Lande, in welchem es noch möglich ist, Gemälde zu ungeheuren Preisen abzusetzen, und wo es auch noch ächte Liebhaber gibt, die auf dem Festlande auszusterben anfangen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, November.

(Beschluß.)

Die Homöopathie. J. P. Frank. Auffenberg.

Es ist keine Empfehlung, vielmehr eine Schmach für die hiesigen Aerzte, daß die Homöopathie erst dann beachtet zu werden anfing, als ein vornehmer Mann in Lahr das fremde Kind protegirte, dasselbe in Lahr das Bürgerrecht erhielt, in Karlsruhe selbst an den Hof gezogen wurde, und nach solcher Auszeichnung natürlich zahlreicher Freunde versichert seyn konnte. Uebrigens troz dessen, daß jener Mann mit leidenschaftlichem Eifer der Homöopathie ergeben ist und ihre Sache auf jede mögliche Weise zu fördern sucht, denn er läßt junge Aerzte zu homöopathischer Ausbildung reisen, theilt homöopathische Apotheken aus, schenkt freigebig homöopathische Bibliotheken her, troz dessen, daß sein Freund in der Residenz ihr eben so aufrichtig Anhänger wirbt, troz dessen, daß ein russischer Homöopath besonders deßhalb als Ausländer die Erlaubniß bekam, hier zu praktiziren, nimmt die Zahl ihrer Verehrer unter dem Publikum schon wieder eher ab, als zu. Auf dem Lande scheint sie ohnedieß kein Glück zu machen; denn wenn man den Bauern die Kurart freistellt, so wollen sie alle lieber „altbadisch,“ wie sie das Allopathische nennen, kurirt seyn. — Es sind hier zwei Wege möglich, der Homöopathie den Sieg zu verschaffen: entweder alle Kranken zu gewinnen, dann fügen sich die Allopathen von selbst, oder alle Aerzte, dann bleibt den Kranken keine Wahl mehr; der lezte wäre der gründlichere, leider wird meist der andere eingeschlagen. Ich glaube, die Allopathen dürfen sich beruhigen; dieses System wird vorübergehen, wie jedes und wie so viele vor ihm, und das Gute, das es zurückläßt, wird dankbar und ohne Groll in das große Buch der Erfahrung eingetragen werden; aber auch die Kranken dürfen es, denn, es mag fallen, wie es will, so werden sie oft gesund werden, wie vorher, und oft krank bleiben, wie vorher, und zulezt einmal sterben, wie vorher.

Ueber diesen Gründern neuer Systeme werden doch die verdienten Veteranen der Arzneikunde, die ohne Systembau glücklich heilten und die Wissenschaft erweiterten, nicht vergessen. Es liegt eine Aufforderung, von vier rheinbaierischen Aerzten unterzeichnet, vor mir, für Johann Peter Frank ein Denkmal in seinem Geburtsorte Rodalben (zwischen Zweibrücken und Landau) zu errichten. Daß er es verdient, der Mann, der vielleicht so vielen Menschen das Leben erhielt, als ein Türenne es nahm, dessen Grundsäze und Kenntnisse Tausende von Schülern von Göttingen, Pavia und Wien aus in alle Länder verbreiteten, dem als Gründer der medizinischen Polizei die Staaten noch besonders verpflichtet sind für die Maßregeln zur Erhaltung der Gesundheit in ganzen Städten und Distrikten, ist keine Frage; ob die Ausführung in unserm subscriptionsreichen Zeitalter zu Stande kommen wird, ist eine andere; und noch eine kleine möchte ich den vier auffordernden Aerzten vorlegen; sie zeihen das Brockhausische Conversationslexikon eines Irrthums, weil es Frank im Badischen geboren werden läßt, da Rodalben, wie sie selbst anführen, damals zur badischen Herrschaft Grävenstein gehörte; wollen sie denn Frank im Ernste zum Rheinbaiern machen? Diese Verdolmetschung der Geschichte klingt fast lächerlich. Mit demselben Rechte wäre er auch ein Franzose, oder Rubens ein Rheinpreuße, oder Konstantin der Große ein Türke. Lassen wir doch diese kleinlichen Neidereien; sie passen wahrlich nicht für ein Volk, das als eines dastehen möchte und sollte.

Auffenberg ist wieder zurück. Es erging ihm schlimm in Spanien, fast sehr schlimm. Er reiste in diesem Jahre dahin, um die Orte kennen zu lernen, die ihn unbekannt schon begeistert hatten, und zu sehen, ob sie seiner Begeisterung werth gewesen. Die mörderischen Phantasien, mit denen er unter den Geschöpfen seiner Muse wüthete, denen er selbst schon in Toledo und Granada, wohin er sich jezt wendete, Opfer fallen ließ, schienen sich, in Wirklichkeit verwandelt, gegen ihn selbst zu kehren, als er jenes Land der Romantik betrat. In Valencia machte er mit einem Italiener einen Abendspaziergang vor die Stadt. Bei ihrer Rückkehr fanden sie das Thor schon geschlossen; auf dem Weg zu einem zweiten gesellten sich einige Männer zu ihnen, die nach freundschaftlicher Einleitung sie plözlich räuberisch überfielen. Auffenberg wurde niedergeworfen, mit Dolchen und Messern schrecklich zugerichtet, seiner nicht unbedeutenden Baarschaft beraubt und dann für todt liegen gelassen. Eines Ringes wegen, der ihm sehr fest saß, wollten sie ihm den Finger abschneiden, um das Geschäft zu fördern. Mit der größten Anstrengung befreite er sich noch selbst davon und warf ihn den Räubern zu. Bald darauf hörte der Mißhandelte in der Ferne die Mörder davon sprechen, sie wollen den Leichnam doch der Sicherheit wegen in das Wasser werfen; da, im Gefühl eines zweifachen Todes und in der Angst, als wittre er selbst schon seinen eigenen Leichengeruch, raffte er seine äußersten Kräfte zusammen und schleppte sich blutend zum Stadtthor. Der Italiener, der entflohen war, fand sich nun auch wieder ein, um pochen und schreien zu helfen, und endlich wurde geöffnet. Den Verwundeten nahm man sogleich in ein Kloster auf, doch nicht, ohne ihn vorher um seine Religion zu befragen. Er konnte mit gutem Gewissen sich für katholisch ausgeben; doch das war den frommen Männern nicht genug; um sicher zu seyn, hielten sie noch ein förmliches theologisches Examen mit ihm, und erst, als er dieses blutend, aber richtig bestanden hatte, verbanden sie seine Wunden. Es hat doch auch seine Vortheile, katholisch zu seyn, auch wenn man kein Priester ist. Als Keyer wäre er an den Wunden und am Protestantismus gestorben, und für sein jenseitiges Heil höchstens eine Seelenmesse gelesen worden. Der Tod war übrigens nicht mehr weit von seinem Lager entfernt, und es wäre fast eine Tragödie mit ihm gespielt worden, die er nicht mehr hätte in Verse bringen können, nicht neu in ihren Situationen, aber verzweifelt wahr. Auf seine Angabe wurde sogleich gestreift und auch mehrere verdächtige Bursche ohne Mühe eingebracht. Man führte sie ihm der Reihe nach vor; doch gab ihm der französische Konsul den freundschaftlichen Rath, keinen zu erkennen, wenn er Spanien lebendig verlassen wolle. Einer der Räuber war wirklich darunter; aber da war das Angeben noch gefährlicher, als in der Schule: er kannte ihn nicht, und alle ließen wieder frei davon, um Romantik auf den Straßen zu treiben. Nach einem Krankenlager von vielen Wochen genas er endlich, und reiste nun erst, durchdrungen von der spanischen Romantik, mit Narben auf der Brust und steifen Fingern, zum Alhambra. — Ich weiß nicht, wie weit seine Begeisterung Stoff zu neuen Werken gesammelt hat und wie bald er sie uns mittheilen wird; doch hoffe ich, daß sein eigener Unfall und der Blutverlust ihn etwas milder gestimmt haben werden. Je weniger der Deutsche wirklich handelt und um sich handeln sieht, desto üppiger schafft seine Phantasie; wenn er selbst mitspielt, so lernt er eher, Kunst und Leben verbinden, und wird praktischer.

Auflösung der Charade in Nr. 282:

Sinnreich.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 121 u. Monatsreg. Novbr.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 288.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 1. December 1832.

Le bel instituteur des filles
Que ce monsieur de Fénélon!
Il parle de messe et d'aiguilles;
Maman, c'est un sot tout du long.
Concerts, bals et pièces nouvelles,
Nous instruisent mieux que cela.
Tra la la la, les demoiselles,
Tra la la la, se forment là

Béranger.

Die junge Pariserin im Jahr 1832.

Ein historischer Roman, nach Victor Ducange.

Gewiß bist du mehr denn einmal an einem schönen Juli- oder Augusttage, zwischen vier und fünf Uhr dabei gewesen, wenn sich die elegante Welt, dem Rufe der Mode folgend und vom lieblichen, kühlen Schatten festgehalten, in den weiten Alleen vor der königlichen Residenz umhertrieb; oder du hast, an einem schönen Abend, unter dem azurnen Nachthimmel, durch eine Doppelreihe strahlender Damen, beim Feenlichte der Gaslampen, unter dem Tabaksqualm unserer modernen Elegants, den Weg von der Straße Lafitte bis zur Straße Taitbout dreißigmal in der Stunde zurückgelegt: ohne Metapher, du bist Morgens in den Tuilerien, Abends in Coblenz spazieren gegangen. Nun, hast du je in diesem oder in jenem lachenden Blumenbeete junger Mädchen im blendenden Putz, hübscher koketter Weiber, köstlicher Mamas, mit dem geübten Auge des Beobachters und des Liebhabers von frischen Gesichtern und zierlichen Gestalten, diese bunten, wie in Blumenschmelz prangenden Gruppen gemustert, bist du in diesen lebendigen Alleen von lauter geputzten, lauter schönen Weibern bekannt — so hast du sie gesehen. — Wen? — Die Pariser Demoiselle; und vor dieser jugendlich frischen, aetherischen Gestalt, halb Grazie, halb Sylphide, mit den weichen, zarten Formen, dem feingeschnittenen, geistreichen Gesicht, dem holden Lächeln und dem schelmischen Blick, bist du stehen geblieben, und bezaubert, hingerissen, hast du unwillkührlich gesprochen: „Wie hübsch!“ Dieses Wort überhört man nie: sieh, die Freude hat ihr das Blut in's Gesicht gejagt, ihre hübsche Mama hat gelächelt, und die gescheidte, die gute Tante, der nichts entgeht, hat mit zärtlichem Finger rasch den losen, flatternden Barege, unter welchem der Zephyr spielte, an den zierlichen Schultern des kleinen Tollkopfs heraufgezogen. Es ist ein Engel, eine Fee, eine Amorette — ja, das Alles ist die Demoiselle! Wie viel Holdseligkeit, wie viel Geist und Schelmerei blitzt unter den langen Wimpern hervor, spielt um den feinen Mund! Siebzehn Jahre ist sie alt, und ihre Reize alle — nein, du kannst dir nichts Himmlischeres denken, und willst du verschwiegen seyn, so sage ich dir, wie sie heißt; verrathe mich nicht: Amanda heißt sie.

* * *

Sie ist zu haben. Schon willst du dich der liebenswürdigen Mutter zu Füßen werfen, dich der Vorsprache der Tante versichern. So warte doch! kaum hast du die Hälfte ihrer Reize bewundert; noch kennst du erst ihren eleganten Wuchs, ihren geistreichen Blick, ihren herrlichen Putz. Ach! das ist lange nicht Alles! eine Pariser Demoiselle hat noch ganz andere Vorzüge. Amanda ist ein durch die feinste modische Bildung in der schönen Welt geschnittener, geschliffener Diamant. In der berühmten Pension, deren Stolz, deren herrlichste Blume sie war, hat sie alle Kränze erobert, alle Preise davon getragen, in Anstand, Gesang, Tanz, Poesie, in der Kunst der

Augen- und Geberdensprache, wie der Zungensprache; denn in jeder vornehmen Pension spielt man Komödie. Mit Einem Wort, Amanda ist das Wunder ihrer Zeit. Sie weiß Walter Scott, Byron, Cooper, Hugo, St. Beuve, Lamartine auswendig; die Blüthe ihres Geistes hat sich beim Hauche des Romantismus erschlossen. Von Racine kennt sie nicht viel, von Fenelon gar nichts, und bei den plumpen Späßen des malade imaginaire überzieht sich ihre Stirne unter dem Perlenband mit Purpurgluth und wendet sich ab. Aber Amanda ist mit der Seelenspeise der modernen Meisterwerke auferzogen, und so ist die naive Sprache in Marion Delorme ihrem Ohre ganz geläufig, und Antonis keusche Liebe bringt ihren Blick nicht aus der Richtung.

Denke dir zu diesem Schatze von Geist und Bildung, daß das liebenswürdige Kind, wie jedes hübsche Mädchen, Meisterin ist in der himmlischen Kunst, ihre Reize durch die Wundermittel des Putzes und die Schminke der Koketterie zu erhöhen, und gestehst du dann nicht ein, daß so viel Geist, so viele Reize und Vorzüge und Sentiment zusammen ein Ideal aller Fräulein bilden, deren Herz und Hand frei ist, so bist du nicht werth, daß ihr schelmisches Lächeln, daß ihr entzückender Blick, indem er durch den Schwarm ihrer Anbeter fliegt, sey es nun Zufall, sey es Geschick oder Laune, dein Herz trifft. Aber laß es nicht fangen! Ich will dich gewarnt haben.

* * *

Amanda heirathet. — Gott! wie! was! — Nur nicht gleich verzweifelt! Ja, ein Vetter wird sie heimführen; er kommt auf der Post geradewegs aus seiner Provinz. — Glückseliger Vetter! — Nun ja; stelle dir aber unter demselben nicht etwa, der Verwandtschaft wegen, einen Helden nach dem neuesten Schnitt vor, so einen prächtigen, düsterblickenden jungen Mann. So ist im Allgemeinen der Bürger von Avallon nicht, noch im Besondern Amandas Bräutigam. Der Vetter aus der Provinz hat kein Jagdhorn über der Schulter, wie Hernani, hat kein tüchtiges Messer in der Tasche, wie Antoni; ja, leider, er ist weder ein Bastard, (Verzeihung, aber das Wort ist ja hochmodisch) noch ein Landstreicher. Es ist ein einfacher junger Mensch, reinen Gemüths, rechtschaffen, gut gezogen; er hat seinen Herrn Vater gekannt und seine Frau Mutter herzlich lieb gehabt; Witz besitzt er nicht viel, aber desto mehr gesunden Verstand; sein Gesicht ist rund und offen, glatt rasirt bis an die Ohren; seine Erziehung war, wie sie in der Provinz seyn kann: er ist klassisch gebildet bis zur Rhetorik herauf, hat den höchsten Respekt vor Boileau, neigt sich vor Corneilles großem Namen, findet Andromache wunderschön und bringt gelegentlich das: qu'il mourrut an, ohne zu bemerken, daß man seiner Einfalt spottet; kurz, ein so naiver Junge, daß er sich einbildete, die Röthe der Schaam, der schüchterne Blick, die zarte Scheu seyen noch immer, wie zur Zeit von Tibulls und Ovids Liebespaaren, die Sprache der Liebe. Ja, Amandas Vetter war weit zurück in der Zeit; man darf aber nicht vergessen, daß der Gang der Kultur in einer Provinzialstadt unmöglich so reißend rasch seyn kann, wie in Paris. Der werbende Vetter brachte überdieß, zum Troste, daß er gar nicht romantisch, und zur Entschädigung, daß er seines Vaters rechtmäßiger Sohn war, zwanzigtausend Thaler Renten, lauter ächt klassisches väterliches Gut, auf dem Postwagen mit und legte sie, sammt einem jungen Herzen und seiner ersten Liebe, seiner schönen Cousine zu Füßen. In Betracht des erstern Artikels ward er aufgenommen wie ein Prinz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neapolitanische Briefe.

Es kam das Piedigrottafest, wo das halbe Land in die Stadt strömt, um ein paar altmodische, sogenannte goldene Kutschen, einen mittelalterlichen Hofstaat, neue Uniformen und weiter Nichts zu sehen, dafür aber der Stadt selber durch das stockende, drängende, bunte Gewimmel zum lustigen Schauspiele dient. Zwei Tage vorher, um Mitternacht, wanderte ich Capodichino hinauf. Ich war recht froh, in der Dunkelheit den Verlust nicht zu sehen, den ich eben zu erleiden im Begriffe war, und schlenderte träumend in die Nacht hinein, die Augen in der Poesie des Sternenhimmels verloren, die Füße an der Prosa der Straße strauchelnd; bald aber fühlte ich mich ganz durchnäßt. Der Thau fällt hier in den Sommernächten so stark, daß es nicht rathsam ist, Nachts zu reisen, wenigstens zu Fuße nicht. Ich war daher sehr froh, in dem Flecken Melito zufällig eine Kaffeebude offen zu sehen, die zu gleicher Zeit Rasierstube war. Da nickte ich im großen Barbierstuhle ein und vergaß eine Stunde lang den Abschiedsschmerz. Bei anbrechendem Morgen kam ich müde in Aversa an, und hier wollen wir ein wenig ausruhen.

Die Irrenanstalt, die bei dieser Stadt errichtet ist, darf nicht übergangen werden. Die gesunde Lage, Reinlichkeit, Beschäftigung der Kranken, glückliche Kuren sind auffallend. Man hat es besonders darin weit gebracht, die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Kranken auf irgend eine Art in Anspruch zu nehmen, so daß man beim ersten Anblick dieser allgemeinen Regelmäßigkeit gewiß an keine Irrenanstalt denkt. Küche und Garten werden von den Kranken bestellt, alle Kleidungsbedürfnisse von ihren Händen gefertigt, sie bilden ein volles Orchester u. s. w. Diejenigen, die zu einer bestimmten Arbeit noch unfähig sind, werden durch mannigfaltige Spiele unterhalten.

Diese Beschäftigungskunst dürfte nicht unpraktisch erscheinen und ist doch in mancher Beziehung sehr einseitig; höchst schädlich wird sie sogar oft durch die Allgemeinheit ihrer Anwendung. Wie in den öffentlichen Spitälern überhaupt, so werden auch in den Irrenanstalten die Heilmittel, die physischen und psychischen, zu wenig nach der Verschiedenheit der einzelnen Krankheiten unterschieden, sondern gewöhnlich nach sogenannten erprobten und praktischen Methoden allgemein angewendet. Der schlechte Erfolg der psychischen Behandlung besonders ist gewiß nicht immer dem Mangel an Apparat zuzuschreiben und hängt meistens von der Unsicherheit in der Auswahl der Mittel ab, die oft so einfach sind, daß sie ein klarer, mit sich und der Krankheit einverstandener Mann überall findet, überall selbst geben kann. Die Geisteskrankheiten sind unter sich so verschieden, die einzelnen Formen oft einander so völlig entgegengesezt, daß gewiß schon hieraus die Allgemeinheit wenigstens einiger Methoden sich als nachtheilig darstellt. Man beschäftigt hier in Aversa die Kranken alle gleich, ohne Unterschied. Es ist aber augenscheinlich, daß die Musik nicht für Wahnsinnige paßt; sie ergeben sich nur gar zu gerne ihren Instrumenten und träumen sich tiefer in ihre Versunkenheit hinein. Dagegen bringt der Narr, gerade das Gegentheil des Melancholikers, von seinen Spaziergängen, seinen Spielen u. s. w. immer nur verwirrende Eindrücke mit. Man kann diesen Leztern nie genug aus der Zerstreutheit seiner Vorstellungen heraus führen, seine Aufmerksamkeit, anstatt dieselbe vielfach in Anspruch zu nehmen, auf einen einzelnen Gegenstand beschränken. Die Wahnsinnigen aber sollten auf eine Art beschäftigt werden, wo das Begreifen leicht, das Festhalten der Begriffe ohne Dauer, das Interesse gering ist; man sollte ihnen, so zu sagen, Appetit zur Zerstreuung machen. Die dunkle, dröhnende Kammer ist ebenfalls sehr zweideutig; der Wahnsinnigtolle wird darin nur wüthender, besonders wenn man das Dröhnen nicht laut genug machen kann; hingegen wird der Närrischtolle in der Dunkelheit plötzlich ruhig, und man muß sich hier hüten, nur das geringste Geräusch zu machen. Man sollte überhaupt jene analogen Zustände von Geistesverwirrung besser studiren, die wir schon im sogenannten gesunden Leben in der Gesellschaft überall ansichtig werden, und die gleichsam die ersten Ringe in der Kette sind, die mit völliger Verrücktheit endet; man sollte eben so gut eine geistige Physiologie der geistigen Aeußerungen besitzen, als man eine Physiologie der leiblichen Entwicklung hat. Jene magere Psychologie, die uns Gespenster, statt Seelenzuständen, abstrakte Begriffe, statt lebendiger Erscheinungen bietet, paßt eben so gut für die Bewohner des Mondes als der Erde.

Man hat mir hier begreiflich machen wollen, daß sogenannte Heimweh, besonders wenn es sich, was nicht selten geschieht, mit Selbstmord endet, sey eine Geisteskrankheit. Wenn man aber vorerst nur ein wenig nachforscht, so findet man, daß das sogenannte Heimweh sehr aus der Mode gekommen ist; der Zustand, dem man den Namen beilegte, kommt jedoch immer und überall in warmen Ländern vor, und wird nur häufig anders genannt. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß die Alpenbewohner, wenn sie in südliche Länder verpflanzt werden, sich sehr schwer und unter krankhaften Erscheinungen acclimatisiren. Sehr häufig tritt eine sehr leise, schleichende Entzündung der Eingeweide der Brust ein, und damit nicht selten eine Verdickung und Vergrößerung des Herzens. Daher jene Beklemmung, jene Angst, jener Mißmuth, für die man keine Namen hat; dem Kranken ist das Herz so schwer, er hat kein Herz mehr zum Leben, er hat das Heimweh, d. h. die Lust, aus der Haut zu fahren oder, in Verhältnisse, nach Hause zu kehren, wo ihm wohler und leichter war. Wir kennen ja den engen Nexus zwischen Herz und Gehirn, und können uns also das Mitleiden des leztern erklären. Der Kranke wird selten mehr geheilt, weil die Krankheit durch ihr allmähliges Fortschleichen leichter angewöhnt und ertragen wird und so meistens zu spät zur Behandlung kommt. Man findet bei solchen Kranken immer starkes Herzklopfen, Zunahme der Beklemmung beim Steigen, bei leidenschaftlichen Wallungen. In seinem Mißmuthe ergibt sich dann der gemeine Schweizersoldat, der ohnehin sehr unmäßig ist, dem Trunke, und das glühende Gift macht der Sache ein Ende; in solchen Umständen hilft dann gewöhnlich das Befreiungsrohr aus der Erstickungsgefahr des Lebens. Obgleich nun die anatomische Brustuntersuchung immer die handgreiflichsten Beweise für ein körperliches Leiden zeigt, nennt man doch diese Zustände Geisteskrankheiten. Um Namen war die Medizin freilich nie verlegen, so wenig, als der Aberglaube um Wunder. Reisen wir weiter!

Weil ich müde war, miethete ich mir ein Calessaro bis San Germano. Natürlich hielt ich mich für dessen alleinigen Besitzer, weil im Grunde auch nur ein einziger anständiger Platz auf dem Ding zu finden ist; aber wie erstaunte ich beim Aufsteigen, als ein Haufe zerlumpter Bauern über Stangen und Räder stieg, und ich hinten und vorne die glänzende Eskorte gewahrte, die sich sitzend, stehend und hängend in meinen Triumphwagen theilte. Erst packte mich der Zorn, von meinem Fuhrmann angeführt worden zu seyn; dann die Furcht vor Ungeziefer, denn meine Begleiter waren nichts weniger als fashionable; endlich die Eitelkeit, in solcher Gesellschaft vor den Augen der Welt zu erscheinen. Doch ich überwand endlich alle Schwächen, und fuhr vergnügt und trotzig, wie ein Hannibal nach dem Sieg bei Cannä, durch die erwachende, spöttische Kapua hindurch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, November.

Ueber alte Bäume.

Unser **Decandolle** war der erste, der den glücklichen Gedanken hatte, die Art und das Verhältniß des Wachsthums der Bäume dadurch auszumitteln, daß er die Holzringe vom Mark bis zum Bast maaß und zählte, und er machte in einer eigenen Abhandlung die Naturfreunde auf die Bedeutung aufmerksam, welche vervielfältigte Beobachtungen der Art nicht nur für die Wissenschaft überhaupt, sondern auch für die Praxis, namentlich für Forstkultur, haben müßten. Decandolles Aufforderung hat bereits ihre Früchte getragen; bei der lezten Versammlung der schweizerischen naturhistorischen Gesellschaft zu Genf hat er selbst eine ihm zugesandte Abhandlung: „Beobachtungen über das Wachsthum und das Alter verschiedener Baumarten in der Gegend von Nizza, von **Berthelot**.“ vorgelesen, eine Abhandlung, welche nicht nur eine Menge von Messungen verschiedener Bäume, sondern auch manche andere interessante Beobachtung enthält. Sie haben Ihren Lesern einen Auszug aus Decandolles schöner kleiner Schrift mitgetheilt (1831, Nro. 66 ꝛc.), und sind auch später zu wiederholten Malen auf den anziehenden Gegenstand vom Alter der Bäume zurückgekommen. Es wird Ihnen also nicht unwillkommen seyn, wenn ich aus jener Abhandlung Berthelots einige Beobachtungen über alte Bäume mittheile. Er sagt mit Recht: „Reisende Naturforscher und Naturfreunde sollten keine Gelegenheit versäumen, sehr große Bäume, welche ihnen aufstoßen, zu messen, besonders wenn sie der Zufall zu bereits gefällten Stämmen führt. Man bedenke, daß der Mensch in einem Augenblick diese Riesen der Pflanzenwelt niederschlägt, auf deren Bildung die Natur in ihrem langsamen, aber ewig steten Gange so lange, lange Zeit verwandt hat. Es steht nicht in unserer Macht, das Verderben von jenen Veteranen abzuwenden, so wollen wir wenigstens ihre Geschichte aufbehalten. Betritt dann der Naturfreund die kahle Stelle, über der einst ihre Wipfel rauschten, so ist doch sein Gefühl nicht so gar bitter, wenn er denkt: „Sie haben Jahrhunderte über ihrem Haupte hingehen sehen; die Sense der Zeit hatte sie verschont, die Art des Eigennutzes hat sie niedergeschlagen.“

In der Gegend von Nizza, bei Villefranche, steht ein Oelbaum, dessen Stamm am Boden über 38 Fuß, viertehalb Fuß über dem Boden 19 Fuß im Umfang mißt; einer seiner Hauptäste hat 6 Fuß 6½ Zoll im Umfang; der Stamm ist 8½ Fuß hoch. Es ist der größte und älteste Oelbaum bei Nizza und hat noch, obgleich er stark im Abgang ist, ein sehr stattliches Ansehen. Man sieht ganz deutlich, daß sein Stamm aus Einem Keime aufgeschossen ist und nicht aus mehreren zusammengewachsenen Wurzelsprossen besteht. Er gehört noch dazu einer Varietät an, die der allgemeinen Annahme nach am allerlangsamsten wächst. Der berühmte Oelbaum von Pescio, der bisher für den größten in Italien galt und dessen Alter Maschettini auf 700 Jahre schäzt, erreicht seine Dimensionen bei weitem nicht. Nach noch vorhandenen Urkunden galt dieser Baum schon im Jahr 1516 für den ältesten in der Gegend; man kann ihn also kecklich für den Veteran seines Geschlechts in Europa erklären, und er dürfte leicht älter seyn als tausend Jahre. Er scheint der einzige Oelbaum zu seyn, welcher den furchtbaren Orkan, der im Jahr 1516 diese Gegend verheert, überlebt hat. Im Jahr 1828 trug er noch mehr als 100 Kilogramme Oel, und früher gab er in guten Jahren 150. Im Vorbeigehen bemerken wir, daß man im Durchschnitt nur alle drei Jahre eine mittlere Erndte von den Oelbäumen erwartet; eine außerordentlich gesegnete Erndte kommt aber nicht leicht über vier bis fünf Mal in hundert Jahren vor; ein solches Jahr heißt im südlichen Frankreich année majeure. Kein Baum des südlichen Europas ist im Laufe seines Lebens mehr schädlichen Einflüssen ausgesezt, als der Oelbaum; schnelle Temperaturveränderungen, eine Menge durch Insekten oder Schmarotzerpflanzen verursachte Krankheiten hemmen ihn in seinem Wachsthum. Desto außerordentlicher ist ein Baum, wie der beschriebene.

Der **Orangenbaum** ist noch zu neu in Europa, als daß wir über das Alter, das er erreichen kann, etwas Bestimmtes wüßten, und gegen unser rauheres Klima zu empfindlich, als daß es uns aus der Erfahrung bekannt seyn könnte, wie hoch und dick er von Natur werden kann. Indessen beweisen manche Fälle, daß dieser Baum sehr alt wird, daß sein Stamm dagegen niemals eine sehr bedeutende Höhe erreicht. So steht in der Orangerie zu Versailles ein Orangenbaum, der 1421 aus dem Saamen gezogen wurde, und der aussieht, als ob er noch Jahrhunderte leben könnte. In Rom befindet sich im Klosterhofe zu St. Sabina ein Orangenbaum, der der Sage nach vom h. Dominikus um das Jahr 1200 gepflanzt worden ist. Dieser Baum ist nie höher geworden, als 30 Fuß. In der Gegend von Finale steht ein Orangenbaum, der 28 Fuß hoch ist und oft gegen 8000 Orangen in einem Jahr getragen hat. Noch im Jahr 1789 befand sich zu Nizza ein Baum der Art, dessen Alter man nicht wußte, dessen Stamm aber so dick war, daß ihn zwei Männer kaum umspannen konnten. Dieser Baum war gegen 50 Fuß hoch und seine Krone beschattete einen Tisch zu 40 Gedecken; er trug jedes Jahr 5 — 6000 Orangen nur auf der einen Hälfte der Krone, während die andere Hälfte ihrer kaum 100 hatte; aber das Jahr darauf gab leztere Tausende von Früchten, während erstere ausruhte, u. s. f. Dieser schöne Baum, der sich wie ein Riese über die andern erhob, hatte die kalten Winter von 1709, 1763, 1778 glücklich durchgemacht, aber uralt, wie er war, unterlag er dem strengen Froste von 1789. — Im Jahr 1760 stand noch im Benediktinerkloster zu St. Pons in Languedoc eine ungeheure Ulme; die Mönche ließen sie fällen, um ihr Kloster zu erweitern. Unter diesem ehrwürdigen Baume ward im Jahr 1383 die Schenkungsurkunde des Gebiets von Nizza an Amadäus le Vert, Grafen von Savoyen, aufgesezt. Das Pergament liegt im Archiv zu Nizza und die Schrift beginnt mit den Worten: sub ulmo Sancti Pontii etc.

Räthsel.

Ein Glück von gestern,
Empfunden heut,
So tiefer schmerzlich,
Je mehr dich's freut.

Ein Bild im Spiegel,
Das freundlich nickt,
Das Urbild fehlt,
Das hineingeblickt.

Ein goldnes Wölkchen,
Es weckt Verlangen
Nach einer Sonne
Die hingegangen.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 289.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 3. December 1832.

Fragtest du, wie ich die Städte,
Und wie ich die Menschen fand,
Und ich nur die Antwort hätte:
Schade um das schöne Land!

Pfeffel.

Neapolitanische Briefe.

(Fortsetzung.)

Man hat in Kapua in der neuern Zeit sehr an den Festungswerken gearbeitet, ein neues Thor gegen Neapel zu aufgeführt und das alte vermauert; der Erzbischof hat eine Kirche in der Gegend eine Zeitlang als unheilig schließen lassen, weil der Priester aus Versehen einen Protestanten auf ihrem Gottesacker beigesezt hatte; auch ward das profane Kadaver wieder herausgescharrt. Die Ausdünstungen des Flusses Volturno nehmen hin und wieder einen sehr gefährlichen miasmatischen Charakter an und machen diesen Ort, der schon an sich das traurigste, ödeste Nest von der Welt ist, auch noch zu einem Pestpfuhl. Das alte Amphitheater liegt zwischen dieser Stadt und dem freundlichen Santa Maria, wo sich eine Schule des Rechts befindet und alle Jahre einige Male Büffelhetzen stattfinden. Von hier aus geht man zu den Ponti Maddaloni, die über Berg und Thal viele Meilen weit ihre Wasser in die Gärten des Königsschlosses in Caserta führen. Diese Wasser bilden allda schöne Kaskaden, Bäche, Teiche, und fließen, nachdem sie dem Luxus gedient, nach Neapel zum Durststillen. Doch ich kehre zu meiner Reise zurück.

Meine Begleiter waren römische Bauern, die wo möglich noch schmieriger aussahen als die neapolitanischen; sie hatten schon Nachts vorher auf Gelegenheit gepaßt, die diesen Augenblick, wo alle Wagen nach der Hauptstadt zuführen, sehr schwer zu finden war. Wir wurden bald recht gute Freunde und beschäftigten uns, die Romagna einzurichten, die Abgaben zu vermindern, den Taglohn zu erhöhen und den Pabst zum Sultan der ganzen Welt auszurufen. Die Gegend wird von nun an sehr ungleich, theils bergigt romantisch, theils eben und gartenmäßig. Das Land ist ebenfalls sehr ungleich gebaut, je nachdem die Wohnungen der Menschen seltener oder entfernter werden. Die Dörfer und Städte sind an die Abhänge, auf die Höhen der Hügel und Berge zurückgedrängt, eine Lage, die der patriarchalischen Wildheit sehr günstig, dem Verkehr aber und dem Landbau sehr hinderlich ist. Die häufigen Burgruinen, auf Felsenspitzen ragend, und die Einsamkeit der Straße passen recht gut, um Nachtgedanken zu erregen. Meine Gesellschaft ward mir immer lieber. Bei Marzano liegt das Land sehr brach, die Straße ist sehr uneben, die Gegend waldigt, der Ort liegt malerisch armselig an einem wilden Abhange. Hier hatte zur Zeit der österreichischen Occupation der Pfarrer seine Gemeinde zu einer völligen Bande umgeschaffen und führte sie in eigener Person zu Wegelagerung und Straßenraub an, wurde auch als Räuberhauptmann später in die Gefängnisse Neapels eingebracht.

Wir langten gegen Abend in San Germano an, wo ich den Rest des Tages noch dazu benüzte, durch die Stadt zu streichen. Sie liegt recht weiß und reinlich an den grünen Monte Cassino gelehnt und hat das Ansehen reger Betriebsamkeit. Im Kaffeehause sahen mich die Galanten

ein wenig über die Achsel an; vielleicht hatten sie meine stattliche Ankunft gesehen. Doch dieses ungesellige Wesen ist ein Zug aller neapolitanischen Kleinstädter und mehr eine Fremdenscheu als wirkliche Grobheit. Wenn du dich da so bequem, als du es vermagst, auf einen oder zwei Stühle niederläßst, die Herrn der Reihe nach, als wären es deine Diener, musterst und den, der am ärgsten gafft, zu einer Kaltschaalé einladest, so sind sie nicht so dumm, den großen Herrn nicht schon an deinem Betragen in dir zu wittern, und bieten dir ihre Dienste an. Läßt man sich dann im Geringsten mit ihnen ein, so wird man sie nimmer los. Da fragen sie immer auf's Neue, wie man bei uns speist, wie man sich kleidet, ob die Frauen Tabak rauchen und die Männer auf die Bärenjagd gehen, und dergleichen. Von Geographie haben sie keinen Begriff, sie kennen auch keine andern fremden Völker als Tedeschi, oder Austriachi, Francesi, von der Occupationszeit her, und Schweizer von dem jetzigen Dienstverhältniß; diese werden auch Moscowiti geheißen, weil sie aus sehr kalten Ländern bei Siberien herum zu Hause sind; dann Inglesi, unter welchem Namen sie nicht blos die Engländer, sondern alle Reisenden verstehen. Den Oesterreichern ist noch immer der Name Talgfresser geblieben. Nachdem ich den Ueberlästigen über die vorzüglichsten Seehäfen der Schweiz, über die neuesten Wunderthaten des heiligen Simon in Frankreich und dergleichen hinlängliche Auskunft gegeben hatte, so suchte ich mein Wirthshaus auf und schlief in einer fensterlosen Kammer und in einem Bette ein, das sechs Schuh Breite und Länge hatte, was hier ein gewöhnliches Format ist. Auch diese Gegend steht im bösen Rufe der Malaria, und ich glaubte auch ihren schädlichen Einfluß zu verspüren, obgleich ich sonst um diese Zeit stets bei offenen Fenstern zu schlafen gewohnt bin.

Am folgenden Morgen bestieg ich den Monte Casino; das Kloster liegt eine Stunde weit hinauf. Die Sonne war schon aufgegangen; eine Schweizerlandschaft lag vor mir, als ich am Abhange des Berges mich umsah; der ganze weite Nebelgrund glich einem See, aus dessen Mitte sich der Monte Casino erhob und dessen Ufer von Hügeln bekränzt waren, über welche die Sonne hereinleuchtete. Mein erstes Verlangen, als ich oben im Kloster ankam, ging nach einem stärkenden Trunke. Ein Laienbruder befriedigte mich sehr freundlich, trieb aber die Gutmüthigkeit so weit, mir noch ein großes Stück Brod aufzudringen, das ich mitnehmen sollte; ich war beschämt und dankte höflichst; er aber ließ sich nicht irre machen; wir stritten lange mit Komplimenten hinüber, herüber, ich vertheidigte mich, daß ich keinen Hunger habe und mein Mittagessen in San Germano finden werde; das half nichts, er behauptete, man müsse das Brod nicht verachten, Brod und Gebet seyen nie zu viel, erhizte sich immer mehr und steckte mir endlich gewaltthätig den ungeheuren Klumpen in die Rocktasche. Dann führte er mich zum Sakristan, nach dem ich verlangte und der mir die Kirche und die Stanza St. Benedetti zeigte, wo Luca Giordano und der Cavaliere d'Arpino eine Menge im Ganzen nicht sehr erhebliche Arbeiten hinterlassen haben. Ich war auch so prosaisch gestimmt durch mein Brod in der Tasche und so ängstlich, es möchte bei irgend einer Bewegung herausgucken, daß ich in keine ruhig betrachtende Stimmung kommen konnte; da klagte ich endlich dem Sakristan meine Noth, er lachte und wollte helfen, aber unglücklicherweise trat eben der Archivar auf uns zu, an den ich angewiesen war und dem mich der Sakristan vorstellte. Herr Ottavio di Fraja Frangipani empfing mich, troz dem vereinten Kloster- und Adelstolz, der die Besitzer dieses Hauses etwas abstoßend macht, obgleich sie wieder gar zu gerne etwas Neues in ihrer Einsamkeit hören, sehr freundlich und zuvorkommend; er machte mich aufmerksam auf den Glanz der Kirche, auf die Töne ihrer berühmten Orgel; ich betrachtete aber mit viel größerem Vergnügen die frischen, muntern Knaben, die in den Tempel trabten, als ginge es auf den Turnplatz, und gar nicht in jene gewöhnliche Klosterlivree der Blässe, Magerkeit und Niedergeschlagenheit gekleidet waren. Dann führte mich der gefällige Mann in's Archiv, zeigte mir den ganzen archäologischen Kram, die päbstlichen Bullen, kurz, Originale und Handschriften aller Art; meine Neugierde war aber mehr auf die geistige und leibliche Gegenwart des Klosters gerichtet, die ich denn auch zum Theil aus abgerissenen Beobachtungen befriedigen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die junge Pariserin im Jahr 1832.

(Fortsetzung.)

„Wie schön ist sie!“ So rief alsbald, gleich nach der Ankunft, auch der junge Vetter, und den ganzen ersten Tag brachte er auf beiden Knieen vor der entzückenden Amanda zu und stammelte: „Ich liebe Sie!“ und wonnetrunken, rief er tausendmal in seinem schuldlosen Entzücken: „Gott! wie schön sind die Pariser Frauenzimmer! sogar neben denen in Avallon!“ Gewiß, der Junge hatte Recht.

Man erwies dem Bräutigam, wie es Sitte ist, alle mögliche Ehre; man machte ihn, wie es das Herkommen erfordert, mit der Zukünftigen bekannt, und dieser ganze Tag, bis zum gute Nacht Wünschen, war ein Wonnerausch für den kleinen Vetter.

Am folgenden Tage ließ Mademoiselle alle ihre Talente leuchten. Amandas Gesang war brillanter, ätherischer, als die Triller der Grasmücke und der Nachtigall; Zephyr selbst streifte mit ihren Fingern über das Elfenbein des Pianos; ihre Sprünge waren graziöser, als die

der Noblet, ihre Pas ausdrucksvoller, als die der Taglioni; nie hatte eine Hand den weichen Stift, den feinen Pinsel kunstfertiger geführt, nie die Geheimnisse der Natur herrlicher aufgefaßt und auf das Velinpapier gebracht. Es gab allerdings unter diesen Geheimnissen der Natur manche, die, wie der züchtige Vetter meinte, besser hinter einem bergenden Schleier lagen, als vor den Augen eines Mädchens. Man sagte ihm aber, darauf achte man in Paris gar nicht, das seyen Kunstsachen, Studien, Niemand stoße sich daran. „Nun, es kommt darauf an, wie man es gewohnt ist; Kunstsachen, Studien — nun ja!“ Der Vetter blieb im Taumel, nach wie vor.

Vom Haushaltungswesen kam diesen Tag nichts zur Sprache und den folgenden wurde ein Ausflug in's Bois de Boulogne gemacht; das Wetter lud dazu ein. Man fuhr in einem offenen Wagen; Gaze und Barege, vom Winde und der schnellen Fahrt aufgestört, bauschten um Amandas Haupt und bildeten einen Heiligenschein umher, weiß und purpurn. Das Mädchen war eine Göttin. — Ein paar Dutzend Ritter waren auf der Bahn, jung, verwegen, allerliebst, den sträubenden Schnurrbart auf der Lippe, den gallischen Bart um das Kinn, fest und zierlich im Bügel; einer nach dem andern galoppirten, courbettirten sie am Kutschenschlage, rechts, links vorbei; ritterlich umgaukelten sie die Damen, der wechselte ein paar Worte, der warf einen Blumenstrauß herein, und jeder nahm durch Wind und Staub einen Gruß, ein Lächeln von Amanda mit, und ihr Auge, belebt vom Purpur ihrer Wangen, blickte den feurigen Rennern und ihren muthigen Reitern nach. „Mama! sieh, der junge Herzog! — Grüße doch den Chevalier. — Guten Morgen, Arthur! — Sieh doch, wie gut sich Alfred hält! — Ach, Mama, der hübsche Sänger, der gegenwärtig in der Mode ist! Du mußt ihn zum Essen einladen. — Apropos, Isidor, haben Sie Ihren Fuchsen noch? — Geben Sie doch Antwort, Tante, der Baron grüßt uns. — Ach, Gott! Halt! Pardon, Mama! .. Albert, mein Fächer ist hinausgefallen!“ Kein hübscher Reiter passirte, der nicht einen Gruß von Amanda davontrug.

„Nun,“ dachte der Vetter, „meine Cousine kennt der hübschen Herrn gar sehr viele. — O, das ist gewiß wieder so der Brauch in Paris; was verstehen wir in der Provinz! und wenn man so schön ist, kann man da unbemerkt bleiben?“ — Ein wenig nachdenklich wurde indessen der gute Vetter doch, aber verliebt war er vor wie nach. Sie war doch gar zu schön!

* * *

Am folgenden Tag war Ball; ein Pariser Ball! Als die Lichter brannten, als sich die Säle füllten, glaubte sich der Vetter aus Avallon in den Olymp versezt, meinte die Hofhaltung der Venus zu schauen. Die rabenschwarzen Herrn ohne Wäsche störten ihn indessen ein wenig in seiner mythologischen Illusion, und sie erinnerten, seiner Meinung nach, sehr ungehörig, an das Schattenreich. Aber Amanda! o Amanda! Flora war sie, Aglae, Terpsichore, alle Musen, alle Grazien, alle Nymphen, Sylphiden in Einer Person: sie war eine Balldame. — Längst hatten sich alle eleganten Kavaliere aus dem Boulogner Gehölz und noch viele andere für ihre Tour aufschreiben lassen. Der junge Vetter war ein wenig spät auf der Bahn; er bat sich die Ehre aus. — Auf die siebzehnte Tour. — Gott! wie! . . — Alle übrigen sind vergeben.

Nur einmal mit ihr tanzen! . . den siebzehnten! Er durfte ja aber zusehen, wie sie mit den hübschesten Tänzern von Paris sich wand und drehte, chassirte, balancirte. Wie ätherisch war sie, wie reizend, wie verführerisch! Wenn sie so bezaubernd lächelte, ihre Blicke so schelmisch herausforderten, war es nicht anders, als wollte sie alle die Kavaliere zusammen erobern.

Ein Walzer, Messieurs! — „Himmel! ein Walzer!“ sprach der Vetter; „man walzt also in Paris? Aber doch nur mit mir, Mademoiselle! Cousine, ich bitte Sie!“ — „Unmöglich, lieber Vetter! Für den Walzer habe ich meinen Tänzer auf den ganzen Winter; hier, Monsieur Amadée; Niemand in Paris thut es ihm gleich.“ — Das Zeichen wird gegeben, die Geigen setzen an, langsam bildet sich ein enger Kreis, und zwei Dutzend Paare, zwei und zwei graziös verschlungen, schweben dahin, verfolgen, überholen, durchkreuzen sich auf dem spiegelglatten Boden. Der Vetter verfolgt nur eines mit den Blicken, das schönste, das feurigste, und bekommt einen gehörigen Begriff davon, wie gut man in Paris walzt. Nicht lange, so treten alle andern Paare an; Amanda und ihr hübscher Tänzer bleiben allein im Kreise, und dieser wird ihnen zu Liebe weiter gemacht. Welches Feuer, welche Kraft, welche sich steigernde Leichtigkeit! das ist erst der Mühe werth! das ist kein Tanz mehr, ein Flug ist's, ein Wirbel! Man bewundert sie, spornt sie noch an. Eng umschlungen, Knie an Knie, brausen sie dahin; es ist, als wären beide nur Ein Wesen, mit Einem Athem, Einem Prinzip der Bewegung, so ganz fällt Tritt und Tritt zusammen, so gleichmäßig sind ihre Sprünge, so zwanglos lenkt der kräftige Arm, um die schlanke Taille gelegt, die federleichte Last — bis endlich die Tänzerin, betäubt, schwindelnd, mit glühenden Wangen, mit fliegendem Busen, athemlos, lachend, überselig, ihrem Tänzer in die Arme fällt, und dieser sie, stolz wie ein Sieger, der Mutter zuführt, der die Bravos wundersüß in den Ohren klingen: charmant! göttlich! ganz erstaunlich! Ja, der Vetter schien wirklich nicht wenig erstaunt und sprach ganz ernsthaft für sich: „Daß dich! wie gut walzen die Frauenzimmer in Paris!“ — Ach! das war noch gar nichts! er war noch nicht fertig, der Vetter aus Avallon!

Und das Schöne und das Gute
Wandelt siegend — unbewußt —
Mit der Unschuld eignem Muthe,
Eine Sonne auf der Brust.

Die junge Pariserin im Jahr 1832.

(Beschluß.)

Der Vetter sprach keine Sylbe, steckte die Hände in die Taschen und sah an die Decke. Was hatte er nur? that etwas seinem Auge weh? verlezte etwas sein Gefühl? Ich weiß wahrhaftig nicht, was ihm war, denn das gallopirende Paar — gallopirte zum Entzücken. Wie abgeschmackt ist man doch auf dem Lande! murmelt er da nicht in seinem Winkel leise vor sich hin: „In den Schenken verbietet die Polizei gewisse Tänze; man schämt sich, nur ihren Namen in den Mund zu nehmen; vom Pöbel verlangt man Zucht, Anstand, und im Saale hier —“ Da haben wir den Pedanten vom Lande! Indessen besinnt er sich und meint nach einem Weilchen ganz vernünftig: „Nun, wenn es in Paris so Brauch ist . . wenn es einmal Mode ist, zu gallopiren, wir . . nun ja, dann . . und sie gallopiren so wunderschön, die Pariser Frauenzimmer! Indessen . .“

Erst mit Tages Anbruch ging man zu Bette, und den Vetter besuchten auf seinem Kissen keine rosigen Träume. Aber noch war er verliebt, und den andern Morgen war sie so reizend, so entzückend vor ihrem Piano in der kleinen purpurnen Schürze auf dem schneeweißen Kleide. O! Pariser Mädchen, wie hübsch seyd ihr, Morgens wie Abends und Abends wie Morgens!

* * *

Tags darauf ging man, vom Balle auszuruhen, in's Theater. „Gut,“ dachte der Vetter; „was weiß ich bis jezt von der Cousine? daß sie äußere Vorzüge, daß sie Talente hat, daß sie ein klein wenig kokett ist. Das Gemüth, das Herz ist die Hauptsache. Das Schauspiel, so habe ich in der Schule gehört, ist die Schule der Sitten und der Spiegel des Herzens. Wir sehen ein Drama; guter Gott, laß diesen Abend das liebliche Gesicht meiner muntern Cousine den Spiegel ihrer Seele seyn!“

Der Abend kommt herbei; kaum nimmt man sich Zeit zum Essen, längst schon malt sich die Ungeduld auf Amandas Stirne; das Schauspiel ist ihr das Höchste. Die Stunde schlägt: „Wir müssen gehen, Mama!“ Man nimmt die Schärpen um, wirft die Shawls in den Wagen, und fort. Man betritt endlich Thaliens Tempel, und mit dem lezten Geigenstrich fliegt der Vorhang auf unter lautem Gemurmel der Erwartung und Neugierde.

Das Stück war neu, vom Modeschriftsteller, die Dichtung eines der Meisterwerke unserer Zeit; man versprach sich Wunder. Im ersten Akt indessen zeigte sich das Drama gar matt: ein kleiner Ehebruch in weiter, weiter Ferne; das war mager und gab keine große Hoffnung. „Kalt!“ sprach Amanda; „er ist doch sonst ganz anders!“ — „Warte doch, Kind! laß ihn nur erst anfangen; o, seine Sachen sind so interressant!“ Im zweiten Akt eine Verführung unter schrecklichen Umständen. Nun, das war nicht anders zu erwarten. „Jezt wird es interressant werden, Vetter.“ Im dritten Akt ein doppelter Ehebruch. Die Thränen fingen an zu fließen, die Flacons wurden aufgemacht. „Sind Sie nicht gerührt, Vetter?“ Im vierten Akt Verführung und Schande vollauf. Thränenbäche in den Logen, tobender Beifallslärm im Parterre, Bravos von den Gallerien; das Wogen der Hüte und Federn verrieth die Rührung der Damen; drei hübsche Frauen wurden ohnmächtig, Amanda schluchzte: „Einzig! Vetter, nicht wahr?“ Im fünften Akt allgemeine Verwirrung, eine schauerliche Kette von Verbrechen aller Art umschlingt Väter, Mütter, Gatten, Weiber, Töchter, Kinder, Freunde, Diener. Man meinte, der Applaus müsse die Decke sprengen. Die Verzerrungen wahnsinniger Leidenschaft, der Schande, der Verworfenheit spiegelten sich von den gepinselten Gesichtern der Schauspieler in den krampfhaft bewegten Zügen der Zuschauerinnen ab, junger Mädchen und Mütter, Weiber und Bräute. Um Amandas Mund, den lieblichen, fast noch kindischen Mund, zuckte es, die holden Mädchenaugen überströmten von Thränen — was für Thränen! und der jugendliche Busen, der vielleicht noch nie in schuldloser Liebe gepocht, flog krampfhaft bei den glühenden Bildern des Lasters, da das oben in seiner Nacktheit vorüberging.

Der junge Vetter stand mit Purpurgluth übergossen; er schämte sich vor der Braut, für die Braut, und der Schweiß rann ihm in Strömen über die Stirne. Man trocknete die Augen, legte die Shawls um, sprach von seinen Empfindungen. „Ach, Mama! wie interessant! wie wahr! ja, so liebt das Weib! welche Natur! und wie habe ich weinen müssen!“ — „Sehen Sie, Vetter, wie sensibel meine Tochter ist, wie sie Alles gleich angreift! Pauvre Amanda! sie fühlt Alles so tief! Nicht wahr, Kind?“ — „Ach, Mama! welch herrlicher Abend! Das Stück müssen wir wieder sehen.“

Am andern Morgen erschien der junge Vetter nicht beim Frühstück. „Er schläft noch. Geh hinauf, Joseph; rufe ihn.“ — „Madame, das Zimmer war offen; dieses Billet lag auf dem Tisch —.“ — „Und er?“ — Das Billet gab Auskunft: der junge Vetter war auf dem Wege nach Avallon. „Unverschämt!“ — „Sey nicht böse, Mama! es ist ein Tropf! Ich bekomme deßhalb doch einen Mann.“

Das will ich meinen, wahrhaftig! wenn man so hübsch ist wie Amanda!

Neapolitanische Briefe.

(Fortsetzung.)

Herr Frajo schien immer einen Wunsch auf dem Herzen im Hinterhalte zu haben; zu wiederholten Malen bemerkte er, er habe einen preußischen Freund, der hier vier Wochen studirt, und er selber sey, sagte er schmunzelnd, in dessen Buch erwähnt worden. Er wies mir das Werk; es ist ein archäologisches Magazin zum Behuf der alten Geschichte, dessen Verfasser mir entfallen. Der Pater zeigte mir die köstliche Stelle, wo sein Name stand, und wünschte, nur zum Nutzen des Klosters, versteht sich, die zwei Blätter da möchten in's Italienische übersezt seyn. Er war überselig, als ich die Uebertragung im Augenblicke zu fertigen versprach; ich aber meinerseits erschrack nicht wenig, als ich flüchtig die Blätter durchlas, wo allerdings von einem gutmüthigen Herrn Ottavio die Rede war, der keine Hindernisse in den Weg gelegt habe, aber zugleich von Jägermönchen, von einer sinnlichen Tendenz des Klosters, das seine Dauer mehr dem Marmor seiner Kirche, als der innern Lebensthätigkeit verdanke, und dergleichen gesprochen wurde, zwar in gemäßigten Ausdrücken eines gebildeten Mannes, im Ganzen indessen war dem Mönchsgeiste zuwider und weit entfernt, Erwartungen der Eitelkeit zu befriedigen. Was war zu thun? ich übersezte, bog dann das Papier zusammen, hielt es immer noch in der Hand, beurlaubte mich dann, überreichte meine Arbeit, wünschte guten Gebrauch und machte mich dann recht eigentlich aus dem Staube.

Dieses Kloster stellt eine kleine Universität vor; es bezahlt einige Lehrer für den allernöthigsten wissenschaftlichen Hausbedarf des Landes, für etwas Rechtsgelahrtheit, Pharmazie und dergleichen, womit man sich kümmerlich durchhelfen kann, ohne eben in Neapel studiren zu müssen. Diese Magerkeit der Bildungsanstalten ist in der ganzen Campagna bemerkbar; die Fachmenschen sind lauter trübselige Handwerker, die von ihren Kollegen, Schustern und Schneidern sich nur durch den Schaden unterscheiden, den ihre Unwissenheit dem geselligen Leben zufügt. Mir war recht wohl, als ich außer den Mauern dieses alten berühmten Klosters war, ein altes Bettelweib mich von meinem Brod befreite und ich nun den Berg hinunter eilte, wo in der Tiefe der grüne freundliche Grund lag, der sich unterdessen wie eine beginnende holde Gegenwart aus dem Nebelschleier entwickelt hatte. Im Wirthshause fand ich einige römische Polizeiherrn, die sich aber nicht auskundschaften ließen, obgleich sie begierig meinen Wein tranken. Ich beschloß, mit ihnen die Nacht über nach Ceperano zu fahren, weil es mir gar lustig vorkam, von der Polizei à l'amiable über die Grenze spedirt zu werden. In Ceperano, wo wir vor Sonnenaufgang ankamen, wurde ich vor einem Kaffeehause, das sich eben aufthat, abgeladen; ein Bettelbube ohne Hosen, der sich an unsern Wagen angehängt hatte, um sein Glück in der Romagna zu suchen, freute sich sehr über ein Paar Unterhosen, die ich ihm schenkte, und spielte mir die Tarantella auf der Maultrommel, bis mein Paß unterschrieben war. Mittags kam ich nach Frosinone, von wo aus eine regelmäßige Post nach Rom fährt, jedoch nur ein einziges Mal, in Valmontone, die Pferde wechselt. Im Wagen saß ein schwarzer Herr; unser erstes Gespräch war sehr kurz. Ich: ich hoffe in Rom — Er: „warm vielleicht? ja." — Ich: nein, im Gegentheil — Er: „kalt? ganz richtig." Was ist das für einer? dachte ich; kalt und warm, wie man will; gewiß kein Priester, eher ein Advokat. Es muß heraus! Nun fing ich an, denselben über die wissenschaftlichen Anstalten in Rom auszukundschaften, und nicht lange, so geriethen wir über Philosophie in Streit. Das hatte ich gesucht; er bewies mit der Bibel, der Offenbarung, der göttlichen Gnade; ich sagte ihm, das gehöre nicht hieher, er solle unterscheiden; da schrie er, er sey Professor der Philosophie in Rom — und es war heraus. Arme philosophische Jugend! seufzte ich heimlich, denn mir trat meine Jugend vor Augen, wo uns die Vernunft ebenfalls durch das Prisma des Glaubens gezeigt worden war, wo wir, um Philosophen zu werden, nicht nur keinen Stoff, sondern auch keine Zeit zum Nachdenken fanden, indem wir vollauf mit Namen und Worten zu schaffen hatten, aus denen der gesunde Menschenverstand erst objectiv und subjectiv herausgepeitscht worden. Als wir in den Mauern der Siebenhügelstadt ankamen, hatte der Professor seinen Hut verloren; in der Hitze des Gesprächs mußte er aus der Kutsche gefallen seyn. Ich feierte heimlich meinen schadenfrohen Triumph, und nahm endlich von meinem Gegenpart einen Abschied, wobei die Thränendrüse nichts zu schaffen hatte, wohl aber der sardonische Muskel sich einiger Zuckungen nicht enthalten konnte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Sitzung des Athénée des arts.

Am Ende vorigen Monats, da gerade ein fünfter Montag eintrat, hielt das Athénée des arts, welches, wie ich schon mehrmals erwähnt habe, die fünften Montage im Monate feiert, eine öffentliche Abendsitzung, worin, wie gewöhnlich, vorgelesen und Musik gemacht wurde. Diese Sitzungen werden immer sehr besucht, und zwei Drittel der zuströmenden Menge bestehen aus Damen. Das Athénée des arts ist eine sehr galante literarische Gesellschaft, ja die einzige, wenn ich nicht irre, welche Damen zu Mitgliedern aufnimmt. Die dichtenden Damen sind daher in dieser Gesellschaft ziemlich zahlreich, und lassen sich bei den öffentlichen Sitzungen nicht allein schauen, sondern auch hören. Dießmal waren zehn Lesestücke und acht Tonstücke auf dem gedruckten Zettel, welcher vertheilt wurde, angezeigt. Von den zehn Vorlesungen

gehörten sechs den Damen an. Augenscheinlich halten diese das Uebergewicht nicht allein in Hinsicht der Zahl der Stücke, sondern auch, was den Gehalt derselben betrifft. Zwar hatte Herr Paillet aus Plombières eine lange ironische Epistel unter dem Titel gedichtet: „Rechtbum, oder meine literarische Bekehrung,“ und diese Ironie wurde von den Zuhörern sehr beklatscht; aber die Damen griffen das Herz der Zuhörer an, und solch ein Angriff thut immer mehr Wirkung, als die feinste Ironie. Auch kommt Herr Paillet mit seiner Ironie zu spät. Er wollte sich nämlich über die Romantiker lustig machen, das heißt über die neue Schule, welche sich der alten Fesseln entschlagen und Freiheit in die literarische Welt gebracht hat; nun geberdet sich diese junge Schule zuweilen etwas ausgelassen, wie alle der Sklaverei eben Entsprungenen; allein das muß man ihr zu gute halten. Es kommt doch etwas Selbstständiges zum Vorschein, und das langweilige Nachbeten alter Floskeln, abgenuzter Redensarten hat ein Ende. Nichts ist leichter, als sich über diese Leute lustig zu machen, gerade wie es sehr bequem ist, sich über die Ausgelassenheit nach jüngst erworbener Preßfreiheit zu entrüsten und Aergerniß daran zu nehmen; allein man entlasse plözlich einen aus dem Kerker, und wundere sich dann, daß er vor Freude sich wie toll geberdet. Hier liegt der Fehler nicht an der Freiheit, sondern an dem Kerker. So sehen wir denn jezt in Paris eine Menge unreifer, fremdartiger Früchte in der jungen Literatur. Die jungen Schriftsteller Balzac, Janin, Sue u. a. bringen allerlei Buntes, das sonderbar gedichtet und angelegt ist; allein diese jungen Dichter schöpfen doch wenigstens ihre Produkte aus ihrem eigenen Genie und überraschen durch die Neuheit ihres Planes, oder wenn sie keinen haben, wie dieß leider oft der Fall ist, durch interessante Bemerkungen und Wendungen. Da ist z. B. Jules Janin, ein 28jähriger Jüngling, der im Journal des Débats Theaterkritiken in ganz eigener Manier schreibt. Dieser Jüngling hat so zu sagen gar nicht studirt, wenigstens ist sein Wissen blutwenig, aber er hat einen ungemeinen Scharfsinn, viel Wiz und Einbildungskraft. Mit diesen Gaben ist man im Stande, recht angenehme Feuilletons zu schreiben. Er scheint sich über seine Leser etwas lustig zu machen; dieß thut aber nichts, die Lesewelt versteht den Spaß und lacht dazu. Jules Janin hat gewisse Paradoxen, die er wie ernsthafte Wahrheiten verkündigt und vertheidigt. So z. B. hat er es sich in den Kopf gesezt, oder will der Lesewelt weiß machen, es könne, es dürfe keine guten Vaudevilles geben, folglich schreibt er gegen alle neuen Vaudevilles und richtet dadurch des armen oder reichen Scribes Ruf zu Grunde. Eben so hat er es unternommen, gegen die Ballette zu schreiben, als ob sie eine läppische Erfindung wären. Vielleicht glaubt er selbst kein Wort von dem, was er in seinen Feuilletons so ernsthaft aussagt. Dieß thut aber wiederum nichts; man liest ihn mit Vergnügen; seine Feuilletons werden reichlich honorirt, und Jules Janin fährt in seinem eigenen Kabriolet in Paris umher und führt ein lustiges Leben.

(Der Beschluß folgt.)

Moskau, Oktober.

(Beschluß.)

Geselliges Leben. Statistisches.

In vielen russischen Häusern ist es eingeführte Sitte, einen oder zwei Tage in der Woche zu bestimmen, an denen man Freunde und Bekannte bei sich zu Mittag sieht. Diese werden ein für allemal zum Essen eingeladen, ohne daß nachher noch eine besondere Einladung statt findet. In der Fastenzeit werden, troz der strengen Beobachtung derselben von Seiten der Nationalrussen, dennoch in jedem solchen Hause stets auch einige Fleischgerichte mit auf die Tafel gesezt, weil sich unter den Gästen oft mehrere Nichtrussen befinden. Welche gastfreundliche Duldung und Humanität! — Dem Einheimischen, welcher keine eigene Haushaltung hat, so wie besonders dem gebildeten Fremden, dem es nirgends so leicht als in Rußland wird, die interessantesten Bekanntschaften zu machen, bleibt daher selten ein Tag übrig, da er in einem Gasthause zu Mittage essen müßte; und man ißt in denselben, sowohl in Moskau als in Petersburg, gerade deßhalb so schlecht und trifft dort nur darum so wenige Gesellschaft an, weil die Gastfreundschaft in den Privathäusern so allgemein herrschende Sitte ist. In diesen Privatcirkeln findet man aber ebenfalls nur selten jene ungezwungene Fröhlichkeit, die in den Ländern des mittlern und südlichen Europas die Würze des Vergnügens macht; denn der Russe ist hier, wie in allen Lebensverhältnissen, ernst, oft kalt, mißtrauisch und wenig mittheilend. Auf der andern Seite besizt er aber auch wieder viele herrliche Eigenschaften. Er ist bildsam, gelehrig, freigebig, gutmüthig; er zeigt Edelmuth, selbst mit Aufopferung, Wohlthätigkeit bis zur Verschwendung, uneigennützige, hohe Vaterlandsliebe, unterstüzt gerne Künste und Wissenschaften und schäzt Talente, Kenntnisse und selbst Gelehrsamkeit.

Merkwürdig ist in Moskau das Straßenpflaster. Es besteht aus mancherlei vielfarbigen Steinen, Jaspis, Basalt, Sternkorallen, Ammonshörnern u. a. Der Durchmesser der Riesenstadt von Südost nach Nordost ist 1¼ deutsche Meilen und ihr Umfang beinahe 5¼ Meilen. Es herrscht seit dem großen Brande von 1812 noch bis jezt die größte Thätigkeit im Bauen, und man sieht häufig ein großes Gebäude im Herbste unter Dach, dessen Fundament im Mai gelegt ward. Diese Schnelligkeit macht das Klima nothwendig. Die meisten Häuser sind von Stein. Vor dem Brande waren ihrer 9212, wovon 5406 die Flammen verzehrten. Seit der Zeit bis jezt sind 8640 erbaut worden, so daß die ganze Zahl über 12,400 beträgt. Die Zahl der Pfarrkirchen und der dazu gehörigen Gemeinden ist 270, und viele derselben haben Kuppeln mit 4 — 5 Thürmchen. Rechnet man 21 Klöster, 55 Hospitäler und eine Menge Krongebäude hinzu, so kann man sich vorstellen, welchen Eindruck von ferne die Stadt macht, wenn das Auge bei Sonnenschein die zahllosen Thürme und Thürmchen, Kuppeln und Kreuze übersieht. — Moskau hat in seinem innern Bezirke über 1000 Gärten, 188 Orangerie- und Treibhäuser, 305 Teiche und Wasserbehälter, 8412 Kaufläden, 478 Gasthäuser, 28 Weinhäuser, 316 Speisehäuser, 130 Herbergen, 140 Backhäuser, 195 Küchengärten, 56 öffentliche Bäder, 5173 Lampen, 4091 Privat- und 276 öffentliche Brunnen; 16 große und breite Hauptstraßen laufen aus dem Mittelpunkte der Stadt nach den verschiedenen Thoren. Sie ist in 20 Bezirke getheilt und diese wieder in Viertel. In diesen 20 Bezirken zählt man 158 Hauptstraßen und 610 Quer- oder Nebengassen. Außer den beständigen Bauten in den verschiedenen Theilen der Stadt ist ein ganz neues Stadtviertel unterhalb der Wälle des Kreml im Entstehen. Die Bevölkerung beläuft sich jezt (im Herbst) auf 247,000 Seelen; im Winter aber, wo der Adel mit seiner großen Menge von Bedienten und viele Kaufleute und Krämer, die im Sommer in andern Städten des Reichs herumziehen, zurückkehren, steigt sie auf 300,000 und mehr Individuen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 291.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 5. December 1832.

Nehmt mich zum Chorus an für die Geschichte,
Der als Prolog euch bittet um Geduld.

Shakespeare.

Geständnisse eines Porträts.

Welche natürliche Einfachheit! Welch anziehender Ton der Darstellung! Welch interessante Situationen! Nie habe ich Offenherzigkeit mit so viel Anmuth gepaart gesehen: man sollte glauben, mein freiherrlicher Held sey in der Schule des Tacitus erzogen! Doch ich vergesse es, die erstaunten Leser des Morgenblatts über die Ursachen meiner Bewunderung aufzuklären und mich von dem Verdachte zu reinigen, als wollte ich sie in ihrem bewährten Urtheile überraschen. Soll doch der Autor sparsam mit seinen Ausrufungen seyn, wenn er erst die Lippen an den Becher der Begeisterung sezt. Man verlangt von ihm, daß er das Staunen entwickle, eine Aufgabe, die im Geseze der Mäßigung begriffen ist. Daher ergreife ich jezt die Initiative.

Wer mit der Topographie Berlins vertraut ist, wird wissen, daß die Residenz von der Spree in zwei Theile getheilt ist. Nach einer Durchschnittsrechnung wohnen auf der rechten Seite die Stände, denen das Genießen ihre Arbeit, auf der linken meist die, denen das Arbeiten Genuß ist. Es ist charakteristisch, daß auf dem linken Ufer die Erde, nämlich Torf verkauft wird, auf dem rechten die Früchte derselben, Obst nämlich, das meist aus der Niederlausiz auf Kähnen hieher verfahren wird. Wenn man von der Gegend der Schleusen herunter kommt, den Fluß zur Rechten behält, so muß man unfern der Gertraudtenbrücke links in eine Verbindungsstraße einlenken, um zum Petriplaze zu gelangen. Wer hätte in der Scharrnstraße nicht zuweilen einen flüchtigen Blick auf die ausgewählte Gemäldesammlung geworfen, die ein trödelnder Handelsmann nahe der Ecke dort aufgestellt hat! Bald sind es Bilder, in jenem lichtscheuen Geschmacke ausgeführt, daß man Mühe hat, aus den dunkeln Farbenmassen die Umrisse der Zeichnung wieder zu erkennen, bald jene sonnenhellen, wasserfarbnen Skizzen, denen die Schatten nicht aus Versehen, sondern aus Manier fehlen. Man findet dort täglich eine reiche Auswahl bärtiger Kriegshelden in der Tracht des großen Kurfürsten, Mönchskutten, kahle Tonsuren, viel Allongeperrücken und einfache Zöpfe, auch weibliche Porträts, meist mit gereiften Titustouren, denen eine Rose oder eine Perlenschnur einverleibt ist, kurz, Moden und Charaktere, in denen man die Schönheiten und Wonnen früherer Jahrhunderte wieder erkennen kann. Freilich habe ich mich sonst nie hinstellen mögen, um die goldgerahmten Herrlichkeiten näher in Augenschein zu nehmen, weil ich durch eine Wagenburg von alten Kesseln, eisernen Kochtöpfen, grün angestrichenen Koffern, wie sie die ältern Dienstmädchen bei uns haben, von Wiegen, Betten, Gläsern und andern Habseligkeiten mir erst den Weg hätte bahnen müssen. Doch neulich geschah es, daß meine Liebe zur Kunst und mein kaufluſtiger Blick mir alle diese Schwierigkeiten aus dem Wege räumten. Nein! ich konnte diesem verführerischen Zuge eines Gemäldes in jener hellen, wasserfarbnen Manier nicht länger widerstehen. Diese freundliche Mischung

von Herzensgüte und fröhlicher Laune, dieser wahre, treue Ausdruck eines kleinen Augenpaars, das unter der Schneedecke des gepuderten Hauptes wie Veilchen hervorkeimte, diese würdevolle und doch so kunstlose Haltung, die durch das Innere des mannigfach geschnörkelten Rahmens waltete, hatte weniger mein Auge, als mein Herz bestochen. Je öfter ich an dem lieben Bilde vorüberging, desto mehr zog es mich, wie ein stilles Geheimniß, in seine Nähe; ja, wenn ich mich zulezt nicht entschlossen hätte, es dem Trödler abzukaufen, so würden meine gedankenlosen, sich selbst überlassenen Beine, dem Zuge des trunknen Auges folgend, unter den irdenen und blechernen Geräthschaften außer Diensten mehr Schaden angerichtet haben, als das Bild werth war. O! ich könnte mich hassen, daß ich an dem Spottpreis von sechzehn Groschen noch handelte!

Ein Träger war in dem schwarzen Buben eines noch schwärzern Torfweibes bald angeschafft. Als ich so hinter meinem Glücke herging, fing ich allerdings zu zweifeln an, wozu es mir dienen würde. Konnte ich meine Kenntniß der Kunst daran bereichern? Konnte ich an der oft unsichern Zeichnung Gelegenheit nehmen, die Anatomie des Menschen zu studiren? Durfte ich mit diesem armseligen Putze in meiner Wohnung irgend einen leeren Platz der Wand zieren? Ich erschrack vor der Möglichkeit einer spöttischen Anmerkung Seitens meiner Frau, vor dem unvermeidlichen Schicksale der Polterkammer, das meiner Seligkeit winkte, und sann auf Mittel, mein psychologisches Interesse an dem Ankömmling entweder zu rechtfertigen, oder es wenigstens ohne Gewaltthätigkeit geltend zu machen. Ich hatte dem Bilde mein Herz geschenkt: durfte ich das einer eifersüchtigen Frau sagen? Ich hatte es nicht auf der Straße gefunden: war ich nicht dem Verdachte der Verschwendung ausgesezt? So in Besorgnissen versunken, schlug ich nachdenklich meinen Blick zu Boden. Voll Kummer verfolgte ich selbst den Gegenstand desselben nicht mehr, und war daher nicht wenig überrascht, als mir eine Anzahl fliegender Blätter in den Weg kam. Ich sah auf und bemerkte mit Erstaunen, daß mein vielgedachtes Porträt die Quelle dieser Papierfluthen, und ich selbst von einem neugierigen Lesepublikum umringt war. Mein schwarzer Spreeanwohner hatte sich entweder seine Last sehr bequem gemacht, oder es schmeichelte ihm, den Leuten die innere Seite des Bildes, die ich ihm aufgetragen hatte, immer am Leibe zu halten, nach Außen gekehrt zu zeigen: so ohne Umstände war er mit dem anvertrauten Gute umgegangen, daß sich an der obersten Bronzepyramide des Rahmens ein Nagel löste und aus dem hölzernen Käfficht jene flatternden Papiervögel herausließ. Nun hatte ich nichts Eiligers zu thun, als die Zerstreuten wieder einzufangen, was mir nicht ohne Mühe und Höflichkeit gelang. Ein flüchtiger Blick, den ich in der Mohrenstraße auf die vergelbten Alten warf, überzeugte mich, daß ich die Denkwürdigkeiten meines Porträts vor mir hatte. Der unzeitige Ausruf, mit dem ich diesen Aufsatz begann, widerhallte in den Nischen des Gensdarmenthurmes, bis ich endlich mit meinem Plane auf dem Reinen und zufrieden in meiner Wohnung war.

Meine Frau ist sehr eitel; ich habe ihr daher versprechen müssen, die alten Papiere bekannt zu machen und ihrer bei dieser Gelegenheit ruhmvoll zu erwähnen. Langes habe ich in's Kurze gezogen, den Wendungen und der Orthographie habe ich ein neues Gewand gegeben, an die Stelle der chronikartigen Erzählung ist nach unserem Geschmack die dramatische Schilderung getreten. Wenn ich mir den Dank des Lesers verdiene, so hatte er den meinen längst gewonnen; denn ohne diesen Abdruck dürfte schwerlich mein theuerstes Eigenthum über meinem Schreibpulte prangen. So aber kann jezt meine Gattin jeden Freund oder Fremden an der Hand nehmen, ihn in mein Zimmer führen und mit dem Finger hinausdeutend sagen: „Sehen Sie, das ist das Porträt, dessen Geständnisse er herausgegeben hat!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Hochzeitgebräuche unter den russischen Kaufleuten und Bürgern im Jaroßlawschen Gouvernement.

Im mittlern Rußland, namentlich in der Gegend von Jaroßlaw, erhalten die jungen Mädchen ihre Erziehung meist im elterlichen Hause; Besuche machen sie fast gar nicht, außer bei ihren nächsten Anverwandten, und kommen überhaupt wenig unter Leute. Daher fehlt es denn auch an Gelegenheit, Bekanntschaften anzuknüpfen, die zu nähern Verbindungen führen könnten. Die Mütter oder andere weibliche Anverwandte benutzen deßhalb die Fastenzeit, um die Person, welche sie ihrem Sohn oder Vetter zur künftigen Lebensgefährtin wünschen, beim täglichen Kirchenbesuche zu beobachten. Selten thut dieß der Freier selbst, besonders wenn er jung ist; denn in Jaroßlaw sind die jungen Leute noch etwas blöde. Wenn nun ein Familienvater seinen Sohn zu verheirathen gedenkt, so sendet er einen Freiwerber (Swatun), oder häufiger eine Freiwerberin (Swatunja) zu den Eltern der präsumtiven Braut mit der Anfrage: ob sie gesonnen seyen, ihre Tochter vor den nächsten Fasten zu verheirathen. Diese Gelegenheit benuzt die Swatunja, über das Vermögen, die Eigenschaften und den Charakter des jungen Mannes, seiner Familie ꝛc. den vortheilhaftesten Bericht abzustatten. Scheint die Parthie nicht annehmbar, so weicht man unter irgend einem schicklichen Vorwande aus. Ist der junge Mann nicht besonders bekannt, so erbittet man sich Zeit, um die Sache zu überlegen, und ladet die Swatunja ein, nächstens wieder anzufragen. Unterdessen

werden Erkundigungen eingezogen, und lauten die Nachrichten günstig, so erfolgt eine bejahende Antwort. Nun erklärt die Swatunja, sie habe Auftrag, sich nach der Mitgift zu erkundigen. Nach einem oder zwei Tagen erhält sie das Register der Mitgabe, in welchem, vom Heiligenbilde an bis zu den Strümpfen und Schuhen, die ganze Aussteuer genau beschrieben und die Güte, die Farbe, oft sogar der Preis eines jeden Stückes angegeben ist. Jezt fängt die Unterhandlung an: Manches ist zu gering, Dieses muß verändert, Jenes vertauscht werden, zulezt wird noch eine gewisse Summe Geldes verlangt, und mit diesem Bescheid geht die Swatunja in das andere Haus. Hier dasselbe Handeln und Dingen; die Eltern versichern, die Aussteuer sey nur zu gut, höchstens könne man ein Kleid gegen ein anderes vertauschen, eine Saloppe dazu thun, oder mehr Perlen kaufen, aber Geld zu geben, sey man nicht gesonnen. Die Swatunja rennt zum Bräutigam zurück. Dort will man keine Braut ohne Geld und leuchtet der geschäftigen Frau zum Hause hinaus. Abermals geht sie zur Braut, versichernd, daß ohne Geld in der Sache nichts zu thun sey, daß man solch einem Freier mit Freuden die und die sammt einer weit größern Aussteuer geben werde. Diese wiederholten Gänge aus einem Hause in das andere dauern oft zwei und mehr Wochen; endlich, wenn man sich nicht vergleichen kann, wird die Liste des Brautschatzes zurückgenommen; sind aber beide Theile befriedigt, so bestimmt man den Tag der Brautschau mit dem Beding, daß auf das Besehen auch nothwendig das Nehmen folgen müsse. Es trifft sich bisweilen, daß irgend ein Querkopf unter dieser Bedingung nicht heirathen will; in solchem Falle wird ein zufälliges Zusammentreffen vor der Kirche, im Sommer aber im öffentlichen Garten oder auf dem Boulevard verabredet, wo die Leutchen gleichsam unversehens sich betrachten können. Auch gibt es Fälle, wo ein solches Zusammentreffen im Hause der Braut gestattet wird, doch mit großer Vorsicht, daß ja Niemand etwas davon erfahre.

Ist die Sache so weit, so geht oder fährt spät am Abend oder in der Nacht der Bräutigam mit seinen Eltern — manchmal werden auch die nächsten Anverwandten dazu eingeladen — in die Wohnung der Braut; auf jeden Fall aber steigen sie aus dem Wagen, ehe sie an das Haus kommen, damit die Nachbarn vom Besuche nichts erfahren. Ohne die Ueberkleider abzulegen, ohne sich zu setzen, erwartet man, im Saale stehend, die Braut, und bis sie erscheint, wird die auf Tischen ausgestellte Mitgabe untersucht, was nicht selten zu neuen Unterhandlungen Anlaß gibt, wenn hie und da ein Stück nicht ganz gefällt. Endlich erscheint sie mit ihren Führern, voran die Swatunja mit einem oder zwei brennenden Lichtern. Die Braut begrüßt die Männer und umarmt die Frauen, während die Swatunja sie von allen Seiten beleuchtet und betheuert, daß kein Makel an ihr sey. Hierauf richtet die Mutter des Freiers an sie die herkömmlichen Fragen: wie sie heiße, wie alt sie sey, mit welcher Handarbeit sie sich beschäftige ꝛc. Nach gegebener Antwort entfernt sich die Jungfrau; der Freier begibt sich mit seinen Verwandten in ein anderes Zimmer, oder sie bitten, daß man sie allein lassen möge, um sich zu berathen. Nun fragen die Eltern den Sohn: „Gefällt's Bräutchen?“ Gefällt's, so sagt er's und bittet, wenn sie auch den Eltern ansteht, fußfällig um ihren Segen. Dann werden die Oberkleider abgelegt, man kehrt zu den Hausgenossen zurück und erklärt ihnen seine Zufriedenheit. Unterdessen ist die Braut in einem andern Zimmer von ihren Eltern ebenfalls befragt worden, und hat mit Thränen die Antwort gegeben, sie sey dem Willen der Eltern stets gehorsam; manche sind zu blöde, um zu antworten, und ihr Schweigen wird stets als Einwilligung angenommen. Höchst selten, kaum einmal unter hundert, widersezt sich eine dem Wunsche der Eltern. Darauf wird die Braut mit verweinten Augen wieder vorgeführt und man hält ein Gebet; die Eltern legen die Hände des Brautpaars in einander, diese thun vor Vater und Mutter einen Fußfall, geben sich einen Kuß und umarmen die Eltern und Verwandten, worauf Wein umhergeht und dem begonnenen Werke ein gesegnetes Ende gewünscht wird. Braut und Bräutigam setzen sich obenan und es beginnt ein Schmäuschen, welches der Handschlag genannt wird. Man bewirthet die Gäste mit Liqueur, Wein, Thee, Meth und einem Imbiß; unterdessen müssen die Verlobten sich zu dreimal, sechsmal und zwölfmal nach einander küssen. Ehe man sich trennt, reicht die Braut ihren zukünftigen Schwiegereltern, den mitgekommenen Verwandten des Bräutigams und der Swatunja ein Glas Wein, und verehrt nachher jeder Mannsperson ein Stück Tuch oder Nankin, jedem Frauenzimmer Seiden- oder Baumwollenzeug. Dagegen beschenken der Schwiegervater und der Bräutigam die Braut mit Stoffen, gewöhnlich aber mit Geld; alsdann gibt sie jedem einen Kuß und dem Bräutigam das Geleite bis vor die Hausthüre und zum Wagen, wo sie noch einmal von ihm Abschied nimmt.

Hat aber die Braut nicht so recht behagt, so fordert man eine Zugabe zur Mitgift; da geht denn der Handel von Neuem an: es wird zugelegt und abgelassen, bis man übereinkommt. Auch geschieht es, daß man, ohne sich verstanden zu haben, auseinandergeht. Dann schicken die Eltern der Braut, wenn der Bräutigam nicht zu verwerfen ist, und sie die sogenannte gute Parthie nicht aufgeben möchten, dem Freier nach, bitten ihn, umzukehren, versprechen die verlangte Zugabe. Mißfällt die Braut aber ganz und der Bräutigam erklärt, troz der zusprechenden Eltern und Verwandten: daß ja die Schönheit

der Weiber vergänglich, der Brautschaz aber gut sey, bestimmt, er freie um's Mädchen, nicht um's Geld, so entfernt man sich ohne Abschied. Bewegt man den Freier nicht durch die Swatunja, durch eine größere Mitgift, oder durch das Anerbieten einer zweiten Schau, wo die Braut anders gekleidet seyn werde, weil, wie die Swatunja versichert, jene erste Kleidung derselben durchaus nicht gut stand, so fordert man die Liste des Brautschatzes zurück, und die Sache endet zur größten Unzufriedenheit der Swatunja, deren Mühe verloren ist, ohne ihr etwas eingebracht zu haben.

Am Hochzeitmorgen geht der Bräutigam mit seinem Druschka (Bräutigamsführer) und einigen Anverwandten in die Pfarrkirche zur Frühmette, und wohnt nach Beendigung derselben dem Gebete in der Kirche bei. Jeder Bräutigam macht sich's zur unerläßlichen Pflicht, an seinem Hochzeittage die Kirche auf seine Kosten, so viel seine Umstände gestatten, mit neuen Kerzen zu erleuchten. Die Braut wohnt der Frühmette nicht bei, sondern nach Vollziehung derselben wird der Geistliche zu ihr ins Haus geladen, um dort ein Gebet zu halten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beschluß.)

Sizung des Athénée des arts.

Jules Janin hat Mehreres herausgegeben, aber lauter abgerissene Stücke, unzusammenhängende Produkte, ohne Anfang und Ende. Als Hoffmanns Schriften aus dem Deutschen hier übersezt wurden, fand er in diesem originellen Schriftsteller seinen Mann, und Janins leztgeschriebene Stücke enthalten manche Anklänge an Hoffmannsche Gedanken und Erfindungen; sogar den Johannes Kreisler hat er sich zugeeignet. Neulich ist es ihm eingefallen, aus einem Bajazzo eines Seiltänzertheaters auf den Boulevards, Namens Desbureaux, einen großen Schauspieler, fast einen großen Mann zu machen und ihn als Muster, als Original aufzustellen. Einige Aehnlichkeit mit Jules Janin hat Balzac, der ebenfalls mit dergleichen Phantasiestücken auftritt und viel gelesen wird. Aber nicht gegen diese allein zieht die klassische Parthei zu Felde, sondern auch gegen geschäzte Dichter, wie Lamartine und Victor Hugo. Der obenerwähnte Paillet, der ein ächt klassischer Mann ist, wie es scheint, hat aus ihren Gedichten Mehreres ausgelesen, was ihm wahrscheinlich als lauter Bombast und Sentimentalität vorkam, und in seiner ironischen Epistel angebracht, indem er sagte, er wolle Styl und Manier ändern, weil das Alte nicht Aufsehen genug errege, und so schreiben, wie diese und jene. Das Publikum des Athénée des arts wußte sich aber nicht recht herauszufinden, und beklatschte die angezogenen Stellen so gut, als des Herrn Paillets Scherz darüber. Es war eine nicht beabsichtigte Mystifikation der unschuldigen Zuhörer. Ueberhaupt ist das Pariser Publikum sehr gutmüthiger Natur; es beklatscht und liest die Romantiker, und beklatscht hintendrein die Klassiker, welche sich über die Werke jener lustig machen. Uebrigens hat diese Fehde zwischen Klassikern und Romantikern seit der Julirevolution, welche ernsthaftere Dinge zur Sprache gebracht hat, sehr an Lebhaftigkeit und Erbitterung abgenommen. Die Romantiker haben bedeutende Fortschritte gemacht und können sich beinahe als Sieger betrachten; ihre Hauptgegner sind alt und kraftlos geworden und bringen Weniges hervor, was den romantischen Produkten die Wage halten könnte. Es müßten wieder einige rüstige und junge Klassiker gegen die romantische Jugend auftreten; allein der jungen Generation scheint das Romantische mit dem Liberalismus angeboren zu werden. Ueber die andern Vorlesungen am Athénée des arts in der obenerwähnten öffentlichen Sizung kann ich kurz seyn, da sie auch selbst nicht lang waren. Eine Madame Desormerie ließ eine abentheuerliche Geschichte aus dem Feldzuge von 1805 vorlesen, und Mad. Bien eine kurze Dichtung: „Die Sklavin in Europa.“ Ein Herr Albert Montemont machte eine fürchterliche Beschreibung von den Sitten der Kirgisen, die nach seiner Beschreibung ein Ausbund aller Laster und Schandthaten sind; wo er diese Gelehrsamkeit hergenommen hatte, weiß ich nicht. Demoiselle Pacaudt, deren Name auf dem Parnasse nicht unbekannt ist, trat selbst hervor und las inspirirte Verse sur l'inspiration. Es ist dieß das erstemal, daß ich in einer Pariser literarischen Gesellschaft eine Dame, und noch dazu ein Mädchen, ihre Verse selbst vorlesen höre, und zwar vor einer so zahlreichen Versammlung. Noch eine Dame, Mad. Aragon, ließ ein langes prosaisches Mährchen vorlesen: „Der Goldsack und die Frau.“ und dann vernahm man noch von der reizenden Mad. Anaïs Segalas, einem allerliebsten 20jährigen Weibchen, das schon in einem Alter von zwölf Jahren ein Theaterstück geschrieben haben soll, zwei kleine Gedichte, doch nicht aus ihrem Munde; sie saß aber nicht weit von ihrem Vorleser und war lieblich anzuschauen. Ihre Gedichte zeichnen sich nicht durch Phantasie aus, haben aber, wie die der Delphine Gay, etwas Natürliches und Reizendes; von den beiden Stücken hieß das eine „die arme Frau“ und war eine schlichte Schilderung einer darbenden Frau auf den Gassen von Paris, neben der üppigen Schwelgerei der Reichen. Das andere Stück hieß; „Lektion für ein kleines Kind;“ es war darin viel von den Engelchen im Himmel die Rede, die dem Kinde als Muster dargestellt wurden. Natürlich hatte Mad. Anaïs Segalas aus den „Engelein im Himmel“ recht liebliche, gehorsame Kinder gemacht, die alles thun, was man von ihnen verlangt. Nun folgte die Musik. Halme, ein tüchtiger Violinspieler, gab ein Konzertstück für sein Instrument, und Dlle. Millin spielte Fantaisies für das Piano von dem fruchtbaren Herz, beinahe dem einzigen Komponisten in Paris, dessen Fortepianostücke in den Konzerten gespielt werden; Kalkbrenners, sogar Moscheles Konzertstücke werden selten gespielt; dagegen ist man fast immer sicher, etwas von Herz zu hören. Es wurden auch einige Singstücke aus Opern aufgeführt, denen ein Herr Andrade einige von ihm gesezten Lieder oder, wie man hier sagt, Romanzen beifügte. Früher hörte man in diesen Abendgesellschaften des Athénée des arts den Sohn des bekannten Tonsezers Berton, welcher viele dergleichen Romanzen komponirt hatte; allein er ist durch die Cholera dahingerafft worden; es fehlt ihm aber nicht an Nachfolgern. Ein halbes Duzend Romanzensezer und Sänger sind in Paris beliebt und ergözen die musikalischen Abendvereine. Jener Andrade gehört zu dieser Anzahl. Leider aber singen sie beständig nur ihre eigenen Kompositionen. Von andern scheinen sie keine Notiz zu nehmen, weßhalb die Lieder oder Romanzen auch so bald in Paris veralten, da jeder Sänger mit neuen auftritt und die seiner Vorgänger unberührt läßt.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 123.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 292.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 6. December 1832.

Wie soll ich mich trennen vom Väterchen?
Wie verlassen mein Mütterchen?
Kommt Pansilitsch mit allem Gefolg,
Führt mich zur Kirch' an der Rechten sein,
Von der Kirch' in sein Haus hinein.

P. v. Goetze.
Russische Volkslieder.

Hochzeitgebräuche unter den russischen Kaufleuten und Bürgern im Jaroßlawschen Gouvernement.

(Beschluß.)

Gewöhnlich nach der Vesper geht die Trauung vor sich. Der Bräutigam begibt sich mit dem Tyßjazki, dem „grossen Herrn," einem Verwandten, der ihm Salz und Brod voranträgt, in die Kirche, um die Liturgie zu hören. Während dessen verfügen sich die erste oder große Schwacha (die nächste Anverwandte, gewöhnlich die Frau des Tyßjazki), zwei minderjährige Knaben, Brüder oder Neffen des Bräutigams, und sein Druschka in das Brauthaus, wo sie mit Thee bewirthet und dann beschenkt werden. Alsdann tritt die Braut völlig gekleidet heraus und umarmt die Ankömmlinge, von denen sie im Namen des Bräutigams ersucht wird, mit ihnen zur Trauung in die Kirche zu gehen. Die Braut verneigt sich und dankt. Hierauf bitten ihre Eltern alle Anwesenden, sich niederzulassen. Sie setzen sich, stehen aber bald wieder auf und beten; die Braut, ihre Eltern und einige Verwandte gewöhnlich mit Thränen in den Augen. Die Eltern nehmen vom Tische die darauf gestellten Heiligenbilder (deren zwei bis vier zu seyn pflegen) und segnen damit ihre Tochter, welche nach empfangenem Segen die Knie der Eltern umfaßt, ihnen für ihre Elternsorge dankt, von Allen Abschied nimmt und weinend das Vaterhaus verläßt, um sich mit der sie abholenden Schwacha in den Wagen zu setzen. Die Knaben nehmen die Heiligenbilder mit.

Der Bräutigam geht, unter Vortritt seines Druschka, der Braut entgegen und führt sie an der Hand bis mitten in die Kirche, wo ein Betpult steht. Nachdem die Trauung vorbei ist, geben sie sich einen Kuß, wünschen einander Glück, umarmen alsdann die Anverwandten, die ihnen viel Liebes und Gutes sagen, und verfügen sich endlich, den Priester an der Spitze, in die Wohnung des Bräutigams, wo sie von den Eltern desselben, mit Salz und Brod in den Händen, empfangen werden. Beim Eintritt nimmt man die Heiligenbilder, die Neuvermählten verneigen sich vor ihnen dreimal und küssen sie, der Druschka aber erhebt dieselben über ihre Häupter und spricht: „Vater und Mutter segnen Euch mit Gottes Gnade!" Alsdann macht er es eben so mit dem Brode und Salze und spricht die Worte: „Vater und Mutter ertheilen Euch Brod und Salz!" Darauf küssen sie die Eltern, und die Schwiegermutter beschenkt die junge Frau gewöhnlich mit einem Shawl und Silbergeschirr. Hierauf findet ein allgemeines Bewillkommen und Glückwünschen statt; es wird Champagner oder Donwein herumgereicht und auf's Wohl der Neuvermählten getrunken; nachdem Thee gegeben worden ist, folgt endlich das Essen. Ehemals führte man die junge Frau vor dem Abendessen in's Schlafgemach, nahm ihr mit vieler Ceremonie den Kopfschmuck ab, löste das Haar und flocht es in zwei Zöpfe, das Zeichen der Hausfrau, setzte ihr auch wohl den Kokoschnik (eine Art Diadem aus Goldstoff oder anderm Zeuge) auf, oder band ihr ein Tuch um den Kopf.

Jezt führt man sie nur hin, um sie das Brautkleid gegen ein kostbareres vertauschen zu lassen. Bei Tafel sizt der Geistliche obenan, neben ihm das junge Paar und weiter die Anverwandten, alle nach Ehren und Würden. Da werden denn nicht selten eine Menge Komplimente gemacht: Keiner will die höhern Sitze einnehmen, man disputirt mit vieler Höflichkeit, wer in einem nähern Verwandtschaftsgrade steht und wem der höhere Platz gebührt, bis endlich Alles in's gehörige Geleise kömmt. Die Hauswirthe mögen sich aber wohl vorsehen, daß sie Keinem einen unverdienten Vorzug gewähren; wehe ihnen, wenn sie Jemanden einen Sitz anweisen, der einem Andern zukäme. Jeder Gast will nur recht viel gebeten seyn, ehe er sich dahin sezt, wo er doch, seiner Ueberzeugung nach, nothwendig sitzen muß.

Während des Essens werden verschiedene Weine und Beerbranntweine (Nalioki) umhergereicht, Bier und Meth stehen auf dem Tische. Gesundheiten werden blos mit Champagner oder Donwein ausgebracht. Unterdessen bringt man auch den vor dem Hause versammelten Straßengästen Flaschen mit Branntwein, einen Zuber Bier und große Brodschnitten. Nach der Mahlzeit wird mitten im Zimmer ein mit Blumen und Guirlanden geschmückter runder Tisch mit mannigfachem Dessert aufgestellt, das aus frischen, eingemachten und getrockneten Früchten, aus Konfekt, in Zucker gesottenem Obstsaft (Postyla), Nüssen ꝛc. besteht. Musikanten spielen den ganzen Abend. Getanzt wird nicht, weil fast Niemand im Kaufmannsstande tanzen kann. Dagegen ergeht man sich in Polonaisen, mit Beseitigung der Etikette der Handschuhe. Gegen zwölf Uhr beurlauben sich die Neuvermählten bei den Gästen, welche ihnen mit gefüllten Pokalen eine ruhige Nacht und angenehme Träume wünschen, und ziehen sich in ihr Schlafgemach zurück, begleitet von den Eltern, dem Druschka und den nächsten weiblichen Anverwandten, die der jungen Frau beim Auskleiden behülflich sind.

Der Druschka begleitet zuerst die abziehenden Gäste, dann sorgt er, daß die Badstube erwärmt und zum frühen Morgen fertig werde. Nach fünf Uhr weckt er die jungen Leute und meldet, daß das Bad bereit sey. Der Sitte folgsam, stehen sie auf, kleiden sich an und geben in die Badstube. Indessen kommen einige der nächsten Anverwandten. Bei der Rückkehr aus dem Bade werden die Neuvermählten von allen Anwesenden begrüßt und man wünscht ihnen, mit einem Glase Rothwein in der Hand, einen guten Morgen und Glück zur Ehe. Alsdann servirt man Thee zum Frühstück.

Um zwölf Uhr wird zu Mittag gegessen. Die jungen Leute fahren dann in einer stattlichen Equipage (die sie, in Ermanglung einer eigenen, bei Edelleuten oder reichen Kaufleuten borgen) zum Besuche zu den Eltern und den nächsten Verwandten, und bringen ihnen Konfekt oder große Honigkuchen zum Geschenk. In jedem Hause bewirthet man sie mit Kaffee, Thee oder Meth, und beschenkt sie mit Stoffen, Silber- oder Porzellangeschirr, und den Druschka gewöhnlich mit Geld. Im Hause der Eltern der jungen Frau statten sie ihnen fußfällig den Dank für die Erziehung der Tochter ab. Abends versammeln sich wieder alle in's Hochzeithaus geladene Verwandte und Bekannte. Das Schmausen beginnt wie am ersten Tage, währt aber bis um sechs oder sieben Uhr des Morgens, wo man nicht selten erst nach dem Frühstück auseinander geht. Je länger man beisammen bleibt, um so größer ist die Ehre für den Hauswirth, der es verstand, seine neue Sippschaft gehörig zu traktiren. Am dritten Tage geben die Eltern der jungen Frau ein ähnliches Souper, das am folgenden Morgen, wenn eben Fasttag ist, mit einem Fischessen zum Frühstück schließt.

Nach einigen Rasttagen, deren man nach so ritterlichen Anstrengungen wohl bedarf, gibt jedes der Häuser noch nachträglich ein Schmäuschen.

Geständnisse eines Porträts.

(Fortsetzung.)

I.

Man muß es meinen Gesichtszügen ansehen, daß ich in der nächsten Woche meinen sechzigsten Geburtstag feiern werde. Ich vermag die flüchtige Zeit nicht mehr anzuhalten. Die Stunden, die Tage, die Monden gleiten an mir so unbemerkt vorüber, daß ich mich nach Mitteln umsehen muß, den Augenblick zu fesseln. Wenn ich diesen leeren Raum der Zeit, in dem das Alter unbewußt und empfindungslos untertaucht, mit einer kleinen Mühe, einer geistigen und körperlichen Anstrengung ausfüllen darf, so werde ich ihn nach dem Stunden- und Minutenzeiger der Uhr wieder abmessen, das Heute in dem Morgen und Gestern gewinnen lernen. — Wird die Erinnerung an meine Jugend den Frieden des Alters stören? Werde ich es bereuen, wenn ich lauschend an die leis angelehnte Thür meines Gedächtnisses klopfe, hinuntersteige in die stillen Gemächer und vor den Bildern der Vergangenheit betrachtend weile? Muß ich fürchten, auf Vorhänge zu treffen, hinter denen das Geheimniß der Schuld auf seinen Entdecker wartet? Meine Sehnsucht trügt mich nicht. Unsere Leiden nisten länger dem Gedächtnisse ein, als unsere Freuden; denn jene stehen dem Herzen näher. Die Thränen, die das Vergangene in mir wecken könnte, habe ich in die stille Kammer des Alters mit hinübergenommen, meine Leiden habe ich nicht vergessen. Was mich einst glücklich machte? — o, sollte mir die Seligkeit der Erinnerung nicht vergönnt seyn!

Ich zögere nicht, den Blick zurückzuwenden und noch einmal die weiße Scheitel des Greisen mit den Kränzen der Jugend zu schmücken.

Ich habe das Verhältniß meiner Eltern nie recht durchschauen können. Unsere Zeit ist zwar leichtfertiger in Urtheilen über Dinge geworden, von denen meine Zeitgenossen nur mit scheuer Ehrerbietung sprachen; doch ist sie wahrhafter und treuer in jenen Verbindungen, auf die der Stempel der Liebe oder des Blutes gedrückt ist. Mein Vater besaß die ansehnlichsten Güter am Rhein, wo sie die Grenze zweier fürstlichen Territorien bildeten und somit unter zwei Hoheiten gestellt waren. Ich erinnere mich nur selten, daß meine Eltern sich in einer und derselben Residenz aufhielten. Mein Vater lebte an dem einen, die Mutter an dem andern Hofe, von wo sie nur wenig ihre Besitzungen und ihre Kinder zu besuchen kamen. Mein älterer Bruder hielt sich in Paris auf, wo er eine ansehnliche Stelle in der königlichen Leibgarde bekleidete; ich selbst, ein Spätgeborner, war der Obhut einer liebevollen Tante und dem Regimente eines pedantischen Erziehers anvertraut. Wie sehr sind doch selbst unsere Gefühle dem Gesetze der Gewöhnung unterworfen! Eine gewisse träumerische Stimmung, die nur zu sehr den Hintergrund meines Charakters bildete, war dennoch nie von dem Grundzuge kindlicher Empfindungen, der Sehnsucht nach den Eltern, abhängig. Ich kannte den Besitz der Eltern als kein Gut; wie hätte ich sie mit Leidenschaft vermissen können! Alle jene kleinen Bedürfnisse, deren Abhülfe das lallende Kind von der Mutter, der muntere Knabe vom Vater erwartet, hatte die Tante zu befriedigen gewußt, und dafür die Gaben, die Kinder ihren Eltern schenken, Vertrauen, Liebe, Ehrfurcht, in reichlichem Maaße empfangen. Ja, selbst wenn die Furcht nun einmal ihren Sitz in der jugendlichen Seele einnehmen soll, so habe ich solche vor meinem mürrischen Erzieher eben so empfunden, als hätte ich den Vater immer mit dem Bakel in der Hand vor mir gesehen.

Die Einsamkeit ist kein Spielraum für die heitere Seele eines Knaben. Die schimmernden Silberstreifen des Rheins, von dessen reizenden Ufern der alterthümliche Schauplatz meiner Erziehung nicht entfernt lag, konnte nur eine ungewisse Sehnsucht in die Weite in mir wecken, die Enge der Thäler und des Horizontes mußte sie nähren; ich würde mir sonst nicht erklären können, wie mein hingebender Charakter mit der Unruhe der Reiselust sich schon so früh hätte vermählen können. Ich vernahm mit Freuden den Befehl meines Vaters, der nur zuweilen diktatorisch meine Schicksale lenkte, in Begleitung des Magisters die Universität zu beziehen. Ich konnte den Tag der Abreise nicht erwarten, dessen Ankunft sich um so peinlicher verzögerte, je früher ich schon die Begleitung nach dem Sitze der Musen, aus vielen Habseligkeiten, vorzüglich aber aus Büchern bestehend, angeordnet hatte. Schon vierzehn Tage vor dem ersehnten sagte der Magister: „Sie werden in eine Welt treten, in der sich Ihnen die Seligkeit der höhern Doktrinen offenbaren wird. Sie haben an den Brüsten des klassischen Alterthums gelegen und sind an der Milch einer wahren Weisheit erstarkt. Sie können Ihre Gedanken mit sichtbar werdender Farbe des römischen Ausdrucks wiedergeben, den Tacitus ohne Vorbereitung übersetzen und den Homer verstehen, ohne auf die Hagersche Version hinüberzusehen. Sie wissen mit den Grundsätzen der elementarischen Logik umzuspringen und mit Gewandtheit aus zwei Voraussetzungen den Schluß zu ziehen. Sie haben sich auf der Landkarte orientirt, und sind an meinem Faden glücklich aus dem Labyrinth der Geschichte entkommen. Ich darf also für mein Gewissen keine Reue fürchten, wenn ich Ihnen das Zeugniß gebe, Sie werden die Hörsäle der Philosophen nicht ohne Nutzen besuchen, Sie werden der Eule der Minerva die Weisheit aus den Augen lesen und die geflügelten Reden verstehen, die durch die Hallen der Akademie tönen."

Die Tante sagte: „Johann, der Neid muß mir das Zeugniß lassen, daß ich für die moralische Güte Deines Herzens ebenso gesorgt habe, wie für Deine feine Wäsche. Ich weiß nichts, was daran noch auszubessern wäre; denn wüßte ich's, so hätte ich's gethan. Vergiß nie, was ich Dir von den Lockungen böser Buben erzählte, zu befolgen, sey fleißig im Wechseln Deiner Kleider, und unterlasse es nicht, Dir ein Tagebuch über Deine Begegnisse, ein Verzeichniß der an die Wäscherin abgelieferten Gegenstände und sorgfältige Notizen über die Bücher, die Du aus Gefälligkeit verleihst, anzulegen. Bezahle sogleich, was Du schuldig bist, hüte Dich vor den Ueberschlagsrechnungen, und wechsle zuweilen mit den Orten, wo Du wohnst oder issest. Gewöhne Dich überhaupt nicht an das, was man Dir bietet, sondern an das, was Du wählst; so lernst Du das Gute vom Bösen, gute Kost von magerer, reelle Bedienung von träger unterscheiden. Vergiß nie, die Stubenthüre auf die Nacht zweimal zuzuschließen, den Schlüssel so hineinzustecken, daß man ihn von außen nicht herausstoßen kann, und keine Wohnung zu beziehen, die sich nicht auch verriegeln läßt. Auf der Reise mußt Du Dir kleine Münze halten. Für Tropfen und Zucker werde ich sorgen, und ich weiß es, Dein treues Herz wird Dich jeden Sonnabend an das Schreibepult treiben, so daß ich in zwei Tagen, also an jedem Montage, die Züge Deiner lieben, kleinen Hand an meine Lippen bringen kann." Die Tante war so gut. Wir weinten beide ungeschminkte Thränen. In vierzehn Tagen reiste ich ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, November.

Begebenheiten der lezten Jahre. Eine Mission.

An Abwechslung hat es uns Gottlob seit meinem lezten Bericht nicht gefehlt: Nordlichter. Königsheirathen, Erdbeben, Königsbegräbnisse, Missionen, Adelsprozessionen und Waldbrände folgten rasch auf einander. Rechnen Sie dazu die drei Kometen dieses Jahres, so haben Sie zehn ansehnliche Spektakel, von denen einige telescopisch, einige microscopisch sind. Es versteht sich, daß ich darüber ins Einzelne gehe.

Das Nordlicht fiel gerade in eine unruhige Zeit, eben als die piemontesischen Flüchtlinge von Frankreich her bei uns eindringen wollten. Gar Manche bei uns fanden beides in genauem Zusammenhange mit einander und meinten, man müsse blind seyn, wenn man an dem Nordlicht die Trikolorstreifen nicht bemerke. Andere versicherten, es sey das erste Leuchten des kommenden Kometen, der nur etwas früher eintreffe, als man ihn erwartet. Da bei uns Waldbrände etwas häufiges sind, so wurde auch ein solcher als Ursache des strahlenden Lichts angenommen. Mehreren Damen von Stand war es sehr verdrießlich, daß die Sache so stille, ganz ohne allen Eclat abging. Derselbe kam gleich darauf, als der Erzherzog Ferdinand, König von Ungarn, unsere Prinzessin Maria Anna ehelich heimführte; denn da gab es eine Menge Feierlichkeiten, Feste, Gastereien und Ceremonien, bei denen unsere Frauenzimmer und Offiziere volle Gelegenheit hatten, ihren Putz und ihre andern Herrlichkeiten vor den Leuten leuchten zu lassen. Auch unserm neuen Generalgouverneur, dem Marquis d'Ancieu, wurde von den Generalen und Offizieren ein schönes Fest im Theater gegeben, das recht geschmackvoll zu dieser Feierlichkeit eingerichtet war. Es versteht sich von selbst, daß des Königs Büste, lorbeergekrönt und auf einer Waffentrophäe, angebracht war; was sich aber nicht von selbst versteht, war eine Inschrift in französischen Versen, wo der König le héros de l'Ibérie, le plus vaillant des preux, und le grenadier du Trocadère genannt wurde. Es ist gewiß kein Wunder, daß gleich darauf in St. Jean de Maurienne ein artiges Erdbeben verspürt wurde. Die Dächer krachten heftig, Schüsseln, Teller und Küchengeschirr geriethen in Unordnung. Indessen dauerte die Sache nur einige Sekunden, und in ganz benachbarten Orten wurde gar nichts davon bemerkt. Es war offenbar nur ein savoyischer Tropus, ein Bewunderungsausruf der savoyischen Erde über ihren gegenwärtigen Beherrscher.

Der seit langer Zeit schon kranke König Charles Felix starb am 27sten April nach vielen Leiden und Schmerzen. Als er vor mehreren Jahren die in der Revolution zerstörte Abtei Hautecombe zu einem zweiten St. Denis wiederherstellen ließ, bezeichnete er gleich sein eigenes Grab und ließ daran arbeiten. Als er im März immer bedenklicher krank wurde, betrieb er die Arbeiten daran, wie einer, der zu Bett gehen will, und kaum war das Grab fertig, so starb der König und wurde in der Gruft beigesezt, auf welcher nun die einfache Inschrift steht, die der Verstorbene selbst gemacht hat: Charles-Felix, né le vi Avril MDCCLXV, marié à Palerme le vi Avril MDCCCVII, monté sur le trône par la volonté et l'abdication de son frère le xix Avril MDCCCXXI, décédé à Turin le . . . xxiii Avril MDCCCXXXI. — O vous qui visitez ces saints lieux, priez pour le repos de son âme. Das Ausland macht sich einen ganz andern Begriff von der Stimmung des Volks für Carl Felix. Als ich ins Land kam, meinte ich, Spott über des Königs allzugroße Anhänglichkeit an Geistlichkeit, Mönche, Kirchen und Kirchenceremonien zu finden; ich fand aber nicht allein keinen Spott, sondern wahre Hochachtung vor der Milde und Wohlthätigkeit des Königs, dessen Frömmigkeit hier Niemand für Kinderei und Schwäche hielt.

Dieß führt mich auf die Missionen, die in der neuern Zeit stark bei uns überhand genommen haben. Ich billige die dabei vorfallenden Uebertreibungen nicht, weil keine Uebertreibung nüzt, aber ich wiederhole auch nicht die Aeußerungen der liberalen Journale über die Missionen. In einem Land, wie das unsrige und ein großer Theil von Frankreich, wo in den Städten die Sitten so ausgeartet sind und wo das Volk nur wenig auf seine eigenen Geistlichen gibt, weil es sie seit Jahren kennt, da sind die Missionen von großem Einfluß, zumal wenn die Missionarien das Talent der Rede in höherm Maaße besitzen, als die Ortsgeistlichen. So war es auch hier. Sie haben, glaube ich, in Deutschland keinen rechten Begriff von einer solchen Mission und den vielfachen Ceremonien, dergleichen ich wenigstens nie bei uns in Deutschland gesehen habe. Es möge also hier der Auszug einer weitläufigen Geschichte der Mission in St. Jean de Maurienne stehen, der alle andern auf ein Haar gleichen: „Die Mission, welche so eben die Herrn Guyon und Brenot bei uns beendigt haben, war vom glücklichsten Erfolg begleitet. Sie begann am ersten Fastensonntag mit einer allgemeinen Prozession und endigte am Osterdienstag. Täglich waren zwei religiöse Instruktionen, die eine des Morgens um halb sechs und die andere Abends um halb sieben. Bei jener lehrte Brenot, bei dieser Guyon. Die ganze Kirche war jedesmal hell erleuchtet. Man nahm immer so zahlreich und eifrig daran Antheil, daß der bei weitem größte Theil der Einwohner des Morgens und Abends in der Kirche war. Brenot und Guyon haben beide ausgezeichnetes Talent im Vortrag christlicher Lehren, jeder in seiner Art. Jener ist besonders für den Unterricht, und dabei spricht er immer mit Methode, Klarheit, Schärfe und Gründlichkeit; er rührt, überzeugt und führt zur Tugend zurück, die man durch ihn lieben lernt. Guyon ist ein ausgezeichneter Redner in jeder Art der Darstellung. Bald ist er in seiner Rede einfach und vertraulich, bald fesselt er Aller Aufmerksamkeit durch eine Erzählung, bald ist er brillant, blumenreich, feierlich und erhaben. Leicht erhebt er die Zuhörer zu seiner eigenen Höhe. Wenn er zart, rührend und salbungsreich ist, so ergreift er mächtig und tief Aller Herzen. Wenn er über die Wahrheiten unserer Religion spricht, so gibt er die nöthigen Beweise mit großer Klarheit und Genauigkeit, und widerlegt die Einwürfe mit so viel Kraft und Logik, daß er alle Zweifel löst und selbst die Gemüther einnimmt, die am meisten gegen das Christenthum eingenommen sind. Gegen die Materialisten und Philosophen gebraucht er, wie sie einst unter Voltaire's und der Encyklopädisten Fahne, Scherz, Spott und Sarcasmen, und oft nicht ohne überlegenen Witz. Vor dem Anfang der Mission vereinigte Guyon die jungen Mädchen der Stadt, die sich zur Bildung eines Chors schickten, und übte sie sorgfältig. Dadurch wurde es möglich, alle religiösen Instruktionen mit schönem geistlichen Gesange zu beginnen und zu beschließen. Dieser Jungfrauenchor hat viel zu dem Erfolge der Mission beigetragen. Die Feierlichkeiten begonnen mit der Kirchenbuße, die sehr rührend ausfiel. Zu diesem Zweck hatten die Missionarien bei dem großen Eingang einen fünfundzwanzig Fuß hohen Altar aufgerichtet und über ihm einen eleganten Himmel. Dieser Altar war in Pyramidenform, mit einem Platz für die Geistlichkeit und acht zurückweichenden Stufen für die Kerzen; oben auf der Höhe stand das heilige Sakrament. Alle Familien hatten ihr Bestes an Silberwerk und anderm Schmucke hergegeben, um die Tribüne damit zu zieren."

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 293.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 7. December 1832.

Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben;
Denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund.

Goethe.

Die Pariser Hunde.

Nach Jules Janin.

Ihr habt gewiß Lord Byrons Memoiren gelesen. In diesen wunderbaren Memoiren habe ich mich kaum über etwas mehr verwundert, als darüber, wie schnell und leicht der edle Lord seine Doggen und Windhunde rekrutirt. Schicke mir, heißt es, eine schottische Dogge; die venetianischen haben zu weiche Zähne. Schicke mir einen hübschen Neufundländer; ich möchte ihn gerne in den Lagunen schwimmen lassen. Er macht derlei Bestellungen bei seinem Intendanten, wie ein anderer nach Paris schreibt: schicke mir Orangeblüthwasser, oder Handschuhe. Hätte Byron seinen Korrespondenten zu Paris gehabt, so wäre dieser in keiner geringen Verlegenheit wegen seines Herrn Auftrag gewesen: er hätte können ganz Paris nach einer Dogge, einem Windspiel, einem Neufundländer durchstöbern, und hätte schwerlich gefunden, was Byron wollte, und dieser verstand sich auf den Artikel. In Paris, wo alle Handelszweige in's Große getrieben werden, sogar der Lumpenhandel und das Kaminfegen zu fünfzehn Sous, gibt es nicht Eine Anstalt, wo man sich für sein Geld einen Hund nach seinem Geschmack aussuchen könnte. Allerdings haben wir der Hundehändler mehrere, und zwar unter freiem Himmel, die sich auf die Dressur der Pudel trefflich verstehen und ihre Hunde in Käfigen auf dem Trottoir des Pont-neuf stehen haben; dieß ist aber auch Alles. Geht einmal zu diesen Burschen, mit einem Brief von Lord Byron in der Hand, und fragt nach einer Dogge, einem Windspiel oder einem Neufundländer.

Bei allem guten Willen, seht ihr selbst, ist es mir also unmöglich, euch eine gelehrte Abhandlung über einen Handelszweig zu geben, der gar nicht existirt, der indessen höchst blühend seyn könnte. Keine Kultur, nach der des Menschengeschlechts, vernachläßigt der Pariser mehr, als die des Hundegeschlechts; unmöglich kann man es sich mit der einen, wie mit der andern bequemer machen; unmöglich kann man die Kreuzung der Raçen sorgloser dem blinden Zufall überlassen, und so haben wir denn recht miserable Menschen und recht miserable Hunde.

So kommt mit mir, wenn ihr Pariser Hunde sehen wollt, kommt mit auf den Pont-neuf, links von der Straße Dauphine her. Seyd ihr an Heinrichs IV. Bildsäule vorüber, so seht ihr fünf, sechs Fußbekleidungskünstler, und um jeden fünf, sechs Pudel, die gestuzt und geschoren sind wie der Buchs im Versailler Garten. Der eine trägt einen Schnurrbart, des andern Pelz ist in Rauten geschnitten; dieser ist weiß, jener schwarz, der ist ein Bastard von einem Spitz, jener von einem Wachtelhund. In einem einzigen Hund stecken oft zehn Hunderaçen. Schickt einmal einen solchen Hund Lord Byron und hört, was er sagt. Ihr müßt aber wissen, daß einen Hund aufziehen, einen Hund verkaufen, beim Pariser Hundehändler keine Spekulation ist, sondern Liebhaberei, Genuß. Der Pariser Hundehändler ist zuerst Lastträger, ist Schuhputzer,

Familienvater, und dann erst Hundehändler. Vom Lasttragen, vom Schuhputzen lebt er, Hunde verkauft er zu seinem Vergnügen, und diese Liebhaberei hat er sich angewöhnt, weil sein Vater Portier war. Der Hauseigenthümer hatte dem Vater so oft und streng verboten, einen Hund zu haben, daß der Sohn ihrer drei hielt, so bald er majorenn war. Seine Hunde haben ihn denn auch um die Gunst des Hausherrn und um die Loge gebracht. Zemire, die da in der Sonne liegt, hat die Verbindung ihres Herrn mit einer Köchin zu nichte gemacht, und zwar durch einen Einbruch in die Speisekammer. Zemire ist trächtig geworden, hat in ihres Herrn Bette geworfen, dieser hat mitleidsvoll die armen Kleinen mit Milch aufgezogen und die Herangewachsenen auf dem Pont-neuf verkauft, oder vielmehr so gut als möglich versorgt; denn es war ihm mehr darum zu thun, daß es seinen Hunden wohl gehe, als um Gewinn. Alle Pariser Hundehändler haben Nachkommen von Zemire und Azor; betrachtet alle Hunde, die vorübergehen: das sind Zemirens Ohren, das ist Azors Schwanz, das ist seine weiße Pfote. Diese Hunde sind gefräßig, schwächlich, träge, einfältig, sehr häßlich, sehr schmutzig, im Uebrigen die besten Hunde in der Welt.

Ich meine, statt die Menschen nach den Zügen ihres Gesichts oder nach ihrer Handschrift zu beurtheilen, schätzte man sie vortheilhafter nach ihren Hunden. Der Hund ist der Gefährte, der Freund des Menschen; er ist der Zeitvertreib dessen, der allein ist, der Hausgenosse dessen, der Niemanden angehört. Der Hund ist hier das Kind im Hause, gilt dort statt Eltern, dort statt Kindsmagd. Liebenswürdig ist der wechselnde Ausdruck seines Auges, er macht Ansprüche, er kennt die Eifersucht, er weiß seinen Willen durchzusetzen, er hat alle Eigenschaften eines geselligen Wesens; oft gibt er einem Gelegenheit zu jenen kleinen Entsagungen, die nichts kosten und einem wohl thun, weil man dabei fühlt, daß man ein Herz im Leibe hat. So gehört dem Hunde der beste Platz am Feuer, dem Hunde der beste Stuhl im Zimmer. Manchmal geht man bei schlimmem Wetter aus, um seinem Hunde Bewegung zu machen; man bleibt zu Hause, um seinem Hunde Gesellschaft zu leisten, man freut sich mit ihm, weint an seinem Halse, pflegt ihn, wenn er krank ist. Er bietet eine unerschöpfliche Quelle des Geplauders mit Nachbarn und Nachbarinnen; auch zum Streite ist er ein herrlicher Stoff. Der Hagestolz, der arme Poet, jeder Einsame, die Alte, die Niemanden mehr hat, den sie lieben kann, Niemand mehr lieben wird auf dieser Welt, sie haben nur noch Eine Stütze, Einen Freund, Einen Kameraden, Ein Kind, ihren Hund.

Gewiß kann man also den Menschen nach dem Hund beurtheilen, der ihn begleitet. Ist dem so, so bekommt ihr einen traurigen Begriff vom Pariser Bürger, wenn ihr euch die Hunde betrachtet, die er kauft. Um solche Hunde lieb zu gewinnen, muß man allen Begriff von Eleganz verloren, muß man allen Geruch, allen Schönheitssinn eingebüßt haben. Der Pudel vom Pont-neuf ist, meinem Gefühle nach, eine Art von Schandfleck für ein Volk, das doch einigen Anspruch auf Kunstsinn macht, und die Pudel bilden wirklich den Stamm aller Pariser Hunde; der Bastardpudel nämlich, und dieß ist ein Thier, aus dem sich Alles machen läßt, vor Allem aber ein Diener, und dem Pariser sind dienstbare Geister ein solches Bedürfniß, daß, wenn ihm seine Mittel nicht erlauben, sich aus dem Intelligenzblatt zu versehen, er auf den Pont-neuf geht und sich für einen Thaler einen kauft. Er begibt sich also zur Mittagsstunde auf die Brücke, sucht sich einen Hund aus, studirt seinen Blick, handelt, geht weiter, kommt wieder. Der Hund, den er kauft, ist gemeiniglich ein Vierteljahr alt. Während des Handels bleiben alle Kenner und Liebhaber stehen, und jeder gibt seinen Senft dazu. Endlich wird man einig; für einen Bastardpudel zahlt man gewöhnlich zwischen einem Thaler und sieben Franks. Manche gelten zehn Franks; in diesem Falle muß aber der Käufer ein Fechtmeister, ein Schreiber beim Mont-de-pitié, zum wenigsten ein Polizeikommissär seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Geständnisse eines Porträts.

(Fortsetzung.)

II.

Eine Stimmung, wie die meinige, kann auf deutschen Universitäten nur sehr unangenehm berührt werden. Sey es durch Leutseligkeit getrieben oder einem andern Zuge folgend, hatte ich ein ewiges Bedürfniß, mich anzuschließen, und dennoch war es mir unmöglich, eine irgend mir wohlthuende Bekanntschaft zu machen. Die Studenten besaßen oder affektirten eine solche Schroffheit des Charakters, daß ich zwei Jahre lang mich vergeblich bemühte, irgend Einem näher zu treten. Wenn sie wie die Könige der Welt auf den Straßen einherschritten, beide Arme in zwei recht zum Anstoßen geschaffene Triangel stellten, deren eine Seite von der Spitze des Ellenbogens sich keck in die Weichen stemmte, und so jedem Vorübergehenden die Grenzen ihres personellen Weichbildes zu demonstriren schienen, wie konnte es mir da möglich werden, Eingang in das fürchterliche Bannat zu gewinnen! Ich hätte meine natürliche Herzensgüte auf einen Augenblick verläugnen, ich hätte dreist einmal Jemanden umrennen, ihn statt von oben, von unten ansehen, oder

an ihm vorbeigehend mit dem Auge blinzeln müssen; dann wäre ich unstreitig mit so vielen Bekanntschaften beehrt worden, als ich nur verlangen mochte. Aber wäre diese erste Begegnung nicht eine sehr gemessene, diese erste Begrüßung nicht eine sehr empfindliche gewesen?

Ich schweige von diesen trübseligen Tagen, in denen sich einzig der Fond meiner Kenntnisse konsolidirte, und von einer andern Seite nur ein kleiner Beitrag zu meiner zunehmenden Charakterstärke sich ergab. Die Veranlassung des Letztern war mein Magister. Man weiß, wie nahe verwandt die Pedanterie dem Cynismus ist. Es gibt von der Affektation zur Gemeinheit nur einen Schritt, weil diese selbst durch jene nur verschleiert wird. Ich erschrack, als ich den Eindruck bemerkte, den die nächtlichen Gesänge der Musensöhne, die hölzernen Rebenkränze an den Weinschenken auf meinen Begleiter machten. Er sagte mir oft, es stiegen alte Erinnerungen in ihm auf. Die Eitelkeit, mit der er sich auf seine gereifte Erfahrung in diesen lauten Freuden des akademischen Lebens berief, war sehr verzeihlich, aber unerträglich die Art, wie er wirklich die Stellung behauptete, die ihm die ehrerbietigen Schüler als einem Erfahrnen übertrugen. Wie oft mußte ich eine Rolle übernehmen, die sich für ihn selbst mehr geeignet hätte! Wie unangenehm für mich, daß ich ihn gerade durch die Erinnerung an jene Schwäche, die ich an ihm mehr bemitleidete, als verachtete, an seine scheinheilige, gediegene Würde zur Einsicht bringen mußte! Ich glaube, alle Ursache zu haben, ihn als Verräther zu bezeichnen. Seine Rache zettelte unstreitig ein Komplott gegen mich an, dessen Symptome zu bedenklich waren, als daß ich mich seinem Ausbruche hätte aussetzen sollen. An einer öffentlichen Tafel nämlich kam unter Leuten, mit denen ich ihn im Umgange wußte, das Gespräch eines Tages auf jene Verachteten, die sich auf der Akademie, ihre Bestimmung erkennend, den Wissenschaften widmen. Ein bärtiges Ungeheuer behauptete, indem es mich dabei keck ansah, die Bezeichnung: Philister, leite sich allein von dem griechischen Worte Polyhistor her. Das Entsetzen trieb mir das Blut aus den Wangen; denn ich war auf Anordnung meines Mentors in allen vier Fakultäten eingeschrieben. Noch am selbigen Tage ordnete ich die Abreise an und verließ einen Ort, an dem ich zwei Jahre in einer ängstlichen Verlegenheit zugebracht hatte.

Der selten einige Wille meiner Eltern bestimmte mich für das diplomatische Fach. Die wenigen Kenntnisse, die man gegenwärtig zu dieser Laufbahn bedarf, entschuldigen die geringe Achtung, die man heute vor ihr hat. Die Staaten haben durch die Politik des Gleichgewichts eine Stellung gewonnen, die nur Erhaltung des Bestehenden will; die Diplomatie ist nur noch die Repräsentation des auswärtigen Glanzes, nicht mehr der auswärtigen Macht. Früher wurden die Bevollmächtigten geehrt, weil man sie fürchtete, jetzt zieht man sie zu den Festen, um ihnen keine Langeweile zu verursachen. Wie verschieden die Tage meiner Jugend! Man konnte in dem ersten Drittel unsers Jahrhunderts zweifelhaft seyn, ob die Diplomatie eher ein Zweig der Theologie, als der Politik genannt werden müßte. Sie beruhte auf den ersten Prinzipien des Völkerrechts, auf göttlichen Voraussetzungen, die mir in der That passender scheinen, als die heutigen Lehren unsrer starken Geister.

Ich war von der Wichtigkeit meines Berufs auf's Lebhafteste durchdrungen; ich sah dem Augenblicke, da mir der Vater den ersten Schritt vorschreiben würde, mit peinlicher Erwartung entgegen; dennoch hätte ich vielleicht in der öden Einsamkeit des wiederbezogenen Schlosses noch länger ausharren müssen, wenn nicht ein Zufall meine Erlösung beschleunigte. Ich schlief seit meiner Rückkunft von der Akademie nicht mehr an dem aus früherer Zeit gewohnten Orte. Mein neues Schlafkabinet lag einsam am äußersten Ende eines Flügels. Ich mußte jeden Abend mit einem Lichte in der Hand durch die hallenden Gänge, durch einsame Säle und Gallerien zu diesem Zimmer gehen, in dem ich oft von dichter Finsterniß umgeben ankam, weil mir die Zugluft längst die Flamme ausgelöscht hatte. So geschah es, daß ich mich fast jeden Abend in einer gespannten Stimmung der Nerven ins Bett legte, mit der schreckhaften Aussicht, in die unruhigsten Träume zu gerathen. Die Wände des Zimmers waren unstreitig an dem ganzen Spuk Schuld, der später zum Gerede wurde, und den ich im Grunde selbst unvorsichtiger Weise unter die Leute gebracht hatte. Jene Wände waren mit Malereien aller Art überfüllt; es waren Gegenstände aus der heidnischen Götterlehre, bildliche Darstellungen ovidischer Fabeln, die sich in grellen Zügen an ihnen entlang zogen. Während Furcht und Ermüdung mich in einem halbwachen Zustande erhielten, fixirte mein Auge die Riesen und Götter an, die greisen Könige und Jungfrauen, die Opferstiere und die blanken Messer, die mich rings umgaben. Die Gegenstände schienen mir von der Tapete sich zu lösen, lebendig zu werden und meinem Lager bedenklich näher zu rücken. Bald war ich von tanzenden, neckenden Gestalten umgaukelt, ich fühlte mich von den eiskalten Händen der jammernden Niobe umfangen, Apollo schoß einen seiner fernhintreffenden Todespfeile auf mich ab, nur ein entsetzlicher Schrei konnte mich von meiner Angst erlösen. Diese oft wiederkehrende Scene, deren Zusammenhang ich wohl ahnte, den aufgeschreckten, zusammengelaufenen Hausbewohnern aber nicht so mittheilen wollte, brachte den unschuldigen Flügel des Schlosses in den Verdacht des Spukes, mich selbst aber in Berührung mit vielen Sagen und Geschichten, die sich die Neugier und Geheimnißkrämerei zutrugen. Unser Hausarzt war ein

vernünftiger Mann. Er trat eines Morgens zu mir hin, fühlte meinen Puls, sah mir ins glühende Gesicht und sagte mit jener Gelassenheit, die immer eine so schöne Zierde seiner Kollegen ist: „Graf Johann, Sie müssen reisen; die Zerstreuung Ihres Geistes muß Ihr Blut verdünnen.“ Ich weinte vor Freuden. Der Magister, dessen ich mich ohne Befehl des Vaters nicht entledigen durfte, rieb sich verklärt die Hände; die Tante packte. In wenigen Stunden war ich auf dem Wege nach Paris. Mein Herr Vater wollte es so; wenigstens hatte er dem Arzte in diesem Sinne eine Vollmacht gegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, November.

(Fortsetzung.)

Eine Mission.

„Als die Ceremonie begann,“ heißt es in der Geschichte der Mission zu St. Jean de Maurienne weiter, „war die Kirche für die aus der Stadt und der Umgegend Herbeiströmenden zu eng. Guyon sprach zuerst sehr beredt über Gottes Barmherzigkeit gegen die Menschen, wobei er aus der alten, mittlern und neuern Geschichte die schlagendsten Beispiele dafür anführte. Am Ende der Rede wurde der Altar mit zweihundert Kerzen erleuchtet und das Allerheiligste ausgesetzt. Der Bischof, das Kapitel, die Priester der Stadt und der Umgegend, alle ohne Chorhemd und andern Schmuck, blos mit der Stola über dem Priesterrock, zum Zeichen der Trau[illegible] und Kerzen in der Hand, stellten sich auf den ih[illegible]gewiesenen Platz. Da die meisten andern zur K[illegible]che ge[illegible]ommenen Personen auch Kerzen trugen, so brann[illegible] [illegible] auf einmal mehr als 1500 in der Kirche. Nun begann etwas gar Rührendes. Der edle Missionar legte selbst sein Chorhemd ab, kniete wie ein Bittender nieder und sprach erst für sich und dann für die sämmtliche Gemeinde die rührendste Kirchenbuße. Bald hörte man in der Kirche nichts als Seufzen und Schluchzen, das nur durch den Ausruf: ich verzeihe! unterbrochen wurde, den abwechselnd die Männer und die Frauen mit dem rührendsten Ausdruck hören ließen. Die Ceremonie der Erneuerung des Taufgelübdes und der Heiligung der Jungfrau am 22sten und 29sten März waren nicht weniger anziehend und feierlich. Auf diese zwei Feierlichkeiten folgte die der Kindereinsegnung. Gegen zehn Uhr Morgens vereinigte die Mission alle Kinder von fünf bis zwölf Jahren. In dem großen Kirchenschiff der Kathedrale saßen die Kinder still und voll Andacht. Guyon wandte sich mit einer kurzen, einfachen und rührenden Rede an sie. Auch dieser Ceremonie wohnte der Bischof bei. Beim Offertorium legten alle diese Kinder ihr Glaubensbekenntniß ab. Der Messe lesende Geistliche mit Inful und Bischofsstab las ihnen einen symbolischen Artikel nach dem andern vor; bei jedem antworteten sie zusammen: ich glaube ihn. Mit Feierlichkeit und Nachdruck sagte er ihnen hierauf die zehn Gebote vor und fügte die nöthige Erklärung bei. Darauf versprachen Alle mit lauter Stimme, sie ihr ganzes Leben hindurch zur Richtschnur desselben zu machen. Am Ende der Messe hielt noch der Bischof eine passende, verständliche Anrede an sie und ertheilte ihnen den Segen. Die Ceremonie endigte mit einer Prozession der Kinder, die in den Straßen Kantiken zu Ehren der heil. Jungfrau sangen. Begleitet waren sie von zwei Missionarien, von der Ortsgeistlichkeit, und hinter dem Zug folgte die Statue der heil. Jungfrau, [illegible]
Mädchen des geis[illegible]
sion waren drei a[illegible]
Palmsonntag und [illegible]
munikanten, also [illegible]
ner der Stadt n[illegible]
nahme auch alle [illegible]
Feuerspritzenleute [illegible]
das Glück, ihre [illegible]
Ordnung. Stille [illegible]
redte Missionär, [illegible]
dreimal durch Ab[illegible]
Der Ostermontag [illegible]
begann um zwei [illegible]
Gegenden waren [illegible]
Zug über achttaus[illegible]
die Mädchen und [illegible]
verschiedenen Farbe[illegible]
gebracht wurde. [illegible]
und hing an einem [illegible]
fes lag auf einem [illegible]
Gestell, das die Mä[illegible]
geziert hatten. Di[illegible]
Männern in acht A[illegible]
theilung der jungen [illegible]
nen Seminariums, [illegible]
Bergleute. Jede [illegible]
Labarum von Seid[illegible]
ist unmöglich, den [illegible]
Alle nach der Ehre [illegible]
Alle jungen Leute [illegible]
trugen ein Kruzifix [illegible]
dem Kreuz gingen [illegible]
täten der Stadt. [illegible]
auf die große Straße [illegible]
damit seine ganze [illegible]
gebe. Der Gesang [illegible]
Zeit zu Zeit durch [illegible]
dem Umgang wurde [illegible]
drale aufgestellt. G[illegible]
dem Platz, den Stra[illegible]
bischöflichen Pallastes, [illegible]
den Häuser. Guyon [illegible]
mitten auf dem Platz [illegible]
ben war seine Predigt [illegible]
wohltönende und weith[illegible]
hin. Der tiefe Eindru[illegible]
sich am besten aus dem [illegible]
vive Jesus! vive la c[illegible]
stieg der Bischof in vollem Bischofsornat auf die Kanzel und ertheilte von da der Menge seinen Segen, worauf man auseinanderging. Das Kreuz wurde nun in der Kirche, dem Altar gegenüber, aufgestellt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 124.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 295.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 10. December 1832.

Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede!
Komm, ach komm in meine Brust!

Goethe.

Verhallende Liebe.

Von J. Fallati.

1.

Erster Nachhall.

O! dürft' ich zu dir gehen,
Dich noch ein einzigmal
Im Festgewande sehen
Im wohlbekannten Saal;
Die weiße Seide rauschend,
Bedeckt von leichtem Flor,
Die Perlenthränen lauschend
Aus deinem Haar hervor.

Und wenn wir dann uns fänden
Nach langer Trennungszeit,
Dir in den Augen ständen
Auch Perlen, schöner weit;
Der Stimme Ton, getrübet
Von Wehmuth, klänge schwer:
„Einst hab' ich dich geliebet —
Ich liebe dich nicht mehr!“

„„O! schone mein: es brennen
Die Thränen mir in's Herz,
Und deine Worte nennen
Mir eine Welt von Schmerz. —
Ach! hättest du gesprochen
Damals: ich liebe dich!
Ich hätt' es nie verbrochen,
Und nie verlassen dich.““

„„Weh mir! daß ich's verschuldet,
Daß ich das nicht errang,
Weil ich mich nicht geduldet,
Bis daß die Blüthe sprang;
Der Liebe Knospe haut' ich
Herab mit feigem Muth,
Und statt der Blüthe schaut' ich
Fühllos der Rose Blut.““

„„Und wären deine Wunden
Auch ganz und gar geheilt:
Ich kann doch nicht gesunden,
Mich hat die Reu ereilt,
Mich drückt die Last der Klagen,
Die du verstöhnet schwer,
Eh' du das konntest sagen:
Ich liebe dich nicht mehr!““

„„Und dieser Worte Spitzen
Drück' ich mir tief in's Herz,
Als Sühne zu besitzen
Den ungemeßnen Schmerz;
Die lezte Lust sey diese —
Nie mehr will ich dich sehn —
Leb' wohl! leb' wohl, Elise!
Mög' es dir wohl ergehn!““

keit im Palais royal, die Gruppen auf den öffentlichen Plätzen, die glänzenden Karossen, die über die Boulevards sprengten, die prachtvollen Gebäude in den Hauptstraßen waren Gegenstände, mit denen ich bald vertraut wurde, und in deren Kenntniß ich um so tiefer eingeweiht ward, je reichhaltigere Memoiren mein Bruder an jede Erscheinung knüpfen konnte. Ich erfuhr bald, wen man aus der Hinterthür jenes Pallastes schleichen sehe, wenn diese prächtige Equipage vorgefahren wäre. Ich lernte die Geschichte dieses ausgezeichneten Zuges von sechs milchweißen Rossen kennen, und konnte sie bald mit dem gefühlvollen Herzen ihrer Besitzerin in Einklang bringen. Ich wußte, aus wessen Hände jene Papiere kamen, die so eben in das Hotel des Kriegsministers getragen wurden, und konnte die Ungeduld begreifen, mit der die Lakaien verschiedener hoher Häuser draußen warteten. Jene kleine Frau dort mit dem eiligen Gange ist meinem Bruder wohl bekannt, sie nickt ihm einen freundlichen Gruß zu und zeigt auf ein Papier, dessen Inhalt mir der Gefällige bald enträthselte. Himmel! welch ein Drängen vor diesem Buchhändlergewölbe! „Es wird der erste Bogen einer neuen Schrift von Voltaire die Presse verlassen haben,“ sagte mein Bruder, „oder ein Roman von Brebeuf ist erschienen, oder die Anfänge der längstversprochenen Encyklopädie sind angekommen, oder ein Pamphlet auf Madame wird ausgeboten. Ich vermuthe das Leztere,“ fügte er lachend hinzu, „denn dort kömmt athemlos die Polizei; sie wird der Freude bald ein Ende machen.“ Ein Reisewagen, mit vorzüglichen Pferden bespannt, fuhr in langsamem Zuge vorüber. „Die Pferde sind königlich,“ erklärte der Bruder. Er sah in den offenen Schlag hinein. „Aha!“ rief er aus, „dieß Fahrzeug ist nach Versailles bestimmt. Jene Alte mit dem weißen Kissen ist eine Kindermutter aus der Vorstadt St. Martin; sie soll dort einem Kinde, dessen Vater sich aus Bescheidenheit nicht genannt hat, zum Tageslicht behülflich seyn; der kleine Herr im Eckwinkel ist der Vertraute des Geschäfts und wird vermuthlich Pathenstelle vertreten, und jene reizende Kammerzofe ist die Abgesandte der menschenfreundlichen Marquise, die eben so uneigennützig in der Liebe, als verschwenderisch in ihren Wohlthaten ist.“

Inzwischen waren wir in den Tuilerien angekommen. Mein Bruder hatte die Nacht über die Wache in den innern Gemächern des Schlosses zu beziehen; doch entzog er mir seine gemessene Zeit nicht, sondern nahm mich mit hinauf in den Versammlungssaal der Garden. Erst gegen Mitternacht hatte er seinen Posten zu beziehen, der ihm heute gerade bei dem Vorzimmer des Königs zufiel. Die Güte des Bruders und die Zuvorkommenheit seiner Kameraden bestimmten mich, bis zur Stunde der Ablösung bei ihm zu bleiben. Diesen Entschluß habe ich den nächsten Morgen bereut, den Abend des nächsten Tages war ich zweifelhaft, zwei Tage später dachte ich mit Entzücken daran. Die Unterhaltung der versammelten Gardisten war ganz dazu geeignet, mein Selbstgefühl in hohem Grade zu steigern. Ich hatte junge, gebildete Männer vor mir, aus Frankreichs ersten Familien stammend, in allen Verhältnissen der höhern Welt nicht nur eingeweiht, sondern betheiligt; dennoch verursachte es mir wenig Mühe, des Gegenstandes ihrer Gespräche mächtig zu werden. Dazu gesellte sich die liebenswürdigste Gefälligkeit, mich über Dinge, die außer dem Bereiche meiner Kenntnisse liegen mußten, sogleich aufzuklären, und eine gewisse Achtung, die man meinen bescheidenen Aeußerungen zollte. Man sprach von Ereignissen des Tages. „Vor allen Dingen, Herr Graf,“ begann ein junger Mann, dessen gefälliges Benehmen mich besonders ansprach, „müssen Sie wissen, daß die Konversation der Hauptstadt einem Kalender gleicht, in dem für jeden Tag ein Heiliger angesezt ist. Es geht bei uns so viel vor, daß man nie in Verlegenheit geräth, für jeden Tag einen neuen Stoff der Unterhaltung zu finden. Heute ist es die Aufführung einer Oper, morgen die Geschichte einer Tänzerin, die durch ihr Spiel das Publikum, durch ihre Anmuth irgend einen Großen bezaubert, dann die Ernennung eines Ministers, einer Hofdame, die Aeußerung eines Parlamentsmitglieds, alles Ereignisse, die mit ihren Anfängen und Folgen für die Belebtheit der Salons, die Gespräche in den Boudoirs, ja selbst für den Wachtsaal der Gardisten reichen Unterhaltungsstoff abwerfen. So spricht man seit einigen Stunden von der Tugend und Großmuth der kleinen Marschallin von Mirepoix, die man morgen wird vergessen haben.“ — „Welches interessante Ereigniß erwähnen Sie da?“ rief ich voller Begierde mich zu unterrichten; „o, ich habe nie gezweifelt, daß in der nähern Umgebung der Majestät die großen Eigenschaften des Geistes nicht müde seyn werden, mit den Vorzügen eines edlen Herzens zu wetteifern!“ — „Vielleicht erwarten Sie in dieser Geschichte etwas anderes, als sie in der That enthält,“ entgegnete der Vicomte Monsigny mit einem mehr naiven, als ironischen Lächeln; „es ist keine Bettlerhistorie, die sich in der Vorstadt zugetragen hat, keine Pension an einen verhungernden Dichter, keine unverdiente Gnade, die man etwa einer habsüchtigen Stiefmutter erweist, sondern die liebenswürdige Galanterie des Königs, auf dessen unbewachtes Herz die Marschallin einen heftigen Eindruck gemacht hat. Die Kleine hatte es in der Hand, Madame das Heft ihres Einflusses zu entreißen; doch zog sie es vor, auf Kosten des Gehorsams, vielleicht auch der Leidenschaft, der Freundschaft ein Opfer zu bringen. Sie zeigte der Marquise die zugesteckten Briefe, und der König hat die Ueberraschung gehabt, die Freundinnen in einer zärtlichen Umarmung anzutreffen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, November.

(Fortsezung.)

Notre-Dame du Laghet. Missionsnachrichten aus China.

Auch ohne Missionen fehle es in diesen Ländern nicht an geistlichen Spektakeln. So liegt bei Nizza, einige Meilen von dieser Stadt, die kleine Kirche der Notre-Dame du Laghet. Diese Dame steht wegen ihrer Wunder in großem Ruf in der ganzen Umgegend, wie die Notre-Dame de la Garde bei Antibes. Tausende strömen zu ihrem Feste herbei, und um den Anwohnern der beiden Varufer dabei alle Freiheit zu verschaffen, so hebt die sardinische und französische Regierung für drei Tage alle sonst bestehenden Hindernisse in der Kommunikation auf. Die Kirche war bis 1674 nur wenig gekannt; da aber fing die große Frau von Laghet an, Wunder zu thun, immer eins größer und wunderlicher, als das andere. Nun nahmen sich unbeschuhte Karmeliter des Gottesdienstes an, es wurde ein neuer Hochaltar gebaut, dabei aber auch Wohnungen für die Pilger; man grub einen Brunnen, legte einen geräumigen Plaz an und machte die Straßen nach dem Ort practicabel. Seitdem ist hier ein so großer Zulauf, wie in Einsiedeln, bei der schwarzen Mutter Gottes in Oettingen und in Andechs. Leute von allen Ständen, Herrn und Diener, Frauen, Kinder, Mädchen und Greise kommen hier in Menge zusammen; Provençalen, Ligurier, Savoyarden, Piemontesen, Genuesen u. s. w.; ja sogar aus Spanien kommen Gläubige herüber. So viel Volk kann nicht in Stuben und Kammern untergebracht werden; darum lagern sich Viele in den Klostergängen der Mönche oder unter den etwas entfernten Olivenbäumen und auf den umliegenden Feldern, wo es denn manchmal sehr lustig zugiht. Alles auf Verantwortung der Dame du Laghet. Sie hat indessen herrliche, reiche Gewänder an, an ihrem Tabernakel hängen viele tausend ex voto, und an den Kirchthüren eine Menge kleiner Bilder, welche die wundersamen Rettungen und Heilungen der Gnadenreichen darstellen.

Unter den Missionarien in fernen Ländern zur Einführung oder Verbreitung des Christenthums sind viele Savoyer, deren Korrespondenz mit den Ihrigen oder mit den Landesbischöfen, besonders mit dem Bischof von Pignerol, recht interessant ist. So schreibt der Abbé Voisin, der seit mehrern Jahren als Missionär zu Gan yo in China lebt: „Voriges Jahr schrieb ich Ewr. Größe, daß ich in meinem Distrikt einen Märtyrer und zwei treue Bekenner des Christenthums hatte. Seitdem sind wir ziemlich in Ruhe gelassen worden, denn weder die Regierung, noch die Heiden haben die Christen gedrückt oder belästigt, so daß wir in Angelegenheiten des Christenthums frei im Land umhergehen, ohne daß man uns übrigens weder für Europäer, noch für Christen hält. Beides sind in China große Staatsverbrechen. Dieses Jahr wollte ich dem apostolischen Vikarius, dem hohen Herrn v. Sinite, aufwarten, den ich in den vier Jahren nicht gesehen, welche ich in Su-Tschuen arbeite. Vier Tage war ich unterwegs, da unterlag der Träger meiner Sachen der furchtbaren Hize, welche in meiner Provinz vom Junius bis zu Ende Augusts herrschte. Ich mußte nun mein Gepäcke selbst aufnehmen, und nach acht langen Tagen kam ich glücklich zur Stelle. Der gnädige Gott hat mich so sehr begnadigt, daß ich fünfzehn Erwachsene taufte, wiewohl ich auf mehrere gerechnet hatte; es sind ihrer besonders darum weniger geworden, weil ihre Weiber genau auf sie acht gaben und kein Abreden sparten. — Ich habe bisher meinen Briefen den Ort nicht beigefügt, wo sie geschrieben wurden, aus dem einfachen Grunde, weil mein Aufenthaltsort, wiewohl von ihm ein großer Distrikt abhängt, auf keiner französischen Karte von China zu finden ist. Obgleich Gan-yo, wo ich wohne, nur eine Stadt dritten Ranges ist, so hat sie doch ein sehr ausgedehntes Gebiet, und um von einem bedeutenden Ort desselben zum andern zu gelangen, braucht man oft 15 bis 20 Stunden."

(Der Beschluß folgt.)

Paris, November.

(Beschluß.)

Der Neger Eustache.

Als Belin de Villeneuve und die andern geflüchteten Pflanzer auf St. Domingo landeten, standen die Schwarzen noch unter den Waffen. Zwar waren sie in der von spanischen Truppen besezten Stadt Fort Dauphin ans Land gestiegen; allein sie fanden hier wenig Schuz gegen die Rachsucht der Schwarzen. Fünfhundert Pflanzer wurden auf den Gassen, in den Häusern, sogar in der Kirche niedergemezelt. Belin de Villeneuve wurde von einem Haufen dieser Wüthenden bis ans Ufer des Meeres verfolgt, und würde sich haben ins Wasser stürzen müssen, um ihnen zu entgehen, wenn er nicht zum Glück ein spanisches Wachthaus erblickt und sich hineingeflüchtet hätte. Eustache hatte seinen Herrn aus den Augen verloren und zweifelte kaum, daß er, wie die andern Pflanzer, ermordet worden sey. Er suchte dessen Haus gegen die Plünderung zu sichern, und rief deßhalb den Schuz der Frau des Oberhaupts der Empörer, Namens Jean François, an; dieser Schuz wurde ihm auch gewährt, weil er sich für den Erben des Pflanzers ausgab. Dann lief er auf den Plaz, wo die Leichen der Erschlagenen lagen, und suchte seinen Herrn auf; da er aber seinen Leichnam nirgends fand, schöpfte er Hoffnung, erkundigte sich überall und erfuhr endlich, daß er gerettet sey. Er fand ihn wirklich, übergab ihm seine Habe wieder und zog sich mit ihm nach Port au Prince zurück. Hier wurde Belin de Villeneuve zum Präsidenten des geheimen Raths ernannt; er ward aber bald blind, und der gute Eustache, der sich ganz dem Dienste seines alten Herrn gewidmet hatte, lernte insgeheim Lesen, um demselben die Langeweile vertreiben zu können. Dieser war nicht wenig erstaunt, als eines Tages der gute Schwarze sich anbot, sein Vorleser zu werden, und ihm sehr gut vorlas. Eustache hatte jeden Morgen um vier Uhr Unterricht im Lesen genommen. Eine so rührende [illegible]glichkeit bewog den alten Herrn endlich, den Sklaven [illegible]zulassen und ihm eine Summe von 12.000 Franken nebst andern Sachen zu vermachen. Er starb einige Zeit nachher. Eustache, anstatt dieses Geld zu gebrauchen, um sich ein gemächliches Leben zu verschaffen, benuzte es zu Wohlthaten. Er besuchte, tröstete, unterstüzte unglückliche Familien. Einmal schoß er den Truppen den nicht angekommenen Sold vor. Das ihm hinterlassene Vermögen war bald aufgezehrt; die Verwandten seines ehemaligen Herrn bekamen einen Theil davon. Kinder wurden von ihm in die Lehre geschickt und unterstüzt, Handwerker und Landleute bekamen von ihm die ihnen fehlenden Werkzeuge. Er fuhr fort, zu dienen, und unterstüzte zuweilen seine Herrschaft, wenn sie ins Elend kam. Noch jezt dient er in Paris als Koch, und soll sehr geschickt in diesem Fache seyn; was er verdient, gibt meistens für wohlthätige Handlungen auf. Sicher hat Niemand größern Anspruch auf den Montyonschen Preis, als dieser Neger. Die Regierung sollte einem solchen Manne einen Jahrgehalt aussezen und ihm das Ordensband der Ehrenlegion verleihen; von Allen, die es tragen, ist keiner würdiger, als er, damit geschmückt zu werden. D g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 125.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: L. Hauff.

№ 296.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 11. December 1832.

Hier führet einen Namen jeder Stein,
Und jedes Trümmerstück hat seinen Ruhm.
Ich wandle da, und meine Füße treten
Auf diesem Grab, dem ehmals Rom entstieg,
Auf eines Gottes verstümmelt Ueberbleibsel
Oder auf eines großen Mannes Staub.

Delavigne.

Wanderungen in den Umgebungen Roms.

Von Eduard Arnd.

Erster Artikel.

Das Interesse, das Rom gewährt, ist so außerordentlich und mannigfaltig, daß, wer zum erstenmale in diese große wunderbare Welt tritt, sich wie von einem Zaubertrunke durchglüht fühlt. Jene Bilder der alten Welt, die in unsrer nordischen Heimath dunkel und räthselhaft zu uns sprechen, bekommen hier Blut und Leben. Der Fremdling, der mit der Geschichte dieses Bodens vertraut ist, ergänzt in seiner Phantasie diese Trümmer, die man sich noch gern von den Schatten der Helden bewohnt, von den Stimmen der Redner, Gesetzgeber und Weisen erfüllt wünscht. So wie die Natur sich darin gefällt, diese Säulen und Wölbungen mit dem heitersten Grün zu umgeben, als wollte sie durch einen so zarten und reichen Schmuck das einsame Alter dieser Denkmale verschönern, eben so theilnehmend hängt das Auge des kundigen Beschauers an den noch vorhandenen Fragmenten jener großen und einzigen Zeiten. Man kann lange von dem Totaleindrucke dieser Merkwürdigkeiten festgehalten werden, sich lange an den Erinnerungen an die Zeit, in der sie errichtet wurden, oder an die sie besonders mahnen, kurz, an ihrer ganzen geistigen und äußern Physiognomie ergötzen, ehe man das Bedürfniß fühlt, sich an die Auffassung und Unterscheidung des Einzelnen zu wenden und eine besondere gelehrte oder künstlerische Richtung zu verfolgen. Wir würden Jedem, der nicht durch eine gebieterische Nothwendigkeit zu einem andern Verfahren genöthigt wird, eine häufige Betrachtung der antiken Denkmale Roms und häufige Wanderungen auf diesem Boden anrathen, bevor er sich einer einzelnen Sphäre ausschließlich widmete, nicht nur weil Einzelnes wohl, aber nicht das Ganze dieser Merkwürdigkeiten anderswo mehr so angetroffen wird, sondern auch weil der Eindruck, den diese Dinge hervorbringen, das Leben, das sie noch athmen, auf ihrer Totalität beruht, ihrem Zusammenhang unter einander und auf dem Verhältniß, in welchem sie zu der großen und schönen Natur stehen, mit dem z. B. die frei oder erhaben liegenden Tempel oder Gräber ein Ganzes auszumachen, dem Sinne ihrer Gründer gemäß, bestimmt waren. Viel hängt bei diesem Genusse von der Wahl ab, wie man sich den einzelnen Gegenständen naht. Die vorhandene Menge von historischen und künstlerischen Merkwürdigkeiten jeder Art und Zeit kann leicht die Fähigkeit, sie aufzufassen, für einen Augenblick abstumpfen, so daß man sich, wie man dieß oft bei Fremden gewahr wird, äußerlich bemühen kann, ohne einigen Erfolg oder Vortheil für den Geist. Um in der Betrachtung des Größten und Schönsten immer munter und empfänglich zu bleiben, wechselten wir zwischen Kirchen, Pallästen und den Umgebungen der Stadt, wo sich eine Fülle merkwürdiger Alterthümer und großer Aussichten nach allen Himmelsgegenden zeigt.

Keine aber der nächsten Umgebungen Roms gewährt größere Prospekte, nirgends sind außerhalb der Stadt merkwürdigere Alterthümer vorhanden, als vor dem Thore St. Sebastiano, in der Nähe der alten Via Appia.

Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß der Weg vom Kapitol bis zum Grabmal der Cäcilia Metella (vor dem Thore St. Sebastiano) über den interessantesten Boden der Welt geht und an den bedeutendsten Monumenten, die es gibt, vorbeiführt. Wir gingen ihn an einem Tage, da in der Kirche des Heiligen, der mit Pfeilen getödtet wurde und den die alten Maler so oft und schön dargestellt haben, sein Fest war; denn das moderne Thor St. Sebastiano bekam seinen Namen von der alten Kirche dieses Heiligen. Wir gingen durch den Triumphbogen des Titus am Kolosseum vorbei, durch den Triumphbogen des Konstantin längs dem Palatin hin. Die Zerstörung Jerusalems, der Sieg des Konstantin zogen an unserer Seele vorüber. Der Morgen war klar und sonnig, der Palatinus schimmerte im frischesten Grün. Wie ernst und ahnungsvoll ragten die hohen Zinnen des gewaltigen Kolosseums! Wie sonderbar klang die Klosterglocke St. Bonaventura vom Palatin herab! Von diesem Hügel, auf dem Romulus seine Stadt gründete, stieg sie wie ein Strom herab, der anfänglich tief und schmal, voll stiller, herber Kraft, Alles überschwemmte und zerstörte, bis er sich zulezt in jenen Ocean verlor, der alles Entstandene verschlingt. Der Anfang einer Macht, die von diesem Hügel ausging und zu solcher Höhe wuchs, daß die Völker der Erde in ihrem Schatten ruhten, hat in sich etwas Wunderbares und Geheimnißvolles, dessen Sinn in den Sagen der alten Römer über ihre eigene Entstehung vortrefflich ausgedrückt ist. Jede andere, zu irgend einer Epoche der Geschichte herrschende Nationalität gehörte immer einem Volke an, dessen materiellen Kräfte schon vorhanden, nur zerstückelt oder ungenuzt geblieben waren; die Erscheinung einer weltherrschenden Stadt von einem kleinen Hügel aus, an einem mittelmäßigen Flusse, mitten unter feindlichen Nachbarn, gewährt einen Eindruck, der, ungeachtet aller Vergegenwärtigung der vorhanden gewesenen Umstände, etwas Wunderbares und Ahnungsvolles in sich behält. Bei dem Anblicke der malerischen Ruinen, so reich und frisch bewachsen, bei der tiefen Stille, die rings herrschte, gingen die Bilder jener ältesten Zeiten durch unsere Seele. Ein Volk, das wie ein brennender Vulkan rings umher jede fremde Nationalität verschlang, traf es sonderbar gut, sich seinen Gründer als aus der gezwungenen Umarmung des Kriegsgottes hervorgegangen und als den Mörder des eigenen Bruders zu denken. Sonderbar ist hiebei die Einführung der Vestalin als Mutter desselben; aber auch dieß bedeutend. Der ernste, ahnungsvolle Charakter jenes Volks hat in der Sage von der Priesterin als Mutter seines Stifters seine wenigstens lange herrschende Denkart treffend personificirt. Wo war mehr wie hier Alles mit religiösen Ideen verwebt? Und diese religiösen Begriffe waren nie von den Dingen getrennt, sie lebten in der Familie, im Staate, im Krieg und Frieden, als zu diesen selbst gehörig. Daher Alles, was bei uns profan ist, damals heilig, von dem Herde des Hausvaters an bis zu dem Platze, auf dem der Feldherr im Lager Gericht hielt und die Fahnen standen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geständnisse eines Porträts.

(Fortsetzung.)

Ich bedauerte sehr, daß solche und ähnliche Mittheilungen nur zu oft durch den Schlag der großen, im Saale befindlichen Uhr unterbrochen wurden. Die mir so lieb gewordenen Wortführer mußten dann zum Gewehr eilen und ihre Posten beziehen. Doch fand sich in den Zurückkehrenden immer neuer Ersatz, so daß ich wenigstens den Reiz der Abwechslung im hohen Grade genießen konnte. Es waren fünf Minuten vor zwölf Uhr, als ich von meinem Bruder Abschied nahm. Er hatte mir den Weg zu meiner Wohnung so genau vorgezeichnet, daß ich durchaus nicht fehlen konnte. Ich erschrack, daß ich die Straßen schon so leer und ausgestorben fand. Hatten die Pariser heute größere Ausflüge gemacht, als bis zum Bois de Boulogne? hatten die Fontänen in Versailles gesprungen? oder hatte man sich darum frühe zur Ruhe gelegt, weil man morgen die Sonne vom Montmartre wollte aufgehen sehen, oder nach Neuilly wandern, wo vielleicht schon die Veilchen blühten? Ich kam in die Nähe des Palais royal. Alles still und unbelebt an einem Orte, auf dem man vor wenigen Viertelstunden noch Gefahr lief, sein Gehör zu verlieren. Hier vor dieser kläglichen Bretterbude lärmte eine Trommel, vor der dort drüben der heisere Ton einer Trompete: zwei Lustigmacher bemühten sich, die quacksalbernden Fertigkeiten ihrer Prinzipale anzupreisen, von denen der Eine eine Universaltinktur zu haben, der Andere Blödsichtige, Harthörige, Kropfige im Nu zu heilen vorgab. Dort schrie man den Anfang einer Hundekomödie aus, weiter oben waren Affen, hier links hölzerne Puppen die Akteurs. Auch die Wachsfiguren hatten sich schon zur Ruhe begeben. Ich mußte einen Theil meines Weges durch die Straße Quincampoix nehmen. Ich zitterte, als ich diese aus den Zeiten der Regentschaft so berüchtigte Gegend betrat. Ich war auf den Schauplatz jedes Verbrechens, das nur im Gefolge der Gewinnsucht und der Verzweiflung über Verlust auftreten kann, gerathen. Mein Haar sträubte sich bei dem Gedanken, an einem Orte zu seyn, der oft vom Blut des Meuchelmordes getränkt worden ist. Nicht lange, so war mein Entsetzen gerechtfertigt. Ich bemerkte, wie mir zwei verhüllte Gestalten in einer sehr

gemessenen Nähe nachschlichen. Sie verdreifachten ihre Schritte, als ich die meinen verdoppelte. So eben hatte ich die Achtung vor der Nähe des herzoglich Orleansischen Hauses so sehr aufgegeben, daß ich keinen Anstand nahm, einen fürchterlichen Schrei auszustoßen, als ich mich von den Bösewichtern angegriffen fühlte. Ich mochte einige Sekunden mit ihnen gerungen haben, als sie mich zu Boden warfen und davon liefen; die Schaarwache kam herbeigeeilt. Glücklicherweise haschte sie das eine der Ungeheuer, bat sich meinen Namen und Wohnort, die ich mehr stammelnd als redend angeben konnte, aus und überließ mich meinem Schrecken und meinem Heile, das ich in einer eiligen Flucht suchte. Ich warf mich fiebernd auf mein sicheres Lager.

V.

Es ist Schade um meinen Magister, daß sein Scharfsinn nicht zu einer edlern Seele gesellt ist. Ich erzählte ihm am nächsten Morgen mein nächtliches Abentheuer, und erstaunte über den Weg, den er zur Aufklärung desselben einschlug. „Wie?“ sagte er listig, „Sie zweifeln noch, daß es sich hier um keine Straßengaunerei, sondern um eine schurkische Intrigue handelt? Sagen Sie nicht selbst, die Banditen seyen unbewaffnet gewesen? Hätten sie eine Pistole gehabt, und wäre sie auch ungeladen gewesen, so würde ich auf den beabsichtigten Inhalt Ihrer Börse schließen. Hätten sie ein Stilet gezeigt, so würde ich“ — „Mein Gott!“ fiel ich ein, „Herr Magister, warum malen Sie eine Scene aus, die durch Gottes gnädige Fügung vereitelt worden ist!“ — „Ich setze ja nur die möglichen Fälle,“ sagte Jener heuchlerisch, „und danke dem Herrn, daß er Sie unter seinem Flügel so wunderbar geschirmt hat. Ich lebe jedoch der Ueberzeugung, daß Sie ohne Ihr Verschulden in ein abentheuerliches Verhältniß verwickelt sind, dessen Anfang wenigstens auf keine erfreulichen Folgen schließen läßt.“

Fast mechanisch kleidete ich mich an. Während sich meine Combinationen in tausend Möglichkeiten erschöpften, erzählte mir mein Mentor die ersten Gefühle, die der Aufenthalt in Paris in ihm erweckt hatte, ohne daß ich viel darauf hinhörte. Dieß begriff ich wohl, daß seine Pedanterie wieder in einen Kampf mit seiner angebornen Neigung gerathen war. In der Heimath hatte er zwar die neuern Erscheinungen der französischen Literatur mit Eifer studirt, dennoch stets ihre Frivolität verdammt und eine Achtung vor der Sitte, der Religion, den bestehenden Formen der Gesellschaft affektirt, die mir angeboren war. Jezt mitten in den Brütofen jener gefährlichen Weisheit versezt, war er in Verlegenheit, ob er dem unreinen Zuge seines Herzens, oder dem Zwange seiner falschen Verstellung folgen sollte. Es interessirte mich zulezt, wie er in diesem Schaukelsystem eben so mich, als sich selbst zu täuschen suchte, und wie tief ich es doch durchschaut hatte.

Endlich störte ihn in seinen Monologen, denen er beständig die Form einer mir gewidmeten Unterweisung gab, ein starkes Geräusch vor der Thüre. Wir vernahmen, daß Jemand die Treppe heranstürmte, nicht lange zwischen den vielen Thüren wählte, sondern eilend an die unsrige trat. Sie wurde rasch geöffnet und ein junger Mann von militärischer Haltung, schöner noch, als ich sie im Wachtsaale gesehen hatte, fiel mir um den Hals, nannte mich seinen Freund und Wohlthäter. „Wie soll ich Ihnen die Fülle meiner Dankbarkeit zu erkennen geben!“ rief er begeistert aus. „Sie sind dem Unangenehmsten ausgesezt gewesen, um mich aus einer Verlegenheit zu reißen, die sich empfindlich an mir hätte rächen können.“

Ich erstaunte nicht wenig, als ich die Veranlassung dieser stürmischen Bewillkommung erfuhr. Der nächtliche Ueberfall hatte nicht mir, sondern dem jungen Herrn von Vieurpiat, den ich vor mir hatte, gegolten. Herr von Vieurpiat war Kapitän in einem Regimente, das dreißig Stunden von Paris in Beauvais stand. Seine Liebe zu dem reizenden Fräulein d'Aubigny zog ihn öfter nach Paris, als er vom Befehlshaber seines Regiments Urlaub erwarten konnte. Obschon glücklich in seinen Bewerbungen, hatte er dennoch die Intriguen eines Nebenbuhlers zu fürchten, von dessen Liebenswürdigkeit zwar wenig, von seiner Macht aber Alles zu erwarten stand. „Ich unterlasse es,“ sagte der junge Herr von Vieurpiat, den ich bei jedem Worte seiner hastigen Erzählung mehr liebgewann, „Ihnen den Namen meines Gegners zu nennen. Sein Stand, seine Hülfsmittel sind für mich unerreichbar, so daß ich weder eine Genugthuung von ihm erhalten kann, noch seine Maßregeln immer unschädlich machen. Er weiß mich seit gestern in Paris. Weil er meine Gegenwart am meisten fürchtet, so sucht er jedes Mittel, sich ihrer zu entledigen. Ich verließ meine Kompagnie ohne Urlaub, und wenn ich gleich die leichte Strafe der Entdeckung nicht fürchte, so würde ich doch längere Zeit die Hauptstadt meiden müssen, eine Kombination, die mein gefährlicher Feind zu seinem Besten benutzen will. Der Ueberfall, dem Sie gestern durch einen Mißgriff ausgesezt waren, sollte nur dazu dienen, mich mit der Polizei in Berührung zu bringen, meinen Aufenthalt zu verrathen und mir eine militärische Strafe zuzuziehen. Ich kam so eben aus dem Hause meiner Braut, als ich Ihren Hülferuf hörte. Sie waren schon befreit, als die verworrene Aussage eines der Gefangenen meine Vermuthung bestätigte. Ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als Sie meiner Theilnahme, meines Danks und meiner dauernden Freundschaft zu versichern. Fräulein d'Aubigny erwartet Sie mit Sehnsucht, um hinter meinen Versicherungen nicht zurückzubleiben. Jezt werfe ich mich auf mein schnellstes Roß, das mich

in zehn Stunden nach Beauvais trägt. Einer meiner ersten Briefe ist an Sie gerichtet.“ Damit umarmte er mich noch einmal mit so vieler Herzlichkeit, daß mir die Thränen in die Augen stiegen. Bald sah ich ihn über die Straße eilen; in einem Augenblick war er verschwunden.

Es war wohl zweierlei, was mir für die unangenehme Nachricht, die Wege eines unstreitig sehr einflußreichen Großen gestört zu haben, Ersatz gewährte: der Besitz eines Freundes, an dessen aufrichtigen Gesinnungen ich nicht zweifeln durfte, da ich nie die Erfahrung eines so tief gefühlten Dankes gemacht hatte; außerdem aber auch eine gewisse Genugthuung vor meinem arroganten Magister, in dessen Gegenwart ich zum erstenmale als eine vollkommen unabhängige Person erschienen war. Sein Lächeln war unstreitig nur verbissener Aerger. Ich muß gestehen, daß ich mich recht zufrieden fühlte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, November.

(Beschluß.)

Missionsnachrichten aus China.

„Auf dem Gebiete von Gan-yo,“ fährt der Missionär Voisin in seinem Schreiben aus China fort, „wo meine meisten Christen wohnen, sind achtundvierzig Märkte, die man recht gut unsern kleinen Städten in Europa vergleichen kann. In jedem dieser Märkte werden neunmal des Monats kleine Messen gehalten, so daß die herumziehenden Krämer alle Tage einen andern Markt beziehen können. So ziehen sie auch heute da-, morgen dorthin. Nur den 10ten, 20sten und 30sten jedes Monats ruhen sie aus; manchmal haben sie auch nur zwei Ruhetage, was geschieht, wenn der Mond nur 29 Tage hat. Zu diesen Messen strömen eine große Menge Menschen zusammen, und es werden da eine außerordentliche Menge Lebensmittel zusammengebracht. Wiewohl mein Distrikt so ausgedehnt ist, so muß man ihn doch einen der bequemsten nennen, denn es gibt chinesische Priester, deren Sprengel sich über das Gebiet von zehn Städten erstreckt, wodurch der größte Theil ihrer Zeit über dem Hin- und Herreisen vergeht, und sie in der Regel auf der Landstraße sterben. Man würde weniger über die Größe unsrer Distrikte erstaunen, wenn man einen Begriff von dem Umfang der Provinzen in China hätte. So eine Provinz ist ein hübsches europäisches Königreich. Diese Länder kommen einem noch dazu, der unbequemen und winkeligen Straßen wegen, doppelt groß vor; denn ist man unterwegs, so ist es einem, als nehme das Reisen gar kein Ende. Ja, die Landstraßen China's sind nicht bequem, und man würde sie bei uns fast Fußpfade nennen. Hat man auf so einer Straße das Unglück, einem Tragsessel oder einem Büffelochsen zu begegnen, so muß man eine passende Stelle zum Ausweichen suchen, sonst wird man in ein benachbartes Reisfeld gedrückt, was mir ein paarmal begegnet ist, weil ich mich nicht recht in Acht nahm. Die Landstraßen und Wege sind so gekreuzt und winkelig, sie laufen so durcheinander, daß chinesische Augen dazu gehören, sich zurecht zu finden. Den Chinesen genügt's, ein einzigesmal durch eine Gegend gekommen zu seyn, um sich künftig darin zurecht zu finden. Man kann sagen, für die Chinesen gebe es kein Labyrinth. Die sogenannten Landstraßen sind nicht, wie bei uns in Europa, geradlinig, sondern ihre Richtung hängt vom Willen jedes Landeigenthümers ab, dessen Besitzung sie berühren, so daß der Mandarin und der Vicekönig in seiner Sänfte so gut den Umweg um das kleine Feld eines armen Bauern machen müssen, wie der Büffeltreiber. Die Häuser sind eben so unbequem, als die Landstraßen; sie haben nur ein Erdgeschoß, so daß man im Innern überall die Dachziegel sieht. Die Bauart ist überall dieselbe; selbst die Miatsées oder Tempel der chinesischen Idole und die öffentlichen Gerichtsgebäude haben nur ein Erdgeschoß; ja die Wohnung des Kaisers in Peking ist ebenso, obgleich viel weiter und größer. Nur darin ist ein Unterschied, daß in den Häusern der Großen und Reichen Decken, aus Bambusrohr geflochten und mit Papier beklebt, unter den Ziegeln angebracht sind und sie verstecken, auch das Einfallen des Staubs hindern. Bei den Reichsten und Angesehensten finden sich selten Dielen oder gelegte Fußboden. Auch wir wohnen und schlafen in der christlichen Administration auf der bloßen Erde, die überdieß manchmal noch recht feucht ist.“ — Im folgenden Jahre schrieb Voisin wieder an den Bischof von Pignerol: „Wir haben voriges Jahr (1831) eine kleine Christenverfolgung gehabt, die von einigen uns abgeneigten, nur auf Umwälzung bedachten Sektirern und von einem übelberüchtigten Mandarin herrührte. Herr Imbert, einer von unsern Missionären, glaubte sogar, vor ihnen fliehen zu müssen. Da jedoch der Vicekönig an dieser Verfolgung keinen Theil nahm, so hat es damit noch keine große Gefahr. Ein chinesischer Christ aus dem Innern des Landes ist zu ewiger Verweisung verdammt worden, Se. Maj. der Kaiser aber, der den Christen im Stillen wohl will, hat bisher das Urtheil nicht bestätigt. Indessen ist in so veränderlichen Zeiten, wie die unsrigen in China, nicht auf diese Gunst zu rechnen, denn morgen kann die Regierung umgestürzt seyn und Alles eine andere Gestalt haben. Wir müssen bereit und gefaßt seyn auf Alles, und dürfen keinen Augenblick auf Ruhe rechnen. Wir verlassen uns allein auf die göttliche Vorsehung. — Ew. Gnaden schreiben mir, daß Herr Michaud, Missionär in Luisiana, noch immer meine Antwort auf seinen Brief erwarte; diese schrieb ich aber schon vor zwei Jahren und ließ sie mit einem amerikanischen Schiff aus Kan-tong abgehen, das nach Neuyork ging; mein Brief ist also wahrscheinlich verloren gegangen. Dieser werthe Herr Confrater sagte mir in seinem Brief, er beschäftige sich neben seinen geistlichen Verrichtungen auch mit Naturgeschichte; dieß können wir in China nicht. Wir haben nicht, wie er, nur eine Stadt mit ungefähr acht Stunden im Umkreis zu versehen. Wenn ich indessen in der Folge einmal Gelegenheit habe, so will ich mir einen Moschushirsch oder eine Moschusgazelle zu verschaffen suchen, denn unsere Naturkundigen in Europa kennen dieses Thier noch nicht genug, so wie noch manche andere, bei der großen Population selbst in China seltene Thiere. Im Innern des Landes gibt es aus diesem Grund wenig wilde Thiere; um sie zu finden, muß man in die Gebirge gehen, wo Felsen, Schluchten, Höhlen und Bäume sind. Außerdem ist Alles bebaut und benuzt, bis auf die Ränder der Wege. Daher ist auch das Holz sehr theuer, und zum Brennen bedient man sich der trefflichen Steinkohlen, die in China im Ueberfluß gegraben werden. — Dieses Jahr hat mir der Herr die Gnade geschenkt, fünfzehn Erwachsene zum Christenthum bekehren und taufen zu dürfen.“

Noch liegt ein Brief eines andern savoyischen Missionärs aus St. Peter, in der Nähe der Behringsstraße, vor mir, aus dem ich Ihnen nächstens einen Auszug, nebst Einigem über unsere Literatur mittheile.

Beilage: Kunstblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 297.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 12. December 1832.

— O mensonge! ô noirceur!
Au plus aimable, au plus clément des princes
Donner les noms... Quelle absurde fureur!
Chacun les lit, ces archives d'horreur!

Voltaire.

Geständnisse eines Porträts.

(Fortsetzung.)

VI.

Es währte nicht lange, so hatte ich eine Einladung zum Herrn d'Aubigny erhalten. Mein Bruder wünschte mir Glück zu einer so glänzenden Bekanntschaft; denn ich hatte die Erlaubniß, ein Haus zu betreten, in welchem sich die Liebe zum Glanz mit dem Vermögen, sie auf das Lebhafteste zu nähren, vereinigte. Herr d'Aubigny, großmüthiger Verächter von Ehrenstellen und leeren Titeln, verstand den Werth seines weitläuftigen Länderbesitzes zu benutzen und seine Reichthümer durch einen uneigennützigen und glänzenden Aufwand zu schätzen. Sein Haus stand Jedem offen, der entweder den Werth einer feinern gesellschaftlichen Unterhaltung zu würdigen, oder diese selbst durch seinen Geist, seine Kenntnisse, seine Erfahrungen zu beleben wußte. Ich hatte kaum die ersten Zimmer des geschmackvollen Hotels betreten, als mir der Besitzer entgegenkam, mich mit natürlicher Herzlichkeit in seine Arme schloß und eine Reihe von Danksagungen eröffnete, die von seiner reizenden Tochter mit derselben Wahrheit geschlossen wurde.

In dem Salon traf ich eine ausgewählte Gesellschaft, die in einer sehr lebhaften Unterhaltung begriffen schien. „Sie wissen vielleicht noch nicht, Herr Graf," begann Fräulein d'Aubigny, „daß jene fatalen Nebel, die heute der Sonne den Durchgang streitig machen, einen Trauerflor bedeuten, in den sich Paris in seinem Schmerze gehüllt hat?" — „Die Geschichte des gestrigen Abends," ergänzte der Vater, „bezeichnet außer Ihrem Unfalle noch ein anderer Akt der Unmenschlichkeit. Der liebenswürdige Prinz Eduard ist gestern in der Oper überfallen worden und von seinen Feinden nach Vincennes geschleppt." — „Darf ich meinen Ohren trauen!" rief ich entrüstet, „jener unglückliche Fürst, der von dem Schlachtfelde bei Culloden nach Frankreich eilt, um hier ein Asyl zu finden?" — „Nicht anders," antwortete eine große, hagere Figur, in der man mir den Dichter Desforges vorstellte; „dieser Prinz, dessen unglücklichen Vorfahren Louis der Große einen dauernden Schutz gewährt hat, wird vor den Augen desselben Volkes, das ihn früher mit seinen Liebkosungen erdrückte, von den Garden des Königs ergriffen und aus Frankreich verwiesen." Ich erschrack über eine in der französischen Geschichte unerhörte Behandlung, und konnte die Frage nicht unterdrücken: „Wer ist es, der hier gesiegt hat? die Intrigue? die Autorität der englischen Nation? die Unmenschlichkeit?" Mir selbst kam diese übereilte Frage unüberlegt vor. Ich war so unvorsichtig gewesen, die Veranlassung zu einer Menge Beschuldigungen zu geben, die im Saale widerhallten. Ein ältlicher Herr, dessen Ernst und Würde mir die tiefste Verehrung einflößte, obschon mich seine kecke Zunge in Verlegenheit setzte, rief aus: „Es ist erklärlich, daß Besiegte die Anmaßung haben, ihren Siegern Gesetze vorzuschreiben, aber

empörend, wenn diese bereit sind, sie zu erfüllen. Der Sieger von Fontenay, ein König, den die Nation mit dem Namen des Vielgeliebten begrüßte, beordert seine glorreichen Garden, diesen Befehl zu vollstrecken, der uns zu Sklaven des gedemüthigten Kabinets von St. James macht! Kann, ich will nicht sagen der Beleidigte an Frankreichs Macht keinen Rächer, wenigstens der Verfolgte an seiner Großmuth keinen Schützer mehr finden? Während die stolzen Erklärungen, mit denen Jakob II., der König Stanislaus und selbst dieser jüngste Flüchtling von uns empfangen wurden, noch aus keines Franzosen Gedächtnisse verwischt sind, spricht der Meineid der ruhmvollen Erinnerung, die Schwäche dem stolzen Bewußtseyn eines Siegers Hohn."

Während ich noch schwankte, ob ich an dieser rücksichtslosen Apostrophe die Redekunst eines alten Römers, oder die Hartnäckigkeit eines Parlamentsgliedes, oder gar die Irrthümer eines Jansenisten erkennen sollte, wurden die Flügelthüren stürmisch geöffnet, und ein kleiner Mann von jenem zweideutigen Aussehen, daß man nicht weiß, ob man es jung oder alt nennen soll, trat mit hastigem Schritte ein. Es war der Abbé du Pin, die personificirte Fama von Paris, ein Katalog aller Neuigkeiten, ein Register aller Namen, die nur in das Interesse des Tages verwickelt seyn konnten. „Sie wissen Alle," rief er mit vielen Verbeugungen, „daß ich über Für und Wider erhaben bin, daß ich an jedem Dinge nur das Interesse habe, es zu wissen, und die vollkommenste Genugthuung in meiner Neutralität finde. Die öffentliche Meinung gährt in diesem Augenblicke wie ein aufgeregtes Meer — Sie erfuhren es längst — die und aufspritzenden Schäume sind mehrere beißende Spottgedichte, die ich im Fluge glücklich erhascht habe. Ueberzeugen Sie sich: die Reime sind vorzüglich rein, die Sylben sind nirgends verzählt, die Anspielungen sind passend und geistreich. Wie ich schon sagte und wie ganz Paris weiß, für den Inhalt steh' ich nicht. Ich fürchte, die Polizei folgt mir schon auf dem Fuße; sie hat nicht Unrecht. Warum? ich bin ein wandernder Buchladen." Bei diesen Worten sah man ihn schon nicht mehr. Er hatte, während er sprach, mehrere kleine Blätter an die Gesellschaft ausgetheilt, nahm ihren freundlichsten Dank und entfernte sich so schnell, als er gekommen war.

Es war nicht zu läugnen, ich hatte ein Pamphlet in meiner Hand. Obschon ich von der Polizei, deren Erwähnung mit furchtlosem Lachen aufgenommen wurde, nichts besorgte, so war mir dieser Besitz doch so peinlich, als hätte man mir falsche Banknoten zugesteckt. Zum Glücke war in diesem Augenblicke alles mit Lesen beschäftigt, so daß man meine Verlegenheit nicht bemerkte. Wie unerträglich für mich, wenn hier oder dort Einer in lautes Lachen ausbrach, mit den Händen klatschte und von den Uebrigen gefragt wurde, was es gäbe? worin der Witz, die Anspielung, die Bosheit stäke? Ja, um meine Leiden voll zu machen, kam man überein, Jeder solle sein Blatt vorlesen, wo denn auch mich die Reihe treffen mußte. Welche dreiste Wendungen in diesen Ergüssen der Leidenschaft! Wie herb, wie grausam war Alles auf die Spitze gestellt! Wie bitter ergoß sich die Quelle des Unmuths selbst auf Dinge, die gar nicht mit dem vorliegenden Falle in Berührung standen! Eine der gelindesten Invektiven war noch die, welche Fräulein d'Aubigny vorzutragen hatte. Sie hielt sich, wie billig, an das Unglück des Fürsten, an die Theilnahme des Pariser Publikums und schloß mit dem schönen Troste:

Du tems braveras les fureurs,
Si tu n'as pas une couronne,
L'univers entier te la donne:
Ton empire est dans tous les coeurs.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wanderungen in den Umgebungen Roms.

(Fortsetzung.)

Unter solchen Gedanken waren wir auf der Richtung der alten Via triumphalis, die durch den Triumphbogen des Konstantin nach dem großen Eingange des Cirkus maximus führte, zwischen dem Palatinus und Cölius, am Fuße der Trümmer der Kaiserpalläste hin, vor dem Kloster des heiligen Gregorius angekommen. Dieses Kloster ist durch seinen Stifter und die Zeit seiner Stiftung sehr merkwürdig und zeigt in der Gestalt, die das Christenthum schon damals in Rom angenommen, und in der Weise, wie es zu herrschen begann, den äußersten Kontrast mit der Art und Gestalt des heidnischen Roms. Nie hat derselbe Boden zwei so verschiedene Schöpfungen getragen, als die Stadt des Romulus und die Stadt der Päbste.

Dieses Kloster, St. Gregorii genannt, liegt auf dem westlichen Abhange des Cölius, den schönsten Ruinen des Palatinus gegenüber. Die Gebäude sind durchaus restaurirt und modern, und doch erweckte dieses Kloster in uns am meisten den Gedanken an jenen merkwürdigen Scheidepunkt der antiken und modernen Zeit, wo von diesem Hügel jener Mann ausging, der durch den Eifer, womit er Armuth, Entsagung, Gehorsam dem Volk überall mündlich und schriftlich einschärfte, durch die Feier des Gottesdienstes, die er einführte, die Gesänge, Prozessionen, die er anordnete, die lezten Spuren römischer und heidnischer Gesinnung tilgte; wir meinen — Pabst Gregor den Großen.

Rom war schon unter Honorius und Valentinianus erobert und verheert worden, es erhielt sich aber bekanntlich, wenn auch schon zerrissen, noch eine Zeitlang als

Staat, und die fremden Eroberer wurden von den Feldherrn des oströmischen Kaisers im Anfange des sechsten Jahrhunderts vertrieben. Der unterscheidende Charakter römischer Sprache, Sitte und Einrichtung, die vorübergehende Erscheinung der fremden Einwanderer lassen auch ohne ausdrückliches Zeugniß schließen, daß der politische Untergang des römischen Reiches nicht von dem der nationalen Eigenthümlichkeit selbst kann begleitet gewesen seyn. Zwar hatte Konstantin der Große durch die Annahme des christlichen Glaubens, so wie durch die Trennung der Militär- und Civilgewalt, deren Einheit der unterscheidende Charakter römischer Verwaltung war, die Verfassung des Staats gänzlich verändert; wenn man aber bedenkt, daß noch unter Theodosius Götterbilder in der Kurie des Senats standen und daß unter seinen Nachfolgern häufig der alten Religion angehörige Staats- und Kriegsbeamten in hohen Ehren gefunden werden, so begreift man, daß die christlichen Religionsbegriffe, obgleich sie die alte Welt von Grund aus erschütterten, sie damals noch lange nicht überwunden hatten. Wie jede entscheidende Zeit in der Geschichte ihre hervorragenden Träger findet, so auch damals. Pabst Gregor der Große, obwohl als Christ geboren, hatte, wie man aus seinem Leben und seinen Schriften sieht, von dem Geiste altrömischen Wesens, dem Gefühle örtlicher und sprachlicher Ueberlegenheit so viel in sich, daß er, bei der Unbestimmtheit oder Entfernung der Herrscher, dem Mangel großer Familien, seitdem der Senat unter Totilas umgebracht war, und der Ungewißheit aller städtischen Verhältnisse, auf derselben Stelle, wo die eine Weltherrschaft in ihren lezten Funken verglühte, den Grundstein zu einer neuen, eben so dauernden, eben so um sich greifenden legte. In dieser Beziehung sind seine Briefe sehr merkwürdig. Jene dem kalt reflektirenden Verstande unerklärbare Zuversicht, alle irdischen und überirdischen Verhältnisse zu leiten und zu entscheiden, die Erhebung und unbedingte Berechtigung alles Kirchlichen über Weltliches, in der Art, wie die alten Römer sich für natürliche Herrn des Erdkreises hielten und an eine Ewigkeit ihrer Macht glaubten, der bald milde, versöhnende, bald herrschende, eingreifende Sinn, überzeugten uns, daß die Wirksamkeit dieses Pabstes das Thun und die Bedeutung seiner spätern Nachfolger vorbildlich in sich schließe. In den kirchlichen Anordnungen und Einrichtungen, für welche Gregor außerordentlich thätig gewesen ist, tritt überall das Bestreben hervor, dem geistlichen Stande eine ganz abgesonderte, überlegene Stellung über dem Volke anzuweisen und den Gottesdienst so anziehend und regelmäßig als möglich einzurichten.

Der Untergang der alten Sitten und Gebräuche, die gänzlich verschiedene Richtung aller Gefühle und Gedanken, statt der Gegenwart die Hoffnung nach dem Tode, statt thätiger Kraft und Ausdauer, die das Leben der alten Römer erfüllten, Geduld in Leiden, statt nationalen Stolzes Demuth und Reue, diese Veränderung der Begriffe muß allmählig das Leben in seinen kleinsten Zügen verändert haben. Bei dem Mangel alles politischen Gemeinsinns zu jener Zeit in Rom mag sich der kirchliche Einfluß schnell festgesezt haben, langsam mögen aber die poetischen und philosophischen Begriffe und Bilder aus der antiken Welt unter den Gebildeten gewichen seyn, da das Christenthum für diesen Verlust damals nichts bieten konnte. Wie sonderbar müssen sich die neuen Prozessionen, mit dem Gekreuzigten an der Spitze, auf den stillen Märkten und Straßen ausgenommen haben, wo noch jeder Schritt an die alten Götter und Helden erinnerte! Dieß war eine Zeit der ungeheuersten Kontraste, und in dieser Beziehung von unvergleichlichem Interesse. Da die christliche Religion, so wie sie das Pabst- und Mönchsthum auffaßte, sich der Blüthe der heidnischen Kultur entgegensezte, schon sehr verschieden von den Zeiten des Augustinus und Hieronymus, so muß die philosophisch-poetische Bildung des Alterthums damals ihren lezten Einfluß verloren haben und im Leben untergegangen seyn. In der Art aber, wie das Christenthum sich damals geltend machte und die alte Bildung ausschloß, liegt eigentlich der Grund zu der Vernichtung derselben, zu dem Verluste so vieler Schätze, liegt der Grund der hereinbrechenden Barbarei. Die Kirche gab die Werke des antiken Geistes erst dem Hasse, dann der Verachtung preis, und so wurden sie zulezt, sammt der alten Geschichte, dem Volke fremd. Wie wäre es sonst erklärbar, daß in Rom, das noch im 5ten Jahrhundert eine große Bevölkerung und ungeheure Reichthümer besaß, das durch so viele Jahrhunderte der Mittelpunkt der Welt und aller Kultur gewesen war, durch die nie lang dauernde fremde Okkupation alle Bildung, zulezt fast die Erinnerung der alten Welt hätte vernichtet werden können, wenn dieß nicht durch geistliche Mittel, durch geistlichen Einfluß geschah; die größten äußern Drangsale hätten nie den Sinn der Zeit so gänzlich verändern können. Als die Gesinnung, welche die alten Götter und Heroen als Geburten der Sünde und des Irrthums betrachtete, Gehorchen höher als Herrschen stellte, den Stolz und die Größe der Vorfahren als Frevel und Verderben betrachtete, unter dem Einflusse des Pabst- und Mönchthums zur Zeit Gregors des Großen allgemein zu werden begann, da fing die Stadt des Romulus an unterzugehen. Bis zu dieser Epoche sollte jede römische Geschichte führen. Denn der äußere Untergang des römischen Reichs war eine unbedeutende Begebenheit, da auf dem Throne der Cäsaren längst Ausländer gesessen hatten, und die Formen der Regierung sich unter Theodorich wenig änderten.

(Die Fortsetzung folgt.)

An Sie.

Aus deinem Auge sind entsprungen
Die Lieder, die ich dir gesungen,
Wie oft am blauen Meeresstrand
Ein Knab' Korallenkränze wand.

O tiefe, heil'ge Meereswogen,
Wär' ich in euern Grund gezogen!
O Augen, wogenblaue Augen,
Dürft' ich mich tiefer in euch tauchen!

Und soll ich nie die Heimath finden,
Geliebte, ach! dein heil'ges Herz,
Verloren meine Jugend schwinden
In stumm verglühtem Heimwehschmerz,

So laß doch meiner Seele Lieder,
Die alle dir in Liebe glühn,
So laß doch meine Sänge wieder
In ihre blaue Heimath ziehn.

Wunsch.

O träum' nur einmal, einmal nur von mir
Und führe mich in deiner Seele Tempel ein!
Wie heilig muß es, ach! in deinen Träumen seyn,
Wenn all' des Herzens schöne Blüthenpracht
Im Schlummer glänzend dich umlacht,
Umschlossen von des Auges blauer Himmelszier!

Wir passen nicht zusammen.

Lieb' hat Rosenwangen,
Lippen glühend roth,
Und im blühenden Busen
Ein Herz für Liebe todt.

Ich hab' bleiche Wangen,
Lippen kalt wie Eis,
Und im klopfenden Busen
Ein Herz so liebeheiß.

C. A. Lebret.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

Die Gemäldeausstellung.

Unsere zweijährige Gemäldeausstellung war seither ein großer Kampf, welcher sich nun zu einem gewissen ausgesprochenen Siege entschieden hat. Anfangs war es ein Kampf zwischen dem Alten und Neuen, zwischen der akademischen Schule, der man wohl nur mit Unrecht den Namen der klassischen beigelegt hätte, und den Jüngern, die sich herausgebildet hatten aus dem Aufenthalt einzelner Maler in Rom, und deren Schule mit etwas mehr Recht die romantische hieße. Jemehr jene zurücktrat, um so deutlicher trat unter diesen Wilhelm Schadow mit seinen Schülern heraus, und jezt ist im Grunde nur noch von ihm und diesen, und von der sogenannten Düsselderfer Schule die Rede, mit der einige wenige hiesige und auswärtige Maler durch einzelne, leider isolirte Bestrebungen zu wetteifern suchen. Die ältern Maler und Mitglieder der Akademie treten eigentlich ganz aus der Bewerbung aus, indem, was sie zu Tage bringen, nur und kaum dann zur Sprache kommt, wenn es ins andere Extrem des Verfehlten und notorisch Lächerlichen verfällt. Merkwürdig bleibt aber, daß auch fast Alles, was von den Schülern der Akademie geleistet wird, schwächlich und verfehlt sich darstellt und gar keinen Vergleich aushält mit den, wenn auch schülerhaften Produktionen der jungen Leute, welche den Unterricht einzelner Meister geniessen. So tritt, ausnahmsweise gegen die allgemeine Richtung der Zeit, in dieser Kunst subjektiver Einfluß heraus, und es wird immer bedenklicher, ob die öffentlichen Kunstakademien der Kunst förderlich sind; auf keinen Fall halten sie Schritt mit dem, was die öffentlichen Schulen in der Wissenschaft thun. Es bliebe auch noch zweifelhaft, ob, wenn das Lehrerpersonal sich verjüngte und durch eminente Talente auffrischte, das gewirkt würde, was man will. In einem andern Kunstfache, beim Theater, hat es sich schon zur Genüge ausgesprochen, wie keine autorisirte Kunstschule Talente bildet. Ist es doch mit der Wissenschaft außerhalb Deutschland ebenso; die größten Gelehrten in Frankreich und England bilden sich nicht auf den Schulen und Universitäten, sondern im Umgang und Unterricht einzelner bedeutender Männer, gleich den jungen Advokaten, die bei berühmten in die Lehre geben. Nur der göttliche Funke, der seit unserer Reformation in unsern Schulen glimmt und noch bei den meisten wärmt und Feuer weckt, macht in unserm Vaterlande eine Ausnahme in der Wissenschaft.

Ehe die Düsseldorfer Bilder eintreffen, rumort das Gerücht. Man spricht von Wunderdingen. Sind sie eingetroffen, so wird es für den Augenblick still, man fühlt sich nicht so überrascht, als man erwartet; aber man will es doch seyn und wird es allmählig. Zum guten Willen hilft sehr viel, daß Schadows Schüler, wenn auch meist aus Berlin, doch nicht in Berlin arbeiten, daß ihre Werke, nicht unter unsern Augen gemalt, eine fremde Luft athmen. Würden sie hier entstehen, sie trügen den herkömmlichen Fluch, daß ihnen der Berliner mißtraute, daß er nach Motiven, Modellen suchte und sie mit Witzen ausstattete. Nun aber sind sie fremd, und doch Berliner Kinder. Solche mit Ruhm des Auslands Geschmückte werden, wenn sie heimkehren, mit ungeschmälerten Ehren empfangen. Der Neid aber rührte sich jedesmal, und er ist unvermeidlich. Es ist hier nicht blos von Kunst-, sondern auch vom Brodneide die Rede, welch lezterer kaum den gehässigen Namen verdient, wenn man berücksichtigt, daß die ältern unter den hiesigen Künstlern, Familienväter mit sparsamem Einkommen und desto mehr Kindern, in der That durch den Glanz der jung aufstrebenden Kräfte um ihren Erwerb gebracht zu werden drohten. So etwas zu verschmerzen, dazu gehört heroische Tugend. Daher ihr Ingrimm gegen die Kritik aller und jeder Art, denn sie kamen überall schlecht weg; daher eine anatomische Kritik ihrerseits, dem Publikum zu beweisen, welche Zeichenfehler dieses und jenes bewunderte Gemälde hat. Das Publikum aber hörte nicht darauf, es freute sich an dem Gelungenen, und was dem Eindruck nicht schaden konnte, blieb ihm gleichgültig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 126.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 298.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 13. December 1832.

Wo sonst des finsterlockigen Donnergotts
Siegreicher Aar ausbreitete scharfe Klau'n,
Da hob sich manch Jahrhundert über
Gipfel und Zinne das Kreuz und herrschte.

Platen.

Wanderungen in den Umgebungen Roms.

(Fortsetzung.)

Unter solchen Betrachtungen standen wir oben auf der Treppe des Klosters des heiligen Gregorius. Gegenüber lagen die schönen Ruinen der Kaiserpaläste. Das Wetter, im Januar, war mild wie im Frühling; in den Weingärten der Nachbarschaft arbeiteten die Leute, was im Gegensatz zu den Erinnerungen, welche die Umgebung einflößte, einen angenehmen Eindruck machte. Rechts vor uns, auf einer Spitze des Aventinus, lag die alte Kirche der heiligen Balbina gar malerisch. Als wir in die Straße bogen, die nach der Porta St. Sebastiano führt, gingen wir an der Kirche der Heiligen Nereus und Achilles vorbei, in welcher sich ein marmorner Sessel befindet, auf welchem, wie man erzählt, Gregor der Große predigte, und auf welchem sich der Anfang einer seiner Homilien eingegraben findet. Von dem Daseyn dieses Pabstes finden sich überall in Rom Erinnerungen, und dieß zeigt, welchen Eindruck seine Wirksamkeit hervorbrachte, da man nicht vergessen darf, daß er vor beinahe zwölf Jahrhunderten lebte. Nicht weit hievon befindet sich auf der entgegengesetzten Seite des Weges die Kirche des heiligen Sixtus, in einem Thale, das von dem Cölius und einem Hügel, heutzutage monte d'oro genannt, gebildet wird. Hieher wird von einigen neuern Antiquaren das berühmte Thal der Egeria versezt, wie es scheint mit richtiger Anwendung der alten Schriftsteller, besonders einer Stelle des Juvenal in seiner Reise des Umbricius, der das Thal der Egeria zur Seite der Porta Capena verlegt. Auf einem Platze neben der Kirche des heiligen Sixtus, wo sich ein Gemäuer mit schlechten, halberloschenen Heiligenbildern befindet, theilt sich der Weg. Rechts beginnt die alte Via Appia, links die Via latina. Die alte Porta Capena war für beide Straßen, denn beide gingen durch sie, aber nach der Vergrößerung der Stadt wurde für die Via latina eine eigene Porta latina angelegt, die jezt zugemauert ist. Wir sahen dann die kleine Kirche St. Cäsario in Palatio, über der ein im römischen Alterthum berühmter Hügel liegt, auf dem sich einst der Tempel des Mars extramuraneus befand. Man geht durch die fast immer offene Thüre eines Weingärtners. Der Hügel ist bepflanzt, aber ohne Ruinen, und ein Tempel muß daselbst eine herrliche Wirkung gethan haben.

An dem Grabmal der Scipionen vorbei und durch den Triumphbogen des Drusus gelangten wir an das Thor des heiligen Sebastian, zu dessen gewaltigem Bau aus Quadern und den alten Stadtmauern die häßlich gekleideten, übel aussehenden Douaniers einen sonderbaren Kontrast bildeten und an das Elend des neuen Roms erinnerten.

Die nächsten Umgebungen vor den Thoren Roms haben das Eigene, daß die sich daselbst befindlichen Villen oder Weingärten von so hohen Mauern umschlossen sind, daß man wie in einer Thalschlucht einsam hinwandelt. Diese Sitte, die hier allgemein ist, hat etwas Düsteres und

Klösterliches, wie denn der von Natur heitere Charakter des römischen Volks von dem so lange dauernden Einflusse der Priesterkaste allmählig umgewandelt wurde. Auf solchem Wege, an den rechts auf hohen Substruktionen emporragenden Grabmälern hin, gelangten wir zu der Kirche des heiligen Sebastian, dessen Leiden den ältern Malern so vielen Stoff gegeben hat. Diese Kirche, obgleich sehr alt in ihrer ersten Anlage, ist später so oft restaurirt worden, daß nur der allgemeine Plan derselben und einzelne Denkmale an den Ursprung des Ganzen erinnern. Es war heute das Fest des heiligen Sebastian in dieser seiner Hauptkirche; aber nur wenige Mönche aus andern Klöstern hatten sich eingefunden, dasselbe mit zu feiern, und Leute aus der Stadt fehlten fast ganz. Unter den Franziskanern, denen jezt Kirche und Kloster gehören, gab es einige schöne, ausdrucksvolle Köpfe. Die Statue des Heiligen, in weißem Marmor, Pfeile in der Brust, liegt in einer Nische, über ihr steht ein Altar, und den Messen, die an ihm gelesen werden, schreibt man eine besondere Wirkung zu. Das Haupt des Heiligen ruht auf einer Rüstung, weil er ein Krieger war, die rechte Hand ist auf die Brust gelegt. Es ist, als hörte man aus dem schmerzlich geöffneten Munde die schönen Worte des Psalmisten: sagittae tuae, Domine, sunt infixae mihi. (Psalm 38. 3.)

Die alten katholischen Kirchen haben für uns von jeher, um ihrer Denkmale und Inschriften willen, ein besonderes Interesse gehabt, und wir wüßten, Museen, in denen bedeutende Kunstwerke aufbewahrt werden, ausgenommen, keine Räume, die uns gleichmäßig anzögen. Nirgends wird die Vergangenheit so lebendig, als in diesen Statuen, Büsten und Inschriften. Dort liegen Bischöfe und Ritter auf Sarkophagen, das Haupt auf die eine Hand gestüzt, während die andere den Krummstab oder das Schwert hält. Es sieht aus, als könnten sie sich von ihrem Schlummer erheben; aus Büsten sehen kraftvolle Züge die Vorübergehenden an und die halb erloschenen Inschriften am Boden, über den Grüften, erinnern an jene kalte und finstere Nacht, der Niemand entrinnt. Wenn man hiezu nimmt, daß man Namen, Schicksale, Jahre als Erklärung findet, so zeigt sich eine Vergegenwärtigung menschlichen Daseyns, die, durch die Entfernung der Zeit und der Umstände noch gehoben, ein ergreifendes Interesse gewährt. Der Tod erscheint hier als das Haupt der Medusa, vor dessen Anblick sich das Leben in Stein verwandelt; aber diese kalte, farblose Welt trägt selbst in ihren Schauern Etwas, dem ahnungsvolle Gemüther sich gern hingeben.

Beim Hinausgehen aus der Kirche sieht man links eine lateinische metrische Inschrift über dem Grabe eines Märtyrers Eutychius, die in ergreifenden Ausdrücken über die Tyrannei der damaligen Christenverfolger klagt. Wir haben in Rom Gelegenheit gehabt, oft Inschriften dieser Art zu lesen, und es ist uns aufgefallen, wie in ihnen, obwohl der Zeit nach vollkommen dem Alterthum angehörig, sich die ersten Anfänge der spätern christlichen Latinität zeigen, nicht etwa blos in einzelnen Ausdrücken und Wendungen, sondern in dem ganzen Geist und Gehalt des Styls. — Das Gefühl eines grenzenlosen Unrechts, dem Mensch gewordenen Gotte in der Person seiner Verehrer angethan, der Stelle in der Apostelgeschichte gemäß: „Saul, warum verfolgst du mich?“ und ein bis zur Begeisterung gesteigertes Bewußtseyn höhern Werthes und höherer Hoffnungen, dieß, verbunden mit der in unsern Zeiten unbegreiflichen Macht, die das Christenthum über die ersten Generationen, die dasselbe ergriffen, ausüben mußte, spricht sich auf den Gräbern jener Märtyrer von dem Geiste des Alterthums gänzlich verschieden, aber sehnsüchtig und tiefsinnig aus. Man begreift, wenn man diese ersten Anfänge christlicher Latinität kennt, wie in spätern Zeiten eine eigene lyrische Poesie in lateinischer Sprache entstehen konnte, die den christlichen Geist in ihrer Weise eben so rein und schön abspiegelt, wie die edlen Gebilde bildender Künstler. Sonderbar ist es, wie fremd sich die christlichen Religionsbegriffe in der alten klassischen Sprache bewegen, und wir glauben, daß, so wie das römische Reich weniger den Einfällen der Barbaren, so zerstörend diese auch im Einzelnen waren, als dem Genius des Christenthums erlag, daß eben so die alte Sprache, auch ohne die Einwanderungen der Longobarden, Gothen u. s. w. durch den Geist des Christenthums allmählig verwandelt worden wäre. Dieser ganz neue, mächtige Inhalt würde sich aus den vorhandenen Elementen auch eine neue Form gebildet haben. In der Zeit, da das Feuer im Tempel der Vesta ausgelöscht wurde, der Feigenbaum ausgerissen, der Romulus und Remus Kindheit überschattet hatte, und die Farbe der alten Traditionen und Lokalitäten in den Gemüthern zu erbleichen anfing, da zeigten sich die Vorboten nahen, unausbleiblichen Verfalls. Die im neunten Jahrhundert so zahlreiche christliche Bevölkerung Roms bewunderte nicht mehr den Muth des Mucius Scävola, mit dem er seine Hand verbrannte, Niemand begeisterte sich mehr für den Heldentod des Cato von Utika, da Niemand sich mehr in diese Lage und Gesinnung hineindenken konnte. Durch die christliche Religion wurde der Begriff und das Gefühl ausschließender römischer Nationalität allmählig aufgehoben und unter Konstantin dem Großen existirte das römische Reich, nach Art mancher moderner Staaten, nur in seiner Regierung, Verwaltung und dem Heere, ohne eine Spur eigenthümlich bewegten Lebens. Das Gefühl einer, von der Nation ausgehenden Macht verlor sich gänzlich, und die außerordentliche Kraft, mit der sich die christliche Hierarchie, seitdem sie nicht mehr verfolgt

wurde, in Princip, Meinung, Disciplin und Sitte auszubreiten und allgemein zu machen anfing und eine dem, in seinem Ursprunge heidnischen Staate feindliche Macht zu entwickeln begann, riß die römische Welt aus ihren Fugen und gab sie den Barbaren zerrissen und fast widerstandlos hin. Das Christenthum trug gleich bei seinem Auftreten eine neue Welt in sich, und damit die Zerstörung derjenigen, die es vorfand.

Einen Kontrast zu jenen großen Erinnerungen gewährte uns die Büste und Inschrift eines im Kostüm des siebzehnten Jahrhunderts durch Bart und Ritterkragen ausgezeichneten Doktors der Medicin. Er fordert, gleich den alten Egyptern bei ihren Gastmalen, seine Freunde auf, sich nicht um seinen Tod zu kümmern, sondern fröhlich zu leben, da Jeder sterben müsse. Ein Seitenstück zu diesem lebenslustigen Doktor gibt ein Apotheker, der mit einer Mitra und dem Bischofsstabe geziert, in Stein gehauen am Boden ruht. Er hatte, wie die Inschrift sagt, Pabst Julius II. geheilt, und erhielt von diesem zur Belohnung die Stelle eines Abts an diesem Kloster, das damals Cistercienser inne hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geständnisse eines Porträts.

(Fortsetzung.)

Eben so wahr, wenigstens in einer eben so friedliebenden Phrase, hieß es in einem andern Gedichte, daß die Achtung der Welt wohl Ersatz seyn könne für das Scepter von England; denn jener könne er nie beraubt werden, weil er sie sich selbst erworben habe. Furchtbar aber waren die Aeußerungen, die in den heroischen Versen, welche der Herr des Hauses selbst las, vorkamen. „Darf man das Blut Heinrichs IV. einem Braunschweig opfern?" schrie der Pasquillant. „Ludwig, du nennst dich Schirmherrn der Könige; bist du es, wenn du sie verräthst? Wenn du dich einst für des Unglücklichen Stütze ausgabst, so mußtest du ihn auf den Thron erheben oder mit ihm fallen." Der Verwegene machte dann einen Uebergang von der Schwäche des Königs zu dem Einflusse der Marquise, und rief mit entsetzlicher Dreistigkeit aus: „Schöne Agnes Sorel, du bist nicht mehr! Du hättest einen König verachtet, der in dem Schooß der Schande schläft. Und du, feiger Minister, (der verdienstvolle Herr d'Argenson war gemeint) verkaufstest die Ehre deines Vaterlandes und einen Prinzen, den wir anbeten, dem Hause Braunschweig!"

Den Schluß dieses Libells, an dem die schöne Kunst des Verses zu der Schande einer solchen Anwendung gekommen war, hörte ich nicht, weil mich jezt das Loos des Vorlesens treffen mußte. Ich habe von Natur eine kräftige Stimme, weil ich immer laut studirte und mit meiner Tante viel Deklamirübungen trieb. So mag es gekommen seyn, daß sich, während mein Inneres vor Zaghaftigkeit bebte, der Ton meiner Stimme so kühn anhörte, als sey er der Ausdruck desselben Unwillens, der in meinen Alexandrinern kochte. Ich hatte kaum die Vorlesung mit der nichtswürdigen Anrede beendet: „Chèr prince, wenn Du auf dem Throne sitzest, so erinnere Dich, daß ein stolzes Volk nie einen trägen Fant mit dem Namen eines großen Mannes geehrt hat, man mag nun in Rom oder in Frankreich seyn!" als sich die unangenehmen Folgen jener Verwechselung deutlich zu erkennen gaben. Denn war diese nicht der Grund, warum sich mehrere der Herrn an mich anschlossen und mir deutlich zu verstehen gaben, wo sie die Uebel Frankreichs versteckt glaubten? Konnte es anders als im Irrthume geschehen, daß der Dichter Desforges an der Tafel zu meiner Linken placirt wurde, recht um mich über die Lage der öffentlichen Verhältnisse aufzuklären? Man sprach über Tisch nur von mißlungenen Finanzoperationen, von den Zurücksetzungen des Parlaments, von den Zwistigkeiten, die den Klerus und die Regierung trennten, beschuldigte die Minister des Königs der Gewaltthätigkeit, bezeichnete den König selbst, namentlich in den geistlichen Sachen, als unschlüssig und versteckt.

Nach endlich aufgehobener Tafel verließ mich der lange Dichter noch nicht. Er begleitete mich zu meiner Hausthüre, weil er behauptete, sie liege dicht an der seinigen. Ich versuchte es, den unendlichen Faden des Gesprächs abzuschneiden, ihn auf angenehmere Gegenstände zu bringen; es gelang mir nur zum Theil. Während er zwar meinen Fragen bereitwillig Rede stand, unterließ er doch nie, an Allem seine mehr dichterische, als philosophische Ungeduld auszulassen. „Wie!" sagte er, „diese Tempel, diese Palläste sieht das getäuschte Auge mit Rosenkränzen behangen; doch es sind klirrende Sklavenketten." Herr Desforges hatte kaum das ominöse lezte Wort ausgesprochen, als ein junger Mann athemlos auf uns zueilte, den Dichter bewegt bei der Hand faßte und ausrief: „O, meine Ahnung hat mich nicht getäuscht! Deine Verse haben Dich verrathen: Du bist als Verfasser der Epistel an den König der Gallier erkannt; lies diesen Brief: es ist nichts als ein Verhaftbefehl." Die Vermuthung war nicht übereilt. Herr Desforges hatte eine lettre de cachet in der Hand. Eines der fürchterlichsten Gefängnisse, die kleinen Stuben auf dem Mont Saint-Michel, in denen man weder der Länge nach liegen, noch der Höhe nach aufrecht stehen konnte (und Herr Desforges war so groß!), hatte ihm die hart strafende Gerechtigkeit angewiesen. Der Unglückliche umarmte mich mit einem schmerzvollen Blicke und überließ mich meinem sprachlosen Entsetzen; denn ich war es gewesen, der seine Epistel im Saale des Herrn d'Aubigny vorgelesen und in den Ausdruck des Vortrags so viel Wärme und Ueberzeugung gelegt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Die Kunstausstellung.

Dieser Neid ist nun allmählig, ich will nicht sagen verstummt, aber stumm geworden. Der Strom ist zu mächtig, die Anerkennung zu allgemein, vielleicht auch das Geleistete zu bedeutend, zu augenfällig. Warum sollte man indeß auch nicht glauben, daß das Vorzügliche einmal wirklich in Gemüthern ächter Künstler über Zunft- und Brodneid gesiegt habe und sie mit Freude anerkennen, was nicht mehr wegzuläugnen ist? Andrerseits ist beim bemittelten Publikum dergestalt die Kunstliebe oder Kunstmode gewachsen, und die bedeutendern Düsseldorfer Künstler sind mit Bestellungen auf mehrere Jahre im Voraus versehen, daß auch für Andere Luft wird und der nackte Handwerksneid nicht mehr nöthig ist. Es ist das etwas Merkwürdiges in einer Zeit, wo jede andere Kunst nur klagt. Die Kunstvereine am Rhein und hier haben in der That wohlthätig gewirkt, und was man befürchtete, daß, wenn sich das Mitleiden und andere Rücksichten einschleichen, mehr das Mittelmäßige begünstigt, als das Ausgezeichnete aufgemuntert werden würde, hat sich glücklicherweise noch nicht bestätigt.

So ist denn dießmal W. Schadow, der mit einigen seiner bedeutendsten Schüler von Düsseldorf zum erstenmale hergekommen, wie mit einer Art Triumph empfangen worden. Die literarischen und die Künstlervereine haben ihm und seinen Schülern zu Ehren Feste gegeben, die sich sehr vortheilhaft vor solchen Ehrenschmäusen auszeichneten, da Prunk und Schmaus zu Nebensachen wurden und die Anerkennung von etwas, was den Keim eines schönen, langen Fortlebens in sich trägt, die Hauptsache war. Die literarischen Gesellschaften, deren Mitglied er schon vor seiner Abreise war, dachten ihn am besten zu ehren, indem sie seine hier verbleibenden Schüler Hübner und Bendemann zu Mitgliedern aufnahmen, ohne sie den strengen Formen des Ballottements zu unterwerfen. Die jüngern Künstler überraschten bei einer sinnigen Abendfeier die Gäste durch eine Darstellung der ausgezeichnetsten Bilder von Lessing und Bendemann mit lebenden Figuren. An Privatfeierlichkeiten fehlte es nicht, und wenn es noch an der Zeit gewesen, würde auch das Comitat nicht gefehlt haben, das den geliebten Meister, wie einst Raphael in Roms Straßen, durch die von Berlin begleitet hätte. Es bliebe aber ein Problem, ob fünfzig junge Maler, immer hinter ihm herziehend, unsern Straßenjungen mehr Lust, oder dem Gefeierten mehr Pein verursacht hätten. In keiner Art kommt das Alte wieder.

Es sind weniger Pracht- und Effektstücke wie vor zwei Jahren aus Düsseldorf gekommen, welche als solche ins Auge sprangen und Kenner und Laien zugleich befriedigten; dagegen nimmt man wahr, daß die jungen Maler mehr von dem abgestreift haben, was man ihnen zum Vorwurf machte, von dem unwahren, geleckten Kolorit und jener Süßlichkeit und Wehmuth, welche Hoheit und Schönheit ersetzen sollte; auch macht jenes schüchterne Ringen nach dem Ideale immer mehr einer freudigen Gewißheit Platz. Lessings Einfluß, könnte man sagen, hat in der Schule über den Geist gesiegt, der sich durch den Meister und Lehrer und seinen ersten Lieblingsschüler Hübner geltend machte. Schadow selbst ist dießmal nur mit einigen porträtähnlichen Bruststücken aufgetreten, sehr schönen Bildern, die, was das Kolorit anlangt, wohl zu dem Besten gehören, was er je producirt; allein aus den schönen Gesichtern läßt sich noch nicht entscheiden, ob er selbst dieser Richtung huldigt. Hübner dagegen hat wenigstens den Willen documentirt, indem er einen Simson, der den Tempel zerbricht, zum Gegenstande wählte, ein Gegenstand, der, überall bedenklich, dem Maler der Ruth am wenigsten zusagt. In einem gerühmten Porträtbilde Karl Sohns, eine römische Lautenschlägerin, spukt noch die weiche, verschwimmende Manier, die kraftlose, halb Sinnlich-, halb Sinnigkeit; aber der Maler war selbst zu lange krank, um wieder einen Hylas mit seinen Nymphen ins Leben zu rufen. Doch soll man von ihm das Ausgezeichnetste nächstens zu erwarten haben. Hildebrand scheint die theatralische Zugabe seines Talents völlig abgestreift zu haben, und eine kecke Frische des Gemüths sprießt uns aus seinen Köpfen — eine größere Komposition fehlt — entgegen. Den Düsseldorfer Landschaftern durfte man wohl von je am wenigsten den Vorwurf weichlicher Auffassung machen. Dießmal zeichnet sich indessen nur eine dunstvolle Moorwaldpartie von Schirmer besonders aus.

Am deutlichsten wird dieß Herausgehen aus sich selbst und aus der Schule durch des jungen Bendemanns Bild: „die Israeliten in Babylon.“ Es ist das chef d'oeuvre der Ausstellung, darüber ist nur Eine Stimme. Eine Energie der Auffassung und des Ausdrucks, verbunden mit einer grandiosen Schönheit, scheint dieß Bild höher als Alles zu stellen, was die Malerei in den lezten Jahrzehnden und einem Jahrhundert in dem historischen Genre hervorgebracht. Man wagt, es an die höchste Epoche der italienischen Schulen zu reihen. Man mag befangen seyn durch die Macht, durch das Unerwartete des ersten Eindrucks, eine große Hervorbringung für unsere Zeit bleibt es jedenfalls. Das Merkwürdige ist dabei, wie Bendemann, der vor zwei Jahren, ein schüchterner Anfänger, in den süßen Tönen Hübners ein lyrisch-idyllischer Maler zu werden versprach, plötzlich diesen Blumenpfad verlassen hat und zu einer steilen Höhe hinaufgeklommen ist, wo nur ein Lessing unter historischen Giganten zu wandeln berufen schien. Wie sie dasitzen, seine Israeliten, gefesselt unter den Weiden an den Wassern Babylons, ist es ein großes Epos, in dem sich die Geschichte des ganzen jüdischen Volks spiegelt, aber freilich nicht die Worte des Psalmisten, die am Rande stehen: „sie saßen und weinten,“ denn sie haben ausgeweint, sie haben keine Thränen mehr, sie haben nur noch Groll und Grimm im Busen. In den Gesichtern des Alten, der Frau und der schönen Jungfrau möchte man alle Züge lesen, welche im jüdischen Volke und seiner tausendjährigen Geschichte hervortreten, vor Allem aber den des Trotzes. Sie hadern mit Jehova, daß er es so hat kommen lassen, und ihr verschlossener Mund will ihm zurufen: „Warum thust du uns das!“ Eine Resignation ist darin, die Alles eher ist, als eine christliche, und daher mögen auch einige weiche Seelen nicht das darin finden, was sie von klagenden Juden erwarten. Es ist unstreitig etwas von Lessings Geist in den jungen Bendemann gefahren, von jenem melancholischen Trotz des Nordens, der sonst zum Orient wenig paßt; auch mag, wie man behauptet, der Lehrer viel mitgewirkt und ausgeholfen haben, allein erschaffen läßt sich so ein Bild nur von Einem, und der Eine muß eine Inspiration mitbringen, welche, über alles Gemachte hinaus, ursprünglich ist. Die Juden können sich mit Recht glücklich schätzen; es hat keiner ihrer neuern Dichter ein Gedicht hervorgebracht, wo mit dieser Fülle von Poesie der ungeheure Schmerz des Volkes so ins Leben träte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 299.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 14. December 1832.

O glücklich, wer von seinen Gaben
Solch einen Vortheil ziehen kann!

Goethe.

Geständnisse eines Porträts.

(Fortsetzung.)

VII.

Nach einigen Tagen blieb mir über den Magister kein Zweifel mehr: er war unter die Freigeister gegangen. Während ich betrübt durch die Straßen von Paris lief, oder die Reise um die Barrieren machte, mein Geschick anklagend, das mich in meiner ersten Bekanntschaft so viel widrige Elemente antreffen ließ, während ich ungeduldig auf eine Gelegenheit harrte, jene Cirkel zu betreten, in denen nur die feinere, den Triumph der Sitte, der Mode, der Tagsgeschichte verherrlichende Unterhaltung zugelassen wurde, hatte der Abtrünnige schon sein Ziel erreicht. Bei jeder Morgentoilette sah ich ihn zunehmen an äußerm Anstande, an Liebe zur Reinlichkeit, einer Tugend, die ihm früher unbekannt war. Wer hätte in dieser gefälligen Haltung den schmutzigen Cyniker erkannt, der auf unsern Gütern in der Heimath nichts wußte, als Tabakrauchen, die Pfarrer der Umgegend besuchen, ihren Frauen Unlust machen und gegen seinen Zögling Gelehrsamkeit und Frömmigkeit affektiren! Die heuchlerische Listigkeit seines grauen Auges hatte sich in den interessanten Ausdruck eines geistreichen Wesens verwandelt. Je weniger er mit mir sprach, desto mehr mußte ich annehmen, bewege sich seine Zunge in der Gesellschaft. Wie erstaunte ich, als ich eines Abends auf meinem Schreibpulte einen Brief entdeckte, den er an mich zurückgelassen hatte. Er schrieb mir ohne Rückhalt, daß ihn die Sorge für seine Zukunft bestimme, eine freie, unabhängige Stellung zu gewinnen. Es sey ihm gelungen, die Aufmerksamkeit einiger gelehrten Männer auf sich zu ziehen, denen er Protektionen verdanke, die für die Richtung seines Lebens entscheidend seyn dürften. Er könne zwar den Gedanken noch nicht fassen, sich von Verhältnissen loszureißen, die ewig in ihm eben so dankbare als wehmüthige Erinnerungen wecken würden; es schmerze ihn tief, aus der Nähe eines geliebten — Hier mußte ich innehalten, meine Augen verdunkelten sich, die heißen Thränen rollten auf die Züge dieser Hand, die ich einst fürchtete, und die ich jezt, wie gerne! noch einmal geküßt hätte. Es war nicht blos das Gefühl des Verlassenseyns, was mich übermannte, sondern in der That die gestörte Gewöhnung an einen Begleiter, der, so lästig er mir zuweilen war, dennoch das einzige Vermächtniß aus den einsamen Tagen meiner Kindheit blieb. Mein Bruder war überhäuft mit den Pflichten seines Dienstes, er konnte mir nur wenige Stunden weihen. So anziehend für mich die Freundschaft des Herrn d'Aubigny war, so wagte ich doch sein gefährliches Haus nicht sobald wieder zu betreten. Den Kapitän von Vieurpiat trennte ein weiter Raum von mir — wo war nun jenes unerschütterliche Fundament meines Pariser Aufenthalts geblieben? Dazu gesellte sich die Sehnsucht nach einem Orte, wo ich den Schauplatz der freien Spiele des Geistes und der streng höfischen Sitten antreffen würde. Mit einem Worte, ich mußte gestehen, daß ich jede Hoffnung nur auf

die Civilisation meines Magisters setzen durfte. Er hatte mir am Schlusse des Briefes seine Wohnung angezeigt; ich beschloß, ihn am nächsten Morgen zu besuchen.

In der Straße St. Thomas angelangt, forschte ich erwartungsvoll nach der angegebenen Hausnummer. Ich mochte meinen Augen nicht trauen, als ich sie auf einem Hause fand, unter dessen Bewohnern ich eher einen Generalpächter der Steuern, oder einen Intendanten des Hofes, als meinen Plebejer gesucht hätte. Ein Thürsteher wies mich in den zweiten Stock. Dort um meinen Namen gebeten, flog mir rauschend die Thür auf. Ich durchschritt einen anmuthig dekorirten Salon und stand endlich verwundert vor meinem Erzieher. In seiner glanzvollen Umgebung, in seinem geschmackvollen Neglige, ja selbst in der gefälligen Würde seines Benehmens hätte ich ihn kaum wieder erkannt. „Sie sind überrascht von dieser plötzlichen Metamorphose, Herr Graf,“ sagte er lachend; „doch soll Ihnen Nichts unerklärt bleiben. Bei Gott, ich bin nicht so eitel, etwa sagen zu wollen: aufgemerkt, das sind die Erfolge, die die Bemühungen des Talents krönen! Umgekehrt, ich verdanke diesen Wechsel nur meiner angebornen Unerschrockenheit und Geschicklichkeit, die mich zum Herrn des Augenblicks machte. Sie trafen mich so eben am Schreibpult; es ist die Feder, mit der ich meine neue Lebensbahn verfolge. Sie wissen, wie vertraut ich mit dem Gange der französischen Literatur schon in Deutschland war. Die Grundsätze, die sie aufstellte, schienen mir damals verwerflich; wie war es anders möglich, wenn man ein Excerpt aus den sechs Quartanten der Mosheimschen Moral herausgegeben hat! Noch mehr! der kleine, beschränkte Kreis der äußern Anschauungen, in dem ich von meiner Jugend an lebte, die Stille, die uns Beide wie ein Räthsel überspann, die Entfernung vom lebendigen Verkehr der Geister, das Alles konnte nur beitragen, jene düstern Bilder des Lebens, wie sie ein leicht reizbares Gemüth schon von Natur hat, vollends in's Graue zu malen. Wie konnte ich gewisse Vorurtheile vertheidigen, ohne den schädlichen Einfluß zu kennen, den sie auf das menschliche Gemüth haben? Wie konnte ich von den Grenzen der menschlichen Erkenntnisse sprechen, ohne ihre Anfänge untersucht zu haben? Ihnen, Herr Graf, verdanke ich den Aufenthalt in der Hauptstadt der Welt. Paris ist das große Herz, an dessen pulsirenden Schlägen sich die Bedürfnisse, die Hoffnungen der Menschheit erkennen lassen. Hier sieht man die Forschungen der Gelehrten im Einklange mit den Erscheinungen des Lebens. Was ich in den Schriften eines Voltaire, Rousseau, Condorcet, in jenen vorzüglichen Piegen, deren Verfasser sich zur Zeit noch nicht genannt haben, weil sie den Sturz des Despotismus und der Priesterschaft mit dem des Aberglaubens abwarten, für die lächerliche Ungeduld eines gelangweilten Eremiten gehalten habe, was mir nur als Sucht nach Originalität, als die Caprice eines forcirten Genies erschienen war, das bezeugte mir jede Minute, die ich in Paris verlebe, als den Willen eines souveränen Volks, als das Dekret der entfesselten, allgemeinen Vernunft.“

Mich schauderte, denn der Atheismus hatte auf dem Sopha neben mir Platz genommen. Unstreitig hielt der Magister den Menschen für eine Maschine; was bürgte mir, daß er noch an die Fortdauer der Seele glaubte? Um jedoch etwas zu sagen, fragte ich ihn, auf den milchweißen Briefbogen auf dem Schreibtische und die eingetauchte Feder zeigend, in welcher Arbeit ich ihn gestört habe? „Warum soll ich geheimnißvoll thun?“ sagte er scherzend. „Sie trafen mich in einer Korrespondenz an eine deutsche Fürstin, deren Namen ich freilich verschweigen muß. Es geschehen hier tausend Dinge, deren Echo noch die eintönigen, stillen Höfe der deutschen Fürsten beleben kann. Ich bin überall, wo es das Ansehen hat, als könne etwas Gewichtiges, oder auch nur etwas Schönes gesagt, etwas Merkwürdiges gethan werden. Mein Portefeuille ist unerschöpflich in Neuigkeiten, denen ich in solchen Berichtschreiben eine Form, einen Zusammenhang gebe. Ja, es fehlt mir nicht an Verbindungen, durch die ich zur Kenntniß von Angelegenheiten komme, die entweder nie, oder doch erst nach Verlauf mehrerer Tage öffentlich werden dürfen: Empfehlung genug für eine Fürstin, die sich nach einer Unterbrechung ihrer trägen Unterhaltung sehnt. Was ich in diesem Augenblicke dem harrenden Papiere anvertraue, damit entzückt die Gnädige nach fünf Tagen ihre lauschende Umgebung.“

Mir schwindelten die Sinne. Welche Mischung von anziehenden und abstoßenden Elementen in diesem Menschen! Ich mochte nicht begreifen, wie man nicht mehr an Vorsehung und Unsterblichkeit glauben, und dennoch in so achtungswerthen Beziehungen stehen konnte. Mit einer recht artigen Wendung sagte ich zu ihm: „Bei allem Glück, wie unglücklich sind Sie doch! Eine Last, die Ihnen Ihre Vergangenheit so verbittert hat, ist Ihnen noch nicht ganz abgenommen. Sie sehen in mir noch immer den unkundigen Telemach, der seines Mentors nicht entbehren kann. Darf ich auf Ihre Empfehlung hoffen, um in jene Cirkel treten zu dürfen, die sich Ihren Talenten geöffnet haben?“ — „Welche Frage!“ erwiderte er gefällig. „Sie begleiten mich den Abend in die geistreiche Gesellschaft, die sich um Lady Aberkombie versammelt. Sie ist eine begeisterte Freundin des Pariser Lebens, sie wird angebetet vom Herzoge von Richelieu, daher ihre Anhänglichkeit an die Seinestadt. Gegen Nacht führe ich Sie an einen andern Ort — Nein, um Ihre Neugier zu spannen, Ihre Ueberraschung zu vermehren, sollen Sie an der Stelle selbst erst erfahren, wo Sie sind.“ Er sagte dieß so unbefangen, daß ich keinem Verdachte Raum geben konnte. Gegen acht Uhr versprach er, mich abzuholen.

(Die Forts. folgt.)

Wanderungen in den Umgebungen Roms.

(Fortsetzung.)

Bei dieser Kirche ist der Eingang in den Kirchhof des heiligen Pabstes Kalirtus, die Katakomben genannt, wo die Christen ihre Verstorbenen, oder von den heidnischen Machthabern in den Zeiten der Verfolgung Hingerichteten zu begraben pflegten. Die Höhlungen müssen schon vor den Zeiten des Christenthums vorhanden gewesen seyn, um die Erde, pozzolana genannt, auszugraben, die zum Bauen benutzt wurde. Diese Katakomben, obgleich gut erhalten, stehen an Größe und Merkwürdigkeit denen des heiligen Januarius in Neapel weit nach. Die alten Kirchenhistoriker erzählen, daß die Katakomben zur Zeit der Verfolgung nicht blos als Begräbnisse, sondern auch den Christen zu ihren kirchlichen Versammlungen gedient hätten. Denjenigen, die das Bild für die innern Verhältnisse des Alterthums aus unsern heutigen Staatseinrichtungen entlehnen, müssen erstaunen, wie es möglich war, daß eine so zahlreiche und verfolgte Parthei sich hier, in der Nähe der Hauptstadt, unter den Augen der Regierung verbergen konnte. Allein die alten Staaten, ob despotisch oder republikanisch organisirt, wurden, so wie noch heute die des Orients, nur in den allgemeinen Bestimmungen des Lebens regiert und beaufsichtigt. Gewisse Grundverhältnisse ausgenommen, war das Leben des Einzelnen geringen Beschränkungen unterworfen, und wo der Staat Entbehrungen auflegte, wie bei den Römern den langen und harten Kriegsdienst, so entschädigte er wiederum den Bürger durch die unumschränkten Rechte, die er ihm in seiner Familie gewährte, oder es trat dem engen, beschränkenden Religionsdienst der Mahomedaner die Polygamie zur Seite, die jene Einförmigkeit verschönte. Der moderne Staatsorganismus, der dem Einzelnen so viele Einschränkungen auferlegt, hat im Mittelalter seinen Ursprung genommen, wo das Leben der Nationen in zahllose einzelne Fächer zerfiel, wie Trennung der geistlichen und weltlichen Macht, vielfältige Stufen der Freiheit und Hörigkeit u. s. w., so daß der Einzelne, was die weltlichen Verhältnisse anlangt, von Hause aus in einem kleinen gesonderten Kreise stehend, sein Daseyn nicht als Bürger des Landes u. s. w., sondern nur in der Korporation und Gemeinschaft fühlte, der er durch Geburt oder Glück angehörte. Die absolute Bedeutung des menschlichen Daseyns sprach sich damals nur in der Religion aus. Das Leben des Mittelalters ist vielgestaltiger und hat der menschlichen Natur in einzelnen Richtungen mehr Freiheit gewährt, aber es hat kein so festes, gewaltiges Daseyn in sich geführt, als das Alterthum, und ist in seinem Prinzip zu keiner solchen Vollendung gekommen wie das Alterthum. Die heutige Zeit sucht sich auf alle Weise von den noch vorhandenen Gestaltungen des Mittelalters zu befreien, und dagegen beginnt mit der Liebe und Kunde des Alterthums noch jede höhere geistige Bildung.

Wir erinnerten uns bei dem Besuche dieser Katakomben, im heiligen Hieronymus gelesen zu haben, daß er in der Zeit, als er in Rom den Wissenschaften oblag, sich an Festtagen damit vergnügte, diese unterirdischen Begräbnisse mit jungen Leuten seines Alters und derselben Neigung (ejusdem propositi) zu besuchen. Er erzählt dieß so einfach und angenehm, daß wir uns lebhaft in jene Zeit und Situation versezt fühlten; seine Darstellung kam uns beinahe wie die eines modernen Autors vor. Die beiden klassischen Sprachen bieten die merkwürdige Erscheinung dar, daß zwei ihrem Wesen nach entgegengesezte Welten sich in ihnen bewegen und dieselben Ausdrücke oft in ganz verschiedenem Sinn und Zweck behandeln. Aber das katholische Christenthum, das fast die völlige Ausbildung seiner Lehren und Grundsätze in den beiden alten Sprachen erhielt, nahm, nachdem es das Heidenthum überwunden hatte, wie Eroberer pflegen, Manches von der Sprache, den Sitten und Gewohnheiten der Besiegten an. Wem diese Meinung fremd seyn sollte, der erinnere sich an den Styl der päbstlichen Kurie und manche Eigenheiten des Gottesdienstes und der Kirchensprache. So entsinnen wir uns eines in der Kirche St. Petri in Vincolis befindlichen Altars, der dem heiligen Sebastian gewidmet ist. Eine alte lateinische Inschrift sagt dabei, daß im Jahr 600 nach Christi Geburt, im Monat August, eine Seuche so große Verheerungen in Rom anrichtete, daß beinahe die Bevölkerung ausstarb, bis endlich einem heiligen Manne geoffenbart wurde, die Krankheit würde aufhören, sobald dem heil. Sebastian in dieser Kirche ein Altar errichtet werde. Das Bild des Heiligen, in Mosaik, uralt, befindet sich über dem Altar, und er hat von dieser Begebenheit den Namen depulsor pestilentiae (Vertreiber der Pest) bekommen. — Die Betrachtung, wie hier die heidnische Richtung des religiösen Bewußtseyns, den innern Zusammenhang der Natur und des Geistes äußerlich und willkührlich zu personificiren, in die christlichen Begriffe der damaligen Zeit übergegangen sey, erinnerte uns an so viele Stellen der alten Autoren, wo in Griechenland und Italien bald dieser, bald jener Heros für eine vermeintliche, den Einwohnern erwiesene Wohlthat durch Altäre und Opfer geehrt wird. Es war ein schöner, dankbarer Sinn, der die Verehrung der Heiligen in den Kreis christlicher Andacht einführte. Es gibt nichts Rührenderes, als den Tod des heiligen Stephanus, Sebastian u. s. w.; aber sonderbarer Weise verkehrte sich diese fromme und liebende Erinnerung bald in einen örtlich heidnischen Heroendienst, welcher der geistigen Bedeutung jener Verdienste eine äußere, immer gegenwärtige, übernatürliche Macht einräumte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Die Kunstausstellung.

Lessing hat dießmal mehr gezeigt, was er kann; ein so großartig tiefes, in sich abgeschlossenes Gedicht, wie voriges Mal das trauernde Königspaar, hat er nicht geliefert. Seine **Lenore** ist, wenn auch nicht das erste, doch das zweite Bild der Ausstellung; ein Gemälde, wo auch der tiefste Seelenschmerz lebendig wird, ein Schmerz der Vernichtung im Gegensatz zum Uebermuth der blühendsten Lebenskraft. Lenore ist hier eine geknickte Blume, mit wenigen Schritten zum Grabe; aber in dem Grabe wird sie schwer und tief liegen und nicht wieder auferstehen. Jene sinnliche Gluth, welche die Bürgersche dem Gespenste in die Arme führt, ist nicht in ihr. Allen, die das Bild bewundern — und bewundern muß es eigentlich Jeder — fehlt etwas, man kann es sich aber nicht recht klar machen. Der Mangel ist aber darin zu suchen: Lessing hat das Bürgersche Gedicht ganz und gar verlassen und seines, das neue, nicht fertig gedichtet. Es besteht aus schönen Partbien, deren organischen Zusammenhang man nicht faßt. Daher vieles Grübeln und verschiedenes Erklären. Zu anderer Zeit, und es würde ein Zankapfel werden. Sein trauernder Räuber, der auf jäher, nackter Höhe, den unschuldigen Knaben im Arm, den Blick über die glücklichen, gesegneten Gefilde unten hat schweifen lassen, und nun, zerfallen mit sich, reflectirt über das Loos, das dieses Kind erwartet, ausgeschlossen durch ihn von allen Wohlthaten des bürgerlichen Lebens, — ist in sich, als Bild, eben so abgeschlossen und vollständig, als es von ergreifender Wirkung ist. [illegible] Pendant dazu, in größerem Styl, würde eine [illegible]enpredigt werden, von der nur erst eine Skizze da ist, aber so voll Lebensmark und Charakteristik, daß sie nur ein Lessing ausführen kann.

Merkwürdig ist, wie diese Schule die christlichen Darstellungen so ganz aufgegeben hat, daß kein Jesus, keine Mutter Gottes aus Düsseldorf gekommen ist. Nur aus dem alten Testamente einige Bilder, und auch hier sind die Motive nur halb religiös. Die Maler suchen ihre Gegenstände in dem weiten Gebiete der romantischen Dichtungen, aber gerade auf der Seite, wo der Glaube nicht Hauptsache ist. Was ist davon der Grund? Schwerlich die politisch-antireligiöse Tendenz der Zeit; denn die rheinischen Maler leben in einer glücklichen Abgeschiedenheit vom Gewirre der Tagesmeinungen. Und doch ist das dieselbe Schule, der man einst den Vorwurf gemacht, sie wolle den Katholicismus mit seinem Bilderdienst pflegen. Schadow hat zulezt die Evangelisten gemalt; aber auch darin wird man dem katholisch Gewordenen keine Propagandenabsicht nachweisen können. Im Gegentheil wird behauptet, man habe bei seinem jüngsten Aufenthalte in Rom von Seiten der dortigen Ordensbrüder es ihm zum Vorwurf gemacht, daß er eine Schule gegründet, welche, weit ab vom katholisch-christlichen Geiste, dem sinnlichen Heidenthume huldige. Wie der Meister darauf geantwortet haben mag? Hat er doch selbst mit seinem ernst andächtigen Sinne keine Vorbilder den Schülern hingestellt, die dem sittenstrengen Christen Anstoß geben können. Aber wenn man sieht, wie das unbedeutendste Talent, ja Individuen, die ganz talentlos scheinen, Ungebildete mit rohen Händen, wenn sie nach Düsseldorf kommen, sich schnell heben und entfalten und Bilder schaffen, die ihnen Ruhm bringen, so möchte man allenfalls zum Glauben verführt werden, daß Schadow Alles aus sich den Schülern einhauche und daher, wie er ihren Ruhm theilt, auch für ihre Verirrungen einstehen müsse, wenn man nicht lieber ein Fluidum annehmen will, eine Ansteckung, eine Schwängerung der Luft mit Talent, wie ja ganze Distrikte in fanatischen Zeiten von Prophetengabe erfüllt waren, und Niemand begriff, wo sie herkam.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, November.

Zustand der Theater. Die Oper.

In der hiesigen dramatischen Welt sieht es sehr regsam aus, und vielleicht sind sogar in oder nach der ersten Revolution nicht so viele Theater im Gange gewesen, als eben jezt. Man begreift kaum, woher sie alle noch ein Publikum bekommen, denn die Menschenzahl hat sich gewiß nicht in Paris vermehrt; vielmehr sind manche Familien weggezogen, besonders die vom alten Adel, die noch immer mit dem Hofe, der Nation und dem Zeitgeiste schmollen und auf ihren Gütern leben, oder der entthronten Familie nachziehen, oder auf Reisen sind. Aber freilich gibt es jezt mehr wohlfeile Theater, als sonst, und daher kann manche Familie, die nicht zu den begüterten gehört, doch dieses Vergnügen genießen, ohne ihrer Schaulust ein allzugroßes Opfer zu bringen. Indessen ist es doch auch wahr, daß nur einige wenige Theater das Geheimniß besitzen, das Publikum in großer Menge herbeizuziehen, und es in den andern oft ziemlich leer aussieht. Die Oper ist unter Dr. Verons Leitung immer noch in vollem Glanze, und was sonst die Hülfe oder Einmischung der Regierung oder eines Ministers nicht vermochte, thut jezt die Thätigkeit und Einsicht eines — Arztes. Doch kann er die pekuniäre Hülfe des Staates nicht ganz entbehren und bekommt jährlich eine bedeutende Zulage von der Regierung; der Minister des Innern hat es ja mehrmals den Kammern zu beweisen gesucht, daß eine Oper zum Glanz eines Staates gehöre, und dieser Glanz muß mit schwerem Gelde erkauft werden. Nun hat es freilich nicht allen Volksvertretern einleuchtet, daß eine Oper so unentbehrlich sey, oder wenigstens, daß der Staat dieselbe bezahlen müsse. Die Deputirten aus der Provinz besonders können nie recht begreifen, warum das ganze Land für eine Belustigung, deren nur die Bewohner von Paris theilhaftig werden, bezahlen solle. Könne die Oper, meinen sie, sich nicht selbst unterhalten, so möge sie immerhin eingehen. Dieß scheint aber nicht die Meinung der Mehrzahl gewesen zu seyn; wenigstens sind die Hülfsgelder für die Oper durchgegangen, und wenn künftig auch der Staat die Oper nicht unterstützen wollte, so würde es wahrscheinlich die Stadt Paris thun, welcher viel an der Aufrechthaltung der Oper liegt, so schlecht es auch mit ihren Finanzen bestellt ist. Paris hat eine ungeheure Einnahme; aber die Ausgabe ist noch ungeheurer, und dieses Ungemach wird wohl so lange fortdauern, bis endlich die Stadt eine gute, freie Munizipalverfassung erhält. Die Gewählten des Volks werden alsdann über die Verwaltung der Einnahme und Ausgabe verfügen, oder wenigstens über dieselbe wachen, und dann werden die überflüssigen, zwecklosen Ausgaben wegfallen. Was nun die Oper betrifft, so hat Veron schon im Voraus für die Unterhaltung des Publikums während des ganzen Winters gesorgt, und ihm bereits den Prospektus der künftigen Darstellungen mitgetheilt, wie die Universitäten das Verzeichniß ihrer im Winter zu haltenden Vorlesungen geben. In diesem Kataloge steht Dlle. Taglioni natürlich oben an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 127.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 300.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 15. December 1832.

Gewaltig ist der Zauberreiz, womit
Mich diese Trümmer an sich ziehn, sie sprechen
Zu meinem Aug', sie fesseln meine Schritte.

Delavigne.

Wanderungen in den Umgebungen Roms.

(Fortsetzung.)

Es ist uns vorgekommen, als könnte man die Heiligen der katholischen Kirche so wie den Adel eintheilen. Die alten Heiligen, d. h. besonders die Märtyrer, erscheinen in ihrer Kraft und Begeisterung so groß und erhaben, in ihrer Liebe zur Wahrheit so göttlich, daß sie allerdings eines unvergänglichen Gedächtnisses werth sind; die spätern, die unter prozessualischen Formen, nach Art der Adelspatente, vom Pabst gestiftet wurden, sind eben so wenig jenen zu vergleichen, wie unsere Edelleute den Rittern der Kreuzzüge.

Nahe bei St. Sebastiano, auf der entgegengesetzten Seite des Weges, sieht man in einem Oelgarten eine Menge Ruinen, die man jezt für Ueberreste einer großen, von dem Kaiser Maxentius im Anfange des vierten Jahrhunderts erbauten Villa hält. Sie liegen zwischen den Olivenbäumen halb verborgen, und die Zerstörung hat bei ihnen, wie so oft auf diesem Boden, indem es die Bedeutung jener Denkmale verringerte, die malerische Wirkung erhöht. Neben diesen Ruinen befindet sich eine hohe viereckige Mauer von derselben Konstruktion, aus Ziegeln von derselben Farbe und Form, in deren Mitte sich der untere Stock eines runden Tempels erhalten hat, dem die Mauer als Umzäunung diente. An diesen Tempel stößt ein Cirkus, der noch vor wenigen Jahren der des Caracalla genannt wurde, nach neuern Ausgrabungen und gefundenen Inschriften aber, als mit den Ruinen der Villa, deren wir erwähnten, und diesem Tempel zu einem Ganzen gehörend, für den des Romulus, des vergötterten Sohnes des Kaisers Maxentius gehalten wird. Eine antike Inschrift, in dem großen Eingang des Cirkus angebracht und nicht weit davon gefunden, hat dieß unwiderleglich bewiesen. Die Ruinen des Tempels oder vielmehr seines untern Stockwerkes sind von ungeheurer Dicke und in der Mitte ist ein gewaltiger Pfeiler, der die Decke trägt. Dieses Souterrain, von dem man glaubt, daß in ihm die Geräthschaften zu der feierlichen Prozession, die den Spielen voranging, aufbewahrt wurden, enthält jezt gewaltig große Weinfässer statt der alten Götterbilder, und auf dem Pulvinar oder Balkon, von dem, wie man glaubt, der Kaiser den Spielen zusah, wohnt ein Rinderhirt. Die ganze Gegend um diese Monumente gehört jezt dem Hause Torlonia.

Wir wenden uns jezt zu der Beschreibung des Cirkus, der, als das am besten erhaltene Werk dieser Art bekannt, besondere Aufmerksamkeit verdient, und man kann dem günstigen Geschick nicht genug danken, das ihn als ein lebendiges Denkmal des festlichen Daseyns der Alten uns erhalten hat. Wir setzen hiebei eine allgemeine Kenntniß des Ursprungs, der Bestimmung und Einrichtung dieser antiken Denkmale voraus, indem wir in diesen Aufsätzen überhaupt nur die Darstellung und Betrachtung des gegenwärtig Vorhandenen bezwecken.

Der Cirkus des Romulus ist selbst jezt in seinem verfallenen Zustande, außer der Belehrung, die er gewährt, ein Werk, das durch die Erinnerungen, von denen es umgeben ist, die großartige Lokalität, die es charakterisiren hilft, den Freund des Alterthums und der Geschichte oft in seine Nähe führt. Der Kaiser Maxentius, aus dem von Diokletian gebildeten Imperatoren- und Cäsarenkreise, der im Gegensatze zu Konstantin dem Großen das Prinzip und die Gesinnungen der frühern römischen Kaiser, wenn auch mit sinkender Kraft, fortführte, fühlte sehr wohl, daß das Christenthum dem Reiche den Untergang bringen müsse. Er hatte sich durch den Eifer, den er für den alten Glauben und die alten Staatseinrichtungen bewies, an die Spitze der heidnischen Welt gesezt und den Sieg des Christenthums in den Augen seiner Zeitgenossen mehr als einmal zweifelhaft gemacht. War jemals ein ausschließender Patriotismus, Liebe für ererbte Religion und Verfassung natürlich, so war es dieß in Rom, in der Zeit, da der christliche Glaube im Innern und die barbarischen Völker von außen die zwölf Jahrhunderte alte Stadt und die unter so außerordentlichen und einzigen Umständen erworbene Herrschaft der Römer zu vernichten drohten. Auch hat Konstantin, der durch die Umstände darauf geführt wurde, dem neuen Prinzip zu huldigen, nur durch sein Glück, nicht durch Geist und Charakter seinen Gegnern sich überlegen bewährt und viele Spuren persönlicher Schwäche und eines engen Geistes gezeigt.

Maxentius errichtete den oben erwähnten Tempel und diesen Cirkus, im Geiste des Heidenthums, zu Ehren seines verstorbenen Sohnes Romulus, der nach seinem Befehl als ein Heros verehrt wurde. Betrachtet man den Plan und die Größe dieses Denkmals, so wundert man sich, daß die Architektur jener Zeiten noch solcher Unternehmungen fähig war, da die vorhandenen Skulpturwerke derselben Epoche den tiefsten Verfall der Kunst und selbst ein Verschwinden aller herkömmlichen Technik zeigen.

Wir versuchen jezt, von dem Cirkus, wie er heute beschaffen ist, eine Schilderung zu entwerfen, indem eine Beschreibung desselben, wie er im Alterthume war, für gelehrte Leser überflüssig wäre, eine Schilderung der nicht mehr vorhandenen Details aber für die, die sich ein allgemeines Bild von diesem Denkmal verschaffen wollen, verwirrend und störend seyn würde. Wir wollen mit den Carceres beginnen, d. h. dem Theile des Cirkus, von wo der Lauf mit den Wagen auf der rechten Seite begonnen und siebenmal wiederholt wurde, wo der an dem Ort der Ausfahrt zuerst Angekommene den Preis erhielt. Die Carceres (Schranken) sind in ihren einzelnen Abtheilungen vollkommen erkennbar; der Eingang in der Mitte derselben ist am besten erhalten. Die Spina ist ein von Ziegeln gemauerter Damm, hier 837 Fuß lang, 20 Fuß breit und 4 — 5 Fuß hoch, von der Fläche des Cirkus, wo die Wagen fuhren, durch einen 6 — 8 Fuß breiten Graben getrennt. Die Meten sind so weit erhalten, daß man von ihrer Form eine vollkommene Vorstellung erhält; die nach dem großen Eingange zu ist etwas mehr verfallen als die andern. Einer der drei kegelförmigen Aufsätze hat sich auf jeder Mete erhalten. Auf der Spina, die sich gegen den großen Eingang des Cirkus zu etwas gesenkt hat, erkennt man noch deutlich die Stellen, wo die Statuen, kleinen Tempel u. s. w. sich befanden, am besten den Platz, wo der Obelisk stand, der jezt Piazza Navona ziert. Von den beiden Pulvinaren, d. h. den beiden Balkonen, auf denen sich die vornehmsten Personen befanden und die ihren Namen von den Kissen (pulvinar) bekamen, mit denen die Sitze belegt wurden, steht der, welcher nach Norden zu liegt, mit der oben erwähnten Villa in Verbindung und ist sehr wohl erhalten, der gegenüber befindliche ist mehr verfallen, aber in seinem Plane erkennbar und die Treppen, die zu ihm hinaufführten, sogar noch besteigbar. Die beiden parallelen Mauern, an die sich die Sitze für die Zuschauer anlehnten, sind mehrere Fuß hoch mit Erde bedeckt, die sich aus den eingestürzten und verwitterten Sitzen allmählig gebildet hat. In dem Thore, das den Haupteingang bildete, den Carceres gegenüber, befand sich die in der Nähe gefundene Inschrift, welche über die Zeit der Erbauung des Cirkus entschieden hat. Durch dieses Thor stieg man auf einer noch vorhandenen Treppe in die Arena hinab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geständnisse eines Porträts.

(Fortsetzung.)

VIII.

Der Entpuppte hielt Wort. Noch auf der Treppe im Hause der Lady sagte er: „An eine persönliche Vorstellung ist nicht zu denken. Eine leichte Begrüßung der Wirthin genügt.“ Daran erkannte ich den Ton eines feinen Cirkels, einen Sprößling des Samens, den das goldne Zeitalter Ludwigs XIV. mit seinen edlen Rücksichten in die Sitten der Gesellschaft gelegt hat. Als uns die blendenden Kerzen des Salons entgegenstrahlten, erstaunte ich, die zahlreiche Versammlung stumm und gebannt sitzen zu sehen. „Eine Vorlesung,“ flüsterte mein Führer. Wir ließen uns auf ein seidenes Canape nieder und strengten unsere Combinationsgabe an, aus dem Folgenden den Inhalt des versäumten Anfangs zu entnehmen. „Himmel!“ raunte mir der Unterrichtete zu, „wen halten Sie für den Vorleser? Es sind Se. königl. Hoheit der Herzog von Orleans. Also ist es doch begründet! Seit einigen Tagen schon geht das Gerücht —“ Ein schallendes Gelächter tönte durch den Saal; man beklatschte eine witzige Stelle. „Sie sehen,“ fuhr mein Interpret fort, „es ist eine Komödie; der Her-

zog hat sie selbst verfaßt und keinen Cirkel für ein würdigeres Auditorium gehalten, als den der Lady, von der man übrigens behauptet —" — „Still!" sagte ich, indem ich dem Vorlauten den Mund zuhielt; „keine Verläumdung! Hören Sie lieber diese ergreifende Abschiedsscene!"

Es war nicht blos Interesse an dem Stück, dessen Fabel ich schon früher irgendwo gelesen hatte, was mir eine weitere Störung unerträglich machte; mich bestürmten in diesem Augenblicke andere Gedanken, deren Andrang ich nicht zurückhalten konnte. Wie? dachte ich, Paris ist so groß, und dennoch hält es so schwer, sich auszuweichen! Warum bist du seit jenem gefahrvollen Abende nie mehr im Palais royal gewesen? Warum hast du einen Umweg von vier Straßen gemacht, um an den Pont-neuf, von sechs, um in die Tuilerien zu gelangen? Mein Bruder hatte mir nicht verschwiegen, der Nebenbuhler des Herrn von Vieurpiat sey stadtbekannt der Herzog. Es ließ sich nicht läugnen, daß ich dem Fürsten unangenehm war; mein Name mußte ihm bekannt geworden seyn. Was stellte mich vor seiner Rache sicher? Plötzlich sah ich wieder alle Hände in Bewegung. Die Spiegelgläser, das leichte Fußgetäfel, die Vorhänge zitterten bei dem Sturme der Lobeserhebungen. „Man sucht bei Molière eine solche Scene vergeblich!" rief eine Dame, in der ich die Herrin des Hauses kennen lernte. Das Stück war noch nicht zu Ende, ich hatte also noch Zeit, mich zu sammeln. Sollte Herr von Vieurpiat sich geirrt haben? träumte ich weiter. Gott! warum schreibt er mir nicht? Es ist nicht möglich, daß ein geistreicher Fürst in diesem Grade seine Macht mißbrauchen sollte! Was kann gefühlvoller seyn, als dieser Monolog, den er so eben einem entsagenden Mädchen in den Mund legt! Wie großmüthig diese Schlußscene, in der die nicht geliebte Heldin des Stücks ihre Rechte der so wahr geschilderten Ninon abtritt!

Jetzt war die Vorlesung beendet. Man erschöpfte sich in Lobpreisungen, in die ich schüchtern einstimmte. Die Anlage, die Ausführung, die Benutzung des bekannten Stoffes wurden einstimmig gelobt. Eine gewiß seltene Erscheinung, daß die Schöngeister nicht verschieden urtheilten und die Frauen keinen Widerspruch wußten. „Ich war so unglücklich, nur die zwei lezten Akte zu hören," rief mein Führer; „dennoch ist die Ordnung des Stückes, die Intrigue so fein gehalten, daß man von den Resultaten der Handlung ihre Voraussetzungen unmittelbar abstrahirt." — „Und hätten Sie nichts davon gehört," flüsterte dem Enthusiasten eine Stimme zu, daß ich es deutlich vernahm, „Sie hätten den Inhalt doch gewußt, weil es sich um ein trauriges Nichts handelt." Wer konnte dieser gemüthlose Kritiker anders seyn, als der Abbé Bernis, der witzige Freund der Marquise? Lachend drückte mein Magister dem kleinen Satyr die Hand, wie einem alten Bekannten. „Sehen Sie nur," sagte, zu diesen Beiden gewandt, der junge Herr Cazotte, aus dessen liebenswürdigen, naiven Novellen man auf keinen so sarkastischen Charakter, noch weniger auf seine spätern kabbalistischen Träumereien hätte schließen sollen, „Sehen Sie nur, wie verlegen den guten Orleans die Fülle von Geist macht, die man ihm zutraut!"

Das Faktum war richtig. Es schien mir von dem Herzoge Bescheidenheit, daß er nur einsylbige Antworten gab, zerstreut mit den Damen sprach und an seinen Kleidern zupfte. Er bewegte zuweilen die Lippen, richtete den Kopf hoch und wollte offenbar der Gesellschaft etwas sagen. Dank für den Beifall konnte es nicht seyn; denn jener wäre diesem zu spät gefolgt. War es ihm zuwider, daß jeder antichambrirende Belletrist über seine Erzeugnisse sich zum Richter aufwarf? Unmöglich; warum las er sie an einem Orte, wo der dritte Mann etwas hatte drucken lassen? Die Unruhe des Herzogs zog bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, bis er endlich das Wort nahm und zum Erstaunen Aller sagte: „Ich will aufrichtig seyn. Ich habe Sie mystificirt. Die Theilnahme, die Sie dem geistreichen Stücke, an dem nur das mein Verdienst ist, es vorgelesen zu haben, mit Recht schenkten, bitte ich auf den wahren Verfasser überzutragen, Frau v. Montesson." Die Genannte war zugegen; wer konnte anders über diese Erklärung in Ohnmacht fallen, als sie? Die Verwirrung wurde allgemein. Während sich der Herzog an die Spitze des kleinen Häufleins stellte, das der erschrockenen Dame zu Hülfe eilte, theilte sich die Mehrzahl ihre Verwunderung mit. Die Komödie, die Frau von Montesson gemacht hatte, schien Jedem fad und alltäglich, die der Herzog gespielt, sonderbar. „Kommen Sie," sagte der Abbé Bernis, „es ist unpassend, sich an den Geburtswehen einer schriftstellernden Dame zu weiden." Damit schob er mich und den verstimmten Magister zur Thüre hinaus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Beschluß.)

Die Kunstausstellung.

Ich bin weit entfernt, Ihnen eine Charakteristik der einzelnen Bilder aus Düsseldorf, geschweige denn von Allem geben zu wollen, was sonst lobenswerth und auffallend ist. Zu nennen wären nur noch einige treffliche Landschaften und Porträts, so wie vorzügliche niederländische Stücke von Pistorius und den beiden Schröter. Eine Amazone von Steinbrück und Seestücke von Krause und Böhmisch, wozu sie zwischen den Scheeren von Norwegen Studien gemacht, sind in vieler Beziehung treffliche Bilder. Doch gibt es deren noch viele für Kenner und Laien, obschon die bewährtern Meister Wach, Begas und Krüger sehr zurück gehalten haben.

Der Maler wird sich nie mit der Kritik befreunden. Mit einer ist indessen diesmal ausnahmsweise Jeder zufrieden und nennt sie trefflich. Es ist keine geschriebene oder gedruckte, sondern eine gemalte: ein Weinküfer, der im Keller probirt, ein kleines Genrestück, das sich dreist den besten Nie-

verländern an die Seite stellen darf. Die aufgeworfenen, schnalzenden Lippen, der verzogene Mund, der Augenniederschlag, die Kennermiene in jeder Muskel des kupferbelegten Gesichtes bilden zusammen die personificirte Kritik. Der Wein ist unbedenklich gut, den dieser Mann empfiehlt. „Die Kritik, welche von Mund zu Mund geht — ihre Symbole sind die Bonmots — macht sich dießmal weniger laut. Die Ausstellung ist nicht so Haupt- und alleinige Sache, wie wohl früher, und die Theilnahme am Vorzüglichern ist wirklich ächt. Auch die gedruckte Kritik veranlaßt keinen Krieg, keine Partheikämpfe. Als die eingehendste und gediegenere gilt die von Herrn Gruppe in der Staatszeitung, als eine praktische ad hominem die im Freimüthigen, als deren Autor Herr Albrecht genannt wird. Wenn jener nach dem möglich festen Standpunkte einer wirklichen Kunstkritik umhersucht, begnügt dieser sich, das aufzufassen, was dem Gebildeten wohlgefällig oder mißfällig ins Auge springt, ohne technisch den Schöpfungsprozeß jedes Bildes zu verfolgen und dann ästhetisch darüber abzusprechen. Er hat die Lacher auf seiner Seite, wenn auch von Seiten der Maler über manchen Fehlsprung, den er thut, wieder gelacht wird. Den Kritikern bei der politischen Zeitungen wird dagegen zur Last gelegt, daß sie mit morosen Kennermienen concludiren, ohne zu referiren, und statt selbst zu schaffen, was eine gute Kritik immer muß, nur richten. Indessen geht das Alles so ruhig hin, und man nimmt die Kritiken für das, was sie sind, für Meinungen, welche um deßhalb, daß sie gedruckt sind, noch nicht Evangelien, ja nicht einmal Assignationen auf die nächste Zukunft werden. Von einer Oppositionskritik, die sich vor zwei Jahren gegen alle Kritiken erhob, ist dießmal nicht die Rede. So schreitet Alles in dieser Kunst vor, nur nicht die Censur. Sie hat zum Exempel im Katalog die Bezeichnung eines Genrebildes von Schrödter: „die trauernden Lohgerber“ als Parodie „des trauernden Königspaars“ von Lessing, nicht passiren lassen, weil ein Königspaar, selbst ein gemaltes und gedichtetes, nicht parodirt werden dürfe. Höhern Orts hat diese loyale Gewissenhaftigkeit viel Spaß gemacht; aber deßhalb bleibt es doch dabei.

Man hatte Hoffnung, daß von nun an die Ausstellungen alljährig seyn würden. Da sich mit fast mathematischer Gewißheit berechnen läßt, daß man jedes Jahr ebensoviel einnähme, wie bisher nur alle zwei Jahre, nämlich gegen 12,000 Thaler, und damit für die Kunst ein bedeutendes Kapital gewonnen würde, so durfte man erwarten, daß der Vorschlag durchgehen müsse, den besonders die jüngern Künstler unterstützten. Aber die ältern hielten auch diese reelle Berechnung für zu romantisch und beschlossen, nicht aus dem alten Geleise zu weichen.

Von den Bildern bleiben viele in Berlin; fast alle vorzüglichern Stücke sind verkauft. Wilhelm Schadow geht mit der Mehrzahl seiner Schüler wieder nach Düsseldorf zurück, begleitet von den Wünschen seiner Freunde, daß eine gefürchtete Augenschwäche ihn nicht zu früh einer Kunst entziehe, in der er auch noch selbstschaffend Ausgezeichnetes zu leisten berufen scheint.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Die Taglioni und die Oper.

Man hat Veron schon scherzend angerathen, er solle blos Dlle. Taglioni auftreten lassen und die andern abdanken, und als vor einiger Zeit einige andere Mitglieder der Taglionischen Familie mit ihr auftraten, bemerkten die Theaterkritiker, die Brüder der Dlle. Taglioni haben sich nur deßhalb neben ihr gezeigt, um zu beweisen, daß in der ganzen Familie nur eine Person vortrefflich, ja unübertrefflich tanze. Vielleicht geschah es aus demselben Grunde, daß Taglioni der Vater ein mittelmäßiges Ballet erfand, Nathalie genannt, welches jezt gegeben wird, mit Musik von Gyrowez, und worin Dlle. Taglioni die Hauptrolle spielt. Der Vater hat wohl dem Publikum handgreiflich beweisen wollen, daß seine Tochter kein gutes Ballet nöthig hat, um zu gefallen und Beifall einzuerndten, und daß jeder beliebige Stoff dazu gut ist, wofern sie nur öfters auftritt; die Erfindung eines Ballets könnte auch wohl ganz erspart werden; sie träte auf, tanzte, wie es ihr in den Kopf oder in die Füße käme, entwickelte alle Anmuth, welche ihr der Himmel so reichlich gespendet hat, und wenn die Zuschauer sie sattsam bewundert hätten, gingen sie zufrieden nach Hause. So viel ist gewiß, daß sich bei der Aufführung des Schweizermädchens Nathalie Wenige um das Schicksal derselben bekümmern, dagegen Dlle. Taglioni nicht aus den Augen verlieren. — Mit Scribes und Aubers „Falschmünzern“ hat die Oper kein Glück gemacht; es soll aber bereits eine bessere Oper von Beiden im Werke seyn; ob sie besser sey, darüber wird das Publikum zu entscheiden haben. Von Zeit zu Zeit werden auch noch die neuen und guten Opern gegeben, welche für die Pariser Académie de musique in den lezten Jahren gesezt worden sind, als Rossinis „Graf Ory“ und sein „Moses,“ Meyerbeers „Robert le diable,“ Aubers „Stumme von Portici“ und das phantastische Ballet „die Versuchung (d. i. des heil. Antonius in der Wüste). Der Mühe, nach neuen Stücken sich umzusehen, ist die italienische Oper überhoben; ihr fallen die Stücke aus Italien zu und sie hat blos die Mühe des Wählens, was aber freilich keine leichte Sache ist. Das Publikum der italienischen Oper in Paris ist ein kunstrichterisches, wenigstens das Parterre, wenn auch die Logen zum Theil mit reichen Leuten besezt sind, die in der Oper blos eine modische Abendunterhaltung suchen und sehen. Diesem Publikum darf nichts Mittelmäßiges vorgesezt werden, oder es bleibt weg; entweder gute Opern, oder vortreffliche Sänger, und wo möglich Beides zusammen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 294:
Abschied.

Räthsel.

Es steigt ein lustig Meteor
 Aus eines stillen Abgrunds Tiefen,
In Wellen hebt es sich empor,
 Die bang gepreßt darinnen schliefen.

Und wenn es schwer gen Himmel steigt,
 Dort seinen Ursprung zu verklagen,
So wird Gott, der zu ihm sich neigt,
 Erleichterung ihm nicht versagen.

Oft wird es auch, umsonst verbraucht,
 Spurlos verschwinden in den Lüften;
Oft sinkt es, auch umsonst verhaucht,
 Hinunter zu den schwarzen Grüften.

Doch, findet erst dieß Meteor
 Sich gegenüber Seinesgleichen,
Und kann es durch ein heimlich Thor
 Des Andern warmen Herd erreichen;

Dann weht's vergnüglich hin und her,
 Bläst Flammen an auf beiden Herden,
Dann wird es freilich bald vom Meer
 Der Seligkeit verschlungen werden.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 301.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 17. December 1832.

Schöpft des Dichters reine Hand,
Wasser wird sich ballen.

Goethe.

Lieder vom Schwarzwalde.

Von Georg Rapp.

1. Der Felsenquell.

Deine frohen Wasser fallen,
Freuen sich in Liebe mein,
Weil ich dich erspäht vor Allen
In dem seelenlosen Hain.

Wie der Braut am Hochzeitmorgen
Steht dir deine Blumentracht.
Lauben hatten dich geborgen
Für die Huld der Liebesnacht.

Aber früh in deiner Schöne
Frißt dich schon der See hinab,
Freut sich durstig deiner Thräne,
Zagend fällst du in dein Grab.

Decke mich mit deinen Küssen,
Wirf dich schnell an meine Brust;
Sey im Frieden mir entrissen
Nach der Liebe voller Lust.

Möchte wohl wie du vergehen,
Scherzend ziehn vom Vaterhaus,
Liebevoll zum Lichte sehen,
Und dann ewig ruhen aus.

2. Das Irrlicht.

Glänze vor auf meinem Pfade,
Komm zu mir, denn du bist mein.
An dem öden Schilfgestade
Sah ich werden deinen Schein.

In dem Grund, der dich geboren,
Liegt dem Tode viel im Arm:
Tausend Blumen, früh verloren,
Vögelchen einst froh und warm.

Ihre Leichen sind zerfallen,
Ihre Geister welkten nicht,
Durften in die Lüfte wallen,
Bilden sich zu deinem Licht.

In den Todesgrund begraben
Sind mir tausend Leben hier,
Aber ihre Geister haben
Ihre Wohnung nun in mir,

Mahnen leise klagend immer
An die Freude, die verschwand,
Lassen wie den irren Schimmer
Trauern mich am öden Strand.

Laß uns wallen denn und scheiden,
Wie es will der Geisterbrauch,
Durch die öden, stummen Haiden,
Durch der Nebel blauen Hauch,

Um die starren Felsenwände,
Nach dem allerstillsten Grund.
Dort sey unser Lauf zu Ende,
Keiner Seele sey es kund.

3. Vom Berge.

Vor mir sank die Erde nieder
Mit dem eitlen Blumenkleid,
Mit dem Spiel der Vogellieder,
Mit der Ströme Fröhlichkeit,
Mit den kleinen Menschensorgen,
Mit der Liebe losem Tand;
Habe sicher mich geborgen
Auf der höchsten Felsenwand.

Und der Tod sizt mir zur Seite,
Brütet kalt Verrath und Mord.
Aus der Tiefen altem Streite
Jaget' ihn der Frühling fort.
Der hat mich auch ausgeschieden,
Weil zum Tod ich immer will.
Alter Kämpe, sey zufrieden,
'S ist ja hier so groß und still;

Wir sind hier in deinem Reiche,
Wo kein Strahl mehr Leben weckt,
Wo die Erde ward zur Leiche,
Unter uns der Donner schreckt;
Keine Wünsche sich vermessen,
Wo kein Sinn mehr lockt und trügt,
Und ein himmlisches Vergessen
In den leeren Lüften liegt.

Geständnisse eines Porträts.

(Fortsezung.)

IX.

Als wir an dem goldstarrenden Portier vorüber waren, begann der Abbé mit nicht mehr verhaltener Ungeduld: „Geht wohl etwas über die verliebte Thorheit einer ehrgeizigen Frau! Frau von Montesson hat nicht nur gegen den Ton der Gesellschaft gesündigt, indem sie Scenen, die sich in ihrem Boudoir recht artig ausnehmen mögen, in die Salons versezt, sondern sich unser Aller als Netze bedient, mit denen sie den Herzog umstrickt.“ Ich fragte den Abbé, ob ihm der Zusammenhang des Vorfalls deutlich sey? „Ohne Zweifel,“ war die Antwort; „der Herzog ist ein Anbeter der Dame, doch indolent, wie seine Natur ist, oder aus übergroßer Zerstreuung durch ähnliche Affairen, betreibt er seine Bewerbungen nur nachlässig. Warum auch nicht? Ist er des Erfolgs doch gewiß. Frau von Montesson dünkt sich aber klug und ist ehrgeizig. Sie will dem Herzoge mehr seyn, als eine bloße Liebschaft, sie will ihn fesseln und zu einem hohen Rang erhoben seyn. Wie erreicht sie diesen Zweck? O, wie schlau sind diese Pläne ausgedacht! Erstens gibt sie vor, ihre Neigung zum Herzoge sey ein Opfer, das sie einer andern bringe. Der Name dieser zweiten Neigung ist mir entfallen und hat auch mit der heutigen Geschichte nichts gemein. Für's Andere will sie dem Herzoge unentbehrlich werden; endlich, obschon sie, bis auf ihre schlechten Zähne, schön ist, will sie auch durch ihre Talente glänzen. Aus einer bekannten Erzählung zieht sie die Gespräche aus, sezt sie ohne Geschick und Regel zu Akten und Scenen zurecht und beredet den Herzog, sich für den Vater des Kindes ihrer Phantasie auszugeben. Ist dieser bereitwillig, es immer zu bleiben, so schließt sie, daß ein Geheimniß ihn an den einzigen Schlüssel desselben desto fester ketten müsse. Deckt er es selbst auf — nun, Sie sehen ja, was dann erfolgt! Erst schlägt das Publikum die Brücke, diese Eselsbrücke, auf der nun Frau von Montesson zu den Sternen steigt, so hoch auf wie einen Regenbogen, weil man einem Herzoge jede Schmeichelei in starken Portionen geben muß. Den Verblendeten rühret die Bescheidenheit der Schlange, das Lob besticht ihn, und zulezt, wenn er nun der Frau das gibt, was sie verlangt, kann er nicht ausrufen: ach! es sind nicht ihre Reize, die mich bezaubern, sondern die Genüsse ihres bekanntlich so seltenen Geistes haben mich zu ihr hingezogen!“ Wir mußten lachen; der Abbé verstand die Persiflage auch gar zu gut.

Inzwischen fing ich an, mich in dem Wege zu orientiren, den die beiden Herrn einschlugen. Wir hielten uns fortwährend an das linke Seineufer. Ein interessanter Anblick, wenn die Nebel der Nacht aus dem dunkeln Flusse steigen und von den Strahlen der tausend Leuchten in der Umgebung erhellt werden, in denen sie zu schwimmen scheinen. Diesen Lichtstrom nahmen wir zum Führer, bis wir endlich vor einem Hause standen, das nach der Seine hin heller erleuchtet schien, als es vorne war. Durch ein Defilé von zwei Wagenreihen traten wir auf die steinernen Stufen, die uns in eine geschmackvolle, rings mit Nischen, Vasen, Statuen gezierte Hausflur führten. Kaum fand ich Zeit, meine beiden, von der ganzen Dienerschaft gekannten Führer nach unsrer Absicht zu fragen. Wir ließen die Treppen des Vorderhauses unbeachtet, tappten durch den finstern Hof und stiegen am lezten Ende des rechten Seitenflügels eine kleine, spärlich erleuchtete Treppe hinauf. Hatte man mir auf die Frage: wohin führen Sie mich? vorher nur lachend geantwortet, so erhielt ich jezt die Weisung, nur leise zu flüstern und bedachtsam mit den Zehen aufzutreten. Endlich öffnete der Abbé eine Thür, und ein blendender Schein von unzähligen, senkrecht aufgestellten Lampenreihen fiel in mein überraschtes Auge. Ich hatte mich kaum gesam-

melt, als ich eine laut deklamirende Stimme, ganz im Hintergrunde ein schallendes Gelächter vernahm. Jezt blieb mir kein Zweifel mehr: ich befand mich hinter den Koulissen eines Theaters.

„Sie haben gewiß," flüsterte mir der Abbé zu, „von den kleinen Erholungen gehört, in denen der Vielgeliebte Zeit findet, sich den sauern Schweiß des Regierens von der Stirn zu wischen. Frankreich ist der Marquise zu unsterblichem Danke verpflichtet, da sie seinem Idole diese Wohlthat zu verschaffen pflegt. Wir sind im Hotel der königlichen Freundin." — „Und Se. Majestät?" fragte ich hastig. — „Treten Sie zu dieser Koulisse, die ein Stück Wald und ein Stück Hütte vorstellen soll. Sie brauchen Ihr Auge nicht anzustrengen, um Ludwig XV. zu erblicken." Ich trat hin, fuhr aber erschrocken zurück, als mir ein kleiner, geschminkter, buckliger Kerl auf den Leib trat. „Ah, gehorsamer Diener, Herr Carlin," sagte der Abbé zu dem furchtbaren Ungeheuer, „sind Sie heute den Boulevards untreu geworden?" Jezt besann ich mich: es war der bekannte Schauspieler Carlin, der das Pariser Publikum mit seinen Späßen zu belustigen pflegte und heut auf dem Privattheater des Königs ein Rolle übernommen hatte. Unstreitig sollte er den Fabeldichter Aesop vorstellen. „Es ist nur zuweilen, meine Herrn," versezte Carlin-Aesop, „daß wir ordinären Schauspieler in den Kothurn oder Sokkus schlüpfen, aus dem die hohen Herrschaften so eben getreten sind." — „Ich weiß es," sagte der Magister, der Herrn Carlin kannte, „die Marquise versteht sehr artig zu spielen. Die empfindungsreichen Rollen sollen ihr vorzüglich gelingen." — „Eben daran liegt's," sagte der Schauspieler, indem er uns bat, ihm den Buckel etwas höher zu schieben; „zu den komischen Rollen taugen die Dilettanten nicht. Der Hof ist ein Ort, wo man weder Scherz versteht, noch welchen zu machen weiß." Damit trat er eilig in die Scene zurück.

(Die Fortsezung folgt.)

Wanderungen in den Umgebungen Roms.

(Fortsezung.)

Die beiden Mauern, die den Cirkus einschließen, sind noch nicht aufgegraben worden. Um den großen Eingang liegt die Erde auf beiden Seiten wohl 15 Fuß hoch. Würde diese weggeführt, so müßte das Thor einen schönen Prospekt gewähren. Die beiden Thürme (oppida, Schlösser) auf beiden Seiten der Carceres, auf denen sich die Pfeifer befanden, die während des Wettfahrens die Lebendigkeit und Bewegung des Spiels erhöhten, haben noch die beiden Stockwerke, aus denen sie bestanden. In dem Graben, der die Spina von der Arena trennt, sahen wir das Fragment eines Basreliefs, einen Genius auf einem Wagen stehend, der die Pferde antreibt, so grob und schlecht gearbeitet, daß es den tiefsten Verfall der Skulptur in jener Zeit beweist, wo die alte Welt sich ihrem Untergange entgegen neigte.

Dieser Cirkus ist 1560 Fuß lang und 240 Fuß breit. Es waren an den Seiten sechs Reihen Sitze, die gegen 18.000 Zuschauer gefaßt haben sollen. Die Spiele im Circus maximus hörten im 6ten Jahrhundert auf, und man kann glauben, daß dieser Cirkus, seiner Entlegenheit wegen, weit eher verlassen worden ist. Betrachtet man auch die strenge und düstre Gesinnung der christlichen Geistlichkeit jener Zeit, so wird man sich überzeugt halten, daß die damaligen Machthaber jene Spiele, die in allen Einzelnheiten an die Verehrung der alten Götter erinnerten, in der Nähe der Katakomben, wo so viele tausend Märtyrer ruhten, nicht werden gestattet haben.

Wir konnten uns lange nicht von diesem lebendigen Denkmale des Alterthums trennen, von den Erinnerungen, mit denen es sich für uns belebte. Der römischen Welt blieb, selbst in den Zeiten ihres äußersten Verfalls, in ihren öffentlichen Unternehmungen immer noch ein Charakter von Größe eigen. Die Macht der Republik und der Ruhm eines Trajan und Mark Aurel lag für die Augen der spätern Geschlechter wie ein Gebirge da, fern, aber doch sichtbar, und man glaubte sich jenen Zeiten noch nahe, da von ihrer Höhe herab ein Schatten in die Tiefe der Gegenwart fiel. Wenn man die Menge großer, für den Genuß des damaligen römischen Volks bestimmter Unternehmungen kennt, die noch unter Konstantin, ja unter seinen Nachfolgern gemacht wurden, so erstaunt man über den Leichtsinn jener Zeiten. Anstatt jede noch vorhandene Kraft im Kriege gegen die nordischen Eroberer zu brauchen, um dem unausbleiblichen Untergange und dem furchtbarsten Elende zu entgehen, eilten die Römer ihrem Verhängniß bei Schauspielen jeder Art fröhlich und lachend entgegen. Es fällt auf, daß der noch heute das Gefühl erschütternde Untergang einer Macht, wie der römischen, Niemanden in der damaligen Zeit hervorgebracht hat, der den Schmerz über das Ende einer solchen Existenz in großartiger Weise ausgesprochen hätte; denn oft haben Völker, wie Individuen, vor ihrer Auflösung jenes Gefühl, das Shakespeare den lezten Lebensblitz nennt. Aber in den Zeiten des Marcutius und Honorius mochte das Gefühl der wachsenden allgemeinen Noth jede höhere Betrachtung niederdrücken und der steigende religiöse Kampf den freien Flug des Geistes hemmen. Auch wir leben in einem Wendepunkte der Geschichte, und Niemand weiß, was im Laufe der nächsten Generationen von dem Vorhandenen bleiben, was untergehen wird; aber die Gewohnheit des Daseyns ist so mächtig, daß Wenige die ganze Gewalt solcher Umstände empfinden. Die zum Handeln berufen sind, folgen dem Zuge ihres Schicksals, und die, welche nur be-

schauen und beurtheilen, tragen selten oder niemals eine der Gegenwart überlegene Wirklichkeit in sich.

Wir verliessen den Cirkus und begaben uns nach dem nahe liegenden Grabmale der Cäcilia Metella. Es war Winter, aber der Himmel vollkommen rein, die Luft, jezt im Januar, mild, wie in Deutschland im Frühjahr, und, was uns in Erstaunen sezte, die Wiese zwischen dem Cirkus und dem Grabmal über und über mit gelben Blumen bedeckt, die einen angenehmen Geruch hatten, wie dieß bei fast allen wilden Blumen der römischen Campagna der Fall ist.

Auf der Anhöhe neben dem Grabmale bot sich uns eine weite Aussicht auf Rom und die Gebirge umher dar. Das Albanergebirge mit seinen zarten Umrissen schimmerte im Schmucke seiner Klöster und Villen, und die große, in den mannigfaltigsten Linien wechselnde Gebirgskette von Paläſtrina bis zum Monte Sorakte hin stand wie eine Mauer um die Campagna da, als wollte sie diese merkwürdigste aller Ebenen vor jedem Angriff schützen, und südwärts trug das Meer die Phantasie in krystallne Fernen hinaus. Im Vordergrunde ragte hinter einsamen Mauern die Stadt der Tempel und Paläste, und über ihr erhob sich der sanfte Hügel des Janikulus, von Pinien beschattet, auf seiner Stirn die hohe Fontana Paolina.

Wenn man bei längerem Aufenthalte die Lage Roms kennen lernt und in der Erinnerung mit der anderer großen Städte vergleicht, so glaubt man, daß nicht leicht eine andere Natur ernster, größer und mannigfaltiger sey, und daß dieses Land es verdiente, daß die Herrschaft der Welt hier einst ihren Sitz nahm.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Oper und Schauspiel.

Um nicht immer Rossinische Stücke geben zu müssen, hat die italienische Oper diesen Winter auch mehrere neuere Stücke aus Italien vorgenommen, besonders die Bellinischen, als la Straniera, il Pirata. Man sieht aber bald, daß der Rossinische Geist fehlt, wenn auch Rossinische Gestalt da ist. Zum Glück besizt die Oper Sänger wie Rubini und Tamburini, welche dieser eben nicht originellen Musik durch ihren vortrefflichen Vortrag ein eigenes Gepräge aufdrücken, und wenn der Sänger die Bravos und Bravissimos einerndtet, worüber hat sich das Publikum noch zu beklagen? Es ist jedoch zu bedauern, daß der jezige Geschmack des Publikums alle ältern Opern verwirft, worunter sich so manche Meisterstücke befinden. Von Paesiello wird seit mehreren Jahren in Paris nichts gegeben; ebensowenig von Fioravanti, und von Cimarosa erhält sich nur das Matrimonio segreto; auch Mozart muß unter dieser unbilligen Hintansezung leiden; höchstens wird Don Juan einigemal im Winter gegeben, von seinen andern Opern aber gar keine. Selbst des in Paris lebenden Paers Opern unterliegen diesem, über alle im ältern Style gesezten Opern gefällten Urtheil. Es geht augenscheinlich eine langsame Revolution im musikalischen Geschmacke des Publikums der italienischen Oper vor. Wird es je wieder zu den ältern Stücken zurückkehren? Ich zweifle sehr daran; es müßte denn etwa eine beim Publikum höchst beliebte Prima Donna es sich in den Kopf setzen, in einer solchen Oper glänzen zu wollen. Aber auch die Sänger haben den Geschmack für die ältern Gesangstücke verloren und singen nur neuere Musik. Man braucht nur den Konzerten in Paris beizuwohnen, um sich zu überzeugen, daß Sänger sowohl, als Zuhörer sämmtlich vom neuern Geschmack eingenommen sind und nichts als Musik im Rossinischen Style singen oder hören wollen. Sogar in der komischen französischen Oper werden von den ältern Operetten nur wenige gegeben. Gretry wird jezt fast ganz bei Seite gelassen, und nur zwei oder drei seiner geistreich gesezten Operetten werden noch von Zeit zu Zeit blos zur Abwechslung, wie es scheint, gegeben. Den Mehulschen Operetten geht es, da sie neuer sind, zwar etwas besser; allein wie manche werden ebenfalls ganz vernachlässigt! An neuen Stücken hat die komische Oper seit ihrer Wiederauferstehung noch nicht viel geliefert, und dieß ist auch sehr begreiflich, wenn man bedenkt, daß sie vorerst auf ihre Existenz bedacht seyn muß. Erst wenn sie sich ein wenig festgesezt haben wird, kann sie an Darstellung beträchtlicher neuer Stücke denken, und erst dann wird sie das Zutrauen berühmter Tonsezer erwerben. Vor der Hand ist sie in dem Falle eines erst beginnenden Handelshauses, das noch wenig gethan hat, um das allgemeine Zutrauen zu erwerben und sich ausgebreiteten Kredit zu verschaffen. — Man wird sich aus den vorigen Berichten erinnern, daß auch das Odeontheater seit einiger Zeit geschlossen war. Dieses ist ebenfalls wieder eröffnet worden, und zwar von der Truppe des Théâtre français, die nun auf beiden Bühnen zugleich spielt, aber auf der Odeonbühne nur zweimal in der Woche. Die Zeiten haben sich bedeutend geändert. Vor mehrern Jahren herrschte Wetteifer und sogar Eifersucht zwischen den beiden Bühnen der ächten dramatischen Kunst. Man hoffte, dieser Wetteifer werde für die Dramatik sehr ersprießlich seyn; Dichter, Schauspieler und das Publikum werden dabei gewinnen. Dieß ist aber anders ausgefallen. Die Odeonbühne hat sich nicht halten können, obschon es ihr an guten Schauspielern und an neuen Stücken eben nicht fehlte. Aus dem Wetteifer wurde nichts; das Odeontheater gerieth unter die Leitung des Direktors des Porte St. Martin-Theaters, und besserte seine Lage dadurch keineswegs, so daß der Direktor es zulezt für gut hielt, auf das Odeontheater, als auf eine lästige und kostspielige Bürde, ganz zu verzichten. Es hat eine sonderbare Bewandniß mit diesem Odeon. Es ist gewiß eines der schönstgebauten Theater von Paris, steht auf einem freien Plaze und hat gewölbte Bogengänge rund umher. Kein Theater hat eine schönere Lage; allein es befindet sich weit vom Mittelpunkte der Stadt und liegt auf dem südlichen Seineufer; nun kommen die Bewohner dieses Stadttheils wohl häufig auf's nördliche Ufer, auf welchem das Palais royal und alle übrigen Theater liegen; aber die Bewohner dieses Theils begeben sich ungern auf die entgegengesezte Seite, wo wenig Anziehendes für sie ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 128.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 302.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 18. December 1832.

Ce monarque, dont l'ame aux grandes qualités
Joint un goût délicat des savantes beautés,
Décide sans erreur.

Molière.

Geständnisse eines Porträts.

(Fortsetzung.)

Man spielte auf dem Privattheater ein Lieblingsstück des Königs: „Aesop am Hofe." Der Abbé war im Stande, ordentlich die Annalen dieser moralischen Pieçe zu erzählen. Er führte uns an einen Ort, wo wir, ohne gesehen zu werden, die freieste Aussicht auf das Theater sowohl, als das Publikum hatten. Nachdem er mich kurz über die ausgezeichnetsten Persönlichkeiten aufgeklärt hatte, begann er: „Es beweist wenig Geschmack, aber viel Regententugend, daß der König diesem langweiligen Stücke vor vielen andern, die besser sind, den Vorzug gibt. Aesop ist darin nichts mehr, als ein pedantischer Schulmeister, der den Königen naseweise gute Lehren gibt. Die Freimüthigkeit des phrygischen Sklaven besteht allein darin, daß er zu den Fürsten spricht, als redete er mit den Thieren seiner Fabeln. Mit viehischer Offenherzigkeit werden einem Monarchen seine Fehler vorgeworfen, selbst das Laster des Trunkes nicht ausgenommen. Vor mehreren Jahren hätte dieser Mißgriff bald eine ärgerliche Spaltung am Hofe hervorbringen können. Die erste Freundin des Königs, Madame Mailly, dieselbe, die jezt aus einem Beichtstuhle in den andern läuft, kurz, die Magdalena des Hofes, unterhielt zwar ihren Geliebten mit denselben Vorstellungen, die ihm die Marquise gibt, aber sie leitete sie nicht selbst, wie diese. Sehen Sie nur, wie die Zärtliche am Auge des Königs hängt! Genug, Madame Mailly fesselte Louis XV. weniger, als sie ihm imponirte. Ihre kolossalen Züge, dieß kompakte Wesen, das ihr die Natur geschenkt hatte, forderte den König heraus, wie der Uebermuth einer unbezwinglichen Festung. Es ist nur zu bekannt, daß sie dem Könige eine sehr unartige Liebe einflößte, in der sie selbst Ausgezeichnetes leistete: ich meine die Neigung zu den heißen spanischen und Capweinen. Welchen Eindruck mußte nun jenes Aesopische: der König besitze alle Tugenden, nur trinke er zuviel! auf Madame machen. In wilder Entrüstung, die recht den Vandalismus ihrer Bildung verrieth, spie sie Feuer und Flammen; sie sah sich rings von den Netzen der Kabale umsponnen und verlangte augenblicklich die Entlassung der Theaterdirektion. Der König hatte Mühe, sie zu besänftigen. Endlich sagte er: „Madame, Sie werden auch mich entlassen müssen, denn ich gab den Befehl zu dieser Vorstellung."

Inzwischen war der Vorhang gefallen. Unter Begleitung einer sanften Musik traten vorne die Zuschauer aus den Logen, während man hinten die Lampen löschte. „Es ist Schade," sagte der Abbé beim Weggehen, „daß wir die Marquise selbst nicht haben spielen sehen. In den Rollen der Atalante, der Phädra ist sie unübertrefflich. Hätte das Schicksal nicht einen König bestimmt, ihren Triumphwagen zu ziehen, so würde Madame d'Etioles die Bühne betreten haben, um von einem trunkenen Publikum vergöttert zu werden." Dennoch war ich vollkom-

men befriedigt. Es schmeichelte mir, den König in diesen angenehmen Stunden, deren Genuß ihm die öffentliche Meinung so sehr zum Vorwurf machte, belauscht zu haben, in Gegenden gedrungen zu seyn, die sich nur den Vertrautesten öffnen, endlich einen so geistreichen Mann, wie der Abbé war, anhören zu dürfen.

X.

Wir waren kaum aus dem Hause getreten, als Herr Carlin behend hinter uns hersprang. „Seyen Sie Beschützer der Kunst," rief er, „oder erbarmen Sie sich wenigstens ihres getreuesten Jüngers! Schon sieben Jahre weile ich in unsrer guten Stadt Paris, und kenne nicht mehr von ihr, als meine Wohnung, die Aussicht, die ich im fünften Stock haben kann, den Weg, der von ihr zur Porte St. Martin führt, und die Bretter der Bühne. In Italien, meinem geliebten Heimathlande, habe ich hinter jedem Zaune einen Häscher fürchten müssen und kenne dort jeden Fuß- und Fahrweg, alle Sack- und Quergassen, die in den Städten nur denkbar sind; in Paris dagegen laufe ich jede Minute Gefahr, mich zu verirren, obschon mir hier Jedermann gern die Huldigung brächte, mich zurechtzuweisen. Ach! ihr neun Musen und ihr unzähligen Heiligen, was juckt dem armen Karlo sein vogelfreier Hals! Sie wissen vielleicht nicht, daß ich in meiner Jugend das Unglück hatte, zufällig aus einem Kloster zu entfliehen, daß ich in Venedig unter die Soldaten trat, leider aber einen verlornen Posten abgab und nach Mailand desertirte; und dennoch, obschon ich der geistlichen und weltlichen Gerechtigkeit verfallen bin, lebt meine Sehnsucht nach Italien. Ich weiß nicht, meine Herrn, wo Sie jezt in dieser zwölften Stunde hingehen, vermuthe aber, in die sanfte Umarmung des Schlafes. Daran darf ich in zwei Stunden noch nicht denken. Was ich noch so spät für Pflichten habe? O, lassen Sie sich ein Register meiner Thätigkeit geben. Vier, fünf Stunden bearbeite ich die Zwerchfelle des Publikums, ertrage Regen und Sonnenschein, kümmere mich um keine Pfeife, kein Klatschen der Hand. Dann eile ich nach Haus, wie ich jezt thue, um meine Geschäftsträger zu expediren. Lachen Sie nur! Ich unterhalte drei Spione, die den ganzen Tag herumlauschen, um in ihr Ohr alle Neuigkeiten fließen zu lassen. Für eine Lumpengeschichte aus der Vorstadt zahle ich fünf Sous, für jeden derben Witz, der aus dem appetitlichen Munde einer Dame der Halle kömmt, ein halbmal so viel, eine Scene aus den Vorzimmern wird mit zwanzig Sous, eine aus den Salons mit einem Livre bezahlt. Zwei Livres stehen auf einer Hofgeschichte; aber am theuersten ist in meinem Tarif jede Dummheit angesezt, die sich die Polizei hat zu Schulden kommen lassen. Diese remunerire ich mit drei Livres. Es kostet mich ein erstaunliches Geld, aber mein Renomée hängt von diesen Notizen ab. Nach einigen Stunden Schlaf ist mein erstes Geschäft, die neuen Rollen zu lernen, dann rüste ich mich zur Probe, dann eile ich auf's Theater zur Probe selbst. Es ist Mittag, ich befriedige meinen Körper, pausire ein wenig und mache mich nun an die Späße, die ich als hors d'oeuvre meinem vorgeschriebenen Texte anfüge. Dazu bearbeite ich die in der Nacht erhaltenen Notizen, die mir zu Wortspielen, Seitenhieben, Anspielungen dienen müssen. Mein Lohn ist der — Mein Himmel! es schleicht Jemand hinter uns her!"

Wir wandten uns erschrocken um; eine Gestalt floh in das schützende Dunkel. „Jacques!" rief unser Lustigmacher ihr nach, „Du Teufelskerl, fürchte Dich nicht! Das ist einer der genannten Spione. Er schlich uns vermuthlich in der Absicht nach, unser Gespräch zu belauschen, ob sich Etwas für seinen Kram daraus holen lasse." Jacques hatte des Komödianten Stimme erkannt und kam schüchtern heran. „Wie viel wirst du heute von mir verlangen?" fragte der Meister. „Ungefähr vier Livres zehn Sols," war die Antwort. „Erstens, in der Vorstadt St. Antoine sind zwei verhungerte Kinder gefunden worden." — „O, die Pariser sind grausam!" sagte Carlin, sich eine Thräne aus dem Auge wischend; „sie lachen über Alles: macht fünf Sols." — „Zweitens, Herr Rousseau hat eine Pension von der Marquise ausgeschlagen und ihr gesagt, noch könne er sich vom Notenschreiben ernähren." — „Für die Schicksale und Bonmots der Gelehrten steht zwar in meinem Tarif nichts; doch es ist Jean Jacques — ein Livre." — „Drittens, der König ist, als Frauenzimmer verkleidet, zur Prophetin le Bonnet gegangen. Die dumme Hexe hat ihn nicht erkannt, aber pikant genug aus dem Kaffeesatz geweissagt: Se. Majestät werden einen hohen Offizier heirathen, ihm in alle Schlachten hinten in der Reserve nachfolgen und ohne Unglücksfälle wieder heimkehren." Die Herrn lachten abscheulich und Carlin sagte: „Zwei Livres werth!" Jacques fuhr fort: „Viertens hat die Polizei den Spitzbuben Mandrin schon zum achten Male entlaufen lassen." — „Das ist sehr dumm," bemerkte Carlin, „obschon keine drei Livres werth; doch sollst Du sie haben, weil Du nicht Schuld bist." — „Fünftens, ein deutscher Graf soll eine Komödie, die der Herzog von Orleans verfaßt haben will, in seiner Gegenwart sehr albern genannt haben." — „Schurke, das lügst Du!" schrie ich, die Andern verschwanden lachend in der Finsterniß. Ich blieb zitternd vor Wuth auf meinem Platze und weiß nicht, wie ich in meine Wohnung gekommen bin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wanderungen in den Umgebungen Roms.

(Fortsetzung.)

Das Terrain, auf dem der beschriebene Cirkus und das Grabmal der Cäcilia Metella stehen, senkt sich gegen Nordost hin nach dem Thal der Egeria hinab, heut Caffarella genannt. Rings umher sieht man altes Mauerwerk, auf welchem neuere Gebäude errichtet wurden, die auch schon wieder verfallen und verlassen sind. Ein großer antiker Wasserbehälter mit gewaltigen Mauern ist vollkommen erhalten. Auf einer Erhöhung, unmittelbar über dem Thal der Egeria, steht ein Tempel des Bacchus, von gebrannten Ziegeln erbaut, aber völlig erhalten. Er wurde vor zweihundert Jahren dem heiligen Urban gewidmet. Die Wände des Tempels sind mit Heiligenbildern, ganz in Roth gemalt, ausgeziert. Der Altar des Bacchus, der eigentlich die Hauptsache seyn sollte, steht in einem finstern Winkel. Die Schlange an demselben und die Inschrift sind noch sichtbar. An den Wänden hat man die in der Nähe gefundenen Vasen aufgestellt, von denen einige von gefälliger Form sind.

Von dem Cirkus des Romulus, einem Schauplatz römischer Herrlichkeit, als diese schon ihrem Untergange entgegen ging, und dem in eine christliche Kirche verwandelten Bacchustempel, einem Denkmale, wie es deren hier so viele gibt, von dem Zusammentreffen des römisch-heidnischen und römisch-christlichen Prinzips, gingen wir in das Thal der Egeria hinab, in welchem Numa bei nächtlicher Stille mit seiner göttlichen Freundin einsamer Liebe und Unterredung pflog. Es erstreckt sich dasselbe von Süden nach Norden und hat sonderbarer Weise eine fast ganz nordische Vegetation. Am Fuße des Bacchustempels befindet sich ein Nymphäum oder Wasserbehälter. Im Hintergrunde liegt die Statue des Flußgottes Almo, rechts und links sind auf jeder Seite Nischen, in denen Statuen standen, der Boden ist gepflastert. Unter der Statue des Almo fließt die Quelle heraus, deren Wasser ungemein frisch und labend ist. Die Gegend war völlig einsam. Zehn Minuten davon, am Ufer des kleinen Flusses Almo, der dieses Thal durchfließt, liegt ein alter Tempel, in dessen Nähe sich jetzt eine Mühle befindet, die durch den Almo getrieben wird. Wir traten in das Innere des kleinen antiken Gebäudes, das jetzt zum Aufbewahren von Getreide gebraucht wird. Die äußern Verhältnisse desselben sind sehr hübsch. Die Bedeckung des Bodens ist verschwunden, an der Decke befinden sich noch Ueberreste alter Stuckarbeit. Man hält es für ein Werk aus den Zeiten des Nero. Auf einem Seitenwege gelangten wir wieder auf die Via Appia. Der Tag war schon im Neigen, als wir in die Stadt eintrafen. Die Straße, bis in die Nähe des Triumphbogens Konstantins des Großen, war einsam wie ein Kirchhof. Von dem palatinischen Hügel tönte aus dem Kloster des heil. Bonaventura die Abendglocke. Es ist dieß ein Franziskanerkloster von der strengsten Observanz. Wir gedachten voll Erstaunen des unermeßlichen Kontrastes, daß auf demselben Hügel, auf dem Romulus seine Stadt erbaute und seinen Bruder mit den Worten erschlug: sic deinde, quicunque alius transiliet moenia mea, (so Jedem, der meine Mauer übersteigen wird) jetzt die leibhaftigen Bilder der Armuth und Ohnmacht wohnen. So herrschen denn jetzt Leute, die Armuth, Keuschheit und Gehorsam gelobten, unter derselben Sonne, die Cäsars Triumphe beschien. Die Taube hat den Adler bezwungen und die Stadt des Romulus wurde ohne Waffen besiegt. — Die alte Welt hat ein hartes Schicksal erfahren und muß die Bewunderung, die ihr gezollt wird, oft mit der Erniedrigung dessen bezahlen, was noch von ihr vorhanden ist. Auf den Trümmern von Athen haben die Türken geherrscht und im Tempel der jungfräulichen Mutter der Künste und Wissenschaften ihren Kultus geübt, und in Rom, auf dem Palatinus, in der Nähe vom Hause des Augustus, brüten und schlafen die ärmsten aller Mönche. Auf dem Aventinus, beim Tempel der Juno von Veji, studiren wohlgenährte Dominikaner die Philosophen des 13ten Jahrhunderts, um durch sie unsere Zeit zu widerlegen, die sie nicht begreifen. Den Manen der alten Helden würde es besser gefallen, wenn Adler in den Ruinen der Kaiserpalläste horsteten und Wölfe aus dem Quell der Juturna tränken. Wann wird wieder ein anderer Tag über Rom aufgehen!

(Beschluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, December.

Kunstleben.

Die Residenz wird auch auf der Nordseite vergrößert und verschönert; eine prächtige Bibliothek und zwei sehr schöne Kirchen werden gebaut, und noch viel Anderes soll theils verschönert, theils ganz neu aufgeführt werden; um diese künftigen Gebäude auszuschmücken, werden Zeichnungen und Cartons gemacht; plastisch, enkaustisch, a fresco und a stucco wird gearbeitet, um die zahlreichen Säle und Gemächer der neuen Südseite der Residenz zu verherrlichen; Monumente sollen errichtet werden, gemalt wird in der neuen Hofkapelle, in den Arkaden des Hofgartens, in der Loggia der Pinacothek; gemalt, gemeißelt, gezeichnet, gestochen und lithographirt wird hier allüberall, und das nicht allein für München, sondern auch für andere Orte des Königreichs, vorzüglich für Regensburg. Ueberall stößt man auf Künstler, oft auf ganze Schwärme; von allen Seiten der deutschen Lande ziehen sie her, sey es, um sich weiter zu bilden, sey es, um Arbeit zu bekommen, oder nur, um im Vorbeigehen und auf Besuch

ihre Blicke zu weiden. Wirklich scheint auch Neumünchen mit seinen heitern Gassen, die sich auf dem freien Felde verlieren, die durch Gärten, Schattengänge und freie Räume, den sogenannten Plätzen, von einander getrennt sind, nur für Künstler und Kunstfreunde erbaut zu seyn; es hat so was Akademisches, gleichsam ein großer, ganz eigenthümlicher akademischer Garten liegt es da, an die schönsten Zeiten Griechenlands und Italiens erinnernd. Dieser Garten, wie Sie sehen, wird täglich schöner bestellt, die Kunst hängt ihm immer mannigfaltigere Blüthen an, und läßt man ihm die belebende Luft, die man ihm bestimmt zu haben scheint, so werden die Blüthen auch Früchte bringen, so werden auch andere Werke entstehen, die noch mächtiger ihre Schöpfer loben, als Bilder, Standbilder, Säulen und Mauern. „Aber die Blüthen der Kunst,“ höre ich dort rufen, dort beim Bier, „die Blüthen der Kunst! das sind doch wohl nur Zierblumen; wie kommen die zu Früchten? Allerdings sind sie schön, köstlich, kostbar! und die vielen Fremdlinge, die zu uns hereingerufen werden, um uns zu beblümen, thun es auch nicht umsonst, ganz im Gegentheil!“ — O ihr guten Leute! in euern Augen ist also die Kunst nur eine Liebhaberei, sind ihre Gebilde nur farbige Schatten! Blast doch die Nebel von euren Augen weg und schaut, und ihr werdet sehen, daß die Glorie, welche die Kunst umstrahlt, nicht ein bloßer Schein ist, sondern daß sie von Gold und von Silber glitzert, von Gold und Silber genug, um gar manches Riegelhäuschen davon glänzen zu machen. Geht hin und fragt, warum jezt so viele reise- und schaulustige Fremden hieher kommen, warum die Straße nach Italien durch Baiern fast eine Bannstraße geworden ist; fragt die Wirthe, Wechsler, Kaufleute und Krämer, ob sie sich nicht ganz vortrefflich dabei befinden, noch viel besser, als bei dem Bier, und bedenkt auch, daß die fremden Künstler, die hereingerufen werden und euch ein schönes Stück Geld kosten, dieß Geld bei euch verzehren, sich größtentheils auf Kindes und Kindes Kinder bei euch niederlassen und somit aufhören, Fremdlinge zu seyn; und bedenkt überdieß, daß im Gefolge der Kunst auch Zimmerleute, Steinmetzen, Maurer, Schreiner, Farbenreiber, Handlanger, Tagelöhner u. a. m. zu sehen sind, die da ihr Brod verdienen; tröstet euch daher mit all diesem Gewinn und Verdienste. Wahrlich, wenn es gewissen Leuten nach ginge, so würden nur Quader gemeißelt, nur Tassen und Kannen bemalt, nur Porträte gepinselt und Karrikaturen gezeichnet, nur Häuser gebaut und daneben höchstens eine hübsche Börse und ein sehr geräumiges Rathhaus. Allein dahin ist es glücklicherweise noch nicht gekommen, und die Wuth des Calculs hat noch nicht so sehr das Gefühl für das Schöne erstickt, daß sich dasselbe nicht Luft machte und mit Enthusiasmus ausspräche, sobald es auf eine außerordentliche Weise angesprochen wird. Die dießjährige Kunstausstellung der hiesigen Akademie der bildenden Künste erzeugte einen solchen Enthusiasmus. Sie war aber auch außerordentlich. Sie ist die schönste von denen, die ich gesehen habe, und ich zweifle, ob sich dieses Jahr in Deutschland ihres Gleichen findet. Sie zählte 502 Nummern an Oelgemälden, Porzellangemälden auf Platten und auf Tellern, Glas-, Miniatur-, Pastell- und Aquarellgemälden, Oelskizzen, Cartons, architektonischen Entwürfen, Feder-, Kreide- und andern Zeichnungen, Kupferstichen und Lithographien, an plastischen Werken in Gyps, aus Carrarischem, Solenhofer und Tyroler Marmor und aus Sandstein, mehrere Arbeiten des königlichen Medailleurs und Steinschneiders Voigt mitgerechnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Die Secundärtheater.

Aus dem Angeführten geht hervor, daß ein großes Theater auf der südlichen Seite der Seine oder im sogenannten Faubourg St. Germain sich nie halten kann. Das Stadtviertel liefert nicht Zuschauer genug dazu, und von der andern Seite kommen zu wenige her. Anders verhält es sich mit kleinern Theatern daselbst. Es gibt deren zwei, das ganz kleine Théâtre du Luxembourg an einem der Eingänge des Luxemburger Lustgartens, in welchem der niedrigste Platz nur sechs oder acht Sous und der höchste nur einen Franken kostet, und das Théâtre du Panthéon, das ebenfalls ziemlich klein ist, aber schon mehr Ansprüche macht und für ein Vaudevilletheater angesehen seyn will. Das erstere zieht niemals die Aufmerksamkeit der Kunstrichter in den Journalen auf sich, und die auf demselben aufgeführten Stücke bleiben von der Kritik unbeachtet. Das Théâtre du Panthéon liefert aber Manches, was gesehen zu werden verdient. Es versuchen sich auf dieser kleinen Bühne mehrere junge Dichter, welche Anstand nehmen würden, ihre kühnen Produkte vor einem strengern Publikum darstellen zu lassen. Auf der Pantheonbühne geht Manches ungerügt durch, was anderswo mißfallen würde. So wird hier ein Faust gegeben, der freilich mit dem Goetheschen wenig gemein hat, und auch dem Klingerschen nicht nachgebildet zu seyn scheint. Eine merkwürdige Bühne, wenigstens für den Beobachter des Ganges der Dramatik in Frankreich, ist jezt die Bühne der Porte St. Martin; denn hier sieht man das historische und das romantische Drama sich ansiedeln; hier werden auch gewaltig kühne Schritte von den Dichtern gethan, und zwar oft mit gutem Erfolge. Alex. Dumas arbeitet besonders für diese Bühne; sein Tour de Nesle, eine romantische Darstellung aus dem Mittelalter Frankreichs und aus den Sagen jener Zeit, hat hier über fünfzig Vorstellungen erlebt. Ein ähnliches Stück wird jezt unter dem Titel Perinet Leclerc aufgeführt, wiederum aus der bewegten Zeit des französischen Mittelalters, und zwar aus den blutigen Fehden des Bourguignons und Armagnacs, einer höchst dramatischen Epoche, in welcher die Dichter daher auch gern ihre Sujets suchen. So viel hat man seit zehn Jahren gewonnen, daß jezt die Sitten, Gebräuche und Gesinnungen der Vorzeit weit genauer und lebendiger dargestellt werden, als sonst. Bei manchen neuern Stücken ist dieß sogar der Hauptzweck der Dichter und wird auf Kosten der dramatischen Handlung besonders sorgfältig behandelt. Der Cirque olympique der Bereiter Franconi unterscheidet sich dadurch von dem Theater der Porte St. Martin, daß er hauptsächlich von der neuern Geschichte zehrt und sogar Zeitbegebenheiten nicht vernachlässigt, wenn sie von der Art sind, daß sie allgemeines Aufsehen erregen und die Völker in Bewegung setzen. So hat diese Bühne lange die Hauptzüge aus dem Leben Napoleons dargestellt, ebenso die Heldenkämpfe der Griechen und Polen, und jezt kehrt sie wieder zu Napoleons Leben und Schlachten zurück. Solche Gefechte sehen doch die meisten Zuschauer lieber, als die der Kosacken und Baschkiren am Fuße des Montmartre im Jahr 1814.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 303.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 19. December 1832.

> Die Erzählungen aus Nanking oder Canton hören sich oft an, wie Parodien in Swifts Manier auf das Leben in Paris oder Westminster.
>
> Abel-Rémusat.

Bilder aus Peking.

An einem schönen Frühlingstage, so erzählt ein gereister Engländer, kamen wir in die Vorstädte von Peking; nichts desto weniger ging ein gewaltiger Wind und trieb ganze Wolken gelben Staubes auf, der aussah wie ein Schwefelregen. Zwei Mitglieder der Mission, die uns entgegengekommen waren, sagten, dieser gelbe Staub sey Blüthenstaub von den Fichten und Tannen, welche in der Umgegend von Peking sehr häufig wachsen. Der Lärm, das Gewühle einer wogenden Menschenmenge verkündeten uns die Nähe der volkreichsten Stadt des Erdbodens, und nicht lange, so gewahrten wir die Ringmauern von Peking. Die Stadt breitet sich über eine fruchtbare Ebene aus und bildet ein längliches Viereck. Wir gingen durch hübsche, breite, helle, luftige Straßen, durch Schwärme von Handelsleuten, Bauern, Arbeitsleuten aller Art in höchst seltsamen Trachten, die uns alle neugierig betrachteten. Die Barbiere, die Köche, die Schmiede waren unter den Thüren ihrer Buden in voller Arbeit, und als wir an der rothen Mauer hingingen, welche den kaiserlichen Pallast umgibt und so hoch ist, daß nur das Dach des Gebäudes darüber hervorragt, sahen wir die Schildwachen sitzend ganz gemächlich ihre Pfeifen rauchen. Die schmutzigen Röcke dieser Garden, ihre bequeme Haltung und ihre verrosteten Gewehre gaben uns eben keinen hohen Begriff von der Soldatesca des heiligen Sohnes des Himmels, des einzigen Statthalters auf Erden.

Kaum waren wir im Missionsgebäude angekommen, so besuchten uns mehrere angesehene Chinesen, meist Civil- und Militär-Mandarine. Sie waren, obgleich sehr verschiedenen Rangs, alle so ziemlich gleich gekleidet, nämlich in einen langen Rock mit sehr weiten Ermeln, der durch einen seidenen Gürtel und eine mit ächten Perlen besetzte Schnalle zusammengehalten wurde. Auf dem Kopfe trugen sie eine kleine, trichterförmige Mütze. Einer der Offiziere war erst vor Kurzem zum Mandarin der fünften Klasse ernannt worden; er trug an der linken Seite ein Schwert und ein langes Messer in einer Scheide von Schildkröte, und an der rechten Seite hing ein seidener Tabaksbeutel; seine Mütze war mit einem schillernden Opal und einer Papageienfeder geschmückt. Dergleichen Dekorationen erhalten die Offiziere, wenn sie sich vor dem Feind auszeichnen. Die Civil- und Militärbeamten unterscheiden sich im Range im Allgemeinen darnach, ob die Knöpfe an ihren Mützen von Korallen, von Krystall, oder von Gold, ob sie groß oder klein, so oder anders gefärbt sind, denn das Kleid ist durchaus einfach und gleichförmig. Ein goldener oder Korallenknopf ist das Unterscheidungszeichen des Generals, den Obersten erkennt man am hellblauen Knopf, und der Kaiser selbst zeichnet sich vor seinem Hofe lediglich durch nichts als eine große, sehr kostbare Perle auf seiner Mütze aus. Weitere Abzeichen sind die Phoutsas, kleine viereckige Stücke von Atlasband, die auf die Schulter genäht werden. Auf den Bändern der Civilmandarine ist ein Vogel gestickt, auf denen der

Offiziere ein wildes Thier. Ein Offizier des zweiten Grads z. B. führt einen Löwen auf seinem Band, ein Civilmandarin des dritten Grads einen Papagei. Die mit Phoutsas gezierten Kleider legt man indessen nur dann an, wenn man zu Hof geht, oder sonst bei feierlichen Gelegenheiten.

Die Chinesen machen im Allgemeinen mit den Kleidern sehr großen Aufwand, und zwar ganz besonders die Männer. Mandschus und Chinesen fast aller Stände haben eine besondere Kleidung für jede Jahrszeit, und wer in einem öffentlichen Amte steht, muß sich drei verschiedene Kostüme halten, abgesehen vom Galakleide. Die Kleidung der untern Stände ist von Calico und Nankin, die der höhern von Atlas oder Caßimir. Blau, violett und schwarz sind bei den Männern am beliebtesten; bei den Weibern sind rosenroth, gelb und hochroth die eigentlichen Modefarben. Die Beinkleider der Männer sind meist von Nankin, doch auch von Seide, und meistens werden die Stiefeln aus demselben Stoffe verfertigt; bei reichen Leuten sind indessen die Stiefeln von schwarzem Atlas. Die Sohlen auf Schuhen und Stiefeln sind höchst unbequem und plump, denn sie bestehen aus einer zolldicken Papiermasse. Ganz vornehme Leute tragen ovale Mützen von hochrothem Atlas mit schwarzer Einfassung, und oben mit einer goldenen Eichel. Die Einfassung der Mützen ist Sommers von Sammt, Winters von Zobelmarter. Die niedern Stände tragen im Winter Mützen von Schaafpelz.

Die weibliche Tracht ist von der männlichen wesentlich nicht verschieden. Mit dem Haarputz haben die Weiber viel zu schaffen, und er ist sehr elegant und geschmackvoll. Den Kopf bedecken sie sehr selten, und die künstlichen Blumen, die prächtigen Goldnadeln, kostbaren Steine und glänzenden Schmetterlinge stehen zu ihrem, meistens etwas dunkeln Teint sehr gut. So wenig es den Weibern an Reizen fehlt, so ist doch zwischen ihnen und den Georgierinnen und andern Asiatinnen ein sehr großer Unterschied. Es gibt indessen zu Peking Weiber, welche ohne rothe Schminke oder sonstige Schönheitsmittel, mit denen in China großer Mißbrauch getrieben wird, völlig die Hautfarbe unserer Europäerinnen haben. Ihre kleinen Augen sind zwar recht hübsch schwarz und lebendig, aber nie begegnet man dem seelenvollen Ausdrucke eines blauen Auges. Eine Chinesin gilt nur dann für schön, wenn sie enggeschlitzte Augen, etwas aufgeworfene Lippen, glänzend-schwarze Haare und außerordentlich kleine Füße hat. Bekanntlich ist aber Letzteres das Haupterforderniß, und den Werth einer Braut mißt man an ihren Füßen ab. Gleich nach der Geburt bindet man den Mädchen die Füße mit Riemen und Bändern und hemmt dadurch die Entwicklung des Glieds. Der Fuß eines jungen Mädchens ist gewöhnlich nicht über fünf Zoll lang; am Gelenke ist der Fuß gewöhnlich unförmlich dick, dieser Fehler wird aber unter den mit Fransen oder breiter Stickerei versehenen atlasnen Beinkleidern geschickt verborgen. In Folge dieses albernen, barbarischen Brauches ist bekanntlich der Gang der Weiber sehr häßlich und wankend. Auch in den dürftigeren Ständen sollen den Mädchen die Füße auf diese Art gebunden werden, jedoch in weit geringerem Grade als bei vornehmen Damen, welche sich mühsam durch die Gemächer ihrer schimmernden Gefängnisse schleppen. Diese barbarische Sitte kann in nichts Anderem als in weit getriebener Eifersucht ihre Quelle haben; manche Schriftsteller sind indessen der Meinung, sie könne noch nicht so alt seyn, und stützen sich dabei vornämlich darauf, daß Marco Polo, der China im dreizehnten Jahrhundert bereiste und häufig von der Schönheit der chinesischen Damen spricht, dieses Brauchs mit keiner Sylbe erwähnt.

Sämmtliche Häuser, von der Werkstätte bis zu den Pallästen der Großen, haben nur Ein Stockwerk. Sie sind von Backsteinen, auch wohl aus bloßem Lehm, zuweilen auch von Holz; sie stehen in einem oft sehr geräumigen Hofe, der von einer hohen Mauer umgeben ist, so daß man von der Straße aus nur das Dach sieht. In den Häusern der Reichen und Vornehmen sind Thüren und Scherwände aus Cypressen- und Lorbeerholz mit sehr geschmackvoller Schnitzarbeit; diese Hölzer verbreiten einen sehr angenehmen Geruch in den Zimmern. Auch Stühle und Tische bestehen aus seltenem, kostbarem Holz und sind immer sehr rein und blank. Die Zimmer sind überhaupt äußerst reinlich, sonst übrigens nicht sehr verziert, namentlich findet man nicht viele Spiegel. Außen sieht man die Häuser mit Säulen und Gallerien geschmückt, und die Blumentöpfe an allen Orten und Enden mit ihrem mannigfaltigen Grün thun eine sehr gute Wirkung. Oefen gibt es nirgends in den Zimmern; man heizt sie mittelst kupferner Kohlenbecken, auch bringt man die Kohlen unter steinerne Bänke, die unter den Fenstern und längs der Hauptwand hinlaufen und bei Tag zum Sitzen, Nachts als Schlafstätten dienen. Die hohen geschweiften Dächer sind mit grün, roth, gelb, grau glasirten Ziegeln gedeckt. Es bestehen aber Verordnungen über die Farbe der Ziegel; so sind die kaiserlichen Palläste und die Tempel mit gelben Ziegeln gedeckt; die Prinzen und andern Großen dürfen ihre Gebäude blos grün decken, und die grauen Ziegel sind für die untern Volksklassen. (Der Beschluß folgt.)

Geständnisse eines Porträts.

(Fortsetzung.)

XI.

Noch immer saß ich nach einer schlaflosen Nacht, den Kopf in die Hand gelegt, auf meinem Sopha, gedankenlos bald auf die seidnen, meinem Schlafrock eingewirkten Blumen sehend, bald auf die leeren Koffer, die ausge-

zognen Schubladen, die ich in die Mitte des Zimmers gestellt hatte, um meine Abreise vorzubereiten. Der gottlose Abbé war zwar schon ganz früh, am thauigen Morgen, bei mir gewesen, hatte mich tausendmal um Verzeihung gebeten, weil Niemand anders den unzeitigen Spaß, bei dem mir am gestrigen Abende die Sinne schwanden, veranlaßt hatte, als er. Ich glaubte es wohl, daß er dem spionirenden Burschen, durch die Dunkelheit geschützt, jene verrätherische Sottise zugeraunt hatte. Selbst bei aller Verschlagenheit des Mannes war ich es zufrieden, daß ich darin nur einen leichtfertigen Scherz, gemacht, den Abschied zu würzen, finden sollte. Aber was half mir diese Gewißheit? Hatte man mich nicht frevelhaft an einer Stelle meines Herzens verlezt, wo ich schlechterdings nur Achtung und Ehrfurcht, nie den Kitzel der Laune empfinde? Mir gereicht es zur Beruhigung, daß mein Schrei der Entrüstung nicht eine mir, sondern dem Herzoge gewordene Verläumdung strafen sollte; war ich aber nicht gewiß, daß jene, mit dem Heiligsten ihr Spiel treibenden Menschen gerade hiedurch belustigt waren? Welche Genugthuung für sie, daß ich meine Achtung vor dem königlichen Hause selbst vor einer Kreatur, die einem Spitzbuben sehr ähnlich sah, anerkannt wissen wollte! Ich nahm meine Schreibtafel. Mein eigener Vorsatz verurtheilte mich, die Leiden des gestrigen Tags in ihr zu verzeichnen. Ich blätterte zurück und fand überall nur Klagen über getäuschte Erwartungen, unangenehme Berührungen, trostlose Einsamkeit. Mein Schmerz überwältigte mich.

Es scheint, als haben sich meine Schicksale immer wie in der epischen Form entwickelt. Es gibt Lagen, die sich durchkreuzen und den, den sie treffen, in einem beständigen Kampfe erhalten. Wohl jenem Umsichtigen, der in ihnen die Besinnung nicht verliert! wie bald wird er Herr seines Schicksals seyn! Mich trifft ein anderes Loos. Jede Erfahrung schließt sich mir mit vollkommenem Ende ab, jede neue entwickelt sich mit sichtbaren Anfängen. Die Zwischenräume — sind meinem Herzen überlassen: ach! daß es in ihnen immer nur weinen, so selten sich freuen konnte!

Ich war nahe daran, meine Rechnung mit Paris und meiner Wirthin abzuschließen, als mit einem Briefe des Herrn von Vieurpiat aus meinen welken Hoffnungen wieder neue, frische Keime sproßten. Es war die Sprache des Freundes zum Freunde, die ich vernahm; sie war so wohlthuend für mein verwundetes Herz. Er kündigte mir sein Erscheinen in Paris an, das in wenigen Stunden erfolgen könnte. Fräulein d'Aubigny habe bei seinen Verwandten in der Champagne einen Besuch abgestattet, es sey der heißeste Wunsch seines Vaters, auch ihn in seiner Nähe zu wissen, einen längern Urlaub habe er glücklich ausgewirkt, und schon sey er auf dem Wege, seinen Freund in einen Kreis zu führen, dessen ländliche, unschuldige Freuden er ohne mich nicht genießen könne. Wie kam es nur, daß eine unfreiwillige Gefälligkeit durch eine solche Dankbarkeit erwidert wurde? Ich meine, in einem unverdorbenen Gemüthe ist jede Empfindung ein Schlag, der das ganze Herz berührt. Eine edle Seele wird in ihren reinen Leidenschaften keine Grenze kennen; die Achtung wird ihr zur Liebe, die Dankbarkeit zur Freundschaft. Noch mehr! ich mußte die zarte Rücksicht meines neuen Freundes bewundern. Hätte nicht eine weniger enge Annäherung an mich ihn in den Verdacht bringen können, er nehme an, die zufällig unwillkührliche Dienstleistung hätte nicht auch ein Werk meines Entschlusses seyn können? In der That war der Liebenswürdige immer so zart, von diesem Zufalle wie von einer Aufopferung zu sprechen.

Es wollte eben sechs Uhr schlagen, als ich in Herrn von Vieurpiats Armen lag. „Treffe ich Sie bereit, Herr Graf," sagte er, „morgen in der frühsten Dämmerung Paris zu verlassen, um mit mir in die reizenden Thäler der Champagne zu reisen? Sie werden noch Zeit genug finden, in dem großen, apokalyptischen Buche der Hauptstadt zu lesen; lernen Sie auch den Einband kennen, und befriedigen Sie die Sehnsucht meiner Verwandten, denen ich Ihre Ankunft auf das Bestimmteste habe zusagen müssen." — „Sie spannen zwiefach meine Erwartung, Herr Hauptmann," entgegnete ich; „ich freue mich ebenso auf die anmuthige Gegend, als auf die Gütigsten ihrer Bewohner."

Ich weiß, daß man einen zärtlichen Liebhaber mit nichts so sehr unterhält, als dem Beifalle, den man den Reizen seines Idols schenkt. Ich lenkte daher das Gespräch auf diesen Gegenstand, den der Glückliche mit der ganzen Lebhaftigkeit, die ihm so eigen war, ergriff. „Die Bemühungen meines Nebenbuhlers," sagte er lachend, „haben ein klägliches Ende genommen. Es ist vortrefflich, wenn man in einem solchen Falle sich auf den Witz der Gefährdeten verlassen kann. Wo kein Ausweichen, keine Geringschätzung, am wenigsten Drohungen etwas vermögen, da werden sich die kleinen Repliken, die naiven Anführungen, kurz, jene boshaften Künste, die man unter der Maske der Unterhaltung in einer zahlreichen Gesellschaft kann spielen lassen, immer siegend bewähren. Die Unverschämtheit vermag es zwar nicht, zu erröthen; doch muß sie es ertragen, sich zu ärgern." An diese geheimnißvolle, aber für mich nicht räthselhafte Mittheilung knüpfte sich bis tief in den Abend hinein eine Unterhaltung, die mir Genuß und Belehrung in gleichem Maße verschaffte. Mein Freund war über die öffentlichen Verhältnisse, über ihre geheimen Triebfedern vortrefflich unterrichtet, und eben so kannte er die Mittel, ihnen mit Sicherheit zu begegnen, oder mit Klugheit aus dem Wege zu gehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, December.

(Fortsetzung.)

Die Kunstausstellung.

Ueber zweihundert Künstler und Dilettanten waren bei der dießjährigen Kunstausstellung aufgetreten, und darunter Männer wie Cornelius, Overbeck, Koch, Schnorr, Heinrich und Peter Heß, Glenze, Phil. Veit, Reinhart, Heydeck, und all diese Künstler, einige wenige ausgenommen, sind Deutsche, und zwar aus allen Gauen unsers geliebten Vaterlandes, aus Oesterreich, aus Preußen, Baiern, Würtemberg, aus der Schweiz, aus Hessen, Hannover, Holstein, aus — man kommt nicht zu Athem, wenn man unsere sogenannten Vaterländer alle nennen will — kurz, aus Deutschland. Vaterland hat in keiner Sprache einen Plural, warum sollten wir dem unsrigen einen geben? warum sollten wir Vaterländer haben? In diesem Ausrufe liegt etwas zu Schmerzliches, als daß man ihn belachen könnte; aber der Schmerz, der in dem Busen des wahren Deutschen wohnt, wird zur sanften Rührung, wenn wir die Deutschen auf Einer und derselben Laufbahn nach Einem und demselben Ziele ringen sehen, nach Kränzen nämlich, um damit ihr gemeinsames Vaterland zu schmücken, und wenn man, wie hier, einen König damit beschäftigt findet. Die Ausstellung begann den 12ten Oktober und dauerte einen Monat. Sie wurde von Klein und Groß besucht, von Personen aus allen Ständen und Klassen; in ihren Sälen war ein unaufhörliches Gedränge, und die Bilder, die dem großen Haufen am meisten gefielen, wie z. B. das Gefecht bei Wörgel und die Kneipe Fink, waren vor lauter Schauern nie ordentlich zu sehen. Das Gefecht bei Wörgel in Tyrol im Jahre 1809, Oelgemälde von Peter Heß, ist ein Meisterwerk. „Sieh einmal!“ rief eine junge Dame, welche mit Hülfe ihrer Lorgnette die einzelnen Theile desselben durchlief, „siehmal die Baiern, wie sie vordringen, wie sie dem Feinde auf den Nacken kommen! und die Oesterreicher, sieh, wie sie fliehen! o, wie lebendig! siehmal den Felsen und das Kreuz darauf, und die Tyroler um dasselbe! welch herrliche Gruppe! siehmal den Kapuziner! sieh den Geistlichen mit einem Perspektive! einzig! einzig! man möchte mit den Leuten sprechen; der Maler hat sie gewiß gekannt; siehmal den Pulverdampf, wie schön er die Gebirge bemalt! köstlich! siehmal das Holz, wie natürlich! o wundervoll, wundervoll! siehmal —“ Allein die Freundin der Dame machte nun auch ihrer Bewunderung Luft und fing ihrerseits mit dem „siehmal“ an, und in nicht mehr als zehn Minuten ertönte im Wechselgesange das siehmal wohl fünfzigmal. Wenn, nach den Alten, die Malerei eine stille Poesie ist, so dürfte das Bild von Heß weniger laut seyn. Es sagt gleich Alles, was es zu sagen hat, verschmäht zu sehr, aus Liebe zur Klarheit, romantischen Pulverdampf, führt dem Auge allzu schnell hintereinander seine Sehenswürdigkeiten vor, und da diese sehr verschiedenartig sind, so gleicht es minder einem erhabenen Gesange, als einem anziehenden, humoristischen Gedichte. Aber eine rührende, ergreifende Stelle darin, welche die nebenbuhlerischen Schönheiten desselben schweigen macht und verschleiert, eine Stelle voll stiller Poesie ist die, wo das Häuflein Tyroler auf dem Felsen steht, welcher das Schlachtfeld beherrscht, unter dem rothen Kreuze, welches der ganzen Scene etwas unaussprechlich Feierliches gibt. Kein Baier wird an Haß denken bei dieser Gruppe. Sie gibt dem Bilde fast eine andere Bedeutung, so daß es nicht mehr das Denkmal eines Sieges ist, sondern eine Hindeutung auf unselige Zeiten, wo, gehezt vom arglistigen Geiste des Fremdlings, Deutsche Deutsche schlachteten. (Die Fortsetzung folgt.)

Paris, November.

(Beschluß.)

Die kleinen Theater und Scribe.

Auf den kleinern Theatern geht man bekanntlich noch weiter, als im Cirque olympique; denn hier gibt man Anspielungen auf Tagesereignisse, und hat darin volle Freiheit seit der Julirevolution. So ließen die karlistischen Blätter in diesen Tagen kaum ihren Zorn über den getauften Juden aus, welcher die abentheuerliche und leichtsinnige Herzogin von Berry der Regierung in die Hände gespielt hat, als auch schon in einem kleinen Stücke auf dem Theater des Palais royal ein Epigramm auf diesen Mann vorkam, der nicht weniger als ein neuer Judas gescholten wurde. Allein die Bourbons wollten immer bekehren; da haben sie nun ein Früchtchen ihrer übereilten Bekehrungen! — Scribe hat seit meinem lezten Berichte wieder ein oder zwei neue Vaudevilles gegeben; allein mit dem Ruhm dieses Dichters geht es jezt abwärts. Es widerfährt ihm das Loos der meisten fruchtbaren und schnell schreibenden Dichter. Ihr Gepräge, ihre Art wird zulezt allgemein bekannt, und man klagt über Einerlei, sogar wenn sie etwas Schönes liefern. Man wünscht Neues von ihnen; sie können aber nur neue Früchte eines und desselben Genies liefern. Nun macht es sich Scribe freilich zuweilen allzu bequem, und gibt unter andern Namen und andern Gestalten den Inhalt vieler seiner ältern Stücke. Die jungen Theaterkritiker haben vollends alle Achtung vor ihm verloren und behandeln ihn mit außerordentlicher Strenge. Was wäre aber ohne Scribe seit fünfzehn Jahren aus dem Vaudeville geworden? Freilich könnte man ohne Vaudeville sehr gut leben, und vielleicht würde die Operette sich heben, wenn das Vaudeville fiele; allein diese Schauspielgattung ist nun einmal dem französischen Charakter angemessen; sie gewährt eine gefällige Erheiterung und läßt, eben wegen ihrer Beschränktheit, eine größere Vollendung zu, als es bei schwierigern Gattungen der Fall zu seyn pflegt. Wenn auch Scribe mehr auf seinen Gewinn, als auf seinen Ruhm bedacht gewesen ist und daher weniger Achtung verdient, als ein Dichter, welcher aus Liebe zur Kunst, abgesehen von allen Nebenrücksichten und besonders von dem Ertrage seiner Dichtungen, langsam und bedächtig seine Geistesprodukte ausarbeitet, so muß man andernseits auch auf den Charakter des Dichters Rücksicht nehmen. Scribe kann und muß flüchtig arbeiten; sein geistreicher Wiz bedarf keiner langsamen Arbeit, er wirft ihn mit vollen Händen hin; Alles, was er gibt, ist nun freilich nicht ächt; wenn es ihm aber auch möglich wäre, Monate oder Jahre lang über einer dramatischen Darstellung zu brüten, so würde sie wahrscheinlich nicht vollendeter aus seinen Händen hervorgehen, als jezt; wenn man so etwas von ihm verlangte, so hieße dieß etwas Unmögliches fordern. Er ist seit seiner frühen Jugend gewohnt, ein lustiges und heiteres Leben zu führen und zwischen seinen kurzen Arbeiten und andern Vergnügungen zu wechseln. So ist er und so wird er wohl beständig bleiben. Es ist noch ein Glück, daß er es zu einigen wenigen Lustspielen in fünf Aufzügen gebracht hat. Das ist aber auch das Höchste, was er je geleistet, und wahrscheinlich, was er leisten kann. Zieht man nun auch fünfzig seiner Stücke als nicht gut ab, so bleibt ihm doch immer noch ein hübsches Sümmchen von allerliebsten Theaterprodukten.

Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 304.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 20. December 1832.

Ach, schöne Stunden! traurige schöne Zeit,
Mir immer heilig, die ich mit dir gelebt! ...

Klopstock.

Geständnisse eines Porträts.

(Fortsetzung.)

XII.

Es war noch tiefe Dämmerung, als ich an der Seite des Herrn von Vieurpiat in einem leichten Reisewagen an der Bastille vorbei durch die Vorstadt St. Antoine fuhr. Bald hatten wir die Riesenthore der Barriere du Trone, den Zusammenfluß der Seine und Marne hinter uns, bis wir zulezt an die herrliche Kuppel der Kirche zur heiligen Genoveva die ersten vergoldenden Strahlen der Morgensonne anspringen sahen. In zwei Monaten wollte ich wieder in das jezt verlassene Labyrinth zurückkehren, wie ich meinem Bruder beim Abschiede hatte versprechen müssen. So trat ich denn aus meinem kurzen Aufenthalte wie aus der Vorrede heraus, und einem flüchtigen Leser vergleichbar, warf ich das eigentliche Buch auf eine Weile weg; zwischen der Erwartung und Erfüllung muß immer ein ansehnlicher Zeitraum verstreichen, um jene mehr zu spannen, diese desto besser vorzubereiten. „Es ist erstaunlich,“ sagte mein Begleiter, „welch sonderbare Ansichten ich bei Fremden über Frankreich und die Lage seines Herzens angetroffen habe. Von Calais, von Straßburg, von Genf eilt man mit Flügeln des Sturmwinds unter den weiten Baldachin, der sich über alle Schätze des civilisirten Europa ausbreitet, und wird jeden Augenblick auf der Reise staunen, sich durch die reizenden Naturschönheiten des platten Landes so überrascht zu finden. Welcher Fremde hätte sich nicht eingebildet, als ihm der lezte Grenzpfahl des Nachbarlandes im Rücken lag, jezt kämen immer nur flache, öde Steppen, bis endlich Paris aus der Wüste wie ein paradiesisches Eiland steige! Ja, viele kommen noch in Paris mit diesem Wahn im Bureau der Diligencen an. So viel vermag die Eile des Postwagens und der Zug der Sehnsucht, die Erwartung, für die man alle Blicke des Auges aufspart. Die Tradition streut rings um Paris nur ödes Land; kann man sich aber lieblichere Landschaften denken, als die sich vor uns von allen Seiten ausbreiten!“

Durch eine ewige Abwechslung von Dörfern, Schlössern, Abteien, von dicht mit Weinstöcken bepflanzten Hügeln kamen wir früh nach Melün. Während des Pferdewechsels und eines einfachen Frühstücks hatten wir Zeit genug, die anmuthige Lage dieses Orts zu bewundern und die hier so gefälligen Krümmungen der Seine zu verfolgen. Wir fuhren durch Fontainebleau, diesen alten Siz der Könige und der Galanterie, und hielten uns dann an die romantischen Ufer der Yonne, deren Reize uns bald in der zunehmenden Dunkelheit verschwanden. Sens war die lezte, bedeutende Stadt, die wir passirten. Ihr alterthümliches Ansehen machte in der Dämmerung einen tiefen Eindruck auf mich. Der Familiensiz meines Freundes lag hart am Ufer der Yonne und bestand aus einem neu angelegten herrschaftlichen Wohnhause, vielen Wirthschaftsgebäuden, Gärten, Feldern und einem weiten Kranze von werthvollen Waldungen. Es war schon

zu tief in der Nacht, als daß wir im Wohnhause die Schläfer mit einer solchen Ueberraschung, wie unsere Ankunft, hätten überfallen dürfen. Herr von Vieurpiat zog es vor, die Nacht bei einem Verwalter zuzubringen und am nächsten Morgen erst bei seinen Lieben zu erscheinen. Er klopfte an einen verschlossenen Fensterladen, nicht ohne Gefahr, von einem wachsamen, glücklicherweise durch eine Kette unschädlich gemachten Hunde zerrissen zu werden. Nach vielem Pochen öffnete sich endlich ein kleines Fenster, das zur Seite der Hausthür angebracht war. Herr von Vieurpiat ward sehr bald erkannt, das Innere des Hauses belebte sich allmählig, die Thür öffnete sich, und unter aufrichtigen Zeichen der Freude wies uns der Verwalter einen Ort an, wo wir behaglich der Ruhe pflegen konnten.

Die Morgensonne schien durch das volle Fenster auf mein Lager, als ich erwachte. Mein Gefährte war schon ausgeflogen, ich sprang eilig auf und ging hastig an die Ordnung der Toilette. Es währte nicht lang, so war der Freund zurück, voll von den Wonnen eines Empfanges, der seinem und den Herzen der Andern so wohl thun mußte. „Jezt eilen Sie,“ sagte er zuvorkommend, „Ihren Einzug in unser Haus zu halten. In jedem Herzen drüben habe ich Relais gelegt: Sie werden hier besser fahren, als in meinem bald den Antiquaren verfallenen Reisewagen.“ Wir traten aus dem Hause und den es umgebenden Beeten und Anlagen heraus, schlugen einen Wiesenpfad ein, auf dessen beiden Seitenflächen Tausende funkelnder Thautropfen aufleuchteten, und lehnten eine Thür zurück, die in den innern Raum der herrschaftlichen Gärten führte. Nicht lang, so eilte hinter einer Rosenhecke Fräulein d'Aubigny mit ihrer natürlichen Munterkeit uns entgegen; sie war der Vorposten des eigentlichen Treffens, aus der Familie des Hauses bestehend. Dieser Empfang eines Fremden, dem man sich verpflichtet fühlt, geschah durchaus mit jener warmen Theilnahme, die mich zu meinem neuen Freunde so unwiderstehlich hingezogen hatte. Dennoch war es weniger dieß, was mich in eine angenehme Verlegenheit versezte, als vielmehr der Anblick eines Mädchens, das in dem ersten Augenblicke alle meine Empfindungen fesselte. Adele! noch nach vierzig Jahren übermannt mich die Erinnerung jener seligen Stunden, da mein trunkenes Auge, mein lauschendes Ohr, mein zitterndes Herz in der Wonne deiner Erscheinung schwelgte! Ich träumte Jakobs seligen Traum von einer Himmelsleiter, wo ihm auf jeder Sproße ein Engel lächelte. Wenn dein sanftes Auge an den Blicken des geliebten Bruders hing, wenn dein blendendweißer Arm zärtlich den Leib der Freundin umschlang, und du lächelnd dann die Hände des liebenden Paars in einander legtest, wenn du die Hand des Vaters mit deinen Küssen bedecktest und die Wünsche der Mutter aus ihren Augen lasest, Adele, wenn dann der liebliche Ton deiner Stimme unbestimmt schwankte, wo du die Straße finden solltest, die der Schwester des Freundes die Annäherung zum Freunde ebnete — o, diese heißen Thränen, die jezt aus meinem trüben Auge auf die kalten Wangen gleiten, sind die süßesten Freuden meines Alters! Wehmüthige Erinnerung!

(Die Fortsezung folgt.)

Bilder aus Peking.

(Beschluß.)

Die vornehmsten Handelsgewölbe befinden sich in der Vorstadt Wai-lo-tching. Hier wohnen namentlich am Ende der schmuzigen, engen Straße Lieou-li-Tchang eine Menge Buchhändler. Sie verkaufen Bücher in chinesischer und in Mandschusprache; man muß aber beim Einkaufe sehr auf der Hut seyn, denn leicht bezahlt man die Bücher acht und zehnmal zu theuer. Die besten Werke kommen aus der kaiserlichen Druckerei, aus der sich die Buchhändler in Peking und in den Provinzialstädten zu den von der Regierung angesezten Preisen versehen. In derselben Druckerei erscheint alle zwei Tage eine Zeitung, welche außerordentliche Ereignisse aus dem ganzen Reiche bekannt macht, ferner die kaiserlichen Verordnungen, Beförderungen und Gunstbezeugungen, wie die gnädigst ertheilten gelben Gewänder und Papageienfedern, kurz alle Akte der Regierung. In derselben Straße besah ich die Gewölbe der *Juweliere*, welche auch Gemälde, Schnitzwerk aus *Jaspis*, *Elfenbein* und kostbarem Holz verkaufen; die Arbeit an allen diesen Sachen ist wirklich bewundernswürdig. Ich sah hier auch prächtige Glas- und Porzellanmagazine. Weiterhin ist die große Manufaktur von Töpfergeschirr und farbigem Glas.

Nicht weit von der Stadtmauer sahen wir die Löcher, in denen der niedrigste, armseligste Pöbel haust. Vom Elend, das hier herrscht, kann man sich keinen Begriff machen. Dürftig mit ein paar Lumpen oder Stücken von Matten bekleidet, treiben sie sich des Tags in den Handelsquartieren herum, erbetteln sich ein paar Tschobi und kriechen Abends wieder in ihren grabähnlichen Behausungen unter. Man schaudert, wenn man erzählen hört, wie sich im Winter Abends die Armen in den Vorstädten versammeln und sich dicht zusammendrängen, um einander gegenseitig gegen die Kälte zu schützen. Aber troz dem geben Viele zu Grunde, und ihre Leichen bleiben unter dem Holze, das am Ufer des Ta-ho aufgeschichtet ist, liegen.

Ich erkundigte mich, ob es in Peking Hospitäler oder sonst Wohlthätigkeitsanstalten für die Armen gebe. Es hieß, es gebe nur Ein Haus der Art in einer Vorstadt, das unter der jezt herrschenden Dynastie im Jahr 1662 erbaut worden. Im Winter wird hier gekochter Reis an die Armen ausgetheilt; aber nur sehr Wenigen fließt diese Wohlthat zu, da das Vermögen der Anstalt nicht

sehr bedeutend ist. Jährlich, vom fünfzehnten Tag des zehnten Monats bis zum fünfzehnten des zweiten Monats des folgenden Jahrs, d. i. vom November bis zum März, theilen überdieß die Bonzen im Tempel Loung-vang-thang gekochten Reis, der aus den Magazinen der Regierung abgegeben wird, an die Armen aus. — Auf dem Rückweg in das Missionshaus sahen wir ein Regiment Mandschu-fußvolk mit Pfeil und Bogen exerciren. Die Soldaten waren meist von kleinem Wuchs; sie schienen weder sehr kräftig, noch sehr gewandt, und ich bemerkte, daß ihnen beim Schießen weniger auf's richtige Zielen als auf die schöne, malerische Haltung ankam.

So müde ich war und so sehr ich der Ruhe bedurfte, so machte ich mich doch auf den Weg zu einem Mandarin der sechsten Klasse, der seinen Sohn mit der Tochter eines reichen Handelsmanns verheirathete. Die Hochzeitfeier sollte noch diesen Abend stattfinden, und ich war dazu eingeladen worden. Die Wohnung des künftigen Ehepaars war glänzend beleuchtet und die Geladenen drängten sich bereits schaarenweise in allen Galerien, in lärmender Lust, bei den betäubenden Tönen einer Menge Tamtams, kupferner Cymbeln, Flöten, Hautbois und Clarinetten. Nicht lange, so erschien der Mandarin mit seinem Sohn, und beide machten nun im Kreise der zahlreichen Versammlung endlose Reverenzen und Kniebeugungen vor zwei Altären, welche in einem der glänzendsten Zimmer des Hauses errichtet waren. Wunderliche Bilder, Drachen und andere seltsam gestaltete Thiere, hübsche Wachsblumen und eine Menge Kerzen von allen Farben bedeckten diese Altäre. Allermittelst ließ sich auf der Straße ein Orchester in nicht sehr harmonischen Weisen hören, und das Feuerwerk, das fortwährend abgebrannt wurde, betäubte vollends die Gesellschaft. Der Bräutigam war prachtvoll gekleidet; sein Rock bestand aus blauem Atlas, mit wunderlicher Stickerei aus Perlen und Gold ganz überladen; ein Gürtel mit einer diamantenen Schnalle hielt den Rock zusammen und auf seiner Mütze prangte ein schillernder Opal. Als er mit Grüßen und Kniebeugen fertig war, bestieg er ein prächtiges, mit blauer Seide ausgeschlagenes Fuhrwerk und begab sich, voraus eine Musikbande und ein Trupp von Leuten mit Wimpeln an langen Stangen, in das Haus seiner Braut. Diese Pracht, dieser Lärm und Tumult, all das Wesen, das einem Europäer so ganz neu ist, bildeten einen Auftritt, der mich wirklich höchlich überraschte.

So lange der Bräutigam fort war, reichten ein Dutzend Bediente in den Sälen Erfrischungen aller Art und in ungeheurem Ueberfluß herum, besonders aber Zuckerbackwerk und Eingemachtes, das man aus sehr niedlichen Tassen von vergoldetem Silber mit Löffeln von demselben Metall aß. Eine Menge Damen, die sich bei Festlichkeiten der Art öffentlich zeigen dürfen, saßen im Brautgemach im Kreise umher. Die sanften Gesichter unter dem schwarzen, zierlich aufgesteckten und mit Gold, Silber und Perlen geschmückten Haar nahmen sich wirklich sehr gut aus. Im Zimmer des künftigen Ehepaars waren kostbare Stoffe, Schmuck, Luxussachen aller Art, sehr geschmackvolle Möbeln in solcher Menge ausgestellt, daß es eigentlich die Augen blendete. Das Bett, so breit als lang, war mit Stoffen bekleidet, auf denen Seide, Gold, Silber und Edelsteine sich zu äußerst geschmackvollen Zeichnungen vereinigten. Mitten im Zimmer stand ein prachtvoll gezierter Tisch, neben ihm zwei Sammtstühle, mit Seide gestickt, auf ihm zwei goldene Theetassen mit herrlichen Basreliefs. Vor diesem Tische sollte das Brautpaar die Ceremonie des Tassenwechselns vollziehen.

Große Bewegung und ein betäubender Lärm verkündeten die Rückkehr des Zugs mit dem Ehepaar. Ein rothes, prachtvoll geschmücktes Fuhrwerk hielt, umgeben von einer zahllosen Menschenmenge, an der Hausthüre, und alsbald begab sich der Vater des Bräutigams hinaus, seine Schwiegertochter zu empfangen. Diese trug ein strahlendes Gewand von scharlachrothem Atlas; ein Schleier von schwarzer, mit silbernen Sternen durchwirkter Gaze bedeckte ihr Gesicht und fiel bis auf den Gürtel herab. Der Vater reichte ihr die Hand und sie begann nun, sich vorwärts zu bewegen, aber so außerordentlich langsam, daß sie zu den vierzig bis fünfzig Schuhen von der Thüre in das Brautgemach beinahe eine Viertelstunde brauchte. In diesem Zimmer traten endlich die Brautleute einander gegenüber, und nun begann beiderseits ein endloses Begrüßen und Kniebeugen, alles mit der unglaublichen Gemessenheit und Langsamkeit, die in China der vornehmste Artikel des Hochzeitceremoniells ist. Das Ende dieser langweiligen Feierlichkeit verkündete neuer, ungeheurer Lärm und das betäubende Schmettern aller Instrumente. Nun trat der Bräutigam vor die Braut hin, nahm sie bei der Hand und hob den Schleier auf, der ein Gesicht bedeckte, das er bis zu dieser Stunde, dem Brauche nach, nie hatte sehen dürfen. Dieser Brauch ist sehr hart und höchst wunderlich, wenn man sich daran binden muß; man versicherte mich indessen, die Brautleute finden auch in China, wie anderswo, Mittel und Wege, das alberne Gesetz zu umgehen. Das Brautpaar trat zusammen an den Tisch, Beide ließen sich auf den Stühlen nieder und wechselten nun die Theetassen; Alles dieß geschah gleichfalls außerordentlich langsam; sie sahen nicht anders aus als wie Automaten, und mehr als einmal schien die Gesellschaft entzückt über ihre majestätischen Bewegungen und den feierlichen Ernst in den unbeweglichen Gesichtern. Gegen Mitternacht schickte sich die Braut an, ihr rothes Kleid mit einem weißen zu vertauschen. Bisher hatte sie die Augen beständig niedergeschlagen, jetzt

blickte sie auf und sah sich in der Gesellschaft um. Schade wahrhaftig, daß sie uns den Anblick so lange entzogen, denn ihr Gesicht war wirklich sehr lieblich; die auffallend weiße Gesichtsfarbe stach sehr gut gegen das kohlschwarze Haar ab, und ein prächtiges Diadem von Diamanten trug nicht wenig dazu bei, ihre bescheidenen Reize zu heben.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, December.

(Fortsetzung.)

Die Kunstausstellung. Overbeck. Koch.

Doch verlassen wir das Schlachtfeld und die lautbewundernde Menge vor demselben. Ein paar Schritte links, und da war ich aus dem Gewühl, auf einem fast leeren Raum, vor einem Gemälde Overbecks. Jene Damen hatten es eben verlassen; ich weiß nicht, was sie gesagt hatten; aber indem sie aus dem Saale gingen, schauten sie sich noch einmal nach dem Gefechte bei Wörgel um, und ein doppeltes: „Wundervoll!“ hallte noch einmal an den Gebirgen von Wörgel wider. Neben mir, auf meinem neuen Standpunkte, standen still bewundernd zwei junge Künstler. Sie wagten noch nicht, dem, was in ihnen vorging, was der Anblick des Bildes in ihnen erzeugte, einen Namen zu geben, bis das Maaß ihrer Gefühle überlief und sie laut ihre Begeisterung ausdrückten. Darob frohlockte der Custode des Saals, welcher, in das Bild verliebt, bei ihm seinen Sitz aufgeschlagen hatte; seine Augen schweiften wie delirirend umher, als hätte er einen Triumph verkündigen wollen. Das Gemälde Overbecks, vorstellend zwei Jungfrauen, Italia und Germania, welche, zärtlich die Hände ineinander gelegt, in einer stillen, lieblichen Landschaft sitzen und traulich zusammen wie von einem Tage sprechen, der sie noch inniger verbinden soll — wie unbeschreiblich schön ist dieses Gemälde! „Nicht wahr, es ist schön?“ fragte mich der entzückte Custode, „es ist schön?“ — „Ja, wahrlich! !“ antwortete ich, und ich hätte brave! bravissime! den Jungfrauen und bravo! bravissimo! dem Meister selbst zurufen mögen. Italia und Germania, die gefühlvollsten und unglücklichsten Geschöpfe, die nur einzelne selige Augenblicke in ihrem Leben haben, Italia und Germania, die ich mir nie als Jungfrauen denken konnte, als Jungfrauen und zwar als glückliche Träume besprechende, als zärtliche Freundinnen darstellen, das konnte nur Overbeck; Andere, als er, hätten sie dergleichen geträumt, würden nicht einmal den Traum zu erzählen gewagt haben. Und mit welcher Liebe hat er diesen Gedanken oder diesen Traum ausgeführt! Es sind keine Damen, keine Mädchen, keine Fräulein, die da sitzen, es sind Jungfrauen, voll Adel und doch so zart, voll blühender Ueppigkeit und doch so rein. Man getraut sich nicht, sie zu Geliebten zu wählen, und wünscht doch auch, daß sie einem mehr als Freundinnen seyen. Wie köstlich der Myrtenkranz um das blondgelockte Haupt gewunden ist! Wie innig zärtlich die Hände ineinander liegen! Dieß Bild ist wahrhaftige stille Poesie; wir lauschen, leise athmend, den Gefühlen, die es in uns rege macht, die sich wie aus Knospen erschließen, sich verklären, sich verschmelzen und ein Etwas bilden, das wir nicht mehr zu zergliedern vermögen, eine Harmonie, die nicht Gesang ist und uns doch gleich einem Gesange entzückt, die uns in ideale, höhere Welten zaubert, welche nicht die unsrigen sind, in welchen wir uns aber dennoch so heimisch fühlen. Dieß ist der Triumph der Bilder von erhabenem Style, und wenn sie, gleich jenem, gelungen sind, so stehen sie hoch über den Genregemälden, so hoch, wie die Lyra des Dichters über der Geige des Spielmanns. Von Overbeck waren auch wunderschöne Handzeichnungen zu sehen: die Erweckung von Jairi Töchterlein, der Knabe Jesus im Tempel, Loth von den Engeln beschützt, die Findung Mosis, Maria mit dem Kinde, und noch drei andere, die mir aber nicht wie die genannten gefielen. Dergleichen Gegenstände sind schon hundert- und tausendmal dargestellt worden, und man kann gewöhnlich nicht umhin, zu wünschen, es möchten sich die Künstler, da das Judenland nicht mehr das gelobte Land ist, öfter an Anderm versuchen, an uns näher Gelegenem, das doch gewiß noch immer seinen Himmel und seine Götter hat, und gewiß auch noch seine Hölle und dazu noch der bösen Geister eine malerische Menge. Bei Overbeck wünscht man dieß nicht; er lebt in unsrer Zeit wie eine Erscheinung aus den Zeiten, wo die Menschen voll Demuth oder voll Zuversicht anbeteten, wo der Glaube kindlich, die Hoffnung begeistert war, wo des Lebens Räthsel, noch verwirrter und verstrickter durch die es umlagernde, gräuelvolle Finsterniß, nur durch Wunder gelöst werden konnte. Overbeck scheint mit Raphael gelebt zu haben, nicht als sein Schüler, nein! als sein Mitschüler, als der sanfteste Schüler, als der Johannes seines Meisters. Es war auf dem Kapitol, in einer glänzenden Gesellschaft, als ich ihn zum erstenmale sah. Wie eine Gestalt aus seinen Bildern kam er mir vor, oder wie ein Wesen höherer Natur, das beschworen worden war, in einem Saale der modernen Welt zu erscheinen. Schade, daß dieser seltene Mann keinen größern Wirkungskreis hat und vielleicht ihn auch nie haben wird, aus Gründen, die allein in seinem sanften und zarten Wesen und in seinem Hause zu suchen sind. Schade aber auch, daß er zuweilen, wie es in obigen Zeichnungen hie und da zu sehen ist, an das Uebertriebene seiner Vorbilder erinnert, wo sich das Kindliche oft allzu kindisch äußert, vorzüglich im Ausdruck der Freude und der Verwunderung. — Overbeck lebt bekanntlich in Rom, und daselbst lebt auch Koch, von welchem ebenfalls ein herrliches Bild, eine Landschaft, zu sehen war. Es ging einmal die Rede in Rom, Koch werde nach München berufen werden, um in der Residenz a fresco zu malen. Möge es wahr werden. München würde dadurch einen Glanzpunkt mehr gewinnen und der so ausgezeichnete Künstler würde sich gewissermaßen verjüngen. Der alte Herr ist noch voll jugendlichen Feuers, seine Phantasie ist noch überschwenglich, sein Verstand beherrscht noch ganz die Gluthen, die Sprudel, das Abentheuerliche seiner Phantasie, indem er in die Schöpfungen derselben die wohlberechnetste Ordnung bringt, und sein Gemüth beblümt sie noch immer auf eine Weise, an der man erkennt, daß er in einem deutschen Alpenthale geboren wurde; aber seine Hand ist nicht mehr leicht, seinen Pinselstrichen, wiewohl noch immer keck, wird der Flug schwer, seine Gemälde verlangen eine größere Entfernung vom Auge des Schauers. Deßwegen wäre es zu wünschen, daß er Fresken zu malen bekäme, daß er sich, wie gesagt, verjüngte; denn auf einer rauhen, hohen Wand würden sich des greisen Mannes Gebrechen, die man auf der glatten, mobilen Leinwand leicht wahrnehmen kann, gänzlich verlieren. Die Landschaft von ihm, welche ausgestellt war, bewährt den großen Künstler. Sie zeigt einen Golf, wo uns das Meer, von einer entzückenden Wahrheit, in all den Zauber seines Farbenspiels, in all das Träumerische seines Wellenschlages und Wellenwandels einzuweihen scheint, wo die Felsen wie phantastische, lebendige Wesen umhersitzen, während vorne in einem lichten Haine ein Bächlein rieselt und lieblich, schmeichlerisch den schwärmenden Zuschauer umspielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 305.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 21. December 1832.

— Zürnen zu gerne doch
Deine Dichter, Natur!
Die Beglückten; wie Kinder,
Die zu zärtlich die Mutter hält,
Sind sie mürrisch und voll herrischen Eigensinns.

Hölderlin.

Lieder vom Schwarzwalde.

Von Georg Rapp.

4. Am See.

Horch, vom Bergsee hallt es nieder,
Aus der Fluth ist es erwacht;
Priesterliche Geisterlieder
Heiligen die Mitternacht.
Bleiche Waldgespenster lehnen
An des Ufers Felsenrund;
Wie sie ihre Hälse dehnen
Nach dem tiefen Liedergrund!

Drunten in den Wellengrüften
Steht der Mönche altes Haus;
Sank einst aus den frohen Lüften,
Hauchte seine Chöre aus.
In dem hehren Dienst begriffen,
Sank die ernste Schaar hinab,
Aber ihre Töne schiffen
Glaubig noch aus ihrem Grab.

Wie der fromme Dom versanken
Meine Lieder in die Zeit. —
Will dir Niemand dafür danken,
Singe sie der Einsamkeit;
Laß sie in die Felsen flehen,
Keiner wendet sich hinweg;
Nur die kalten Menschen gehen
Ihrem Sänger aus dem Weg.

5. Im Walde.

Thu auf die Schattenpforte, Hain,
Laß mich durch dein Gewölbe ein!
Der Pilger läßt die breite Bahn,
Ihn ekelt längst die Freiheit an,
In dir will er gefangen seyn.

Du Tannenvolk im tiefen Grund,
Nimm mich in deinen Heldenbund,
Wo uns der Fels den Fuß erfaßt
Und wurzeln heißt in Fessellast,
Die traurig küßt der Blume Mund.

Wir heben noch den Arm zum Licht,
Bis ihn der Windsbraut Faust zerbricht,
Der Wetter Cherub ihn zerhaut
Und höhnend wird der Donner laut;
Wir aber stehn und beben nicht.

Der Sonne dichtem Flammenstoß
Stellt sich das junge Auge bloß;
Die Blüthen bieten voll und klar
Das Haupt dem Beil des Sturmes dar,
Wir aber schweigen thränenlos.

Und bang in Mark und Herzen wallt
Der Liebe sehnende Gewalt.
Gesargt in voller Lebenskraft
In siebenfacher Rinden Haft,
Wie scheinen wir so todt und kalt!

Geständnisse eines Porträts.
(Fortsetzung.)

XIII.

Auf dem Schlosse bezog ich eine sehr anmuthig gelegene Wohnung. Die innere Anordnung war nicht nur sehr geschmackvoll, sondern selbst kostbar zu nennen. Grüne Teppiche, mit Blumen, Arabesken und Landschaften durchwebt, bedeckten den Boden und die Seitenwände, die Meubles waren aus dem feinsten Holze gezimmert und nach den Moden, die mir aus Paris als die neuesten bekannt waren, geformt. Vorzüglich aber zogen mich die Büchersammlungen an, die aus den Glasschränken mit ihren netten Einbänden so gefällig hervorsahen, wie die damalige Literatur selbst. Trat ich an die Brüstung der Fenster, so sah ich unter mir den stillen, freundlichen Yonnestrom; weit hinaus dehnten sich üppige Wiesen und Felder, und in blauer Ferne ließen sich deutlich die Thürme von Joigny über die sanfte Aufdachung der Rebenhügel hin unterscheiden.

Die Abwechslung der Unterhaltung war mannigfaltiger, als ich glaubte erwarten zu dürfen. Ich war zwar ein schlechter Reiter und ein noch schlechterer Jäger, doch wohnte ich allen Jagden bei, die fast täglich zu meinem Vergnügen veranstaltet waren. Die jungen Damen nahmen keinen Anstand, uns auf frommen Kleppern zu begleiten, ja zuweilen mich auszulachen, wenn mir Reiten und Schießen nicht recht gelingen wollte. Aus der Umgegend fehlte es nie an Besuch. Alte Edelleute, denen es auf ihren Sitzen unter Tauben, Hunden und Frohnen zu einsam wurde, suchten den muntern Ton auf, den sie in Vieurpiat immer antrafen. Ihre Töchter, schüchterner oder dreister, je nachdem sie mehr oder weniger Verbindungen mit Paris unterhielten, oder selbst schon dort gewesen waren, vermehrten den Reiz der geselligen Unterhaltung. Vorüberreisende Verwandte oder Verbindungen des alten Herrn von Vieurpiat gaben Besuche von mehreren Tagen ab, so daß keine Sonne unterging, die wir nicht mit neuen Freuden sollten wieder aufgehen sehen. Fräulein d'Aubigny stellte sich mehr in die Mitte dieser Cirkel, in denen sie ihre angeborne Munterkeit verbreitete. Adele war besorgter um die Anordnung derselben; um das Ganze besser zu übersehen, machte sie meist weniger einen Theil desselben aus. Zulezt hatten wir vorzüglich einen Gegenstand ausersehen, der zwar eine sehr enge Verbindung mit vielen, sonst nur vorübergehenden Besuchen verlangte, dafür aber eine nie versiegende Quelle des Vergnügens wurde. Die Sitte der Privattheater griff damals in Frankreich mit erstaunlichen Erfolgen um sich. Keine drei Familien in Paris, die sich nicht zu theatralischen Vorstellungen verbanden. Eben so verfehlte man auf dem Lande sechs Meilen in der Runde nie einen Ort, wo die gebildeten Bewohner der Umgegend sich nicht zum Dienste Thaliens vereinigt hätten. Den Fokus dieser Sitte lernte ich ja selbst kennen: es waren die kleinen Abendgesellschaften, die die Marquise durch die ungestörten Soupers dem König eben so unentbehrlich machte, als durch die Privatbühne, die jezt für Frankreich normal wurde.

Wir betrieben unsere Unternehmung mit anhaltendem Eifer. Ein Kourier folgte dem andern nach Paris, der Anzüge, der Dekorationen, der Stücke wegen. Die Gärten, die Haine hallten wider von den pathetischen Deklamationen der neuen Komödianten. Ein Schreiber aus der Wirthschaft, der sich für ein Genie hielt, lief schon vor Sonnenaufgang in die Einsamkeit des Dickichts, um die wenigen Worte, die er als Bedienter oder Küchenjunge zu sagen hatte, dem Gedächtnisse einzuprägen. Auf halbem Wege unter einer Eiche erwartete ihn dann schon ein Andrer unsrer zahlreichen Dilettanten, um mit ihm eine vorläufige Probe zu halten. Wir Helden blieben mit unserm Enthusiasmus nicht zurück. Es wurden täglich Sitzungen gehalten, wo wir theils unsere Register der gelenkigen, musengerechten Personen der Umgegend vervollständigten, theils die Berichte über die eingelaufenen Effekten anhörten, theils endlich über die schwierigen Zweige der Mimik, in denen nicht blos das Gedächtniß aushelfen konnte, unsre Meinungen austauschten. Ich denke mit Entzücken an diese unschuldigen Vergnügungen, die mich der Schwester meines Freundes nur näher bringen konnten. Denn warum sollte ich die auflodernde Flamme der zartesten Empfindung ersticken? warum den Eindruck nicht festhalten, den Adele bei ihrem Erscheinen auf mich machte? Noch mehr, es lag in dieser Begegnung in einer so abgelegenen Gegend etwas so Bedeutungsvolles, daß ich selbst von dieser Seite zu Geständnissen, die ich mir zuvor kaum zu machen wagte, getrieben wurde. Es ist so gewöhnlich, daß das Nachdenken, welches gemeiniglich dem ersten Rausche der Liebe folgt, zuerst in die weite, jezt so öde Ferne zurückblickt, wo sich die treuen Herzen noch nicht gefunden hatten. Dann fragt man sich, wie mußte es geschehen, daß wir es gerade sind, die sich jezt umfangen halten? wer führte den Ort, die Stunde so zusammen, daß Eins auf das Andere treffen mußte? und man wird zulezt immer nur des geliebten Gegenstandes Hand drücken und vor der höhern Fügung der Schicksale staunend, in stiller Bewunderung stehen. Wenn ich Adelen sah, so schienen mir alle Wege meines Schicksals hieher geeilt zu seyn. Alles konnte nur begonnen haben, um hier vollendet zu werden. Dieser Gedanke spiegelte mir immer die Sicherheit meiner Hoffnungen vor. Ich sah in Fräulein von Vieurpiat meinen Schutzengel, den mein frommer, reiner Wille in meiner Nähe fesseln mußte. Sie sprach zu mir in einem Tone, der mich in meinem Glauben an ihre wohlwollende Gesinnung nicht irre werden ließ. Ihr gefälliges Benehmen war weit entfernt, nur der Ausdruck

der Zuvorkommenheit gegen einen fremden Gast zu seyn; sondern es hielt vielmehr zwischen dieser und der Hinneigung zum Freunde des Bruders eine so eigenthümliche Mitte, daß ich annehmen mußte, sie habe meinen Werth erkannt und dieser sey das Maaß ihrer Schätzung.

Unsere theatralischen Vorstellungen erreichten bald eine gewisse Celebrität, die sie theils unserm Eifer, theils aber auch der kundigen Protektion eines der ausgezeichnetsten Männer der damaligen Zeit zu verdanken hatten. Den vortrefflichsten Intendanten und Kritiker fanden wir nämlich an dem Herrn von Maurepas, diesem geistreichen, thätigen, leider mit Undank belohnten Staatsmanne. Gleiche Ansichten und ein gleiches Schicksal hatten diese beiden Männer, den ehemaligen Minister und den Vater meines Freundes, in eine nahe Verbindung gebracht. Herr von Vieurpiat war eines der unglücklichen Opfer des Despotismus, der die stolzen Nacken der Franzosen während der Regentschaft beugte. Parlamentsglied, durch seine unerschrockene Freimüthigkeit dem Herzoge verhaßt, durch seine Begünstigung der Jansenistischen Grundsätze bloßgegeben, hatte er für Beides eine geraume Zeit in der Bastille büßen müssen. Den Minister Maurepas stürzte eine seiner vortrefflichsten Gaben, sein scharfer, zerstörender Witz. Er hatte das Unglück, daß man diesem so viel Ehre erwies, jede Aeußerung, wenn sie für geistreich und wahr galt, ihm zuzuschreiben. Es ist nicht erwiesen, wer jene Verse auf die Marquise gemacht hat, deren Beziehung ich nie habe verstehen können, die aber vernichtend seyn müssen; noch weniger ist bekannt, wer dieß berühmte Couplet unter den Teller der Angegriffenen gelegt hat; aber es genügt, daß man das Erste nur dem Witze des Herrn von Maurepas, das Zweite nur seinem Muthe zutraute. So mußte die Zierde des Hofes, ein Minister, durch dessen regsame Anstrengungen der beste Anfang gemacht war, den kläglichen Zustand der französischen Marine zu heben, sein Portefeuille einem Schwächern überlassen und Paris mit dem Exil vertauschen. Des Herrn von Maurepas Besitzungen lagen dicht an den unsrigen, die von seinem Unfalle den meisten Nutzen zogen. Wie belehrend war für mich seine Gegenwart! wie achtungswerth der Gleichmuth, mit dem er sein Schicksal ertrug! Zwar hatte die Quelle seines Witzes noch nicht aufgehört zu sprudeln; aber er hielt es für unwürdig, selbst im vertrauten Gespräch, seinen siegreichen Feinden anders, als mit Großmuth zu begegnen. Ich habe mich sonst nie überwinden können, gegen die sogenannten Opfer der Kabale eine andere Seite meines Herzens zu kehren, als die Theilnahme, die man den Ueberwundenen schuldig ist; hier mußte ich meiner Regel untreu werden. Hier sah ich nicht den nackten Witz eines Schöngeistes, dessen einziges Geschäft auf der Welt nur in der Uebung dieser unheilvollen Gabe besteht, sondern gekränkte Thätigkeit, zurückgesetzte Talente. Es waren an diesen beiden Männern reelle Verdienste, die man den persönlichen Rücksichten geopfert hatte. Wird ein Schriftsteller für seine Keckheit bestraft, so ist das ein Ereigniß, immerhin beklagenswerth, das sich aber voraussehen ließ. Warum betrat er eine Laufbahn, zu der er nichts Besseres brauchte, als Dinte, Feder und Papier! (Die Forts. folgt.)

Etwas Archäologisch-Geologisches.

In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 10ten December wurde ein Aufsatz über die Entdeckung von Bänken nicht fossiler Austern, ziemlich weit vom Meeresufer und über dem Spiegel desselben, vorgelesen. Es kommen dabei einige Punkte zur Sprache, welche einen Auszug daraus für das größere Publikum nicht uninteressant machen.

Vor einigen Jahren entdeckte man in der Stadt Saintes, dem alten Mediolanum Santonum, im Departement der untern Charente, nicht weit von dem westlichen Strande Frankreichs, Ueberreste römischer Bauten, in denen sich zwischen dem Pflaster des Erdgeschosses und einer Kohlen- und Aschenschichte mehrere Lagen Austern, der Fläche nach aneinander gereiht, befanden; sie waren geschlossen, wie wenn sich noch das Thier darin befände, enthielten aber nichts als eine Art Moder; die Schaalen waren ziemlich unverändert und das Band am Schlosse noch recht fest. Es war in die Augen fallend, daß diese Austerschichte statt der Scherben oder Kiesel hatte dienen sollen, wodurch man den Boden im Erdgeschoß vor Feuchtigkeit schützte, was man ruderatio nannte. Warum hatte man aber hier ganze Austern statt bloßer Schaalen angewandt? Diese Frage war etwas schwerer zu beantworten. Fanden sich dergleichen nicht fossile Austern in der Gegend von Mediolanum, oder hatte man sie von der zunächstliegenden Meeresküste geholt? Daß sie so, wie sie jetzt sind, schon mit Moder, nicht mit den Thieren gefüllt, zum Bau verwandt wurden, läßt sich nicht bezweifeln. Nun weiß man von der Expedition nach Egypten her, daß sich in einem Thale, das an das rothe Meer ausläuft, acht deutsche Meilen von diesem Meer und ziemlich hoch über seinem Spiegel, Bänke nicht fossiler Austern befinden. Man mußte also auf den Gedanken kommen, in der Gegend von Saintes könnte es ähnliche Lagerungen geben, aus denen die Römer die Materialien zu der ruderatio wie aus Steinbrüchen gezogen hätten. Man erkundigte sich also näher im Lande und erfuhr bald, daß sich in dieser Gegend, ziemlich weit vom Meere, ganze, aus Austern bestehende Felsen befinden. Auch bei Soubise, am Ausfluß der Charente, entdeckte man später weitverbreitete Austerschichten. Ein alter Geschichtschreiber der Stadt La Rochelle spricht von verschiedenen, aus gut erhaltenen Austern bestehenden Hügeln, bei Marans und bei Luçon,

zwei deutsche Meilen vom Meer. Auch diese Depots hat der Beobachter wirklich aufgefunden und untersucht. Alle diese Austern nun sind bei weitem nicht so gut erhalten, wie die in den alten Fußböden zu Saintes; namentlich ist das Band am Schlosse entweder ganz zerstört, oder hat wenigstens gar keinen Halt mehr. Es finden sich in dieser Gegend auch andere fossile zweischaalige Muscheln, deren Gleichen aber im jetzigen Meere nicht vorkommen, während, wie man sich überzeugt hat, die Austern von Mediolanum der Spielart, welche man noch jezt längs der Westküste Frankreichs fischt, völlig entsprechen.

Alle diese Thatsachen beweisen, daß wir in diesen Lagerungen nicht fossiler Conchylien Spuren des lezten Aufenthalts des Meeres auf unsern Kontinenten vor uns haben, und dasselbe gilt von der analogen Erscheinung, welche, wie oben angeführt, im Thale de l'Egarement in Egypten vorkommt. Das aufgeschwemmte Land, das in Egypten die Muscheln enthält, hat noch seinen ursprünglichen Salzgehalt, während man an der Charente und in der Vendee davon nichts mehr bemerkt; dieß rührt aber nur daher, daß, da in Egypten so ausserordentlich selten Regen fällt, daselbst das Erdreich seit dem Rücktritt der Wasser nicht so ausgewaschen worden ist, wie dort. Dieser Salzgehalt des Bodens mußte auch viel zu Erhaltung des Schloßbandes beitragen, und dieß erklärt den bedeutenden Unterschied, den man in dieser Beziehung zwischen den egyptischen Austern und denen an der Charente beobachtet.

Wenn an den Muscheln in den alten Bauten von Mediolanum Santonum die Bänder noch ungleich consistenter und elastischer sind, als an denen, die in den Bänken in jener Gegend gefunden werden, so kommt dieß wohl von nichts Anderm her, als davon, daß leztere seit der Zeit, wo das Meer sich von ihnen wegzog und also ihre Bewohner zu Grunde gingen, vom Regen ausgewaschen wurden und fortwährend dem Wechsel zwischen Kälte und Hitze, zwischen Trockenheit und Feuchtigkeit ausgesezt blieben, während jene seit vierzehn- oder fünfzehnhundert Jahren unter dem Boden keinen atmosphärischen Einflüssen mehr unterlagen. Diese Beobachtung ist darum besonders interessant, weil sie augenfällig macht, daß diese vierzehn oder fünfzehn Jahrhunderte einen sehr beträchtlichen Theil des Zeitraums ausmachen, der seit der Periode, wo unsere jetzigen Meere noch die tiefsten Theile unserer Kontinente bedeckten, bis auf den heutigen Tag verflossen ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, December.

(Fortsetzung.)

Die Kunstausstellung.

Ist das Gemälde eine Landschaft, welche wir kennen, in welcher wir einmal gelebt haben, so braucht es keiner grossen Kunst, um uns zu fesseln, um uns in eine süße Schwärmerei zu versenken; schon eine Skizze würde hinreichen. Unsere Phantasie, die sich in der Vergangenheit so gerne ergeht, und darin so pittoresk zu verkörpern, zu gruppiren und anzustreichen weiß, verleiht einem solchen Gemälde ganz eigenen Reiz und macht es zum Felde, wo Alles lebendig wird, wo der vergangenen Zeiten Horen wieder erscheinen, schöner, als sie je waren, ätherisch, verklärt, wo sie, gleich Gestalten aus schönerer Welt, uns umtanzen, uns entzücken, uns die Genüsse wiederbringend, die wir einst sinnlich genossen, wie wir nun geistig genießen. Nicht so bei einer Landschaft, welche uns fremd ist; die muß außerordentlich schön seyn, wenn sie gefallen und aufhalten soll. Ist sie nur mittelmäßig, so bestreben wir uns eher, das Schlechte, als das Gute darin aufzusuchen; ist sie aber vortrefflich, wie die erwähnte von Koch, wie die Gebirgsparthie am Hintersee von Karl Rottmann und die Isargegend von Christ. Morgenstern auf der Ausstellung es waren, so wird unsere Phantasie nicht minder rege, nur daß sie sich, statt in der Vergangenheit, in der Zukunft ergeht, statt aus dem Gedächtnisse zu schöpfen, aus dem Bilde schöpft. Dieses vergrößert sich alsdann vor uns; die Stelle wo wir stehen, sammt ihren Umgebungen, wären sie noch so laut und wirre, geht in den Rahmen des Bildes über, verschmilzt darin, so daß wir uns auf dem Vordergrunde desselben befinden, und unsere Seele, Anfangs nur von dem Auge allein aufgerufen, schwärmt nun wie bezaubert mit allen Sinnen, fühlt den Farbenschmelz, das Säuseln der Winde, die Düfte der Blumen. Es mag nicht viele Personen geben, die sich so von dergleichen hinreißen lassen. Die eben genannten Landschaften, gleich den übrigen, worunter viele ausgezeichnete, hatten, wie groß auch die Zahl der Neugierigen war, ein kleines Publikum, worüber sich aber ihre Autoren trösten mögen, da die Bilder hohen Styls ein ähnliches Schicksal hatten. Was die Masse am meisten begreifen konnte, das schaute sie auch am liebsten an. Soldaten, Jäger, Hirten und Porträte waren ihr das Liebste, gleich als wenn sie nur Vettern, Basen und andere leibliche und Seelenverwandtschaft hätte herausfinden mögen. Gemälde aber, die Aller Augen in gleichem Maaße auf sich zogen, waren, wie ich schon bemerkt, das Gefecht bei Wörgel von Peter Heß und eine Gesellschaft junger Künstler in der Kneipe Fink, von Wilhelm Bendz. Die Kneipe Fink liegt vor dem Karlsthor, dient vielen jungen Künstlern, worunter mehrere, deren Namen gewiß einmal in ganz Deutschland gefeiert werden, Abends zum Sammelplatze, wo sie trinken, rauchen, singen, erzählen, sich amusiren, und wird daher auch bei der Nachwelt besprochen werden, wenn die Geschichten des hiesigen Kunstlebens an einen Mann kommen, der sich's zur Aufgabe macht, ein Seitenstück zur Felsina pittrice von Malvasia zu liefern. Herr Bendz hätte nicht besser wählen können. Ein Fürsten- oder Großenverein bleibt heutzutage immer ein kalter, steifer Kongreß; eine Soldatengesellschaft in Friedenszeiten ist wegen der Uniform und des Tones monoton, ein Bauerntanz mag Alles noch so sonntäglich aussehen, erinnert dessenungeachtet allzusehr an die leidigen Werktage und an die traurige Prosa des Lebens; ein Bürgerklubb hat stets etwas Philiströses; aber ein deutscher Studenten- oder Künstlerverein ist malerisch, poetisch, und findet er in einer dumpfen, düster beleuchteten Kneipe statt, so hat er etwas unvergleichlich Abentheuerliches.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 129.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 306.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 22. December 1832.

Wollt ihr ein Schauspiel sehn, wahrhaft gespielt
Von treuer Liebe blassem Angesicht,
Geht nur ein Stückchen mit, ich führ' euch hin.

Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

Geständnisse eines Porträts.

(Fortsetzung.)

XIV.

Der Gipfel des Glücks ist der Ort, wo man die beste Aussicht in den kommenden Wechsel desselben hat. Es war schon hoch gegen Mittag, als die Gesellschaft eines Tages von einem Spazierritte heimkehrte, den die Damen, nach den immer herrschender werdenden englischen Sitten, stets mitzumachen pflegten. Während die Uebrigen noch um eine ansehnliche Strecke hinter uns zurückgeblieben waren, hatten Adele und ich um eben so viel einen Vorsprung gewonnen.

Es gibt Augenblicke, wo der Strom der Rede so zu fließen beginnt, die innere Aufregung des Gemüths sich ihr so mitzutheilen pflegt, daß man mit einem lauten Schrei seinem Entzücken Worte geben möchte. Allerdings kann man nur mit Personen, die uns werth und theuer sind, so sprechen. Dann ist es der kleinste, unbedeutendste Gegenstand, über den man sich ausbreitet, die Wärme des Gespräches wird siedender, und zwar mehr, als es für den Gegenstand paßt; man ist im Stande, noch in diesem Augenblicke vom Aufgang der Sonne, vom dem schlechten Jahre, von einer schwer verdauten Pastete zu sprechen, und schon im andern dem Freunde um den Hals zu fallen, um ihn mit Thränen und Küssen zu bedecken. Ich weiß es, daß solche leidenschaftliche Empfindungen wenig Lebenstakt verrathen, daß sie oft die Begleiter der unglücklichsten Schicksale sind; aber soll man darum diesen göttlichen Funken ersticken? soll ihm nicht einmal die Freundschaft zündbare Nahrung seyn? ja, soll man ihn zu dem unschuldigen Zwecke nicht benutzen, Verräther einer geheimen Neigung zu seyn?

Ich sprach mit Adelen über Moden, als wäre es über einen Roman gewesen. Offen erklärte ich, daß ich früher an ihrer Toilette Anstoß genommen habe, daß ich auch noch jetzt bei andern Frauen eine leichte Modifikation des Geschmacks aus den Tagen Ludwigs XIV. für das Angemessenste halte. Ich behauptete, die Moden seyen nicht blos auf die Gesetze des Geschmacks zu begründen, sondern mehr noch auf eine gewisse Vorsicht, in ihnen keine Grundsätze und Meinungen zu verrathen. „Ihre leichte, zwanglose Tracht," sagte ich, „hat zum rechten Schneider eigentlich den Neuerer Rousseau, so wie das Kleid, das Sie gegenwärtig tragen, ein Abzeichen der Opposition ist. Der englische Geschmack, das Reiten der Damen, die Wettrennen, die Ueberröcke der Männer, der verkürzte Kleiderschnitt erinnern auffallend an den verdächtigen Besitzer des Palais royal." Adele bemerkte wohl, daß das Bisherige alles nur Prämissen waren, und wartete lächelnd auf den Schluß, den ich ziehen würde. Und welcher konnte es seyn? ein anderer, als das offene Geständniß, ihre Anmuth habe dieser Tracht das Gepräge der Vollkommenheit gegeben? Meine Begeisterung rang mit dem Ausdruck, der mich im Französischen hier zum ersten Male

im Stiche ließ. Ich verstummte und schwelgte in dem lieblichen Lächeln, das durch ihre engelgleichen Züge rieselte.

Jezt erfolgte eine Begebenheit, die, so schnell sie sich ereignete, so auch meine seligsten Hoffnungen zerstörte. Ich bin nicht mehr im Stande, den Vorfall in seiner ganzen Folge zu entwickeln, weil mich der Schrecken aller meiner Sinne beraubte. Nur weiß ich, daß Adelens Pferd plötzlich sich bäumte, dann mit Blitzesschnelle sich auf die Seite warf und mit wilder Wuth die Landstraße hinunterflog. Ich sah das Pferd am Abhange des erhöhten Weges, sah seine theure Last ihm entgleiten, hörte den Entsetzensschrei der heransprengenden Zurückgebliebenen und war nicht sobald zur Besinnung zurückgekehrt, als sich meinem Auge ein Schauspiel darbot, das mich erbleichen machte. Die gerettete Adele lag in den Armen eines jungen Mannes, in dem die schnell von ihrem Schrecken in die angenehmste Ueberraschung versezte Gesellschaft den Chevalier la Motte, den Neffen des Herrn von Maurepas, der Hauptmann seinen todtgeglaubten Jugendfreund, Adele den beweinten Gegenstand ihrer mir verborgen gebliebenen Liebe erkannten. Das unscheinbare, sogar ärmliche Aeußere seines Aufzuges bezeichnete ihn als einen Reisenden. Die endliche Nähe der geliebten Freunde hatte seine Schritte beflügelt; er eilte auf dem schattigen Pfade, der unter der Landstraße lag, der Wohnung seines Oheims zu; der Zufall führte ihn in die Nähe der so eben vorgefallenen Katastrophe; er sah die Freundin seines Herzens wieder, indem er sie vom Tode rettete. Er war behend auf den Plafond der Straße gesprungen, hatte mit der rechten Hand die Zügel des scheuen Pferdes ergriffen und mit dem linken Arm die eben herabstürzende Geliebte aufgefangen.

Der Chevalier la Motte war von seinem Oheim erzogen worden. Die ehemalige Stellung des Leztern zum französischen Seewesen bestimmte Jenen, die beschwerliche, seinem Muthe und abentheuerlichen Sinne aber sehr zusagende Carriere als Seeoffizier zu betreten. In Brest während kurzer Zeit zum Dienste vorbereitet, war er damals in die Gegend zurückgekehrt, an die sich die liebsten Erinnerungen seiner Jugend knüpften. Um diese Zeit zogen sich die Bande, die ihn und Adelen als Gespielen gekettet hatten, fester zusammen, und der Schmerz über die neue Trennung verrieth, was man vielleicht noch nicht zu sagen wagte. Herr v. la Motte kehrte nach seiner Garnison zurück, mußte sich einschiffen, und in einem der vielen Unglücksfälle der französischen Marine, die der englischen Flotte zu eben so vielen Triumphen verhalf, das allgemeine Loos theilen. Es gab damals wenig französische Seeoffiziere, die nicht eine Zeitlang in englischer Gefangenschaft gewesen wären. Ich weiß nicht, ob durch falsches Ehrgefühl, oder Sehnsucht nach der Heimath, oder durch die Bekanntschaft eines spanischen Schiffsherrn verleitet, bestieg der Chevalier, die Freiheit der Gefangenen in den englischen Häfen benutzend, ein Kauffahrteischiff, das ihn an die französische Küste bringen sollte. Widrige Winde vereitelten dieß Vorhaben; er war gezwungen, die Fahrt bis nach Cadir, das sich mit vieler Noth erreichen ließ, mitzumachen, um von dort aus nach der Heimath zurückzukehren. All seine Habe mußte er auf die Reise von dort nach Toulon verwenden. Während seine gefangenen Kameraden schon in den Armen ihrer Verwandten lagen, schwankte er noch auf dem Meere in beständiger Gefahr, den Corsaren sein Leben verkaufen zu müssen. Wenn ihn auch ein gütiges Schicksal von diesem Loose bewahrte, so traf ihn doch ein nur wenig erträglicheres. Sein Schiff zerschellte an einer Klippe in der Gegend der balearischen Inseln. Kaum gelang es ihm, sich mit einer Schiffsplanke an ein wüstes Eiland zu retten. Erst nach mehreren Monaten zogen seine Feuer die Aufmerksamkeit eines vorüberfahrenden Seglers auf ihn. Jezt erst erreichte er glücklich seine Heimath, und kam nach einer beschwerlichen Reise, dem drückenden Mangel ausgesezt, in den Kreis seiner Lieben zurück, um diese zu beglücken, mich zu vernichten.

Es war mir nicht gegeben, den Chevalier zu hassen. Es war ein so anziehender Mann, daß ich mir zu seiner Bekanntschaft Glück wünschte. Gediegen in seinen Ansichten, lebhaft in seinen Aeußerungen, wie er war, lauschte man mit Vergnügen den Mittheilungen, die er aus seiner reichen Erfahrungsquelle geben konnte. Er sprach nie in gewählten Ausdrücken und verläugnete seine seemännische Bildung durchaus nicht. Dennoch stand ihm diese Art so gefällig, sie harmonirte mit seinem natürlichen, schönen Aeußern so natürlich, daß ich mir die Eindrücke, die eine solche Erscheinung in Adelens Seele zurücklassen mußte, leicht erklären konnte. Sollte ich darum aber den verzehrenden Brand, den Adele in mir angefacht hatte, mit Gewalt aus meinem Herzen reißen? Warum um sie nicht noch jezt wie um eine Geliebte weinen? ist's thöricht, daß ich noch heute alle meine Zimmer mit ihrer Lieblingsfarbe tapezirt habe? daß ich meinem Garten die Form gegeben, wie sie mir aus den Erinnerungen von Vieurplat noch gegenwärtig? daß ich einen einsamen Ort mit Thränenweiden habe umpflanzen, einen Rasenhügel aufwerfen und ihn mit Blumen bedecken lassen, und ihn das Grab meiner Liebe und die Wiege der Erinnerung nenne?

Die Zeit des Urlaubs war für den Hauptmann abgelaufen, der Chevalier hatte Eile, sich dem gegenwärtigen Kriegsminister vorzustellen, ich selbst — durfte ich denn mehr besitzen, als Adelens Bild? Ihre liebreizenden Züge begleiteten mich überall hin; warum durch längere Nähe mein Unglück steigern! Den Tag vor der Abreise spielten wir noch einmal zusammen. Sie gab Ariadne, ich selbst den Bacchus, den jugendlichen Gott mit Thyrsusstab und

Parderfell. Mich durchzuckte der grausame Wunsch: warum mußte Theseus wiederkehren! Nach einer schlaflosen Nacht saßen die drei Reisenden mit den verschiedensten Empfindungen im Wagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Botanische Miszellen.

Auffallende Erscheinung beim Impfen. — Der Savoyische Gelehrte Florio hat folgende Beobachtung gemacht, die er in einem Briefe an einen Kollegen beschreibt: „Ich sezte im August des vorigen Jahrs auf meinem Landgute Propfreiser eines Oleanders (Nerium Oleander) mit rosenfarbigen, gefüllten Blüthen auf eine Pflanze derselben Art mit weißen, einfachen Blüthen. Leztere Pflanze breitete, ziemlich in gleicher Höhe vom Boden und ungefähr gleich weit von einander, vier Zweige aus, von denen ich nur zwei impfte, während die beiden andern gelassen wurden, wie sie waren. Als ich Jahrs darauf im selben Monat wieder auf mein Landgut kam, sah ich, daß eines der Pfropfreiser nicht fortgekommen war, das andere aber sich so schön entwickelt hatte, daß sein Schoß den beiden andern Zweigen an Größe gleich kam. Wenige Tage darauf kamen an allen drei Zweigen Blumenknospen zum Vorschein, und nach kurzer Zeit brachen sie auf. — Bis jezt war Alles in der Ordnung gegangen; aber nicht lange, so bemerkte ich zu meiner Verwunderung, daß die Blüthen an den nicht geimpften Zweigen ihre natürliche weiße Farbe mit einer rosenrothen vertauscht hatten, indessen einfach geblieben waren, während der gepropfte Zweig, naturgemäß, gefüllte, gleichfalls rosenrothe Blüthen trug. — Also, so fragte ich mich, nicht der Saft des Individuums, auf das gepropft worden, wirkt auf den Pfröpfling, sondern der Saft des Leztern wirkt auf Ersteres, oder der Einfluß ist wenigstens gegenseitig; der an den vorher weißen Blüthen vorgegangene Farbenwechsel beweist dieß offenbar. Die Pflanzenfamilie, zu welcher der Oleander gehört (Apocyneae) enthält scharfe Säfte, und diese verändern bekanntermaaßen die Pflanzenfarben auf verschiedene Art. Kommt nun ein Einfluß, wie der besprochene, blos beim Oleander, oder bei der ganzen Familie, oder am Ende bei allen Pflanzen vor, ob sie scharf sind oder nicht?"

Diese interessante Beobachtung erinnert an den Fall, den Hales anführt, wo, nachdem ein Jasmin mit gestreiften Blättern auf einen gemeinen Jasmin gepropft worden, Zweige mit gestreiften Blättern unter der Propfstelle zum Vorschein gekommen seyn sollen. Solche Erscheinungen widersprechen allem bisher Angenommenen so sehr, daß sich alle Kenner und Freunde der Baum- und Blumenzucht aufgefordert fühlen werden, wenn ihnen etwas der Art aufstößt, den Fall auf's Genaueste zu beobachten. Da dergleichen Fälle nur äußerst selten und blos an Spielarten derselben Species beobachtet worden sind, so müßte man vor Allem zu ermitteln suchen, ob nicht mit denselben Species von selbst, ohne daß sie gepropft worden, hie und da dergleichen Veränderungen vorgehen. So weiß man z. B. gewiß, daß Zweige eines und desselben Baums zuweilen einfache und gefüllte Blüthen tragen; auch sind viele Beispiele bekannt, daß Pflanzen verschieden gefärbte Blumen hatten. Wäre etwas der Art bei dem obengenannten Oleander im Spiel gewesen, so dürfte man vorerst das Zusammentreffen des eingetretenen Farbenwechsels der Blüthen mit dem Propfen für einen bloßen Zufall annehmen.

Die kalifornische Riesenfichte. — In der neuesten Zeit hat, ihrer gigantischen Verhältnisse wegen, eine in Californien einheimische Fichtenart die Aufmerksamkeit der Botaniker auf sich gezogen. Sie wurde zuerst von Douglas, dem Sekretär der Londoner Hortikulturgesellschaft, bei seinem Aufenthalt in den warmen Bädern am Flusse Maltuomet, entdeckt. Dieser Baum liebt vorzugsweise ganz dürren, reinen Sandboden, von welchem man glauben sollte, daß gar nichts in ihm fortkommen könnte, und gerade in solchem Erdreich wächst er am höchsten und trägt reichliche Früchte. Er bildet keine dichten Forste, wie die meisten Fichtenarten in Nordamerika, wie z. B. pinus resinosa, die häufig neben ihm vorkommt, sondern die Bäume wachsen einzeln, weit zerstreut auf den Ebenen. Der Stamm wird hundert bis zweihundert Fuß hoch, und sein Umfang wechselt zwischen zwanzig und sechzig Fuß. Ein vom Sturm umgestürzter Stamm, sicher nicht der größte, den der Reisende gesehen, war zweihundert fünfzehn Fuß hoch, und maaß drei Fuß über dem Boden fünfundfünfzig Fuß im Umfang, und noch siebzehn einen halben Fuß hundert vierunddreißig Fuß über dem Boden. Der Stamm erhebt sich schnurgerade und der Wipfel ist pyramidalisch; in der Vertheilung der Zweige hat er Aehnlichkeit mit dem unserer Tanne. An den Enden derselben hängen die Fruchtzapfen, welche zwei Jahre zu ihrer Reife brauchen, 11 — 12 Zoll im Umfang messen und 15 — 16 Zoll lang sind. Die Saamen sind nicht viel größer als unsere Fichtensaamen und haben einen süßen, angenehmen Geschmack. — Diese Fichte erzeugt in Menge ein nach Ambra riechendes Harz; das Holz ist, wie bei allen verwandten Arten, weich und leicht. Die Saamen werden gegessen, und man sammelt sie für den Winter ein. Bei den spanischen, im Lande ansäßigen Priestern bekommt man sie zum Dessert. Der Entdecker hat dieser Fichte den Namen pinus Lambertiana gegeben.

Lieder vom Schwarzwalde.

Von Georg Rapp.

6. Die Hütte.

Mit verirrtem Wanderschritte,
Von der Mitternacht bedeckt,
Klopf' ich an der armen Hütte,
Die sich aus der Wüste streckt.
„Wecke deiner Knaben einen,
Alter drinnen, hör' einmal!
Daß er aus den wirren Hainen
Leite mich zum fernen Thal.“

Und der Alte läßt sich hören,
Beut die Rechte treu und gut:
„Warum ihren Schlummer stören?
Er ist all ihr irdisch Gut.
Labe dich an meiner Quelle,
Komm zum niedrigen Gemach;
Wenn die Amseln schlagen helle,
Sind dir meine Knaben wach.“

Auf der harten Lagerstätte
Ruh'n sie nackt und lebenswarm,
Karges Schilfrohr ist ihr Bette,
Athmen lächelnd Arm in Arm.
Flügelt euch in lichte Räume!
Bin, wie ihr, so arm, so reich:
Habe nur die süßen Träume,
Was die Welt hat, gilt mir gleich.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, December.

(Fortsetzung.)

Die Kunstausstellung.

Wir sehen in der Kneipe Fünf Leute, die, gewissermaßen außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, in einer idealen Welt gewöhnlich lebend, in die Wirklichkeit heruntergestiegen und bei einem Wirthe eingekehrt sind, um wieder einmal die Späße des materiellen Lebens mitzumachen; die durch das Sonderbare ihres Anzugs, durch das Leidenschaftliche in ihren Gesten, das eigene Sprühen, oder Glühen, oder Dämmern ihrer Augen, das Seltsame in ihren Einfällen, das Geniale in ihrer Ausgelassenheit gleich zeigen, daß sie wirklich keine Alltagsmenschen sind. Die Künstler in dem trefflich gemalten Bilde von Bendz sind ganz nach der Natur. Mehrere derselben würde man eher für Italiener, als für Deutsche halten, nicht allein wegen ihrer pittoresken Bärte, sondern auch, und hauptsächlich, ihrer Gesichtsbildung wegen. Ueberhaupt bemerke ich, daß in Deutschland, je feiner und edler das Leben, um so gefälliger die Form wird. An den schönsten unsrer Bauersleute gibt es noch gewaltig zu hobeln, während unter unsern gebildeten Klassen Gestalten vorkommen, die überall schön genannt werden könnten. Der Knochenbau ist da nicht mehr so stark, seine Fugen sind geschmeidiger und ebenmäßiger, die Züge sind nicht mehr so verworren und kalt, sie sind großartiger und belebter, und die Haut ist durchsichtiger, reiner, von sanfterm Kolorit. Dieß bezeugten auch viele Porträte, deren es auch hier, wie gewöhnlich auf Kunstausstellungen, eine bedeutende Anzahl gab. Natürlich; Jedermann liebt, sich im Spiegel zu sehen, und ein Porträt soll doch nichts anders, als ein dem Spiegel gestohlenes Bild seyn, und ist es auch, wenn es gut ist. Wenn es schlecht ist, so hat das nicht viel zu sagen, weil es dann gewöhnlich doch die beliebte Eigenschaft zu schmeicheln besizt, die ihm auch der armseligste Künstler, der sich aber dabei auf diesen Kniff vorzüglich versteht, zu geben weiß. Ein solches Porträt bekommt einen goldenen Rahmen, wird zum Kleinod in der Familie, wird oft geküßt und geherzt, sogar mit Thränen benezt und mit Kränzen behangen von Kindern und Kindes Kindern. Aber bei den Kindern der Kindeskinder hört dieser Kultus auf. „Der liebe Urgroßpapa oder die liebe Urgroßmama sehen doch auch gar zu abscheulich aus! wer mag der Sudler gewesen seyn, der so etwas malen konnte?“ Und das weiland so sehr gefeierte Bild wird hinweggeschafft, kommt auf das Land, wenn es mit irgend einem Orden geschmückt ist, damit derselbe noch als ein Stern aus der glänzenden Vorzeit der Familie den Leuten in die Augen leuchte; wenn es aber gar nichts an sich trägt, was der Eitelkeit schmeicheln könnte, so kommt es in die Rumpelkammer, auf den Boden, wo immer hin, wenn nur aus den Augen. In Italien fällt dergleichen alsdann den Tröblern anheim, die es, nachdem sie ihm den schon wurmstichigen Rahmen abgezogen, Abends bei Ave Maria so lange auf der Piazza, oft auf die possirlichste Weise, ausrufen, bis sich Jemand einfindet, der einige Kreuzer an ein altes, bemaltes Stück Leinwand wenden will, um damit, wenn er ein Wirth ist, seine berauchte Schenke auszuschmücken, und wenn er ein Schuhflicker ist, um dahinter, als einem Sonnen- und Windschirme, auf der Gasse die Schuhe zu flicken. Indessen kommt die Sucht, sich sein Porträt malen zu lassen, der Kunst sehr zu statten, indem sie einem jeden Künstler, und im Fall der Noth dem wackersten, zur Ressource wird. Unter den Porträten der Kunstausstellung waren die brillanten vom Hofmaler Stieler vorzüglich merkwürdig, so wie die von Baumbach, welcher auch durch sein Gemälde, eine Nymphe im Bade, bewies, welch schönen Farbensinn er besizt. Dasjenige aber, welches am meisten betrachtet und besprochen wurde und, wiewohl Haar und Hand darin zu tadeln, den großen Beifall verdiente, war von Ernst August Becker, einem jungen Manne, der damit debütirte. Von August Riedel aus Bayreuth sah man das Bildniß einer schönen Münchnerin. Das war aber schon mehr als Porträt. Das Mädchen, von reifer Schönheit, liegt im Bette und schläft, von Träumen bewegt, die ihr höchlich die Wangen röthen. Köstliches Gesicht! wiewohl gar nichts Ideales darin; schöne Arme! wenn auch nicht ganz richtig in Fleisch und Licht; schöner Busen! wohl werth, daß er mit mehr Lilien und Rosen und mit weniger Gelb und Grau angeflogen wäre; im Ganzen ein schönes Bild, nicht hingehaucht, wie ähnliche von Tizian, aber, wenn man so sagen darf, leicht hingeworfen, voll ungezwungener Grazie; von jenen Bildern eines, die uns nicht erheben, vor welchen wir aber gerne ruhen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 300:

Seufzer.

Logogriph.

Ein b, ein a, ein t,
Des Tages Heilige.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 307.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 24. December 1832.

— Unser Fug
Zur Klage ist gemein: an jedem Tag
Hat ein Matrose, hat der Schiffspatron
Von einem Kauffmann, und der Kauffmann selbst
Zu gleicher Klage Stoff.

Shakespeare.

Neapolitanische Briefe *).

Im August.

Nachdem wir lange den Trügereien der verschiedenen Winde ausgesezt gewesen, schoben wir uns endlich an der Insel Ischia vorbei in den Golf von Neapel hinein, wo wir auch alsbald recht neapolitanisch-pulcinellartig empfangen wurden. Herr Delre, von dem man ohne Gewissensskrupel behaupten kann, er sey, was viel sagen will, der unwissendste Marineoffizier beider Sizilien, kommandirte die wachehabende kreuzende Goelette. Da diese unter Wind stand, so wollte unser Kapitän seine vortheilhafte Richtung nicht aufgeben, um am Bord des Herrn seinen Hof zu machen, was die Seeetiquette von ihm verlangt hätte. Da schickte der grimmige Gebieter des Golfs, des einzigen Feldes seiner Seethaten, vorerst einen Scorridore, der eher einer Bundeslade, als einem Schnellsegler ähnlich sah, eine wahre Meerschnecke, an uns ab, der uns auch nach viertelstündigem Rudern summirte. Unser Kapitän ließ Herrn Delre seiner Ergebenheit versichern, sprach von Zeitverlust und Seegebrauch, und nachdem er seine Auskunft gegeben, fuhr er langsam weiter. Da flogen zwei Kanonenkugeln an unserer Schiffsnase vorüber, bald über die Fläche zischend, als mahnten sie, bald in's Wasser tauchend, als schämten sie sich. Wir mußten der unhöflichen Gewalt nachgeben. „Wäre der Grobian drei Stunden weiter im Freien draußen," meinte unser Kapitän, „er würde viel manierlicher seyn; aber da bellt er, wie der Mops unter der Hausthüre." Als unser stattlicher Kauffahrer im Rücken des kleinen militärischen Knurrers ankam, beschied der Held unsern Kapitän a prora, sezte ihn einem mörderischen Zungengeschütze aus und gab ihm eine solche volle Ladung von Matrosenflüchen, daß ich jeden Augenblick befürchtete, unsern derben, hitzigen Seefreund in Brand aufgehen zu sehen. Der aber knirschte und lachte, zog sein rothes Käppchen und rief, als die Salve abgebrannt war: „mille ringraziamenti!" Hierauf gingen wir bei Nisita vor Anker und fingen unsere Quarantaine an.

Wie nun die Zeit vertreiben in ein-und-zwanzigtägiger Gefangenschaft? Zwar ist die Lage unseres Gefängnisses wirklich malerisch; aber eben die freie, lebendige Aussicht ist eine tantalisch-marternde Augenweide für Gefangene, und sollte ich je um Recht oder Unrecht willen eingesperrt werden, so wib ich lieber in ein abgeschiedenes, dunkles Loch, als in ein geräuschvolles, aussichtreiches Gefängniß gebracht seyn. Die Imagination verursacht dort keine schmerzlichen Bedürfnisse, sie wirkt auf uns wie das Leben im Traume, und der Mensch gewöhnt sich an sein Elend, wenn keine lebendigen Bilder der Lust neue Triebe reizen. Mir ward das Anschauen bald zum

*) Man wird bemerken, daß dieser und der folgende Brief unsers Korrespondenten älter sind als die bereits mitgetheilten. Jene sind uns durch Zufall erst nach diesen zugekommen. Die Art der Darstellung macht indessen die Zeitfolge dieser Mittheilungen ganz gleichgültig. A. d. Red.

Ueberdruß. Die Zoten der thranhändigen Matrosen waren abgenutzt; am Schreiben hinderte mich der Kalfaterer, der das Schiff ausbesserte; jeder Hammerschlag jagte die gesammelten Gedanken auseinander; einige kleine Buben, die zum Besuch ihrer Väter an Bord gebracht worden, jagten lustig wie junge Katzen herum, wir spielten zusammen, aber sie ließen mich bald sitzen; zum Fischen hatte ich kein Geschick und zog richtig immer die abgenagte Angel herauf, und im Wasser sich herumtreiben kann man nicht den ganzen Tag. Unser Naturforscher war über das Schwefelwasserstoff ausathmende Meer, die Differenz zwischen Luft- und Wasserbewegung, den Pausilipptuff u. s. w. in so tiefe Gedanken versunken, daß meine Klagen ein taubes Ohr fanden. In dieser schmerzlich-lähmenden Ebbe der Unterhaltung griff ich zu dem letzten, äußersten Mittel, das in solchen Fällen erprobt ist, zur Polemik, im gemeinen Leben Schimpfen genannt. Frage alle je Gelangweilten und Mißvergnügten auf der Erde, alle Rezensenten, alle Aerzte, dich selber, die Natur; da ist kein Zweifel, mein Mittel ist probat, der beste Reiz in der Ohnmacht! Zudem hatte ich nicht erst vonnöthen, die Gelegenheit vom Zaune zu brechen, die Unartigkeit des Goelettebefehlshabers hatte für mich gesorgt: unsere Schiffsgesellschaft, die bisher allen unsern Fragen recht neapolitanisch-mißtrauisch ausgewichen war, brach nun, da die steife Klugheit am glühenden Zorne schmolz, von selbst das dumpfe Schweigen und setzte mich in Stand, einige erbauliche Bemerkungen über den Zustand der hiesigen Marine aufzuzeichnen.

Das eheliche Spioniren ist sehr schwierig in diesem Lande, weil so viele Schurken das Handwerk an sich gerissen. Bis dahin hatte ich die schmutzigen Lebensgeschichten unserer Matrosen, Meerwunderlegenden, ausgesucht platte Witze über Politik, Kochkunst und Religion zum besten bekommen. Ich war ganz gutmüthig in die grobe Falle gelaufen, die mir die verstellte Dummheit, die schalkhafte Unwissenheit dieser Leute gestellt hatte, und die der Reisende immer geradeweg unter seiner Kritik hält, während er selbst derselben zum Spielzeug dient. Ich hatte nicht bemerkt, daß unsere zwei Tafelgenossen nur ihren eigenen verborgenen Unglauben und störrischen Sinn kitzeln wollten, wenn sie mich mit abergläubischen Sagen und knechtischer Gutmüthigkeit in Harnisch jagten, und daß ich nur les frais du discours machte; nun aber kam die Reihe an sie; die lateinischen Psalmen und Rosenkränze, die ich hinlänglich commentirt hatte, wichen den glühendsten Philippiken, die je in einer Kajüte und unter acht Augen gehalten worden, und der Genuß des lauschenden Schweigens ward mir vollauf. Ich rächte mich auch herzlich, indem ich allmählig die Parthie für die Gegner ergriff, um es dem verrätherischen Zorne nicht an Nahrung mangeln zu lassen; wo der krude Widerspruch nicht galt, griff ich zu Zweifeln; man schaffte Beweise auf Beweise, von denen ich mich behaglich in die Flucht schlagen ließ, um die geschlossenen Haufen zur Entwicklung zu laden; dann brach ich wieder aus Verstecken hervor, und so ging der Spuck rastlos fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geständnisse eines Porträts.

(Fortsetzung.)

XV.

Schon mehrere Meilen vor Paris scheint Alles Vorstadt zu seyn. Ich empfand den magischen Eindruck, den das Gewühl des menschlichen Treibens auf ein krankes Gemüth macht. Ich sah ein, wie sehr wir das Vergessen in unsrer Hand haben, um wie Vieles der Wille stärker, als das Gedächtniß, daß endlich nichts stärker als die Zerstreuung ist. Dennoch erröthe ich, wenn ich an jene wenigen Augenblicke denke, wo ich die Möglichkeit einer Tilgung meiner Leiden auf diesem Wege zu ahnen wagte. Als ich in Paris selbst einfuhr, unter den schimmernden Laternen das tolle Gewühl auf den Boulevards, im Palais royal unterscheiden konnte, als ich überall die wilde Lust, die gedankenlose Vergnügungssucht ihre Triumphe feiern sah, da seufzte ich zu den Sternen auf, *diesen stillen* Wächtern am Horizonte, und fand mich *in den beflorten* Gränzen meines Trauergebietes nicht mehr gestört. Theilnahmlos sah ich die Wände meiner Wohnung wieder, kalt zeigte ich den Bekannten meine Rückkunft an, versöhnt reichte ich meinem Magister, der inzwischen den Titel eines Barons angenommen hatte, die Hand. Die höheren Cirkel vermied ich, weil ich erfahren hatte, daß man in ihnen jetzt nur Klagen und Verwünschungen hörte. Die gebildete Welt war nämlich untröstlich über den Ton, der seit einigen Wochen am Hofe täglich unwürdiger wurde. Der König hatte sich nicht entblödet, seine Töchter in Gegenwart der achtungswerthesten Personen mit gewissen Liebkosungen anzureden, die in den Tagen seines königlichen Vorgängers ihn unfehlbar vom Hofe verbannt hätten. Man erstaunte, wie Se. Majestät zu Ausdrücken kamen, die selbst im Munde des Mittelstandes unerhört waren. War das der familiäre Ton, der in den kleinen Abendgesellschaften der Marquise als gebräuchlich galt? Wann hat ein König von Frankreich zu seiner ältesten Tochter gesagt: mon cher torchon! und zu seiner jüngsten: ma petite saloppe! Ja noch mehr, Se. Majestät renommirten mit diesen sonderbaren Benennungen und hielten es für sehr belustigend, die Feinheiten der Halle belauscht zu haben. Jetzt mußte ich verzweifeln, ihn noch vertheidigen zu können, unangesehen, daß schon längst, ihn entschuldigen, gegen den Ton, der die Opposition einmal zur Mode machte, verstoßen hieß.

Eines Morgens weckte mich ein fürchterlicher Lärm aus dem Schlafe. Während ich schnell aufsprang, das Fenster aufriß, die Laden zurücklehnte und alle Ausgänge der Straße mit einer wogenden Menschenmasse bedeckt sah, pochte mein Bedienter mit Ungestüm an die Thür, um mich zu wecken. Bleich vor Schrecken öffnete ich und hörte die entsetzliche Botschaft, daß ganz Paris in einer aufrührerischen Bewegung sey. Ich gab dem nicht weniger erschrocknen Menschen den Auftrag, auf das Schleunigste meine Sachen zu packen, lief zu den Hausbewohnern, die mir aber nicht mehr erklären konnten, als was ich, mit den wüthendsten Flüchen begleitet, unter meinem Fenster hören konnte: „Nieder mit den Blutsaugern! Tod den Kindesmördern!“ Durch die Straßen zog ein handfestes Gesindel, mit Stöcken, Eisengabeln, ja einige mit verrosteten Schießgewehren und alterthümlichen Schlachtschwertern bewaffnet. Ich war nahe daran, die Besinnung zu verlieren. Welches konnte die Ursache dieses Aufstandes seyn? Hatten die Großen zu viel Schulden gemacht und zu wenig darauf abgetragen? waren die Brode um drei Quentchen leichter geworden? hatten die Vorstädter zu weit zu gehen, um in die Theater zu kommen? oder war die Liebe dieser wüthenden Menschen, mit der sie ihren König vergötterten, so weit gegangen, daß sie ihm die Achtung der vornehmen Welt wieder verschaffen wollten? Auf jeden Fall hielt ich es für gerathen, aufs Schnellste meine Abreise zu bewerkstelligen. Ich vermochte meinen zitternden Diener, das nächste Fuhrwerk auf mehrere Meilen zu dingen. Ich hoffte, durch Umwege die wüthende Menge vermeiden und eins der entlegenen Thore gewinnen zu können. Zum Glück wälzte sich der Schwarm mit seinem unaufhörlichen Geschrei, das immer auf den verrückten Ruf hinauskam: man will sich im Blut unsrer Kinder baden! dem Centrum der Stadt zu. Schon hatte ich einzelne Schüsse fallen hören, Kavaleriepikete kamen durch die Straßen gesprengt, als ich meinen Wagen heranrollen sah. Die Angst beflügelte unsere Eile, im Nu waren wir mit dem Verpacken meiner Effekten fertig. Ich nahm von meiner todesbleichen Wirthin Abschied, und eilte der Gegend um die Boulevards zu, die wir wegen der unabsehlichen Menschenmenge selbst vermeiden mußten. Unzählige Male ward ich aufgehalten. Weiber, ganz in dem natürlichen Zustande, wie sie eben aus ihren schmutzigen Betten gekrochen waren, brachen truppweise aus der Straße Poissonnière hervor. Verwegene Ungeheuer stellten sich an die Spitze dieser mörderisch bewaffneten Bande und liefen mit dem Rufe: „wir thun's um unsere Kinder!“ an uns vorüber. Hatte denn der Dämon der Tollheit die Pariser gepackt? hatten die englischen Sitten vielleicht so sehr um sich gegriffen, daß die Mutter ihre Kinder nicht mehr gegen die Engländer schicken wollte? Waren also jene enthusiastischen Ausrufungen verhallt, mit denen man einst den Sieger von Fontenay begrüßt hatte? Ein kleiner Mann, von ganz verrücktem Ansehn, stand hoch auf einem Tische und haranguirte seine Zuhörer, die ihn öfters mit den fürchterlichsten Drohungen unterbrachen. Bei meinem pfeilschnellen Vorüberfahren hörte ich nur die räthselhaften Worte: „Franzosen, ihr wollt es dulden, daß in dem Blute eurer unschuldigen Kinder die Tyrannen die Strafen ihrer Sünden abwaschen?“ Davon verstand ich nichts. Was sollte die orthodoxe Lehre vom Opfertode in dem gottlosen Paris? Das Feuer des Militärs nahm immer zu. Einzelne, durch das Bajonnet zersprengte Haufen kamen blutend aus den Straßen gestürzt, von Kanonen und brennenden Lunten verfolgt.

Ich dankte dem Himmel, als ich die Vorstadt St. Martin erreicht hatte. Dort gewann ich den Muth, meinen Kutscher um Aufklärung zu fragen, der mir mit einem gewissen Phlegma die tolle Antwort gab: „Mein Herr, heutiges Tags muß man jedem ausgewachsenen Menschen, der kein Kind mehr ist, und jedem Junggesellen, der keines hat, Glück wünschen. Früher machten die Könige in Paris Bluthochzeiten, jezt wollen sie auch die Kinder aus der Bluttaufe heben. Die Tage des Herodes und der Bethlehemitischen Gräuel sind wiedergekehrt, daß bald jede Mutter in Paris einer Rahel gleichen wird, die im Gebirge um ihre Kinder schreit.“ Ich schüttelte den Kopf und zweifelte am Verstande dieses Kutschers.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, December.

(Beschluß.)

Die Kunstausstellung.

Gerne weilen wir auch, wenn wir eben gut gestimmt, wenn wir zur Idylle aufgelegt sind, bei den Gemälden, welche Scenen aus dem Hirten- und Fischerleben darstellen. Solcher gab es recht hübsche. Die anziehendsten darunter versezten uns hier in die Alpen, wo das Leben sich wie ein Echo wiederholt, und wie ein Echo so mysteriös und doch so kindlich-erfreulich ist, dort an den Golf von Neapel, von dem man sagen könnte, daß er der Schauplatz sey, wo sich die Elemente an Pracht und Macht zu überbieten suchen, und dort nach Griechenland, wo man es wagen durfte, den Himmel nach dem Ebenbilde der Erde und die Götter nach dem Ebenbilde der Menschen zu machen, und das zum Entzücken der ganzen Welt. Die Scenen aus Griechenland waren dießmal in München so recht an ihrem Platze. Herr von Heydeck hatte sie gemalt, und zwar con amore und meisterlich. Hören Sie die Titel davon, ob das nicht schon wie Poesie klingt: Ziegenhirten am Löwenthor von Mycenä — bei Napoli di Romania, mit der Aussicht gegen Argos, singt ein blinder Sänger Nationallieder vor jungen Hellenen — Griechische Weiber an einem Brunnen — Piraten flüchten sich vor dem Sturm in eine Felsenschlucht. Auch eine griechische Kriegsscene hatte Heydeck ausgestellt. Gewöhnliche Kriegsscenen, wenn ich sie gemalt sehe, kommen mir wie eine Art von Zeitungsartikel vor, die aus einem fremden

Laude berichten. Sehen wir aber Griechen kämpfen, Griechen fallen mitten auf den Ruinen von Altgriechenland, sehen wir aber Polen kämpfen, denn auch solcher waren viele auf der Ausstellung zu sehen, Polen sterben mitten im Ruine ihres Vaterlandes: da pocht uns das Herz in gewaltigen Schlägen, wir stehen und blättern convulsivisch im Buche der Geschichte und zerren dann an ganzen Blättern, um sie herauszureißen und mit Füßen zu treten. Aber ein erhabenes Unglück gilt mehr als ein elendes Glück. Ueberall werden die unglücklichen Polen mit That und Wort, in Gedichten und in Bildern gefeiert; ihr Vaterland ist nicht untergegangen: es lebt der Glaube daran bei den Völkern und tröstet die im Exile; es glimmt ein Heimweh darnach im Busen derer, die daheimgeblieben, und so lange dieses Heimweh mitten in der Heimath glimmt, so lange haben die glücklichen Russen zu beben. Es ist schön so ein Nationalgefühl, so ein Fieber, das den Fremdling abschüttelt! beneidenswürdig! Ja, wenn ich vor den Bildern stand, die dieses Gefühl ausdrücken, die dieses Fieber wühlen lassen, da füllte mir, eben so sehr wie Bewunderung, der Neid die Brust, ich schaute mich nach etwas Aehnlichem bei dem deutschen Volke um, und da begegnete ich gewöhnlich dem Gemälde (von Peter Heß), das zum erhabenen Gegenstand deutsche Soldaten hat, die mit großer Bravour und Begeisterung einen französischen Unteroffizier gefangen nehmen, und da dachte ich wieder an die Zeitungsartikel. Gehen wir in ein Kloster! In das von Dominicus Quaglio? in das von Simon Quaglio? oder in das von Herrn von Klenze? Nein! in das von Herrn von Bayer. Jene sind sehr sehenswerth, allein dieses gefällt mir besser. A. v. Bayer ist ein höchst ausgezeichneter Mann. Er hält in seiner Wohnung Vorlesungen über Perspektive; er sammelt schon seit Jahren Materialien zu einem großen Werke über Architektur; er zeichnet und malt mit seltener Geschicklichkeit, und, was auch schön ist, er ist noch jung. Sein Gemälde, ein Kreuzgang in einem Kloster (und nicht in einem Schlosse, wie man im Verzeichnisse las), ist ganz einfach, aber wahr, voll der bewunderungswürdigsten Licht- und Schatteneffekte, nur daß es ein Bischen zu kühl gehalten ist, woran das Vorbild schuld seyn mag. Ich wollte auch von dem glänzenden Parnasse und den Cartons von Heinrich Heß sprechen, so wie von dem Carton und den herrlichen Zeichnungen unsers Cornelius, so wie von den Cartons Schnorrs, so wie von noch vielem andern Merkwürdigen. Um er ausführlicher zu thun, verspare ich es auf ein andermal. Von den plastischen Werken der Ausstellung wüßte ich vielleicht auch etwas zu sagen, wenn sie nicht in den Sälen gestanden hätten, wo die plastischen Werke der Alten stehen. Diese sind hier freilich nur Gipsabdrücke, Formen, deren wahre Seelen in Rom, Florenz und Neapel wohnen; sie sind jedoch immer noch mehr als Uebersetzung, als Copie, sie sind immer noch Apostel, über die der heilige Geist der Kunst gekommen ist, die alle Sprachen sprechen und in aller Welt predigen. In den gedachten Sälen hielten sie Donnerpredigten; ich lauschte, und so kam es, daß mich ihre Umgebung wenig ansprach. Auch ein hier komponirtes Mosaikchen war da zu sehen. Was aber höchst merkwürdig war und dieser Ausstellung einen ganz eigenen Charakter verlieh, das waren die Glasgemälde für den Dom zu Regensburg, aus Auftrag des Königs unter der Leitung der Professoren Heinrich Heß und Fr. Gärtner in der königlichen Porzellanmanufaktur zu München verfertigt. Man wird sie gewiß im Kunstblatte ausführlich beschreiben, und was man zu ihrem Lobe, so wie zum Lobe Ludwigs, der die Kunst der Glasmalerei auf eine so glänzende Weise wieder ins Leben rief, sagen wird, wird nie übertrieben seyn.

L.

Paris, December.

Der Araber Agoub.

Neulich starb zu Marseille ein Araber, Namens Agoub, der sich in der französischen Literatur einen Namen erworben hat, und wohl der erste Araber ist, von dem man französische Gedichte besizt. Ich habe ihn in Paris gekannt und oftmals Gelegenheit gehabt, mich mit ihm zu unterhalten. Er war eine merkwürdige Erscheinung in der gelehrten Welt; um desto mehr ist es zu bedauern, daß dieser Mann sich fast nie in der Lage befunden hat, das zu leisten, wozu er fähig war. Er war zur Zeit der Eroberung von Egypten durch die Franzosen mit diesen bekannt geworden und ihnen dann nach Frankreich gefolgt; er mußte damals noch sehr jung seyn. In welchen Verhältnissen er nach Frankreich gekommen, ob mit seiner Familie, oder ohne dieselbe, ob in der Eigenschaft eines Beamten, oder als Freiwilliger, ist mir nicht bekannt geworden. Er lernte so gut französische Sprache und Sitten, daß er, mit Ausnahme des ihm gebliebenen arabischen leidenschaftlichen Charakters, ganz Franzose geworden war. Wenn er keine einzelne Ausnahme von der Regel gewesen ist, so sollte man aus seinem Beispiele schliessen dürfen, daß die Araber sich sehr gut in die europäischen Sitten, Gebräuche und Denkungsart fügen, und daß sie folglich auch die europäische Bildung sehr leicht werden annehmen können, wozu gegenwärtig Rath geschafft wird, da die vom Vicekönig von Egypten nach Frankreich gesandten und hier gebildeten Egypter fleißig übersezt und selbst Schriften und Plane aller Art ausgearbeitet haben, die nun zu Kairo allmählig durch den Druck bekannt gemacht werden. Agoub hatte einen sehr hellen Verstand und vortreffliche poetische Anlagen. Seine dichterischen Versuche wurden von französischen Dichtern geschäzt, und über *wissenschaftliche* Gegenstände habe ich ihn mehrmals in literarischen *Gesellschaften* lichtvolle Vorträge halten hören, welche kein Franzose besser aufgesezt haben könnte. Er hielt sie sogar aus dem Stegreife und bewies dadurch ein schönes Lehrtalent, das leider nicht zur Anwendung gekommen ist. Zwar wurde er einige Zeit als Suppleant bei der am Collège Louis le grand befindlichen orientalischen Schule angestellt; dieß hatte aber keine Dauer. Man behauptet, Agoub habe keinen verträglichen Charakter gehabt und überall herrschen wollen. Vielleicht störte er blos die Herrschsucht Anderer. Genug, seine Stelle ging ein. Als der Vicekönig von Egypten zum erstenmale hoffnungsvolle Jünglinge nach Paris sandte, um sich hier wissenschaftlich zu bilden, und man den Gedanken hatte, ein egyptisches Kollegium anzulegen, der aber hernach aufgegeben wurde, war es ganz natürlich, daß man Agoub dabei als Lehrer anstellte. Niemand war besser geeignet, als er, diesen Fremdlingen, seinen Landsleuten, nützlich zu seyn, da er das Arabische und Französische gleich gut verstand und mit den Sitten und Gebräuchen der Egypter sowohl, als der Franzosen völlig vertraut war. Er hätte der einzige und beste Führer der jungen Egypter werden können. Anfangs war er es auch; allein bald gerieth er mit Jomard und den andern Lehrern in Streit und zerfiel mit ihnen. Er wurde wiederum beschuldigt, er habe das neu gestiftete Kollegium wie ein unumschränkter Gebieter leiten wollen. Er wurde wieder abgesezt, wollte dießmal aber nicht weichen, und man soll viel Mühe gehabt haben, seiner in dem Kollegium los zu werden. Er wollte, wie man sagt, gar nicht wieder heraus, und ich habe erzählen hören, man habe ihn allein im Hause gelassen und ein anderes bezogen, um der Sache ein Ende zu machen. (Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 130.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 308.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 25. December 1832.

Es drängt das Wirkliche mit dichten Massen
An mich heran und droht mich zu erdrücken.
Hinaus, hinaus! von dieser Welt hinweg!

Goethe.
Die natürliche Tochter.

Geständnisse eines Porträts.

(Beschluß.)

Mein Entschluß war jezt unwiderruflich: ich hatte Paris mein Lebewohl gesagt. Ich schickte den gemietheten Wagen zurück, sezte mich auf die Post und eilte der Heimath und der Einsamkeit zu. In Chalons klärten mich früher angekommene Pariser Blätter über die dortigen Ereignisse auf. Eine Frau aus der Vorstadt St. Antoine hatte ihr Kind vermißt. Klagend und weinend lief sie tief in der Nacht in den Straßen umher, ohne es finden zu können. Bald gesellten sich ihr andere zu, die dieselben Güter vermissen wollten, und es währte nicht lange, so war der fürchterlichste Verdacht durch die immer zunehmende, unruhige Menge verbreitet. Man schrie, die Kinder würden ermordet, damit der Hof seine Krankheiten mit dem unschuldigen Blute heilen könne. Die Bewegung habe sich ganz Paris mitgetheilt, es sey zu den abscheulichsten Excessen gekommen, denen man beim Abgange der Blätter mit militärischer Gewalt zu steuern suchte. In Metz erfuhr ich das traurige Ende dieser Katastrophe, in der viele Hunderte als Opfer ihres Wahnsinns gefallen waren. Als ich meine geliebte Tante umarmt, als sie sich der Freude, mich aus den Pariser Neuigkeiten mit Glück entkommen zu sehen, überlassen hatte, griff ich nach der neuesten Nummer des Journal de Paris, worin ich die verdiente Strafe las, die der König den Parisern zugedacht hatte. Er war nach Rambouillet gegangen, und hatte somit ganz Paris aus seiner Gegenwart exilirt. Dann aber habe ich mich hingesezt, meine Augen nach den Ufern der Vonne gewandt und den hervorquellenden Thränen ihren wehmüthigen Lauf gelassen.

Jezt liegt der Schnee des Alters auf dem Haupte, das einst so frei in die bewegten Räume der Welt blickte. Zu den alten Leiden haben sich neue gesellt, die beide die Gewohnheit leichter tragen lehrte. Im wechselnden Spiele sind die Schicksale, Wünsche und Thaten der Menschen an mir vorübergegangen, begleitet von den Dämonen, die an der Thür der Welt ihre tausendjährige Wache halten. Nicht immer habe ich den Strom des Lebens unter meinen Füßen gleiten sehen, sondern oft wurde ich in seine Strudel hineingerissen, um dann durch eigene Hand, oder die hülfreiche eines Dritten, den mir der Zufall oder die Freundschaft zuführte, gerettet zu werden. Der Neid des Glücks fordert wohl nur die Jugend heraus, darum kann ich jezt sorgloser meinen Blick in die Vergangenheit lenken. Nie aber wird mir im Gedächtnisse ein Platz grünen, an dem ich lieber weilte, als bei jenen Tagen, deren Leiden und Freuden ich diesem Papiere anvertraut habe.

Weniges nur trug mir spätere Kunde von den Schicksalen meiner Bekannten zu. Den Bruder riß eine königlich preußische Kanonenkugel aus seiner ehrenvollen Laufbahn, nachdem er den Oberbefehl eines Regiments erhal-

ten hatte. Ueber meinen Magister, der jezt bekannt genug ist, wird eine gerechtere Nachwelt nur mit verdienter Vergessenheit urtheilen. Die beiden Offiziere, meine Freunde, sollen als höhere Befehlshaber im nordamerikanischen Kriege jezt vielleicht ihre lezten Lorbeern suchen, in diesem seltsamen Kampfe, von dem ich fürchten muß, weniger sein Resultat, als sein Princip werde das Signal der verworrensten Bewegungen werden. Ninon und Adele sitzen wohl jezt in einem blühenden Kranze von Söhnen und Töchtern und harren auf die Heimkehr der geliebten Gatten, oder eine Botschaft aus dem fernen, wilden Lande. Kann in diesem Augenblicke nicht ein versteckter Barbar sie meuchlings niederstrecken? oder ein grausamer Sieger das mordende Skalpiermesser an die kahlen Schädel der alten Helden setzen?

Wenn ich die Zeichen der Zukunft deuten könnte! Es ist ein weiter, geheimnißvoller Vorhang, den die Zeit vor uns aufgerollt hat. Sollte der Sturm, dem der Leichtsinn nun schon seit fünfzig Jahren den Zug erleichtert, jezt wirklich losbrechen? werden es die Philosophen in der That nicht verabscheuen, ihre Irrthümer und Träume von jenen Harpyen verwirklichen zu lassen, die nur auf das Signal warten, um ihre giftigen, verbrecherischen Hände nach allem Hohen und Erhabnen auszustrecken? Ach! daß ich mich in die Vergangenheit hüllen könnte, wie in ein weites Gewand, mein Haupt verbergend und in der Einsamkeit meiner Thränen den freundlichen Engel des ewigen Friedens abwartend! Man spricht nur immer vom Schmerz der Niobe, warum nicht auch von ihrer Freude, als sie den steinernen Tod in ihren erstarrten Gliedern fühlte!

Neapolitanische Briefe.

(Fortsetzung.)

„Alle Fahrten de long cours,“ hieß es, „fallen hier in das Gebiet des Handels, die Erfahrungen alle, die zur See gemacht werden können und die dem Seemanne unentbehrlich sind, können nur auf Kauffahrteischiffen gewonnen werden; nun ist aber dem Handelsschiffer allhier nicht nur der Eintritt in die königliche Marine versagt, indem er nie höher als zum Piloten avanciren kann, sondern sein Stand selber ist so verachtet, daß er sogar dem Pöbelrepräsentanten Pulcinella immerfort zur Zielscheibe gemeiner Witze dient. „Se è fatto marinaro,“ heißt bei uns ungefähr so viel, als, er ist zu Nichts nütze, er ist in's Kloster gegangen. Der hungrigste Lump dieser Stadt kennt seine Würde zu gut, als daß er sich freiwillig, wie er sich ausdrückt, in den Schiffskerker, in das Meerexil verbannen sollte. Nur aus den Inseln und von der Küste des Landes, aus Ischia, Procida, Sorrent, Amalfi u. s. w. wird die Handelsschiffsmannschaft gezogen, und dieser Dienst vererbt sich dort vom Vater auf den Sohn. Diese Familien führen theils die eigenen Schiffe, bis ihnen irgend ein Sturm das Kommando abnimmt, theils dienen sie auf fremden Schiffen, so daß bald der Kapitän Matrose, bald der Matrose Kapitän wird. Während diese Leute den Stürmen im Norden und Süden trotzen, Leben und Erwerb den Zufällen einer Fahrt, den Schicksalen eines gehemmten, sinkenden Handels anheimstellen, das sauer erworbene Vermögen in's Lotto der Spekulationen einsetzen und bei ungünstigen Umständen sehr oft verlieren, indem sie meistens nicht im Solde stehen, sondern von der verhältnißmäßigen Theilung des Ertrags leben, steuern die galanten Marineoffiziere auf dem Toledo herum, ankern in den Häfen der Kaffee- und Schauspielhäuser, richten den Kompaß nach der Launenwindrose der Geliebten und fahren etwa ein Mal im Jahre mit einem Prinzen nach Palermo spazieren. Mit diesen Marinepilzen, die sich noch von Tag zu Tag wie Heuschrecken vermehren, könnte man eine große Flotte bemannen; dazu aber fehlen unterdessen die Schiffe. Diese bestehen gegenwärtig in einem Linienschiffe, das brauchbar ist, einem andern mit fünf Schuh langem Kielbruch, einer Fregatte, noch frisch, zwei Fregatten, zum militärischen Dienst unfähig, einer Korvette, *drei Briggs* u. s. w. Es ist jedoch gar nicht zu *läugnen, die königl.* Marineschule liefert gute Studenten, wie denn überhaupt das Studium der Mathematik, das hier mit Eifer getrieben wird, dem Neapolitaner sehr zusagt, die Aspiranten haben alle strenge Prüfungen erstanden und keiner trat, ohne die hinlänglichen Vorkenntnisse zu besitzen, in den dienstlosen Dienst. Aber eine Marineschule allein, die überdieß blos den privilegirten Ständen zugänglich ist, bildet noch keine Seeleute, und darin liegt eben der Untergang des ganzen hiesigen Seewesens, daß Theorie und Praxis durch die Institutionen selbst getrennt und unvereinbar sind; hierin liegt ferner der sprechendste Beweis, daß eine Marine nicht verordnet, nicht gemacht werden kann, daß sie sich selber schaffen muß. Der Hof brütet über seinem königlichen Kinde, spendet ihm die Milch des Landes, und doch bleibt es siech und krüppelhaft, während das Stiefkind, die Handelsmarine, verstoßen, mittellos irrend und treibend, von keiner h ö h e r n Schule geleitet, nur dem empirischen Takte, nur dem instinktmäßigen, vererbten Triebe und dem meisternden Bedürfnisse folgend, sich groß und selbstständig gezogen hat. Will der Hof eine Kriegsmarine, oder keine? Das leztere wäre wohl geradezu der beste Theil; er würde seine umsonst vergeudeten Millionen seinem Lande oder sich selbst ersparen können. Dann würde die Handelsmarine, von einer schadenfrohen Nebenbuhlerin befreit, durch die Kenntnisse, das Genie, die jezt blos zur Ostentation vorhanden

sind, unterstüzt, schon von selbst eine bedeutendere Stellung erlangen und dem Lande reelle Dienste leisten, was eine solche königl. Marine nie zu thun im Stande seyn wird. Oder will der Hof eine Kriegsmarine? dann muß er wiederum die jetzige abschaffen und sich aus der Handelsmarine eine neue ziehen, wie dieß in England unter Elisabeth mit so augenscheinlichem Vortheil geschehen ist. — Die Handelsmarine müßte aber in Thätigkeit gesezt und erhalten werden, da müßte der innere Handel, Gewerbe, Manufakturen gehoben werden, und da kommen wir wieder an kein Ende. Ein neapolitanisches Handelsschiff ist glücklich, alle Jahre sein Nöthiges an Thran, Pech, Segel und Seilwerk, Holz und Eisen, kurz seine jährlichen Ausbesserungen herauszuschlagen; dazu fehlen die Belege nicht. Ein Matrose, der bei weiten Fahrten im Monat, nebst Kost, seine sieben Dukati gewinnt, wird glücklich geschäzt; sie verdienen oft während dreimonatlicher Dienste nicht einmal so viel, viele nur das tägliche Brod; dabei haben die Meisten eine Familie zu Hause, die auf den Erwerb des Vaters harrt. Was nützen uns die vielen schönen Schiffe, wenn wir darauf verhungern müssen, wenn wir unser Leben an eine erbärmliche Salzschmugglerei setzen müssen, von Sizilien in's Festland hinüber? Der gegenwärtige Seehandel ist für unser Land eher erschöpfend als nährend. Aus dem Lande führt er die rohen, schlecht bezahlten Stoffe, und bringt dafür die theuren, goldverschlingenden Manufakturgegenstände. Der Franzose nennt unsere Seide sein, und wuchert noch überdieß mit seinen Tüchern; dem Engländer gehören unser Oel, unsre Früchte, unser Salz, er gibt uns etwas gehämmertes Metall dafür; das unerschöpfliche Land nährt, überschüttet Alle mit seinem Segen, während es seine Söhne darben läßt. Dieser Segen wird uns zum Fluche; je mehr wir erndten, desto geplagter sind wir, desto wohlfeiler und unsicherer müssen wir verkaufen, während unsre fremden Blutegel nur gieriger in unsern Säften schwelgen. Dann kömmt ein eitler, sorgenloser Fremdling, der unser Land einige Wochen durchstreift, schlägt, weil er nichts sieht, als alle Bäume voll Feigen, die Hände über dem Kopf zusammen und nennt uns faul und industrielos; er sieht nicht, wie so Manche seiner eignen Landsleute ihren raschen Handelseifer hier theuer, vielleicht mit dem Verlust ihres eigenen und geborgten Vermögens bezahlt haben; er erkennt nicht, daß der Handel keine Wahrheit werden kann, wo die Grundlage desselben, die polytechnische Volkserziehung, so ganz und gar vernachläßigt wird; er begreift nicht, daß es des ganzen südlichen Genies und Erfindungsgeistes bedarf, in dieser allgemeinen Erstarrung sich noch gelenkig zu erhalten und nicht dem europäischen Lebensverkehre abzusterben, während wohl manches andere Land unseres Welttheiles unter solchen Umständen zu Grabe gegangen wäre. Daß der Neapolitaner sich noch ernähren und kleiden, noch lesen kann, dankt er nicht seiner Regierung, Alles sich selber; sie gibt nie, nimmt immer."

Eben als unser Kritiker im besten Zuge war, fuhren drei Marineoffiziere in einer Barke unter unserm Schiffe hin, nach Puzzuoli hinüber. Da der Wind halblinks günstig war, so wollten sie das kleine lateinische Segel benutzen, kamen aber, aller Mühe ungeachtet, nicht damit zu Stande. Da schrie und heulte Alles von den Schiffen in höhnischer Freude auf die Armen los. Alles war wie toll, die südliche Ausgelassenheit reichte an nordische Grobheit; da sezte es Geschichten und Anekdoten die Hülle und Fülle auf Kosten der königlichen Marine: Fregatten, die im Golf gestrandet, Kriegsbriggs, die vor Schmugglern geflohen, tripolitanische Heldenthaten u. dgl., kein rechter Mann in der ganzen Marine, als — Caracciolo! Als der Name laut ward, wurden Alle still; kein heil. Januar und Antonius, die Madonna selber nicht, in voller Lebensgröße, hätte auf diese wilden Naturgemüther gewirkt, was der bloße Name dieses Gehenkten wirkte. Zauber der Heldengröße, du bist mir Bürge für die Wahrheit der Tugend! Der Name des geopferten Helden sagt mehr, als das Winseln eines lebenden Volkes! Der Geist Caracciolo's adelte diese Marine, der Fluch Caracciolo's klebt an dieser Marine! Das war der Mann, der mit seinem einzigen Schiffe den Censeur und Çaira schlug, zwischen die er sich warf und ihnen von beiden Seiten die doppelte Ladung gab, die allein schon im Stande war, sein Schiff zum Bersten zu bringen! Das konnte ihm Nelson nie verzeihen, denn Nelson war kein Held! — Es ist unbeschreiblich, welch Zartgefühl, welche Verehrung das Volk, wenigstens sein edlerer Theil, für die Opfer seiner unglücklichen Emanzipationsversuche äußert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, November.

Die Riesensäule zu Alexanders Gedächtniß.

Wenig mehr als ein Jahrhundert ist seit der Gründung Petersburgs vergangen, und schon übertrifft es durch großartige Pracht nicht nur alle Städte Europas, sondern wohl alle Städte der Welt. Seit Elisabeths Regierung nahm Petersburg ununterbrochen und mit bewunderungswürdiger, reißender Schnelligkeit an Umfang und Ausdehnung zu und sah in seinen Mauern herrliche, prachtvolle Gebäude entstehen; seit Katharina II. mehrte sich die Zahl majestätischer und jeden Fremden mit Staunen erfüllender Denkmale. Granitblöcke, wie durch einen Zauberschlag hieher versezt, dienen theils dem schönen Newastrom, seinen zahlreichen Verbindungskanälen und Armen in einer Gesammtlänge von leicht 4 — 5 deutschen Meilen zu würdiger Einfassung, theils tra:

gen und zieren sie als Säulen von nicht gewöhnlicher Größe die Hallen und Säulengänge unserer Tempel. Doch was ist das Alles gegen die Riesensäule, die jezt vor unsern Augen steht! Sie ist es, welche gegenwärtig Geschichtschreiber, Dichter und Maler auffordert, dieses große, in seiner Art einzige Kunstwerk der Mit- und Nachwelt zu schildern. Schwerlich dürfte in neuerer Zeit von irgend einem Volke ein großartigeres Denkmal gesezt werden können, als hier am 30sten August durch Errichtung der Alexandersäule auf dem Plaze vor dem kaiserlichen Schlosse geschehen ist. – Folgende Notizen über dieses Riesenwerk dürften wohl von allgemeinem Interesse seyn.

Montferrand, Oberarchitekt beim Bau der Isaakskirche, hatte auf seinen verschiedenen, durch den Bruch der achtundvierzig Granitsäulen für diese Kirche veranlaßten Reisen nach Finnland einen Granitblock von hundert Fuß Länge bemerkt. Zwölf Jahre lang bemühte sich der Künstler, dem Petersburg schon so manche seiner schönsten Prachtgebäude verdankt, vergebens, die Aufmerksamkeit auf diesen außerordentlichen Monolithen zu lenken, als ihm plözlich vor einigen Jahren der Auftrag wurde, ein Projekt zu einem Monumente, welches das Andenken des hochseligen Kaisers Alexander Pawlowitsch auf eine würdige Weise verewigen sollte, zu entwerfen. Dies war für Montferrand eine willkommene Gelegenheit. Er schlug daher eine Säule von vierundachtzig Fuß Länge und vierzehn Fuß im Durchmesser vor, deren Schaft aus einem einzigen Stücke bestände. Ein solches Monument, das Alles, was je die Alten und Neuern in dieser Art geleistet haben, überträfe, entsprach vollkommen den Wünschen des Kaisers und ward daher genehmigt. Dem Kaufmann Jakowlew, der bereits bei manchen Gelegenheiten Proben seiner Gewandtheit und Geschicklichkeit abgelegt hatte, wurde der Bruch anvertraut. Später wurde demselben Unternehmer, der mit einer seltenen Geschicklichkeit die neun Millionen Pfund schwere rohe Masse von ihrem Lager herabbrachte, auch die Bearbeitung und Einschiffung, so wie die Verantwortlichkeit für die Sicherheit der Säule nach ihrer Ausladung bis siebzig Fuß vom Ufer der Newa übertragen.

Der Granitbruch zu Pytterlax in Finnland liegt im Wiburgslehn, 76 Werste von Wiburg, 210 W. von Petersburg, wenn man zu Lande geht, und 160 W. zur See entfernt, gehört zu den Besizungen der Grafen von Stesparre und wurde zu Anfang des Jahres 1819 von einem Geschäftsträger des Lieferanten Schichin, der es übernommen hatte, die Granitsäulen zum Bau der Isaakskirche zu stellen, entdeckt. Bis zur Anlegung des Steinbruchs war die Gegend mit Gehölz bedeckt und nur von Fischern bewohnt, die dort ihr Gewerbe schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts trieben, als noch Pytterlax dem deutschen Fürsten von Isenburg gehörte. Jezt aber erheben sich auf dem Berge zwei gut gebaute hölzerne Häuser, deren eines, aus zwei Stockwerken bestehend, dem Lieferanten während der Arbeitszeit zur Wohnung dient, große Vorrathsmagazine, einige Schmieden, Badehäuser, hölzerne Kasernen und eine Menge Hütten zur Aufnahme der Arbeiter. Von dem höchsten Gipfel des Felsen, den eine kleine Kapelle krönt und der sich 60 Fuß hoch über den Meeresspiegel erhebt, genießt man einer höchst reizenden Aussicht auf die ganze Bai, die mannigfach gestalteten Ufer derselben, auf eine Gruppe malerischer Eilande und die das Meer begrenzenden Berge. Zu Anfang des Jahres 1830 verpachtete die Grundbesizerin den genannten Steinbruch auf drei Jahre an den Petersburger Kaufmann Jakowlew, der hierauf mit der Krone obgenannten Kontrakt schloß.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, December.

(Beschluß.)

Der Araber Agoub.

Nach seiner Entfernung von dem egyptischen Kollegium hatte Agoub kein glückliches Leben mehr. Nichts wollte ihm ferner mehr gelingen. Er zog zulezt nach Marseille, und hier hat er in einem ziemlich dürftigen Zustande sein Leben geendigt, vermuthlich aus Gram über so manche zerstörte Hoffnung, aus Unmuth über die ihm widerfahrne Hintansezung, aus Verzweiflung über alle Hindernisse, welche sich seinem ruhigen und frohen Fortkommen in der Welt entgegenstellten. Er war als ein in jeder Hinsicht merkwürdiger Schriftsteller und Mensch in großen Cirkeln und von berühmten Männern in Paris aufgenommen worden, er hatte das glänzende Leben der Reichen mitangesehen und sogar etwas mitgekostet, und sollte nun mit seiner Familie darben, wie ein armer Schlucker, ohne Aussicht, ohne Hoffnung einer fröhlichern Zukunft. Sein heißes Blut mußte bei diesem Gedanken aufwallen, das Herz mußte dem armen Araber brechen, der, seiner französischen Erziehung ungeachtet, doch immer noch wie ein Fremder behandelt wurde, der an den von der Regierung gespendeten Wohlthaten und Gunstbezeugungen keinen Antheil bekam. Es mochte zum Theil seine Schuld seyn; warum benuzte er seine Kenntniß in der arabischen Literatur nicht dazu, uns mit derselben vertraut zu machen? warum erleichterte er den Studirenden nicht die Vorkenntnisse dazu? kurz, da er Professor des Arabischen werden wollte, warum bewährte er seinen Beruf dazu nicht durch nüzliche Schriften? Zwar gab er in dem lezten Jahre seines Lebens eine Sammlung von Uebersezungen *kleiner arabischer* Gedichte heraus; dieß war aber zu *wenig*, um von der gelehrten Welt sehr beachtet zu werden; ein Mann, der von Geburt ein Araber war und sich den Geist der französischen Literatur so gut angeeignet hatte, wäre zu größern Leistungen fähig gewesen. Er hatte, was den Gelehrten, die sich auf orientalische Sprachen legen, oft fehlt, poetischen Geist und Phantasie; der Araber hätte aus ihm in der französischen Sprache uns ansprechen müssen. Die poetischen Schäze oder doch die in dem Wuste geschwäziger arabischer Handschriften auf der königlichen Bibliothek befindlichen Goldkörner hätte er alle hervorsuchen und uns vorsezen sollen. Von allem dem hat er so gut als nichts gethan. Wie hatte er also Ursache, sich über Hintansezung zu beklagen und der Welt zu zürnen, daß sie ihn nicht würdige und aufmuntere? Eine Stelle, die ihm die Regierung hätte anbieten sollen, wäre die eines Professors zu Algier gewesen; hier hätte er die Mauren mit der französischen Sprache, Literatur, Gesezkunde vertraut machen und dadurch eine allmählige Annäherung zwischen den Eingebornen und den Siegern bewirken können. Man hätte schwerlich einen zweiten Mann gefunden, der hiezu so tauglich gewesen wäre, als Agoub; allein dergleichen nüzliche Vorkehrungen werden von den Regierungen oft vernachlässigt, wenn die Leute sich nicht selbst aufdrängen und ihnen ins Ohr schreien: „Hier bin ich; nehmt mich, oder ich belästige euch Jahre lang mit meinen Gesuchen und Anmaßungen.“ Solche zudringliche Leute werden, in Frankreich wenigstens, am ersten befördert, auch da, wo sie ganz entbehrlich sind.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 309.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 26. December 1832.

— Mutter Erde,
Du freuest dich des Schattengaukelwerks,
Das auf dir spielt, und all des leichten Volks
Der bunten Träume, das auf dir sich jagt?

Herder.

Der öffentliche Schreiber.

Nach Soulié.

Es ist unverkennbar, das alte Paris geht zu Grabe, seine Originalität verwischt sich, sein alter Charakter geht verloren. Ueber ein Kleines wird von dem malerischen architektonischen Chaos, wird von der Musterkarte eigenthümlicher Sitten keine Spur mehr vorhanden seyn; denn seht, die Straßen werden geradlinigt, die Boulevards ebnen sich aller Orten, die Vorstädte lichten sich; seht, Pair und Schreiber, Notar und Zuckerbäcker, alle tragen denselben Frack, sprechen dieselbe Sprache. Alles wird nivellirt, Menschen wie Häuser. Sonst gab es hochgeborne Herrn, Ritter und Edle, Frohnpflichtige und Leibeigene, und damit hochgethürmte Schlösser, große Palläste, elende Löcher und Kloake. Jezt liegen Thürme und Privilegien am Boden, und die Straßen werden weiter zum Besten des Volks, das sein Haupt erhebt, und auf Kosten der geräumigen Hotels, die keine Bewohner mehr haben, welche zu ihnen passen. Somit ließe sich die Geschichte der Nation nach der Geschichte ihrer Architektur studiren; und warum nicht? Kenne ich doch einen Maler, der behauptet, die Sammlung der Kostüme sey ein vollständiger historischer Codex, und mein Haarkünstler beweist einem gar nett und bündig, daß in der Form der Perrücken und dem Stufengang des Haarschnitts Politik, Moral und Philosophie vorgebildet sind. Waren aber Turennes Feldzüge so schläfrig, so kraus, so abgezirkelt, weil man Perrücken à la Louis XIV. trug, oder trug man so feierliche Perrücken, weil man mit Winterquartieren Krieg führte und den Feind vor dem Zuschlagen salutirte? Gleichviel: so viel ist gewiß, Eins ist der Reflex des andern, und so ist mir Turennes Taktik ein Reflex seiner Perrücke. Hat nicht wohl auch die Last falscher Haare Racines Gedankenflug hin und wieder gehemmt? hat er nicht manchmal unwillkührlich seinen Styl gerade so geschmückt wie sein Haupt, und dürfte man nicht jezt geradezu annehmen, Bossuets sublime Kühnheit rühre nur daher, daß er seines Standes wegen keine Perrücke tragen durfte? Ja, der Puder hat nicht selten Voltaires schwarze, scharfe Klaue mit Schnee bedeckt, am Kragen des Präsidenten Montesquieu bemerkt man Schmutzspuren davon, und wenn Diderot unter der Schaar gepuderter Köpfe seine Naturfarbe behalten hat, so weiß man ja, daß er, wenn er in Eifer kam, seine Perrücke vom Kopfe warf und sein heißes Gehirn frei dampfen ließ. Ja, Gewänder und Poesie, Sitten und Häuser, Konstitutionen und Perrücken, Alles steht in Harmonie in dieser Welt. Das bürgerliche Gesetzbuch hat den Substitutionen und den Erbgütern ein Ende gemacht; mit Vernichtung des Erstgeburtsrechts sind Palläste ein Ueberfluß geworden, und damit hat sich die Einbildungskraft des Baukünstlers wie des Malers nach den Verhältnissen unserer beschränktern Wohnungen bequemt; Alles mußte dem Zuge abwärts folgen, und so spielt denn der Gips in der Baukunst, in der Malerei das Porträt, in der schönen Literatur das Vaudeville die Hauptrolle.

Unsere Zeit ist eine Uebergangsperiode; wir sind zu jung für die in Trümmern gefallene Vergangenheit, zu alt vielleicht für eine größere, sich vorbereitende Zukunft; so wollen wir denn die noch vorhandenen Reste jener Zeit aufmerksam betrachten und denen, die nach uns kommen, wenigstens ein Bild davon hinterlassen.

In dem großen Paris, wo der Ourcqkanal durch die Gräben der Bastille läuft, wo an der Stelle der Zellen der Feuillants sich die Arcaden der Straße Castiglione wölben, wo die künftige Straße Louis Philippe die Existenz von St. Germain l'Auxerrois bedroht, stehen noch ein paar Denkmale mit zähem Lebensfaden, in und an denen Menschen und Steine dem Sturme der Revolution getrozt haben. Unter allen aber ist unstreitig das Palais de Justice am tiefsten in seinen Boden gewurzelt; unter seinem Dache sind Toga und Robe, Gravität und Verschlagenheit und runde Mütze die unveränderlichen Attribute des Advokaten und Richters geblieben, und an seinen Flanken klebt, wie die Auster am Felsen, der Glaskasten, in welchem der öffentliche Schreiber, unser Held, in althergebrachter Armseligkeit haust.

Laßt euch erzählen, auf welche Weise ich vor ein paar Jahren dieses köstliche Trümmerstück eines dahingegangenen Jahrhunderts entdeckt habe. Damals sah ich sehr oft, täglich, häufig noch öfter eine Person, die mich sehr interessirte. Entweder war ich selbst neugierig, oder ich wollte dem Witzspiele einiger Bekannten ein für allemal, und zwar juridisch ein Ende machen, oder aber wünschte ich mich von der Wahrhaftigkeit der genannten Person zu überzeugen — wie dem sey, ich beschloß, mir ihren Geburtsschein zu verschaffen. Ich machte mich also auf den Weg nach dem Justizpallast und fand hier bald unter der Arcade zwischen der Kapelle und dem vergitterten Hof eine Schreibstube, wo die Register, welche das Geheimniß sämmtlicher Weiber in sich schließen, der Ordnung nach aufgestellt sind. Es ist ein Loch mit niedrigen vergitterten Fenstern; das Tageslicht wagt sich zaghaft kaum herein und das Ganze sieht einem Leihhause nicht unähnlich. Ich trete ein, trage mein Anliegen vor, gebe Namen, Vornamen, Titel der Person und eine Periode von fünfzehn Jahren an, in welcher das Fragliche aufgesucht werden soll; nicht geringer war der Unterschied zwischen dem Datum, das meine guten Freunde herausrechneten, und dem, dessen die Dame geständig war. Der Schreiber, der dieses Fach hatte, sah mich an, wie ein Apotheker, von dem man Pfeffer verlangt, oder wie mich obengenannter Haarkünstler ansah, als ich eines Tags von ihm rasirt seyn wollte. Der Schreiber hieß mich noch einmal sagen, was ich wollte, lachte mir in's Gesicht und kehrte mir schweigend den Rücken. Aus dem Allen sprach so tiefe Verachtung, daß ich nicht so keck war, böse zu werden; denn ich dachte, ich müsse etwas gethan oder gesagt haben, was einen unfehlbar zum Narren oder Tölpel stempelt. Ich wußte nicht, wie ich meine Sache wieder vorbringen sollte, da trat ein Mann, sichtbar der Chef in diesem Loche, auf mich zu, fragte mich, was ich wolle, und hörte mich mit dem gemüthlichen, herablassenden Lächeln an, mit dem ein Ladenjunge einen vom Lande zurechtweist, der an der Ecke der Straße St. Antoine nach dem Palais royal fragt. „Wenn," sprach er mit sanftem Ernst, indem er langsam seine Brillengläser abrieb, „Jedermann, der so hieher kommt, nicht besser unterrichtet wäre, als Sie, so brauchten wir einen Tag zu jedem Geburtsschein. Was Sie verlangen, können wir nicht suchen; es steht Ihnen aber frei, es selbst zu thun." Als ich erwiderte, ich werde wohl mit solchen Registern nicht recht umzugehen wissen, fuhr er freundschaftlich fort: „Nun, Sie können sich diese Mühe ersparen; für wenig Geld —" — „Recht gerne!" rief ich, nach der Börse greifend, denn ich meinte, mein begangenes Unschick auf diese Weise gutmachen zu können. Aber meine Ueberraschung war noch größer denn zuvor, als der Herr, der Chef, der erste Commis mir plötzlich in die Rede fiel, auf die Thüre wies und in festem Tone sagte: „Gehen Sie, mein Herr!" Es war mir, als rührte mich der Donner. „Ja," fuhr er eigentlich väterlich gütig fort, „gehen Sie, da rechts; ein paar Schritte von hier sind zwei, drei öffentliche Schreiber, und einer dieser Herrn wird Ihnen besorgen, was Sie wünschen. Es kommt dieß häufig vor, wir vertrauen ihnen die Geburtsregister an und sie schlagen hier unter meinen Augen nach." Der Herr Chef grüßte mich mit einem Winke der Hand und sagte noch einmal: „Rechts, mein Herr, rechts!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Neapolitanische Briefe.

(Fortsetzung.)

Heute ist der fünfzehnte Tag unserer Gefangenschaft; ich hatte seither zwei kranke Matrosen unter meiner Obhut, die mir zu schaffen machten und die Zeit vertreiben halfen. Die Bursche sind aber so geschwind wieder auf die Beine gekommen, daß ich fast nicht begreife, wie das zugegangen ist. Jezt bin ich gar übel daran: Freund Naturforscher hat die Rezension eines mineralogischen Handbuches vorgenommen, die gewiß auch ein wenig nach der Quarantäne riechen wird; der Kapitän treibt sich auf dem Verdecke bei den Matrosen herum, die Hanfseile drehen und Matten flechten, und mit dem Scrloano bin ich zerfallen. Er behauptete gestern Abend, der Bau, der von Puzzuoli in's Meer hinausgeht und Brückenjochen ähnlich sieht, sey ein Werk des Gottseybeiuns gewesen, derselbe sey aber

nach Mitternacht in seinen bösen Anschlägen gestört worden. Ich suchte ihm vorzustellen, ein römischer Kaiser, Caligula, habe hier entweder einen dummen Streich, eine Brücke nach Bajae, oder aber etwas Vernünftiges, einen Molo machen wollen. Da er verstockt blieb, hieß ich ihn eine Bestia. Nun hat er mir seine Gunst und die Angelruthe entzogen, die er mir bisher geliehen. Da habe ich wieder was Gescheidtes gemacht! Mir selber überlassen, greife ich nach dem vergriffenen Metastasio. Die beste Kritik über ihn hat wohl Peter Metastasio selbst geliefert, in einem sehr prosaischen Sonette „an seine dramatischen Werke," worin er sich gar wunderlich geberdet, daß seiner Nice seine Verse besser gefallen als er selbst. Weit entfernt, den guten Geschmack der Nice in Rücksicht des Abtes zu bestreiten, führe ich vielmehr diese Ansicht nur weiter aus.

Metastasios Schriften unterhalten, reizen, blenden wie Feuerwerke; aber was den dauerhaften Eindruck, die siegende Ueberzeugungskraft derselben begründen sollte, das innere, selbstständige Leben, die Enthüllung der Natur des Menschenherzens, fehlt ihnen gänzlich. Vorerst ist kein einziger geschichtlicher Stoff geschichtlich behandelt, und wenn der Dichter auch das Faktum immer rein historisch erzählt hätte, ich zweifelte doch, ob er dessen Wahrheit würde aufgefaßt haben. Nichts von Allem ist übrigens hier geschichtlich, als die Ueberschriften; war's etwa, um dem eigenen Koncepte Glanz zu verschaffen, daß der erhabene Tauspathe gebeten wird? Warum doch konnte er nicht wie Goldoni in Lokanden, Kaffeehäusern und auf Straßen, oder aber besser, weil er das Menschenleben nicht begriff, in einem idyllischen Thale, in einer Waldbruderhütte, einem einsamen Frauenkloster seine Bretter aufschlagen? Ach, der Kothurn! als wenn das Erhabene erhabener wäre in einem Königshause, als in einer Fischerhütte! als wenn es auf ein Gerüst gestellt zu werden brauchte! wird es nicht eben durch die Kontraste leuchtender? Kein einziger großer, selbstständiger Charakter ist in diesen Werken; was sollen diese schönen Worte im Munde von Drathpuppen? Eine solche einlullende Musik ist eine wahre Versündigung, nicht an der Literatur aber an der Menschheit; die Geschichte dient alsdann zum Puppenspiele, wie den Kindern der lange Degen ihres Vaters zum Reitpferde; keine ernste Mahnung ergreift, eine angenehme Casuistik entschuldigt selbst das Laster, und das Bischen Heidengeist der Nation, das ihre Gebildeten, ihre Schriftsteller treu und unverbrüchlich, wie die Vestalinnen ihr heiliges Feuer, erhalten, beleben sollten, wird alle Abende zu einigen armseligen Seufzern verbraucht. Dergleichen zuckersüße Moralisten können eine kräftige Seele so mit der Tugend langweilen, daß sie dem Teufel halbwegs entgegengeht. Der Dichter ist sonst ein wohlerzogener Mensch, ein Sonntagskind, und ist deßhalb ein Kindskopf geblieben. Seine Sprache ist rein und edel, seine Bilder blendend, erhaben, obgleich zu einförmig; er ist ein studirter, abgefeilter Rhetoriker, ein Professor der Eloquenz. In der Kunst liegt so oft das Grab der Natur! Seine Schriften gleichen einem Naturallenkabinette, wo noch überdieß nicht auf rein wissenschaftlichen Werth, sondern auf den Glanz, die Form der Steine geachtet wird. Eine Kritik des Metastasio, wenn auch noch so kurz, paßt nicht in eine Reisebeschreibung von 1832, meinst du? vielleicht in eine Quarantäne? Ich sage dir aber, Metastasio ist immer noch neu in Italien, und meine Kritik ist's hier auch. — Füglicher würden sich jedoch hier Bemerkungen über Quarantäneanstalten anbringen lassen.

Stehende Gesundheitssperren sind ein stehender Unsinn; nirgends mehr als hier sollten Unterscheidungen und Bedingungen statt finden. Stelle dir einen Kauffahrer vor, der zwei Monate lang in der Nord- und Südsee der Desinfectionskraft von Wind und Wetter ausgesezt war, ohne krank zu werden, und der hier noch Wochen lang beobachtet werden soll! Du kannst dir nicht vorstellen, wie gerade im gegenwärtigen Momente der Handel dieser Hemmungsanstalten wegen leidet. Ein Schiff, das im Mittelmeere das unbedeutendste Geschäft macht, kann jezt von drei Monaten, zwischen Abfahrt und Ankunft, gar leicht zwei Monate in der Geld- und Zeit fressenden Sperre liegen. Patente sind Papiere, die gerade die Unbedeutendheit der medizinischen Aufsicht patentiren. Wir kamen mit Patente nette von Algier, und werden hier als suspekt behandelt. Doch das Sanitätswesen ist ja dabei weniger anzuklagen, als zu bedauern, denn es handelt sich hier weniger um Gesundheit, als um Abgabenerhebung; die Quarantäneanstalten füllen auf eine sehr leichte und ergiebige Art den Staatsseckel, und Gott Aeskulap hängt über den politischen Hokuspokus seine Allongeperrücke. Die Medizin spielt hier wieder eine würdige Rolle und kann sich in die Brust werfen, wie sie denn leider überhaupt nirgends bedauernswürdiger erscheint, als eben in ihren wichtigsten Beziehungen, in ihrem Verhältnisse zum Staate. Ich füge hier noch ein Beispiel hinzu, wie leichtfertig man, troz der Wichtigkeitsmiene, die Sache behandelt. Wir fuhren alle Sonn- und Feiertage nach dem Lazareth, der Insel Nisita gegenüber, wo zwei Mönche Messen lesen, die ein jedes Schiff, und wenn ihrer hundert wären, wöchentlich sechs gute Groschen kosten. Die Mannschaft von fünf bis sechs Schiffen, sehr verschiedener Ankunftszeiten, wird zusammen in eine kleine Kapelle gelassen und zwischen dünne Stangen, wie Pferde im Stalle, hineingepfercht. Du begreifst, daß man nur einen Arm strekken, ein Bein rühren dürfte, was besonders bei der rücksichtslosen Andacht so leicht geschehen kann, um in

ander, bisweilen unter Begleitung der Guitarre. Dieß erklärt einige Eklogen von Virgil.

In Pisa erscheint ein gutes Journal, und ein sehr gutes in Rom. In diesem wird aber nur von Naturlehre, Mathematik und von den Künsten gesprochen. Man spricht viel von der Aufhebung der Karthäuser, der Olivetaner und mehrerer andern Mönchsorden. Der Koloß, vor dem Europa so lange zitterte, schwankt und zittert jezt bei dem Herannahen des Lichts.

Wissen Sie, wie in Mailand ein Liebesverhältniß getrieben und gehandhabt wird? Eine halbe Stunde vor der gänzlichen Dunkelheit eilen die Frauen mit ihren Freunden und Liebhabern auf den Domplatz, auf dem um diese Zeit eine unzählige Menge Wagen in geordneten Reihen stehen. In jedem Wagen sizt ein Liebespaar. Bisweilen fahren auch die Frauen allein auf den Platz und ihre Liebhaber kommen nach. Diese Ceremonie dauert eine Stunde, und da wird ausgemacht, was man den Abend anfangen will. Hier hält man die hingebende Liebe so wenig für eine Sünde, als das Essen und Trinken, und darum sprechen die Männer von ihren Maitressen, wie in Schafhausen von ihren Frauen.

Spricht man denn in der Schweiz von der Säkularisation der geistlichen Kurfürsten? Hier versieht man sich von einem Tag zum andern der Aufhebung aller Mönchsorden von irgend einem Concilium, ich glaube, von dem zu Lyon. Diese Revolution wird eine andere herbeiführen. Der Despotismus, der nach Raub dürstet und seine immer wachsende Kraft fühlt, wird bald die Schwächern verschlingen. Bald werden nur drei bis vier Tyrannen auf der Welt Trümmern sitzen, später werden sie die selbstbereiteten Ruinen mit ihrem eigenen Blute röthen, hierauf wird die Unwissenheit zurückkehren, endlich die Einsamkeit, so daß Wölfe, Bären und Hyänen ihre alte Heimath wieder einnehmen werden. Man hält in Italien den Fall der Republiken für so nahe als den der Mönche. Die Einwohner trösten sich über Alles mit ihren Weibern, und in deren Armen vergessen sie ihre eigene, tiefe Erniedrigung.

*

Die Bibliothek des Grafen Firmian ist fast so groß, als die Berner, denn sie hat kaum in fünf bis sechs großen Zimmern Raum. In andern, die auf der Seite liegen, ist eine schöne Sammlung von Gemälden aufgestellt. Mein lieber Freund, die Ambrosianische Bibliothek allein und ihre Handschriften verdienten eine Reise hieher. Wenn wir in Valeyres eine Zeitlang einsam zugebracht haben, wollen für vier bis fünf Monate nach Mailand gehen, um diese Bibliotheken zu benutzen. Blos die Stelle eines Bibliothekars beim Grafen Firmian würde Sie glücklich machen, und zu diesem Zweck hat er nur einen Kammerdiener, der dafür einen Gehalt zieht. Wenn Sie das und überdieß das Recht hätten, an des Grafen Tafel zu speisen, so wären Sie ganz glücklich und Sie würden überdieß die Gunst des Grafen genießen.

Der Pater Galerati ist ein Lebemann und sein Heiliger ist Horaz. Auf seine Kaminschirme hat er eine Menge lüsterner Stellen dieses Dichters geschrieben. Ueberdieß malt er und kauft Gemälde. Dieß Kloster von St. Victor ist sehr schön. Sie glauben gar nicht, wie viel Geschmack hier in dem Bau der Gebäude herrscht, selbst der geringsten Häuser.

Vorigen Montag habe ich eine interessante Bekanntschaft gemacht, mit einer Frau, die trauliche Einsamkeit und Bücher liebt. In weniger denn einer halben Stunde wußte ich ihr Leben, ihren Geschmack, und daß sie sehr den Umgang mit einem jungen flamändischen Lieutenant liebe, der ihr des Abends französisch vorlese oder sie ihm italienisch. Dieser Frau fehlt es nicht an Geist, aber sie hat ihn im Umgang und durch den Weltgebrauch nicht gebildet. Sie spricht viel und manchmal gut. Es läßt sich nicht läugnen, die französischen Frauen sind den Italierinnen sehr überlegen, die immer eine schlechte Erziehung erhalten. Ist's nicht auffallend, daß die Italiener keinen einzigen guten Roman haben?

*

Wiederum einen herrlichen Tag verlebt! Ich aß zu Mittag bei Madame Morosini. Lieber Freund, wenn man Italien ganz durchreist hat, dann schließt man sich gern sein ganzes übriges Leben in sein Zimmer ein. Ich habe alle Tage die Genugthuung, mich dumm und unwissend zu fühlen. Ach, mein Lieber, wann werden wir doch zusammen seyn zu Valeyres mit Trembley und einer schönen Frau! Diese Madame Morosini hat ungewöhnliche Kenntnisse, denn sie versteht die höhere Geometrie, von der weder ich noch Sie je etwas wissen werden. Ueberall treffen Sie hier zu Land auf ausgezeichnete glückliche Genies, die durch Erziehung, Religion und Despotismus niedergedrückt und zum Ausarten gebracht worden sind. Despotisch nenne ich, in Beziehung auf Genie, jede Regierung, wo nicht durch so großartige Mittel, Hülfsquellen und Leidenschaften auf das Volk gewirkt wird wie in England und einst in Athen und zu Rom.

Ich habe mit einem ziemlich hübschen Mädchen von achtzehn Jahren zu Mittag gegessen, die nächstens in's Kloster gehen will. Die Mutter ist eine kluge, sanfte und verständige Frau, die alles Mögliche thut, um ihre Tochter von diesem Vorhaben abzubringen. Ich habe ihr unter den Fuß gegeben, das beste Mittel sey hier lediglich, daß dem Mädchen einiger Geschmack an der Welt und ihren Freuden beigebracht werde. Hierauf hat mir die Mutter freie Hand gegeben, damit einen Versuch bei ihrer Tochter zu machen. Es wird mir aber wahrscheinlich

nicht gelingen, denn das Mädchen glaubt vom Himmel einen Beruf zum Kloster zu haben; darum wendet sie sich hartnäckig von Allem ab, was sie in ihrem Vorsatz wankend machen könnte. Die Nonnen des Klosters, in das sie treten will, haben ihr neulich Confitüren gegeben, und sie aß mit derselben Devotion davon, als bete sie ein Ave Maria. Sie gab mir auch von diesen Süßigkeiten, um mich zu belehren. Ihre Mutter hat ihr neulich ein sehr glückliches Wort von Mad. Maintenon gesagt: „In der Welt, liebe Tochter, sind alle Seufzer für Gott, im Kloster aber sind alle für die Welt." Ohne ein Wort darauf zu antworten, ging das Mädchen aus dem Zimmer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der öffentliche Schreiber.

(Fortsetzung.)

Ich ging, folgte der Weisung und sah auch wirklich bald zwei oder drei Kasten mit Glasfenstern an die Mauer des Palais geklebt. Derjenige, in welchen ich trat, war sechs Fuß lang und höchstens vier breit. Ein Tisch, oder vielmehr ein Bret, auf welchem zwei mächtige Schreibzeuge standen, lief quer unter dem Fenster weg; ein mit Dinte gesprenkelter Vorhang von Baumwollenzeug entzog den Blicken der Vorübergehenden die Mysterien dieser Höhle. In einem, mit vormals grünem, ganzem Leder beschlagenem Lehnstuhl saß ein Mann und hatte die Füße auf einem Wärmkasten stehen, dessen Asche, in der eben ein Häring briet, einen abscheulichen Geruch verbreitete. Kaum sah mich der Hausherr eintreten, so setzte er mir eilfertig einen Strohstuhl, den einzigen Kameraden seines Lehnsessels, und fragte mich, was mein Begehren sey. Man kann sich keinen höflichern Mann denken, er verstand mich sogleich und lachte mir nicht in's Gesicht. Ich diktirte ihm, was er zu wissen brauchte, um nachschlagen zu können, und beobachtete allermittelst den Mann.

Es war ein Urschreiber, wenn ich so sagen darf; nicht der Schreiber vom Boulevard, an dessen Magazin so viele Ankündigungen hängen, als am großen Thor der Ladvokatschen Buchhandlung, der Schreiber des Mouvements, der sich à la hauteur des Jahrhunderts dünkt, weil über seiner Thüre zu lesen ist: ici l'on écrit soi-même. Es war auch keiner jener calligraphischen Künstler im Palais royal, welche eine schlüpfrige Scene mit Napoleons Geschichte in mikroscopischen Buchstaben zeichnen, die eine Tirade von Bossuet in einen Vogelschwanz bringen und eine Satire von Boileau in ein flammendes, von einem Pfeil durchbohrtes Herz, und die im Stande wären, eine Protestation, so lang sie seyn mag, in das Gesicht auf einem Fünffrankthaler zu schreiben. Nein, es war ein naiver Schreiber; er kopirt gut und leserlich, er weiß genau, wie breit der Rand an einer Bittschrift seyn muß, das „Monseigneur" voraus versteht er aufs Richtigste, nicht zu hoch, nicht zu tief, nicht zu weit rechts, nicht zu weit links zu setzen, und die Art und Weise, wie am Schluß eines Briefs in gebrochener Linie die Versicherungen der Hochachtung, Ergebenheit, Dienstbeflissenheit, Dankbarkeit, und wie die Gefühle alle heißen, angebracht werden, hat er mit allen ihren Feinheiten ausstudirt. Diese kostbaren Eigenschaften lernte ich indessen erst später an meinem Helden kennen; vorerst beobachtete ich nur seinen äußern Menschen. Monsieur Fabry hatte sechzig Jahre auf dem Nacken; in seinem Gesicht lag etwas komisch Feierliches, der Mund war klein, spöttisch, die spitze Nase wich stark zurück, über der Nase wich die Stirne zurück und über ihr sodann das Haar, das in einen mittelmäßig langen und starken Zopf auslief; der äußere Augenwinkel stand hoch, der innere war keck abwärts gegen die Nase gerichtet, und die auffallend kleinen, zierlichen Ohren hoben sich, röthlich angelaufen, von den bleichen Wangen und dem weissen Haare ab. Er trug schwarze wollene Strümpfe und Schnallenschuhe; ob diese Schnallen, bevor sie an seine Füße kamen, am Gurt eines Maulthiers oder eines Frere Ignorantin figurirt, gleichviel, es waren einmal Schnallenschuhe. Seine kurze Hose war sichtbar ein langes Beinkleid gewesen; eine gewandte Hand, seine eigene ohne Zweifel, hatte das moderne Kleidungsstück in der Gegend der Kniekehle abgenommen, es an beiden Seiten außen am Knie etwas aufgeschnitten und daselbst — ein unschuldiger Betrug — zwei leinene Bänder, die sicher aus dem Dintenfaß gefärbt waren, befestigt. Diese in Rosetten geknüpften Bänder thaten hier gewiß nicht die Dienste der antiken Knieschnalle unserer Väter; aber Unmögliches ist nicht möglich zu machen, und gut oder schlecht, es war einmal eine kurze Hose. Achtbares, obgleich entstelltes Bild einer Zeit, die nicht mehr ist! Ja, ich betrachtete es mit Ehrfurcht, das quasilegitime kurze Beinkleid! — Die Weste — ja, wo war die Weste? trug er überhaupt eine? eine höchst schwierige Frage; sie könnte Hamlet zu schaffen machen. Ich erkläre aber geradezu: die Weste fehlte ganz. Sah ich dieß etwa? vertraute mir Monsieur Fabry diesen Hiatus in seiner Toilette? Keineswegs; aber Lumpen für Lumpen, hätte er nicht, wäre er im Besitz irgend einer Weste gewesen, den nächsten besten abgetragenen gothischen Rock von hundertjährigem Schnitt, mit dem stehenden Kragen, den großen Taschen auf den Hüften, vorne offen, diesem halbwegs modischen, mit einer Doppelreihe von Knöpfen versehenen, überall knapp schließenden, bis an das Kinn zugeknöpften Frack vorgezogen? Auf Ehre! er trug keine Weste. Beim Anblick so tiefen Elends fühlte ich mich versucht, dem

Manne in hochfahrender, ministerieller Weise ein elendes Dreißigsousstück hinzuwerfen; aber da bemerkte ich, daß er reine Hände und ein weißes Halstuch hatte, und ahnte so etwas, wie von einem gefallenen Engel. Ich fragte ihn höflich, wie viel mich die Arbeit kosten werde; er erwiderte einfach, im Bureau drüben seyen 45 Sous zu entrichten. Ich legte ihm einen Louisd'or auf sein Bret; da wurde Monsieur Fabry blutroth; er nahm ihn, drehte ihn lange in der Hand um, that, als suche er den Schlüssel zu einer Schieblade, die anfing, während er sich stellte, als wollte er sie gewaltsam erbrechen, und sagte endlich in einer Verlegenheit, die mich peinlich berührte: „Ich habe meine Münze vergessen, ich will —“ — „Nein,“ erwiderte ich, „ich wünschte nur zu wissen, ob Sie so hinlänglich bezahlt sind.“ Er sah mich fast so verdutzt an, wie vorhin der kleine Schreiber im Bureau drüben, und ich ging mit der Bemerkung, in einigen Stunden wolle ich das Bestellte abholen.

Beim Weggehen sah ich vor der Thüre seines Bureaus meinen freundlichen Oberkommis, die Brille auf die Stirne hinaufgeschlagen, mit der Feder hinter dem Ohr, laut mit einer siebzehnjährigen Grisette plaudern, zu der er Du sagte. Er erkannte mich und sagte: „Ah! Sie waren bei Herrn Fabry! Ganz gut gewählt haben Sie nicht; es ist ein braver Mann, aber er hat ein schwaches Gesicht und die besten Züge nicht in der Hand!“ Er lachte dazu, ich sah ihn sehr einfältig an. „Ich meine, er trinkt bisweilen,“ fuhr er fort; „doch, ich werde mich selbst der Sache annehmen.“ Und er winkte mit derselben Superiorität, wie vorhin, ob er gleich nicht in seinem Bureau war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, November.

(Fortsetzung.)

Die Riesensäule.

Den 19ten Juni Morgens, da alle Vorkehrungen beendigt waren, gab Jakowlew den Befehl zur Einschiffung der Säule. Man sah dieselbe sich wenden, vorrücken; schon hatte sie den Rand des Fahrzeugs erreicht und das schwierige Werk schien seinem Ende nahe, als ein unvorhergesehener Vorfall Schrecken und Entsetzen unter den Arbeitern verbreitete. Zwischen der Anfahrt und dem Schiffe blieb ein Raum von etwa 5 Fuß Breite, wo eine Art Brücke aus den erwähnten 28 Balken hatte angebracht werden müssen, um dem Koloß zur Bahn auf das Fahrzeug zu dienen; da diese aber doch noch nicht stark genug war, so brach die Granitmasse an einem Ende durch, sank mit schrecklichem Gekrache zwischen den Bruchstücken ein und drückte zugleich das Schiff, dessen Rand sie bereits berührte, nieder. Bei diesem Ereignisse, das Vielen sehr gefährlich hätte werden können, verlor glücklicherweise nicht nur Niemand das Leben, sondern Keiner wurde auch nur verlezt. Auf davon gemachte Anzeige wurden von hier aus unverzüglich Ingenieurs mit Mannschaft und Geräthschaften abgeschickt, um die Säule zu heben, doch kam diese Hülfe zu spät und war nicht nöthig; denn nachdem der erste Schrecken über den Sturz des Monolithen vorüber war, wurden, troz der Ermüdung der Arbeiter, welche die ganze Nacht hindurch gearbeitet hatten, sogleich alle Maßregeln getroffen, um die Kolonne auf dem Schiffe zu erhalten, das sich, wie gesagt, auf die Seite gelegt und bedeutend gesenkt hatte. Nach 48 Stunden lang fortgesezter, unerhörter Anstrengung und Anwendung von neuen, sinnreich verdoppelten Kraftmitteln ward die Säule glücklich auf das Schiff gebracht, worauf lezteres das Gleichgewicht wieder gewann und flott wurde. Nun nahmen zwei Dampfboote dasselbe ins Schlepptau und langten hier am $\frac{1}{13}$ten Juli, dem Geburtsfeste der Kaiserin, glücklich mit der, so lange sehnlich erwarteten Säule am Schloßkai an. Jezt begannen die zur Ausschiffung nöthigen Vorrichtungen, womit man in zehn Tagen fertig war, und am 12ten Juli wurde die Ausschiffung der Säule bewerkstelligt. Zwanzig Winden waren so gestellt, daß mit vierzehn die Kolonne gezogen, mit den übrigen sechs aber das Schiff gehalten wurde. Schon vom frühen Morgen an war das Boulevard der Admiralität, so wie der ganze Platz zwischen diesem Gebäude und dem Schlosse von einer ungeheuern Menschenmenge, die man wohl auf 50 000 schäzen konnte, besezt. Um Mittag wurde, im Beiseyn der mit der Leitung der Arbeiten beauftragten Kommission, ein Gebet gehalten. Um zwei Uhr trafen Ihre Majestäten nebst den übrigen Gliedern der kaiserlichen Familie auf einem Dampfschiffe aus Peterhoff ein. Ein plözlich eingetretenes Sturmwetter und Plazregen verzögerte inzwischen die Operation um beinahe eine Stunde. Der Kaiser gab endlich den Befehl zur Ausschiffung. In diesem Augenblicke ertönte eine Glocke, die ganze Masse der Arbeiter beugte die Knie, und nach einem kurzen Gebet erging der Befehl, sämmtliche Maschinen in Thätigkeit zu sezen. Da sah man den Koloß sich bewegen, ohne Geräusch vorrücken, vom Schiffe auf den Kai rollen und unter dem Fenster des Winterpallastes, an welchem Ihre Majestät die Kaiserin das Ganze der Arbeit übersehen hatte, liegen bleiben. Das Ganze hatte blos zehn Minuten gedauert.

Seit Monaten schon hatte man auf dem Schloßplatze an der Errichtung eines imposanten Gerüstes gearbeitet, um die ungeheure Säule, die nun auf diesem Plaze lag, der Stelle näher zu bringen, wo sie stehen sollte und jezt auch steht. Jedermann erstaunte über die gewaltigen Anstalten, welche man für nöthig erachtet hatte, dieses achte Wunder der Welt aufzurichten. Der ganze Raum von dem Kai bis zur Mitte des Schloßplazes war zu dem Ende mit einem schräg aufsteigenden, aus dicken, starken Brettern bestehenden Gerüste bedeckt, um den Block bis zur Höhe des Fußgestells der Säule (einige dreißig Fuß) ansteigen zu lassen. Dieser schräge Weg stand in Verbindung mit einem Balkengerüste, so kolossal und ungeheuer, als vielleicht noch nie eines errichtet worden. Beinahe der ganze, sehr geräumige Schloßplaz war damit bis zu einer Höhe von dreißig Fuß bedeckt, und auf der Plattform dieses Gerüstes, welches durchaus mit dreizolligen Brettern gedeckt war, konnte ohne Schwierigkeit ein Kavalleriemanöver ausgeführt werden. Welch eine Masse eiserner Bolzen, Haken, Schienen und Schrauben zur Befestigung dieses Pfahlwerks erforderlich gewesen seyn muß, läßt sich denken, wenn man weiß, daß über drittehalb Millionen großer, eiserner Schiffsnägel dabei verbraucht wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 311.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 28. December 1832.

Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In seinem Gehirn brütend hält,
Daß sie fängt an zu wirken und zu leben,
Daß er sie gerne möcht' von sich geben.

Goethe.

Der öffentliche Schreiber.

(Fortsetzung.)

Ich hatte versprochen, in zwei, drei Stunden wiederzukommen; es waren über sechs verflossen, als ich wieder bei Herrn Fabry vorsprach. Ich war einigen Bekannten begegnet, die mich, wie immer, mit ihren Epigrammen, ihren Berechnungen und einer fatalen Ziffer quälten und die Incroyables des Kaiserreichs und die Farauds des Direktoriums gegen mich hezten, welche sich so einer Person erinnern wollten, die zu ihrer Zeit zu blühen angefangen; und dann hatte ich sie besucht: sie war schön, stolz, voll Selbstbewußtseyn, wie immer, sie sprach von vorgestern höchstens, wie immer; da kam ein marternder Zweifel über mich, dessen ich kaum Meister geworden war, als ich bei Herrn Fabry eintrat.

Das war nicht mehr derselbe Mann: von der frostigen, gedrückten Haltung keine Spur; seine Füße standen nicht mehr auf dem Wärmkasten, sie lagen auf dem Stuhl, der übrige Körper im Lehnsessel. Sein vorhin bescheiden gesenktes Auge strahlte von Wonne, das Ohr hob sich nicht mehr allein purpurglühend vom blassen Gesichte ab, die Nase wetteiferte jezt mit demselben, und ein seliges Lächeln umschwebte die etwas hängende Lippe. Auf seinem Tischbret sah ich einen Stempelbogen liegen; mein Glück, mein Stolz, mein Triumph mußte auf dem Blatte zu fünf-und-zwanzig Sous stehen. Ich griff darnach, aber mein Held legte wichtig seine weiße, zierliche Hand darauf und sprach in feierlichem Tone: „Junger Mann, was denken Sie mit dem Schein, den ich für Sie ausgezogen, anzufangen?“ — „Was geht das Sie an?“ antwortete ich, höchlich überrascht durch die Frage und den Ton, in dem sie gethan ward; „sind Sie nicht dafür bezahlt?“ — „Eben, weil ich es bin, zu gut bin, weit mehr, als die Arbeit werth ist, eben darum frage ich, zu was Sie das Papier gebrauchen wollen. Einen Louisd'or für einen Geburtsschein! Entweder Sie beerben die fragliche Dame, oder aber Sie haben etwas Schlimmes im Sinn; nur einer dieser beiden Fälle macht Ihren Louisd'or erklärlich, und da Sie nicht in Trauer sind, möchte wohl nur der zweite anzunehmen seyn; ja, es kann nicht anders seyn. Eine öffentliche Urkunde bezahlt man nicht so theuer.“

Diese Aeußerungen fand ich zum Wenigsten ungebührlich, und ich erwiederte trocken, einem öffentlichen Schreiber glaube ich keine Rechenschaft für meine Handlungen schuldig zu seyn. Ich lächelte dazu so verächtlich, als ich nur konnte, und streckte die Hand nach meinem Urthel aus; aber der würdige Herr Fabry hielt es zurück. „Oeffentlicher Schreiber!“ wiederholte er, nachdenklich den Kopf schüttelnd, „öffentlicher Schreiber! Sie glauben mit diesem Worte einem alten Manne recht wehe zu thun, dem das Zittern Ihrer Hand verräth, daß Sie mit dieser Urkunde etwas vorhaben, das Sie nur mit Errötheu eingestehen könnten.“ Ich erröthete in der That; er sah mir in die Augen und sprach ernst: „Ich kann nicht wissen, was Sie mit diesem Papier wollen;

ist aber Ihre Absicht wirklich nicht gut, so warten Sie bis morgen, übertragen Sie diese Arbeit einem Andern. Ich will Ruhe für die paar Tage, die ich noch zu leben habe; meine Hand soll nie wieder das blinde Werkzeug zu einem Bubenstück werden."

Ich beruhigte ihn vollkommen darüber, und da meine Neugierde begreiflicherweise rege geworden war, fragte ich ihn, ob er sich etwas Böses vorzuwerfen habe, und überhaupt nach seinen Lebensumständen. Da legte sich das Gesicht meines Helden in Falten, ernst und satirisch zugleich. „Mein ganzes Leben," sprach er, „ist in diesem Kasten von Holz und Glas verflossen; hier bin ich, seit ich eine Feder halten und Grundstriche machen kann; und doch wohnen in diesen paar Quadratschuhen mehr Erinnerungen an Alles, was Frankreich in Gutem und Bösem bewegt hat, als im Gehirn des ersten Schauspielers in eurem politischen Drama. Nie hat ein Priester, dem die größten Sünden, die geheimsten Gedanken im Beichtstuhle vertraut werden, die Hälfte der Geheimnisse vernommen, die in diesem Loche über die Lippen gegangen sind. Lächerliches aller Art und Größe hat sich hier — wie oft! — producirt und auf dem Stuhle hier hat zuweilen das Verbrechen Platz genommen."

Mein Schreiber war ganz im Feuer; er schwieg, aber an dem wechselnden Ausdruck seines Gesichts bemerkte ich, daß Erinnerungen aller Art an ihm vorübergingen; er lächelte bald, bald schüttelte er langsam den Kopf. „Armer Junge!" sprach er zu sich selbst, „da stand er, da vor meiner Thüre, bebend vor Verlangen und Liebe, während ein junges hübsches Weib zu mir hereinschlüpfte. Dort stand er, ein paar Schritte weit weg, und das Mädchen sagte mir die paar Worte in die Feder: „Heute Nacht um Mitternacht, Allee de Berry." Mit Lust warf ich diese liebliche Zeile hin; ich genoß in Gedanken zugleich das Glück des Mädchens, das endlich muthig einen Sieg über sich selbst davongetragen, und das Glück des Liebhabers; ich sah sie hinausgehen und dem jungen Manne heimlich das vielsagende Billet zustecken; drauf verschwanden sie nach verschiedenen Seiten . . ." — „Nun, und was weiter?" fragte ich, denn er unterbrach sich. „Was weiter?" antwortete er und hob den Kopf hoch auf; daß man den andern Tag den jungen Mann in der Allee de Berry ermordet, ausgeplündert fand; und ich hatte zu einem Hinterhalt, einem Morde als Werkzeug gedient." — Gräßlich!" rief ich. „Ja, gräßlich!" antwortete er; „doch ist etwas der Art ein seltener Fall, ein Unglück; dergleichen Dinge sind die tragische Seite unseres Gewerbes; denn, müssen Sie wissen, in diesem Loche wird ein ächt romantisches Drama gespielt, und somit kommt auch das Groteske an die Reihe; namentlich bei jedem Ministerwechsel in der Person eines Bittstellers, der seit zwanzig Jahren mit derselben Bittschrift, mit derselben Ergebenheit und Treue um dasselbe Amt sollicitirt. Habe ich nicht mehr denn zwei Dutzendmal fast die ganze neue Heloise für Grisetten aus der Straße St. Denis abgeschrieben, die mit Viehhändlern korrespondirten, und habe ich nicht eine Tänzerin bei Franconi mit den gehörig zugestutzten Liaisons dangereuses zu einer deutschen Baronesse gemacht?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Bonstetten an Johannes von Müller.

(Fortsetzung.)

Abends war ich bei dem Barnabiten, Pater Frisi, der mich in seinem Studierzimmer empfing. Welcher Abstand zwischen dem Genie und dem Rock dieses Mannes! Ein schöner, großer, wohlgewachsener Mann mit feurigen Augen und großen Nasenlöchern, in Allem der Ausdruck des Genies, sehr höflich und artig, heiter und ein Bischen gefallsüchtig. Ueber Alles spricht er mit dem Ton der Ueberlegenheit und ohne alles Vorurtheil. Er mag vierzig bis fünfzig Jahre alt seyn. Ehmals war er in Pisa Professor der Moral, Logik und Methaphysik, las auch ein Kollegium über Montesquieu. Bekanntlich steht er in der ersten Reihe der Mathematiker und Physiker unserer Zeit, seine Stärke aber ist Hydraulik. *In diesem* Augenblick ist die Regierung damit *beschäftigt, die Adda* schiffbar zu machen; der Anschlag beträgt zwei Millionen. Dem Fluß muß ein neues Bett gegraben und ihm eine halbe Stunde weit ein neuer Lauf angewiesen werden. Der Pater Frisi hat eine kostbare Sammlung aller Werke und Abhandlungen über das Austrocknen der Sümpfe. Er erzählte mir unter anderm: „La Lande hat sich auf seiner italienischen Reise nur drei Tage hier aufgehalten; dessenungeachtet beschreibt er in seinem Buch die Regierung, ihre Politik, die Gesetze, den Charakter und die Projekte des Ministeriums, ja Alles, was ein Verständiger nicht weiß, der zwanzig Jahre in Mailand gelebt hat. Ich sprach mit ihm über die Kanäle unseres Landes; auf seine Frage nach dem Verhältniß der größern Höhe des Kanals de la Martasana über der Naviglia grande, erwiederte ich ihm, daß sie fünfzig Fuß betrage. La Lande sagt dieß in seiner Reisebeschreibung nach, vergißt aber unglücklicherweise die Null (T. I. pag. 358.) und wundert sich außerordentlich über des Baumeisters Vinci Genie, der zwei Kanäle mit einander verbunden hat, von denen einer fünf Fuß höher liegt als der andere." Die Franzosen treiben wirklich ihren Leichtsinn und ihre literarische Oberflächlichkeit zu weit. Sähen Sie, lieber Freund, den Pater Frisi, seine Heiterkeit und lebhafte Einbildungskraft, so würden Sie nicht länger die Gaben ungebraucht lassen, mit denen Sie die Natur ausgestattet

hat. Was mich betrifft, so gehe ich nicht mehr aus meiner Einsamkeit heraus, und gewiß werden wir glücklich, Sie sollen sehen. Brechen Sie nur Ihre Ketten und vergessen Sie nicht, daß die Einsamkeit und die Zurückgezogenheit große Männer macht. Ich freue mich wie ein Kind darauf, mit Ihnen einen Sommer in Mailand zu verleben.

Hören muß man die Metaphysik, die unter der Mütze dieses Barnabiten schläft: „Wir wissen nichts von dem Gange der Welt, von dem Zusammenhang der Wesen. Die einzige vernünftige Metaphysik zeigt uns die tiefe Nacht, in der wir im Universum schweben. Newton, nicht Voltaire, hat gesagt, die Metaphysik sey wie ein Mennet, worin man nach vielen Umgängen wieder auf seine Stelle komme, von der man ausgegangen sey. Nur Narren können von Auferstehung und ähnlichem Unsinn reden.“ Indem Frisi dieß sagte, glänzten seine Augen, und ich sah in dem, was er verschwieg, den beredten Mann, den Herkules, der gerne mit einem kräftigen Schlag die weiten Gefängnisse zerstört hätte, in denen der menschliche Geist seit 1700 Jahren schmachtet. (!)

Man wundere sich nicht mehr über die großen Ueberschwemmungen, die alle Jahre über Italien hereinbrechen. Der P. Frisi sagte mir, es fielen da oft in einem Jahr 45 Zoll Wasser, während in Paris bekanntlich nur 27 Zoll fallen. Die Regen in diesem Land sind viel stärker, als in der Schweiz und jenseits der Alpen überhaupt.

*

Ich habe heute bei Madame Serbelloni zu Mittag gegessen. Täglich staune ich mehr über den Ton, den hier zu Lande die Männer und Frauen zusammen haben. Man spricht von Allem mit ihnen, und sie erzählen ohne Anstand ihre Liebesabentheuer, oft wahre Gräuel. Die Italiener, und besonders die Italienerinnen, haben durchaus nicht, was die Franzosen gout nennen, und was das Resultat ist von einer großen Zahl schnell auf einander folgender Vergleichungen, die diese auf Neuigkeiten so erpichte Nation allein so häufig und unausgesetzt machen kann. Die Italienerinnen haben Talente und Leidenschaften, aber weder Geist, noch Geschmack; in ihren Bewegungen zeigt sich nicht die Leichtigkeit und die conventionelle Grazie der Französinnen, freilich auch nicht deren Affektation. Wenn sie schön sind, haben sie gewöhnlich eine Kindlichkeit und Einfalt in ihren Bewegungen, wodurch sie himmlisch werden, wie die Raphaelischen und Correggio'schen Madonnen; Eigenschaften, die keine Kunst zu erreichen vermag.

Der Graf Firmian hat Montesquieu weder gesehen, noch gesprochen. Ich kann es nicht erwarten, bis wir in Mailand zusammen sind. Der Mann kennt seinen Horaz und Virgil besser, als wir Beide; dabei ist er ein seelenguter, fühlender Mann. Auf dem Rückweg Nachts vom Grafen Khevenhiller fiel einer seiner Läufer in den Kanal und ertrank. Darüber hat Firmian geweint wie ein Kind, und am folgenden Morgen war er noch untröstlich, so daß seine Gesundheit dabei litt. Wie würden Sie ihn lieb gewinnen! Ich zweifle auch keinen Augenblick daran, daß er sich gleich für Sie verwenden wird, so wie er Sie kennt.

Ich habe die Erzherzogin noch nicht gesehen, aber sehr einnehmend ist, was man mir von dieser Dame sagt; sie soll groß und schön gebaut seyn, schöne Augen haben und überdieß schöner, geistreicher und unterrichteter seyn, als eine Erzherzogin zeigen darf. Die Mailänderinnen sagen nach ihrer Denkungsart, wenn sie nicht Erzherzogin wäre, so würde sie schon von ihrem Herzen Gebrauch machen. Der hiesige Adel wünscht die spanische Herrschaft zurück; denn bei der Entfernung des Monarchen konnten die Gouverneure dem Adel Stellen, Auszeichnungen und Privilegien verkaufen; das Volk hingegen und die Gewerbe lassen dem Grafen Firmian Gerechtigkeit widerfahren.

Lieber Freund! ich habe eine Frau gesehen, wie sich in der ganzen übrigen Welt keine zweite findet. Sie ist mit einem unbändig reichen Manne verheirathet. Sie allein kann mir den Petronius und Alles, was man von der Ausschweifung Roms erzählt, begreiflich machen. Denken Sie sich dazu die Höflichkeit und die angenehmen Formen Athens, nebst den schönen Landsmänninnen von Zeuxis und Phidias, so steht das Bild dieser Aspasia oder Phryne vor Ihnen. Leidenschaftlich liebe ich Alles, was Extrem ist, denn Extreme beschäftigen angenehm. Ueberdieß glaube ich, daß einige Tropfen des Gifts, von dem diese Frau berauscht ist, auf mich die Wirkung des Opiums thun und die Gedanken von Bern bei mir einschläfern werden. Diese Frau ist noch ziemlich hübsch und sie ist schön gewesen. Wiewohl sie noch gar nicht alt ist, so sieht sie doch verlebt aus. Frei bekennt sie alle ihre Leidenschaften. Mit Respekt trat ich das erste Mal in ihr Zimmer, worin nur Herrn versammelt waren, keine Damen. Sie begann gleich damit, mir zu erzählen, daß sie ein leidenschaftliches Liebesverhältniß mit einem Berner gehabt habe. Sie ließ sich in eine genaue Beschreibung seiner Person, seines Gesichts ein, dann kam die Beschreibung ihrer Verzweiflung, als er abreiste und ihr ewiges Bedauern; dann beschrieb sie wieder seine Haare, seine Augen: am Kinn hatte er einen Fehler, denn diese Frau, die überdieß schöne Gemälde hat, versteht sich auf männliche Schönheit wie Winkelmann; zuletzt sagte sie: Oh Dio! è partito, più non lo vedrò, è partito! Da poi non posso inamorarmi, questo è impossibile; ho tentato di molti uomini, ma non posso inamorarmi, questo è impossibile! Ah Dio, è partito!.. Wahrhaftig, ich weiß nicht

mehr, was ich von den Frauen dieses Landes denken soll; ich sehe überall bei ihnen Sitten, die mir unbekannt sind, und Alles schwebt in Nacht. Die Sache selbst ist leicht zu begreifen, man kann sich aber nur schwer darüber aussprechen. Wie soll ich diese Ungebundenheit der Sitten mit dieser spanischen Zurückhaltung und mit diesem Streben nach erlogener Decenz bei den Italienern zusammenreimen? Andere Frauen, die Madame X tadeln, gestehen zwar ganz offen, daß auch ihnen die Liebe ein Bedürfniß sey, und daß nur weibliche Statuen ohne Liebhaber bleiben könnten; aber sie finden doch, daß Madame X. zu weit geht. Erinnern Sie sich, daß wir einmal den Ursprung des Verdienstes gesucht haben, das der Keuschheit beigelegt wird. Wir glaubten ihn in den vielleicht von den Orientalen geliehenen Ansichten des Christenthums zu finden. Ich zweifle keineswegs, daß die Idee der Keuschheit mit dem Christenthum verschwinden wird; dann wird aber bei jedem Volke eine Ordnung in den Ehen bestehen, und diese Ordnung wird den Frauen den Widerstand zur Pflicht machen, und diese Pflicht wird wieder unsere Sitten und unsere Prüderien herbeiführen. Ausgeartete Sitten sind unentbehrlich für die Fortschritte der bildenden Kunst. Zu Madame X. kommt unter andern auch der Prinz Chigi aus Rom, ein geistvoller Mann, der aber aussieht, wie ein Bedienter. Er macht Verse, versteht sich auf die schöne Kunst, und seine Gemäldesammlung ist allen Reisenden in Italien bekannt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, November.

(Fortsetzung.)

Die Riesensäule.

Obgleich die ganze Plattform, auf der nun erst das eigentliche Gerüst zur Aufrichtung der Säule angebracht war, fast nur aus dicht neben einander aufrecht gestellten Pfählen bestand, so hatte man doch, der größern Sicherheit wegen, für nöthig gehalten, die Bahn, auf welcher der Koloß gerollt werden sollte, noch durch die stärksten Mauern zu unterstützen. Auf diesen Mauern war nun zugleich der Rüstungsthurm errichtet, auf den breite und bequeme Treppen bis nach oben hinaufführten. Da zum Transport der Säule vom Kai bis zu ihrem jetzigen Platze nur drei Wochen Zeit gelassen waren, so mußten alle Vorarbeiten mit möglichster Schnelligkeit getroffen werden. Um die Säule selbst nicht zu beschädigen und zur Befestigung der Taue hatte man an derselben zwei hervorstehende Reifen gelassen, die erst später abgestemmt werden sollen. Durch armdicke Taue, welche vielfach um die Säule gewickelt waren, wurde diese langsam, vermittelst Erdwinden, den schräg ansteigenden Weg hinaufgerollt, oben auf einen kolossalen Balkenschlitten gelegt und auf diesem bis an das Fußgestell gezogen. Als der Schaft an dieser Stelle angelangt war, wurden 60 Taue, welche durch drei- und vierfache eiserne Flaschenzüge gingen, an eben so viel Erdwinden befestigt, und die andern Enden der Taue an den großen Schleifen an der Säule selbst festgebunden. Diese Taue bestanden aus 400 Hanfschnüren und jede Schnur trug ein Gewicht von 1600 Pfund. Nachdem nun Alles so weit gediehen und die größte Aufmerksamkeit und Sorgfalt auf Alles verwandt worden war, was das Gelingen dieses gigantischen Unternehmens sichern konnte, erschien der Alexandertag, der 30ste August a. St., an welchem das erhabene Werk den Platz einnehmen sollte, auf dem es nun steht.

Der Alexandertag wird bekanntlich zum Gedächtniß des Großfürsten Alexander Newsky mit einer großen, feierlichen Kirchenprozession aus der Kasanschen Kathedrale nach dem, jenem Heiligen gewidmeten, an dem Ende der Newsky-Perspektive, in einer Entfernung von einer kleinen deutschen Meile liegenden Kloster, und von ganz Rußland als das Namensfest des Thronfolgers und das Geburtsfest der Großfürstin Olga gefeiert. Jene Prozession ist zugleich zur Erinnerung an den glänzenden Sieg des heiligen Alexanders und an den ruhmvollen Nystädter Frieden gestiftet, und fand das erstemal bei Ueberbringung der Reliquien des verewigten Großfürsten aus Wladimir nach Petersburg am 30sten August 1724 in Gegenwart Peters des Großen statt. Seine hohe Nachfolgerin, Katharina I., stiftete am Vermählungstage der jungen Großfürstin Anna Petrowna den St. Alexander-Newsky-Orden. Die Kaiserin Elisabeth Petrowna versah die Reliquien des frommen Siegers mit einem silbernen Sarkophag von 87 Pud an Gewicht (gegen 350,000 Rubel Geldwerth); das Silber dazu war das erste aus den Kolywanschen Bergwerken. Auf dem Sarkophag befindet sich eine Inschrift von Lomonossow. Am 30sten August 1770 wurden die Reliquien, in Anwesenheit der Kaiserin Katharina II., von den Alexanderrittern in die von Ihrer Majestät prachtvoll ausgestattete Kathedrale getragen. Auch in diesem Jahre ging die Prozession nach dem Alexander-Newsky-Kloster in gewöhnlicher Ordnung vor sich.

Wegen Beschränktheit des Raums und um die Arbeiter nicht zu hindern, hatte nur wenigen Personen der Zutritt auf die Plattform gestattet werden können; es waren daher das kaiserliche Schloß, das die eine Hälfte des Palaisplatzes in einem Halbzirkel umgebende Gebäude des Generalstabes, so wie die daranstoßenden Gebäude des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten und der Finanzen für diejenigen eingeräumt, die dieses erhabene Schauspiel, wozu sich zahlreiche Fremde, Künstler und Baumeister des Auslandes eingefunden hatten, in der Nähe anzusehen wünschten. Ein schöner, warmer Sommertag, in diesem Jahre etwas so Seltenes, begünstigte diese Feierlichkeit. Schon vom frühen Morgen an wogte das Volk auf den Straßen hin und her und strömte zu Tausenden nach dem Admiralitätsplatze; alle Häuser, Balkone und Dächer sämmtlicher in der Nähe liegenden Häuser, die Spitzen naher und entfernter Thürme waren mit Menschen überfüllt. Der weite Admiralitätsplatz, die Boulevards bis zur Newa herunter, auf welcher die kaiserlichen Schiffe flaggten, glichen einem Ameisenhaufen, und Kopf an Kopf gedrängt, bildete Alles nur Eine ungeheure Menschenmasse.

Nachdem sich nach Beendigung der Messe im St. Alexander-Newsky-Kloster die dort gegenwärtig gewesenen hohen Herrschaften auf dem Altan der Säule versammelt hatten, begaben sich gegen zwei Uhr Ihre Majestät die Kaiserin in ihrem Staatswagen, umgeben von einer Abtheilung Tscherkessen, die in ihrem asiatischen Schmuck, mit ihren Eisenhelmen und Drahtnetzen, mit ihren Pfeilen und Bogen, den sonderbarsten Kontrast gegen die übrige Menge bildeten, von dem Palais nach dem Aufstellungsorte; Seine Majestät der Kaiser waren zu Pferde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 151.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 312.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 29. December 1832.

Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht.

Goethe.

Bonstetten an Johannes von Müller.

(Fortsetzung.)

Noch keine Briefe von Ihnen! Ich erwarte sie mit Ungeduld. Schreiben Sie doch öfter und ordentlicher. Was würde der große Lavater sagen, wenn er wüßte, daß, ungeachtet seines Horoscops, Sie auf dem Weg der Freundschaft zurückbleiben. Manchmal kömmt mich die Lust an, nach der Schweiz zurückzukehren, um Sie da abzuholen. Meine Reise wäre dann sehr anziehend und angenehm. Ich bin ein armer Einsiedler, denn, glauben Sie mir, es gibt keine größere Einsamkeit, als die große Welt, wenn Einen Nichts anzieht. Ich besuche den Grafen Firmian täglich, aber dieß genügt mir nicht, darum sehne ich mich nach Jemanden, den ich liebte, dessen Umgang mich anzöge, bei dem ich lernen könnte. In den großen Gesellschaften ist keine Unterhaltung. Ich habe mit dem Grafen Firmian von Ihnen gesprochen; ich kenne keinen Literaten, der mich so anzöge, wie er. Wenn wir uns einmal in Valeyres niedergelassen haben, so machen wir von da einige Excursionen hieher, wo es große Schätze für Geschichtsforscher gibt. Wir ziehen in eine kleine Stadt, wir arbeiten und sehen dabei einige Gesellschaft, die eine herrliche laterna magica ist; um diese aber recht zu genießen, muß man in ihr so wenig leben wie möglich. Kennen Sie Platina? Von ihm kömmt die beste Geschichte der Päbste. Firmian hat mir gesagt, daß man in England an einer Geschichte der Medicis arbeite. Denina ist ganz verachtet. Firmian versicherte mich neulich, nach seiner eignen Untersuchung habe jede Stadt Italiens wenigstens Ein treffliches Geschichtsbuch, oder eine Abhandlung über ihre Geschichte. Es genügt gewiß nicht, daß die Nationen in Verbindung mit einander stehen und Gutes mit einander austauschen; um die Literatur eines Volks recht kennen zu lernen, muß man selbst zu ihm reisen und eine Zeitlang bei ihm wohnen. Da findet man tausend anziehende und wichtige Dinge, die nicht über die Grenze gehen. In Neapel arbeitet man an einer Sammlung der besten Geschichtschreiber des Landes, die viele Bände enthalten wird; bereits sind vierzehn Bände in Quart heraus. Ich will Alles dieß kaufen. Zu diesem Zweck reise ich mit einem Katalog, in den ich das Bedeutendste eintrage; denn ich will für hundert oder zweihundert Louisd'or Bücher kaufen und damit meinem Vaterlande ein Geschenk machen. In Florenz erscheint eine Sammlung von Briefen Galilei's, der man mit Ungeduld entgegensieht. Firmian sagte mir, es seyen für die Geschichte unermeßliche Schätze in den großherzoglichen Archiven vorhanden. In einem Schloß des Königreichs Neapel verwahrt man eine Sammlung aller Lombardischen Gesetze. Unermeßlich sind in ganz Italien die Materialien für die Landesgeschichte; so z. B. kennt noch Niemand die Mailändischen Archive, die in großer Unordnung sind und von denen die Franzosen viel nach Paris geschleppt haben.

Obiges schrieb ich vor zwei Stunden, und nun bin ich mit Madame X. und einer Menge anderer Frauen, die ich bei ihr fand, verwickelt. Sie reißen sich um mich. Diese Madame X. ist doch eine gar sonderbare Person. Sie sagte mir im Ton einer Theaterheldin, sie liebe mich, sie liebe immer bis zur Raserei, und wenn ich ganz ihr angehören wolle, so werde sie mich auch bis zur Raserei lieben u. s. w. Da ich aber nicht bis zur Raserei lieben kann, wenn mein Herz und meine Seele nichts davon wissen, so wärmte ich in meinem Kopf alle die leidenschaftlichen Scenen des französischen Theaters auf und trug sie so gut als möglich vor, und als ich mit meinem französischen Gedächtniß zu Ende war (das im Passionirten nicht sehr weit geht), dachte ich an Shakespeare und an Alles, was er Leidenschaftliches und Schreckliches hat. Endlich wußte ich nichts mehr, und da machte ich mich aus dem Staub, denn ich war todtmüde, ganz erschöpft. Dergleichen Leidenschaften sind wie starke Getränke: die ersten Tropfen schmecken schlecht, aber man macht doch noch einen Versuch, und man findet es schon nicht mehr so übel, man trinkt wieder und wieder, und wird endlich ganz zum Trunkenbold. Wenn sie nicht böse auf mich ist, weil ich fortgegangen bin, so werde ich wahrscheinlich morgen wieder hingehen und übermorgen werde ich dann ein Rendezvous in ihrem Wagen haben, nach der Landessitte; dann wird die erklärte Passion in vollem Lauf seyn, wobei mir Gott beistehen möge. Lieber Freund, wir spekulativen Leute sind doch entsetzlich unwissend. Der gebildetste und geübteste Verstand wird doch nie begreifen, was eine Leidenschaft ist. Ich wenigstens, und wenn ich auch tausend Jahr alt würde, könnte doch mein leztes tête à tête mit dieser Frau nicht vergessen. Sie hat weder Geist noch Kenntnisse, dafür aber eine so große Ueberlegenheit des Verstandes und im Sprechen einen so kraftvollen, energischen und theatralischen Ausdruck, daß ich mir mit meinen Phrasen und Reflexionen neben ihr wie eine Fliege vorkam. Ihr Blick leuchtet und blizt und Alles nimmt an ihr den Ausdruck der Leidenschaft an; ihre Bewegungen sind dabei so kraftvoll und doch so schön, daß er Allen denen zum Muster dienen kann, die sich mit der bildenden Kunst beschäftigen. Welche Ueberlegenheit über uns mußten nicht die Griechen haben mit ihren glühenden Herzen und ihren schönen Körperverhältnissen! Ein Maler, der alle Passionen des Königreichs Frankreich in einen magischen Spiegel zusammendrängte, könnte doch damit keine Dido und keine Phaedra malen; aber die verliebte Madame X. könnte ihm das herrlichste Modell dazu geben. Sie sprach mir von ihrer Art zu lieben, von ihrer Leidenschaftlichkeit, ihrem Zorn, ihrer Eifersucht; sie sprach mir auch wieder von ihrer Verzweiflung, als der Berner F. abreiste. Ihre Augen waren, so erzählte sie, auf sein Porträt geheftet und Ströme von Thränen entstürzten ihren Augen. Freunde mußten es ihr entreißen, darauf wurden ihre Augen ganz verwirrt und stier, ihre Kammerfrau raufte sich die Haare aus, sie selbst ward wie sinnlos und erkannte Niemanden mehr. „Seitdem,“ sagte sie, „habe ich nicht mehr geliebt; F. vergaß ich aber, seit ich Sie sehe. Wie unglücklich werden Sie mich machen! Alle meine Qualen werden von Neuem beginnen!“ Sie ist ungefähr von meiner Größe, wohlgebaut, sie hat eine schöne Haut, ein Gesicht voll Ausdruck; ihre Augen sind zwar nicht schön, aber voll Feuer. Bei unserm feurigen und leidenschaftlichen tête à tête war besonders komisch, daß ich sie oft fragen mußte, was sie gesagt? Denn sie spricht nur italienisch und dieß mit außerordentlicher Schnelligkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Der öffentliche Schreiber.

(Fortsetzung.)

Verwundert hörte ich zu und Monsieur Fabry schien höchst zufrieden mit dem Eindruck, den seine Erzählung auf mich machte. „Und glauben Sie ja nicht,“ fuhr er fort, „daß das Geschäft eines öffentlichen Schreibers etwa blos im wörtlichen, prosaischen Abschreiben von Liebesbriefen besteht; das Feld der Poesie ist ausnehmend groß. Ich weiß nicht, ob Sie Verse machen, *aber ich wette*, den sinnreichen Mechanismus meines Allerweltcouplets errathen Sie nimmermehr. Meine Kollegen haben ihrer zwei-, dreihundert, ich habe blos Eines, und dieses reicht überall aus. Gleich der Dosenuhr, gleich dem Messer, das Säge, Federmesser, Pfropfmesser, Korkzieher zugleich ist, dient mein Couplet zu allem Möglichen, was man ihm gar nicht ansieht; es ist für's Haus, wie für die Politik; es paßt für Väter, Mütter, Geschwister und Anverwandte; es ist zärtlich, ist respektvoll; es dient für Eine Person und ist collektiv zu brauchen; kurz, es ist das Universalcouplet, und zwar mittelst einer Veränderung, die am ersten Vers angebracht wird. Hören Sie das Couplet: zum Exempel, ein Knabe bringt seinem Vater eine Probeschrift und spricht dazu:

Ah! de votre fils en ce jour
Acceptez le sincère hommage,
Et ne jugez pas son amour
Sur la faiblesse de l'ouvrage.

Ist es ein junges Mädchen mit einer Stickarbeit — die Veränderung angebracht, und da heißt es: Ah! de votre fille en ce jour etc. Ein Bruder spricht: Ah! de votre frère en ce jour; eine ganze Familie: Ah! de vos enfants en ce jour. Passirt ein König unter einem grünen Triumphbogen: Ah! de vos sujets en ce jour. Die sujets gefallen Ihnen nicht; schnell denn zum System

der väterlichen Regierung, und da heißt es: Ah! de vos enfants en ce jour, oder des bons citoyens en ce jour; einmal hieß es: ah! des bons chrétiens en ce jour, und oft und viel habe ich geschrieben: des républicains en ce jour. Und dann auf das Land hinaus: des braves Nantais en ce jour; ah! des Bordelais en ce jour; oh! des Toulousains en ce jour; des bons Marseillais en ce jour etc. etc. Die einzige Stadt, welche sich meinem Couplet nicht fügen wollte, ist St. Jean-Pied-de-Porc; aber Napoleon hat nicht immer gesiegt, und mein Couplet ist nicht universeller als sein Genie."

Ich horchte, der Mann fing an, mich höchlich zu interessiren, und fast kam es mir vor, als stecke die ganze Literatur in Herrn Fabry's Couplet. Er sah mich lächelnd, mit höchst überlegener Miene an. Ich fürchtete, er möchte aufhören; aber mein Louisd'or hatte gehörig gewirkt, und er fuhr ruhig fort: „Wollen Sie wissen, wie es beim Wahlgeschäft hergeht? Ich kann Ihnen sagen, wie in allen Sphären denunzirt wird. Ich für meine Person habe seit 1815 denunzirt: eilf Direktoren der direkten Steuern, sechszig Generaleinnehmer, zweihundert Untereinnehmer, sechszehn Generalprokuratoren, dreihundert königliche Prokuratoren, zweitausend Controleurs aller Art, dreizehn Gensdarmeriehauptleute, zweihundert und einen Friedensrichter, hundertdreißig Revisoren, eilftausend Accisер, Feldhüter und Schulmeister, und zweitausend alte Offiziere. Ich habe Finanzen und Justiz desorganisirt und das Heer dezimirt." — Ich staunte, mir war bange, noch Aergeres zu vernehmen; er fuhr in seinem Satze fort: „Und jedesmal unten auf jeder Denunziation Namen und Adressen." — „Namen!" rief ich. — „Ja, Namen, an die vielleicht ich allein noch denke; aber sie bleiben in diesem Loche, und für die Verachtung der Menschen tröste ich mich damit, daß ich sie noch tiefer verachte. — Hören Sie, junger Mann, ich habe einmal die Memoiren eines der größten Staatsmänner, eines Mannes aus dem Kaiserreiche, abgeschrieben. Welche Masse großer Bubenstücke, kleiner Schurkereien kam da an den Tag! Verräthereien! Schandthaten! Hunderten das Kleid der Lüge vom Leibe gerissen! Mit wahrem Genuß fertigte ich die Abschrift. Es kam zum Druck; ich laufe zum Buchhändler, kaufe das Buch, lese — ha! wie ganz anders war Alles geworden! aus Schwarz Weiß, aus Laster Tugend, aus Schurkerei Heroismus! Ich traute meinen Augen nicht, ich sah den Titel an: es war dasselbe Buch; aber während des Drucks hatte Jeder dem Buchhändler, oder dem Drucker, oder was weiß ich, wem, das Blatt abgekauft, auf dem er vorkam, und dann war von dieser Seite gebeten, von jener gedroht worden. Der Eine schickt die Frau, ein Anderer die Schwester, ein Dritter wohl gar die Tochter. Die Freunde laufen hin und her, das Gold fließt, Versprechungen werden feierlich unterzeichnet, und am Ende behält jeder seinen Paraderock, hübsch zugeknüpft über seiner Schande, den Rock, den der Schnabel meiner Feder tausendfach zerrissen, damit die Schmach unserer sogenannten großen Männer an den Tag komme. Ich weiß Alles, Namen, Datum, Stunde, und noch kann meine Hand die Feder halten! O wenn ich wollte!"

Sein Auge funkelte, sein Gesicht flammte von edlem Zorn. Aber plötzlich ward er wieder ruhig und sah mich jovialisch lächelnd an. „Ist das nicht hochpoetisch?" fuhr er fort; „und derselbe Mann schreibt Köchinnen ihre Ausgabezettel und hat die Tragödien des Kaiserreichs kopirt. O arme Köchinnen! o miserable Tragöden! Hemistichen und Kohlköpfe, Tiraden und Kapaunen, Alles fliegt bunt durch einander! — Das kommt Ihnen spaßhaft vor?" sagte er, da ich lachte; „was sagen Sie aber dazu, daß mich Einer jeden Morgen die Karte seines Diners vom vorigen Tage auf schönes Velinpapier abschreiben und am Ende Alles bei Thouvenin binden läßt?" — „Es wäre gescheidter, er gäbe Ihnen das Essen," antwortete ich vorschnell. Da sah mich Herr Fabry ernst, traurig an, legte das längst ersehnte Papier sorglich zusammen und reichte es mir schweigend. Ich sah, ich hatte dem armen Alten wehe gethan, und schämte mich. „Verzeihen Sie," sagte ich, „mein alberner Scherz sollte nur dem schnöden Bauchdienste Ihres Kunden gelten. Glauben Sie mir, ich bin weit entfernt, Ihrer Lage zu spotten, obgleich ich, offen gestanden, mich darüber wundere, da, Ihren eigenen Aeußerungen zu Folge, ein öffentlicher Schreiber der Hülfsquellen so viele hat." — „Ach!" antwortete er, „es kommt am Ende sehr wenig dabei heraus. Indessen gibt es einen Artikel, der ergiebiger ist als alle andern zusammen; aber Gott soll mich behüten, daß ich mich damit befasse; eher soll mir die Hand verdorren! Ja, der Schreiber, der seine Feder der Hinterlist, dem Verbrechen verdingt, hat zu leben: eine Zeile wird mit Gold bezahlt, ein Wort gilt mehr, als ein Wochenverdienst." — „Und was ist dieß? fragte ich." — „Der anonyme Brief." — „Der anonyme Brief! rief ich; wie! ein Mensch könnte ein so schändliches Geschäft einer andern Hand anvertrauen, als der seinigen!

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, November.

(Fortsetzung.)

Die Riesensäule.

Sowohl die zur Plattform führende Treppe, als auch der ganze Weg dahin waren mit Scharlachtuch belegt, und auf dem Gerüste selbst mehrere große, stattliche Zelte errichtet.

unter denen sich besonders ein rothes, türkisches durch seine innere Ausstattung, seine prachtvollen Teppiche und Stickereien auszeichnete. Sobald Ihre Majestäten sich oben befanden, ward durch Trommelwirbel das Zeichen zum Gebet gegeben; nachdem alles daselbst versammelte Militär seine Andacht verrichtet hatte, vertheilte es sich an sechszig, in doppeltem Kreise aufgestellte Winden (von denen eine jede im Stande war, ein Gewicht von 60 000 Pfund zu heben). Auf einem Vorsprunge des Gerüstes befand sich ein Arbeiter, den Klöppel einer großen Glocke in der Hand, welche zum Angeben der Kommandos diente. Als nun Jedermann so auf seinem Posten stand und die Augen von Hunderttausenden erwartungsvoll nach dem bis jezt noch ruhig liegenden Koloß gerichtet waren, ertönte Schlag zwei Uhr auf den Wink des das Ganze leitenden Oberarchitekten Montferrand die Glocke, und in diesem Momente wurden alle sechszig Winden in Bewegung gesezt. Bei jeder Winde befanden sich zweiundzwanzig Mann, und in Allem waren ungefähr dreitausend Mann bei der Aufrichtung thätig. Die zweitausend Soldaten, welche, außer vierhundert der besten Arbeitsleute, diese Winden bewegten, waren unter den verschiedenen Garderegimentern ausgewählt, die unter den mit Lorbeeren gekrönten Fahnen des hochseligen Kaisers Alexander, zu dessen glorreichem Andenken dieses Denkmal errichtet wurde, gedient hatten, und man sah keinen unter jenen Veteranen, dessen Heldenbrust nicht mehrere Orden geziert hätten. Langsam erhob sich nun die ungeheure Steinmasse, und der größte Theil der Zuschauer hatte wohl keine Ahnung von dem gewaltigen Gewicht, welches emporgehoben wurde. Der Monolith wiegt beinahe zwei Millionen Pfund; er hat eine Höhe von 84 Fuß und 14 Fuß im Durchmesser. Die ganze Höhe der Säule beträgt 23 Faden 12 Werschock (161¾ Fuß). Der Säulenschaft kostete 202.500 Rubel, und die Kosten des Gerüstes und der Hebungsmaschinen beliefen sich auf 603.000 Rubel. — Die Längen der bekanntesten Monolithen sind folgende: die Alexandrinische oder Pompejussäule 63 F.; die Kolonnen des Pantheons zu Rom 46 Fuß 9 Zoll 11 Linien; der Obelisk auf dem St. Petersplaz 78 F.; der Alexandrinische Obelisk, bekannt unter dem Namen: Nadel der Cleopatra, 63 F.; der alte Obelisk, welchen der Kaiser Augustus im großen Cirkus zu Rom errichten ließ und der jezt auf dem Platze St. Johannes von Lateran steht, hat zwar eine Länge von 99 F., ist aber aus drei Stücken zusammengesezt. Die 48 Kolonnen der Isaakskirche in Petersburg haben eine Höhe von 56 F., und die Alexandersäule besteht, wie gesagt, aus einem einzigen Stück von 84 F. Länge, und ist mithin der größte unter den bekannten Monolithen. — Nach einer Stunde war die Säule so weit gehoben, daß nun auch der gewaltige Balkenschlitten, auf dem sie bis jezt gelegen hatte, durch vier Winden langsam vorwärts bewegt wurde. Der Druck dieser ungeheuren Last war indeß so stark, daß zehn Zoll dicke, mit Eisen beschlagene Walzen unter dem Schlitten im Augenblicke wie Spreu zersplitterten und stets durch neue ersezt werden mußten. Ohne den mindesten Unfall ging nun diese höchst merkwürdige Operation von statten. Die einzige kleine Verzögerung, die sich dabei ereignete, entstand durch das Zerspringen eines der Flaschenzüge. Um 3 Uhr 50 Minuten — sieben Viertelstunden also währte die Aufstellung — ertönte die Glocke von Neuem, und die Säule stand! In diesem Augenblicke verkündete das Aufziehen der kaiserlichen Flagge hoch über dem Gerüste dieß glückliche Ereigniß dem in zahlloser Menge und stummer Erwartung dastehenden Volke. Ein donnerndes Hurrah, welches in weiter Ferne widerhallte, erscholl nun, worauf sich Ihre kaiserlichen Majestäten unter lautem, von allen Seiten ertönenden Jubelruf in ihre Gemächer zurückbegaben. — So steht nun dieses Riesendenkmal, als eine neue, unvergängliche Zierde der prächtigen Kaiserstadt, einzig in seiner Art da. Alexanders Denkmal zertrümmern nicht Jahrhunderte, stürzen nicht Stürme. — Das kolossale Balkengerüste ist jezt bereits verschwunden, bis auf den die Kolonne unmittelbar umgebenden Rüstungsthurm, der bis zur völligen Beendigung des Ganzen stehen bleiben muß.

Obgleich alle Welttheile Granit im Ueberflusse liefern und er sich in vielen Ländern Europas in Menge findet, so sieht man doch in keinem Lande eine Anwendung desselben in so großem Maßstabe, wie hier. Die günstige Lage der Granitfelsen Finnlands, indem diese unmittelbar die Ufer des Meerbusens begrenzen, beförderte den Transport der ungeheuren Steinmassen, welcher zu Lande schwerlich hätte unternommen werden können. Die Natur bietet hier selbst Rußlands Unternehmungsgeiste freundschaftlich die Hand. Im Granit der Alexanderkolonne ist der Feldspath vorherrschend; er ist lebhaft fleischroth, hin und wieder grünlich grau von Farbe, und sondert sich in prismatischen, oft abgerundeten Krystallen aus, welche der Breite nach bis 1½ Zoll und in der Länge nicht über 3 Zoll messen. Aus der Ferne gesehen, zeigt sich das Gestein von röthlich grauer Farbe.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nr. 306:

Beate.

Charade.

1.

So lang er dich, o Liebe! kennt,
Bist du dem Dichter immer wieder,
Was meine erste Sylbe nennt,
Als unerschöpfter Quell der Lieder.

2.

Die zweite flicht mit dir ihm hin,
Als wäre sie von sich ein Theilchen;
Ja für die zweite schon Gewinn
Ist ihm, mit dir ein kleines Weilchen.

3.

Du, Liebe! bleibst die dritte auch
Für ihn, so lang er lebt auf Erden,
Du sollst ihm 1. nach Dichterbrauch
Mit jedem 1. 2. wieder werden.

1. 2. 3.

Drum bringt er nun das Ganze dir:
1. 2. soll dir das Glück anbinden!
Und bringt er's nicht im Goldpapier,
Du wirst im 3. das Gold schon finden.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 313.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 31. December 1832.

— O du!
Verderblicher, als Hunger, Pest und Meer!
Schau die betrübte Bürde dieses Bettes;
Das ist dein Werk!

Shakespeare.

Der öffentliche Schreiber.

(Beschluß.)

„Ja,“ erwiderte mein Schreiber, „ja, alle diese vergifteten Pfeile kommen meistens aus den Händen meiner Kollegen. Junger Mann, junger Mann, hüten Sie sich! Sind Sie verheirathet, und Ihre Frau ist kalt gegen Sie, niedergeschlagen, grollt ein Freund mit Ihnen, ist Ihr Vater einsylbig, geben Sie weder ihnen, noch sich die Schuld: es ist ein anonymer Brief im Spiele. Wie viel Blut, wie viel Thränen in Folge solcher abscheulichen Einflüsterungen geflossen sind, davon haben Sie keinen Begriff. Wie viele Freunde haben sich blutig entzweit, wie viele Ehen sind verdorben, wie viele Brautleute getrennt worden, Alles durch ein paar Worte, unter denen kein Name stand! Bekommen Sie je einen Brief ohne Unterschrift, lesen Sie ihn nicht, so lieb Ihnen Ehre und Ruhe ist, lesen Sie ihn nicht! Anfangs würden Sie nicht glauben wollen, was darin steht, sie hielten sich für stark genug, heimliche Winke zu verachten; aber der Pfeil hat getroffen, Ihnen selbst unbewußt, und der böse Keim im Herzen entwickelt sich, und nicht lange, so haben Sie keinen Freund oder keine Geliebte mehr!“ — „Ach!“ antwortete ich, „nur ein Mensch ohne moralische Kraft kann sich durch so niedrige Kniffe um seine Ruhe bringen lassen!“ — „So hören Sie eine Geschichte,“ erwiderte er, „und meiden Sie diesen fluchwürdigen Fallstrick; nie kann man wissen, in was er einen stürzt, sogar wenn er nur zum Scherz gelegt worden.“

„Um das Jahr 1820 heirathete der junge Juan von B. Fräulein Louise von A. So verschieden ihr beiderseitiger Charakter war, so liebten sie sich doch zärtlich und lebten höchst glücklich. Juans ernster, fester Charakter war für Louisens rasches, oft unüberlegtes Wesen ein Zügel; ja zuweilen machte sogar Herr v. A. seinem Schwiegersohne einen Vorwurf daraus, daß er über seinen trockenen Berufsgeschäften als Sachwalter die Freuden der Welt zu sehr vernachläßige. Eines Tags, an einem Carnevalsonnabend, drang Herr v. A. lebhaft in Juan, ein Geschäft, das er in Senlis hatte, fahren zu lassen und seine Frau auf den Maskenball zu führen; Juan sagte nicht, der Ball sey ihm zuwider, er versicherte nur, seine Reise sey dringend nothwendig, und ging, zum großen Verdruß seines Schwiegervaters. In seinem Aerger fordert dieser seine Tochter auf, mit ihm auf den Ball zu gehen; aber auch sie weigert sich, sie fürchtet, ihr Mann möchte es nicht gerne sehen. Da kommt Herr v. A. auf den Gedanken, es wäre ein Spaß, wenn man die eigensinnigen Leute zwingen könnte, auf dem Ball zu erscheinen. Gedacht, gethan: er läßt einen anonymen Brief an seine Tochter schreiben, worin ihr gemeldet wird, ihr Gemahl sey nur zum Scheine abgereist, er habe auf dem Maskenball ein Rendezvous mit einem Frauenzimmer in schwarzem Domino und mit blauen Armbändern verabredet. Er kannte die Neigung seiner Tochter zur Eifersucht und ihre

Leidenschaftlichkeit. Drauf sendet er einen Reitenden nach Senlis mit einem andern anonymen Brief, in welchem Juan zu verstehen gegeben wird, seine Frau habe nur darum keine große Lust bezeugt, mit ihm auf den Ball zu gehen, weil sie einen gewissen Andern dahin bestellt. Wie wollte er am Abend die Leutchen plagen! brauchte es ja nur ein Wort von ihm, um Alles aufzuklären."

„Die Nacht kommt herbei, und Louise eilt eichtig dem Opernsaale zu. Das schwarze, lärmende Gewühl betäubt sie, so daß sie fast ihres Schmerzes und ihrer Eifersucht vergißt, da geht plötzlich eine männliche Maske an ihr vorüber. Es ist Juans Wuchs, seine Haltung, so meint sie wenigstens; sie hängt sich ihm an den Arm und sagt: „Ah, Du bist's, Juan!" — „Ja, ich bin's," antwortet die Maske. Natürlich denkt sie, ihr Mann habe die Person, die er erwartet, an den Bändern erkannt, die sie an den Armen trägt. Um sich vollends von seiner Treulosigkeit zu überzeugen, verstellt sie fortwährend ihre Stimme. Die Maske, die an den zierlichen Füßen, an der zarten Hand auf jeden Fall die Dame von Stand erkennt, ist gleich bereit, Louisens Irrthum sich zu Nutze zu machen, und überschüttet sie mit den freien Galanterien, zu denen das Incognito in solchem Falle berechtigt. Louise, keinen andern Gedanken, als glühende Eifersucht im Herzen, reizt den Mann, statt ihn zurückzuweisen, und die Maske — Juan, und kein Anderer — läßt auf die feinen Schmeicheleien bald dringende Bitten und Schwüre folgen. Louise ist außer sich, und im Sturme der Leidenschaft, der in ihr tobt, läßt sie sich aus dem Saale weg, erst in einen obern Corridor und endlich in eine einsame vergitterte Loge führen. Was sie hier aus dem Munde des Mannes hört, bricht ihr vollends das Herz; ja, es ist entschieden, sie wird nicht mehr geliebt! Halb wahnsinnig überläßt sie dem Manne ihre Hand, er umschlingt sie — da wird plötzlich die Thüre der Loge gewaltsam eingestoßen und eine schreckliche Gestalt stürzt herein; sie hat keine Maske — es ist Juan! Da stößt Louise einen lauten Schrei aus und sinkt ihm zu Füßen. Ueber sie weg wirft sich Juan auf den Mann und reißt ihm, ehe er die Hand auf seine Wange niederfallen läßt, die Maske vom Gesicht. Beide hinaus, und ehe eine Viertelstunde vergeht, liegt der Fremde in seinem Blute. — Allermittelst war Herr v. A., der seinem Schwiegersohn nachgeschlichen, um zu sehen, wie sein Spaß ablaufe, auf den Lärm im Corridor herbeigeeilt und hatte seine Tochter nach Hause bringen lassen. Sie war nicht todt, wie er erst gefürchtet; aber die Erschütterung war zu groß gewesen: von dem hitzigen Fieber, in das sie verfiel, erstand sie nicht wieder. — Juan erfuhr bald Alles; er glaubte mir, als ich ihn versicherte, die beiden Briefe seyen mir von Herrn v. A. dictiert worden, der sich im voraus an den Folgen seines artigen Scherzes ergötzt."

„Sie haben hier, junger Mann, die Folgen eines, ohne böse Absicht, nur zum Scherze geschriebenen anonymen Briefes; wie es kommen kann, wenn Hinterlist und Bosheit dergleichen schmieden, mögen Sie sich denken."

Mit diesen Worten reichte mir der Schreiber das zusammengefaltete Papier. Es war schon sehr spät. Den Kopf noch ganz voll vom Gehörten, kam ich nach Hause und legte mich ohne Licht zu Bette. Ich hatte schreckliche Träume, der Alp drückte mich und ich athmete schwer in jenem peinlichen Zustand zwischen Schlafen und Wachen, da wurde ich plötzlich aufgeweckt. Ein Freund hatte sich in mein Zimmer geschlichen, Alles durchstöbert, und im Moment meines Erwachens hielt er einen Stempelbogen hoch empor und rief laut lachend: „Fünf-und-vierzig Jahre!"

Bonstetten an Johannes von Müller.

(Beschluß.)

Ich muß Ihnen dabei eine Anekdote erzählen, die eben vorgefallen ist. In den Gebirgen von Como hat der Graf Borromeo einen katholischen Pfarrer mit Frau und Kindern gefunden, und zwar war dieser in voller Unschuld, denn in jene entfernten Gebirge sind die Verordnungen des Tridentinischen Conciliums noch nicht vorgedrungen. Der arme Pfarrer fiel *wie aus den Wolken, als man ihm sagte, daß seine Ehe nicht erlaubt sey.* — Es ist hier ganz sonderbares Wetter. Seit vierzehn Tagen regnet es in Einem fort. In Holland ist der Winter weniger nebelig, als hier zu Land. In Rom liegt Alles voll Schnee und in einigen Theilen der Lombardei fallen den ganzen Winter hindurch Nebel, daß man nicht vier Schritt weit vor sich sehen kann. — Ich erhalte so eben zwei Briefe von Ihnen auf einmal. Sie werden recht glücklich seyn in Genf; Ihr Geist geht, wie die feinmauligen Pferde, trefflich in der Ebene, aber auf steinigem Weg in den Gebirgen ist er gleich niedergeschlagen. Dieß ist ein Bischen auch mein Fehler, darum liebe ich Sie so. — Ich war zur Audienz bei dem Grafen Firmian, und da sind mir die Thränen in die Augen getreten. Er sprach so freundlich und traulich mit mir, er sagte mir, daß er mich unter vier Augen bei sich sehen, daß er Alles, was in seinen Kräften stehe, thun wolle, um mir Mailand angenehm zu machen. Ich sprach mit ihm von Ihnen, von Schlözer, und je mehr ich daran denke, je mehr halte ich mich überzeugt, daß Sie ein Unterkommen in Italien finden werden, wozu ich Ihnen auch herzlich Glück wünsche, denn, recht betrachtet, ist doch der Aufenthalt in Italien der angenehmste in der Welt. Ich lese und arbeite viel, und gefalle mir ausnehmend hier. Sie, lieber Freund, kennen die Künste noch nicht, Sie ahnen

nicht, welche reiche Quelle von Vergnügen sie sind, wie sich die Einbildungskraft ausbildet und verschönert bei dem Anblick von so vielen Meisterwerken.

Ich wundere mich täglich mehr über La Lande's Leichtsinn. Keiner von seinen Artikeln über Mailand ist erträglich. Ich selbst verbessere und berichtige täglich meine Urtheile; er aber, der hier Niemanden genau gekannt hat, als den Pater Frisi, urtheilt und spricht über Alles in dem Lande, wo er sich nur drei Tage aufgehalten hat. Firmian hat mir Woltmann geliehen. La Lande versteht sich auf die Malerei nicht besser denn ein Blinder, und in seinen Urtheilen über die Kunst ist so viel ächt Französisches, Affektirtes und Schiefes; Woltmann aber ist nichts als La Landes Uebersetzer.

Ihr Styl gefällt mir, denken Sie nur immer daran, daß er das einzige Mittel ist, Sie unsterblich zu machen. Darum beschwöre ich Sie, legen Sie sich mit allem Eifer darauf, gut deutsch zu schreiben. Ich glaube, es wäre gut, wenn Sie sich in der Poesie versuchten. Dieß bildet den Styl recht aus. Die deutschen Schriftsteller sind hier wenigstens eben so bekannt wie die französischen; überdieß ist alles Deutsche eine Empfehlung bei Firmian, der vortrefflich deutsch, französisch und englisch spricht.

*

Lieber Freund, die Verachtung hat mich gerettet. Es war nahe an eilf Uhr; es waren noch eine Menge Männer da, ich setzte mich in einen Lehnsessel und sagte nichts, sie aber warf mir von Zeit zu Zeit Stückchen Wachs zu, das sie krampfhaft von den Lichtern abkniff. Endlich hatte ich alle meine Kräfte beisammen, um fortzueilen; sie schnell mir nach, aber ich war schneller, und so entkam ich glücklich. Armidens Pallast ist nun versunken. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie froh ich darüber bin, und ich sehe jezt recht, daß auch die Tugend ihre Freuden hat. Diese Liebesgeschichten sind gut für Leute ohne Seele und ohne Empfindung. Ich habe ihr dieß zu verstehen gegeben; sie schien auch ergriffen und gerührt, erwiderte aber nichts, sondern liebkoste mich nach wie vor. Wissen Sie, lieber Freund, was mich gerettet hat? Ich will es Ihnen erzählen. Als ich heute früh zu ihr ging, sah ich eine Handlung von menschlicher Milde, Güte und Humanität, die mir Thränen in die Augen brachte. Die Gefängnisse gehen in Mailand auf die Straße heraus und unter ihnen weg läuft ein Bogen. Die Gefangenen — die hier, wie in dem übrigen Italien, Spanien und Portugal nur das Nothdürftigste vom Staat zu essen bekommen, so daß die Unvermögenden lediglich von Almosen leben — hängen daher kleine Säcke von ihren Gittern herunter und schreien die Vorübergehenden beweglich um eine Gabe an. Nun denken Sie sich: ein schwächlicher, kränklicher Bettler, alt und in Lumpen gekleidet, kommt mühsam an seinem Stab herangeschlichen und sieht den Sack der Gefangenen herabhängen. Lange betrachtet er ihn unter dem Bogen, holt dann seinen Bettelsack hervor, sucht von oben bis unten, findet aber nichts als einen Apfel, sieht ihn an und abwechselnd den Sack, wirft ihn endlich hinein und blickt ihm nach, wie er hinaufgezogen wird und hinter dem Gitter verschwindet. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr es mich jezt reut, dem Armen nicht wenigstens einen Thaler gegeben zu haben. Denken Sie sich, lieber Freund, ich habe das Alles mit kaltem Blute angesehen, ohne diesem edlen Unglücklichen beizuspringen, der, obgleich selbst unter dem Drucke des Alters und der Armuth, noch einen Elendern unterstützt, und ich ging zu einer solchen Frau! ich ging an diesem armen Greis vorüber, ohne ihn zu umarmen! Dieß wird mich nicht schlafen lassen; der Arme steht mir immer vor den Augen. Statt der Vertheidiger der Menschheit zu seyn, bin ich ihr Auswurf (rebut), und kalten Blutes ging ich, um Tugend, Mitleid und Menschlichkeit zu opfern. Lieber Freund, ich kann Ihnen gar nicht sagen, welcher Schauder bei mir auf das Gefühl der Liebe gefolgt ist.

N a ch t l i e d.

Was klagst du, einsam Vöglein, spät
Dem Mond, der still am Himmel geht?
Es schleicht dein Lied
So sehnsuchtsmüd.
Ach! fühlt, du Kleine, wohl dein Herz,
Wie meines, Schmerz?

Du flogst am Tag im Liebestraum
Vom hellen Busch zum Blüthenbaum;
Der Sonne Blick,
Ach! war dein Glück;
Sie sank, du klagst, feucht steht die Au
Von Thränenthau.

Auch mir gab eine Sonn' einmal
Aus blauem Himmel süßen Strahl;
Wie Frühling stand
Mein innres Land,
Drin Berg und Thal und Fluß und Quell
Lag purpurhell.

Ich sah die Sonne untergehn,
Verschüttet stehen meine Höhn;
Noch klagt's manchmal
Aus tiefem Thal,
Und meines Auges Blume steht
Thränenbesäet.

Doch lacht, wie dir, mit mildem Schein
In meine Nacht ein Mond herein.
Gar treu und lieb
Ein Herz mir blieb;
Ihm sing' ich meine Klagen zu
Und finde Ruh'.

W. Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, November.

(Beschluß.)

Die egyptischen Sphinxe.

Zur selben Zeit, da wir der Ankunft dieser außerordentlichen Säule entgegensahen, als wir mit der Hoffnung uns schmeichelten, dieses bewunderungswürdige Werk menschlicher Kraft und Geschicklichkeit, so wie des Unternehmungsgeistes der Russen anzustaunen, gaben uns zwei merkwürdige Denkmale der Kunst der alten Egypter, die durch ein glückliches Zusammentreffen der Umstände gerade damals hier anlangten, Gelegenheit zu dem wohlbegründeten Ausrufe: „die Egypter sind uns zuvorgekommen, aber wir haben sie übertroffen.“ Diese Denkmale sind nämlich zwei sehr alte, herrliche und vorzüglich gut erhaltene Sphinxe aus Granit. Als der in der Kanzlei des verstorbenen Feldmarschalls Grafen Diebitsch angestellte Titularrath Murawieff, der zu Anfang des Jahres 1830 in Konstantinopel und darauf in Palästina und Egypten war, sich in Alexandrien befand, erfuhr er, daß zur Zeit des Aufenthalts des Herrn Champollion in Oberegypten bedeutende Nachgrabungen in den Ruinen des alten Theben angestellt und zwei schöne Sphinxe aus Granit entdeckt worden seyen, von denen die eine schon nach Alexandrien gebracht worden, die andere aber ebenfalls bald auf dem Nil daselbst ankommen werde, und daß der griechische Kaufmann, dem sie gehörten, bereit sey, beide dem Meistbietenden zu überlassen. Herr Murawieff sezte den russischen Gesandten in Konstantinopel, Herrn v. Ribeaupierre, davon in Kenntniß, der es hieher berichtete und Zeichnungen der Sphinxe einschickte. Die zur Prüfung derselben aufgeforderte hiesige Akademie der Künste gab ihr Gutachten dahin ab, daß, in Betracht des hohen Alterthums dieser Denkmale, der ihnen von Champollion wegen ihres Kunstwerths und vorzüglicher Ausführung ertheilten Lobsprüche und des dafür geforderten geringen Preises von 100.000 Franks, da die Anfertigung ähnlicher Sphinxe in Petersburg aus finnländischem Granit, der an Festigkeit und Schönheit dem egyptischen weit nachsteht, bei weitem kostspieliger seyn würde, der Ankauf derselben höchst wünschenswerth wäre. Allermittelst waren die Sphinxe für Rechnung der französischen Regierung, wie man sagte zum Preise von 100.000 Franken, gekauft, und so schienen sie für uns verloren. Als jedoch bald darauf, in Folge der im Juli 1830 in Paris ausgebrochenen Revolution, die französische Regierung sich von diesem Handel lossagte, wurden sie unverzüglich gekauft, und zwar zu einem viel geringern Preise, als anfänglich dafür gefordert worden, nämlich, wie es heißt, zu 64.000 Rubel, und der Transport derselben bis hieher kostet 28.000 Rubel. Auf einem griechischen Schiffe, dem ersten, welches seit langer Zeit hier vor Anker ging, langten sie in den lezten Tagen des Mai's bei uns an und befinden sich einstweilen, bis zur Aufstellung an dem für sie bestimmten Plaze, in dem Gebäude der kaiserlichen Akademie der Künste. — Interessant ist, was Champollion während seines Aufenthalts in Theben im Juni 1829 über diese Sphinxe schreibt: „Bei den großen Ausgrabungen, die hier von einem Griechen, einem ehemaligen Agenten des Herrn Salt, angestellt worden, hat man eine große Anzahl Säulen, Statüen mit Löwenköpfen aus schwarzem Granit, und außerdem zwei prächtige kolossale Sphinxe mit Menschenköpfen, die den König Amenophis III. vorstellen, entdeckt. Dieser egyptische Fürst gehört der 21sten Dynastie an und gelangte im Jahre 933 vor der christlichen Zeitrechnung auf den Thron. Seine Gesichtszüge auf diesen Sphinxen sind ganz so, wie die an andern Orten; sie stimmen vollkommen mit denen überein, welche die Bildhauer und Maler den Abbildungen dieses Fürsten anderwärts, z. B. auf seinem Grabmale im westlichen Thale von Biban-el-Moluk, geben, was, neben tausend andern Beispielen, zu einem neuen Beweise dient, daß die egyptischen Statüen und Basreliefs wirklich Abbildungen derjenigen egyptischen Fürsten sind, deren Leben sie vorstellen sollen.“ Diese Sphinxe sind ein der Beachtung höchst würdiger Gegenstand wegen ihres Alterthums und der vorzüglichen Schönheit des Granits, aus dem sie gearbeitet sind, der den unsrigen an Dichtheit und Festigkeit bei weitem übertrifft, und endlich wegen der unbedeutenden Beschädigungen, die sie erlitten, obgleich sie sich während mehrerer Jahrhunderte der freien Luft ausgesezt befanden, wovon die Ursache wahrscheinlich in der Beständigkeit und Milde des egyptischen Klimas und in der bis jezt auf denselben noch fast ganz vollkommen erhaltenen Politur zu suchen ist. Daß sie aber wirklich aus dem frühesten Alterthume herstammen, geht daraus hervor, daß sich an ihnen, so wie an allen Werken des ersten Anfangs egyptischer Kunst, nur ganz rohe, einfache Umrisse finden; aber dennoch sind sie schön, denn abgesehen von ihrer Größe (ihre Länge beträgt 7 Arschien 8 Werschock, ihre Dicke 2 Arschien 1 Wersch. und ihre Höhe, mit Einschluß der auf den Köpfen befindlichen, aus besondern Stücken Granits verfertigten Müzen, 5 Arsch. 4 W.), findet das schönste und glücklichste Verhältniß zwischen dem Ganzen und seinen einzelnen Theilen statt. Beide bestehen, außer den Müzen, welche abgenommen werden können, aus einem einzigen Stück und werden Petersburg zu einer neuen, schönen Zierde dienen; denn nach dem Willen Seiner Majestät sollen sie auf einem angemessenen Piedestal zu beiden Seiten der prachtvollen Anfahrt aufgestellt werden, die jezt dem Hauptgebäude der kaiserlichen Akademie der Künste gegenüber angelegt wird. Und wahrlich gibt es dazu keinen passendern Ort. Diese Sphinxe, Ueberbleibsel der Kunst der alten Egypter, werden die Vorhalle des Tempels schmücken, welcher mit den schönsten Werken aus der Blüthezeit Griechenlands und den Meisterwerken der neuesten Zeit angefüllt ist.

Auflösung der Charade in Nr. 312:

Neujahrwunsch.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 132 und Monatsregister December.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

